



Universidade do Minho

Instituto de Letras e Ciências Humanas

Bernhard Josef Sylla

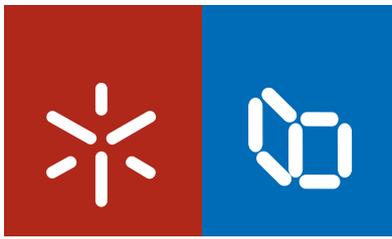
**Leo Weisgerbers Sprachinhaltsforschung, ihre
philosophischen Implikationen und ihr
Bezug zu Heidegger**

Bernhard Josef Sylla

**Leo Weisgerbers Sprachinhaltsforschung, ihre
philosophischen Implikationen und ihr
Bezug zu Heidegger**

UMinho | 2008

Janeiro de 2008



Universidade do Minho

Instituto de Letras e Ciências Humanas

Bernhard Josef Sylla

**Leo Weisgerbers Sprachinhaltsforschung, ihre
philosophischen Implikationen und ihr
Bezug zu Heidegger**

Tese de Doutoramento Ramo de Ciências de Linguagem
Área de Conhecimento em Linguística Alemã

Trabalho efectuado sob a orientação do
Professor Doutor Erwin Koller
Professora Doutora Irene Filomena Borges Duarte

Janeiro de 2008

DECLARAÇÃO

Nome: Bernhard Josef Sylla

Endereço electrónico: bernhard@ilch.uminho.pt Telefone: 253604173 / 253676291

Número do Bilhete de Identidade: 4095626130

Título dissertação:

Leo Weisgerbers Sprachinhaltsforschung, ihre pkilosophischen Implikationen und ihr Bezug zu Heidegger
[A linguística weisgerberiana: implicações filosóficas e relações a Heidegger]

Orientador(es):

Professor Doutor Erwin Koller

Professora Doutora Irene Filomena Borges Duarte

Ano de conclusão: 2008

Designação do Ramo de Conhecimento do Doutoramento:

Ramo: Ciências de Linguagem; Área de Conhecimento: Linguística Alemã

DE ACORDO COM A LEGISLAÇÃO EM VIGOR, NÃO É PERMITIDA A REPRODUÇÃO DE QUALQUER PARTE DESTA TESE/TRABALHO

Universidade do Minho, ___/___/_____

Assinatura: _____

Dank

An erster Stelle möchte ich mich ganz besonders und ganz herzlich bei meiner Frau Cristina Sylla bedanken, durch deren Bereitschaft, mir unzählige Verpflichtungen in Sachen Kinderbetreuung und Haushalt abzunehmen, die Abfassung dieser Arbeit allererst möglich wurde; desweiteren bei meinen Kindern Francisco und Tiago, die mir meine öftere Absenz nicht verübelt haben.

Meinen besonderen Dank möchte ich auch den beiden Betreuern dieser Arbeit aussprechen, Herrn Professor Doktor Erwin Koller für die intensive Betreuung und die überaus wertvollen Kommentare zu dieser Arbeit sowie die jahrelange Förderung und Motivation zur wissenschaftlichen Arbeit, die dann auch zur Konkretisierung des Projekts dieser Arbeit führten, Frau Professor Doktor Irene Borges Duarte für die Förderung, Unterstützung und Betreuung aller Arbeiten, die sich thematisch im Umkreis der Philosophie Martin Heideggers bewegten und dann auch direkten Eingang in diese Arbeit fanden. Nicht nur der Aspekt der Förderung, sondern auch der der unbestreitbar hoch ausgeprägten Sachkenntnis beider Betreuer in den diese Arbeit bestimmenden Sachbereichen hat mir bei der Abfassung der Arbeit sehr geholfen.

Ein weiterer Dank geht an die *Fundação Calouste Gulbenkian*, die durch Bewilligung eines Forschungsstipendiums einen zweiwöchigen Aufenthalt in Deutschland im Februar des Jahres 2004 ermöglicht und finanziert hatte, der zu wichtigen Forschungsergebnissen führte, insbesondere durch den Besuch des Weisgerber-Archivs im Brüder-Grimm-Museum in Kassel. Dem dortigen Leiter des Archivs, Herrn Doktor Bernhard Lauer, danke ich in diesem Zusammenhang sehr herzlich für die freundliche Genehmigung, Einsicht in Unterlagen des Weisgerber-Nachlasses zu nehmen und einige Dokumente zu kopieren. Im Rahmen dieses Forschungsstipendiums war mir auch ein Besuch bei Dr. Hermann Heidegger möglich, der mir die freundliche Genehmigung erteilte, Einsicht in ein Handexemplar aus Heideggers Privatbibliothek zu nehmen und eine Abschrift von Randbemerkungen zu erstellen. Auch dafür sei herzlichst gedankt.

Für sehr freundliche und offene Informationsgespräche danke ich insbesondere Herrn Professor Doktor Johannes Erben, Herrn Professor Doktor Helmut Gipper und seiner Ehefrau sowie Herrn Professor Doktor Bernhard Weisgerber.

Leo Weisgerbers Sprachinhaltsforschung, ihre philosophischen Implikationen und ihr Bezug zu Heidegger

Leo Weisgerbers Sprachinhaltsforschung dominierte nach dem Zweiten Weltkrieg die deutsche Sprachwissenschaft; ab den 70er Jahren geriet sie fast völlig in Vergessenheit oder wurde nur noch unter starken ideologischen Vorbehalten rezipiert. Diese Arbeit versucht zu zeigen, dass trotz berechtigter Einwände Weisgerbers Sprachinhaltsforschung für die Entwicklung der Allgemeinen und Vergleichenden Sprachwissenschaft bis heute dennoch eine nicht unbedeutende Rolle spielte und ihre sprachphilosophischen Implikationen sogar eine systematische Berücksichtigung verdienen. Der systematischen Darstellung der Sprachinhaltsforschung geht eine Diskussion ihrer frühen Entwicklung voraus, die zeigt, dass spätere thematische Schwerpunkte der Sprachinhaltsforschung in Auseinandersetzung mit vielen bedeutenden Sprachwissenschaftlern des frühen 20. Jahrhunderts schon eine deutliche Ausprägung fanden und intensiv rezipiert wurden. Desweiteren werden in dieser Arbeit die Umstände diskutiert, die zur ausgeprägten Ablehnung der Sprachinhaltsforschung führten, sowie die Frage, in welcher Form Grundprämissen der Sprachinhaltsforschung für rezente sprachwissenschaftliche Forschungsansätze relevant waren oder noch relevant sind.

Diesem sprachwissenschaftlich geprägten Teil der Arbeit folgt die Untersuchung der Frage, ob Weisgerbers Sprachinhaltsforschung in sprachphilosophischer Hinsicht von Belang ist. Nach der Analyse der sprachphilosophisch relevanten Positionen Weisgerbers, insbesondere der These von *Sprache als gesellschaftlicher Erkenntnisform*, der These des *Muttersprachapriori* und derjenigen des *sprachlichen Weltbildes*, die auch als *schwache sprachliche Relativitätsthese* bezeichnet werden kann, folgt die Kontrastierung mit zahlreichen sprachphilosophischen Ansätzen (Humboldt, Cassirer, Herder, Hönigswald, Frege/Carnap, Mauthner, Wittgenstein, Apel, Uexküll/Vollmer, Autopoesistheorien), die einen Rezeptionsbezug zu Weisgerber bzw. Weisgerbers engstem Schüler Gipper, der die philosophische Relevanz der Sprachinhaltsforschung in mehreren Schriften eingehend thematisiert hatte, aufweisen. Um die Unterschiede zu Weisgerber/Gipper klar herauszuarbeiten, werden diese Ansätze mit Blick auf ihre Orientierung an insgesamt fünf verschiedenen Erscheinungsweisen bzw. Funktionen/Leistungen von Sprache (*langue, parole, Dialogizität, langage* als

hyperlangue, *Referenzbezug*) analysiert, wobei sowohl Überschneidungen, wechselseitige Rezeptionsbezüge als auch spezifische Differenzen hervortreten, die es dann auch geeignet erscheinen lassen, Weisgerbers sprachphilosophischer Position einen spezifischen Stellenwert im Kontext sprachphilosophischer Ansätze nach dem *linguistic turn* einzuräumen.

Im abschließenden Teil der Arbeit wird versucht zu zeigen, in welcher Form sich Heideggers sprachphilosophischer Ansatz von den zuvor diskutierten abheben möchte. Dabei wird die These vertreten, dass Heideggers Versuch, durch eine Hermeneutik der muttersprachlichen *langue* eine eigene Sprache zu entwerfen (oder: zu entdecken), die den Rang einer ‘eigentlichen’ Sprache ausfüllen soll, mit Hilfe ‘sprachlicher Strategien’ umgesetzt wird, die zugleich diese Hermeneutik der *langue* durchführen. Auf der Basis dieser Untersuchungen wird dann abschließend die in der bisherigen Forschung systematisch noch nicht behandelte Frage diskutiert, ob eine Nähe zwischen Weisgerbers und Heideggers Sprachauffassung besteht. Die Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, dass diese These nur in eingeschränkter Form aufrechterhalten werden kann.

A linguística weisgerberiana: implicações filosóficas e relações com Heidegger

A linguística weisgerberiana, após ter dominado a linguística alemã depois da Segunda Guerra Mundial, caiu, a partir dos anos 70, no esquecimento, à exceção de algumas recepções de carácter bastante crítico. Este trabalho pretende mostrar que, apesar de algumas objecções serem justas, a linguística de Weisgerber tem desempenhado, até hoje, um papel com alguma relevância para o desenvolvimento das Linguísticas Geral e Comparativa, e que as suas implicações filosóficas a nível da linguagem merecem ocupar um lugar sistemático no âmbito da Filosofia da Linguagem. A representação sistemática da linguística weisgerberiana é precedida por uma discussão da sua fase inicial, demonstrando que Weisgerber, já nesta fase, tinha desenvolvido os focos temáticos mais importantes da sua posição, confrontando-os, em vários debates bastante vivos, com os respectivos teoremas dos mais conhecidos linguístas e filósofos dos inícios do século XX. Para além disso, são analisados, por um lado, os acontecimentos posteriores que levaram à forte refutação da linguística de Weisgerber a partir dos anos 70, e por outro lado, a questão da relevância das premissas fundamentais da linguística weisgerberiana para algumas linhas de investigação linguística recentes.

A segunda parte do trabalho debruça-se sobre a questão da relevância dos aspectos filosóficos da linguística de Weisgerber para a Filosofia da Linguagem, analisando as suas teses principais sobre *a língua materna enquanto forma social de conhecimento*, sobre *o a priori da língua-mãe* e sobre *a concepção da imagem do mundo constituída pela língua materna*, levando esta última tese à *versão fraca da tese de um relativismo linguístico*. Segue-se a contrastação da posição de Weisgerber, e do seu aluno mais próximo Helmut Gipper – quem, aliás, tematizou a questão da relevância filosófica da linguística de Weisgerber em vários escritos – com as posições filosóficas de Humboldt, Cassirer, Herder, Hönigswald, Frege/Carnap, Mauthner, Wittgenstein, Apel, Uexküll/Vollmer, e de alguns protagonistas da teoria da autopoiesis, apresentando todas elas relações de recepção com Weisgerber. A fim de destacar e identificar, o mais claramente possível, os respectivos contrastes e as afinidades entre estas posições e a de Weisgerber, a análise orienta-se num esquema que diferencia entre cinco modos de aparência ou funções da linguagem: *langue*, *parole*, *dialogicidade*, *langage* enquanto *hyperlangue* e *relação da referência*. O conjunto das contrastações permite situar a posição weisgerberiana num sistema complexo de teorias filosóficas sobre a linguagem,

dando conta tanto das várias afinidades e das diferenças específicas entre as respectivas posições, assim como das mútuas recepções.

A terceira parte do trabalho procura mostrar de que forma a filosofia da linguagem heideggeriana se pretende distinguir de todas as outras posições tratadas. Defende-se a tese de que a tentativa de Heidegger de criar (ou: descobrir) uma linguagem própria – enquanto ‘linguagem apropriada’ – através de uma hermenêutica da *langue* é levada a cabo mediante a utilização de estratégias linguísticas, que, ao mesmo tempo, exercem aquilo em que consiste a hermenêutica da *langue*. Com base nestas análises coloca-se, por fim, a questão – ainda não tratada sistematicamente por outros investigadores – de haver, ou não, uma afinidade entre as posições de Weisgerber e Heidegger. Chega-se à conclusão de que uma tal afinidade existe apenas num sentido muito restrito.

Inhaltsverzeichnis

0. Aperçu	1
1. Einleitung	2
1.1. Gegenstand und Ziele dieser Arbeit	2
1.2. Zum interdisziplinären Charakter dieser Arbeit	8
2. Die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers	12
2.1. Die Anfänge der Sprachinhaltsforschung und ihre Situierung im sprachwissenschaftlichen Kontext der Zeit	12
2.1.1. Vorgeschichte: Die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert	12
2.1.2. Die frühe Sprachinhaltsforschung (1924-1933) im Kontext der Sprachwissenschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts	18
2.1.2.1. Neuorientierung in der Sprachwissenschaft	18
2.1.2.2. Weisgerbers frühe Saussure-Rezeption	21
2.1.2.3. Abgrenzung gegenüber anderen sprachwissenschaftlichen Ansätzen der Zeit	29
2.1.2.3.1. Abgrenzungen im Umkreis der Konzeption der sprachlichen Weltbildthese (Voßler – Finck – Boas – Sapir)	30
2.1.2.3.2. Abgrenzungen im Umkreis der Diskussion des Bedeutungsbegriffs (Funke/Marty – Husserl – Onomasiologie)	39
2.1.2.3.3. Abgrenzungen im Umkreis des Feldgedankens (Prager Strukturalismus – Bühler)..	55
2.1.2.4. Die Anfänge der Sprachinhaltsforschung: Weisgerberaffine Positionen (Porzig – Ipsen – Trier)	63
2.1.3. Zwischenbilanz	68
2.2. Die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers	69
2.2.1. Die These vom Sprachinhalt	71
2.2.1.1. Sprachinhalt auf lexikalischer Ebene	78
2.2.1.2. Sprachinhalt auf syntaktischer Ebene	81
2.2.2. Die Lehre vom Wort-/Sprachfeld	93
2.2.2.1. Die Entstehung der Feldlehre	94
2.2.2.2. Weisgerbers Feldlehre	112
2.2.3. Muttersprache – Weltbild – Sprachgemeinschaft	128
2.2.3.1. Sprache (Muttersprache) als Erkenntnismedium und die Weltbildthese	131
2.2.3.2. Sprachgemeinschaft und Muttersprache	145
2.2.3.3. Die Pluralität der Sprachen	159
2.2.4. Energetische Sprachwissenschaft und sprachpolitisches Engagement	173
2.2.4.1. Energetische Sprachwissenschaft	174

2.2.4.2. Leistungsbezogene Sprachforschung	180
2.2.4.3. Wirkungsbezogene Sprachforschung	187
2.2.4.4. Fallbeispiele	193
2.2.4.5. Sprachenrecht und Sprachpflege	202
2.2.5. Zwischenbilanz	207
2.3. Rezeption und Stellenwert der Sprachinhaltsforschung Weisgerbers in der Sprachwissenschaft	208
2.3.1. Kritische Rezeption Weisgerbers	210
2.3.1.1. Involviertheit in Nazi-Ideologie	210
2.3.1.2. Rezeption und Kritik vom Standpunkt der marxistischen Ideologie	223
2.3.1.3. Rezeption Weisgerbers im Westen von 1945 bis Mitte der 60er Jahre: Ideologiekritik und Strukturalismusdebatte	232
2.3.1.4. Divergenzen innerhalb der Sprachinhaltsforschung	238
2.3.1.5. Ideologisch motivierte Kritik ab Mitte der 60er Jahre	247
2.3.2. Präsenz der Sprachinhaltsforschung nach 1970	263
2.3.3. Zwischenbilanz	284
3. Die philosophischen Implikationen von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung	285
3.1. Philosophische Implikationen von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung	288
3.1.1. Die These vom Muttersprachapriori und Weisgerbers Auffassung von <i>Wirklichkeit/Realität</i>	290
3.1.2. Sprache als gesellschaftliches Phänomen	301
3.1.3. Erkenntnis der Erkenntnisform – oder: Relativismus <i>versus</i> Universalismus	326
3.1.4. Pragmatik und Hermeneutik der <i>langue</i>	357
3.2. Die philosophischen Implikationen der Sprachinhaltsforschung im Kontext anderer sprachphilosophischer Ansätze	362
3.2.1. Weisgerber und Humboldt	363
3.2.1.1. Allgemeine Situierung der Kritik an Weisgerbers Humboldt-Rezeption	365
3.2.1.2. Der halbierte Humboldt	367
3.2.1.3. Sprachphilosophische Implikationen	388
3.2.2. Weisgerbers Bezug zu Cassirer, Hönigswald und Herder – Betonung des <i>langage-</i> bzw. <i>hyperlangue-</i> Aspekts	394
3.2.2.1. Weisgerber und Cassirer	394
3.2.2.1.1. Grundlegende Aspekte der Sprachphilosophie Cassirers	395
3.2.2.1.2. Weisgerbers Cassirer-Rezeption	413
3.2.2.2. Weisgerber und Hönigswald	419
3.2.2.3. Weisgerbers Herder-Rezeption	428
3.2.3. Gegen den methodischen Vorrang des Referenzproblems – Weisgerbers Bezug zu Carnap, Mauthner und Wittgenstein	438

3.2.3.1. Die Kritik an Carnap als Kritik am sprachanalytischen Idealsprachenprogramm	439
3.2.3.2. Mauthners Verzweiflung am Referenzproblem	449
3.2.3.3. Die Untheoretisierbarkeit der Referenz bei Wittgenstein	461
3.2.4. Apels transzendente Sprachpragmatik und die Sprachinhaltsforschung Weisgerbers und Gippers	472
3.2.4.1. Weisgerber-Affinität beim frühen Apel	473
3.2.4.2. Apels transzendente Sprachpragmatik: Entfernung von Weisgerber	480
3.2.4.3. Apel-Rezeption durch Weisgerber und Gipper	486
3.2.5. Gippers Sprachinhaltsforschung und die neurophysiologisch-biologischen Erkenntnistheorien	491
3.2.5.1. Der Bezug von Sprachinhaltsforschung und biologischen Erkenntnistheorien	492
3.2.5.2. Autopoiesistheorien und Sprache	502
3.2.6. Resümee	508
4. Heideggers Sprachphilosophie und ihr Bezug zu Weisgerber	510
4.1. Die Rolle von Sprache beim frühen Heidegger	512
4.1.1. Vorbemerkungen	512
4.1.2. Vorbedingungen zur Fokussierung der Sprachfrage	513
4.1.3. Verstehen und Rede	518
4.1.3.1. Verstehen	519
4.1.3.2. Rede	522
4.1.4. ‘Gerede’ als <i>langue</i> und die ‘Zweideutigkeit’	530
4.1.5. <i>Parole, Dialogizität, langue(s)</i> und der Zugang zu Sein und Sprache	536
4.2. Die Rolle von Sprache beim späten Heidegger	544
4.2.1. Vorbemerkungen	544
4.2.2. Vorbedingung zur Fokussierung der Sprachfrage: die bisherige ‘Seinsgeschichte’ als ‘Verfallsgeschichte’	545
4.2.3. Sprache und ‘Sein’, Sprache und ‘Ereignis’	553
4.2.4. Sprache und ‘Volk als Sprachgemeinschaft’ bei Heidegger	574
4.2.5. Die Radikalität der Sprachfrage	580
4.3. Heideggers sprachliche Strategien: Das Sagen des Unsagbaren	584
4.3.1. Vorbemerkungen	584
4.3.2. Vorbedingungen zur Analyse der Sprachstrategien	589
4.3.3. Sprachliche Strategien Heideggers	593
4.3.3.1. Destruktion der Funktion von <i>ist</i> -Prädikationen	593
4.3.3.2. Strategien der grammatischen Selektion – Heideggers Umgang mit Affixen	606
4.3.3.2.1. Nicht verbal mögliche Affigierung	607
4.3.3.2.2. Verbal mögliche Affigierung	616

4.3.3.3. Die ‘Er-örterung’ des Ereignisorts – Die Feldhaftigkeit der Präfixe und der ‘Zeit-Spiel-Raum’	626
4.3.3.4. Heideggers ungewöhnliche Kasusverwendung	634
4.3.3.4.1. Fälle von ungewöhnlicher Verwendung des Akkusativs in Lokaladverbialen	635
4.3.3.4.2. Heideggers Verständnis des ‘seynsgeschichtlichen Genitivs’	640
4.3.4. Die Bildlosigkeit des Denkens	642
4.3.5. Der Ausstieg aus dem ‘Gestell’ – Verblendung oder Heilslehre?	647
4.4. Vertritt Heidegger die These vom ‘Weltbild der Sprache’ im Sinne Weisgerbers?	649
4.4.1. Heidegger und die Weltbildthese	650
4.4.2. Behauptete Nähe von Heidegger zu Weisgerber oder Humboldt	664
4.4.3. Heideggerkritik unter den Prämissen der Sprachinhaltsforschung	678
4.4.4. Johannes Lohmann – der Heidegger der Sprachinhaltsforschung?	686
4.4.4.1. Lohmanns Konzept von Sprachwissenschaft und sein Rekurs auf Heidegger	687
4.4.4.2. Lohmanns Kritik an Weisgerber und Gippers Entgegnung	693
5. Schlussbemerkungen	699
Bibliographie	703

“... Es lebt
Der Menschengenius, der Sprache Gott,
Der alte Braga noch ...”

(Hölderlin 1799, “Emilie vor ihrem Brauttag”)

0. Aperçu

Die Arbeit begibt sich zwar nicht (wenigstens nicht erklärtermaßen) auf die Suche nach dem Gott der Sprache, noch verspricht sie sich aufgrund der Tatsache, dass sie in Braga verfasst wird, sprachgöttlichen Beistand. Andererseits ist das angeführte Motto keine bloße Kuriosität, vielmehr verweist es, als quasi ungewolltes Sprachspielangebot der Sprache(n) selbst, auf Themen, die die beiden Protagonisten dieser Arbeit verbinden und nicht zuletzt Zielscheibe von Kritik und Spott wurden: auf den Mythos *Sprache*, auf den Mythos *Muttersprache* bzw. *deutsche Sprache*, auf die ‘Schicksalsmacht’ der Sprache (bei Weisgerber) und die Verbindung des Sprachthemas mit dem ‘Göttlichen’ (bei Heidegger). Dass die in dieser Arbeit unternommene Naheführung der Werke Leo Weisgerbers und Martin Heideggers keine Angelegenheit arbiträrer oder gar kurioser persönlicher Perspektivik ist, sondern systematische Züge der Interdisziplinarität von Sprachwissenschaft und Philosophie anspricht, das soll die folgende Arbeit zeigen.

1. Einleitung

1.1. Gegenstand und Ziele dieser Arbeit

Der Titel dieser Arbeit weist auf drei Forschungsgebiete hin: (i) die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers als sprachwissenschaftliches Forschungsgebiet, (ii) die sprachphilosophische Relevanz der Sprachinhaltsforschung als interdisziplinäres Forschungsgebiet im Bereich von Sprachwissenschaft und Philosophie, (iii) die Sprachphilosophie Martin Heideggers als philosophisches Forschungsgebiet. Im Folgenden sollen die spezifischen Forschungshinsichten dieser Arbeit expliziert und begründet sowie die daraus abgeleiteten Ziele vorgestellt werden.

(i) Zieht man in Betracht, dass Leo Weisgerbers Schaffensperiode eine Zeitspanne von knapp 60 Jahren umfasst (1925-1984), dass die Sprachinhaltsforschung, als deren Begründer und Protagonist Weisgerber gilt, besonders in der Nachkriegszeit die westdeutsche Sprachwissenschaft dominierte, dann weckt allein schon die Tatsache, dass nach Ansicht vieler Forscher¹ die Sprachinhaltsforschung heute nahezu vergessen ist und sein treuester Schüler Helmut Gipper dementsprechend nur noch auf ihre "Renaissance" (2000: 29) hoffen kann, das sprachwissenschaftliche Forschungsinteresse. Der Grund für diesen Resonanz- und Wirkungseinbruch liegt eindeutig in der Verstricktheit Weisgerbers in die nationalsozialistische Ideologie, die heute der vorherrschende und fast ausschließliche Anlass für Veröffentlichungen zu Weisgerber ist. Hier findet auf isoliertem Terrain ein ideologischer Grabenkampf der wenigen an Weisgerber interessierten Sprachwissenschaftler statt, der auch die nachträgliche Beschäftigung mit zentralen Themen der Sprachinhaltsforschung zu einer Frage der ideologischen Einstellung macht.² Obwohl der Tenor der schärfsten

¹ Exemplarisch genannt seien hier Roth (2004: 7, 243), Ivo (1994d: 196) und Thilo (1989: 162ff.); in dieses Bild passt auch die Tatsache, dass in thematischen Monographien wie z.B. der von S. J. Schmidt (1969) zu spezifisch weisgerberischen Themen, sogar in einer solchen mit explizit historiographischer Konzeption wie Grassi (2001), der Name Weisgerber kein einziges Mal erwähnt wird.

² Dies dokumentiert besonders auffällig der von Dutz (2000) herausgegebene Sammelband der wichtigsten Beiträge zum einzigen mir bekannten wirklichen 'Weisgerber'-Kongress, der aus Anlass seines 100. Geburtstags 1999 in Münster stattfand. Besonders deutlich wird dies auch durch die erst kürzlich erschienene Dissertation Jürgen Roths (2004) als einzige mir bekannte umfangreiche Arbeit zu Weisgerber, die vom impliziten Ziel bestimmt ist, Weisgerbers gesamte wissenschaftliche Praxis als sprachpolitisches Kalkül zu entlarven. Dieser Ansatz ist sicherlich *auch* berechtigt, dies soll gar nicht in Frage gestellt werden. Richtig ist sicher die Feststellung, dass Weisgerber "eine stetige Aufmerksamkeit gegenüber politischen Entwicklungen sowie bisweilen die handfeste Bereitschaft [zeigte], diesen zu dienen" (ebd. 447), aber die Schlussfolgerung, die Roth daraus zieht ("Nein, ausgeschlossen scheinen heute nicht nur weitreichende, sondern auch punktuelle Anschlüsse an Weisgerber" (ebd. 479)), scheint mir zu weit zu gehen, widerspricht sie doch auch dem Anspruch Roths, Sprachwissenschaftsgeschichte als einen Dialog mit unangeklärten Fragen und Problemen der eigenen Vorgeschichte zu führen (ebd. 254, 258f.). So aber wird Weisgerber *passim* 'mundtot' gemacht. Meiner

Weisgerber-Kritiker dahin geht, dass eine Haltung, die im- oder explizit eine Stellung pro Weisgerber bezieht, nicht zu verantworten sei (Roß 2000: 103; Knobloch 2000: 169), fällt doch auf, dass, zum Teil auch von Kontrahenten Weisgerbers, durch die letzten Jahrzehnte hindurch immer wieder auf die Dringlichkeit einer historisch-kritischen Würdigung und emotionsfreien Neubewertung der Arbeit Weisgerbers hingewiesen wurde (Polenz 1969: 163; Maas 1973: 39, 50; Hempel 1978: 41; Kühnert 1979: 93; Thilo 1989: 171; Ivo 1992: 40; Ivo 1994a: 169; Albrecht 2000: 92). Weisgerber selbst hatte 1970, im Zuge zum Teil heftiger, einen heutigen Leser geradezu ermüdender Auseinandersetzungen mit seinen zahlreichen Gegnern beklagt, dass ihm nicht nur die gebührende Anerkennung als Vorreiter in der Untersuchung der Inhaltsseite der Sprache versagt, sondern dass er zudem auch noch verketzert werde (Weisgerber 1970c: 60). Damit reklamiert Weisgerber für sich deutlich eine signifikante Rolle in der Geschichte der Sprachwissenschaft, die ihm aus ideologischen Gründen vorenthalten werde. Ausnahmen davon scheinen aber heutzutage schon wieder salonfähig zu sein, wie das Urteil von Klaas Willems, der durchaus kein Weisgerberschüler ist, von der "Größe Weisgerbers" (Willems 1995: 12) zeigt.

Aus dieser Forschungslage heraus ergeben sich folgende Ziele dieser Arbeit für die Kapitel 2.1, 2.2. und 2.3.:

Es soll untersucht werden, und zwar unter der Maxime einer möglichst emotionsfreien Neubewertung,

- **welche spezifischen Leistungen und welche Forschungsperspektiven die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers für die Entwicklung der Sprachwissenschaft erarbeitet hat,**
- **wie und mit welcher Berechtigung es zur Ausgrenzung der Sprachinhaltsforschung kam.**

Aufgrund der erarbeiteten Ergebnisse kann auch die Frage neu gestellt werden, welcher Stellenwert Weisgerber in der Geschichte der Sprachwissenschaft gebührt.

Ansicht nach, und dafür soll diese Arbeit die Begründung liefern, hat Weisgerber einen Ort an systematischen Stellen der Entwicklung der Sprachwissenschaft und wichtiger sprachphilosophischer Themen. Dies scheint auch Roth zuzugeben (ebd. 18), allerdings mit der Einschränkung, dass Weisgerber, wenn er auch neue Fragen mit "philosophische[r] Relevanz" (ebd. 477) eingeführt habe, diese doch unter 'idealistischer Vorentscheidung' behandelt und entwickelt habe. Diese idealistische Vorentscheidung müsste man dann, als Phänomen des 'blinden Flecks' der 'negativen Dialektik', auch Roth vorwerfen, da seine Thematisierung der Weisgerberschen Auseinandersetzung mit Vierkandt, Apel, Cassirer etc. auf eingehende Textanalysen verzichten zu können glaubt und sich hier auf schon Jahrzehnte zuvor erreichte Ergebnisse beruft, und zwar nur diejenigen, die die eigene Vormeinung bestätigen. Dazu passt auch, dass Weisgerbers Habilschrift, die für eine Weisgerberinterpretation und -einschätzung eminent wichtig ist, von Roth nicht gelesen und verwertet wurde.

(ii) Dem Titel entsprechend liegt ein weiterer Schwerpunkt dieser Arbeit in der Behandlung der Frage, inwiefern Weisgerbers Sprachinhaltsforschung philosophisch von Bedeutung ist. Nicht nur Weisgerber selbst hat wiederholt die philosophische, insbesondere erkenntnistheoretische Relevanz seiner Sprachwissenschaft reklamiert (u.a. Weisgerber 1972c: 31) und wurde auch von sprachwissenschaftlicher wie philosophischer Seite aus mit der Philosophie in Verbindung gebracht.

Thyssen (1953: 301) etikettiert Weisgerbers Sprachinhaltsforschung umstandslos als "Sprachphilosophie", Helbig (1974: 140, 147) urteilt, Weisgerbers Sprachwissenschaft weite sich zu sehr in Philosophie aus, sei philosophisch-ideologische Sprachwissenschaft, und um das Gute an Weisgerber zu erhalten, müsse die Philosophie aus der Weisgerberschen Sprachwissenschaft "eliminiert" werden (Helbig 1961: 118). V. Heeschen meint, Weisgerber sei eher Philosoph als Sprachwissenschaftler (1972: 55). Peter Hartmann zufolge bekundet sich in den Werken Heideggers, Cassirers, Humboldts und Weisgerbers das Streben, durch Sprache die Einheit mit dem Sein wiederzugewinnen (Hartmann 1958: 32)³. Wirklich philosophischen Status aber erhält Weisgerber durch Karl-Otto Apel, der ihm wiederholt (u.a. 1963: 77; 1976: 137) eine herausgehobene philosophische Bedeutung zuspricht. Unabhängig von der Intention der angeführten Rezensenten, sei sie nun kritisch wie bei Thyssen, Helbig und V. Heeschen, oder eher wohlwollend-affirmativ wie beim frühen Apel, Tatsache ist, dass Weisgerbers Sprachwissenschaft einen philosophischen Anspruch reklamiert und mitunter sogar als Philosophie rezipiert wurde.

Weisgerber vertritt in seinen Werken zwei philosophische Grundthesen: (1) Sprache ist keine Repräsentation ontischer Realität, vielmehr strukturiert und konstruiert sie Welt (Weltbildthese), (2) jede Einzelsprache konstruiert und strukturiert Welt auf je spezifisch eigene Weise (Muttersprachapriori). Aus diesen beiden Grundthesen leiten sich Folgerungen ab, die nicht nur in unterschiedlichsten Problembereichen der Sprachwissenschaft virulent werden, sondern zudem auch den Anspruch erheben, Geltungsrelevanz für diverse Ebenen soziokultureller Wirklichkeit zu haben. Wenig bekannt bzw. auch noch gar nicht systematisch bearbeitet ist, dass Weisgerber sich mit einer ganzen Reihe sprachphilosophischer und -soziologischer Positionen eingehender als vielleicht erwartet auseinandergesetzt hat. In

³ Dies sind keineswegs die einzigen Autoren, die zu diesem Urteil gelangen, vgl. dazu u.a. auch Seidel (1958: 338), Albrecht (1972: 102) und noch heute Tomus (2004: 12, 88, 117f., 185, 188), alle aus stark kritischer Perspektive.

Einzeluntersuchungen wird zumeist bemängelt, dass Weisgerber seine Rekurse auf Philosopheme (etwa Humboldts oder Cassirers) oder Soziologeme (etwa Vierkandts) für die eigenen Bedürfnisse zurechtgeschnitten habe und zu keiner eigentlich dialogischen Diskussion der beanspruchten Positionen gelange. Dieses Stereotyp der weisgerberkritischen Forschung ist meiner Ansicht nach in vielen Fällen fragwürdig und revisionsbedürftig. Als Gegenpart der weisgerberkritischen Richtung ist eigentlich nur Weisgerbers Schüler Helmut Gipper zu nennen, der versucht hat, die philosophischen Implikationen der Sprachinhaltsforschung zu synthetisieren, wobei er aber dabei auch seine eigenen Wege gegangen ist. Zu berücksichtigen ist jedoch, dass diese Forschungslage sich auf insgesamt sehr wenige Arbeiten beschränkt, die zudem alle aus dem Bereich der Sprachwissenschaft stammen. Für die Mehrheit der Philosophen ist Weisgerber jedenfalls heute (damals nicht!) vollkommen unbekannt, auch die Tatsache, dass er für Karl-Otto Apel zu einem der Bausteine seiner Transzendentalpragmatik wurde.

Aus dieser Forschungslage heraus ergeben sich folgende Ziele für das Kapitel 3 dieser Arbeit:

- **Die philosophischen Grundthesen und Implikationen der Sprachinhaltsforschung Weisgerbers sollen systematisch analysiert werden.**
- **Die Weisgerbersche Legitimation bzw. Abgrenzung seiner philosophischen Thesen auf der Basis der Rezeption unterschiedlichster sprachphilosophischer und soziologischer Theorien soll herausgearbeitet und kritisch reflektiert werden.**
- **Die Rezeption der philosophischen Theoreme Weisgerbers und Gippers, die tatsächlich auch von philosophischer Seite aus stattgefunden hat, soll dokumentiert und kritisch reflektiert werden.**

Aufgrund der erarbeiteten Ergebnisse kann dann die Frage neu gestellt werden, ob die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers philosophische Relevanz hat.

(iii) Methodisch gesehen wird in Kapitel 4 dieser Arbeit nun die Lupe angesetzt, indem *einer* der philosophischen Interdependenzbezüge, nämlich der zur Philosophie Heideggers, detaillierter behandelt werden soll.

Der Sprung von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung zu Heideggers Sprachphilosophie ist nur scheinbar ein unmotivierter Hiatus. Es gibt mehrere Gründe, die für eine nähere Analyse der Frage sprechen, inwiefern Weisgerber und Heidegger miteinander in Verbindung gebracht werden können.

(1) Die Frage wird von den Sprachinhaltsforschern selbst ins Spiel gebracht: Es ist Weisgerber selbst, der diese Analyse als Forschungsaufgabe deklariert hatte.⁴ Zudem hatte sein Schüler Gipper nach eigener Angabe (in Gipper/Schwarz 1962: 925) Heidegger brieflich zu einer Stellungnahme aufgefordert, inwiefern dessen Humboldt-Rezeption nicht derjenigen der Sprachinhaltsforschung gleiche. Eine Antwort Heideggers blieb jedoch aus.⁵

(2) Wiederholt wird auf 'Nähe' oder 'Analogie' entweder der Denkrichtungen Heideggers und Weisgerbers oder gewisser Züge derselben hingewiesen, beispielsweise von Neunheuser (1957: 3), der behauptet, Heideggers Interpretation der Sprache sei analog zu derjenigen Weisgerbers, und in ähnlichem Sinne von Jost (1960: 201) und Schöfer (1962: 294f.), in kritisch-polemischer Absicht u.a. von Albrecht (1972: 117), der "mehr als offenkundige Parallelen" zwischen den Werken Heideggers und Weisgerbers feststellen zu können glaubt, und von Roth (1994: 47, 76). Der einzige systematische Versuch, Heidegger und Weisgerber zusammenzudenken, ist von Apel unternommen und über Jahre als solcher vertreten worden (vgl. Kap. 4.4.2.). Die hier aufgeführten bibliographischen Hinweise drohen aber ein falsches Bild der allgemeinen Rezeptionssituation zu vermitteln. Denn in der Heidegger-Rezeption und unter Heidegger-Kennern ist der Name Weisgerber so gut wie unbekannt, und die angeführten Urteile von sprachwissenschaftlicher Seite werden zumeist nicht weiter begründet und fungieren somit eher als bloße Statements.

3) Forschungstechnisch ist die These von einer Nähe zwischen Weisgerber und Heidegger wiederum dadurch interessant, dass es eine Reihe von Argumentationen gibt, die sich in krassen Widerspruch zu ihr stellen. An erster Stelle ist da an das berühmte Diktum Heideggers "Die Wissenschaft denkt nicht" (Heidegger 1954: 4) zu erinnern, das in affirmativer Form von Bock (1966: 45) noch verstärkt wird durch das kategorische Veto, die Sprachwissenschaft habe nicht das Recht, Heideggers Sprache zu beurteilen. Dem Urteil des philosophisch versierten Weisgerber-Kenners P. Hartmann

⁴ Weisgerber (1962c: 62): "Angesichts der deutlich energetischen Grundauffassung, mit der M. Heidegger zunehmend die Sprache in seine Überlegungen einordnet, müßte eine ausführlichere Darstellung die nicht einfache, aber sicher lohnende Verbindung [der Sprachinhaltsforschung; B. S.] mit seinen Gedankengängen herzustellen suchen [...]."

⁵ Nach persönlicher Auskunft H. Gippers.

zufolge zeigt sich nur “auf den ersten Blick eine gewisse Nähe [Weisgerbers] zu Heidegger [...]. Sieht man aber genauer zu, so bleibt diese grundsätzliche Konzeption der Zentralität alles Sprachlichen die fast einzige Übereinstimmung in den beiden Systemen, die sich ansonsten eher überkreuzen anstatt parallel laufen.” (Hartmann 1958: 19f.). Hartmann expliziert im fortlaufenden Text aber nicht, wie er sich diese ‘Überkreuzungskonstellation’ der beiden ‘Systeme’ vorstellt. Immerhin ist dieses Veto kein kategorisches. Als eher kuriozes Detail, das aber sehr schön die vollkommen unklare Forschungssituation widerspiegelt, muss dagegen gelten, dass Schweppenhäuser als einer der ersten Kritiker der Sprachphilosophie Heideggers, der auch vor etwas derberen Hieben nicht zurückschreckte, Heideggers Rückgriff auf etymologische Ableitungen mit den sogenannten Volksetymologien vergleicht, und zwar mit dem Hinweis auf “das gute Buch” Weisgerbers, in dem diese Thematik abgehandelt werde (Schweppenhäuser 1988: 79).

Diese hier dargelegten Gründe, die die Themenstellung als motiviert ausweisen, lassen durchblicken, dass die Thesen, die eine Nähe Weisgerbers zu Heidegger bzw. Heideggers zur Sprachinhaltsforschung postulieren, entweder ein Begründungsdefizit aufweisen oder aber sehr heterogenen Argumentationssträngen entstammen, die es erst einmal zu entwirren gilt. Der methodische Aufbau dieser Arbeit lässt es als sinnvoll erscheinen, dass nach der schon erfolgten Darstellung des Weisgerberschen Denkansatzes dem Leser zunächst einmal einsichtig gemacht werden soll, inwiefern bei Heidegger das Thema *Sprache* in der Entwicklung seines Denkens an zentrale Stelle rückt. Dies soll in Kapitel 4.1. und 4.2. dieser Arbeit geschehen. Zugleich sollen hier die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass beurteilt werden kann,

- **wo überhaupt Parallelen zu Weisgerbers Werk gesehen werden können und wo es unüberbrückbare Differenzen gibt.**

Der zweite methodische Schritt beruht auf einer heuristischen Annahme, die zudem auch in das skizzierte Problemfeld gehört. Wie kaum ein anderer Philosoph⁶ hat Heidegger gerade durch den innovativen und höchst unorthodoxen Gebrauch der *deutschen Sprache*, d.h. auf einer impliziten Ebene, die man als metasemantisch oder in vielen Fällen auch einfach als grammatisch bezeichnen kann, Aussagen gemacht, die eben nicht propositional formuliert sind. Damit wendet Heidegger durchaus

⁶ Die vorsichtige Formulierung dieses Urteils beruht darauf, dass besonders in der griechischen Philosophie, und hier insbesondere bei Aristoteles, philosophische Terminologie in beträchtlichem Umfang aus unorthodoxem Sprachgebrauch erwächst.

linguistische *Strategien* an, um etwas auszudrücken, was ‘eigentlich’ – oder, klassisch formuliert: weder auf objektsprachlicher noch auf metasprachlicher Ebene – nicht ausgedrückt werden kann. Dies lässt vermuten, dass Heidegger sozusagen die coverte Ebene der deutschen *langue* das ausdrücken lässt, was auf overter Ebene nicht sagbar sein soll. Andererseits wendet er sich auch deutlich gegen eine Sicht der Sprache, die sie als *Mittel* (und damit auch als mögliches Mittel eines strategischen Einsatzes) klassifiziert. Die Sprache soll bei Heidegger selbst zur Sprache kommen. Diese beiden Grundzüge der Heideggerschen Philosophie zeigen eine deutliche Verschränkung mit den Weisgerberschen *langue*betonenden Hauptthesen vom Muttersprachapriori und weltbildprägenden Charakter der Einzelsprachen, die aufgrund der ambivalenten Position Heideggers aber erläuterungsbedürftig ist und auf keine einfache Affinität hinauslaufen kann. **In Kapitel 4.3. und 4.4. soll diese Erläuterung,**

- **sowohl was die linguistischen Strategien Heideggers (4.3.)**
- **als auch die Frage der Affinität zu Weisgerber betrifft (4.4.), erarbeitet werden.**

1.2. Zum interdisziplinären Charakter dieser Arbeit

Im Horizont der bisherigen Überlegungen wird deutlich, dass der ausgewählte Problembereich dieser Arbeit aufgrund seines interdisziplinären Charakters nicht nur inhaltlich, sondern auch methodologisch vor die Schwierigkeit stellt, dass sich sprachwissenschaftliche und philosophische Perspektiven antagonistisch gegenüberstehen können, da sie schwerlich auf isomorpher Ebene vereinheitlicht werden können. Dennoch glaube ich, dass die interdisziplinäre Verschränktheit von Sprachwissenschaft und Philosophie hinsichtlich der Thematik dieser Arbeit nur dann mit Erfolg aufgezeigt werden kann, wenn die je spezifischen, disziplinär geprägten Diskurse nicht in aseptischer Quarantäne gehalten werden, sondern sich aufeinander zu bewegen. Dies wird besonders in Kapitel 3 deutlich werden, in dem im Ausgang von der Sprachwissenschaft vorgenommene Kategorisierungen für eine Beurteilung sprachphilosophischer Positionen fruchtbar gemacht werden.

Damit situiert sich die Arbeit im Kontext einer Tradition, die nicht erst mit Humboldt ihren Anfang genommen hat, sondern so alt wie die Anfänge von Philosophie und Sprachwissenschaft selbst ist. Allerdings wird erst im 20. Jahrhundert die intensive

Reziprozität von Sprachwissenschaft und Philosophie ein deutlicher konturiertes Phänomen. Unter erkenntnistheoretischen und logischen Prämissen rückt die Sprache, von Kant und Hegel noch stiefkindlich behandelt, als Grundbedingung von Philosophie ins Zentrum des philosophischen Interesses. Husserl widmet dem Sprachproblem einen ganzen Band seiner *Logischen Untersuchungen*, die jahrzehntelange Fehde der *Ideal Language Philosophy* und *Ordinary Language Philosophy* verdankt sich dem - von Rorty später so betitelten - *linguistic turn*, der Neukantianismus mutiert mit Cassirer und auch mit Hönigswald zur Sprachphilosophie, in Heideggers Philosophie gewinnt das Thema *Sprache* immer gewichtigere Bedeutung, in der Transzendentalpragmatik von Apel hat die Reflexion auf Sprache transzendentalen Status. Nach Aussage Manfred Franks ist die Sprache das Fundament aller philosophischen Lager, seien es nun Hermeneutiker, die analytische Philosophie oder Neostrukturalisten (Frank 1997: 274). Auch von sprachwissenschaftlicher Seite, meist jedoch unter der Voraussetzung, dass die Sprachwissenschaft als solche thematisiert wird, wird die Interdependenz mit der Sprachphilosophie durch das gesamte 20. Jahrhundert hindurch immer wieder betont. Repräsentativ hierfür sei auf P. Hartmann verwiesen, der die Ansicht vertrat, die Sprachwissenschaft lasse sich in Typen aufteilen, die alle, bewusst oder unbewusst, Grundannahmen über Sprache implizieren, wessen sich jede Art von Sprachwissenschaft bewusst sein solle (Hartmann 1961: 50f.). Oft sind aber gerade diese philosophischen Verortungen sprachwissenschaftlicher Theorien Zielscheibe heftiger Kritik geworden, wie es etwa die Reaktionen auf Chomskys Versuche, seine Sprachwissenschaft philosophisch zu begründen, zeigen. Obwohl im Zuge der immer stärkeren Ausdifferenzierung der Linguistik in die verschiedenen 'Bindestrich-Linguistiken' die philosophische Perspektive eher wieder in den Hintergrund gedrängt wird und eine geradlinig proklamatorische Behauptung, dass die Sprachwissenschaft philosophische Relevanz habe, wie sie beispielsweise noch 1965 von J. J. Katz erhoben wurde (Katz 1992: 340), heute wesentlich dezenter vorgebracht werden müsste, so darf man aber doch sagen, dass das Postulat P. Hartmanns bis heute nichts an Gültigkeit eingebüßt hat. Dieser Erfahrung der intensiven Interdependenz von Sprachwissenschaft und (Sprach)philosophie gibt ein so brillianter Theoretiker wie George Steiner Ausdruck in dem Urteil, dass eine saubere Trennlinie zwischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie kaum mehr zu ziehen sei (Steiner 1990: 142).

Sowohl der Umriss der spezifischen Perspektiven dieser Arbeit als auch der kurze Blick auf den zeitgeschichtlichen Kontext der Frage der Interdisziplinarität von

Sprachwissenschaft und Philosophie zeigen, dass in diesem Bereich keine vorgeprägten Antworten zur einfachen Applikation bereitstehen, dass vielmehr Arten und Möglichkeiten dieser Interdisziplinarität immer von neuem argumentativ erschlossen werden müssen. Es gibt keine vorgefertigte Metaebene als abgehobene separate Spielwiese dieser Interdisziplinarität, vielmehr ist diese nur möglich, wenn die Argumentationslinien beider Disziplinen erst einmal in ihrer genuinen Intention berücksichtigt werden. Für diese Arbeit bedeutet das, dass eine Konfrontation bzw. Diskussion der Geltungsansprüche der jeweiligen sprachwissenschaftlichen und philosophischen Thesen erst auf dem Grund der Ergebnisse der wechselseitigen hermeneutischen Analysen aufbauen kann.

Diese Einsicht hat Konsequenzen für das methodische Konzept dieser Arbeit. Um sowohl die Sprachwissenschaft als auch die Philosophie als Zeugen zu respektieren, muss ihnen erlaubt sein, ihre Perspektive zu vertreten. Um den Zielsetzungen dieser Arbeit gerecht zu werden, wird in Kapitel 2.1. und 2.3. eine vornehmlich sprachwissenschaftlich-historiographische Perspektive eingenommen, in 2.2., wo es um die Darstellung der wichtigsten sprachwissenschaftlichen Theoreme Weisgerbers geht, eine vorwiegend (aber nicht ausschließlich) immanente Interpretation bevorzugt, da Weisgerbers Sprachinhaltsforschung, wenn in heutiger Zeit überhaupt thematisiert, meist direkt unter ideologischen Vorzeichen behandelt wird. In Kapitel 3 wird Weisgerbers Sprachinhaltsforschung hinsichtlich ihres philosophischen Anspruchs (3.1.) und ihrer Auseinandersetzung mit anderen sprachphilosophischen Positionen (3.2.) analysiert, demzufolge hat die Untersuchungsmethode hier systematischen Charakter und bewegt sich im Bereich philosophischer Argumentation. In Kapitel 4.1. und 4.2. geht es zunächst um eine wiederum stark immanent ausgerichtete, zugleich aber auch systematisch orientierte Darstellung der wesentlichen Züge der Heideggerschen Sprachphilosophie vor und nach der 'Kehre', während in Kapitel 4.3. versucht wird, unter sprachwissenschaftlicher Perspektive entscheidende, in der Forschung bislang nur ungenügend untersuchte linguistische Strategien Heideggers zu analysieren und auf ihre philosophische Relevanz zu befragen. In Kapitel 4.4. setzt dann die auf den erreichten Ergebnissen der Arbeit beruhende Reflexion auf die Frage ein, wie die These von der Nähe Weisgerbers zu Heidegger zu beurteilen ist. Die Ausführungen in Kap. 3 und 4 lassen dann auch deutlich werden, in welcher Hinsicht man von philosophischer Relevanz der Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers sprechen könnte.

Zum Abschluss sei noch ein Hinweis zu einer weiteren speziellen ‘interdisziplinären’ Problematik gegeben. Die beiden Protagonisten dieser Arbeit, Weisgerber und Heidegger, arrangierten sich beide, zeitweilig auch politisch aktiv, mit dem Naziregime. Wenn in dieser Arbeit versucht wird, ihre Gedanken und Thesen ernst zu nehmen und sie möglichst aus ihrer eigenen Perspektive verstehen zu wollen, so bedeutet das, dass die Arbeit nicht von vornherein eine fokussiert ideologiekritische Haltung einnimmt und somit einen eher unzeitgemäßen Ansatz darstellt, der implizit zu einem Kontrastargument gegenüber den häufig vertretenen ideologiekritischen Ansätzen wird. Dennoch möchte ich behaupten, dass die Frage der Kontamination von Sprachtheorie/Philosophie und Totalitarismusanfälligkeit sich in dieser Arbeit *auch*, wenn auch in anderer Tonart stellt: nämlich so, dass das Denken von ‘Absolutheit’ oder Theoreme der ‘Absolutheit’ als solche nicht vorschnell kritisch abgeblockt oder als Böses entlarvt werden, sondern als Verarbeitungen des Absoluten wahrgenommen werden können, die in einem historisch-gesellschaftlichen Rahmen und in disziplinär gewachsenen Systemen von mit ihnen verbundenen Denkrichtungen verankert sind und zu diesen Systemen als notwendige Systemoide gehören. Die vorschnelle Kritik am Denken von Absolutheit kann den Nachteil haben, dass, wie es häufig geschah oder noch geschieht, dieses Denken von vornherein und *schlechthin* stigmatisiert wird, wodurch nicht nur es selbst, sondern auch seine Kritik (gerade etwa im Sinne Adornoscher Dialektik) ideologieanfälliger werden kann. Gefordert ist also (und wird es immer sein) meiner Ansicht nach, dass Absolutheit nicht deswegen zum ‘Thema *non grata*’ wird, weil sie besonders kontaminationsgefährdet ist. Vielmehr wird es eine der grössten Herausforderungen bleiben, im Umgang mit Absolutheit theoretisch und praktisch flexibler zu werden, da dies die Differenzierungsfähigkeit ihr gegenüber mehr schärft, als wenn angenommen wird, dass es sichere Schutzbereiche gibt, in denen sie in ihrer totalitären Form uns nichts anhaben kann.

2. Die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers

2.1. Die Anfänge der Sprachinhaltsforschung und ihre Situierung im sprachwissenschaftlichen Kontext der Zeit

2.1.1. Vorgeschichte: Die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert

Die Entdeckung der Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Sprachen war mit Sicherheit das entscheidende Ereignis für die Entwicklung der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert. Für Arens (1969: 155) beginnt geradezu die eigentliche *Sprachwissenschaft* erst mit dieser Entdeckung, oder besser gesagt, mit ihrer Implantation im öffentlichen Diskurs der Sprachgelehrten dieser Zeit.⁷ Aus der Sicht des 20. Jahrhunderts wird bei der Konstruktion der Sprachwissenschaftsgeschichte dann meistens folgendes Grobraster mit den entsprechenden Zäsuren entworfen: (1) der ‘Monolith’ Wilhelm von Humboldt, (2) Gründung und Ausbau der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft (A.W. Schlegel, Bopp, Rask, J. Grimm, Rapp, Pott, u.a.), (3) die zunehmende Tendenz, Sprachveränderungen mit Hilfe von naturwissenschaftlichen Methoden bzw. Erklärungsmodellen zu analysieren (Schleicher, Curtius, Scherer), die dann (4) im konsequenten Positivismus der Junggrammatiker zum vorherrschenden Paradigma der Sprachwissenschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird. (5) Positionen wie die Steinthals, Schuchardts, G. von der Gabelentz’, Wegeners u.a. werden als Diskontinuitäten registriert, erhalten aber z.T. auch den Stellenwert verkannter Modernität. (6) Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts setzt eine Krise der herrschenden Sprachwissenschaft ein, die zur Ausbildung der modernen Sprachwissenschaft führt.

Bis in die heutige Humboldtforschung gesellt sich zum Urteil Cassirers “Eine Betrachtung der Sprache nach ihrem rein philosophischen Gehalt [...] bedeutet freilich ein Wagnis, das seit den ersten grundlegenden Arbeiten Wilhelm von Humboldts kaum jemals wieder unternommen worden ist” (Cassirer 1997a: VI) die Überzeugung, dass Humboldt im 19. Jahrhundert nahezu übersehen wird und die post-humboldtsche Sprachwissenschaft einen Weg eingeschlagen hat, der in der zunehmenden

⁷ Zu den ideengeschichtlich notorischen Schwierigkeiten, denen die Entdeckung des Sanskrit von ihrem ersten Auftauchen bis zur Anerkennung und Verwertung im öffentlichen Diskurs ausgesetzt war, berichtet kurz Arens (1969: 146ff.).

Konzentration auf die Lautformen der Wörter die Sprache 'selbst' aus dem Blick verloren hat und somit leicht als Dekadenzerscheinung gewertet werden kann. Dabei ist zunächst zu beachten, dass schon vor der Abfassung der wichtigsten sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Schriften Humboldts die Weichen für die historisch-vergleichende Sprachforschung gestellt waren. 1816 hatte Bopp sein Werk *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* veröffentlicht, 1818 war in Kopenhagen Rasks Abhandlung *Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse* erschienen, 1819 J. Grimms *Deutsche Grammatik*. Während Bopps Arbeit für die vergleichende indoeuropäische Sprachforschung den Grundstein legte, konzentrierten sich J. Grimms Forschungen auf die systematischen Züge der Entwicklung der germanischen Sprachen und Dialekte, wo er Außerordentliches leistete und mit Recht neben Bopp als Begründer der historisch-vergleichenden Sprachforschung betrachtet wird.⁸

Vergegenwärtigt man sich, dass eine systematische Erfassung der genealogischen Zusammenhänge der indoeuropäischen Sprachen erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts begonnen werden konnte, und mit ihr zugleich überhaupt erst ein Begriff für das fast unerschöpfliche Panorama der Vielfalt der Sprachen dieser Welt gewonnen wurde, so erscheint es geradezu als notwendig, dass die Sprachwissenschaft sich fast ein Jahrhundert lang intensiv um dieses Thema bemüht hat. Ohne eine solche systematische Sprach(en)erfassung, die diachronisch und an Lautformen ausgerichtet sein musste, um überhaupt Identitäten und Abgrenzungen vornehmen zu können, wären auch die Werke etwa Cassirers oder Weisgerbers, die beide im Rahmen der oben so genannten Dekadenzthese argumentieren, nicht möglich gewesen. Zu bedenken bleibt aber, dass die intensive Konzentration der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Lautformen und ihre Veränderungen prinzipiell keineswegs eine Prävalenz einer bestimmten wissenschaftlichen Methode implizierte. Die Kritik aus der Perspektive des beginnenden 20. Jahrhunderts, und zum Teil auch die *hic et nunc* im 19. Jahrhundert geäußerte, ist deshalb auf zwei verschiedenen Ebenen anzusiedeln, einmal geht es um die Einschränkung des Gegenstandsbereiches der Sprachwissenschaft, zum anderen um die Wahl des Erkenntnismodells.

Beginnen wir mit dem zweiten Aspekt. Für Karl-Otto Apel lässt sich die grundsätzliche wissenschaftliche Einstellung des 19. Jahrhunderts mit dem Begriff

⁸ So auch das Urteil von Bahner in Bahner / Neumann (1985: 344f.).

“ontische Reduktionstendenz” (Apel 1976: 80) fassen. ‘Ontische Reduktion’ besagt, dass Seiendes auf Seiendes reduziert, d.h. im Rekurs auf anderes bekanntes Seiendes erklärt wird. Im Falle der Naturwissenschaften bedeutet das, dass z.B. alle Erscheinungen auf Körperbewegungen reduziert werden können, die mit Hilfe kausalmechanischer Gesetze erklärbar, quantifizierbar und berechenbar sind. Mit dem Entstehen der Geisteswissenschaften sei die Methode der erklärenden Reduktion dann im Ausgang von Hobbes und Hume – und man muss hinzufügen, besonders nachhaltig durch Herbart – zunächst auch auf die Psychologie übertragen worden⁹, dann aber auch auf “ganze sinnhafte Gestaltkomplexe” (Apel 1976: 81) wie Religion, Kunst, Recht, Sprache und Dichtung (ebd. 80f.).

Eine fast identische Sicht bietet uns Cassirer. Er weist insbesondere auf Helmholtz’ Schrift *Über die Erhaltung der Kraft* (1847) hin, in der die Prinzipienlehre der exakten Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts ihren prägnantesten Ausdruck gefunden habe:

“Einen Vorgang der anorganischen oder organischen Natur erkennen hieß nichts anderes, als ihn in Elementarvorgänge, und zuletzt in die Mechanik der Atome aufzulösen: was sich dieser Auflösung nicht fügt, das scheint für den menschlichen Geist und für alle menschliche Wissenschaft ein schlechthin transzendentes Problem bleiben zu müssen” (Cassirer 1997a: 115)

Mit August Schleicher setzt in der Sprachwissenschaft die explizite Hinwendung zum naturwissenschaftlichen Erkenntnismodell ein. Schon 1850 schreibt er:

“Wie die Naturwissenschaften, so hat auch sie [die Linguistik] die Erforschung eines Gebietes zur Aufgabe, in welchem das Walten unabänderlicher Gesetze erkennbar ist, an denen der Wille und die Willkür des Menschen nichts zu ändern vermögen.” (zitiert nach Cassirer 1997a: 112)

Einige Jahre später entwirft er in expliziter Anlehnung an Darwins Evolutionstheorie ein phylogenetisches Abstammungsmodell für die indogermanischen Sprachen. Kurze Zeit später wird aber auch Schleichers sprachwissenschaftlicher Ansatz, besonders die metaphysischen Relikte seiner Theorie von Sprachentwicklung und anschließendem

⁹ “Das Problem, wie ich «etwas als etwas» wahrnehmen kann, wird hier reduziert auf das Problem, in einem Unbekannten etwas Bekanntes wiederzuerkennen. Also auch hier handelt es sich nur darum, Faktisches nach den Gesetzen der Vorstellungsassoziation als der psychischen Kausalmechanik auf einen faktischen Ausgangspunkt zurückzuführen. So etwa meine «Baumvorstellung» als Assoziationskomplex, der sich um ein individuelles Ersterlebnis eines bestimmten Baumes gebildet hat.” (Apel 1976: 81)

Sprachverfall, der Kritik einer immer radikaler naturwissenschaftlich ausgerichteten Sprachforschung anheimfallen. Mit Scherer, Curtius, Sievers und Leskien wenden sich neben vielen anderen vier der bedeutendsten Sprachforscher zunehmend lautphysiologischen Sprachforschungen zu, wobei schon geradezu stereotyp auf naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeit und die Notwendigkeit der Ausrichtung der Forschung auf die letzten, einfachen Elemente der Sprache hingewiesen wird. Schon Georg Curtius hatte 1858 in *Grundzüge der griechischen Etymologie* behauptet:

“Denn nur das Gesetzmäßige und innerlich Zusammenhängende läßt sich wissenschaftlich erforschen, das Willkürliche höchstens erraten, nie erschließen. So schlimm aber steht es, denke ich, nicht, vielmehr lassen sich gerade in dem Leben der Laute am sichersten feste Gesetze erkennen, die sich beinahe mit der Konsequenz von Naturkräften geltend machen.” (zit. nach Bahner / Neumann 1985: 357)

Die Rede von ‘festen Gesetzen’ wird in der Folge derjenigen der ‘ausnahmslosen (Laut)gesetze’ weichen, deren Auffindung von Forschern wie Scherer und Leskien, aber auch von den Protagonisten der junggrammatischen Schule vehement gefordert wird.¹⁰ Als geradezu sensationeller Erfolg galt dementsprechend die 1877 publizierte Entdeckung Karl Verners, dass Ausnahmen der von Grimm herausgefundenen ersten germanischen Lautverschiebung, die zuvor einer Erklärung entbehrten, sich nun doch als durchaus erklärbar erwiesen. Dennoch reichte, auch zur Erklärung des Lautwandels¹¹, die Heranziehung rein physiologischer Tatbestände, wie etwa die Akzentuierung oder der Wechsel von freiem zu gebundenem Akzent, nicht zur Erklärung aller Phänomene des historischen Sprachwandels, besonders des sogenannten Bedeutungswandels, aus. Neben dem kausalmechanischen Erklärungsprinzip avancierte deshalb besonders in der junggrammatischen Sprachwissenschaft, bei Osthoff, Brugmann und Paul, das auf Herbart zurückgehende psychologische Erklärungsprinzip der Analogie auf der Basis von Assoziationen zum zweiten Forschungsprinzip. Schon Hajim Steinthal, der Humboldts Sprachphilosophie in eine psychologische Sprachphilosophie umdachte, hatte das Prinzip der Analogie, das nach Herbart eben auch als Kausalmechanik von Bewusstseinsprozessen fassbar sein sollte, auf Probleme der individuellen und allgemeinen Sprachentwicklung angewandt. Bezeichnend ist wiederum, dass nicht nur die Betonung des Kausalmechanischen, sondern auch die Hinwendung zu letzten Grundelementen substantielle Charakteristika der theoretischen

¹⁰ Vgl. hierzu die Ausführungen von Bahner in Bahner / Neumann (1985: 354 – 364).

¹¹ Vgl. z. B. die Ausführungen Scherers in Arens (1969: 298).

Ausrichtung der Junggrammatiker waren. Steinthals Ethnopsychologie, die gewissermaßen Humboldts Perspektive auf die Nationalsprachen in einen psychologischen Rahmen zu setzen versuchte, wurde von den Junggrammatikern scharf abgelehnt.¹² Nach Paul brauchte man keine abstrakten Hilfskonstruktionen wie die Begriffe des ‘Volksgeistes’ oder der ‘Volksseele’, um den historischen Sprachwandel zu erklären. Im Zentrum der psychologischen Analysen sollte das Individuum, genauer die Sprechfähigkeit des Individuums stehen. Der Sprachwandel wird dementsprechend als kontinuierlich stattfindender Prozess von Veränderungen angesehen, die ihren Ausgang vom einzelnen Individuum nehmen und durch einfache Akkumulation, d.h. durch die Verwendung von mehr und mehr Individuen, sich im allgemeinen Sprachgebrauch einbürgern. Nach Wundts Veröffentlichung des ersten Teils seiner *Völkerpsychologie* im Jahr 1900, der ausschließlich (in 2 Bänden) dem Thema Sprache gewidmet war, ging es im Prinzip nur um die Frage, ob eine Ausweitung der Perspektive auf das ethnologische Moment für die Sprachwissenschaft erforderlich ist oder nicht, ob somit Herbarts Assoziationspsychologie als psychologisches Erklärungsmodell für sprachwissenschaftliche Fragen überholt sei oder nicht.

Demzufolge hatte schon Cassirer den Streit zwischen Wundt und den Junggrammatikern als letzten Endes unwesentlichen gekennzeichnet :

“Als Grundgesetze des Geistes erscheinen demnach jetzt die psychologischen Gesetze, die den «Mechanismus der Vorstellungen» beherrschen. Ob man hierbei diese Gesetze im Sinne der Wundtschen, oder wie H. Paul es tut, im Sinne der Herbartschen Psychologie formuliert, gilt vom rein prinzipiellen Standpunkt aus gleichviel.” (Cassirer 1997a: 118)

Cassirer systematisiert hier eine Art von Kritik, die auch schon in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, wohl am systematischsten von Schuchardt, gegen das Postulat der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze vorgebracht worden war, und dabei nicht nur gegen vorschnelle Verallgemeinerungen argumentierte, sondern auch gegen das von Scherer noch geforderte, nun aber desavouierte “Mechanisieren der Methode”.¹³ Cassirers Urteil scheint heute nach wie vor seine Gültigkeit zu haben. Das zeigen nicht nur die entsprechenden Kapiteleinteilungen der Sprachwissenschaftsgeschichte etwa bei Arens (1969), sondern auch das Urteil C. Knoblochs, Fachmann in Fragen der Geschichte der psychologischen Sprachwissenschaft, der noch 80 Jahre nach Cassirer betont, dass zur

¹² Vgl. dazu u.a. Graffi (2001: 16, 45-50), Bahner in Bahner / Neumann (1985: 359).

¹³ Vgl. die bei Arens (1969: 368) zitierten Äußerungen Schuchardts.

Zeit der Jahrhundertwende sowohl für Paul als auch für Wundt und Wegener das Modell der “prosaisch-psychologischen Vorstellungsmechanik” (Knobloch 2000: 148) unhinterfragtes Dogma zur Erklärung sprachlicher Phänomene geblieben sei.

Wir hatten oben darauf hingewiesen, dass aus der Perspektive des 20. Jahrhunderts sich zur Kritik am wissenschaftlichen Erklärungsmodell der Sprachwissenschaft auch die an ihrem Gegenstandsbereich gesellte. Nach Maas waren die sprachwissenschaftlichen Debatten am Ende des 19. Jahrhunderts vom “Problem einer ausstehenden theoretischen Konzeption” (Maas 1988: 260) bestimmt. Zwar hatte die kaum zu überschätzende Fleiß- und zum Teil ja auch geniale Rekonstruktionsarbeit der Sprachforscher des 19. Jahrhunderts zur Publikation umfangreicher sprachwissenschaftlicher Handbücher, Grammatiken und Wörterbücher geführt – nicht zu vergessen die Handbücher der Dialekt- und Mundartforschung¹⁴ – andererseits bedeutete dies eben auch eine fast ausschließliche Forschungsausrichtung auf Fragen der Diachronie. Neben der Kritik am Erklärungsmodell der Sprachwissenschaften tritt dann am Anfang des 20. Jahrhunderts allerorten das Bedürfnis in den Vordergrund, Sprache nicht nur unter der diachronischen Perspektive zu erforschen. Was von Arens, nach Ansicht Knoblochs “nicht unpassend” (Knobloch 2000: 147), als Epoche der “Neubesinnung auf das Wesen der Sprache” (Arens 1969: 403) bezeichnet wird, ist die deutlich zu erkennende Tendenz einer Aufwertung von Fragen, die den Bereichen der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Sprachphilosophie, der Ästhetik, der Ethnolinguistik angehören. Gleichzeitig wächst das Interesse und die Bereitschaft, sich auf interdisziplinäre Forschungen einzulassen, d.h. auf Erkenntnisse so unterschiedlicher Wissenschaften wie der klinischen Psychologie, der Soziologie, der Völkerkunde, die z. T. selbst noch im Prozess der Konstituierung begriffen waren. Dass die Beurteilung und Darstellung der Sprachwissenschaftsgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts auch heute noch recht stark variiert, lässt sich auch dadurch erklären, dass die Entwicklung der Sprachwissenschaft bis heute in vielen, wenn auch nicht in allen Teilen durch die Geschehnisse dieser Epoche vorgeprägt wurde und wir somit im damals entstandenen Panorama an Perspektiven gewissermaßen immer noch befangen sind.

Besonders in der Person Ferdinand de Saussures sehen viele den Begründer der modernen Sprachwissenschaft. Zu bedenken ist allerdings, ganz abgesehen von der

¹⁴ Vgl. dazu Bahner in Bahner / Neumann (1985: 349, 362).

komplizierten Frage der Autorschaft des publizierten Saussureschen Werks, dass einige zentrale Thesen des Saussureschen *Cours* schon im 19. Jahrhundert – besonders zu erwähnen sind hier Georg von der Gabelentz, Baudouin de Courtenay und dessen Kasaner Schüler Kruszewski¹⁵ – entwickelt worden waren, und dass andererseits das Spektrum der Neuorientierungen in der Sprachwissenschaft zu komplex ist, um konzentrisch um das Werk Saussures herumgruppiert zu werden. Nicht umsonst greifen sowohl Maas als auch Knobloch zu den Metaphern “buntes Feld” (Maas 1988: 260) bzw. “buntes Heer” (Knobloch 2000: 147), um die Vielfalt und Divergenz der Neuansätze jener Zeit zu benennen.

Die folgenden Untersuchungen haben die Aufgabe, die Anfänge der Sprachinhaltsforschung und ihren theoretischen Standort im Kontext dieser Zeit der sprachwissenschaftlichen Neuorientierungen zu situieren.

2.1.2. Die frühe Sprachinhaltsforschung (1924-1933) im Kontext der Sprachwissenschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts

2.1.2.1. Neuorientierung in der Sprachwissenschaft

Bis in die heutige Forschung hinein bestehen zum Teil erhebliche Divergenzen bezüglich der Einordnung der unterschiedlichen Strömungen in der Sprachwissenschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts. Arens etwa zählt auch Wundt zu denen, die eine “Neubesinnung auf das Wesen der Sprache” (Arens 1969: XIV) bewerkstelligten, eine Meinung, die weder von Cassirer noch von Weisgerber geteilt wurde. Problematisch bei Arens ist sicherlich auch, dass Wittgenstein in einer Linie mit Porzig und Trier unter der Rubrik “Die alten Probleme in neuer Sicht” (Arens 1969: XIV) geführt wird, ebenso

¹⁵ Rensch (1966) hat überzeugend nachgewiesen, dass sowohl die Saussuresche Dreiteilung der Sprache als Gegenstand der Sprachwissenschaft in *langue*, *parole* und *langage* als auch die Unterscheidung von diachroner und synchroner Sprachwissenschaft von G. von der Gabelentz, und zwar in systematisch formulierter Form, vorweggenommen wurde und eine direkte Rezeption durch Saussure mehr als wahrscheinlich ist. Besonders interessant erscheint dabei, dass von der Gabelentz den Zweig der synchronen Sprachforschung mit dem Terminus *einzel sprachliche Forschung* (vgl. Rensch 1966: 36) bezeichnet, was impliziert, dass Erkenntnisse der allgemeinen synchronen Sprachwissenschaft über den Weg der Erforschung der Einzelsprachen erreicht werden. Entsprechend hatten die intensiven Studien der chinesischen Sprache von der Gabelentz dahin gebracht, die in der Nachfolge Humboldts gängige Einteilung der Sprachen in flektierende, agglutinierende und isolierende Sprachen und die stereotype Prävalenz des flektierenden Sprachtyps, die in der unreflektierten Höherbewertung der morphematischen gegenüber der syntagmatischen grammatischen Information begründet ist, zu verwerfen. Was Baudouin de Courtenay betrifft, so weist Feudel (1976) darauf hin, dass sich bei ihm schon 1870 die Unterscheidung von *langue* und *parole* findet, und unter anderem auch schon die These vertreten worden sei, dass die Sprache ein System von Zeichen sei, “als einer Gesamtmenge «zufälliger Symbole, die miteinander auf die verschiedenste Weise zusammenhängen»” (Feudel 1976: 530). Auf die noch weiterreichende Saussuresche Rezeption Baudouins und Kruszewskis geht besonders Jakobson (1971: 420ff.) ein. Auf die Anregungen und Einflüsse anderer Sprachforscher des 19. Jahrhunderts (etwa Whitney, Noreens oder Schuchardts) auf Saussure kann hier nicht weiter eingegangen werden.

wie die fragwürdige Differenzierung von ‘ganzheitlich orientierten Sprachtheorien’, wozu u.a. Cassirer, Weisgerber, Bühler und Bloomfield zählen, und ‘strukturalistischer Sprachwissenschaft’, der ja ein Anspruch auf ganzheitliche Sprachforschung nicht abgesprochen werden kann, wie dies hier implizit geschieht. Angemerkt sei auch, dass Bloomfield normalerweise als Strukturalist angesehen wird, von Bierwisch sogar als derjenige, durch den der amerikanische Strukturalismus seine “klassische Ausprägung” (Bierwisch 1966: 100) erhalten habe.

Helbig (1974) lässt die moderne Sprachwissenschaft mit Saussure beginnen. Die Gegenbewegung gegen die Junggrammatiker, zu welcher die “psychologische Richtung” (wobei sich Helbig auf die kritische Darstellung Wundtscher Thesen beschränkt), die “neoidealistische Geistesgeschichte”, die “Mundartforschung” und die “Kulturmorphologie” gerechnet werden (Helbig 1974: 20-32), erscheint als Vorgeschichte Saussures, wodurch ihr wahrhaft revolutionäres Potential abgesprochen wird. Dies liegt nach Helbigs Ansicht darin begründet, dass aus einer anderen wissenschaftlichen Disziplin heraus und mit deren jeweiliger Methode Sprache betrachtet wurde, anstatt Sprachforschung “aus der Sprache selbst” (Helbig 1974: 32) begründet zu haben, wie es dann erst bei Saussure geschah. Als wahre Erben Saussures werden ‘die Strukturalisten’ angesehen, wohingegen Cassirer (*langage*), Weisgerber (*langue*) und Bühler (*parole*) ihre Forschungen nur auf Teilbereiche des Gegenstandsbereichs *Sprache* beschränkt hätten (Helbig 1974: 44). Der Gegensatz zu Arens ist offensichtlich.

Maas (1988: 260) und Christmann (1974: 9) lassen die Neuorientierung in der Sprachwissenschaft bei Voßler ihren Ausgang nehmen.

Graffi (2001: 16) sieht als entscheidendes Kriterium der Neuorientierung die Abwendung von der psychologisch geprägten Sprachforschung, sei es nun in Wundtschem oder junggrammatischem Stil, und unterscheidet drei wesentliche antipsychologische Strömungen, die philosophisch geprägte (Brentano, Husserl, Marty), die soziologische (Durkheim, Saussure) und die rein linguistische (Jespersen, Bühler). Diese Einteilung ist natürlich auch wieder fragwürdig, da Saussure mit vollem Recht auch zur letzteren Kategorie gehören dürfte, Marty seine Sprachphilosophie in einer noch grundlegenden Sprachpsychologie gründete, Böhlers Sprachtheorie und seine bahnbrechenden Leistungen vor allem im Bereich der damals noch kaum berücksichtigten Sprachpragmatik von seiner Herkunft aus der Psychologie nicht abgekoppelt werden dürfen.

Knobloch (2000: 148f.) sieht als einzigen gemeinsamen Nenner der antipositivistischen Bewegung “die Hinwendung zum Grundsätzlich-Axiomatischen”. Obwohl die entscheidende Differenz seiner Meinung nach in der Trennung zwischen zwei Forschungsstilen, dem nüchternen und dem (re)emphatisierenden liegt – letzterer bringe fast schon vergessene “Hochwertvokabeln” (ebd.) wie *Geist, Kultur, deutsche Weltanschauung* etc. wieder zu Geltung –, entwickelt Knobloch im Verlauf seiner Darlegungen dann doch eine thematisch-disziplinäre Matrix, die zur Einteilung der Neuansätze in ästhetische, epistemologische, nationale, soziologische, kulturmorphologische und die Meringer-Schule mit ihrer Fokussierung der Wort-Sach-Forschung führt. Als Reemphatisierer gelten u.a. Wundt, Voßler, Cassirer (!), Weisgerber und Finck.

Schon diese kurze und keineswegs erschöpfende Übersicht zeigt nicht nur kaum für möglich gehaltene Divergenzen in der Sprachwissenschafts-Historiographie, sondern auch und vor allem die Gefahren einer oft vorschnellen Etikettierung.

Um nun im Folgenden die Sprachinhaltsforschung im Kontext der Sprachwissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts zu situieren, soll vor allem deutlich gemacht werden, mit welchem Selbstverständnis sich Weisgerber selbst in diesem Kontext positioniert. Unter dieser methodologischen Prämisse zeigen sich dann auch die jeweiligen Abgrenzungen bzw. Affinitäten zu den so genannten ‘neuen’ Richtungen in der Sprachwissenschaft dieser Zeit. Dabei soll nach folgenden Hinsichten unterschieden werden: (i) In seiner Erstlingsschrift auf dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft, der bislang immer noch ungedruckten Habilitationsschrift von 1924, erarbeitet Weisgerber seine sprachwissenschaftliche Position in erster Linie durch die Rezeption Saussures¹⁶ (2.1.2.2.). Einige Standardwerke der positivistischen Epoche der Sprachwissenschaft werden zwar des öfteren zitiert, ihre Bedeutung für die Sprachwissenschaft aber stark eingeschränkt. Schon der Titel der Habilitationsschrift *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform. Eine Untersuchung über das Wesen der Sprache als Einleitung zu einer Theorie des Sprachwandels* zeigt, dass Weisgerber seine sprachwissenschaftliche Arbeit soziologisch und philosophisch fundieren möchte. (ii) Die ‘Wahl’ dieses Ansatzes erforderte eine Abgrenzung (2.1.2.3.) gegenüber Neuorientierungen mit anderer Schwerpunktsetzung, die zum Teil fragmentarisch oder ephemere blieb, zum Teil auch zu intensiverer Auseinandersetzung führte. Diejenigen

¹⁶ In zweiter Linie wichtig sind in dieser Arbeit die Rezeptionen Cassirers, Vierkandts und Humboldts, die erst an späterer Stelle (vgl. Kap. 3.1. und 3.2.) behandelt werden sollen.

wichtigen Abgrenzungen, die im weiteren Verlauf der Arbeit nicht noch eigens thematisiert werden, sollen hier besprochen werden. Sie kreisen schwerpunktmäßig um die These des Primats von Sprache für die ‘Weltbildkonstitution’ (sprachliche Weltbildthese) (2.1.2.3.1.), die Diskussion um den Bedeutungsbegriff (2.1.2.3.2.) und die frühe Diskussion sprachlicher Feldphänomene (2.1.2.3.3.). (iii) Noch vor 1933 bildete sich bei einigen Forschern, die heute allgemein der Sprachinhaltsforschung zugerechnet werden, das Bewusstsein einer weitgehenden Affinität ihrer sprachwissenschaftlichen Standpunkte (2.1.2.4). Zu einer institutionell verankerten Zusammenarbeit dieser Sprachwissenschaftler kam es aber erst nach dem 2. Weltkrieg.

2.1.2.2. Weisgerbers frühe Saussure-Rezeption

Forschungsgeschichtlich besonders interessant ist die Tatsache, dass Weisgerbers wissenschaftlicher Einstand als Sprachwissenschaftler bis heute unveröffentlicht blieb. Besonders bedauernswert ist dieses Faktum aber auch deshalb, weil Weisgerber in seiner Habilitationsschrift Saussures *Cours de linguistique générale* in der französischen Erstfassung intensiv rezipiert¹⁷ und anhand dieser Rezeption seine eigene Position erarbeitet hatte, die dann auch als Grundlage für alle weiteren Abgrenzungen gegen andere sprachwissenschaftliche Richtungen diente. In den danach veröffentlichten Schriften wird Saussure zwar noch erwähnt¹⁸, eine reflektiert-kritische Auseinandersetzung sucht man aber vergebens. Anfang der 60er Jahre hat Weisgerber diesem Mythos der oberflächlichen Saussure-Rezeption sogar noch in die Hand gearbeitet, indem er bestritt, in seinen Studienjahren bis 1916 von Saussures Werk Kenntnis gehabt zu haben, und Saussure auch nicht zu den wesentlichen Anregungen seiner eigenen Position zählt.¹⁹ Sehen wir uns nun Weisgerbers Saussure-Rezeption in der Habilitationsschrift genauer an.

Gleich zu Beginn dieser Schrift stellt Weisgerber in einem “Glaubensbekenntnis” (Weisgerber 1924: 6) die Weichen für die gesamte Arbeit:

¹⁷ Zuerst darauf hingewiesen hat Ehlers (2000: 51-66).

¹⁸ Entsprechend entstanden solche Fehlurteile wie dasjenige Scheerers (1980: 39), die Weisgerbers Saussurerezeption auf ‘positive Erwähnungen’ reduzieren.

¹⁹ Vgl. Weisgerber (1961b: 33f.) und besonders auch (1974c: 16), wo Saussure aus dem Kreis der ‘Anreger’ ganz verschwindet. Was die möglichen Motive einer solchen Vertuschung der wahren Verhältnisse angeht, spielt zwar sicher auch die von Ehlers (2000: 65f.) angeführte These eine Rolle, dass Weisgerber in der Phase der Überarbeitung der Habilitationsschrift Humboldt (wieder)entdeckt und diese Wiederentdeckung zur Verminderung des Saussureschen Stellenwerts bei Weisgerber führte. Vermutet werden könnte aber auch, dass Weisgerber daran gelegen war, den Aspekt der Eigenständigkeit seiner sprachwissenschaftlichen Richtung und ihrer Genese besonders zu betonen.

“Von allen Kulturwissenschaften verlangt die Sprachwissenschaft am entschiedensten eine kollektivistische Betrachtungsweise.“ (ebd.)

Dabei ist bemerkenswert, dass Saussure der *einzig*e Sprachwissenschaftler ist, den Weisgerber für die Diskussion dieses ihm so wichtigen kollektivistischen Aspekts für wirklich aussagekräftig hält. Was mit *kollektivistischer Betrachtungsweise* gemeint ist, wird dann auch sogleich, d.h. ohne besondere bio- oder bibliographische Kontextualisierung²⁰, im kritischen Rekurs auf die Saussuresche Distinktion von *langue* und *parole* erklärt. Als Gegensatz zu der Weisgerbers Meinung nach ungenügenden und eher irreführenden Bestimmung von Sprechkunde und Sprachkunde bei Ernst Otto wird der entscheidende Passus bei Saussure zitiert (ebd.):

“L’étude du langage comporte [...] deux parties: l’une, essentielle, a pour objet la langue, qui est sociale dans son essence et indépendante de l’individu; cette étude est uniquement psychique; l’autre, secondaire, a pour objet la partie individuelle du langage, c’est-à-dire la parole y compris la phonation: elle est psycho-physique.“ (Saussure 1995: 37)

Gelobt wird an Saussures Auffassung von Sprache (*langage*) dessen Betonung und Herausstellung des sozialen Charakters der *langue*, bemängelt wird, dass die Untersuchung der *langue* nach psychischen Gesichtspunkten erfolgen solle (Weisgerber 1924: 7).²¹ Weisgerber entwirft nun ein neues Modell, in dem die seiner Ansicht nach wesentliche Scheidung von individueller und sozialer Ebene berücksichtigt wird :

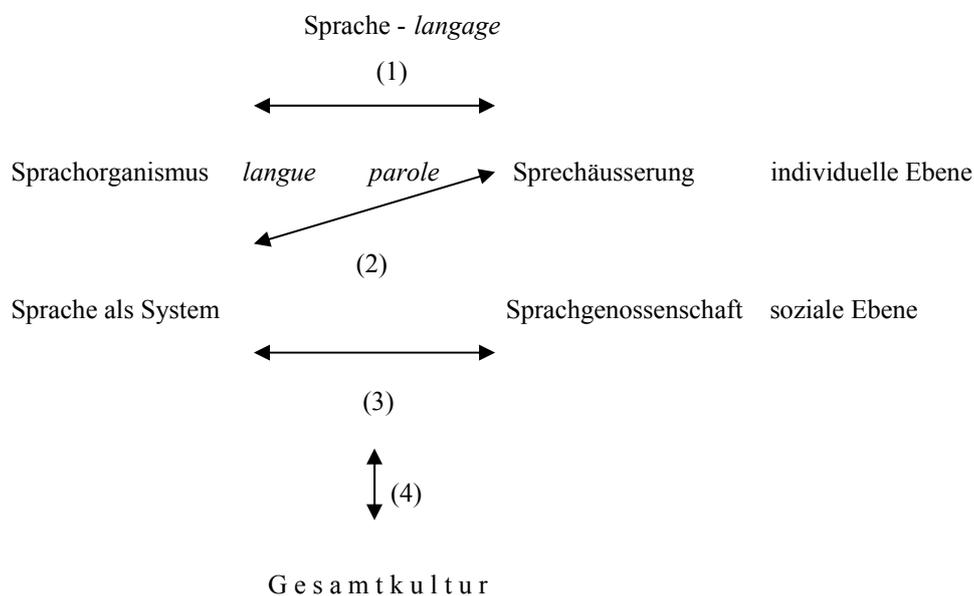
“Es ist festzuhalten, dass Sprech- wie Sprachkunde in zweierlei Richtungen verlaufen müssen. Sie befassen sich sowohl mit den aktuellen Phänomenen als auch mit den Systemen, auf denen diese beruhen. Meist beschränkt man Sprechkunde einseitig auf erstere, Sprachkunde [...] auf letztere, ohne dabei der dadurch bedingten Zweiteilung Rechnung zu tragen. Es ist aber vorzuziehen, [...] die individuellen Vorgänge einerseits, die sozialen andererseits für sich zu betrachten; es kommt also bei ersteren der aktuelle Sprechvorgang und die individuelle Grundlage der sprachlichen Betätigung (Pauls ‘Sprachorganismus’) zur Besprechung; bei letzteren die Sprache als System, als Kulturgut, aber auch die

²⁰ Schon Ehlers (2000: 57) hat darauf hingewiesen, dass die Selbstverständlichkeit, mit der der *Cours* von Weisgerber, zudem noch unter den gegebenen institutionellen Rahmenbedingungen einer Habilitationsschrift, rezipiert wurde, der These Thilos (1989: 151) Recht gibt, dass schon kurz nach Erscheinen des *Cours* dieser in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit rege rezipiert und diskutiert wurde. Gewöhnlich ging man in der Forschung vor Thilo von einer verspäteten Rezeption Saussures in der deutschen Sprachwissenschaft aus (ebd. 116f.).

²¹ Knobloch (1988: 67) hat darauf hingewiesen, dass Saussures *Cours* in ersten Rezeptionen der Stimmung der Zeit gemäß zunächst in die Rubrik ‘Sprachpsychologie’ (als Kontrast zur historisch-vergleichenden ‘Sprachgeschichte’) eingeordnet wurde, so dass man sagen könnte, dass zu dieser Zeit eine Unterscheidung des gesellschaftlichen Aspekts von Sprache vom ‘psychologischen’ noch gar nicht deutlich vorgenommen oder wahrgenommen wurde. Dass auch Saussure diese Unterscheidung nicht in aller Deutlichkeit gezogen hatte, ist nicht nur Weisgerbers damals schon geäußerte Ansicht, sondern findet sich auch in aktuellen Einschätzungen von Saussures Werk, vgl. etwa Knobloch (1988: 236) oder Werlen (2002a: 262).

Sprachgenossenschaft als Trägerin dieses Systems. Das Hauptgewicht ist bei alledem auf die Darstellung des Verhältnisses von Sprachorganismus und Sprechäusserung, von Sprache und Sprachgenossenschaft, schliesslich von Sprache und einzelner Sprechäusserung zu legen. [...] Dass aber auch hiermit die Probleme der Sprachwissenschaft noch nicht erschöpft sind, ergibt sich schon aus der Notwendigkeit, die Stellung der Sprache im Rahmen der Gesamtkultur zu untersuchen; [...]“ (ebd.)

In diesen wenigen Sätzen ist das Grundgerüst für Weisgerbers Sprachwissenschaft schon entworfen, und auf ihm baut auch alle weitere Auseinandersetzung mit Saussure auf. Schematisch könnte man dieses Modell folgendermaßen darstellen:



FIGUR 1 (Die Pfeile kennzeichnen die zu erforschenden Verhältnisse)

Bezeichnend ist, dass Weisgerber einerseits fordert, dass auf der ‘individuellen Ebene’ Sprach- und Sprechkunde nicht methodisch separat – wie etwa bei Ernst Otto (ebd. 6) - behandelt werden sollten, sondern in engster Wechselbeziehung. Als eigene und entscheidende Neuentdeckung fungiert bei Weisgerber die soziale Ebene sowie die Beziehung des ‘Objektivgebildes Sprache’ zur Gesamtkultur. Die bis dato betriebene Sprachwissenschaft nach Humboldt bewegt sich nach Weisgerber sozusagen ausschließlich auf der Dimension der individuellen Ebene, wenn auch ab und an die Idee der sozialen Ebene aufscheinen mag. Einzig und allein Saussures *Cours* erhält den Rang einer sprachwissenschaftlichen Arbeit, die die soziale Ebene ernsthaft thematisiert, andererseits aber – und das ist die grundlegende Kritik Weisgerbers an ihm

– zu keiner klaren Trennung von individueller und sozialer Ebene gelangt, vielmehr sprachwissenschaftliche Probleme zumeist auf der individuellen Ebene behandelt (ebd. 42, 44, 45, 60) und selbst dort nicht alle wesentlichen Forschungsgesichtspunkte berücksichtigt. Entsprechend findet die eigentliche Auseinandersetzung mit Saussure im ersten Hauptteil der Habilitationsschrift statt, in dem die Sprache als “Einzelerscheinung” (ebd. 10)²², d.h. als individuelles psycho-physisches Phänomen, mithin als ‘Sprachorganismus’ bzw. ‘Sprechäußerung’ untersucht wird. Dies wird auch der Grund dafür sein, dass es zu Ungenauigkeiten führt, wollte man Weisgerbers Termini der ‘sozialen Sprachebene’ mit Hilfe der Saussureschen Begriffsmatrix fassen – indem man etwa *Sprache als System* und *Sprachgenossenschaft* den Begriffen *langue* und *parole* zuordnen wollte –, vielmehr verliert die Setzung dieses Unterschieds auf der sozialen Ebene ihren primordialen Charakter.²³

Kaum weniger wichtig als die bisher vorgestellte Hauptkritik an Saussure und die damit verbundene Skizzierung der eigenen Forschungsausrichtung ist die wiederum mit einer kritischen Lektüre des *Cours* verbundene Analyse Weisgerbers von einigen Problemen, die sich der Sprachwissenschaft auf der ‘individuellen’ Forschungsebene stellten, da sie überraschend komplexe Einsichten Weisgerbers darbieten, die dann leider in der späteren Konzentration auf die soziale Ebene der Sprachforschung keine weitere Ausarbeitung mehr fanden. Ich möchte mich auf die kurze Darstellung der wichtigsten Grundzüge dieser Problemstellungen beschränken.

Die erste Fragestellung betrifft das Problem der Worteinheit. Grundlage für die Erörterung dieses Problems ist zunächst – wie wir oben schon sahen – die Unterscheidung in “aktualisierte Sprache, das Gesprochene als psychischen Vorgang und physikalische Erscheinung” und “die Sprache als Grundlage der individuellen Sprechfähigkeit, den Sprachorganismus” einerseits, sowie ‘die Sprache als soziales Objektivgebilde’ andererseits (ebd. 36). Den Terminus *Sprachorganismus* übernimmt Weisgerber von Hermann Paul, der ihn so ‘definierte’:

²² Weiter unten in der Arbeit wird, entgegen anderslautender Äußerungen zur “grösste[n] Bedeutung” (Weisgerber 1924: 39) der Erforschung der individuellen Sprachebene, die Wichtigkeit eben dieser Forschungsintention stark in Frage gestellt (bzw. ihr Wert implizit von der Existenz der ‘Überauforschung’ auf sozialer Ebene abhängig gemacht): “Die Beschränkung des Begriffs ‘Sprache’ auf die Einzelerscheinung im Individuum hebt das eigentlich Charakteristische der Sprache auf; wir müssen das soziale Objektivgebilde untersuchen...” (ebd. 84). Bezeichnend ist dann wiederum, dass direkt im Anschluss an diesen Satz eine der Saussureschen Zentralpassagen zum sozialen Charakter der Sprache angeführt wird. “A aucun moment, et contrairement à l’apparence, celle-ci [la langue; Einfügung von Weisgerber] n’existe en dehors du fait social [...]. Sa nature sociale est un de ses caractères internes.” (Saussure 1995: 112).

²³ Trotz der gewollten Abhebung von Saussure bleibt im angegebenen Zitat (Weisgerber 1924: 7) die dreifache Verwendung des Wortes *Sprache* unscharf. Dementsprechend wäre auch eine andere als die im Modell dargestellte Skizzierung der vier Forschungsrichtungen möglich.

“Alle Äusserungen der Sprechfähigkeit fließen aus [dem] dunklen Raume des Unbewussten in der Seele. In ihm liegt alles, was der Einzelne von sprachlichen Mitteln zur Verfügung hat, und wir dürfen sagen sogar etwas mehr, als worüber er unter gewöhnlichen Umständen verfügen kann, als ein höchst kompliziertes psychisches Gebilde, welches aus mannigfach untereinander verschlungenen Vorstellungsgruppen besteht.” (zit. nach Weisgerber 1924: 39)

Im Gegensatz zur Betonung der ‘Vorstellungsgruppen’ bei Paul beruht der Weisgerbersche Begriff des *Sprachorganismus* auf der gesamten individuellen Denk-, Sprech- und Hörtätigkeit (ebd. 39) und bezeichnet – sozusagen als Präform des Kompetenzbegriffs – die “Gesamtheit der Sprachmittel, die einem Einzelnen zur Verfügung stehen” (ebd.). Am Wortproblem zeigt sich nun am offensichtlichsten, wie man sich den Sprachorganismus vorstellen muss. In Anlehnung an Wundt sind Wörter am treffendsten als *Wortkomplikationen* (ebd. 43) zu bezeichnen, d.h. als ein Komplex verschiedenartiger Momente, die im Wort zusammen wirken. Weisgerber unterscheidet zwischen dem *Wortbild* (ebd. 44), worunter alle sinnlichen (akustischen, motorischen, graphischen, taktilen etc.) Elemente des Wortes zu fassen seien, der (nicht sinnlichen) Begriffssphäre und der Gefühlssphäre. Gefühle wirken sowohl im Bereich des Wortbildes als auch in der Begriffssphäre.

Auffallend ist, dass Weisgerber nun zwei verschiedene Argumentationsstrategien verfolgt: Einerseits will er zeigen, dass die Verhältnisse im Bereich des Sprachorganismus noch wesentlich komplexer sind, als es Paul, Wundt und selbst Saussure dargestellt haben, andererseits weist er immer wieder darauf hin, dass der eigentlich wesentliche Bereich der sozialen Sprachebene von der traditionellen Forschung entweder gar nicht oder, wie bei Saussure, nur ansatzweise in den Blick kommt. Am spannendsten ist dabei die Argumentation bezüglich der höheren Komplexität der Verhältnisse im Sprachorganismus. Die Hauptkritik an Wundt bezieht sich darauf, dass nach Weisgerber die Gefühlssphäre nicht nur, wie Wundt meinte, mit dem Bereich der Begrifflichkeit, sondern auch mit dem des Wortbildes verbunden ist (ebd.). Neben dem weiteren Vorwurf der fehlenden Eindeutigkeit in der Differenzierung zwischen Sprachorganismus und Sprechfähigkeit – Weisgerber spricht hier von einem “hoffnungslosen Durcheinander” (ebd. 43) in Wundts Terminologie – wird vor allem auch bemängelt, dass Wundt nicht berücksichtigt habe, dass Begriffe wie Bedeutung und Bezeichnung perspektivisch begründet seien und je im Sinne der Sprecher- bzw. Hörerrolle ihre Berechtigung hätten (ebd. 41). Diese Kritik ist geradezu symptomatisch für Weisgerbers theoretische Position. Eher beiläufig und hauptsächlich über die

Rezeption des 1924 veröffentlichten Aufsatzes von Junker (Junker 1924) verweist Weisgerber wie selbstverständlich auf die Ansätze einer Sprachforschung, die vor allem in den frühen Aufsätzen Böhlers (besonders Bühler 1922) und dann aber auch von Jespersen 1924 in *The Philosophy of Grammar* (Jespersen 1975) entwickelt wurden und den Sprecher-Hörer-Rollen eine vorherrschende Funktion für die Erforschung von Sprache zumaßen, weist ihnen aber ihren Platz einzig und allein im Bereich der individuellen Ebene der Sprachforschung zu.

Kehren wir aber noch einmal zur Saussure-Rezeption zurück. Sowohl Saussures Differenzierung des *signe linguistique* in die beiden Seiten *concept* und *image acoustique* als auch die Unterscheidung von *signifiant* und *signifié* wird nur für den Bereich des Sprachorganismus als gültig anerkannt (Weisgerber 1924: 42), wobei auch hier Weisgerber bemängelt, dass Saussure die Gefühlssphäre ganz vernachlässigt habe (ebd. 44). Gegen die Theoreme des Systems der Werte (*valeurs*) und des ihnen zugrundeliegenden Prinzips der reinen, negativen *différence* argumentiert Weisgerber dementsprechend auch auf der Ebene des Sprachorganismus. Saussures Schnellzugbeispiel (Saussure 1995: 151) wird angeführt um zu zeigen, dass auch Saussure davon ausgehe, dass es aufgrund der begrifflichen Seite der Wortkomplikation durchaus eine Worteinheit gebe, wenngleich diese niemals feststehend sei, sondern von Sprachorganismus zu Sprachorganismus, von Sprechäußerung zu Sprechäußerung differiere. Die Differenzspanne sei allerdings nicht beliebig und somit nicht rein negativ, da die Substanz der Nachbarwerte (unabhängig von der Art der Werte – etwa phonetischer oder lexikalischer Art) nicht beliebig sei. Weisgerber nähert sich in der sehr dichten Argumentation zu diesem Punkt (Weisgerber 1924: 56ff.) heutigen Prototyptheorien, indem er annimmt, dass zwar einerseits aufgrund der unvermeidlichen Unschärfe die Worteinheit tatsächlich ein negatives Moment als konstitutives Prinzip hat, andererseits aber die Oszillationen an Substanzialisierung gebunden bleiben, d.h. ein gewisses prototypisches Muster nicht ganz verlassen können. Besonders komplex wird Weisgerbers Anschauung dadurch, dass er Oszillationskerne auf den unterschiedlichsten sprachlichen Ebenen ansetzt, nicht nur bezüglich der Worteinheit, wo die Oszillationen sozusagen quer durch den Begriffs-, Gefühls- und Wortbildbereich verlaufen, sondern auch – und logisch gleichrangig – in der Vernetzung der Worteinheiten, wo noch dazu die (Laut)Formwerte, die Gefühls- und Begriffswerte als halbautonome und konkurrierende Subwertesysteme fungieren. Kompliziert wird die Situation dann noch durch zwei weitere Abgrenzungen Weisgerbers gegenüber

Saussure. Im Gegensatz zu Saussure, der davon ausgeht, dass es auch ein Wertesystem der *entités grammaticales*, d.h. nach heutiger Terminologie der *grammatischen Zeichen*²⁴, gibt, glaubt Weisgerber, dass die Art der grammatischen Zeichen oder, wie er es ausdrückt, "Beziehungsmittel" (ebd. 62), (wozu Wortart, Flexion, Wortstellung, Akzent und Modulation gerechnet werden) zu heterogen und zum Teil zu sehr mit dem lexikalischen System verwachsen sei, um als isomorphes System von Oppositionen fungieren zu können (ebd. 64).²⁵ Es komme allein auf die Bedeutung der Beziehungsmittel, auf ihre Funktion an, nicht auf ihre Materialisierung (ebd. 63). Diese Ansicht verwundert um so mehr, als Weisgerber in der – oben angekündigten – zweiten Abgrenzung zu Saussure einen weiteren Wert in Betracht gezogen wissen will, und zwar den "Sprachbauwert" (ebd. 54), der ja, so sollte man meinen, als eines seiner Elemente auch das der Grammatikalität beinhalten müsste. Da Weisgerber diese Frage aber in dieser Arbeit nicht eingehender behandelt, soll sie auch erst später weiter verfolgt werden.

Weisgerbers frühe Saussure-Rezeption basierte also durchaus auf einer intensiven und kritischen Lektüre des *Cours* in der französischen Erstfassung. Damit können die Urteile von Thilo (1989: 164), Weisgerbers Saussure-Rezeption sei eher nur selbstbestätigend gewesen und Scheerer (1980: 39ff.), der zwar eine Wirkung Saussures auf Weisgerber veranschlagt, diese aber in Unkenntnis der Habilitationsschrift mehr vermutet als belegt, revidiert bzw. präzisiert werden.²⁶ Die Frage, die eine eigene Untersuchung erfordern würde, ob Weisgerber Saussures sprachwissenschaftlichem Ansatz, der zudem ja von vornherein durch die 'Autorentätigkeit' der Herausgeber des *Cours*, Bally und Sechehaye, nur implizit gegeben war und noch in heutiger Zeit rekonstruiert wird, in seiner kritischen Rezeption gerecht wird, soll hier nicht entschieden werden. Immerhin setzt sich Weisgerber mit allen wesentlichen Kernthesen Saussures auseinander. Dabei wirkt seine Rezeption in einigen Punkten sogar recht modern. So wird die Dichotomie von Diachronie und Synchronie nicht wie etwa schon bei Jakobson (1971: 668) als ausschließende, die zur Konzeption eines zu statischen Systems führe, verstanden, sondern durchaus als heuristische Forschungsmaxime, wie es ja auch der *Cours* (Saussure 1995: 117f.) zu verstehen gibt. Die Frage, inwiefern das

²⁴ Vgl. dazu Köller (1988).

²⁵ In der späteren Ausgestaltung der Feldlehre wird Weisgerber allerdings diese Meinung revidieren.

²⁶ Von mangelnder Saussure-Rezeption Weisgerbers spricht auch noch in den 90er Jahren J. Roth (1994: 46). Ob die Aussage von P. v. Polenz im Nachwort zur deutschen Übersetzung des *Cours* von H. Lommel, Weisgerber habe eine objektive Auseinandersetzung mit Saussure verhindert (Polenz in Saussure 1967: 293), bei Kenntnis der Habilitationsschrift Weisgerbers anders ausgefallen wäre, bleibt allerdings zu bezweifeln.

Faktum, dass das Sprachsystem in diachronischer Hinsicht permanenten Veränderungen unterliegt, die auch zu einer ständigen Verschiebung des Systems der Werte führt, bei einer synchronen Sprachbetrachtung zu berücksichtigen ist, hatte, wie man heute sicher weiß (Saussure 1997: 116, 374), nicht nur Saussure beschäftigt, auch Weisgerber (Weisgerber 1924: 60) fordert, dass man diese Problemstellung eingehend zu erforschen hätte. Die Ablehnung des Prinzips der rein negativen Differenz und die entsprechende Forderung, dass es auch positive Bedeutungselemente als Basiselemente eines Sprach- bzw. Sprachsubsystems geben müsse, wird noch heute²⁷ in der Linguistik diskutiert. Ganz besonders interessant sowohl hinsichtlich der Weisgerberschen Saussure-Rezeption als auch bezüglich der Einschätzung der frühen Auffassung Weisgerbers von den Aufgaben der Sprachwissenschaft ist, dass für Weisgerber (ebd. 122) Saussure zu weit geht, wenn er das Individuum als der Macht der Sprache ganz und gar ausgeliefert darstellt. Weisgerber zitiert hierbei eine Stelle aus dem *Cours* (Saussure 1995: 107), für die es zudem noch eine ganze Reihe von ‘authentischen’ Parallelstellen aus anderen Nachlasstexten gibt (Saussure 1997: 148, 385, 504, 508-511), und beharrt auf der eingeschränkten Fähigkeit des Individuums, am Sprachwandel aktiv beteiligt sein zu können (Weisgerber 1924: 122, 191).²⁸

Weisgerbers Saussure-Rezeption muss als wesentlicher Grundpfeiler für das Verständnis seines eigenen Konzepts von Sprachwissenschaft angesehen werden. Mittels dieser Rezeption wird deutlich, dass für Weisgerber die entscheidende Theoriestelle nicht in der Differenzierung von *langage*, *langue* und *parole* liegt, sondern in der Differenzierung von individueller und sozialer Sprachebene. Die soziale Sprachebene ist nach Ansicht des frühen Weisgerber im Prinzip noch überhaupt nicht erforscht. Zwar sei es Saussure zu verdanken, dass er diesen Forschungsgesichtspunkt zur Sprache gebracht hat, andererseits aber mischen sich für Weisgerber bei Saussure zu sehr die beiden Perspektiven. Wichtig ist zudem, dass Weisgerber in seiner frühesten Phase Aufgeschlossenheit und Interesse für die Sprachforschung auf individueller Ebene signalisiert, d.h. in keinsten Weise die Bedeutsamkeit auch dieser Art von Sprachforschung in Zweifel zieht (ebd. 15, 36, 39)²⁹, allerdings unter dem Vorbehalt, dass die soziale Ebene in der Sprachwissenschaft erstes Forschungsanliegen sei, dass sie

²⁷ Vgl. z. B. Wunderli (1995: 792f.) oder Langacker (1987: 12).

²⁸ Dieser Sachlage gegenüber mutet die spätere Kritik Kanders, Saussure habe die hervorgehobene Bedeutung der *parole*, des individuellen Sprachgebrauchs betont, die bei Weisgerber ein stiefmütterliches Dasein im Schatten der allgewaltigen Muttersprache führe (Kandler 1959: 269), zumindest revidierungsbedürftig an, sie behält allerdings eine eingeschränkte Geltung aufgrund der neuen Akzentuierungen, die Weisgerber in der weiteren Ausgestaltung seiner Sprachinhaltsforschung setzt.

²⁹ Vgl. noch sehr ähnlich Weisgerber (1930b: 258).

nicht mehr ignoriert werden dürfe, und dass somit Sprachwissenschaft auf sozialer und individueller Ebene nur als zu integrierende Teile eines Ganzen ihre Berechtigung hätten. Dieser Standpunkt ist der leitende bei allen weiteren Abgrenzungen zu sprachwissenschaftlichen Ansätzen der Zeit.

2.1.2.3. Abgrenzung gegenüber anderen sprachwissenschaftlichen Ansätzen der Zeit

Zur Zeit der Abfassung von Weisgerbers Habilitationsschrift war der Positivismusstreit in der Sprachwissenschaft schon 20 Jahre alt. Obwohl Weisgerber die damals gängige Klassifizierung der Junggrammatiker als Positivisten und die damit verbundene kritisch-ablehnende Haltung ihren Grundpositionen gegenüber ganz selbstverständlich übernimmt (Weisgerber 1924: 3, 5, 118, 140; 1929b: 6; 1931a: 351), bedeutet dies für ihn zwar einen radikalen, aber keinen totalen Bruch mit der Tradition. Wie wir schon in Kapitel 2.1.2.2. sahen, zieht Weisgerber in Detailfragen sowohl die Werke des ‘Positivisten’ Hermann Paul als auch andere traditionelle Werke zu Rate. Während Weisgerber für den eigentlichen Grundmangel der Sprachwissenschaft 1924 ganz unspezifiziert das Zeitalter des Positivismus verantwortlich machte, in dem der “enge Zusammenhang, der seit je die Erforschung der Sprachprobleme mit der Erforschung des gesamten menschlichen Geisteslebens verbunden hatte, vollständig abgerissen war” (Weisgerber 1924: 118), weitet sich der Kreis der Verantwortlichen gemäß der Sicht des ersten publizierten Hauptwerks Weisgerbers noch erheblich aus. In *Muttersprache und Geistesbildung* (1929) gelangt Weisgerber nach einer kurzen Auflistung der wichtigsten Werke der Sprachwissenschaft der letzten 50 Jahre zu folgendem Resümee:

“Wie schon die Titel der angeführten Werke z. T. verraten, beschränken sie sich meist darauf, die Spracherscheinungen von einem bestimmten wissenschaftlichen Standpunkt aus darzustellen: in dem einen kommt also der Sprachhistoriker zu Wort, in dem anderen der Sprachpsychologe, in einem dritten der Sprachphilosoph. Gerade das scheint mir der größte Mangel in der Sprachbetrachtung zu sein; neben der Sprachgeschichte, der Sprachpsychologie usw. fehlt die eigentliche Sprachwissenschaft, die eben die Sprache in allen ihren Erscheinungsformen, Auswirkungen und Beziehungen zu erfassen sucht [...]” (Weisgerber 1929b: 5f.)

Unter den zuvor aufgeführten Titeln finden wir u.a. die Hauptwerke Pauls ebenso wie die des eingefleischten Positivismus-Gegners Voßler, Saussure ebenso wie Husserl, die

sprachpsychologischen Werke Martys, Funkes und van Ginnekens ebenso wie das der Phänomenologie verpflichtete Werk Ammanns. Obwohl diese Auflistung durchaus auch als Kanon der lesenswerten Hauptwerke der rezenten Sprachwissenschaftsgeschichte interpretiert werden kann, so wird doch deutlich, dass Weisgerber eindeutig die Autonomie seines eigenen Ansatzes unterstreichen möchte, wobei *allen* anderen Werken, mit Ausnahme des Humboldtschen (Weisgerber 1929b: 4), der Makel der Insuffizienz angeheftet wird. Im Folgenden seien einige wichtige dieser Abgrenzungen in aller Kürze separat behandelt. Methodisch lasse ich mich von den in Kapitel 2.1.2.1 unterschiedenen Hinsichten (ii) leiten, so dass zuerst diejenigen Abgrenzungen zur Sprache kommen, die primär um Konzeption der sprachlichen Weltansichtstheorie kreisen, dann diejenigen, die primär im Ausgang der Debatte um die Konzeption des Bedeutungsbegriffs vorgenommen wurden und schließlich diejenigen, die für die Konzeption des Feldbegriffs wichtig wurden.

2.1.2.3.1. Abgrenzungen im Umkreis der Konzeption der sprachlichen Weltbildthese (Voßler – Finck – Boas – Sapir)

Populärster Bilderstürmer der Sprachwissenschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts war sicherlich Karl Voßler, der mit seinem 1904 erschienenen *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft* gegen die Junggrammatiker Stellung bezogen hatte und vor kräftigen Polemiken nicht zurückschreckte. Vordergründige Parallelen zu Weisgerber bestehen im Brückenschlag zurück zu Humboldt, in der Forderung nach Überwindung des Positivismus und in der Betonung der Nationalsprachen. Dennoch gab es grundsätzliche Differenzen zwischen beiden Positionen.

In der Schrift von 1904 unterscheidet Voßler zwei Arten von Positivismus, dem methodischen, der auf Sammlung und Beschreibung sprachlicher Fakten besteht, und dem metaphysischen, der einzig und allein in diesen Fakten das Prinzip ihrer Erklärung suchen zu dürfen meint, und somit zur unzulässigen Hypostasierung von Naturgesetzen (wie im Fall der Lautgesetze) gelange (Voßler 1904: 1-4). Vorherrschender Trend der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts war es nach Voßler, Sprache in Mikroelemente zu anatomisieren und deren Bezüge dann mit Hilfe einer physiologischen oder auch psychologischen Kausalmechanik zu erklären. Voßler betont demgegenüber, dass das Primäre an jedem sprachlichen Phänomen seine Abhängigkeit

von einer Sinn Ganzheit sei und sieht in der *Stilistik* als der Disziplin der Sprachwissenschaft, die auf oberster Ebene dem Prinzip der Ganzheit am stärksten entspreche, den methodischen Ausgangspunkt einer jeglichen Sprachforschung. In enger Anlehnung an Croces Ästhetik erhält in diesem Zusammenhang die individuelle Sprachschöpfung, der individuelle Stil eine herausragende Funktion, denn eigentlich gibt es nach Voßler Sprachtätigkeit *qua* Sinngabe nur als Vielzahl individueller ‘Sprachhandlungen’³⁰ (ebd. 10, 36). Sprachwissenschaft wird als Stilistik, Sprachgeschichte als Kunstgeschichte deklariert, am untersuchenswertesten müssten der Sprachwissenschaft die Kunstwerke der großen Dichtergestalten und Sprachgenies sein.

Der Hochschätzung des individuellen Sprachvermögens, der von Voßler so genannten ‘Sprachbegabung’, steht eine kaum mehr zu überbietende Geringschätzung aller der Faktoren gegenüber, die in den Blick rücken, wenn man Sprache als allgemeines, normatives, soziales Phänomen auffasst:

“So viele Individuen, so viele Stile. Übersetzungen, Nachahmungen, Periphrasen sind neue individuelle Nachschöpfungen, die dem Original mehr oder weniger ähnlich sehen mögen, aber niemals mit ihm identisch sind. Syntaktischer Sprachgebrauch und Sprachregeln sind rohe, ungenaue, durch empirische, positivistische und äußerliche Betrachtung entstandene Begriffe, die vor einer streng idealistischen und kritischen Sprachwissenschaft nicht bestehen können. Wenn die Menschen sich sprachlich untereinander verständigen, so hat das doch nicht seinen Grund in der Gemeinsamkeit der Sprachkonventionen oder des Sprachmaterials oder des Satzbaues, sondern in der Gemeinsamkeit der *Sprachbegabung*. «Sprachgemeinschaften», Mundarten u. dgl. gibt es in Wirklichkeit überhaupt nicht. Diese Begriffe [...] sind ein weiterer Irrtum des Positivismus.” (ebd. 37)

Jegliche Norm, Konvention oder Regel wird nicht nur als Konstrukt des Positivismus angeprangert, sondern vom Standpunkt des absolut regierenden ästhetischen Individualismus als ‘Defizit in der Sprachbegabung’ aufgefasst. Regelkonformes Verhalten wird als Papageiengeplapper disqualifiziert:

“Nachsprechen ist Sache des Papageis. [...] Er ist sozusagen die personifizierte Sprachkonvention, die reine Passivität. Ein bißchen Papagei steckt freilich wohl in jedermann: es ist das Defizit oder das Passivum in unserer Sprachbegabung, also nicht Positives, nichts Existierendes, kein selbständiges Prinzip, worauf man eine Wissenschaft gründen könnte. Wo das Defizit anfängt, hört die Sprachbegabung auf, und dort ist zugleich auch die Grenze der Sprachwissenschaft. Eine Sprache als

³⁰ Zu vermuten wäre, dass die Verwendung von “Sprachtätigkeit/Sprachhandlung” anstelle von “Sprechtätigkeit” dann von Voßler bevorzugt wird, wenn selbige ästhetisches Potential hat.

Konvention und Regel betrachten, heißt also, sie unwissenschaftlich betrachten. Ergo ist Syntax überhaupt keine Wissenschaft – so wenig als Flexionslehre und Lautlehre.” (ebd. 38)

Ein wenig überraschend mag es in der Folge einer so kategorischen Aburteilung jeglicher Art nicht-individueller Sprachbetrachtung erscheinen, dass Voßler nach dieser Schrift überhaupt noch das Thema der ‘Nationalsprachen’ aufgegriffen hat. Sieht man dann jedoch genauer hin, so entpuppen sich die nationalen Züge der Nationalsprachen als Individualstile, die in unscharfer Differenzierung einerseits auf ein noch individuelleres Prinzip, nämlich auf die individuellen Leistungen der großen Dichterpersönlichkeiten zurückgeführt werden (ebd. 90f.), andererseits durch Heranziehung simpler Stereotype (der plastische Italiener, der abstrakte Franzose, der tiefdenkende Deutsche) gekennzeichnet werden (u.a. ebd. 21).³¹ Für die Kontrastierung mit Weisgerbers Sprachauffassung wichtig ist zudem die These Voßlers, dass Sprache Ausfluss des genialen ‘Volksgeistes’ und Spiegel der Kultur ist, d.h. abhängiger, untergeordneter Teil der Kultur.³² Entscheidend ist aber allemal, dass der ästhetische Geniekult, die exorbitante Funktion der individuellen Sprachbegabung und -schöpfung zu einer kategorialen Ablehnung jeder Art von Sprachwissenschaft führt, die die Perspektive des Kollektiven oder Systematischen zur Grundlage macht.³³

Weisgerber hatte zwar 1921 im Rahmen eines Gastsemesters in München bei Voßler studiert (Gipper in Dutz 1984: 12), dann aber in der Habilitationsschrift das Werk Voßlers trotz Aufführung zweier Titel in der Bibliographie nahezu unberücksichtigt³⁴ gelassen. 1927 wird Weisgerber dann in seiner Argumentation konkreter. Er kritisiert zum einen die hypertrophe Rolle des Individuellen in Voßlers Ansatz und die daraus sich ergebende Geringschätzung der Bedeutung des sozialen Faktors für die Sprachforschung:

“Das, was die Sprache dem Sprachforscher vor allem ist, ihren Charakter als soziales Objektivgebilde, sucht V. seit je möglichst auszuschalten.” (Weisgerber 1927b: 312)

³¹ Nicht umsonst steht Voßler aufgrund der ‘Nationalisierung’ des individuellen Moments bzw. der Sprachbegabung dem Rassegedanken in Sprachfragen positiv gegenüber (vgl. Voßler 1904: 92).

³² Christmann (1974: 31) versucht jedoch nachzuweisen, dass Voßler selbst zu einer Korrektur dieser These neigte, indem er in den Jahren nach der Publikation von *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* (1913) eine stärkere Betonung der Interdependenz von Sprache und Kultur favorisierte.

³³ Voßler lehnte dementsprechend auch Saussures Konzept von Sprachwissenschaft ab, dazu Thilo (1989: 149f.).

³⁴ Die Begründung lautet, von Voßlers Standpunkt aus lasse sich die “Tatsächlichkeit des Sprachgeschehens” (Weisgerber 1924: 5) nicht erfassen.

1929 heißt es dann so lapidar wie kategorisch, mit seiner Auffassung von Sprachwissenschaft als Stilistik fasse Voßler die eigentliche *Sprachwissenschaft* überhaupt nicht (Weisgerber 1929b: 148). Bedenkt man, dass Voßler noch 1923 die Aufgabe der Sprachsoziologie nur darin sieht, die individuelle Beredsamkeit / Eloquenz zu erforschen (Voßler 1923: 239), die Sprachsoziologie also zu Rhetorik oder Stilistik wird, und dass der ‘Sprachgemeinschaft’, dem Lieblingskind Weisgerbers, das Lebensrecht verweigert wird, so wird deutlich, dass zwischen beiden Ansätzen eine unüberbrückbare Kluft bestand.³⁵ Um so überraschender muss dann erscheinen, dass Weisgerber 1930 ein Gesprächsangebot an Voßlers Adresse richtet, indem er ihm seine in der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* erschienene Erwiderung auf Funkes Angriff auf die ‘Neuromantiker’ in der Sprachwissenschaft (siehe dazu Kap. 2.1.2.3.2) zusendet.³⁶ Auffallend ist jedenfalls, dass Weisgerber in diesem Aufsatz die vormals genannten Kritikpunkte gar nicht erwähnt, denn jetzt plötzlich besteht der größte Gegensatz zu Voßler darin, dass Sprache kein Spiegel der Kultur sei (Weisgerber 1930b: 256). Der Antwortbrief Voßlers dürfte dann aber die Vergeblichkeit aller weiteren Annäherungsversuche ein für alle Mal klargemacht haben:

“In einem Punkt hege ich leise Zweifel, nämlich an der Bestimmtheit und Wirkungskraft des in der Sprache niedergelegten Weltbildes, und wenn Sie im Ernste versuchen das denken [sic] und Handeln einer Sprachgemeinschaft als durch die Sprache bestimmt zu erweisen, so werden Sie schwerlich über unverbindliche Ausblicke hinauskommen. [...] Ich meine, man sollte an der endlich errungenen Erkenntnis, daß Sprache (...) als Sprachtätigkeit identisch ist mit dem Genius der Poesie, nicht mehr vorbeisehen. Andernfalls gerät man immer, wie jetzt der treffliche Cassirer wieder, in intellektualistische Überspannungen der Dienste, die dem begrifflichen Denken und dem praktischen Handeln von der Sprache [...] geleistet werden.” (Brief Voßlers an Weisgerber v. 4.8.1930)³⁷

Zudem deckt diese Antwort einen systematischen Gegensatz zwischen scheinbar verwandten Theorieansätzen auf, der aufs engste an die These von der ‘Sprache als Spiegel der Kultur’ geknüpft ist. Voßler ist eben gerade nicht zur Inversion seiner These bereit, in dem Sinne dass die Kultur von der Sprache geprägt würde. Mehr noch, der Weisgerbersche – und mit ihm der Cassirersche – Theorieansatz wird als unfruchtbares und vages Unternehmen abqualifiziert. Was hier im Dialog der beiden Forscher zum

³⁵ Bei aller Diplomatie in der Durchführung ist dies auch der Grundtenor der Kritik Ipsens an Voßler, vgl. Ipsen (1927, besonders 23f. u. 30f.) sowie Ipsen (1930: 10).

³⁶ Ein möglicher Grund für die Zusendung wäre, dass Voßler von Gamilschegg, so Weisgerber (1930b: 256), ebenfalls zu den ‘Neuromantikern’ gezählt wurde.

³⁷ Ich danke Herrn Dr. Bernhard Lauer (Brüder Grimm-Museum Kassel / Weisgerber-Archiv) für die freundliche Genehmigung zur Einsicht und Kopie des noch unveröffentlichten Briefes.

offenen Vorschein kommt, hat fundamentales Gewicht für die Frage der Abgrenzung Weisgerbers gegenüber anderen sprachtheoretischen Ansätzen, die Sprache als nationales Phänomen thematisierten. Was auf den ersten Blick verwundern mag, wird beim Bedenken der skizzierten Differenz verständlich: Eine detaillierte Auseinandersetzung Weisgerbers sei es mit den unterschiedlichen Varianten der Völkerpsychologie Steinthals, Lazarus' und Wundts, sei es mit Fincks 1899 gehaltenen Vorträgen unter dem Obertitel *Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung* sucht man vergebens, stattdessen findet man nur die in kurzen Zügen hingeworfene Argumentation, dass all den Ansätzen eines Finck, Voßler, Lerch und Freyer, die vom Postulat der Sprache als Ausdruck oder Spiegel der Kultur der Völker ausgehen, vom "Standpunkt unserer Ergebnisse [...] unbedingt widersprochen werden" (Weisgerber 1929b: 153) muss. Weisgerber wendet sich also entschieden gegen die nach Humboldt in den Forschungen zur Sprache als nationalem Phänomen quasi ubiquitär gewordene Auffassung, dass die Sprache ein Ausdrucksphänomen wie immer auch gearteter sprachexterner psychischer oder kultureller Grundbefindlichkeiten sei. Knobloch (1988) hat meiner Ansicht nach deutlich nachgewiesen, dass sowohl bei Steinthal und Lazarus als auch bei Wundt Sprache durch eine kulturspezifische psychische Grundmatrix, und das heißt im Besonderen durch gleiche Gedanken, Gefühle, Neigungen, durch Gleichgestimmtheit der Individuen oder ihre gleiche Vorstellungswelt, *erzeugt* wird (Knobloch 1988: 185, 203)³⁸. Finck treibt diese Art Sprachbetrachtung, die dann eben auch offen chauvinistische Züge annimmt, dadurch auf die Spitze, dass er Sprachen nach einem simplen System von 'Volkstemperamenten' klassifiziert, für die er dann in der Sprache, d.h. in ausgewählten Sprachzeugnissen, nach Bestätigung sucht.³⁹ Gemäß der hier skizzierten Konstellation der Ansätze Fincks und Weisgerbers sollte man meiner Ansicht nach vom gängigen Vorurteil abrücken, das eine direkte Filiation zwischen beiden Ansätzen propagiert (so u.a. Arens 1969: 407; Pegatzky 1994: 38; Knobloch 1988: 78⁴⁰).

Der bisher geschilderte Abgrenzungsdiskurs gegen Voßlers und Fincks sprachwissenschaftliche Positionen ist einer, der in der Durchführung mit geringem

³⁸ Der zumeist sehr diffus bleibende Begriff *Kultur* steht den damals sehr beliebten *Volkspsyche*, *Volksgeist* oder *Volksseele* dabei sehr nahe, vgl. Knobloch (1988: 183).

³⁹ Vgl. Pegatzky (1994: 27).

⁴⁰ Besonders interessant scheint mir bei der Rezeption Weisgerbers durch Knobloch zu sein, dass die ideologisch bedingte Vorab-Zurückweisung Weisgerbers durch Aussagen konterkariert wird, die die Fruchtbarkeit (den "Quellpunkt sprachtheoretischer Modellgedanken" (Knobloch 1988: 193)) des Völkerpsychologie-Streits der Sprachwissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts darin sehen, dass das bis heute ungelöste Problem, dass es ontologisch nur individuelle Sprechakte gebe, dennoch aber eine überpersönliche Verbindlichkeit *qua* Sprache 'existiere' (ebd. 193), als Problem in den Horizont der Sprachwissenschaft tritt. Eben diese Frage war eine der zentralen in Weisgerbers Sprachforschung, dessen Antworten eine andere Einordnung verdient hätten als die besagte Anreihung an Fincks Thesen.

Aufwand, zum Teil nur in einigen wenigen Nebenbemerkungen, betrieben wird, von daher also durchaus als ‘peripher’ bezeichnet werden kann. Im Grunde geht es aber hier wie auch andernorts um die Fixierung und Legitimation fundamentaler Grundpositionen, die entscheidend für das gesamte Programm und Design der jeweiligen sprachwissenschaftlichen Forschung sind. So ergibt sich aus dem bisher Dargestellten, dass zwei der zentralen Grundthesen Weisgerbers lauten: *Nicht die Kultur, die Volkspsyche oder eine sonstige sprachextern gedachte Instanz prägt und beeinflusst die Sprache, vielmehr ist es die Sprache, die die gesellschaftliche Wirklichkeit prägt*, und zweitens: *Dieser Prozess ist ein genuin gesellschaftlicher, d.h. um ihn zu erforschen, muss die gesellschaftliche oder soziale Ebene der Sprache untersucht werden*. Diese Diskurslogik gilt für alle weiteren Abgrenzungen, selbst die etwas aufwendiger gestalteten; es handelt sich bei ihnen um die Markierung fundamentaler Grundpositionen.

In Anbetracht dieser Sachlage muss es sehr verwundern, dass Weisgerber von den beiden Vertretern der amerikanischen Sprachwissenschaft, die mit der Weltansichtsthese in enge Verbindung gebracht werden, von Franz Boas und Edward Sapir, kaum Notiz nimmt. Schon 1911 hatte der deutschstämmige Franz Boas in seiner *Introduction to the Handbook of American Indian Languages* geschrieben:

“Inferences based on peculiar forms of classification of ideas, and due to the fact that a whole group of distinct ideas are expressed by a single term, occur commonly in the terms of relationship of various languages; as, for instance, in our term *uncle*, which means the two distinct classes of father’s brother and mother’s brother. Here, also, it is commonly assumed that the linguistic expression is a secondary reflex of the customs of the people; but the question is quite open in how far the one phenomenon is the primary one and the other the secondary one, and whether the customs of the people have not rather developed from the unconsciously developed terminology.” (Boas 1911: 60f.)

Und ein paar Zeilen weiter heißt es dann im Abschlusssatz des Einleitungskapitels:

“Thus it appears that from practical, as well as from theoretical, points of view, the study of language must be considered as one of the most important branches of ethnological study, [...] because, furthermore, the peculiar characteristics of language are clearly reflected in the views and customs of the peoples of the world.” (ebd. 61)

Obwohl diese Sätze, und auffallenderweise auch noch die von Weisgerber später so ausführlich behandelte Problematik der Verwandtschaftsnamen, in nahezu perfekter Konsonanz zu Weisgerbers Thesen stehen, ist der Grundtenor in dieser wichtigsten programmatischen Schrift des Ethnologen und Sprachforschers Boas ein anderer: Es gibt eben gerade kein feststehendes kausales Korrelationsverhältnis zwischen den drei Instanzen Rasse, Kultur und Sprache, vielmehr weisen alle empirischen Forschungen eindeutig darauf hin, dass man von einer je eigenen Entwicklung dieser drei Komplexe auszugehen habe (ebd. 6-9). Damit vertreten die obigen Aussagen nur die These, dass es Fälle geben *kann*, in denen die Annahme des Wirkens einer kulturprägenden Kraft der Sprache gerechtfertigt erscheint.

Edward Sapir folgt in seiner frühen und bekanntesten Schrift *Language* von 1921, die erst 40 Jahre später in deutscher Übersetzung erschien⁴¹, ganz seinem Lehrer Boas, wenn er für eine scharfe Trennung von Sprach-, Rassen- und Kulturtheorie plädiert (Sapir 1961: 186f., 192ff.). Alle die, die in diesem Werk des Protagonisten der illustren Sapir-Whorf-Hypothese nach markanten Formulierungen der sprachlichen Weltansichts- oder Relativitätsthese suchen, werden jedoch enttäuscht. Zwar werden schon hier Denken und Sprache in enger Wechselwirkung gesehen – in stark an Humboldt⁴² erinnernder Façon heißt es beispielsweise: “The instrument [das Denken] makes possible the product [die Sprache], the product refines the instrument” (zit. nach Werlen 1989: 136) –, dass aber die Sprache die Weltansicht und Wirklichkeit der Menschen präge, ist nirgendwo deutlich gesagt. Entsprechend wird auch in der Forschungsliteratur (vgl. Hoijer 1954: 92; Schaff 1964: 71; Werlen 1989: 136; 2002a: 189f.) darauf hingewiesen, dass eindeutige Formulierungen der Relativitätsthese erst gegen Ende der Zwanziger Jahre bei Sapir zu finden sind. Ein direkter Einfluss Whorfs, der zum profiliertesten Verfechter der sprachlichen Relativitätsthese in der nordamerikanischen Linguistik wird, ist höchst unwahrscheinlich.⁴³ Jedenfalls schreibt Sapir 1929 in der Zeitschrift *Language*, dem Publikationsorgan der gerade erst 1925 gegründeten *Linguistic Society of America*, die oft zitierte Passage:

⁴¹ Vgl. dazu auch Anm. 45.

⁴² Erstmals hat Christmann (1966: 448ff.) sowohl für Boas als auch für Sapir nachgewiesen, dass beide Forscher die sprachphilosophischen Schriften Humboldts gekannt haben. Zuvor ging man von der gegenteiligen Ansicht aus (vgl. etwa Schaff 1964: 66). Nach Ansicht Schmitters (1989: 226) ist mit dem Nachweis der Humboldt-Kenntnisse aber noch keineswegs die Frage geklärt, wie weitreichend der Einfluss Humboldts bei Boas, Sapir und Whorf wirklich war. Werlen (2002a: 175) verweist auf weitere Arbeiten, die zumindest als gesichert erscheinen lassen, dass Humboldts Sprachauffassung in Boas präsent ist und über Boas auf Sapir wirkte.

⁴³ Nach Werlen (1989: 141) ist Whorf Sapir 1928 zum ersten Mal begegnet, häufigere Kontakte zwischen beiden habe es aber erst ab 1931 gegeben.

“Human beings do not live in the objective world alone, nor alone in the world of social activity as ordinarily understood, but are very much at the mercy of the particular language which has become the medium of expression for their society. It is quite an illusion to imagine that one adjusts to reality essentially without the use of language and that language is merely an incidental means of solving specific problems of communication or reflection: The fact of the matter is that the ‘real world’ is to a large extent unconsciously built up on the language habits of the group [...]. The worlds in which different societies live are distinct worlds, not merely the same world with different labels attached.” (Sapir 1929: 209)

Bei einer derart auffallenden Affinität zu seinen eigenen Thesen⁴⁴ ist es schon erstaunlich, dass Boas in den frühen Schriften Weisgerbers gar nicht erwähnt wird, Sapir meinen Recherchen zufolge erst ab 1930. Da wird Sapir noch als Phonologe wahrgenommen, dem es um “Bereitstellung von Beobachtungsmaterial” (Weisgerber 1930c: 32) gehe. Auch 1933 führt Weisgerber ein Zitat aus Sapirs *Language* von 1921 an (Weisgerber 1933c: 162), um zu zeigen, dass sich Sapir gegen die Annahme ausspreche, dass es eine Verbindung zwischen Sprachform und Volkscharakter gebe. Weisgerber argumentiert diesbezüglich nach einem Dreistufenmodell: Zunächst hebt er gegenüber *den* Sprachforschern, die eine Untersuchung der Frage der Interrelation von Sprache und Kultur ablehnen bzw. als unergiebig ansehen (darunter Sapir), diejenigen als lobenswert hervor (darunter Finck, Lerch), die im Anschluss an Humboldt dieser Frage nachgegangen seien. Aber auch diese letzteren Ansätze bleiben Weisgerbers Meinung nach unzureichend. Sie gingen allesamt vom falschen Ansatz aus, indem nämlich die Sprache als Ausdruck oder Spiegelung des Volkscharakters angesetzt werde. Das gleiche Argument hatte Weisgerber, wie oben in der Passage zu Finck erwähnt, schon 1929 gegen Finck gebraucht. Es scheint also, als habe Weisgerber Sapirs Zurückhaltung in dieser Frage übermäßig negativ bewertet, zumal man aus heutiger Sicht feststellen muss, dass Sapirs Urteil dem ernsthaften wissenschaftlichen Ethos verpflichtet ist, das gerade bei den damals gängigen vorschnellen euphorischen Stereotypisierungen und platten Analogisierungen ein seltenes Antidotum darstellte. Merkwürdig bleibt es trotzdem, dass Sapir – und für Boas gilt dies noch viel mehr – auch in späteren Schriften Weisgerbers nur selten erwähnt wird.⁴⁵ Findet sich in einem der Hauptwerke wenigstens noch der Hinweis, dass die von Sapir angeregten

⁴⁴ Oft werden deshalb auch in der Forschungsliteratur die Namen Sapir, Whorf, Weisgerber und Cassirer in einem Atemzug als Nachfolger Humboldts und Verfechter der Weltansichtsthese genannt, z. B. von Penn (1972: 10) oder Hörmann (1970: 325).

⁴⁵ Ein weiterer möglicher Grund könnte auch darin bestehen, dass der frühe Sapir des *Language*-Buches den Thesen Croces sehr zugeneigt war, vgl. dazu Christmann (1985: 85), der auch bemerkt, dass aufgrund der Interessenlage der Klientel [vor allem Weisgerber?] in der deutschen Übersetzung von 1961 ganze Passagen zu Croce nicht übersetzt wurden, dem Weisgerber, wie die Auseinandersetzung mit Voßler gezeigt hat, ablehnend gegenüberstand.

Forschungen, die dann besonders von Whorf ausgewertet worden seien, “fast bis in die Terminologie hinein in eine Parallele mit unseren Überlegungen” (Weisgerber 1962c: 45) kämen, fehlt der Name Sapir in der von Weisgerber 1973 (Weisgerber 1973a) verfassten Rückschau und wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung der eigenen Sprachforschung ganz. Auch der mögliche Einwand, Weisgerber habe es seinem treuesten Schüler Helmut Gipper überlassen, die Nähe der Sprachinhaltsforschung zu Sapir und besonders zu Whorf wissenschaftlich intensiv zu bearbeiten, mag nicht recht überzeugen. Und wollte man davon ausgehen, dass Weisgerber die für die Geschichte der nordamerikanischen Linguistik so markanten Ereignisse wie es die Gründung der *Linguistic Society of America* (1925) und ihres Publikationsorgans, der Zeitschrift *Language* waren, nicht gebührend beachtet hätte, so sprechen auch hier einige Fakten dagegen. Schon am 27. Dezember 1926 trägt Reinhold Saleski, ein Gründungsmitglied der *Linguistic Society of America*, auf einer Sitzung selbiger einen Vortrag mit dem Titel *The Intrinsic Value of Foreign Language Study* vor, in dem er Weisgerber in höchsten Tönen als den Sprachforscher lobt, der am konzisesten und klarsten die Weltansichtsthese der Sprache vertrete.⁴⁶ Man beachte, dass auch Sapir Gründungsmitglied der *Linguistic Society of America* war und möglicherweise sogar zur Lektüre Weisgerbers angeregt wurde. Zumindest liegt es im Bereich des Möglichen, dass Sapirs eindeutiger Formulierungen bezüglich der Weltansichtsthese auch durch eine Weisgerber-Rezeption bedingt wurden. In einem weiteren Brief Saleskis an Weisgerber⁴⁷ vom 6. Januar 1928 bittet Saleski Weisgerber darum, mittels einer kurzen Mitteilung oder Besprechung die neuen Organe der nordamerikanischen Linguistik publik zu machen. Da die Bitte auch an Schwingnitz in Leipzig gesendet wurde und man dort, sehr wahrscheinlich in Absprache mit Weisgerber, früher reagierte, erschien in *Indogermanische Forschungen* 1928 die Rezension von Ipsen (Ipsen 1928) zur Zeitschrift *Language* und deren institutionellem Background. Bezeichnend ist aber, dass diese Rezension das Bild einer amerikanischen Linguistik vermittelt, die weder ausgeprägte Hauptlinien noch interessante Ansätze vorzuweisen hat, und das, nachdem

⁴⁶ Ich danke Herrn Dr. Bernhard Lauer (Brüder Grimm-Museum Kassel / Weisgerber-Archiv) für die freundliche Genehmigung zur Einsicht und Kopie des noch unveröffentlichten Briefes von Reinhold Saleski an Leo Weisgerber vom 12. Januar 1927, als dessen Anhang Saleski eine Durchschrift des Typoskripts mit seinem Vortrag beigelegt hatte. In diesem Vortrag, an die Mitglieder der *Linguistic Society* gerichtet, heißt es im Einleitungsteil: “... I have long been hoping you would discuss this subject, and finding no one else with the necessary presumption to announce it, I have ventured myself. [...] all that I am about to say has been better said since I announced this paper. In 15 pages of the 14th volume of *Germanisch-Romanischer* [sic] *Monatsschrift* (241-256) Leo Weisgerber writes on *Das Problem der inneren Sprachform*, and says everything that I have been hoping to say for the last five years or hope to say in the next ten minutes.” [Unterstreichungen im Original]

⁴⁷ Ich danke einmal mehr Herrn Dr. Bernhard Lauer (Brüder Grimm-Museum Kassel / Weisgerber-Archiv) für die freundliche Genehmigung zur Einsicht und Kopie des noch unveröffentlichten Briefes von Reinhold Saleski an Leo Weisgerber vom 6. Januar 1928.

Bloomfield und Sapir ihre ersten programmatischen Aufsätze in *Language* schon veröffentlicht hatten. Dies mag ein Indiz dafür sein, dass auch Weisgerber keine sonderlich hohe Meinung von der amerikanischen Linguistik hatte. Dafür spricht auch, dass die Auseinandersetzung mit Bloomfields behaviouristischer Sprachforschung erst sehr spät erfolgt. Auf jeden Fall aber verfügte Weisgerber über einschlägige Informationen zu dem, was auf der anderen Seite des Ozeans passierte, so dass es falsch wäre, von einer verspäteten Kenntnisnahme der amerikanischen Linguistik bei Weisgerber auszugehen.

2.1.2.3.2. *Abgrenzungen im Umkreis der Diskussion des Bedeutungsbegriffs (Funke/Marty – Husserl – Onomasiologie)*

In den nun zu besprechenden Abgrenzungen und Auseinandersetzungen mit Otto Funke Ende der 20er Jahre, die als öffentlicher Disput ausgetragen wurde, mit Husserls sprachphilosophischen Thesen und mit Positionen der damals erst in Onomasiologie und Semasiologie sich ausdifferenzierenden Semantik geht es, im Ausgang von Differenzen hinsichtlich des Verständnisses des Begriffs der *Bedeutung*⁴⁸, im wesentlichen dann aber auch um die mit ihnen verbundenen theoretischen Konzepte der *inneren Sprachform*, des *sozialen Objektivgebildes Sprache* und der *weltbild- oder denkprägenden Kraft der Sprache*.

Otto Funke, von Hause aus Anglizist, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das sprachphilosophische Werk seines 'Meisters' Anton Marty publik zu machen, d.h. einen Großteil des zu Lebzeiten Marty's unveröffentlicht gebliebenen Werks herauszugeben und in umfangreichen erläuternden Schriften dessen Sprachphilosophie zu vertreten. Letzterem Anliegen diente seine Schrift von 1924 *Innere Sprachform* mit dem Untertitel *Eine Einführung in A. Marty's Sprachphilosophie*, gefolgt von den *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie* (1927) und weiteren kleineren Beiträgen, in denen die Apologetik Marty's im Kontrast zu den wichtigsten Strömungen der

⁴⁸ Angesichts der besonderen Aufmerksamkeit, die Weisgerber dem Bedeutungsproblem widmete, und seiner sonstigen Tendenz, wichtige Schriften im Bereich seiner Forschungsinteressen sofort zu rezipieren, mutet es merkwürdig an, dass er die sogenannten 'Begründer' des semiotischen Dreiecks, Ogden und Richards, und ihr 1923 in erster, 1926 schon in zweiter Auflage erschienenes Werk *The Meaning of Meaning* (Ogden/Richards 1985) meines Wissens bis 1933 kein einziges Mal erwähnt, weder in den frühen Hauptschriften (Weisgerber 1924; 1929b) noch in den monographischen Artikeln zum Bedeutungsproblem, wo jeweils ausführlich die Forschungssituation dokumentiert wird (Weisgerber 1927a; 1930a). Dabei hätte eine Auseinandersetzung mit diesem Werk interessant sein können, da einerseits durchaus gemeinsame Züge feststellbar sind, weil Ogden/Richards auch den großen Einfluss der Sprache auf Denken und Handeln betonen (vgl. Ogden/Richards 1985: bes. 26f.), andererseits aber das Problem der Referenz in den Vordergrund der Betrachtung rückt, welches bei Weisgerber tendenziell von der 'Außenwelt' abgekoppelt und in Sprache hineinverlegt wird (vgl. dazu bes. Kap. 3.2.3.). Da Weisgerbers Rezeption von Forschungsliteratur eine deutliche Vorliebe für deutsch- und französischsprachige Texte zeigt, könnte man sogar auch vermuten, dass Weisgerber die Lektüre englischsprachiger Texte, zumindest in den 20er und 30er Jahren, möglichst umging.

Sprachwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts durchgeführt ist. Für unsere Belange wichtig ist die Konzeption der vier obengenannten Begriffe bei Marty bzw. Funke.⁴⁹

Unter *Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks* versteht Marty nach Funke

“... dasjenige psychische Phänomen, welches der sprachliche Ausdruck im Hörer wachzurufen bestimmt ist. *Namen*, wie ‘Pferd’, ‘Haus’, ‘Sonne’ u. dgl., sollen im Hörer eine entsprechende begriffliche Vorstellung erwecken; *Aussagen* ein Urteil und *interesseheischende Äußerungen* oder *Emotive* (wie Wünsche, Befehle, Bitten, Fragen) ein emotionelles Phänomen resp. deren Vorstellungen. In dieser Begriffsbestimmung der ‘Bedeutung’ liegt bereits die Ansicht beschlossen, daß es der primäre Zweck des Sprechenden ist, den Angeredeten seelisch irgendwie zu beeinflussen.” (Funke 1924: 20f.)

Weniger interessieren soll uns hier, dass Martys Klassifikation der Sprechakte auf der Brentanoschen Klassifikation der psychischen Phänomene beruht, auch die Klassifikation selbst, bei der zum Beispiel auch idiomatische Redewendungen unter der Rubrik *Namen* eingeordnet werden, sowie die auf den ersten Blick ins Auge fallende problematische These, dass das erweckte psychische Phänomen der gleichen Klasse wie das erweckende angehören soll, sind für unsere Fragestellung zu vernachlässigen. Fundamental ist dagegen, dass *Bedeutung* als psychisches Phänomen deklariert wird. Während in der zitierten Definition⁵⁰ der Hörerbezug stark hervorgehoben ist, verschwindet er an vielen anderen Stellen ganz aus dem Horizont, indem mit *Bedeutung* ein bestimmtes sprachunabhängiges bzw. vorsprachlich schon gegebenes Phänomen identifiziert wird. Ob als Denkinhalt (ebd. 80f.), als begriffliche Vorstellung (im obigen Zitat), als Gedanke (ebd. 80f., 96f.) oder als Begriff vom “Bezeichneten” deklariert (ebd. 33), allen diesen Bestimmungen gemeinsam ist, dass das psychische Phänomen vor und außerhalb von Sprache schon gegeben sein soll. *Bedeutung* wird somit strengstens (vgl. besonders ebd. 97) vom Sprachzeichen, vom Wort geschieden, sie existiert als sprachentkoppeltes *ens* einzig und allein in der Psyche der Individuen. Beim Sprechakt soll Bedeutung über ein bedeutungsfremdes Medium von der Psyche des Sprechers in die Psyche des Hörers transportiert werden, und zwar zum Zwecke der Beeinflussung des Hörers. Sprache geht somit in der Rolle des heteronomen

⁴⁹ Für unsere Zwecke ist die Heranziehung des Funke-Textes mehr als ausreichend, nicht nur weil Funke Marty passagenweise zitiert und ausgiebigst paraphrasiert, sondern auch weil es eben Funke und der über Funke vermittelte Marty ist, der in der uns interessierenden Auseinandersetzung in Funktion tritt.

⁵⁰ Die als entscheidende in der Literatur zu Marty erscheint, vgl. z.B. Bartschat (1990: 401), Hoberg (1970: 35).

Hilfsmittels im Bezugsfeld dieser Teleonomie auf. Dementsprechend gelangt Funke 1927 dann auch zur folgenden Definition des Wesens der Sprache:

“Sprache im eigentlichen Sinn ist somit: Absichtliche Kundgabe oder absichtlicher Ausdruck psychischer Vorgänge von Seite des Sprechers, um das fremde Seelenleben des Hörers in bestimmter Weise zu beeinflussen oder zu beherrschen;[...]” (Funke 1927b: 38)

Zwischen den beiden fixen Polen der in jeweils individuellen Psychen sich konstituierenden oder *ad hoc* schon vorhandenen Bedeutung nimmt Sprache eine Mittel- und Mittlerposition ein, und zwar als doppeltes Zeichensystem und in doppelter Funktion. Sprache dient, wie es im angegebenen Zitat auch deutlich wird, dem Ausdruck bzw. der Kundgabe psychischer Vorgänge (Zeichen als Anzeichen), die Bedeutung haben. Im sprachlichen Ausdruck wird diese Bedeutung bezeichnet, wobei das sprachliche Zeichen sowohl eine äußere Sprachform aufweist, worunter alles äußerlich oder sinnlich Wahrnehmbare, z.B. Laute, Gebärden fallen soll (Funke 1924: 24), als auch eine innere. Die innere Sprachform hat dann die Funktion, als Hilfsvorstellung die außersprachlich vorhandene Bedeutung bzw. Bedeutungsvorstellung beim Hörer zu erwecken, d.h. zu ihr hinzuführen (Zeichen als Wegweiser). In modernerer Terminologie könnte man hier durchaus von der Sprache als Code sprechen, wobei aber Enkodierung und Dekodierung in sprachexternen Räumen, und zwar in monadischen Einzelpsychen stattfindet und dort in sprachfreie Bedeutungen mündet. Durchaus richtig ist deshalb die Einschätzung Hobergs, der Marty und Funkes Sprachtheorie als Onomasiologie bezeichnet (Hoberg 1970: 40).

Für das Verständnis des Begriffs der *inneren Sprachform* bei Marty und Funke ist es hilfreich, den Sprecher-Hörer-Bezug als Ankerpunkt sich gegenwärtig zu halten. Als grundlegendes Axiom fungiert bei Marty und Funke dabei die Gleichsetzung von *innerer Sprachform* und *Etymon*:

“Eine Ausdrucksform, welche ein Etymon oder eine innere Form besitzt, erweckt also zunächst gewisse Vorstellungen, die vom Redenden nicht eigentlich gemeint sind, sondern bloß den Beruf haben, im Hörer den Seeleninhalt (Vorstellungen, Urteile, Gefühle u.s.w.), auf den es in Wahrheit abgesehen ist, herbeizuführen. Wie verschiedene Laute, so können je nach Umständen auch ganz verschiedene Etyma für denselben Inhalt das ihn mit dem Laute verknüpfende Band bilden, und darum mag man, wie den

wechselnden Laut die ‘äußere’, so das wechselnde Etymon mit Grund die innere Sprachform’ nennen.” (Marty zit. nach Funke 1924: 2)

Dieses Zitat kommentierend, fährt Funke fort:

“Als typisches Beispiel nenne ich vorläufig die Figur der Metapher oder der Synekdoche (z.B. ‘*Rittersporn*’ für eine Blume mit spornartiger Blüte; ‘*Kiel*’, ‘*Segel*’ für Schiff.) In solchen Fällen erweckt das sprachliche Zeichen (d.h. das ‘Wort’) vorerst eine Nebenvorstellung, die nicht die eigentliche Bedeutung erschöpft. ‘*Rittersporn*’ nennt ja zunächst einen Gegenstand, der ganz anderer Art ist als die Blume mit ihrer spornförmigen Blüte; aber diese Pflanze soll mit Hilfe jenes ‘Bildes’ tatsächlich bezeichnet werden.“ (ebd.)

Bei aller weiteren, zum Teil sehr subtilen Ausgestaltung – etwa was die Unterscheidung von Auto- und Synsemantika betrifft – dieser Grundthesen bleibt das Fundament das gleiche: Sprachexterne Bedeutungen werden vom Sprecher per Sprachzeichen bezeichnet und damit transponiert in einen Bereich, der interpretationsbedürftig ist, d.h. einer Wiederherstellung der Bedeutung durch den Hörer bedarf. Trotz immer wiederholter Betonung der Hilfsfunktion der inneren Sprachform – und auch hier entwirft Marty durch eine sehr eigenwillige Differenzierung der inneren Sprachform in *figürliche* und *konstruktive innere Sprachform* und deren unterschiedlich gearteter Hilfsfunktion für sich genommen sehr interessante Analysen – bleibt aber der Maßstab der Beurteilung des Zeichensystems ein außersprachlicher, und zwar fixiert an die beiden ‘realen’ Bedeutungspole. Dabei kann man Marty und Funke durchaus vorhalten, dass die ominösen psychischen Inhalte, Gedanken, Vorstellungen von ihnen durchgängig *sprachlich* bestimmt werden. So sollen die Bezeichnungen *Kiel* oder *Segel* auf die Bedeutung *Schiff* hinleiten, oder “den Gedanken ‘*Erde*’ kann eine Sprache durch Ausdrücke für die Nebenvorstellungen ‘*Gepflühtes*’, ‘*Fruchtbares*’ ins Bewußtsein rufen“ (ebd. 3). Dass ein Zeichensystem kryptischen Charakter hat, dass es interpretationsbedürftig ist, das wird niemand so schnell leugnen, dass aber die es umgebende psycho-physische Wirklichkeit banal ontologisiert und vom Sprachsystem fein säuberlich abgespalten wird (vgl. dazu besonders ebd. 97), das ist als Grundtheorem einer Sprachtheorie natürlich anfällig für Kritik.

Für die Auseinandersetzung mit Weisgerber ist entscheidend, dass sich aus dem Bisherigen zwei Grundpositionen axiomatischen Stellenwertes bei Marty und Funke ergeben. Erstens wird streng daran festgehalten, dass Sprache außerhalb psychisch

begabter Wesen kein irgendwie geartetes Dasein führe (ebd. 53, 100f., 1927a: 78); Sprache sei “kein Ding, kein Wesen, kein ‘objektives’ Gebilde” (Funke 1927b: 41), eine solche These beruhe vielmehr auf falscher Hypostasierung. Einzig und allein die Individuen seien Träger des Sprachgeschehens (Funke 1924: 101). Zweitens seien die Einzelsprachen nur die je andere Einkleidung eines im Prinzip universell gleichen Denkens. Zwar unterscheide sich das Denken der Völker durch den Bestand an Erfahrungen, Begriffen und Erkenntnissen, aber

“[...] es wäre verfehlt, hinter der grammatischen Struktur in ihrer Gesamtheit und hinter ihrer Ausdrucksmethode (Sprachform) ein besonderes differentes Denken zu sehen und von den verschiedensten ‘Denkformen’ dort zu sprechen, wo derselbe Gedanke nur in ein verschiedenes sprachliches Kleid gehüllt ist.” (ebd. 95)

Von den beiden letztgenannten Axiomen ausgehend lässt sich Funkes Kritik an Weisgerber von 1927 am deutlichsten klarmachen. Funke differenziert überhaupt nicht zwischen den beiden Denkfiguren, *Sprache als Spiegel der Kultur oder Weltanschauung* vs. *Sprache als weltstrukturierende Instanz*, sondern wendet sich ganz allgemein gegen jegliche Art von Parallelisierung von Sprache und Denken, denn Denken gehe der sprachlichen Einkleidung immer schon voraus (Funke 1927a: 61). Alle Sprachwissenschaft, die auf dem “Parallelitätsaxiom” (ebd. 48, 53, 55f.) aufbaue, wird als überholt, als “romantisch” bzw. “neuromantisch” (ebd. 49) bezeichnet. Entsprechend gehören neben Humboldt, Cassirer, Weisgerber und Porzig auch Steinthal und Wundt in die Klasse der abzulehnenden sprachwissenschaftlichen Theorieansätze.

In ausführlichen Passagen geraten vor allem Cassirer, Weisgerber und Porzig auf die andere Seite der Streitfront, wobei die Argumentation stets auf die beschwörende Herausstellung der skizzierten Grundpositionen hinausläuft: Bedeutung ist ein außersprachliches psychisches Phänomen und an Individuen gebunden, es gibt kein soziales Objektivgebilde ‘Sprache’, die ‘innere Sprachform’ ist ein innersprachliches etymologisches Phänomen und in keinsten Weise denk- oder weltbildprägend.

Beachtenswert ist, dass Weisgerber, der bis dato gerade einmal mit zwei programmatischen Artikeln an die Öffentlichkeit getreten war, in den Kreis derjenigen gehoben wird, die die Hauptlinien der kritisierten Art von Sprachwissenschaft repräsentativ vertreten. Das zeigt, dass seine Artikel zum Problem der inneren Sprachform (Weisgerber 1926) und zu dem der Bedeutung (Weisgerber 1927a) schon

kurz bzw. direkt nach ihrer Veröffentlichung akademisches ‘Schwergewicht’ hatten. Zwar finden sich schon in der ersten Buchveröffentlichung Weisgerbers (1929b) Repliken auf Funke, eine direkte Auseinandersetzung mit Funkes Kritik erscheint aber dann erst 1930 (Weisgerber 1930b).

Diese Replik zeigt einmal mehr, dass es um Grundsatzfragen geht, denn Weisgerber will keine fortlaufende Berichtigung der Darstellungen Funkes, sondern eine kontrastive Kurzdarstellung seines eigenen Programms bieten, wobei er von Fall zu Fall als ‘Gesinnungsgenossen’ zwar auch einige der anderen ‘Neuromantiker’ anführt⁵¹, sich aber gegen die Vorstellung wendet, es existiere (schon) eine Art Schule in der von ihm vertretenen Sprachwissenschaft (ebd. 241f.).

Weisgerbers programmatische Argumentation behandelt die vier obengenannten Begriffskonzeptionen. Dem Einwand, Sprache sei nichts Reales, kein soziales Objektivgebilde, sondern eine pure Abstraktion, wird sozusagen frontal, im Sinne von Bekenntnis gegen Bekenntnis, begegnet: Die Frage sei bereits entschieden nicht nur seit Saussures Unterscheidung in *langue*, *langage* und *parole*, sondern rein faktisch dadurch, dass Einzelsprachen Gegenstand der Sprachwissenschaft seien. Die Funkesche Differenzierung von *real* und *abstrakt* sei unzureichend, sie müsse durch *wirklich* im Sinne von *wirkend* ergänzt werden, und dieses Wirken der Sprache sei es auch, was ihre Realität ausmache (ebd. 242ff.). Prägnanter formuliert hieß es noch 1926, Sprache habe eine “funktionale Realität” (Weisgerber 1926: 242).

Der wichtigste Einwand, der auch substanziell Neues gegenüber der Habilitationsschrift liefert, betrifft den Begriff der *Bedeutung*. Hier hatte Weisgerber 1927 seine eigene Konzeption differenziert vorgetragen und braucht in der Replik nur auf sie zu verweisen. Weisgerbers Kritik richtete sich in diesem Aufsatz gegen die in der Sprachwissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts fast ausnahmslos geltende Selbstverständlichkeit, Bedeutung als psychische Tatsache, als Vorstellung, als etwas außerhalb des Wortes Stehendes aufzufassen (Weisgerber 1927a: 168ff.). Weder gebe es abgetrennt von der Lautform des Wortes irgendwo in der Individualpsyche seine Bedeutung, noch sei es gerechtfertigt, von einem Bedeutungswandel der Worte bzw. deren Lautform zu sprechen. Weisgerbers Einwand hat damit paradigmatisches Karat, stellt er doch im Sinne Kuhns herrschende forschungskanalysierende Denkmodelle in Frage. Statt sich je einseitig entweder an der Lautform oder an psychischen Phänomenen zu orientieren, müsse *Bedeutung* als integrativer Teil des Wortes gesehen

⁵¹ Dazu mehr in den folgenden Kapiteln.

werden, der in untrennbarer Verbindung zu dem lautlichen Teil des Wortes stehe. *Bedeutung* müsse demnach als innerwortlicher Beziehungsbegriff verstanden werden, und dies so, dass *Bedeutung* als “Funktion des lautlichen Teiles” der inhaltliche Teil des Wortes sei (ebd. 170). Hier hört man natürlich überdeutlich die Stimme Saussures durchklingen, der im ganzen Aufsatz aber nur ein einziges Mal, und zwar im blassen Textstellenverweis einer Fußnote erscheint, dafür aber an einer Kernstelle des Aufsatzes, die es anzugeben lohnt:

“Zur rechten Untersuchungsform des Sprach-, insbesondere Wortinhalts kommen wir nur, wenn wir sie aus dem Wesen des Wortes ableiten. Wenn wir im Wort eine Verbindung eigener Art zwischen einem Namen [später verwendet Weisgerber nur noch *Lautform* oder *Lautgestalt*; B.S.] und einem Begriff [später von Weisgerber nur noch *Wortinhalt* genannt; B.S.] sehen, so sind die Wortinhalte nur zu erfassen durch eine Begriffslehre. [...] Die sprachlichen Begriffe – um solche handelt es sich und nur in bezug auf diese ist der Ausdruck ‘Begriff’ gerechtfertigt – sind aber recht verschieden von dem, was man sich unter logischen Begriffen vorstellt. Sie sind, wie ich wiederholt andeutete, durchaus nicht allgemeingültig, sondern sehr stark durch subjektive Faktoren, auch gefühlsmäßiger Art, bedingt. Ihre Bestimmtheit beruht in vielen Fällen auf dem Prinzip der gegenseitigen Abgrenzung [Hier ist dann die Fußnote mit dem Verweis auf Saussures *Cours* angebracht; B.S.]. Sie sind, um es kurz zu sagen, die Arbeitsformeln, in denen sich die Erfahrungen der Jahrtausende sammeln; in die eine Sprachgemeinschaft die ihr wichtigen Scheidungen gefaßt hat; [...]” (ebd. 178)⁵²

Diese Textstelle ist in mehr als einer Hinsicht für Weisgerbers frühe Konzeption des Bedeutungsbegriffs aufschlussreich. Um zu zeigen, dass *Bedeutung* kein psychisches⁵³, sondern ein *langue*-Phänomen im oben schon erläuterten Sinne sei, zieht Weisgerber, der sich in seiner Argumentation auf die Analyse der Wortebene beschränkt⁵⁴, drei heterogene Thesen zur Unterstützung heran. Die erste kennen wir schon aus der Auseinandersetzung mit Saussure, sie stellt die Begriffskonstitution – inklusive der Gefühlskomponente, deren Nichtberücksichtigung bei Saussure bemängelt worden war – aus der Perspektive des Sprachorganismus in den Vordergrund, wodurch eine Schiefelage in der Argumentation entsteht, denn gerade aus der Perspektive des Sprachorganismus behalten individuelle psychische Befindlichkeiten im Begründungszusammenhang ihr Gewicht. Allem Anschein nach hat die Anführung der

⁵² Fußnoten im Original wurden ausgelassen.

⁵³ Hier, in diesem Aufsatz von 1927, wird Martys und Funkes Position auch schon abgelehnt, allerdings als eine unter vielen anderen und nur mittels eines kurzen Kommentars, der vor allem hervorhebt, dass Bedeutung nicht in die Psyche von Sprecher oder Hörer verlegt werden dürfe (Weisgerber 1927a: 169, 176f.). Darauf reagierte Funke dann im gleichen Jahr mit dem Vorwurf, Weisgerber sei ein ‘Neuromantiker’.

⁵⁴ Das hatte auch Funke bemerkt, vgl. Funke (1927b: 44).

These vom subjektiven Faktor der Begriffskonstitution aber die primäre Funktion, sich von Husserls Bedeutungsbegriff zu distanzieren. Darauf wird im Folgenden noch näher einzugehen sein. Wie ein Fremdkörper im Kontext des Artikels wirkt aber nun auch der Hinweis auf das Prinzip der gegenseitigen Abgrenzung bei Saussure, denn noch hat Weisgerber an keiner Stelle seines veröffentlichten Werkes den Gedanken der Feldbestimmtheit der Begriffs- oder Wortinhalte geäußert, der erst 1929 und vor allem dann angeregt durch Triers Arbeit 1931 ausgearbeitet wird (vgl. Kap. 2.2.2.). Sodann wirkt der Schritt zur dritten These, dass sich jeweilige begriffliche Distinktionen geschichtlich im Sprachschatz jeweiliger Einzelsprachen destillieren, hiatisch, denn der Perspektivwechsel hin zur sozialen Ebene der Sprache wird nicht systematisch an die ersten beiden Thesen angeschlossen. Hält man sich zusätzlich zu diesen inhaltlichen Inkonsistenzen die Unsicherheit in der Wahl der geeigneten Terminologie⁵⁵ vor Augen, so muss man zum Schluss gelangen, dass Weisgerber an dieser Stelle seines Denkwegs noch in der Phase der Ausarbeitung der eigenen Position begriffen war.

1930 dann, in der eigentlich etwas verspäteten Reaktion auf Funke, weist, wie gesagt, Weisgerber auf diesen seinen Aufsatz zum Bedeutungsproblem hin, hatte aber mittlerweile auch schon seine Terminologie verändert und den Terminus *Bedeutung* durch den des *Inhalts* ersetzt und die 1927 noch disparat wirkenden Theoreme vor allem wohl durch die Ausarbeitung seines ersten Buches *Muttersprache und Geistesbildung* von 1929 (Weisgerber 1929b) in einen systematischen Zusammenhang gebracht. *Bedeutung* als *Inhalt* konstituiere sich auf einer innersprachlichen Ebene, und zwar vorwiegend auf lexikalischer und syntaktischer Ebene, und bestimme das, was *innere Sprachform* einer Sprache genannt werde. Diese Position vertritt Weisgerber unverändert auch in der Replik auf Funke:

“Die innere Form einer Sprache umfaßt [...] alles das, «was in dem begrifflichen Aufbau des Wortschatzes und dem Inhalt der syntaktischen Formen einer Sprache an gestalteter Erkenntnis niedergelegt ist» (Weisgerber 1929b: 86). Diese Sprachinhalte sind es, die überhaupt erst das Wesentliche der Sprache ausmachen; in ihrer Gesamtheit ergeben sie das Weltbild, das für eine Sprachgemeinschaft in der Muttersprache als «Wirklichkeit» niedergelegt ist.” (Weisgerber 1930b: 250)

Aus diesen Thesen ergibt sich dann auch der zentrale Gegensatz zu Marty und Funke – die die Thesen vertreten hatten, dass Denken der Sprache vorausgehe und die innere

⁵⁵ Vgl. die von mir eingefügten Anmerkungen in eckigen Klammern im Zitat.

Sprachform der außersprachlichen Bedeutung gegenüber einen im Prinzip defizienten Status einnehme –, der auf den folgenden Nenner gebracht wird:

“[...] daß wir **so** denken, wie wir es tun, das ergibt sich aus der Muttersprache.” (Weisgerber 1930b: 249)

Die Auseinandersetzung mit Funke (und Marty), und zwar insbesondere diejenige um das Bedeutungsproblem, wirft ein klareres Licht auf Weisgerbers Position im Geflecht der damals bestehenden Fronten. Wissenschaftstheoretisch vollzieht sich bei Weisgerber ein zwar nicht totaler, aber doch radikaler Bruch mit der fast ein Jahrhundert hindurch geltenden Anschauung von der unverzichtbaren Rolle der Psychologie für die Aufklärung von Grundfragen der Sprachwissenschaft, und zwar dadurch, dass die *Bedeutung*, in problemlogischer und problemgenetischer Hinsicht, der Domäne der Psyche entrückt und auf spracheigenes Terrain verpflanzt wird. In systematischer Hinsicht bildet Sprache ein eigenlogisches, komplex-relationales Gefüge, von dem sowohl die Welt der Sachen als auch die der psychischen Phänomene abhängen. Diese wissenschaftstheoretisch-epistemologische Position impliziert, dass die Sprachwissenschaft Weisgerbers einen philosophischen Anspruch hat, denn Sprache bedingt hier ‘Welt’ und Erkenntnis.

Demgegenüber vertreten Marty und Funke die Auffassung, dass sowohl die Sprachwissenschaft als auch die Sprachphilosophie – letztere wird darauf reduziert, der Teil der Sprachwissenschaft zu sein, der die psychische Seite der Sprache zu untersuchen habe (Funke 1924: 19) – in ihren wesentlichen Bereichen Teildisziplinen der Psychologie sind (Funke 1927a: 115; 1927b: 47)⁵⁶. Neben und nach Weisgerber ist immer wieder Kritik an der psychologischen Fundierung der Sprachwissenschaft bei Marty und Funke geäußert worden (Cassirer 1997a: VI/VII; Ipsen 1930: 8; Apel 1955/57: 59 u.a.), und selbst der rigorose Kritiker Weisgerbers, C. Knobloch (1988: 290), kann nicht umhin, Weisgerbers Sicht des Bedeutungsproblems gegenüber derjenigen Martys entscheidenden Vorrang einzuräumen.

Schon diese kurze Skizzierung der Problemlage zeigt, dass es zu Anfang des 20. Jahrhunderts kaum eine scharfe Konturierung des wissenschaftstheoretischen Standorts bzw. des disziplinären Selbstverständnisses von Sprachwissenschaft, Psychologie und Sprachphilosophie gab. Schon ein kurzer Blick auf Titel und Inhalt der zitierten Werke

⁵⁶ Insofern ist es unverständlich, dass Graffi (2001: 16) Marty als schärfsten Kritiker der Psychologie bezeichnet und behauptet, Funke habe sich 1927 gegen alle Psychologen gewandt (2001: 32).

Voßlers, Funkes oder Ipsens zeigt, dass sich die Sprachwissenschaft nicht nur philosophisch gibt, sondern auch, wie etwa bei Ipsen (1930) und Funke (1927a) als Sprachphilosophie deklariert wird. Auf der Suche nach der eigenen Identität kommen beide Disziplinen zudem an einer Klärung ihres Verhältnisses zur allgegenwärtigen Psychologie nicht vorbei.

Wenn Weisgerber nun gegen den Primat der Psychologie zu Felde zog, so bestand die 'Gefahr', dass seine Auffassung von Sprachwissenschaft mit den Ansätzen anderer Gegner des axiomatischen Anspruchs der Psychologie vorschnell identifiziert wurde, was im Falle Husserl auch tatsächlich geschah.⁵⁷ Dass es Weisgerber inmitten dieser Diskursfronten um eine konsequente Konturierung seiner eigenen Position ging, zeigen die Abgrenzungen gegenüber der frühen Philosophie Husserls und gegenüber der in der Sprachwissenschaft sich damals allererst konstituierenden onomasiologischen Forschung, die von ganz verschiedenen Standorten aus die Vorherrschaft psychologischer Prämissen in Frage stellten.

Ogleich der philosophische Kontext und Anspruch der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung erst in späteren Kapiteln ausführlich behandelt werden soll, gibt es gute Gründe, die Abgrenzung zum frühen Husserl schon hier zu thematisieren. Denn erstens spielt Husserl für Weisgerber nur in dem hier besprochenen Zeitraum, dem Ende der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts, eine Rolle, zweitens ist es eben gerade die Abgrenzung zu Husserl, die das wesentlichste Moment an Weisgerbers Husserl-Rezeption ist, und drittens nimmt diese Abgrenzung einen spezifischen Platz im Gefüge der hier rekonstruierten Abgrenzungen ein.

Die Husserl-Rezeption der Sprachwissenschaftler in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren, im wesentlichen beschränkt auf die zweite, von Husserl umgearbeitete Auflage der *Logischen Untersuchungen* von 1913, ist geradezu ein Paradebeispiel für eine grundlegende Kluft zwischen Philosophie und Sprachwissenschaft (wohlgemerkt aus dem heutigen Verständnis der Nomenklatur heraus gedacht). Zwar wird in der einschlägigen Literatur fast durchgängig die Wirkung betont, die Husserl auf den Prager Strukturalismus (u.a. Jakobson 1974: 16, Raible 1980: 42f.), auf Bühler (Kainz in Bühler 1999: Xf.; Raible 1980: 49f.), auf Weisgerber und Porzig (Funke 1927a: 49, Apel 1955/57: 61, Apel 1976: 88, Stempel 1978: 15f.), auf Ammann, Pos und Hjelmslev (Oesterreicher 1982: 153ff.) hatte und Cassirer (1945: 103) spricht gar von

⁵⁷ Vgl. das entsprechende Urteil Funkes (1927a: 49).

der “thunderstorm”-Wirkung der *Logischen Untersuchungen*, aber fast ebenso einmütig folgt dieser Aussage die Einklammerung auf den Fuß. Dankbar aufgenommen wurde von den Husserl freundlich gesinnten Sprachwissenschaftlern der kritische Teil seiner Schrift, da er mit seinen Argumenten den Psychologismus in den Sprachwissenschaften zu überwinden half, dem substanziell-konstruktiven Teil seines Werks, der Idee einer rein logischen Grammatik verpflichtet, wollte sich aber kein Sprachwissenschaftler verschreiben.⁵⁸

Husserls feinsinnige Differenzierungen von sprachwissenschaftlich zentralen Begriffen wie *Bedeutung*, *Ausdruck*, *Vorstellung*, die als separate thematische Blöcke von Sprachwissenschaftlern wie etwa Bühler oder Ammann durchaus auch zu thematischen Anleihen genutzt wurden⁵⁹, standen im Dienst einer logischen Bedeutungstheorie. *Bedeutung* bildet demnach eine intentionale Einheit, die als ideale Bedeutung allen individuellen Formen des Vollzugs, d. h. den jeweiligen bedeutungsverleihenden und/oder bedeutungserlebenden Akten, gegenübersteht. Was eine Aussage aussagt, ihre Bedeutung, “ist *dasselbe*, wer immer sie behauptend aussprechen mag, und unter welchen Umständen und Zeiten immer er dies tun mag” (Husserl 1993b: 43). In immer wieder vorgenommenem Ausgang von Aussagen aus dem Bereich der (reinen) Mathematik weist Husserl darauf hin, dass es Bedeutungen als ideale Spezies – wie etwa den Pythagoräischen Lehrsatz, die Idee des gleichseitigen Dreiecks etc. – gebe, die als ideale Entitäten kategorisch zu trennen seien sowohl vom sprachlichen Ausdruck als solchem, als auch von der psychologischen bzw. subjektiven Verfassung des Sprechers. Am Leitfaden der Idee einer rein logisch konstruierenden reinen Mathematik entwickelt Husserl seine Vision einer “reinlogischen” (ebd. 340) oder “universellen” (ebd. 336) Grammatik, die es damit zu tun hat, die idealen Relationen und idealen apriorischen Gesetze der Verknüpfung von reinen Bedeutungen zu eruieren. Dabei kann es durchaus sein, dass eine ideale Bedeutung, die sich als formal konstruierbar und d.h. als möglich erweist, die jedoch nie ausgedrückt wurde und/oder aufgrund der Schranken der menschlichen Erkenntnis auch nicht (sprachlich) angemessen ausgedrückt werden kann (ebd. 105), im System der reinlogischen Grammatik den Status einer apriorisch notwendigen Bedeutungseinheit erhält.

Indem Husserl *Bedeutung* aus der Abhängigkeit von Empirie bzw. psychischer Verfasstheit des sprechenden Subjekts löst, öffnet er der Sprachwissenschaft die

⁵⁸ Insofern kann man dem Urteil Oesterreichers (1982: 167), dass Husserls tatsächliche Wirkung auf die Sprachwissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts sehr gering war, nur zustimmen.

⁵⁹ Vgl. dazu Oesterreicher (1982).

Perspektive, Sprache aus der Vorherrschaft der psychologischen bzw. historisch-beschreibenden Forschungsprämisse zu befreien und als eigenwertiges strukturelles Gefüge, das spezifisch eigenen Strukturgesetzen unterliegt, in den Blick zu bekommen. Husserls Kampf gegen die psychologisch fundierte Logik, die fast den gesamten ersten Band der *Logischen Untersuchungen* füllt (Husserl 1993a), richtet sich im Gefolge seiner Untersuchungen dann auch gegen Martys Sprachwissenschaft und -philosophie (Husserl 1993b: 307, 338, 340), die sich betont auf den Boden einer empirischen Psychologie gestellt hatte.⁶⁰

Eine katalytische Wirkung muss man Husserl also in zweierlei Hinsicht zurechnen, zum einen in der Zurückweisung des Psychologismus in der Sprachwissenschaft, zum anderen in der Eröffnung von Forschungsperspektiven, die Sprache als systemhafte Struktur thematisieren. Als Forschungsblockade musste aber erfahren werden – und wurde auch erfahren –, dass Sprache durch den Zuschnitt auf ein ihr zugrundeliegendes logisches Gefüge apriorischen und streng nicht-empirischen Charakters wesentlicher Eigenmomente beraubt wurde.⁶¹ Für so wichtige sprachwissenschaftliche Forschungsbereiche wie Pragmatik oder Komparatistik bot Husserl kaum einen geeigneten Ansatz. Deswegen ist es auch nicht allzu verwunderlich, dass zwei der bedeutendsten Vorreiter im Bereich der Pragmatik, Bühler und Ammann, beide Husserl-Kenner⁶², *in praxi* dem Bühlerschen Wahlspruch folgten, dass man dem System einer konkreten Einzelsprache nur nahekomme, wenn man dem Husserlschen Einklammern, der Methode der *Epoché*, das “Wiederausklammern” (Bühler 1999: 68) folgen lasse.

Was nun Weisgerbers Standpunkt zu Husserl angeht, so fügt er sich einerseits bruchlos in den bisher skizzierten Rahmen der sprachwissenschaftlichen Husserl-Rezeption ein, indem Husserls außerordentlich wichtige Rolle für die Sprachwissenschaft darin gesehen wird, dass Sprache wieder als “Grundtatsache” gewürdigt werde (Weisgerber 1931a: 352) und der Bedeutungsbereich aus der Sphäre des Individualpsychologischen gelöst worden sei (Weisgerber 1930a: 34). Wichtig sei die Erkenntnis Husserls, dass “Bedeutungen Begriffe sind, insofern sie auf Namen bezogen sind” (ebd. 37), dass also ein Wort *essentialiter* aus zwei notwendig zusammengehörigen Elementen bestehe, dem Namen (= der Lautform) und dem Begriff

⁶⁰ Vgl. etwa die besondere Hervorhebung der *empirisch*-psychologischen Fundierung Martys bei Funke (1927a: 114ff.).

⁶¹ Nicht zu Unrecht urteilt dementsprechend auch S.J. Schmidt (1969: 15), dass Sprache bei Husserl nur instrumentalen Charakter habe.

⁶² Bühler hatte sogar in seinem Institut einen Lehrstuhl für Husserl-Studien (Kainz in Bühler 1999: XI).

(= dem Inhalt), Bedeutung somit untrennbar und notwendig mit dem Sprachzeichen verbunden sei (Weisgerber 1929b: 29). An diesem Punkt setzt dann aber auch die Hauptkritik Weisgerbers an Husserl an. Gerade dadurch, dass Bedeutung in einer wesenhaften Verbindung zum sprachlichen Zeichen steht, letztere aber einzelsprachlich geprägt seien, seien Bedeutungen eben auch einzelsprachlich geprägt und in letzter Konsequenz sozial bedingt (Weisgerber 1930a: 37). Zwar habe Husserl darin recht, dass es eine überindividuelle objektive Vernunft gebe, diese sei aber nie objektiv im absoluten, übereinzelsprachlichen Sinne, sondern nur bezogen auf die jeweiligen Einzelsprachen. Dementsprechend gebe es bei Husserl keinen Platz für die Verschiedenheit der inneren Form der verschiedenen Sprachen (ebd.). Tatsächlich sind für den Husserl der *Logischen Untersuchungen* Sprachunterschiede der Einzelsprachen vollkommen belanglos. So werden die Wörter *zwei*, *deux*, *duo* als “tautologische Ausdrücke” bezeichnet (Husserl 1993b: 47), und an anderer Stelle heißt es in unmissverständlicher Klarheit:

“Mitglieder verschiedener Sprachgemeinschaften erleben die Zugehörigkeit verschiedener Wortlaute und befassen diese letzteren mit in die Einheit des Erkennens. Indessen erhält sich die Bedeutung, die zu dem Wortlaut gehört, und der Erkennungsakt, in welchem sie sich mit dem Bedeuteten aktuell einigt, überall unverändert, so daß die Differenzen selbstverständlich als außerwesentlich gelten müssen.” (Husserl 1993c: 29)

Die Differenz zu Husserl berührt also *das* zentrale Axiom der Weisgerberschen Sprachwissenschaft, dass jegliche, auch logische Begrifflichkeit einzelsprachlich geprägt ist. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass Weisgerber in der Auseinandersetzung mit Funke, der ihn als Husserl-Adepten bezeichnet hatte (Funke 1927a: 49), seine Position noch einmal ganz deutlich macht:

“Tatsächlich führt gerade der «neuromantische» Standpunkt zu den ernstesten Einwänden gegen Husserls These von den idealen Bedeutungen.” (Weisgerber 1930b: 247)

Die Abgrenzungen zu Funke / Marty und Husserl⁶³ zeigen, dass Weisgerber den Bedeutungsbegriff erstens als innersprachlichen Beziehungsbegriff und zweitens als einzelsprachlich geprägten versteht. Das war nicht immer so, denn noch 1924 hatte Weisgerber für die Ebene des Sprachorganismus sprecher- und hörerbezogene Erklärungsmodelle für durchaus relevant angesehen. Wir hatten schon darauf hingewiesen, dass die ‘kommunikationstheoretische’ Fassung des Bedeutungsbegriffs, die u.a. bei Wegener, dem frühen Bühler und Jespersen zu finden ist, auf eine Differenzierung des Bedeutungsbegriffs in einen Bezeichnungs- und Bedeutungsbegriff hinausläuft. Das von einem Sprecher mit einem sprachlichen Zeichen Bedeutete wird vom Hörer als Bezeichnung aufgefasst, dessen Bedeutung erst wieder rekonstruiert bzw. interpretativ erstellt werden muss. Dieses Modell berücksichtigt (sieht man von Bühler ab) das Denotat, die Sache, auf die referiert wird, vorwiegend als Denkinhalt oder Objekt einer psychischen Vorstellung. Das Sprecher-Hörer-Modell sprengt also den Rahmen der psychologischen Fundierung des Bedeutungsbegriffs noch nicht, erweitert aber das klassische Modell der damals herrschenden Bedeutungslehre, die Bedeutung zumeist⁶⁴ als psychische Vorstellung begriff, auf die eine Lautform verweist. Die Forschungen der Bedeutungslehre, später einheitlich als Semasiologie bezeichnet, richteten sich dann vor allem auf die Frage, wie Lautformen im Laufe der Zeit ihre Bedeutung veränderten und verändern konnten, also auf den klassischen Forschungsbereich des Bedeutungswandels.

In Konkurrenz zur Semasiologie entstand um die Jahrhundertwende die Onomasiologie, für die der Ausgang der Forschung von der *Sache* das entscheidende

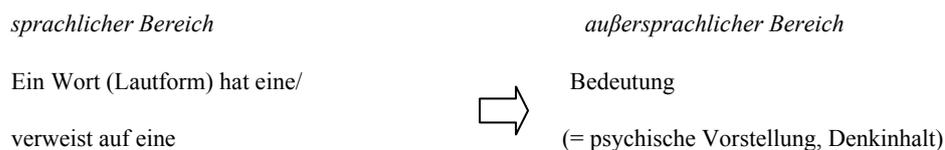
⁶³ Äußerst interessant in unserem Zusammenhang, wo es um die Skizzierung der Grundlinien der jeweiligen theoretischen Standpunkte geht, allerdings zu weit vom Thema abführend ist die Zwitterstellung, die H. Ammanns sprachwissenschaftliche Arbeiten in diesem Kontext einnehmen. Neben Pos, den Weisgerber aber fast nie erwähnt, gilt Ammann auch aufgrund eigener Situierung (1925, IIIff.) als Husserl nahestehender phänomenologisch arbeitender Sprachwissenschaftler. Obwohl Husserl seinen zeitweiligen Freiburger Kollegen sehr schätzte (Knobloch 1961: 10) und man davon ausgehen muss, dass diese Hochschätzung auch auf Gegenseitigkeit beruhte (Oesterreicher 1982: 153f.), finden sich nur wenige direkte Niederschläge von Husserls Bedeutungslehre in Ammanns Werk wieder (man vergleiche dazu die geringe Bedeutung, die bei Ammann (1928: 58ff.) ‘zeitlos gültige Sätze’ haben). Oesterreicher zufolge reduziert sich Ammanns Husserl-Adaptation auf die Übernahme der allgemeinen phänomenologischen Haltung, befreit von unhinterfragten theoretischen Vorgaben in gedanklicher und methodischer Selbstständigkeit zum Phänomen, wie es sich selbst zeigt, vorzudringen. Der spezifisch Husserlschen phänomenologischen Methode folgt Ammann nicht (so auch Oesterreicher 1982: 160; Willems 1994a: 44f.). Weisgerber schätzt an Ammann, dass dieser die bedeutenden Rollen von Sprachgemeinschaft und jeweiligen Einzelsprachen hervorhebt (Weisgerber 1930b: 251; 1930a: 22f.; vgl. dazu auch Ammann 1925: 16f.), bemängelt aber den unklaren Bedeutungsbegriff bei Ammann. Zumeist werde Bedeutung als Begriff bzw. Idee vom Wort getrennt aufgefasst, so dass auch unklar bleibe, was Ammann damit meine, dass das Wort Träger der Bedeutung sei (Weisgerber 1927a: 172; 1930a: 22f.). Bezeichnenderweise hatte auch Funke Ammanns Bedeutungsbegriff als unklaren kritisiert (Funke 1927c: 369ff.), dabei aber als positive Ausnahme angeführt, dass Ammann des öfteren die ‘richtige’ Auffassung vertrete, Bedeutung sei das, was man sich bei einem Wort denke (ebd. 373f.). Die Affinitäten zwischen Weisgerber und Ammann haben deshalb, trotz zum Teil verblüffend ähnlicher Feststellungen (siehe besonders Ammann 1925: 133f.), keinen systematischen Charakter. Aus der Perspektive Ammanns muss betont werden, dass seine eigentliche Pionierleistung, die in der Erarbeitung und Durchführung pragmatischer Sprachanalysen besteht, von Weisgerber wenig beachtet wurde.

⁶⁴ Nach Weisgerbers Ansicht gab es noch die Variante der logischen-klassifizierenden Bedeutungslehre (Weisgerber 1927a: 164), die anstelle von psychischen Vorstellungen von der – philosophisch jedoch nicht weiter reflektierten – außersprachlichen Existenz von Begriffen ausging (vgl. dazu auch Hoberg 1970: 33 sowie die dortige Anm. 109).

war.⁶⁵ Gefragt wurde hier, wie sich Bezeichnungen für konkrete Gegenstände (etwa landwirtschaftliche Geräte) im Laufe der Zeit veränderten. Angeregt von Schuchardts Forderung nach onomasiologischer Forschung, aber auch in Auseinandersetzung mit ihm⁶⁶ bildet sich unter der Führung R. Meringers der Forschungszweig der Wort-Sach-Forschung heraus, dessen Publikationsorgan seit 1909 die damals sehr bekannte Zeitschrift *Wörter und Sachen* war.

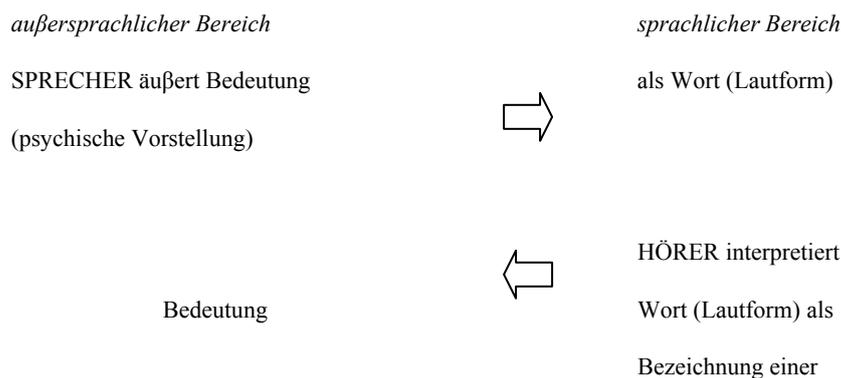
Für Weisgerber ist sowohl der semasiologische als auch der onomasiologische Ansatz inakzeptabel, da beide den Begriff der Bedeutung/Bezeichnung an eine Instanz außerhalb der Sprache koppeln (Weisgerber 1927a: 161ff.). Die folgenden 4 Schemata⁶⁷ zeigen, dass hier der Kernpunkt der zeichen- und bedeutungstheoretischen Argumentation Weisgerbers zu sehen ist:

(a) Semasiologisches Modell



FIGUR 2

(b) Kommunikationsmodell (semasiologisch fundiert)



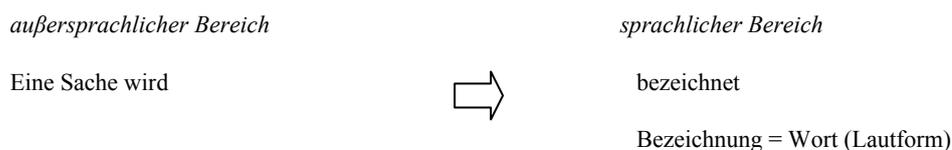
FIGUR 3

⁶⁵ Vgl. dazu Hoberg (1970: 37), Knobloch (1988: 245f.) und die dort angeführte Literatur. Weisgerber selbst hat später zwei kurze Artikel im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* zu den Stichworten *Bedeutungswandel* (Weisgerber 1971e) und *Bezeichnungswandel* (Weisgerber 1971f) geschrieben.

⁶⁶ Vgl. dazu Weisgerber (1974b: 355).

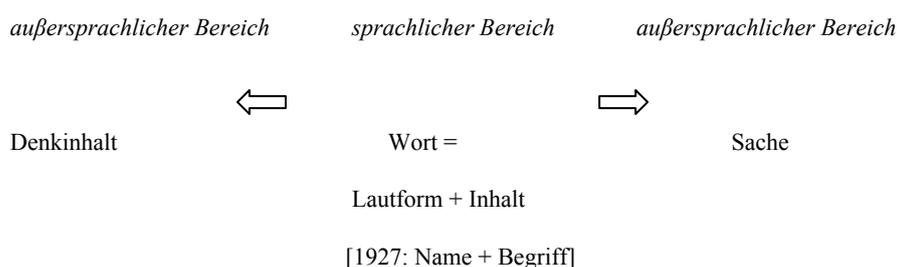
⁶⁷ Vgl. dazu bereits Schmitter (1987: 180f.) und die dort präsentierten 2 Schemata zur Gegenüberstellung der zeichentheoretischen Modelle Weisgerbers und der Onomasiologie.

(c) Onomasiologisches Modell



FIGUR 4

(d) Weisgerbers zeichentheoretisches Modell



FIGUR 5

Obwohl also in systematischer Hinsicht Weisgerbers Einwände gegen die Semasiologie und die Onomasiologie gleichermaßen kategorisch waren, äußerte er in der Zeit von 1927 bis 1934 mehrfach, dass es eine gewisse Affinität seiner Position zur onomasiologischen Forschung gebe (z.B. Weisgerber 1927b: 313; 1930b: 256). Die Gründe für diese Standortbestimmung liegen sicherlich sowohl im persönlichen als auch im sachlichen Bereich. Nicht nur war sein Lehrer W. Meyer-Lübke Mitherausgeber der Zeitschrift *Wörter und Sachen*, Weisgerber beerbte 1926 bei Antritt seiner ersten Professur in Rostock auch den Lehrstuhl H. Günterts, der kurz zuvor ebenfalls in die Redaktion der *Wörter und Sachen* aufgenommen worden war.⁶⁸ Ab 1929 veröffentlichte dann Weisgerber selbst regelmäßig Artikel in dieser Zeitschrift, von 1931 an trat er gar in den Kreis ihrer Mitherausgeber ein. Oberflächlich gesehen ergab sich zwar eine gewisse sachliche Nähe der onomasiologischen Forschung zu Weisgerbers Auffassung dadurch, dass die Onomasiologie in der Praxis ihre Aufmerksamkeit vermehrt auch den abstrakten 'Sachen', also den Bezeichnungen für begrifflich-abstrakte Entitäten, zuwandte (Weisgerber 1974b: 353)⁶⁹, bei näherem Hinsehen musste aber jedem Leser Weisgerbers deutlich werden, dass unüberbrückbare

⁶⁸ Vgl. dazu den Rückblick Weisgerbers in Weisgerber (1974b: 353ff.).

⁶⁹ Im Grunde arbeitete der Weisgerber am nächsten stehende Sprachinhaltsforscher Jost Trier auch sehr stark onomasiologisch orientiert.

Differenzen zwischen seiner und der onomasiologischen Sicht auf Sprache bestanden. So sieht es im Rückblick auch Weisgerber:

“Das Einsetzen dieser Strukturformel des Wortes als Ganzheit von Sprachgestalt und Sprachinhalt in das Motto ‘Wörter und Sachen’ führt zu einem Umdenken, das über das Einbeziehen von *geistigen Gegenständen* unter dem Titel von *Sachen* unendlich hinausgeht.” (Weisgerber 1974b: 356)

Was auf den ersten Blick wie ein Reformversuch aussehen konnte, war im Grunde eine permanente Revolutionskampagne, in der Weisgerber hartnäckig und unverdrossen für die Anerkennung seines zeichentheoretischen Modells warb.⁷⁰ Das Wort als Einheit von Sprachgestalt (zuvor ‘Lautform’ oder ‘Name’) und Sprachinhalt bestimmt Weisgerber zufolge allererst das, was eine Sache ist, konstituiert die Sache allererst *als* Sache (und die entsprechende Botschaft an die Semasiologen lautete: das Wort als Einheit von Sprachgestalt und Sprachinhalt bestimmt den Denkinhalt). Am Beispiel der Farben, das Weisgerber schon 1926 (Weisgerber 1926: 246f.) analysiert hatte, heißt das ganz konkret: Es gibt keinen außersprachlichen, exakt definierbaren Farbbereich *Rot*, der dann in den verschiedenen Sprachen mit den unterschiedlichsten Farbwörtern bezeichnet wird, vielmehr konstituiert jede Sprache aufgrund ihres je eigentümlichen Wortschatzes und dessen Gebrauch durch die Sprachgemeinschaft erst die ‘Sache’ *Rot*.

Eine Reihe von Autoren hat schon darauf hingewiesen, dass Weisgerbers bedeutungstheoretische Analysen, die zur Abgrenzung gegenüber den Forschungsrichtungen der Semasiologie und Onomasiologie dienten, den systematischen Geburtsort der Wortfeldtheorie darstellen. In diesen Kontext kann man mit noch mehr Berechtigung die folgenden Abgrenzungen stellen.

2.1.2.3.3. *Abgrenzungen im Umkreis des Feldgedankens (Prager Strukturalismus – Bühler)*

Zum Verhältnis Leo Weisgerbers zum Prager Strukturalismus hat K.-H. Ehlers 1997 zwei Artikel veröffentlicht, in denen mit hervorragender Sachkenntnis und detaillierter Quellendokumentation das Wesentliche zu diesem Thema schon gesagt ist. In aller Kürze soll diese Abgrenzung hier dennoch vorgestellt werden, da sie

⁷⁰ In schöner Deutlichkeit spiegelt sich die Diskrepanz von Weisgerbers ‘Schmusekurs’ mit der Onomasiologie bei gleichzeitig bestehenden fundamentalen systematischen Differenzen darin, dass Weisgerber für Dornseiff’s onomasiologisch orientierte große lexikographische Arbeit, die Erstellung eines Sachwörterbuchs der deutschen Sprache, noch 1935 (Weisgerber 1935: 18f.) voll des Lobes ist, von demselben aber drei Jahre später scharf kritisiert wird (Dornseiff 1938: 133ff.).

systematisches Gewicht hat, auch wenn wir über die Erkenntnisse Ehlers' kaum hinausgelangen können.

Nach Quellenlage (Ehlers 1997a : 236f.) muss man davon ausgehen, dass der Kontakt Weisgerbers zu Mitgliedern des *Cercle Linguistique de Prague* auf persönliche Gespräche während des 1. Internationalen Linguistenkongresses 1928 in Den Haag zurückzuführen ist. Mögliche Gesprächspartner waren R. Jakobson, S. Karcevskij, V. Mathesius, B. Trnka und N. Trubetzkoy (ebd. 236). Auf diesem Kongress trugen Jakobson, Karcevskij und Trubetzkoy die wichtigsten Thesen des erst Ende 1926 gegründeten CLP vor. Sie betrafen die bahnbrechenden Entdeckungen auf dem Gebiet der Phonologie, deren Haupturheberschaft zumeist Trubetzkoy zugeschrieben wurde (Arens 1969: 631; Bierwisch 1966: 87; Jakobson 1973: 501ff.). Während die Entdeckung, dass Lautunterschiede entweder bedeutungsindifferent sind oder aber bedeutungsdifferenzierende Funktion haben, wohl Baudouin de Courtenay zuzurechnen ist (Jakobson 1973: 399ff.) und in den 20er Jahren vielen Linguisten auch keine Neuigkeit mehr ist⁷¹, ist die Hauptleistung Trubetzkoy's darin zu sehen, dass die bedeutungsunterscheidenden Laute, d.h. die Phoneme, als Elemente eines übergreifenden Systems, nämlich eines einzelsprachlich je unterschiedlich strukturierten Systems von Phonemoppositionsklassen, erkannt wurden. Entscheidend ist hierbei die Einsicht, dass – den lautlichen Teil der *langue* betreffend – die Sprache nicht nur Systemcharakter hat – wobei dieser durch die exakte Spezifizierung der Phonemoppositionsklassen transparent gemacht wurde –, sondern dass dieses System als Struktur auch eine Eigendynamik hat, die für Zustandsveränderungen des Systems verantwortlich ist. Dass der Prager Strukturalismus sich von vornherein kritisch gegen Saussure wandte, hatte vor allem mit dessen vermeintlicher Ausgrenzung der diachronen Sprachwissenschaft zu tun (vgl. ebd. 32f., 63). Aber auch das Saussuresche Postulat der Arbitrarität passte nicht ins Konzept der Prager Strukturalisten, die vielmehr der Idee einer Intention oder zumindest Teleonomie des Sprachwandels anhängen, wobei das System selbst zum Träger dieser Intention wird, indem es nach Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts strebt (vgl. dazu Ehlers 1997b, besonders 257f.).

Schon 1930 hatte Weisgerber in seinem Artikel *Zur Erforschung des Sprachwandels* einen kurzen Forschungsbericht zur Arbeit des Prager Zirkels vorgelegt

⁷¹ Vgl. u. a. Jespersen (1975: 36), auch Weisgerber sprach in der Habilitationsschrift, im Rekurs auf Einsichten von Saussure, Sievers und Jespersen schon von Lauten als Abstraktionen, die in einem "System von Oppositionen" stehen (Weisgerber 1924: 23, 125f.).

und auf eine “überraschende Gemeinsamkeit” (Weisgerber 1930c: 30) mit seinen eigenen Anschauungen verwiesen, 1931 wird er in seinem Artikel *Sprache* für das *Handwörterbuch der Soziologie* expliziter, was diese Gemeinsamkeiten angeht. Ausgehend von der These, dass es vor allem anderen der Bau der Sprache ist, der für sprachliche Veränderungen bestimmend ist, sieht Weisgerber in der Prager Phonologie einen Mitstreiter auf dem Weg der Durchsetzung dieser neuen Forschungsperspektive in der Sprachwissenschaft:

“Es war ein Grundgedanke F. de Saussures, daß jedes Sprachmittel in seiner Funktion und seinem Wert nur aus dem System, dem es angehört, verstanden werden kann; diesen Grundgedanken führt für ein Teilgebiet der Sprache, nämlich die Laute, die neu aufgekommene Forschungsrichtung der Phonologie durch; sie versucht nachzuweisen, daß die in einer gegebenen Sprache zu einer gegebenen Zeit funktionell ausgenutzten Lautelemente ein System bilden, dessen einzelne Bestandteile in wechselseitiger Abhängigkeit voneinander stehen: wenn das Gleichgewicht dieses Systems gestört wird, ergeben sich zwangsläufig Umwandlungen, die so lange dauern, bis ein neues phonologisches System sich herausgebildet hat; [...] Die [...] grundsätzliche Umstellung besteht darin, daß man von den konstatierenden Beobachtungen über Sprachwandel aus zunächst den tatsächlichen Veränderungen nachgeht, die zugrunde liegen: vom «Lautwandel» zur darin sich spiegelnden Verschiebung innerhalb des phonologischen Systems, vom sog. Bedeutungswandel zu der primären Veränderung im inhaltlichen Aufbau des Wortschatzes; [...]” (Weisgerber 1931d: 598f.)

Dass auch von Prager Seite aus die Überzeugung herrschte, dass man in Weisgerber einen “Kämpfer für eine gemeinsame Sache” (Ehlers 1997a: 237) sehen konnte, wurde von Ehlers (ebd. 236-242) unter anderem durch den Nachweis der Tatsachen herausgestellt, dass Weisgerber zur *Internationalen Phonologischen Arbeitstagung*, die im Dezember 1930 in Prag stattfand, eingeladen war und dass er 1932 als einziger deutscher Sprachwissenschaftler in das zehnköpfige Komitee der auf Prager Initiative gegründeten *Internationalen Arbeitsgemeinschaft für Phonologie* gewählt wurde. Bei meinen eigenen Nachforschungen im Weisgerber-Archiv des Brüder Grimm-Museums in Kassel bin ich zudem auf eine Postkarte V. Mathesius’ an Weisgerber gestoßen, die die Erkenntnisse Ehlers’ aufs Schönste bestätigt. Das folgende Zitat aus dem Postkartentext zeigt, dass Weisgerber in der Tat von den Prager Linguisten zum näheren Kreis der Sprachwissenschaftler gerechnet wurde, von deren affiner Einstellung sowie Kompetenz und Bereitschaft zu aktiver Zusammenarbeit man ausging:

“Unsere Prager Gruppe befasst sich jetzt mit der Formulierung einer Reihe von Thesen, welche den Genfer linguistischen Kongresse [sic] vorgelegt werden sollen und sich mit der phonologischen Methode befassen. Wir hoffen mit der Arbeit im Herbst fertig zu sein. Dann beabsichtigen wir unseren Haager Kreis, zu dem auch Sie gehören, nach Prag einzuladen und mit den ausländischen Kollegen das ganze Elaborat noch einmal durchzunehmen, um zu einer definitiven Formulation unseres Standpunktes zu gelangen. Ich freue mich, dass Sie bei dieser Gelegenheit wirklich nach Prag kommen und dass wir hier einige schöne Tage im engen Kreis von Fachgenossen zubringen.” (V. Mathesius an L. Weisgerber vom 1. 5. 1930)

Obwohl Weisgerber dann doch nicht nach Prag fuhr, und sowohl in diesem Zusammenhang als auch 1932 anlässlich der Berufung in die *Internationale Arbeitsgemeinschaft für Phonologie* sehr reserviert bzw. im Grunde mit höflicher Ablehnung reagierte, und zwar mit der Begründung, auf dem Gebiet der Phonologie nicht der geeignete Fachvertreter zu sein (Ehlers 1997a: 233, 240f.), reißen die Kontakte zu Prag scheinbar (ebd. 241f.) erst mit dem Beginn der Nazidiktatur in Deutschland ganz ab. Weitere Recherchen von Ehlers haben gezeigt, dass Weisgerber auf dem 4. Internationalen Linguistenkongress in Kopenhagen (1936) von einem Mitglied des Prager Zirkels “vehement” widersprochen wurde (Ehlers 1997b: 269) und R. Jakobson 1966 sogar behauptete, der Prager Linguistenkreis sei auf diesem Kongress von “nazistischen Linguisten wie Leo Weisgerber angegriffen” (zit. nach Ehlers 1997a: 253) worden.

In Kontrast zu den noch 1930 konstatierten ‘überraschenden Gemeinsamkeiten’ vertritt Weisgerber in späteren Retrospektiven aufs eigene Werk eine andere Position. Jetzt wird die Einsicht betont, dass die phonologische Methode nur im Bereich der Phonologie Geltung beanspruchen konnte, dort aber zu Recht und mit großem Erfolg von den Prager Strukturalisten eingeführt worden sei. Sie sei aber nicht auf die Gebiete der Lexik, Syntax und Semantik übertragbar, ein solcher Versuch wäre, so Weisgerber, sogar “bedenklich” (Weisgerber 1975b: 17) und Ausdruck einer “überzüchteten Phonologie” gewesen (Weisgerber 1970b: 168).

“Was im Falle der Phonologie so erstaunlich gut gelungen war, wurde in den eigentlichen sprachlichen Einheiten immer schwieriger. Denn im Wortschatz, in der Wortbildung, in den Ausbausphären der Wortarten, in den syntaktischen Fügungen ließ sich die Beschränkung auf die sinnlich-lautliche Seite (die den Lauten gegenüber berechtigt war) nicht halten; es kamen nun die sinnlich-geistigen Ganzheiten ins Spiel, die nicht nur eine «exakte» Analyse neuer Sprachgestalten

erforderten, sondern die grundlegend andere Bedingungen einer Formalisierung geistiger Sprachgehalte als Aufgabe stellten.” (Weisgerber 1973a: 46f.)

Aus dem letzten Zitat wird ersichtlich, dass in die Retrospektiven Weisgerbers Einschätzung der Entwicklung des ‘Strukturalismus’ als eines hegemonialen⁷² Forschungsprinzips, das *meaning*-feindlich und im Ausgang von den sprachlichen Lautformen einem binärlogischen Formalismus verpflichtet sei, einfließt. In den 30er Jahren war das Bewusstsein um die Divergenzen sicher auch schon da, das zeigt auch die erwähnte reservierte Haltung Weisgerbers. Andererseits waren erstens die Konsequenzen und Wirkungen des Prager Strukturalismus noch gar nicht absehbar, zweitens dürfte auch erst die Rezeption des Trierschen Feldforschungskonzepts (1931) Weisgerber zu einer klaren Sicht dessen gebracht haben, wie die ‘geistig-inhaltliche’ Seite der Sprache methodisch zu erforschen sei.⁷³ Dennoch darf man mit Ehlers auch davon ausgehen, dass von Beginn der Kontakte Weisgerbers zum Prager Zirkel an beiden Parteien prinzipielle Differenzen durchaus bewusst waren, besonders diejenige, dass Weisgerbers Projekt seit 1925 darin bestand, Sprache als gesellschaftliche, weltbildende Erkenntnisform zu erweisen und zu erforschen, wohingegen den Prager Linguisten Sprache als Objekt, als Ausdrucksmittel galt (Ehlers 1997a: 255). Dieser Unterschied, der zunächst in der Latenz verblieb, wurde dann nachträglich sicherlich aufgewertet, als die Aussicht auf kooperativen Austausch schon durch den Lauf der politischen Entwicklungen Schiffbruch erlitten hatte.

In ähnlicher Weise wie gegenüber dem Prager Zirkel, dem Weisgerber zunächst sehr aufgeschlossen und kooperationsbereit gegenüberstand, dann aber zunehmend reservierter reagierte, lässt sich auch das Verhältnis zu Karl Bühler fassen, der ja besonders mit Trubetzkoy einen für beide Seiten äußerst fruchtbaren wissenschaftlichen Austausch gepflegt hatte.⁷⁴ Schon in seiner Habilitationsschrift hatte Weisgerber den frühen Bühler⁷⁵ zumindest zur Kenntnis genommen (Weisgerber 1924: 2), in den folgenden Schriften wird Bühler dann aber meines Wissens gar nicht mehr erwähnt.

⁷² Vgl. dazu auch die Meinung Jakobsons, dass die moderne Sprachwissenschaft nach Prag ein einzige monolithische strukturalistische Sprachwissenschaft sei (Jakobson 1974: 13)

⁷³ Ganz im Sinne des letztgenannten Zitats weist Weisgerber 1971 in seinem Versuch, einen Umriss eines universitären Studienplans im Fachbereich *Allgemeine Sprachwissenschaft* zu skizzieren, der Phonologie – mit explizitem Hinweis auf ihre strukturalistischen Ansätze (Weisgerber 1971g: 62f.) – ihren Platz im gestalthaft (= an Lautformen) orientierten Bereich der Sprachforschung an, dem für Weisgerber, wie in späteren Kapiteln noch zu erläutern sein wird, rangmäßig unbedeutendsten Teil der Sprachforschung.

⁷⁴ Vgl. dazu Arens (1969: 634), Jakobson (1974: 22), Kainz (in Bühler 1999: IXf.), Bühler (1999: 42ff.).

⁷⁵ Hierbei handelt es sich um den frühen Entwurf seines Organonmodells (Bühler 1922).

1931 nimmt Weisgerber dann ebenso wie Bühler (und Cassirer) an dem von William Stern organisierten Hamburger Sprachtag mit einem Vortrag (Weisgerber 1932c) teil. Da Weisgerber ja noch 1930 ‘überraschende Gemeinsamkeiten’ mit den Auffassungen der Prager Strukturalisten konstatiert hatte und diese in engem Kontakt zu Bühler standen, hätte Weisgerber, wie es sonst auch seine Art war, die Gelegenheit für die Initiierung eines intensiveren wissenschaftlichen Austausches mit Bühler nutzen können. Scheinbar verfolgte Weisgerber in diesem Fall aber eine andere Strategie, denn in seinem Vortrag hebt er seine Position deutlich von derjenigen Bühlers ab:

“Der Einzelmensch steht diesem sozialen Objektivgebilde [Sprache im Sinne der ‘Sprache eines Volkes’; B.S.] gegenüber als Mitträger, als Individuum, in dem ein Soziales verwirklicht und nun den individuellen Zwecken, der Mitteilung, dem Ausdruck, angepaßt wird. Nur im Einzelmenschen ist Sprachliches konkret faßbar, aber trotzdem bleibt die Grundtatsache unberührt: die Wirklichkeitsordnung geht von dem Kulturgut Sprache, von den Sprachen der einzelnen Völker als dem eigentlichen Daseinsort des Sprachlichen, zu den einzelnen Menschen, in deren Sprachbesitz und Sprachverwendung jeweils nur eine vorübergehende Ausprägung und Verwirklichung des in der Gesamtheit lebendigen Kulturgutes vorliegt.” (Weisgerber 1932c: 195)

“Wer einmal begonnen hat, in der Sprache nicht so sehr ein Mittel des Ausdrucks oder der Mitteilung zu sehen, als eine gesellschaftliche Erkenntnisform, für den stehen im Vordergrund die Fragen nach dem Wirklichkeitswert, dem Wahrheitsgehalt der in einer bestimmten Sprache, insbesondere der Muttersprache, niedergelegten Denkmittel.” (ebd. 200f.)

Bühlers Organon- bzw. Kommunikationsmodell von Sprache wird damit implizit als zweitrangig klassifiziert – obwohl es Bühler ja auch um die ‘Darstellung’ der Welt der Gegenstände ging –, da nach Weisgerbers Ansicht die drei Hauptinstanzen des Bühlerschen Modells, ‘Sprecher’, ‘Empfänger’ und ‘Gegenstände’ (Bühler 1999: 28), allesamt in entscheidendem Maße von der weltbildenden ‘Kraft’ des Zeichens (der 4. Instanz in Bühlers Modell) geprägt werden. Fast 30 Jahre später wird diese Differenz der Positionen von Schülern Weisgerbers zur “schroffen Entgegensetzung” (Ehlers 1997a: 256) hochstilisiert⁷⁶: In der Widmung der Festschrift zum 60. Geburtstag Weisgerbers heißt es:

“Sprache – Schlüssel zur Welt und nicht bloßes Mittel der Verständigung,

⁷⁶ Auf den aggressiven Unterton und die Deplaziertheit dieser Entgegensetzung im Kontext einer Widmung haben neben Ehlers auch andere Autoren schon hingewiesen (Stempel zit. nach Ehlers 1997a: 256, Anm. 61, ähnlich auch Kainz in Bühler 1999: XVI).

Muttersprache – Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft und nicht nur Mittel der Rede mit Appell-, Ausdrucks- und Darstellungsfunktion,

das sind die Grundgedanken, denen er durch seine Arbeiten zum Durchbruch verholfen hat.”
(Gipper 1959a)

Dabei muss man davon ausgehen, dass eine ernsthafte Auseinandersetzung zwischen Bühler und Weisgerber, die durch die weiteren Ereignisse (Bühler wurde von den Nazis verhaftet und entkam mit knapper Not Schlimmerem, Weisgerber arrangierte sich mit den Nazis) verunmöglicht wurde, durchaus interessant hätte sein können.⁷⁷ Während wir bei Hörmann (1970: 23) lesen können, dass das Weltansichtstheorem bei Bühler keinen Platz habe, weisen andere Autoren (Knobloch 1988: 241, Hoberg 1970: 45, Roth 2004: 328, Anm. 1025), allen voran Kainz (1937: 395; in Bühler 1999: IXff.), auf bestehende Berührungspunkte zwischen den beiden sprachtheoretischen Entwürfen hin. Es ist hier nicht der Ort, eine solche Analyse detailliert durchzuführen, es sei mir aber erlaubt, kurz auf einige mir wesentlich erscheinende Aspekte hinzuweisen.

Sowohl für Bühler als auch für Weisgerber ist der Feldbegriff ein Schlüsselbegriff ihrer Sprachtheorien. Wie in späteren Kapiteln noch explizit gezeigt werden wird, nehmen viele Formulierungen Weisgerbers aus den Schriften vor 1931 Einsichten der Feldtheorie zwar schon vorweg, es scheint aber erst 1931, angeregt durch die Rezeption von Triers im gleichen Jahr erschienenen Studie *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes*, in welcher der Feldbegriff erstmals terminologisch vollbewusst verwendet wurde, mit der Verfügung über diesen Begriff zu einem bewussten Einsatz des Feldgedankens in das Konzept Weisgerbers gekommen zu sein. Argumentationslogisch wertet der Feldgedanke das Moment der Eigengesetzlichkeit der Sprache gewaltig auf, indem nämlich postuliert wird, dass neben den in der Phonologie entdeckten relativ ‘simplen’ binären Oppositionsstrukturen komplexe semantische und syntaktische Strukturen relationalen Charakters jeder einzelnen Sprache einen anderen Bau verleihen, und damit einen je anderen Zugang zu Welt verschaffen.⁷⁸ Meines Wissens verwendet Weisgerber den Begriff *Feld* erstmals im Hamburger Vortrag (1932c: 201), später wird dann immer wieder betont, das Gesetz des Zeichens und des

⁷⁷ Bühler selbst berichtet (Bühler 1999: XXVII), dass er von der Redaktion der *Kant-Studien* um eine Rezension von Weisgerber (1933c) gebeten worden war, die dann wohl auch aufgrund der politischen Verhältnisse von Bühler zurückgehalten oder gar nicht erst ausgeführt wurde. Dagegen erscheint in den *Kant-Studien* noch 1935 eine kurze, wohl bewusst neutral gehaltene und jede mögliche Konfrontation meidende Rezension Bühlers (Bühler 1935) von Ipsen (1930).

⁷⁸ Schon Stempel (1978: 27f.) hat darauf hingewiesen, dass Bühler der Ansicht war, dass das methodische Prinzip der diakritischen Analyse unzureichend sei und man vielmehr davon auszugehen habe, dass sprachliche Tatsachen nur als Komplexgefüge angemessen zu verstehen seien. Diese Anregung sei aber vom Prager Strukturalismus nicht verwertet worden.

Feldes (u.a. 1962b: 77, 137f.) sei das Grundaxiom der Sprachinhaltsforschung. Während Weisgerber sich zunächst vor allem auf die lexikalische Komponente des Feldbegriffs konzentrieren wird, präsentiert Bühler drei Jahre später in seiner *Sprachtheorie* (Bühler 1999) eine „Zweifelderlehre“ (ebd. 119), in der zwischen *Zeigfeld* und *Symbolfeld* unterschieden wird. Im Gegensatz zum Weisgerber/Trierschen Feldbegriff stellt in Bühlers Zweifelderlehre die Differenz von Deixis (die entscheidend für das Phänomen der Zeigfelder ist) (ebd. 79-148) und Nicht-Deixis (d.h. der Loslösung aus der an Ich-Du-Instanzen gebundenen originären Deixis) (ebd. 149-255) den entscheidenden heuristischen Forschungsansatz dar. Aufgrund dieses grundlegenden Unterschieds hatte dann schon Ullmann (1967: 55)⁷⁹ behauptet, dass beide Feldkonzeptionen nicht das Geringste miteinander zu tun hätten, zumal der Begriff des Zeigfeldes von Weisgerber tatsächlich vollkommen unberücksichtigt blieb. Dennoch sollte man sich nicht ohne weiteres Ullmanns Urteil anschließen, da Bühler selbst zumindest den ‘Kreuzungspunkt’ angegeben hat, wo sich seine Feldüberlegungen mit denjenigen der Weisgerber-Trier-Version berühren:

“Es springt an der Stelle, bis zu der wir gelangen, die weltanschaulich bedingte Verschiedenheit der Menschensprachen auf; jene Verschiedenheit, die W. VON HUMBOLDT als erster innerlich vor sich sah und mit dem seither oft geschickt und öfter kurzsichtig ausgelegten Begriff der *inneren Sprachform* ausgezeichnet hat. Das ist nach meiner Meinung [...] der Kern der inneren Sprachform, daß verschiedene Sprachfamilien verschiedene Mittler- und Symbolfelder *bevorzugen*, weil sie das Darzustellende, die Welt, in der alle Sprechenden leben, mit verschiedenen Augen sehen. Vergleichbar ist das Ganze der Verschiedenheiten vielleicht am nächsten mit den uns gut bekannten Unterschieden im Blick des Malerauges. Weniger ist es sicher nicht, es dürfte aber auch nicht mehr sein. Und es ist und bleibt nach meiner Meinung auch nicht mehr als eine Bevorzugung.” (ebd. 152)

Deutlich wird in diesem Zitat, dass Bühler hier – ohne Weisgerber und Trier direkt zu nennen – eindeutig auf die Forschungsperspektive der Weisgerber/Trierschen Feldlehre Bezug nimmt, aber keineswegs bereit ist, ihr den von Weisgerber und Trier attribuierten heuristischen Stellenwert zuzuschreiben. Es fällt dann auch auf, dass Bühler im Bereich des ‘Symbolfeldes’ einen Feldbegriff entwirft, der den paradigmatisch-lexematischen Feldbezügen wenig Aufmerksamkeit schenkt und demgegenüber z.B. *empraktische* und *emphysische* Feldkontexte berücksichtigt und im Weisgerber/Trier am nächsten liegenden *synsemantischen* Bereich sich auf syntaktische

⁷⁹ Vgl. dazu auch Tomus (2004: 234), die weitere Vertreter dieser Ansicht anführt und auch selbst diese Auffassung vertritt.

Feldphänomene konzentriert. So lassen sich eher überraschende Parallelen zu Porzigs Konzept entdecken (vgl. dazu Kap. 2.2.2.1.), indem die sprachspezifische Ergänzung syntaktischer *Leerstellen* als weltbildkonstituierend klassifiziert wird (ebd. 173, 249). Umgekehrt ist Porzig der einzige Sprachinhaltsforscher, der an seiner Verbundenheit mit Bühler nie hat Zweifel aufkommen lassen. Diese kurzen Andeutungen zeigen, dass auch die entgegengesetzte These, Bühler habe dem Feldgedanken der Sprachinhaltsforschung “eine vorgehende Analyse zuteilwerden lassen” (Kainz in Bühler 1999: IX), an der Sache vorbeigeht.

Festzuhalten bleibt also, dass Bühler die Forschungsperspektive Weisgerbers und Triers sieht und die Berührungsstelle zu seinem eigenen Ansatz markiert, ihr aber keinen besonderen heuristischen Stellenwert im Rahmen seiner eigenen Forschungshinsicht zugesteht.⁸⁰ Man könnte sogar Bühlers Wahl der Termini *Zwischengerät* (u.a. ebd. 196) und *Feldgerät* (u.a. ebd. 152, vgl. auch 48) in Kontexten, in denen Weisgerber von *Zwischenwelt* und *inhaltlicher* Feldgesetzlichkeit sprechen würde, als gezielten Affront gegen Weisgerber auffassen, zumindest aber als mit der Darstellung des eigenen Ansatzes zugleich vollzogene Deemphasierung des Weisgerberschen Ansatzes.

2.1.2.4. Die Anfänge der Sprachinhaltsforschung: Weisgerberaffine Positionen (Porzig – Ipsen – Trier)

Wie schon oben⁸¹ erwähnt, kam der Titel *Sprachinhaltsforschung* erst nach dem zweiten Weltkrieg in Gebrauch. Es wäre also verfehlt, davon auszugehen, dass Weisgerbers Arbeiten schon vor dem zweiten Weltkrieg eine Art Schulbildung bewirkt hätten. Tatsache ist vielmehr, dass es eine auffallende Affinität zwischen Thesen und Standpunkten Weisgerbers und dreier weiterer Indogermanisten, Walter Porzig, Gunther Ipsen und Jost Trier, gab und diese den jeweiligen Forschern in den späten zwanziger bzw. frühen dreißiger Jahren allererst zu Bewusstsein kam. Die konstatierten Gemeinsamkeiten dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass alle vier

⁸⁰ Dies wird auch durch eine Bemerkung Bühlers in der in den *Kant-Studien* 1933 veröffentlichten *Axiomatik der Sprachwissenschaften* bestätigt. Dort äußert Bühler in explizitem Bezug auf Humboldt und Cassirer, in implizitem auf Weisgerber, dass er die erkenntnistheoretische Diskussion der Weltbildthese zwar anderen überlasse, aber zugleich auch, dass er sich mit dieser These durchaus einverstanden erklären und die diesbezügliche Diskussion sozusagen ihren Ausgang von seiner Axiomatik nehmen könne: “Der Erkenntnistheoretiker mag nach Anerkennung der inneren Sprachformen von sich aus anmerken: also stellt «die Sprache» nicht das Ding an sich dar, sondern eben eine Welt, wie sie dieser Sprache so und einer anderen Sprache anders «erscheint». Womit wir durchaus einverstanden sind, weil es unsern Zirkel nicht stört. W. von Humboldt und Cassirer und (am besten auch noch) andere Erkenntnistheoretiker können hier ihre Diskussion beginnen.” (Bühler 1933: 79).

⁸¹ S. oben S. 21.

Wissenschaftler individuelle Forscherpersönlichkeiten mit ganz unterschiedlichen Forschungsschwerpunkten waren. Dass es überhaupt später zu einer auch institutionell verankerten Zusammenarbeit dieser und anderer Forscher kam, ist der Initiative Weisgerbers zu verdanken.

Weisgerbers Thesen sind nicht aus dem Nichts entstanden. Neben dem großen Einfluss Cassirers, der in einem späteren Kapitel besprochen wird, finden sich einige zentrale Standpunkte Weisgerbers schon in einem Aufsatz von Walter Porzig zum *Begriff der inneren Sprachform* (Porzig 1923). Porzig – übrigens vier Jahre älter als Weisgerber – deklariert in diesem Aufsatz den Begriff der inneren Sprachform als Leitgedanken eines noch nicht ausgeführten Forschungsprogramms, das bei den Ideen Humboldts anzusetzen und rein sprachwissenschaftlich vorzugehen habe (ebd. 150). Alle nachhumboldtschen Ansätze zur Erforschung der inneren Sprachform krankten daran, dass sie die innere Form der Sprache mit Hilfe eines außersprachlichen Maßstabs begreifen wollten, sei es dem der menschlichen Psyche wie bei Wundt und in abgewandelter Form bei Marty, sei es dem der “idealen Verhältnisse der reinen Bedeutungen” (ebd. 162) bei Husserl.

“Weiter aber ist das Sprechen einer Sprache keineswegs bloß die Anwendung gewisser konventioneller Zeichen, sondern es ist ein beständiges Neuschaffen, wodurch es möglich wird, auch bisher Ungesagtes zu sagen. Und dieses Neue wird sofort und unmittelbar verstanden. Das ist nur dann möglich, wenn in jedem Einzelnen der Sprachgemeinschaft ein gewisses formgebendes Prinzip vorhanden ist, wonach er imstande ist, alles so aufzunehmen, wie es der Andere gemeint hat, und das umgekehrt diesen veranlaßt, alles so auszudrücken, daß es sich dem Bewußtsein des Hörenden von vornherein anpaßt. Voraussetzung ist natürlich, daß beide derselben Sprachgemeinschaft angehören, und eben diese, die Sprachgemeinschaft, ermöglicht erst die Realisierung einer solchen inneren Formung. Alles Geistesleben dieser Sprechenden hat sich ja von ihrer Kindheit an in den Formen dieser Sprache bewegt; längst ehe sie selbst imstande waren schwierigere Apperzeptionen zu vollziehen, hatten sie in der gewohnheitsmäßig aufgenommenen Sprache die Formen dazu fertig in sich liegen. Für den Einzelnen sind also die Formen seiner Muttersprache wahrhaft aprioristische Formen der Apperzeption.” (ebd. 165)

Sowohl was die Abgrenzung zu Marty / Funke und Husserl betrifft als auch in der inhaltlichen Ausgestaltung der eigenen Position liegt hier schon, im Gedanken des in und durch die Sprachgemeinschaft wirkenden Muttersprachapriori, der Umriss des später von Weisgerber vertretenen sprachwissenschaftlichen Forschungsansatzes vor. Mit Blick auf spätere Tendenzen im Werk Porzigs, der – trotz Festhaltens am Prinzip

des Muttersprachapriori (Porzig 1971: 212ff.) – den pragmatischen Aspekt von Sprachforschung auf individueller Sprecher-Hörer-Ebene nie aus dem Auge verliert (vgl. Porzig 1957) und, ganz im Gegensatz zu Weisgerber, Erkenntnisse der Bühlerschen Sprachtheorie so verarbeitet, dass sie mit Weisgerbers Thesen verträglich werden (Porzig 1971: 152, 397f.), könnte man auch schon in diesem frühen Zitat den Unterschied zu Weisgerber im theoretisch weitaus stärker gewichteten Sprecher-Hörer-Verhältnis verorten. Im Prinzip überwiegt aber in diesem frühen Text die Akzentuierung der *langue*-Problematik, nicht zuletzt auch dadurch, dass Porzig im Sprachvergleich den Zweig von Sprachwissenschaft sieht, der uns allererst Unterschiede in der Konzeptualisierung von Wirklichkeit bewusst werden lasse (Porzig 1923: 166) und aufgrund dieser Leistung eine Vorbildfunktion für jede Art ‘kulturwissenschaftlicher’ Hermeneutik (ebd. 169) erfülle. Auch diese Gedanken zählen zu Weisgerbers ersten Grundpostulaten, die auch später nie wieder aufgegeben wurden.

Weisgerber hatte schon in seiner Habilitationsschrift auf die sehr weitreichende Übereinstimmung seiner eigenen und Porzigs Position hingewiesen (Weisgerber 1924: 165ff.). Auch von anderer Seite her, und zwar durch Funkes oben schon besprochenen Versuch einer Klassifizierung der rezenten Tendenzen in der Sprachwissenschaft, werden Porzig und Weisgerber der gleichen Richtung von Sprachwissenschaft zugeordnet, fälschlicherweise jedoch beide als Husserlianer ausgewiesen (Funke 1927a: 49). Dass Weisgerber in seiner Replik auf Funke Porzigs Position gleich mitverteidigt und als gleichgesinnt markiert (Weisgerber 1930b: 247, 251, 255), ohne dass dies zu einem Zusatzkommentar von Seiten Porzigs geführt hätte, bestätigt die These der Nähe der beiden Forscher noch mehr. Obwohl Weisgerber den von Porzig 1934 entwickelten Feldbegriff später von seinem eigenen deutlich abgrenzt – sicher auch im Hinblick auf Porzigs Bühlerrezeption – und nicht in allen Punkten mit Porzig einig war, betont er in Formulierungen, die sich von 1929 bis 1964 fast unverändert durchhalten, doch auch immer wieder die gleiche Linie, die ihn mit Porzig verbinde (u.a. Weisgerber 1929b: 86; 1964a: 19; 1973a: 115).

Gunther Ipsen – im gleichen Jahr wie Weisgerber geboren –, unter anderem Schüler von Sievers und Indogermanist, ist einer jener ‘Sprachwissenschaftler’⁸², deren

⁸² Ipsen wechselte in relativ kurzen Abständen seine disziplinären Hauptinteressen. Ausgebildet als Philologe / Indogermanist, Philosoph und Historiker (vgl. Tilitzki 2002: 541) promovierte er zunächst über gestaltpsychologische Themen, erhält dann ab 1926 einen Lehrauftrag für ‘Geschichtsphilosophie’, wobei die Orientierung im Rahmen des Leipziger Soziologenkreises um Freyer (vgl. dazu Kap. 3.1.2.) an soziologischen und sprachwissenschaftlichen / sprachphilosophischen Fragen überwiegt. Seine Veröffentlichungen zur Sprachthematik finden in diesen Jahren eine sehr lebhaft Resonanz. Schon zu Beginn der 30er Jahre, vollends aber ab 1933, als Ipsen nach Königsberg wechselte, spielte die Sprachthematik bei Ipsen keine Rolle mehr (vgl. Tilitzki 2002: 541ff.).

Veröffentlichungen dem Neuerungsstreben der Zeit entsprechend die Ambition erkennen lassen, über die Fachgrenzen hinaus zu Einsichten über das ‘Wesen der Sprache’ zu gelangen. Heute ist Ipsen fast nur noch bekannt aufgrund der Tatsache, dass er schon 1924, allerdings in einer eher beiläufigen Randbemerkung⁸³, den Gedanken eines paradigmatischen Feldbegriffs⁸⁴ lanciert hatte, der möglicherweise als Anregung für Trier gedient haben mag. Während Ipsens Promotions- und Habilitationsschriften die Brücke von der Sprachwissenschaft (bzw. Phonetik) zur Gestaltpsychologie schlagen und in einer psychologischen Fachzeitschrift veröffentlicht werden (vgl. Hoberg 1970: 189), siedeln sich die uns hier interessierenden Aufsätze im Horizont einer Reflexion auf die Grundlagen und rezenten geschichtlichen Tendenzen der Sprachwissenschaft an, wodurch sie den Tendenzen der Zeit gemäß den Titel ‘sprachphilosophischer Besinnungen’ beanspruchen können. Im 1927 im *Indogermanischen Jahrbuch*, dessen Mitherausgeber Porzig war, erschienenen Aufsatz über Voßler nimmt Ipsen im Grunde schon Weisgerbers etwas später erschienene Kritik an selbigem vorweg, indem er als Hauptargument gegen Voßlers ästhetischen Individualismus den eminent ‘soziologischen’ Charakter von Sprache betont:

“Was Haus und Hof, Himmel und Erde, Mensch und Gott eigentlich seien, darüber gibt die Sprache Aufschluß – nicht, was sie an sich und immerdar, sondern was sie in einer sprachlichen Gemeinschaft da und dann sind. Die sprachlichen Bedeutungen vereinen eine Gruppe von Menschen zu einer Gemeinschaft an der Welt. [...] Jede Sprachphilosophie geht fehl, die zunächst nach dem Verhältnis des Einzelnen zur Sprache fragt. Das eigentümliche Subjekt der Sprache, das Wir, kann allein Gegenstand der Sprachsoziologie sein.” (Ipsen 1927: 30f.)

Auch der kurze Abriss *Sprachphilosophie der Gegenwart* von 1930 ist ganz im Sinne des Weisgerberschen Ansatzes gehalten, was auch die affirmative Rezension Weisgerbers bestätigt (Weisgerber 1931a). Im Grunde handelt es sich um eine knappe Skizzierung der damaligen Diskussion der Grundlagenproblematik in der Sprachwissenschaft, wobei die oben erläuterten Abgrenzungen und Situierungen Weisgerbers fast Punkt für Punkt affirmiert werden. Der Kritik an den Junggrammatikern, am unzureichenden Psychologismus Wundts, aber auch Martys und Funkes, an Voßlers ästhetischem Individualismus gesellt sich die Meinung zu, dass Saussure und Husserl zwar als Wegbereiter eines neuen Sprachbegriffs fungierten,

⁸³ Das kurze Zitat ist vollständig wiedergegeben bei Hoberg (1970: 120f.).

⁸⁴ Siehe dazu Kap. 2.2.2.1.

indem ersterer den Blick auf die *langue* als “soziale Kristallisation” (Ipsen 1930: 12) der Sprache gelenkt und Husserl den Psychologismus überwunden habe, dass aber Saussures Zeichentheorie dem Psychologischen verhaftet bleibe und Husserls Theorie der Bedeutung zu ungeschichtlich und abstrakt gefasst sei, um dem Phänomen Sprache gerecht zu werden (ebd. 12ff.). Entsprechend rücken dann besonders Weisgerber und Cassirer in den Rang derjenigen Sprachphilosophen, die sich auf vielversprechende Weise um die nunmehr als eigentlich und wesentlich erkannten Probleme der sozialen Natur der Sprache sowie der inneren Sprachform bemühten.

Ab 1931 wendet sich Ipsen stärker soziologischen Themen zu, wechselt 1933 von Leipzig, wo er als Privatdozent gelehrt hatte, nach Königsberg und macht mit diversen Volkstumstheorien bei den Nazis Karriere. Schon 1931 betont Ipsen, dass im Zeitalter Napoleons neben *Sprache* und *Gemeinschaft* (“Sprache [...] kann nur in Gemeinschaft begriffen werden. [...] Sie ist bewußtlose Vernunft und gemeinschaftliche Empfindung. [...] Sprache und Volk sind inniger und wesentlicher eins.” (Ipsen 1931a: 54)) auch das *Führertum* als Wesensbegriff des deutschen Volkstums erkannt worden sei, und er lässt auch keinen Zweifel daran aufkommen, dass in der mangelnden realen Erfüllung des Begriffs des Führertums ein Grund für die mangelnde Realisierung des deutschen Volkstums zu sehen sei (ebd. 53). Nicht unbedeutend für noch folgende Untersuchungen ist auch, dass der Begriff *Gemeinschaft* ans ‘Kennzeichen’ des Führertums gebunden und als *Volk mit Führer* bestimmt wird, demgegenüber ein *Volk ohne Führer* als *Gesellschaft* “miteinander fortlebender ... Menschen” (ebd. 53) bezeichnet wird. Die Dichotomie der beiden Begriffe *Gemeinschaft* und *Gesellschaft*, ein vieldiskutierter Topos der soziologischen Literatur der damaligen Zeit, spielt auch für die terminologischen Optionen der Sprachinhaltsforschung noch eine Rolle, auf die aber an anderer Stelle (Kap. 3.1.2.) noch eingegangen wird.

Von den drei genannten Forschern wies Jost Trier wohl die größte Affinität zu Weisgerber auf. Beide, Weisgerber und Trier, betonen immer wieder ihre Gleichgesinntheit, Übereinstimmung in den Grundthesen (u.a. Trier 1973: 11; 1934: 173), ja gar eine “völlige Harmonie” (Weisgerber 1975b: 21). Nach Auskunft Weisgerbers haben sich beide 1927 auf dem Göttinger Philologentag kennen gelernt (ebd. 21) und standen seitdem in Kontakt. Aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Lage konnte Trier seine Habilitationsschrift, die schon 1928 eingereicht worden war (Trier 1973: Vorwort [ohne Seitenangabe]), in erweiterter Fassung erst 1931

veröffentlichen. In einem bisher noch unveröffentlichten⁸⁵ Brief Triers an Weisgerber (Trier 1930) bekundet Trier die Absicht, Weisgerber schon Ende 1930 einen Vorabdruck seiner Schrift zuzusenden, und bittet, angesichts der “Übereinstimmung [...] in den ganz grundsätzlichen Fragen” (ebd.), Weisgerber um die Erlaubnis, einige Sätze Weisgerberscher Provenienz seinem Werk als Motto voranstellen zu dürfen. Wohl aus verlegerischen Gründen wird dies gescheitert sein, es zeigt aber einmal mehr, wie nahe die beiden zumindest in dieser Zeitspanne zusammenzudenken sind. Da die Wortfeldlehre, als deren Begründer Trier gemeinhin angesehen wird, in Weisgerbers Sprachinhaltsforschung eine entscheidende Rolle spielt, werden Details zu diesem Thema und zur Frage der Bedeutung des Trierschen Werkes an späterer Stelle behandelt.

2.1.3. Zwischenbilanz

In Kapitel 1 wurde für das Kapitel 2 folgendes Teilziel angegeben: Es soll untersucht werden, *welche spezifischen Leistungen und welche neuen Forschungsperspektiven die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers für die Entwicklung der Sprachwissenschaft erarbeitet hat.*

Ich denke, dass die präsentierten Analysen in Kapitel 2.1. gezeigt haben, dass die Divergenzen der unterschiedlichen sprachwissenschaftlichen Forschungsansätze in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg im Kontext einer Grundlagendebatte der Sprachwissenschaft zu suchen sind. Hier hat Weisgerber mit Sicherheit neue Grundpostulate in die sprachwissenschaftliche Forschung eingebracht und vertreten. Ein besonders hoher Anteil an Eigenleistung ist Weisgerbers Konzept des Bedeutungsbegriffs beizumessen. Auffallend ist auch die besondere Betonung der sozialen Dimension von Sprache, die im Gegensatz zu fast allen anderen hermeneutischen Modellen der Zeit die individuelle Ebene von Sprecher und Hörer, d.h. von Sprache als *parole*, ins zweite Glied der Forschungshierarchie versetzt. Muniert mit Triers Wortfeldtheorie, die Weisgerber dann theoretisch subtiler ausgestaltet, tritt er in der Folge immer dezidierter für den Gedanken ein, dass die jeweiligen Muttersprachen das Weltbild einer Sprachgemeinschaft entscheidend prägen. Wie wir noch sehen werden, werden alle diese Aspekte sowohl in der Sprachwissenschaft als auch in der

⁸⁵ Ich danke einmal mehr Herrn Dr. Bernhard Lauer (Brüder Grimm-Museum Kassel / Weisgerber-Archiv) für die freundliche Genehmigung zur Einsicht und Kopie des noch unveröffentlichten Briefes.

Philosophie bis heute ihre Virulenz behalten, so dass schon an dieser Stelle der Untersuchung konstatiert werden darf, dass Weisgerbers Stellenwert, unter Heranziehung rein sachlicher Gesichtspunkte, in der Geschichte der Sprachwissenschaft wohl höher sein dürfte als der nach allgemeiner Einschätzung unter heutigen Sprachwissenschaftlern konzedierte.

2.2. Die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers

In Kapitel 2.2. soll die Sprachinhaltsforschung, wie sie Leo Weisgerber vertreten hat, vorgestellt und analysiert werden. Die stark historiographisch orientierte Perspektive des vorigen Kapitels wird hier keine prädominante Rolle spielen, da es jetzt um die systematische Darstellung der wichtigsten Theoreme der Sprachinhaltsforschung gehen soll, die aus ideologischen Motiven fast durchgängig simplifiziert und zum Teil auch verzerrt rezipiert wurde. Bevor diese Rezeptionsgeschichte in Kap. 2.3 diskutiert wird, soll also erst einmal das Konzept und die Ausrichtung der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung dargestellt werden. Diese Analyse orientiert sich an den zentralen Grundbegriffen der Sprachinhaltsforschung. Ausgegangen wird vom Begriff des **Sprachinhalts** (2.2.1.), der, wie wir gesehen haben, aus der Kritik am Bedeutungsbegriff hervorgeht und nicht zuletzt dadurch zum Schlüsselbegriff wird, dass er für den Terminus *Sprachinhaltsforschung* Pate steht, also die Besonderheit der von Weisgerber vertretenen Art von Sprachforschung prototypisch anzeigt. Der Begriff des Sprachinhalts erhält aber seine eigentliche Gewichtung erst mit der zunehmenden Ausgestaltung des **Feldbegriffs** (2.2.2.). Auf diesen zwei Terrains wird das Koordinatensystem von Sprache als *langue* und als Struktur abgesteckt. Als gleichzeitig wirkende ‘dritte Dimension’ spielt der Faktor des ‘Menschlichen’ eine entscheidende Rolle. In einem Gefüge, dass vom Besonderen zum Allgemeinen reicht und wie folgt dargestellt werden könnte,

<i>Sprache</i>	Einzelner Sprechakt	Einzelnsprache/ Muttersprache	Sprache an sich
<i>Mensch</i>	Individuum	Sprachgemeinschaft	Menschheit

FIGUR 6

sieht Weisgerber die eigentlichen Agenten und geheimen Hebel dessen, was Sprache ist und wie sie sich manifestiert, im mittleren Bereich, dessen Analyse zugleich eine der *sozialen Ebene* der Sprache ist. Aus der engen theoretischen Konnexion von Muttersprache und Sprachgemeinschaft und der Ansetzung der weiteren Dimension, die man terminologisch mit dem Begriff *Welt* fassen kann, ergibt sich die These vom **Weltbild der Sprache** (2.2.3.).⁸⁶ Ist man von den Ergebnissen der diesbezüglichen Reflexionen und Analysen überzeugt, so ergibt sich als argumentationslogisch geradezu notwendige Folge ein neues Forschungsdesiderat, das Weisgerber mit den Termini **leistungsbezogene** bzw. **wirkungsbezogene Sprachwissenschaft** (2.2.4) bezeichnet. Hier geht es um die Fragen, was muttersprachliche Weltbilder leisten, wie sie wirken, und in welchen Gebieten menschlicher Praxis sie präsent sind. Diese Fragehaltung hat Konsequenzen für Theorie und Praxis von Sprachwissenschaft. Zum einen verlangt sie die Konkretisierung von Forschungsaufgaben und -vorhaben (z.B.: Was leistet ein muttersprachliches Weltbild konkret? Wie unterscheidet es sich von einem anderen muttersprachlichen Weltbild?), zum anderen beansprucht sie eine herausgehobene Rolle der Sprachwissenschaft im Konzert der Wissenschaften überhaupt und eine herausgehobene Rolle von Sprache auf allen Ebenen des Menschseins. Zumeist im Zusammenhang mit dieser holistischen Perspektive spricht Weisgerber auch von **energetischer Sprachwissenschaft** (2.2.4.). Letztlich ist es das Design einer solch ubiquitären und übermächtigen Sprach- und Sprachwissenschaftspräsenz, das als Legitimation konkreter sprachpolitischer Handlungsentwürfe fungiert.

Die bisher recht stark betonte chronologische Perspektivik wird insofern fallengelassen, als die wissenschaftliche und sprachpolitische Betätigung Weisgerbers zur Zeit des Naziregimes vorerst ausgeklammert wird. Grund dafür ist, dass es mir zunächst um die Darstellung und Analyse der Sprachinhaltsforschung geht. In Kapitel 2.3., wo es um die Rezeption Weisgerbers, um Kritik an und um Weiterbestehen der Sprachinhaltsforschung geht, wird auf der Grundlage der bis dahin erarbeiteten Ergebnisse zu diesem Thema fundierter Stellung bezogen werden.

⁸⁶ Der Einbezug der Dimension *Welt* führt dann zu einer Erweiterung des präsentierten Schemas, vgl. dazu Kapitel 2.2.3.

2.2.1. Die These vom Sprachinhalt

Wie die soeben präsentierte kurze Übersicht schon andeutet, lassen sich bei Weisgerber die *langue*-spezifischen Probleme von der *sozialen* Dimension der Sprache nicht abkoppeln. Im Gegensatz zu Saussure (*langage, langue, parole*) sind es, wie die folgende Übersicht darstellt, bei Weisgerber 4 Grundaspekte der Sprache, die über die Jahre hinweg mit okkasionellen stilistischen Änderungen folgendermaßen bezeichnet werden:

	Aspekt von Sprache	Art v. Sprachwissenschaft
1928	allgemein menschliche Erkenntnisform Kulturgut Besitz des Einzelnen Sprech- und Denkakt	philosophisch soziologisch psychologisch “
1930	Sprachfähigkeit Muttersprache Spracherlernung Sprachverwendung	philosophisch soziologisch psychologisch “
1949	Sprachbegabung Völkersprachen Sprache des Einzelnen Sprachverwendung	philosophisch soziologisch psychologisch “

(vgl. Weisgerber 1928b: 323; 1930d: 59; 1949a: 8)

FIGUR 7

Weisgerber wird nicht müde zu betonen, dass sprachwissenschaftliche Untersuchungen vom Aspekt der Sprache als Muttersprache, als Kulturgut bzw. Völkersprache ihren Ausgang nehmen müssten, d.h. dass die ‘psychologische’ Untersuchungsebene in Abhängigkeit zur ‘soziologischen’ zu sehen sei. Auf dieser Annahme basiert auch der schon erwähnte Vorwurf an Saussure, er habe die psychologische und soziale Ebene von Sprache nicht deutlich getrennt. Die Unterscheidung von *langue* und *parole* bei Saussure betone eine andere Perspektive, die sozusagen vertikal die Weisgerberschen

Ebenen der psychologischen und soziologischen Aspekte durchziehe. Obwohl man durchaus den Weisgerberschen philosophischen Aspekt von Sprache mit dem Saussureschen *langage* in Verbindung bringen kann, sollte eine vorschnelle Gleichsetzung besser vermieden werden.⁸⁷ Wichtig im Rahmen unserer Untersuchung ist, dass Weisgerbers Begriff des Sprachinhalts ausgehend von der so definierten ‘sozialen’ Ebene der Sprache unter Betonung ihres *langue*-Aspekts entwickelt wird.

Diese Position hat sich Weisgerber aber erst langsam, und zwar im wesentlichen durch seine Saussurerezeption und die Kritik an den damals gängigen Ansätzen der Bedeutungs- bzw. Bezeichnungslehre erarbeitet. Trotz der in Kapitel 2.1. aufgezeigten Inkonsistenzen in einigen Argumentationen hatte Weisgerber schon 1927 ein erstes Konzept seines Inhaltsbegriffs vorgelegt, allerdings beschränkt auf die Wortebene, d.h. auf den Wortinhalt.⁸⁸ In Ergänzung zu den in Kapitel 2.1. dargelegten Fakten sei das Wesentliche noch einmal erinnert.

Das Wort ist nach Weisgerber die eigentliche und wesentliche Spracheinheit,

“[...] für die zwei Bestandteile wesentlich sind, die Lautform, der Name, und der Inhalt, der Begriff. Für die Beziehungen, die zwischen diesen beiden Bestandteilen walten, sind am zweckmäßigsten die Ausdrücke Bezeichnung (Name als Zeichen, also vom Begriff aus gesehen) und Bedeutung (das Bedeutete, der Begriff, vom Namen aus gesehen). Für die Beziehung Name - Objekt bliebe als bester Ausdruck Benennung, wobei zu beachten ist, daß mit der Benennung immer eine begriffliche Einordnung verbunden ist.” (Weisgerber 1927a: 181)⁸⁹

Im Anschluss an Husserls und Saussures Zeichenbegriffe übernimmt Weisgerber deren Betonung des relationalen Moments, die dazu führt, dass weder die Lautgestalt noch die Bedeutung noch die referierte Sache als autonome Einheit konzipiert werden. Daraus leitete sich dann die Kritik sowohl an den unterschiedlichen Varianten der Bedeutungslehre ab, die von der Lautgestalt den direkten Bezug zu externen Bedeutungsvorstellungen herstellten, als auch an der Bezeichnungslehre, die von den

⁸⁷ Dieses Problem würde eine gesonderte Untersuchung erfordern, die im Rahmen der hier gesteckten Ziele zu weit vom Thema abführt.

⁸⁸ Diese Beschränkung wird erst in späteren Jahren durchbrochen, wobei lexematische Probleme nie aus ihrer Vorrangstellung verdrängt werden.

⁸⁹ Wie schon an anderer Stelle, fallen auch hier Gemeinsamkeiten mit dem berühmten semiotischen Dreieck Ogden und Richards’ ins Auge, da das Zusammenspiel von Name und Begriff der Benennungsfunktion vorgeschoben wird. Wie aber schon in Anm. 48 zu Kap. 2.1.2.3.2. angeführt, lässt sich kein Indiz dafür finden, dass Weisgerber Ogden / Richards in seinen Vorkriegsschriften rezipiert hatte, so dass es eher müßig ist, über etwaige Einflüsse zu spekulieren. Meiner Einschätzung nach könnte ein möglicher Vergleich aber zum Ergebnis führen, dass bei Ogden / Richards die Instanz des Referierten eine autonomere Funktion als epistemische Kontrollinstanz behält, als es bei Weisgerber der Fall ist. Dies würde zur angelsächsischen Tradition der herausragenden Rolle der Empirie passen, und auch Werlen (2002a: 189f.) betont, dass die Weltbildthese bei Ogden / Richards die *garbage*-Variante (Sprache führt zu teils irreführenden Ansichten über die ‘reale Außenwelt’, die prinzipiell korrigierbar bleiben) gegenüber der *magic-key*-Variante (Sprache als magischer Schlüssel zur Welt) favorisierte. Weisgerbers Stellung zu diesen Varianten sowie zur Gewichtung der Referenzinstanz wird in Kap. 3.1. bzw. 3.2.3. thematisiert.

externen Sachen ausgehend deren Bezeichnung mittels Lautgestalten erforschte. Demgegenüber sind Bedeutungs- und Bezeichnungslehre für Weisgerber komplementäre Analysemethoden rein sprachlicher Konzeptualisierung, die nicht (oder nur sekundär) in die Domänen der Psychologie oder etwaiger ‘Real’wissenschaften fallen, sondern primär sprachwissenschaftliche Forschungsaufgaben darstellen. Was die Auswahl der Terminologie angeht, so hat Weisgerber die unglücklich gewählten⁹⁰ Termini *Name* und *Begriff*, denen im obigen Zitat von 1927 noch der Vorzug gegeben wurde, schon ab 1929⁹¹ durch die schon im Zitat angegebenen Zusatzoptionen *Lautform* (im folgenden dann auch des öfteren *Lautgestalt*) und *Inhalt* ersetzt. Abgesehen von diesen terminologischen Schwierigkeiten war der Entwurf von 1927 aber noch in anderen Hinsichten präzisierungsbedürftig. Denn nach Weisgerber gibt es seinem Konzept von Wortlehre zufolge vier legitime Forschungsrichtungen (Weisgerber 1927a: 182), deren erste zwei – die ‘synchrone systematische Lexikologie’ und die ‘diachrone Etymologie’ (man beachte die gegenüber Saussure, so wie er damals verstanden wurde, bewahrte Beharrung auf der Wichtigkeit der diachronen Forschung) – ihren Ausgang vom Namen / von der Lautgestalt nehmen und deshalb auf den Ergebnissen der bestehenden Forschungen problemlos aufbauen können, während die weiteren zwei – die sogenannte ‘synchronische beschreibende Begriffslehre’ und die ‘diachronische historische Begriffslehre’ den Begriff / Wortinhalt zum Gegenstand haben. Diesen Standpunkt wird Weisgerber dann später revidieren. Das hat damit zu tun, dass der lautbezogene Ansatz für Weisgerber zu einer Verdeckung des inhaltbezogenen führt. Zudem avanciert erst 1930/31 der Feldgedanke zum zentralen methodischen Prinzip des inhaltbezogenen Ansatzes.

Schauen wir nach diesem kurzen Rückblick auf die frühe Konzeptualisierung des Inhaltsbegriffs auf dessen systematische Ausformung beim ‘Nachkriegs-Weisgerber’. Hier empfiehlt es sich, von der Bestimmung und gegenseitigen Abgrenzung der Termini *Wort*, *Zeichen*, *Lautform* und *Inhalt* auszugehen.

Weisgerber expliziert auch in seinen späteren Schriften den Inhaltsbegriff im Ausgang vom Wort und hält an der Erkenntnis fest, dass das Wort aus den beiden Relata *Lautform* und *Inhalt* besteht. Die Relation von Lautform und Inhalt ist eine der wechselseitigen Dependenz und keine bloß additiven Charakters, weshalb Weisgerber

⁹⁰ da in Konkurrenz zur Kategorie des *Eigennamens* und des *Begriffs* im philosophischen bzw. wissenschaftlichen Sinne, vgl. dazu Weisgerber selbst (1927a: 179).

⁹¹ Der Wechsel in der Terminologie kann in Weisgerber (1929b: 92) geradezu direkt beobachtet werden, insofern Weisgerber an dieser Stelle des Textes zur neuen Terminologie wechselt und diese dann im Fortlauf des Textes favorisiert.

in der Formel $W[\text{ort}] = L[\text{autform}] \times I[\text{nhalt}]$ das Multiplikations- und nicht das Additionszeichen verwendet (Weisgerber 1962b: 79).⁹² Die Lautform fungiert als Zeichen für den Inhalt, d.h. dass die Zeichenfunktion sozusagen im ‘Inneren’ des Wortes operiert. Aus diesem Grund verwendet Weisgerber auch die Termini *lautliches Zeichen*, *Lautzeichen*, *lautsprachliches Zeichen* (ebd.) anstelle von *Lautform*, wenn er auf den Zeichencharakter der Lautform verweisen möchte. Obwohl Weisgerber, wie aus dem obigen Zitat von 1927 ersichtlich, auch in den früheren Schriften die Zeichenfunktion als innersprachliche (‘innerwörtliche’) gesehen hatte, wird die Reflexion auf das zugrundeliegende Theorem und die konsequent durchgehaltene Verwendung der Zeichenterminologie erst in den späteren Schriften manifest.⁹³ Dies lässt sich auch daran sehen, dass eine neue Abgrenzung zu Saussure vorgenommen wird, die in den 20er Jahren so noch nicht formuliert worden war. Bemängelt wird, dass die grundsätzlich richtige Einsicht Saussures von der reziproken Dependenz von *signifiant* und *signifié*, vergleichbar der bezeichnenden Lautform und dem bezeichneten Inhalt, dadurch an Wert verliere, dass diese Zweifältigkeit von *signifiant* und *signifié* unter dem Oberbegriff *signe* vereint wird, wodurch suggeriert werde, dass außer der internen Zeichenfunktion das *signe* als Einheit noch eine weitere, externe Zeichenfunktion erfüllt (Weisgerber 1963b: 41). Nahegelegt wird diese Interpretation auch dadurch, dass Saussure einen weiteren Zeichenbegriff, nämlich *signification*, einführt, der nach Gippers Auffassung (1959b: 272f.) einen Referenzbegriff impliziert, der eine Relation zwischen einem Sprachzeichen und einer sprachunabhängigen Sache hypostasiert. Es ist also festzuhalten, dass für Weisgerber nicht das Wort, sondern nur seine Lautform Zeichen ist.

Die Konzeption des Laut-Inhalt-Bezugs ist nun bei Weisgerber komplexer, als es aufgrund der einfachen Formel $W = L \times I$ erscheint, so dass selbst ‘gestandene’ Sprachinhaltsforscher Weisgerber oft zu einseitig interpretierten oder gar missverstanden.⁹⁴ Laut- und Inhaltsebene sind, ähnlich wie es Saussure mit der Blatt-Papier-Metapher ausgedrückt hat, die zwei Dimensionen der Einheit *Wort*, die nur begriffen werden können, wenn sie als zusammengehörig, als Funktions- und

⁹² Bezüglich dieses Theorems lässt sich eine deutliche Nähe zu Hjelmslev feststellen, dessen Sprachwissenschaft man als eine Theorie der Relationen zwischen Ausdrucksform (worunter auch die ‘Lautform’ fällt) und Inhaltsform bezeichnen kann, wobei Hjelmslev die Beziehungen dieses Relationalgefüges zum Bereich der sprachexternen ‘Substanzen’ aus der Sprachwissenschaft ausgrenzen wollte. Vgl. hierzu auch Kap. 2.3.1.3.

⁹³ Darauf hat auch Schmitter (1987: 182f.) verwiesen.

⁹⁴ Dass Weisgerbers Zeichenbegriff im Grunde sehr sperrig ist und eingefahrenen Denk- und Sprechgewohnheiten entgegensteht, zeigt sich sehr schön an der Tatsache, dass selbst Glinz, der der Sprachinhaltsforschung zugerechnet wird, das grundlegende Prinzip der Sprachinhaltsforschung darin sieht, dass die “*begrifflichen Seiten* der sprachlichen **Zeichen** [...] als *gedankliche Größen eigenen Rechts*” (Glinz 1992: 811, Hervorhebung durch Dickdruck von B.S.) betrachtet werden.

Verweisungszusammenhang gedacht werden. Dieses Grundprinzip begründet den methodischen Rahmen der Sprachinhaltsforschung, d.h. es legt die Bahn und Richtung jeglicher nach Weisgerber sinnvollen Sprachforschung fest. Die Schwierigkeiten sind damit nicht aus dem Weg geräumt, vielmehr beginnen sie jetzt erst. Denn während die Lautebene in Laut- oder Schriftform *materialiter* erscheint, ist dies bei der Inhaltsebene nicht der Fall. Die Inhaltsebene ist eine verdeckte, nicht materialisierte Dimension, also nicht direkt wahrnehmbar, sondern nur über den Zeichenverweis der Lautebene erschließbar. Obwohl hier deutlich ein Abhängigkeitsverhältnis wirksam ist, bedeutet dieses Abhängigkeitsverhältnis keineswegs, dass auch die *Gesetzmäßigkeiten* der Inhaltsebene von denen der Lautebene abhängen. Vielmehr geht Weisgerber davon aus, dass die Inhaltsebene eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt. Damit überkreuzen sich zwei Forschungsaxiome: 1) Es gibt einen *systematischen* Zusammenhang von Laut- und Inhaltsebene; 2) Lautebene und Inhaltsebene sind *heteromorphe* Eigensysteme, die in *keinem* (systematischen) *Kongruenzverhältnis* stehen.

Sehen wir uns die auf dieser Grundlage basierenden weiteren Thesen Weisgerbers zum Sprachinhalt etwas genauer an, und zwar zunächst bezogen auf die Lautebene. Lautliche Einheiten sind nach Weisgerber nicht *per se* Zeichen, sondern nur dann, wenn sie auf einen Inhalt verweisen. Obwohl inhaltliche Gesetzmäßigkeiten dafür entscheidend sind, welches Phoneminventar eine jeweilige Einzelsprache hat, d.h. welche Laute bedeutungsdiskriminierende⁹⁵ Funktion haben, sind die Phoneme an sich noch keine Zeichen, denn sie allein und für sich verweisen noch nicht auf einen Inhalt. Erst auf Morphem-, Wort- und Satzebene, und deshalb verwendet Weisgerber auch den Begriff *Lautform*, verweist ein Phonem oder eine Lautkombination auf einen Inhalt (Weisgerber 1963b: 43). In Abgrenzung zu onomatopoeischen Thesen gibt es für Weisgerber in der Sprache auch keine *natürlichen* Zeichen, worunter er die wahrnehmungsmäßige Isolierung eines situationsverankerten Merkmals oder Merkmalkomplexes versteht, das oder der in der Erfahrung zunächst *einmalig* (und aus mnemotechnischen Gründen)⁹⁶ mit einem Inhalt verknüpft wird. Mag also aus sprachgenetischer Perspektive Sprache aus der Wahrnehmung und Benennung natürlicher Zeichen entstanden sein, sobald ein Zeichen Sprachzeichen wird, wird es *künstliches* Zeichen (Weisgerber 1962b: 89). Der Gebrauch künstlicher Zeichen bedarf nicht mehr der Erfüllung einer bestimmten Wahrnehmungssituation, zudem gesellt sich

⁹⁵ Wohlgermerkt *Bedeutung* im Weisgerberschen Sinne.

⁹⁶ So wird bei Herder das Blöken des Schafs als Merkmal isoliert und hernach zur Besinnung des 'Schaferlebnisses' sowie zur Benennung des Schafs (das Blökende) herangezogen.

diesem autonomen Aspekt der entscheidende Vorteil hinzu, dass das künstliche Zeichen auch auf abstrakte geistige Sachverhalte, und nicht nur auf konkrete Inhalte (*qua* Dinge der ‘Außenwelt’) verweisen kann.

Die Tatsache, dass Zeichen auf Inhalte verweisen, fasst Weisgerber als Gesetz, und zwar als das “Gesetz des Zeichens” (Weisgerber 1964a: 55) auf. Diese Emphasisierung der Zeichenfunktion, durch den Gebrauch des Wortes *Gesetz*, wird aber durch die jeweiligen Erläuterungen *de facto* wieder eingeschränkt. Zwar nimmt Weisgerber an, dass beim ontogenetischen Spracherwerb der Inhalt sich erst über den Erwerb der Lautform konstituiert (Weisgerber 1928a: 146)⁹⁷ und leitet daraus die Forderung ab, dass in analogem Sinne auch die Sprachwissenschaft in ihrem ‘Wissenserwerb’ von der Lautform ausgehen müsse, um so einen methodischen Zugang zu den Inhalten zu gewinnen (Weisgerber 1964a: 55). Dennoch liegt nach Weisgerber das Versäumnis der Sprachwissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gerade darin, dass über die Bestandsaufnahme und die Erkenntnisse von Gesetzmäßigkeiten im lautsprachlichen Bereich nicht hinausgegangen wurde. Nicht umsonst wird den sprachwissenschaftlichen Disziplinen wie Phonetik, Phonologie oder Etymologie nur der Status von propädeutischen Disziplinen zuerkannt. Der Ausgang von der lautlichen Seite der Sprache ist Weisgerber zufolge zwar notwendig, aber keineswegs hinreichend für die sprachwissenschaftliche Arbeit:

“[...] die sprachlichen Zeichen [sind] die unentbehrliche Bedingung und doch nicht das ausschlaggebende Element für das Bestehen und Bewußtmachen der sprachlichen Inhalte [...]” (Weisgerber 1962b: 88)

Natürlich drängt sich spätestens jetzt die Frage auf, was denn das ausschlaggebende Element der sprachlichen Inhalte, bzw. was überhaupt ein sprachlicher Inhalt ist. Als Einstieg bietet sich die Diskussion um die Frage der Polyseme und Synonyme an. Nach Weisgerber gibt es strenggenommen weder Polyseme noch Synonyme (ebd. 80ff.), denn jedes Wort ist eine Einheit aus zwei Komponenten. Wurde in traditioneller Sicht – etwa von der Bedeutungslehre – die Existenz von Polysemen, als ein Wort mit unterschiedlichen Bedeutungen, vorausgesetzt, z. B. *Schloss* als Gebäude und *Schloss* als Schließvorrichtung, so handelt es sich für Weisgerber in all diesen Fällen um unterschiedliche Wörter: W (1) =

⁹⁷ Statt *Lautform* und *Inhalt* verwendete Weisgerber im angegebenen Text noch die Begriffe *Name* und *Begriff*.

{*Schloss* || Gebäude}, W (2) = {*Schloss* || Schließvorrichtung}. Analog gibt es für Weisgerber auch keine Synonyme. In diesem Sinne sind z. B. die Lautformen *Kopf* und *Haupt* nicht gleichbedeutend, sondern auch wieder zwei verschiedene Wörter: W (1) = {*Kopf* || menschlicher ? Cranix ?}, W (2) = {*Haupt* || menschlicher Cranix ?, euphemisierend}⁹⁸. Die Fragezeichen deuten an, dass wir hier auf mehrere Probleme stoßen. Eindeutig ist, dass Weisgerber darauf hinweisen möchte, dass Wortforschung unter Separierung der bilateralen Einheit *Wort*, also durch Analyse bzw. Vergleich nur der Lautformen oder nur der Bedeutungen (im traditionellen Sinne), in die Irre führt. Problematisch ist aber dann folgendes: 1) Um überhaupt Aussagen über den Inhalt machen zu können, greift auch Weisgerber auf Begriffsanalysen bzw. Analysen der Begriffsextension zurück, die durchaus zunächst Wörterbucheinträge berücksichtigen, mit der Einschränkung, dass ihnen ihr autonomer Status aberkannt wird; 2) Zur Formulierung des Inhalts, also in metasprachlicher Absicht, dürften eigentlich keine Wörter der Objektsprache benutzt werden, da diese Art Paraphrase den zu erforschenden Wortinhalt entscheidend ‘kontaminiert’; 3) Paraphrasen legen den Gedanken nahe, dass der Inhalt eine Art wohldefinierte Entität ist, was nach Weisgerber nicht der Fall ist. Inhalte sind nur insofern Entitäten, als sie im Netzwerk aller Inhalte einen ‘relationalen’ Platz einnehmen. (Dieser Gedanke wird uns im folgenden Kapitel beschäftigen.)

Wir stehen damit vor einer Mischung aus methodischem und ontologischem Problem: Wie sind Inhalte überhaupt beschreibbar und ‘existieren’ sie – und mit ihnen die Wörter – nicht nur in vermittelter, sondern auch in unvermittelter Weise? Wenn das ‘Gesetz des Zeichens’ hervorhebt, dass Inhalte notwendig zeichenvermittelt sind, so schränkt Weisgerber dieses Gesetz doch auch wieder dadurch ein, dass es für ihn durchaus Inhalte ohne Lautformen, etwa im Falle der Aspekte oder Aktionsarten bei Verben⁹⁹, gibt.

Wie geht nun Weisgerber theoretisch und praktisch bei der Erforschung des Sprachinhalts vor und wie bewältigt er die skizzierten Probleme? Im Grunde gibt es für Weisgerber nur zwei Domänen der Sprachinhaltsforschung – die Lexikologie und die

⁹⁸ Die hier vorgenommene Formalisierung der Einheit *Wort* findet sich so nicht bei Weisgerber, steht aber in Einklang mit dem von Weisgerber Intendierten.

⁹⁹ In diese Kategorie würde auch das sogenannte Zero-Problem in der Morphologie fallen. Umgekehrt gibt es nach Weisgerber, wie schon oben ausgeführt, Laute ohne Inhalt, ja selbst *Lautformen* ohne Inhalt; als Beispiel führt Weisgerber die Unterscheidung von Deklinationen an (Weisgerber 1957: 27). Interessant ist, dass selbst innerhalb der Sprachinhaltsforschung Unklarheit über die von einzelnen Forschern vertretenen Thesen bestehen: So wirft Weisgerber Glinz vor, er gehe viel zu sehr von der Annahme einer bestehenden Parallelität Lautform - Inhalt aus (Weisgerber 1963c: 40), während Glinz glaubt, Weisgerber dahingehend berichtigen zu müssen, dass nicht jede Lautform einen Inhalt habe. Selbst der ‘treueste’ Weisgerber-Schüler Gipper behauptet, dass es “keine Wortlautung ohne Inhalt und keinen Inhalt ohne Wortlautung” (Gipper in Gipper/Schwarz 1962, LXXII) gebe.

Syntax.¹⁰⁰ Beginnen wir mit der Sprachinhaltsforschung auf der Wortebene, präziser: auf der Ebene der Analyse des Wortschatzes.

2.2.1.1. Sprachinhalt auf lexikalischer Ebene

Worte sind nach Weisgerber kein Abbild der Wirklichkeit, sondern konstruieren sie allererst. Im Bereich der Substantive werde dies besonders deutlich. Wörter wie *Kraut*, *Unkraut*, *Strauch* sind nach Weisgerber Beispiele dafür, dass es vergeblich wäre, über naturwissenschaftliche oder in diesem Fall botanische Untersuchungen Merkmale ausfindig zu machen, die für die Zuordnung einer Pflanze zu einem dieser Begriffe verantwortlich wären (Weisgerber 1962b: 56f.). Vielmehr seien es “Gesichtspunkte des Menschen, unter denen die Erscheinungen gefaßt und geordnet werden.” (ebd.) Dieser Grundsatz gilt in mehr oder weniger deutlicher Ausprägung für alle Substantive. In diesem Zusammenhang unterscheidet Weisgerber in Anlehnung an Leisi (Leisi 1967) zwischen vier Hauptarten von Substantiven, den *Individuativa*, *Kollektiva*, *Partitiva* und *Privativa*, denen vier verschiedene Arten von Konzeptualisierung von dinglicher Wirklichkeit entsprechen (Weisgerber 1962c: 51ff.). Während die Individuativa (*Schlüssel*, *Apfel*) etwas in der Außenwelt¹⁰¹ als individuelles Ding konzipieren, oft aber auch nur die Form (*Würfel*) oder nur die Substanz (*Glas*)¹⁰² fokussieren, erfassen die Kollektiva eine Mehrzahl von ‘Individuen’ (*Wild*, *Geflügel*, *Polizei*), die Partitiva hingegen verselbständigen einen unselbständigen Teil eines Ganzen (*Wange*, *Rand*, *Falte*) und die Privativa vergegenständlichen die Abwesenheit von Substanz (*Loch*, *Schlitz*, *Lücke*). Besonders der letzte Fall zeigt deutlich, dass das Substantiv, unter Annahme einer für sich bestehenden Außenwelt, keinem Ding in dieser Außenwelt entsprechen muss, sondern auch Abwesendem, Udinglichem sprachlich Substanz verschaffen kann. Dieses Verfahren wird sozusagen ubiquitär im Bereich der *Abstrakta*, bei denen Vorgänge, Eigenschaften, Relationen (*Wetter*, *Streit*, *Schlaf*, *Tod*) etc. als ‘Dinge’ vorgestellt werden. Unter Verweis auf Leisi (Leisi 1967) spricht auch Weisgerber diesbezüglich vom Akt der *Hypostasierung* (ebd. 50ff.), der in der Analyse

¹⁰⁰ Vgl. z.B. Weisgerber (1963b: 43); es reicht auch ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis von Weisgerber (1962b); dass die Kategorie *Text* noch gar nicht ins Blickfeld Weisgerbers rückt, ist kaum verwunderlich, da die Entdeckung des Textes als autonomer Spracheinheit eine der spätesten ‘Entdeckungen’ der Sprachwissenschaft / Linguistik ist. Die Morphologie kann bei Weisgerber einerseits als Subdomäne der Lexikologie verstanden werden (z.B. bzgl. der Wortbildungsmorpheme), andererseits als Subdomäne der Syntax (z.B. bzgl. der Flexionsmorpheme).

¹⁰¹ Dies sei zunächst in vorläufig anschaulicher Weise so formuliert. Eine eingehende Analyse der erkenntnistheoretischen Implikationen folgt weiter unten ab Kapitel 3.

¹⁰² Das Beispiel ist von Weisgerber aber unglücklich gewählt, da Massensubstantive (‘mass nouns’) wohl kaum unter die Kategorie *Individuativa* fallen. Eine Seite später (Weisgerber 1962c: 52) zählt Weisgerber sie dann auch zu den *Kollektiva*. Möglicherweise meint Weisgerber, dass die Dingbezeichnung *Glas* aus der Substanzbezeichnung abgeleitet ist.

des Wortschatzes auf Schritt und Tritt begegne (ebd. 170). An der bloßen Analyse des Wortschatzes einer Sprache lasse sich erkennen, dass Wörter keine Etiketten von Gegenständen sind, sondern Wirklichkeit auf spezifische Weise perspektivieren, fokussieren bzw. konstruieren. Diese Art Wirklichkeitskonstruktion ist Weisgerber zufolge geistiger Art, und als Verfahren schafft sie und folgt gleichzeitig einer ‘geistigen Ordnung’ (Weisgerber 1962b: 162). Die Beschreibung, wie ein Wort Wirklichkeit konstruiert – z.B. *Privativa vergegenständlichen die Abwesenheit von Substanz* – ist dabei ein erster Baustein zur Erfassung und Beschreibung des Wortinhalts. Diese Beschreibung ist nicht immer einfach, nicht nur weil es sich um verdeckte und dem Sprecher unbewusste Inhalte handelt, in zahlreichen Fällen sind die Wortinhalte auch so komplex, dass ihre Beschreibung entweder sehr umfangreich wird oder aber als gar nicht mehr machbar erscheint. Dies ist u.a. der Fall bei den von Weisgerber so benannten *Riesenwörtern* (Weisgerber 1962b: 250f.; Weisgerber 1962c: 237f.) wie *machen, halten, Kopf, Haus, Hand*, die selbst nach einer Trennung der Homonyme in separate Wörter einen extensiven Anwendungsbereich haben, besonders auch weil sie verstärkt der Metaphorisierung dienen. Zu den ‘Riesenwörtern’ zählen auch die sogenannten *Herzwörter* (Weisgerber 1962b: 251; Weisgerber 1962c: 239) wie *Geist, Welt, Erde*, die als Schlüsselwörter ganze Denk- und Kulturtraditionen prägen und ebenso wie das deutsche *Heimat* einen (in stereotyper Sicht) kaum übersetzbaren und kaum beschreibbaren, je einzel- oder – wie Weisgerber sagen würde – muttersprachspezifischen Inhalt besitzen. Neben diesen Problemen rückt Weisgerber aber nicht eigens das Problem von Objekt- und Metasprache in den Blick, d.h. es wird nicht eigens thematisiert, dass die Paraphrasierung des Wortinhalts auf der Ebene der Objekt- oder Umgangssprache geschieht.

Eine weitere Dimension gewinnt der Begriff des Wortinhalts, wenn man von der Wortlehre zur Wortbildungslehre übergeht. Weisgerber schätzt, dass neun Zehntel des Wortschatzes fast aller Sprachen aus Wortbildungen besteht, die durch Ableitung aus Stammwörtern gewonnen sind (Weisgerber 1963a: 22). Zunächst geht es ihm darum, die lautmäßig identifizierbaren Ableitungstypen, ausgehend von den in einer Sprache konkret vorhandenen Ableitungsmorphemen, zu sichten und sich dann zu fragen, welche unterschiedlichen Funktionen oder Inhalte diesen Morphemen zukommen. Bis zu diesem Punkt – so Weisgerber – unterscheidet sich die inhaltbezogene noch nicht wesentlich von der traditionellen, lautbezogenen Wortbildungsforschung. Wichtig sei nun, dass zweierlei festgehalten wird: Erstens sind Ableitungssilben keine selbständigen

Bedeutungsträger und keine Träger einer einzigen Funktion allein, sondern erfüllen – als Lautform – multiple Modifikationsfunktionen. Zweitens greifen bei allen abgeleiteten Wörtern zwei Inhalte ineinander, der des Simplex und der der ‘Ableitung’ bzw. ‘Ableitungsweise’ (Weisgerber 1962b: 218). Anhand der ersten Prämisse hat die inhaltbezogene Wortbildungslehre zunächst festzustellen, welche unterschiedlichen Modifikationsfunktionen ein je bestimmtes Ableitungsmorphem erfüllt. Ergebnis dieser Forschung ist die Feststellung von sogenannten *Wortnischen*.

“Wortnischen sind Befunde lautbezogener Betrachtung, Gruppen, die sich innerhalb des Ableitungstyps bedeutungsmäßig herausheben.” (Weisgerber 1963b: 222)

So gibt es nach Weisgerber bei den etwa 730 deutschen *be*-Verben mehr als 300 Wörter vom Typ *bewaffnen* (Ableitungen aus Substantiven, die das *Versehen mit etwas* ausdrücken) (= 1. Wortnische), knapp 300 Wörter vom Typ *bedenken* (Ableitungen aus Verben, die das *Durchführen einer Handlung* hervorheben) (= 2. Wortnische), knapp 40 Wörter vom Typ *befreien* (Ableitungen aus Adjektiven, die das *Versetzen in einen Zustand* ausdrücken) (= 3. Wortnische) sowie einige schwer unter weitere Kategorien fassbare ‘Einzelgänger’ (Weisgerber 1962b: 216). Ausgehend von den Wortnischen weist Weisgerber nun auf den spezifisch inhaltbezogenen Forschungsansatz hin:

Die inhaltbezogene Wortbildungslehre knüpft nun an solche Wortnischen an und geht das Material durch mit der Frage, ob die inhaltliche Ausweitung, die in solchen Nischen vorliegt, auch in anderen Ableitungstypen wiederkehrt (*speis-en, be-titel-n, be-nachricht-igen, uniform-ieren = mit Speise, Titel, Nachricht, Uniform versehen*). Die Gesamtheit solcher in gleiche inhaltliche Richtung weisenden formalen Nischen faßt man mit dem Begriff des Wortstandes zusammen (etwa Wortstand der Ornativa = Verben des Ausstattens, Versehens: die Gesamtheit der den Nischen *speis-en, be-titel-n* usw. angehörigen Bildungen) [...] Die Wortstände einer Sprache tragen insgesamt die geistigen Ausbaurichtungen, durch die die Stammwörter der Sprache ausgewertet werden zur Gewinnung neuen Wortgutes. Sie gelten in der Sprache als vorbereitete Bahnen für Neuprägungen mannigfaltiger Art.” (Weisgerber 1963a: 23)

‘Wortstände’ rekrutieren also ihren Bestand aus unterschiedlichen ‘Wortnischen’. Zwar vereinigt der Wortstand als einheitliche inhaltliche Richtung die Unterschiede auf Wortnischenebene, hebt aber nicht alle Unterschiede auf, vor allem da es noch andersgeartete Unterschiede gibt:

“Man kann nun nicht erwarten, daß das, was von den verschiedenen Nischen aus in den Wortstand eingeht, inhaltlich gleichwertig ist. Etwas von der Eigenart des Ableitungstyps wird sich auch in den Wortstand hinein auswirken. Aber nicht in unmittelbarer Form, sondern als Anstoß zu inhaltlichen Varianten im Wortstand. Diese decken sich aber nicht mit den formalen Wortnischen, sondern gliedern sich in dem Zusammenspiel der verschiedenen Komponenten gemäß Gesetzen des inhaltlichen Aufbaus der Sprache aus.” (Weisgerber 1963b: 222)

Mit ‘Zusammenspiel’ ist der schon erwähnte Komplex Simplex - Ableitungsform gemeint, in welchem zwei Lautformen und zwei Inhalte in Wechselwirkung stehen. Als Beispiele für Varianten bei ornativen Verben werden angeführt: *beneiden*: nicht mit *Neid versehen*, sondern *Neid zuwenden*; *ängstigen*: weder mit *Angst versehen* noch *Angst zuwenden*, sondern *in einem Angst erwirken*. Anhand dieser letzten Beispiele sieht man deutlich, dass die Inhaltsbeschreibungen objektsprachlich verfasst sind und demnach eine Inhaltsanalyse des *gesamten* Wortschatzes einer Sprache fordern, um sich so interdependente Stützen zu schaffen. Andererseits fällt auf, dass trotz Konzession intern differenzierender Varianten das Bestreben da ist, Inhalte zu fixieren, so dass sie als ‘Behälter’ mit kategorialer Funktion dienen können.

2.2.1.2. Sprachinhalt auf syntaktischer Ebene

Auf syntaktischer Ebene gibt es nach Weisgerber vier Forschungsbereiche: die Wortarten, die Satzteile, die Satzwerke und die Satzbaupläne. Der Forschungsbereich der Wortarten weist dabei eine sehr starke Verbindung zur lexikalischen Inhaltsforschung auf und könnte zum größten Teil auch als Morphologie bezeichnet werden. Zudem absorbiert er nahezu alle traditionellen grammatischen Themen ‘oberhalb’ der Lautlehre. Wie kommt es zu dieser Multifunktionalität der Wortartenforschung bei Weisgerber? Anhand der Wortart *Substantiv* sagt Weisgerber, worum es ihm geht:

“Man muß aus dem ‘deutlichen’ Formenbestand einen ersten Anhalt dafür haben, was bei einer Wortart in einer bestimmten Sprache relevant ist. Setzen wir also der Einfachheit halber an der Art an, wie in der üblichen Grammatik eine vorgefundene Substantivform bestimmt wird: *amicus* etwa als Nominativ Singular eines maskulinen *o*-Stammes. Hier werden also vier Blickrichtungen herausgehoben: Kasus, Numerus, grammatisches Geschlecht und Stammklasse. Es wäre also im Hinblick auf jede Sprache zu fragen, ob diese Denkrichtungen im substantivischen Kreis vorhanden sind (oder ob es mehr

oder weniger gibt) und in welcher Weise sie gegliedert erscheinen. Das bedeutet also praktisch ein Ausschauen nach sinnlichen Zeichen [...] wie umgekehrt die Suche nach den inhaltlichen Einheiten, die in diesem Denkkreis realisiert sind.” (Weisgerber 1963b: 77)

Weisgerber integriert also unterschiedlichste grammatische ‘Disziplinen’ und Fragestellungen im Begriff *Denkkreis*, der in strikter Verbindung zu den jeweiligen Wortarten konzipiert wird. Zugleich definiert Weisgerber, wie methodisch vorgegangen werden soll: Wie schon bei den Wortnischen geht es zunächst um eine Bestandsaufnahme aller durch die traditionelle Grammatik festgestellten Daten und Kategorien, soweit sie mit der Wortform zu tun haben. Bezüglich der Verben – die anderen Wortarten ebenso wie die Frage der Abgrenzungskriterien der Wortarten werden meist übergangen – nennt Weisgerber die Kategorien *Person*, *Numerus*, *Modus*, *Tempus*, *Genus verbi*, *Verbklassen* sowie bisweilen auch spezifischere Kategorisierungskriterien wie *Aspekt*, *Transitivität* etc. (Weisgerber 1963b: 79; 1962b: 299). Dieser Bestandsaufnahme schließt sich als methodisch zweiter Schritt “die Überprüfung der verfügbaren Terminologie im Sinne der Angemessenheit der darin beschlossenen Gesichtspunkte” (Weisgerber 1962b: 298) an. Hier nun zeigt sich nach Weisgerber schon auf den ersten Blick, dass im Grunde die gesamte in diesem Bereich verwendete Terminologie ungeeignet bzw. sogar irreführend ist:

“[...] unsere Grammatik führt uns jene formbezogenen Feststellungen nicht als formale Kategorien vor, sondern sie gibt ihnen sofort eine scheinbar sachbezogene Ausdeutung und ordnet ihre Beobachtungen um diesen «Sachgehalt» herum. Also es werden uns Gebilde wie *ich gehe*, *ich ging*, *ich werde gehen* usw. nicht, wie es eigentlich sein müßte, als rein formale Kategorien etwa im Sinne von *erster Stammform*, *zweiter Stammform*, *Umschreibung mit werden* vorgestellt, sondern sie erscheinen sofort «sachbezogen» interpretiert als *Präsens*, *Präteritum*, *Futur* [...] und die Aufgaben der Grammatik sind dann aufgebaut auf der Grundvorstellung: im Deutschen steht das *Präsens*, das *Futur* usw. in den und den Fällen. Fragt man sich nach dem systematischen Gehalt und methodischen Wert dieses Verfahrens, so kann man es nur als pseudosachbezogen kennzeichnen [...]” (ebd. 285)

Diese Pseudosachbezogenheit rührt daher, dass die grammatischen Termini aus der Beschäftigung mit der griechischen und lateinischen Sprache entstanden sind und dann für die Beschreibung anderer Sprachen weiterverwendet wurden, ohne dass die Sachbezogenheit der Termini noch wirklich Sinn machte. Im Grunde dienen sie nur noch zur Etikettierung und Identifizierung von Formparadigmen. Ihre kritische Revision hat aber einen schweren Stand, da diese Termini international gebräuchlich sind, nicht

nur in der Wissenschaft, sondern auch im schulischen Bereich. Sie ist aber nach Weisgerber unerlässlich, da die grammatische Terminologie durch ihren ‘Vernebelungseffekt’ wahre Einsicht in die Struktur von Einzelsprachen (vielleicht mit Ausnahme eben des Griechischen und Lateinischen) verhindert.

Am Beispiel des *Dativs* zeigt Weisgerber, wie er sich die skizzierten Forschungsschritte denkt (ebd. 305f.). Zunächst müsse man davon ausgehen, dass es keinen Dativ an sich gebe, sondern einen griechischen, lateinischen, deutschen etc. Dativ. Danach müsse das Material bzgl. der Dativverwendungen gesichtet werden, wobei man, wie schon bei den Wortbildungen, “Nischen” (ebd. 306), d.h. Gruppen von Dativverwendungen, feststellen könne: Dativ bei Verben, Dativ bei Nomina, Dativ der sinngebenden Person, Dativ der Zuwendung, sympathetischer Dativ, possessiver Dativ etc. Dabei geht Weisgerber davon aus, dass es wenig sinnvoll ist, nach einer einheitlichen Funktion aller dieser Dativverwendungen zu forschen, da ein solches Vorgehen ja wieder dahin tendieren würde, den bestehenden Formen einen parallelen eindeutigen Inhalt zuzuordnen zu wollen, was sich schon auf der lexikalischen Ebene als Illusion erwiesen hat. Demgegenüber müssten die verschiedenen Nischen der Dativverwendung mit jeweils “inhaltlich benachbarten Sprachmöglichkeiten” (ebd.) kontrastiert werden, um ihre spezifische inhaltliche Eigenart herauszuarbeiten. Neben der Differenzen der Dativ‘bedeutungen’ muss also auch immerzu mit der Interferenz anderer grammatischer Kategorien gerechnet werden.

An einem anderen Beispiel macht Weisgerber dies deutlich. So verändern schon die verschiedenen Personalformen des deutschen *Futur I* die Inhalte, die man mit dem Tempus in Verbindung bringen kann. In der ersten Person (*Ich werde mich darum kümmern; Wir werden kommen*) komme “über den Zeitbezug hinaus etwas von dem willensmäßigen Darangehen zum Vorschein” (ebd. 325), in der zweiten Person verliere die Futurform oft den Zeitbezug auf Zukünftiges und fungiere als Ausdruck eines Befehls (*Du wirst jetzt nach Hause gehen*), und auch in der dritten Person wird der Zeitbezug oft ganz verdrängt, indem das Futur als Ausdruck der Wahrscheinlichkeit bzw. der Vermutung dient (*Er wird jetzt im Zug sitzen*) (ebd.). Somit interferieren hier nicht nur verschiedene grammatische Kategorien, sondern es wird auch deutlich, dass “im deutschen «Zeitwort» [...] der reine Zeitbezug nicht immer das Entscheidende” (ebd. 327) ist, vielmehr tritt das ‘tatsächliche’ Zeitverhältnis häufig gegenüber anderen Gesichtspunkten zurück. Rechnet man nun damit, dass nicht nur Tempus und Personalformen, sondern auch alle anderen Formalkategorien interferieren können, so

führt das in letzter Konsequenz, wenn man den heuristischen Wert der von den Formalkategorien ausgehenden Forschung bezweifelt, zu einer Art Atomisierung als erster Forschungsprämisse, indem jede konkrete Einzelform als je spezifisches Formenbündel auf ihren je spezifischen Inhalt ‘abgeklopft’ wird. Dies scheint Weisgerber auch als einzig mögliche Forschungsperspektive vorzuschweben:

“Nachdem die in einer Wortart gegebenen geistigen Ausbaurichtungen festgestellt sind, ist es auch möglich, jede in ihr angelegte Einzelform inhaltlich zu kennzeichnen. Die Ausbaurichtungen kommen zwar der Wortart als ganzer zu; aber sie erscheinen praktisch immer individuell gebündelt: eine bestimmte Verbform ist immer geprägt gemäß allen verbalen Kategorien (*ich gehe* als erste Person Singular Indikativ Präsens Aktiv eines starken Verbs intransitiver Bedeutung). Das ist nun kein bloßes Formenbündel, sondern es muß auch als inhaltliche Ganzheit angesehen werden, die gerade durch diese Vielheit der Bezüge inhaltlich in charakteristischer Weise geprägt ist. Es wird nötig sein, die in solchen Formenbündeln realisierten geistigen Ganzheiten als ‘Bündel’ charakteristischer Bezüge zu kennzeichnen.” (Weisgerber 1963b: 78f.)

Weisgerber geht also davon aus, dass es durchaus auch auf inhaltlicher Ebene so etwas wie ‘Struktur’ gibt – als ‘Bündel charakteristischer Bezüge’ geistiger Ganzheiten –, um diese aber ‘freizulegen’, bedarf es der Beseitigung irreführender ‘Sehhilfen’, d.h. man darf nicht von einer fixen inhaltlichen Funktion formaler Kategorien ausgehen.

Es ist wenig verwunderlich, dass Weisgerber besonderes Gewicht auf die thematischen Disziplinen der Wortbildungs- und Wortartenforschung legt, die einen geradezu paradigmatischen heuristischen Wert für die Explikation dessen erhalten, was Sprachinhaltsforschung ist und sein soll. Bei diesen beiden Disziplinen wird zudem am Ausgang vom ‘materiellen’ Zeichen festgehalten, im Sinne einer Datensammlung, jedoch mit dem Ziel, bisher verdeckte *inhaltliche* Strukturen bewusstmachen. Zudem konzentriert sich die Sprachinhaltsforschung Weisgerbers sehr stark, trotz oberflächlicher Anbindung der Wortartenforschung an die Syntax, auf die lexikalische Ebene.¹⁰³ Bildlich ausgedrückt könnte man auch sagen, dass das Zentrum der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung auf der Schnittfläche von Lexik und Syntax liegt und dort seine größte Wirkung entfaltet; je weiter die Forschungsthematik von

¹⁰³ Im Grunde behält auch der späte Weisgerber bzgl. der Wortarten eine Mauthnersche Position bei (vgl. zu Mauthner Kap. 3.2.3.2.), nach der die Wahl einer Wortart die ‘gedankliche Vorstellung’ einer bestimmten Seinsweise nahelegt (Substantiv: Ding; Verb: Tätigkeit/Prozess etc., Adjektiv: Empfindung/Eigenschaft etc.; dies schon deutlich in Weisgerber 1929a). Wie noch in der Folge des öfteren angemerkt wird, gesellt sich zu dieser Ansicht eine gewisse spröde Indifferenz etwa gegenüber der Aufwertung des Verbs als syntaktischen Knotenpunkts in der Dependenzgrammatik.

diesem Zentrum entfernt ist, desto geringer die Aussagekraft der Ergebnisse von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung.

Dies wird schon beim zweiten syntaktischen Forschungsbereich, den Satzteilen, deutlich. Für Weisgerbers Konzept von Sprachinhaltsforschung ist er äußerst unbequem, wenn nicht gar inkommensurabel. Zunächst gibt es aus Weisgerbers Perspektive die Schwierigkeit, dass das Gesetz des Zeichens hier nicht mehr greift,

“Folgen wir [...] dem Grundsatz, daß die inhaltbezogene Grammatik sich anschließen muß an die Ergebnisse der lautbezogenen Betrachtung, so ist die erste Frage, ob auf der lautlich-sinnlichen Seite der Sprache etwas aufweisbar ist, was als Zeichen für Satzteile anzuerkennen ist. [...] Sucht man nach der möglichen lautlichen Unterlage der «Satzteile», so bleibt nicht viel. Das Lautliche im engeren Sinne ist längst beschlagnahmt durch Wort, Wortstand und Wortart; mindestens im Deutschen wäre es unmöglich, bei der Analyse eines Satzes noch ein für die lautliche Kennzeichnung der Satzteile freies Element aufzuweisen.” (Weisgerber 1962b: 350)

und zwar aus dem einfachen Grund, dass ‘substantielle’ Zeichen wie z.B. Flexionsmorpheme schon von den zuvor genannten Disziplinen “beschlagnahmt” sind. So bleibt kein weiteres Lautzeichen übrig, um ein bestimmtes Wort oder ein Syntagma als Subjekt, Prädikat, Objekt etc. zu kennzeichnen. Auch die als ‘sinnlich’ bezeichneten Momente der Satzmelodie (Prosodik, Intonation) und Wortstellung (ebd. 351) haben nach Weisgerber keine strikte¹⁰⁴ Zeichenfunktion hinsichtlich der Bestimmung der Satzteile.

Eine zweite Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass die traditionelle Bestimmung der *partes orationis*

“[...] wesentlich auf «Inhaltliches» abgestellt ist; was sie aufdecken will, sind sprachliche Verhältnisse im Bezug auf gedankliche Verhältnisse, Beziehungen zwischen Teilen eines Satzes, die ebenso losgelöst von dem konkreten Satzgehalt wie von den konkreten Wortinhalten und den in den Denkreisen der Wortarten beschlossenen Inhalten gesehen sind.” (ebd. 345f.)

Weisgerber kontrastiert also eine sachbezogen-logisierende (ebd. 347) Grammatik, die davon ausgeht, dass die syntagmatische Funktion von Satzteilen allgemeinen Denkkategorien oder eben ‘Inhalten’ entspricht, die durch Begriffe wie *Subjekt*,

¹⁰⁴ Wie in direkter Folge zu sehen sein wird, gesteht Weisgerber der Wortstellung und Prosodie nur in Bezug auf die ‘Satzwerte’ eine signifikante Funktionalität zu, was natürlich inkonsequent erscheint und womöglich nur darin begründet liegt, dass er bei den Satzwerten eine konkretere Vorstellung von Inhaltlichkeit aufweisen zu können meint, die dann ein sinnlich-lautliches Substrat braucht.

Prädikat, Objekt, Attribut, Adverbiale erfasst werden können und in allen Sprachen auf irgendeine Weise versprachlicht sein müssen, mit der von ihm anvisierten Inhaltlichkeit. Sein Argument, dass es Sprachen gebe, deren Analyse mit Hilfe dieser Kategorien wenig sinnvoll sei (ebd. 349), wirkt aber nicht allzu überzeugend, denn es würde ja unbestritten lassen, dass die besagte Forschungsprämisse wenigstens für die indoeuropäischen Sprachen ihre Gültigkeit behielte. Worum es Weisgerber vielmehr geht, ist der Aufweis, dass eine jede Einzelsprache¹⁰⁵ sprachinhaltlich von anderen Sprachen, selbst denen der gleichen Sprachfamilie, different ist, und da stören die quasiuniversalen logischen Satzteilkategorien natürlich erheblich. Dies spricht Weisgerber auch ganz deutlich aus:

“Ihrer Absicht nach ist die Untersuchung der Satzteile nicht auf Sprachinhalte aus.” (ebd. 347)

“Im Grunde verlassen wir im Zuge dieser Lehre und unter der Führung ihrer terminologischen Denkmittel den Boden des Muttersprachlichen und damit den eigentlichen Raum der Grammatik.” (ebd. 357)

Es ist zu vermuten, dass Weisgerber hier eindeutig strategisch und nicht von der Sache her argumentiert, weil er befürchtet, dass die Thematisierung inhaltlicher Charakteristika ganzer Sprachengruppen bzw. von Inhalten, die womöglich nahezu universale Geltung haben könnten, die eigene Position zu stark relativieren könnte. Entsprechend schwach ist auch das oben zitierte Argument, dass es “mindestens im Deutschen” unmöglich wäre, etwa durch Betonung oder Wortstellung eine syntaktische Funktion zu bezeichnen. Für eine fruchtbare Sprachinhaltsforschung wäre es durchaus ein Gewinn gewesen, wenn syntaktische Fragen – zumindest von Weisgerber – nicht so stark blockiert bzw. zu stark unter lexikalischen Prämissen behandelt worden wären. Um nur einige ganz wenige Beispiele zu nennen, so wäre es durchaus vielversprechend gewesen, unter Beibehaltung der grammatikalischen Terminologie der Satzteilfunktionen zu erforschen, wie in jeweiligen Sprachen ‘subjektiviert’ wird, ob das Satzsubjekt dem ‘Denksubjekt’ entspricht (im Grunde die Aufnahme der alten Frage

¹⁰⁵ Wie in der Folge noch herausgestellt wird, benutzt Weisgerber an Stelle des Begriffs *Einzelsprache* den Begriff *Muttersprache*. Das ideologische Moment dieser Begriffsverwendung wird noch thematisiert.

des *psychologischen Subjekts*¹⁰⁶, dann auch die Frage der ‘Tiefenkasus’¹⁰⁷), welche Rolle den Sprachen mit Kopulaverwendung zukommt (worin Lohmann¹⁰⁸ den entscheidenden Schritt zur Verwissenschaftlichung des Denkens sieht, also ein entscheidendes Weltbildkriterium) etc. Die zwiespältige Haltung Weisgerbers, der einerseits eine inhaltbezogene Satzteilforschung fordert, andererseits ihre Möglichkeit bezweifelt, macht sich auch darin bemerkbar, dass sich Weisgerber selbst dieser Forschungsaufgabe mehr oder weniger enthält oder, wie in der umstrittenen Schrift zur Akkusativierungstendenz des Deutschen (Weisgerber 1958a), sie im Bereich der Lexikologie und Morphologie abhandelt. Kompensierend wirken auch die Verweise auf Arbeiten von anderen Forschern, die zum Kreis der Sprachinhaltsforschung gerechnet werden, zum Teil aber auch eigene Wege gehen. So verweist Weisgerber hinsichtlich der Satzteilforschung auf die Arbeit von H. Glinz (1961), behält aber seine reservierte Position bei, indem er zwischen den Zeilen durchblicken lässt, dass Glinz’ Arbeit im Grunde nur den Boden für eine wirklich inhaltbezogene Forschung bereite (Weisgerber 1962b: 354). Glinz war, vor allem mittels der Methode der Ersatz- und Verschiebeprobieren, zu einer Revision der Satzteilkategorien und vor allem der Zuordnung der Wörter zu ihnen gelangt und war, von der ersten Auflage (1952) seines ersten Hauptwerks *Die innere Form des Deutschen* an darum bemüht, bezüglich des Deutschen die unpassende lateinische Terminologie durch eine der Struktur der deutschen Sprache angemessene deutsche Terminologie zu ersetzen. Gerade dieser muttersprachliche Aspekt stärkte oberflächlich gesehen Weisgerbers muttersprachliches Anliegen und wird von Weisgerber dementsprechend positiv registriert (Weisgerber 1962b: 354). Andererseits ändert die neue Terminologie nicht grundsätzlich die alte ‘logisierende’ Sichtweise, sondern gibt ihr nur ein neues Gesicht. Dies wird z.B. daran deutlich, dass Subjekte zur *Grundgröße*, Prädikatsnomina zur *Gleichgröße*, Akkusativobjekte zur *Zielgröße* etc. werden, worin sich die Suche nach einer *einheitlichen* inhaltlichen Etikettierung einer grammatischen Kategorie dokumentiert, was in der Folge, auch unabhängig von der Position der Sprachinhaltsforschung, kritisiert wurde.¹⁰⁹

¹⁰⁶ Die Einführung der Trennung von grammatischen und psychologischen Kategorien (insbesondere die des grammatischen und psychologischen Subjekts) wird gemeinhin Georg von der Gabelentz zugesprochen und schon Ende des 19. Jahrhunderts etwa von Paul, Wegener, dann auch Wundt, Marty und Voßler berücksichtigt (vgl. Knobloch 1988: 322-354).

¹⁰⁷ Vgl. Fillmore (1977).

¹⁰⁸ Vgl. dazu Kap. 4.4.4.

¹⁰⁹ So z.B. von Weisgerber (1953/54b: 117), Erben (1953: 415f.), Regula (1960: 221ff.).

Auch beim dritten syntaktischen Forschungsbereich, den sogenannten *Satzwerten*, erarbeitet Weisgerber kaum eigene Forschungen, sondern beschränkt sich darauf, vorwiegend in Anlehnung an die 1937 erschienene Arbeit *Grundgedanken der deutschen Satzlehre* von Ernst Drach einen Umriss möglicher Forschungsansätze zu entwerfen. In diesem Bereich kommen nun die zwei ‘*sinnlichen*’¹¹⁰ Aspekte *Wortstellung* und *Satzmelodie* bzw. *Betonung* zu ihrem Recht, denn sie sind die bestimmenden Elemente für das, was Weisgerber *Satzwerte* nennt.

In Übereinstimmung mit Drach geht Weisgerber davon aus, dass es in jedem Satz ein besonders wichtiges *Sinnwort*¹¹¹ gibt, welches auch durch Betonung hervorgehoben wird. Dem korrespondierend gibt es aber auch Abschnitte in der Reihenfolge eines Satzes – und zwar bezieht sich Weisgerber nun explizit auf Sätze des Deutschen –, die allein aufgrund ihrer Position hervorhebende Funktion bzw. Wertigkeit haben. Diesbezüglich übernimmt Weisgerber Drachs Einteilung des Satzganzen – allerdings beschränkt sich die Analyse auf die Struktur von Hauptsätzen propositionalen Charakters – in *Vorfeld*, *Mitte* (= Verbstelle), und *Nachfeld*, wobei das Nachfeld untergliedert wird in die dem Verb direkt folgende *Schwächststelle*, sodann *Innenstücke* und *Zielpol*. Dabei kommen dem Vorfeld und dem Zielpol besondere Salienzfunktion zu. In der Regel rücke das Sinnwort in einen dieser beiden Bereiche, wobei es bei Gefühls- oder Willensbetonung im Vorfeld stehe, bei zusammenfassendem oder behelndem Charakter am Zielpol (ebd. 364). Weisgerber betont nun, dass diese durch die Wortstellung rein formal vorgegebenen Wertstellen unabhängig von individuellen Sprechakten (von der *parole*) ein charakteristischer Sachverhalt der deutschen Sprache (als *langue*) seien, die Satzwerke also ein typisch sprachinhaltliches Phänomen seien.

“Entscheidend ist, daß diese Bestandteile als muttersprachliche Satzelemente gesehen sind; sie repräsentieren im vollen Sinne Satzwerke, die ich als solche gegenwärtig haben muß, wenn ich den Satz richtig bauen und verstehen soll, und die also als sinnlich-geistige Ganzheiten wirksam sein müssen.” (ebd. 365)

¹¹⁰ Die Betonung des *Sinnlichen* hat natürlich damit zu tun, dass Weisgerber gemäß des hypostasierten Gesetzes des Zeichens eine an den Laut und an sinnliche Wahrnehmbarkeit gebundene Lautkomponente braucht, die auf einen Inhalt verweist. Weisgerber unterschlägt dabei gewissermaßen die Tatsache, dass sowohl Wortstellung als auch Betonung primär Beziehungs- oder Ordnungsfunktionen sind, so dass der eigentlich ausschlaggebende materiale Teil dieser Funktionen die Stelle in einer Reihenfolge ist.

¹¹¹ Vergleichbar mit dem, was oft auch als *Thema* bezeichnet wird, also das neue und besonders interessierende Moment in einem Satz. Auch ein Syntagma kann *Sinnwort* sein.

In enger Korrespondenz zur Wortstellung fungiert das Moment der ‘Betonung’. Zunächst gibt es eine muttersprachlich geprägte ‘Normalbetonung’ bei der Aussprache von Sätzen, die sich den von der Wortstellung vorgegebenen Prosodiemustern anpasst. Die Betonung erfüllt dann in *den* Fällen eine autonome Funktion, in denen vom Normalmuster abgewichen wird, wenn also z.B. durch Betonung der Schwächststelle vom erwartbaren Betonungsverlauf des Satzes abgewichen wird. Nach Weisgerber ist auch dieses Phänomen nicht primär ein Sachverhalt der *parole*, sondern durch die Opposition zum muttersprachlich fixierten Normalmuster eine durch die Struktur der Sprache (*langue*) vorgegebene grundsätzliche Möglichkeit, Satzwerte zu erzeugen. Weiterhin übernimmt die Betonung differenzierende Funktion dann, wenn die Wortstellung keine Signifikanz vorgibt, etwa innerhalb von Syntagmen (*der hohe Berg* vs. *Der hóhe Berg*) (ebd. 369).

Argumentiert Weisgerber also bezüglich der Satzwerte im Grunde sehr stark in ‘strukturalistischer’¹¹² Manier, indem er Ordnungsbezüge in den Vordergrund stellt und sie nur in Einzelzügen (etwa bei den sehr vagen Behauptungen zur inhaltlichen Unterscheidung von Vor- und Nachfeld) inhaltlich zu klassifizieren versucht, so ändert sich dies wieder beim vierten syntaktischen Forschungsbereich, den *Satzbauplänen*.

Mit der Feststellung, dass die Sichtung und Erforschung der Satzbaupläne nicht nur der deutschen, sondern auch anderer Sprachen noch in den Anfängen stecke, deutet Weisgerber an, dass es ihm weniger um die Präsentation von Forschungsergebnissen als vielmehr um die Skizzierung zukünftiger Forschungsaufgaben geht (ebd. 373). Weisgerbers Überlegungen gehen zunächst von der traditionellen Klassifizierung von Sätzen in Aussage-, Frage-, Befehls- und Wunschsätze etc. aus.¹¹³ Dabei argumentiert er bzgl. der Befehlssätze anders als bzgl. der Aussagesätze. Um einen Bestand möglicher Befehlssätze zu erhalten, müsse man von vornherein nach inhaltbezogenen Gesichtspunkten vorgehen:

“Das Beispiel der *Befehlssätze* kann das leicht klarmachen. Die Ausgangsfrage lautet nicht: welche Imperativformen und imperativischen Sätze gibt es im Deutschen?, sondern: wie kann in deutscher Sprache befohlen werden?” (ebd. 375)

¹¹² Auf die Frage, inwiefern Weisgerbers Sprachinhaltsforschung ‘strukturalistisch’ ist, wird im folgenden Kapitel (Kap. 2.3) eingegangen.

¹¹³ Nach Bondzio (1971: 86) (aus der Sicht der frühen Valenztheorie) handelte es sich hier noch um den traditionellen Ausgang syntaktischer Analysen von den ‘kommunikativen Satztypen’.

So könne man im Deutschen neben der Verwendung der Imperativformen auch mit Infinitiven, Partizipien, Aussage- und Fragesätzen etc. befehlen. Hier scheint eine Forschungsperspektive auf, die dann in Deutschland seit den 70er Jahren von der Pragmatik systematisch ausgebaut wurde.¹¹⁴ Auch die Skizzierung der eigentlich inhaltbezogenen Analyse von Befehls- und Wunschsätzen ist eindeutig pragmatisch geprägt (ebd. 387f.).

Dieses 'pragmatische' Verfahren versagt Weisgerber zufolge aber bei der inhaltlichen Erfassung der Aussagesätze, da der Klassifikator *Aussage-* zu abstrakt sei (ebd. 376). Um das Problem zu bewältigen, müssten zunächst nach formalen Gesichtspunkten Grundformen von Aussagesätzen festgestellt werden, bevor an eine Beschreibung ihres Inhalts zu denken sei.¹¹⁵ Diese Arbeit hat Weisgerber selbst nicht unternommen, er konnte sich aber auf vier sehr detailliert ausgeführte Untersuchungen von Grebe, Erben, Brinkmann und Glinz¹¹⁶ beziehen, die allesamt zum Kreis der Sprachinhaltsforscher gerechnet werden und, so muss man sagen, die fehlende Aufmerksamkeit Weisgerbers dem syntaktischen Forschungsbereich gegenüber mehr als kompensierten. Im Rahmen dieser Arbeit wäre es unmöglich, diese Arbeiten gebührend zu würdigen geschweige denn zu vergleichen. Es seien nur die Tendenzen aufgeführt, die für Weisgerbers Charakterisierung der inhaltbezogenen Sichtweise wichtig sind.

Drei methodische Schritte sind nach Weisgerber für die Erforschung der Satzbaupläne zu befolgen: a) Feststellung der Anzahl der Grundformen von Aussagesätzen, b) lautbezogene Untersuchung ihrer Satzbaupläne, c) inhaltbezogene Untersuchung ihrer Satzbaupläne.

Zu a): Wie auch Weisgerber feststellt, variiert in den genannten vier Arbeiten die jeweils festgestellte Anzahl der Grundformen recht stark. Bei Grebe sind es 31, bei Erben 12, bei Brinkmann 4 und bei Glinz 9, was natürlich mit den je unterschiedlichen Klassifikationskriterien und Arbeitsmethoden zu tun hat. Glinz zum Beispiel arbeitet sehr stark empirisch orientiert und möchte in erster Linie durch die oben schon

¹¹⁴ Nur am Rande sei erwähnt, dass gerade hinsichtlich der Pragmatik von Sätzen viele wichtige Einsichten von Ammann schon in den 20er Jahren erarbeitet wurden. Der Frage, warum Weisgerber, der ja Ammann durchaus rezipiert hatte, hinsichtlich syntaktischer Fragen Ammann überhaupt nicht berücksichtigt hat, kann hier nicht nachgegangen werden.

¹¹⁵ Wiederum kann man einen scharfen Kontrast zu Ammann feststellen: Nach Weisgerber und anderen Sprachinhaltsforschern liegt das Hauptgewicht der Forschung auf der Klassifikation der Aussagesätze, zudem vermitteln die zahlreich entdeckten Grundformen den Eindruck, als handele es sich bei ihnen um den Großteil der in der Rede verwendeten Sätze. Nach Ammann (1928: 6ff.) sind die allerwenigsten der in Rede verwendeten Sätze Aussagesätze.

¹¹⁶ Grebe (1966b), Erben (1980), Brinkmann (1971), Glinz (1957); nach Grosse (1964: 73) oder etwas später auch Bondzio (1971: 86f.) waren das die vier 'großen Grammatiken' der inhaltbezogenen 'Epoche' der deutschen Sprachwissenschaft. Bezeichnend ist, dass Weisgerber auch 1973 noch seine Referenzen bezüglich des Forschungsbereichs der Syntax auf diese Werke beschränkt, vgl. Weisgerber (1973a: 159f.).

erwähnten Ersatz- und Verschiebeprouen, also ohne Zuhilfenahme deduktiv erstellter Grundmuster, die Syntax deutscher Sätze erforschen. Dementsprechend kritisiert er das vorschnelle Aufsuchen von Grundmustern (Glinz 1967: 86), kommt aber über die empirische Arbeit letztlich auch zu Aussagen über eine mögliche Anzahl von grundlegenden Satzmodellen. Bei den anderen drei Autoren mischen sich Kriterien, die an der (später so genannten) Verbvalenz ansetzen, mit interpretativen Momenten, die zumeist durch die Verbsemantik begründet sind, worin auch der entscheidende Faktor für die Divergenzen in der Fixierung der Anzahl der Satzklassen gesehen werden muss. So gibt z.B. Grebe ein verbsemantisch begründetes Grobraster vor, bei dem zwischen Zustands-, Vorgangs-, Tätigkeitssätzen als einer triadischen Klasse und Handlungssätzen als zweiter Klasse unterschieden wird, und in diese Klassen dann nach Verbvalenzkriterien¹¹⁷ (Sätze mit einer, zwei, drei etc. notwendigen Verbergänzungen, bisweilen mit zusätzlicher Differenzierung) Grundformen eingeordnet werden. Ein nie auszuräumendes arbiträres Moment solcher Klassifizierungsversuche liegt eindeutig im interpretativen Teil des Vorgehens, was man sehr schön daran sehen kann, dass Sätze mit dem Verb *raten* bei Grebe (1966b: 466f.) als Tätigkeitssätze klassifiziert werden, mit *nennen*, *beschuldigen* oder *verraten* aber als Handlungssätze. Wichtig ist, dass bei allen Autoren das Bedürfnis zu erkennen ist, solcherart verbsemantisch bedingte inhaltliche Grobraster zu finden und als Klassifikationskriterium zu benutzen. Weisgerber hat natürlich Recht, wenn er in diesem interpretativen Vorgehen schon die ‘inhaltbezogene’ Forschungsperspektive am Werk sieht, überraschend ist allerdings, dass er die Inkonsequenz der Methodik bei Grebe eher gelassen zur Kenntnis nimmt (Weisgerber 1962b: 377).

Zu b): Nach der Bestandsaufnahme der Grundformen von Aussagesätzen hat nach Weisgerber gemäß dem schon bekannten Motto – erst das Lautzeichen, dann der Inhalt – deren lautbezogene Analyse zu erfolgen. Die Aufzählung dessen, was unter diesem Titel einbegriffen wird, ist nichts anders als ein Resümee der zuvor schon erarbeiteten Forschungsansätze:

“Wie man nun alle diese Gesichtspunkte in einer möglichst einheitlichen Bestimmungsweise der lautlich-sinnlichen Gestalt eines Bauplanes vereinigen soll, muß erst noch erprobt werden. Was sie enthalten muß, wären 1. die für den Plan wichtigen Indizien der Wortarten (Wortart; Kasus; Numerus und Tempus nur beschränkt); 2. Bestimmung der Satzteile, soweit

¹¹⁷ Auch hier gälte es zu differenzieren. Bei Grebe wird nicht strikt nach Valenzkriterien verfahren (vgl. Weisgerber 1962b: 376), Brinkmann zieht sie nicht zur Klasseneinteilung heran, am konsequentesten berücksichtigt sie Erben.

sie sinnlich faßbar sind; 3. Nachweis der möglichen Satzwerke (gemäß Wortstellung und Intonation) ; 4. Hinweise der Kongruenz und Umklammerung; 5. Zusammenspiel der Satzglieder; 6. normale Betonungsweise des Bauplanes.” (ebd. 383)

Bis auf Punkt 4, der zuvor nur peripher erwähnt worden war, und dem sehr schwammig formulierten Punkt 5, der auch nicht näher erläutert wird, wird also die lautbezogene Analyse eines Satzbauplanes als Sammelbecken aller zuvor genannten Analysen skizziert. Eine von Weisgerber an einem Beispiel durchexerzierte derartige Analyse wirkt wie eine trockene grammatische Bestimmungsübung ohne die geringste Aussagekraft hinsichtlich der Frage, was denn nun das Besondere an diesem Satz sei (ebd. 384f.). Dies weckt natürlich die Erwartung auf die entscheidenden inhaltbezogenen Erkenntnisse.

Zu c): Hier wird man allerdings enttäuscht, denn auf der Suche nach der “geistigen Struktur” (ebd. 385) eines Satzbauplans fungieren wiederum die in a) schon aufgeführten interpretativen Klassifikatoren wie Vorgangs-, Tätigkeits- oder Handlungssatz als entscheidende inhaltliche Faktoren. Dass es Weisgerber selbst im wesentlichen um diese inhaltlichen Grundmuster geht, zeigt auch eine seiner ganz wenigen syntaktischen Arbeiten (1962a), in der er zu begründen versucht, dass es sinnvoll sei, zwischen den Grebeschen Klassen *Vorgangs-* und *Handlungssatz* eine eigene Klasse *Betätigungssatz* einzufügen (vgl. dazu Kap. 2.2.4.4.).

Die bisherigen Darlegungen zum Sprachinhalt auf syntaktischer Ebene zeigen, dass zu der schon vorher festgestellten Tendenz, dass Syntax entweder unter lexikalischen Prämissen abgehandelt oder als unbequemer Forschungsbereich anderen Forschern überlassen wird, noch hinzukommt, dass mit zunehmendem Abstraktionsgrad und zunehmender formaler Komplexität der Forschungsobjekte die Aussagen bzgl. des Inhalts einfacher werden. Dies liegt wohl auch in der Natur der Dinge, denn während bei lexikalischen Phänomenen einer hohen Komplexität der Strukturen und Faktorenbündel auf der verdeckten Ebene eine relative Simplität auf der offenen Ebene gegenübersteht, und somit eine Art naturgegebener Forschungsmotivation besteht, scheint mit zunehmender Komplexität auf offener Ebene geradezu ein Komplexitätsdefizit auf verdeckter Ebene aufzutreten. Entscheidend ist aber wohl, dass in der Konzentration auf die Kategorie der Aussagesätze die pragmatischen Ansätze für die inhaltbezogene Forschung viel zu sehr vernachlässigt bzw. nicht weitergeführt wurden. Das soll nicht heißen, dass Bauplanfragen oder der Bereich der Satzwerke

unergiebig sein müssen, sie allein aber können die Frage der ‘hinter’ Sätzen liegenden verdeckten Inhalte nicht erschöpfend behandeln. Zusätzlich ist natürlich festzustellen, dass der gesamte Bereich der erst später entstandenen Textlinguistik außerhalb des Weisgerberschen Horizontes lag. Aus dem frühen Kreis der Sprachinhaltsforschung sind es vor allem Erben und Glinz (und nicht Weisgerber), die die neue Tendenz, den Text als autonomes linguistisches Forschungsobjekt zu berücksichtigen, recht schnell in ihre Forschungen integrieren.

2.2.2. Die Lehre vom Wort-/Sprachfeld

Wie eingangs angemerkt, ist das Theorem des Wort- oder Sprachinhalts mit dem jetzt zu analysierenden des Wort- oder Sprachfeldes zusammenzudenken. Wir können auch sagen, der Feldbegriff ist eine wesentliche und notwendige Ergänzung des Inhaltsbegriffs. Ursprünglich ein einfacher Gedanke, ist er doch seit den dreißiger Jahren vielfach modifiziert und ‘dynamisiert’ (vgl. Köller 1988: 98) worden, so dass nicht zu Unrecht auch von *Feldlehre* oder *-theorie*, im Englischen *field theory*, gesprochen werden darf. Die Feldlehre ist mit Sicherheit der Teil der Sprachinhaltsforschung, der außerhalb der Sprachinhaltsforschung das größte Echo fand und bis heute, wenn auch in modifizierter Form, als Thema in der Sprachwissenschaft präsent ist. In Bezug auf sie kam Ullmann gar zu dem Schluss: “[...] a ‘Copernican revolution’ has taken place in semantics.” (Ullmann 1967: 160)¹¹⁸

1931 führt Trier den Terminus *Wortfeld* wie folgt ein:

“Kein ausgesprochenes Wort steht im Bewußtsein des Sprechers und Hörers so vereinzelt da, wie man aus seiner lautlichen Vereinsamung schließen könnte. Jedes ausgesprochene Wort läßt seinen Gegensinn anklingen. Und noch mehr als dies. In der Gesamtheit der beim Aussprechen eines Wortes sich empordrängenden begrifflichen Beziehungen ist die des Gegensinns nur eine und gar nicht die wichtigste. Neben und über ihr taucht eine Fülle anderer Worte auf, die dem ausgesprochenen begrifflich enger oder ferner benachbart sind.

Es sind seine Begriffsverwandten. Sie bilden unter sich und mit dem ausgesprochenen Wort ein gegliedertes Ganzes, ein Gefüge, das man Wortfeld oder sprachliches Zeichenfeld nennen kann.” (Trier 1973a: 1)

¹¹⁸ Ähnlich Lyons (1977: 620), Bahner (1962: 593).

Einige Zeilen später folgt dann die Kernaussage, also das, was man den Wortfeldgedanken nennen kann:

“Die Worte im Feld stehen in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander. Vom Gefüge des Ganzen her empfängt das Einzelwort seine inhaltliche begriffliche Bestimmtheit.” (ebd. 2)

Auf den ersten Blick verwundert es kaum, dass Trier aufgrund dieser programmatischen Sätze und der ihnen folgenden näheren Skizzierung bis in die heutige Zeit als Begründer der Feldtheorie gilt. Ein detaillierterer historiographischer Blick auf die Umstände der Entstehung der Feldlehre zeigt jedoch, dass wir es in diesem Punkt mit einem sehr komplexen Phänomen zu tun haben, das zudem zu einer Reihe von polemischen Auseinandersetzungen und widersprüchlichen Aussagen geführt hat. In der Folge sei in aller Kürze die grundsätzliche Problematik dieser Frage erläutert, zumal sie Aufschluss darüber gibt, welche Rolle Weisgerber in dieser Hinsicht einnimmt.

2.2.2.1. Die Entstehung der Feldlehre

Schon in Kapitel 2.1. wurde darauf hingewiesen, dass es bei Weisgerber erst nach der Veröffentlichung von Triers Habilitationsschrift 1931 zur Verwendung des Terminus *Wortfeld* kam. Vieles deutet aber darauf hin, dass – ganz im Sinne der Paradigmenforschung Thomas Kuhns und der Sprachinhaltsforschung selbst – die Arbeit Triers besonders deswegen ein solches Gewicht bekam, weil sie der entscheidende Anlass dafür war, dass der Feldbegriff nicht nur benannt und damit gedanklich ‘verfügbar’ war, sondern auch sein systematischer theoretischer Stellenwert bewusstgemacht und als solcher in der Forschung diskutiert wurde. Beachtet man diese katalytische Funktion von Triers Arbeit nicht, so lassen sich leicht andere Vorläufer finden, die ebensogut als Entdecker der Feldlehre fungieren können. Von der einschlägigen Forschungsliteratur wurden diesbezüglich besonders die Namen Saussure, Ipsen, Weisgerber selbst und Porzig ins Spiel gebracht. Bevor die Bedeutung dieser vier Forscher für die Entwicklung der Wortfeldtheorie diskutiert werden soll, seien im folgenden zunächst die weiteren Thesen Triers von 1931 vorgestellt.

Sie alle finden sich im 26 Seiten umfassenden theoretischen Vorspann zu einer Arbeit, die, wie der Titel schon besagt, den deutschen Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes “Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts” (ebd. Titelblatt)

untersucht. Schon die Wahl des Terminus *Sinnbezirk* und die Kennzeichnung der diachronischen Perspektive im Titel gibt einen ersten Aufschluss über den Stellenwert des Feldgedankens in diesem Vorspann. Triers Ansatz ist im Grunde historisch-onomasiologisch, er möchte die *Geschichte* des Klugheitsbegriffs anhand der Analyse literarischer Texte der gewählten Zeitepoche untersuchen. Dabei stellt sich heraus, dass der onomasiologische Standpunkt an seine Grenzen gerät, da es gar nicht so etwas wie einen sprachexternen Begriff gibt, der als Maßstab und Fixum für Bezeichnungsvarianten dienen könnte. Vielmehr ist es das jeweilige, vom Sprachforscher als synchroner Querschnitt herausgehobene *Gefüge* von 'Bezeichnungen', das einen 'Begriffsblock' allererst determiniert. Und Trier geht sogar noch einen entscheidenden Schritt weiter. Nach ihm liegen die entscheidenden Faktoren für Systemveränderungen im System selbst, nämlich in der Eigenschaft des Systems, Veränderungen im Kräfteverhältnis nur bedingt zuzulassen, d.h. in der Tendenz, sich selbst als Systemganzes zu behaupten (ebd. 12). Trier macht explizit klar, dass er Weisgerbers Wende gegen die Bedeutungs- und Bezeichnungslehre auf dem Gebiet der Abstrakta mitmacht (ebd. 18), auf dem der Konkreta aber weiterhin den onomasiologischen Ansatz favorisiert:

“Bestimmen die Abgrenzungen den Sinn der Einzelworte und zugleich die Art, wie der ganze Komplex gedanklich gefaßt wird, so kann es keine Bezeichnungsgeschichte des Begriffes Klugheit oder des Begriffes *wis* geben, wie es eine Bezeichnungsgeschichte der Sichel gibt. Es gibt nur eine Bezeichnungsgeschichte des Gesamtfeldes: intellektuelle Eigenschaften, Fähigkeiten, Kräfte, und diese Bezeichnungsgeschichte fällt zusammen mit der Geschichte der Wandlungen in der Aufteilung dieses Gesamtfeldes.” (ebd.)

Die bisherigen Ausführungen zur Position Triers zwischen Weisgerbers Ansatz und der Onomasiologie vermögen auch die in der Forschungsliteratur (u.a. Köller 1988: 98, Geckeler 1971: 106) oft als unscharf bemängelte Verwendung der Termini *Wortfeld* und *Begriffsfeld* zu erläutern: Wörter haben nach Trier Zeichenfunktion, sie bezeichnen im konkreten Bereich Dinge, wobei Trier hier den Dingbegriff nicht als problematisierungsbedürftig ansieht. Im abstrakten Bereich transformiert sich diese Bezeichnungsfunktion aber grundlegend. Zwar spricht Trier auch noch von unbestimmten, vagen Inhalts- oder Begriffskomplexen, vollzieht aber gleichzeitig die Wende in Weisgerbers Sinne, indem die Wörter die Begriffe allererst konstituieren: Das Zeichen formt den Begriff, so dass im Bereich der Abstrakta für Trier Wortfeld und

Begriffsfeld nah aneinander rücken und, wenn die Perspektivierung auf den Zeichen- oder Begriffscharakter nicht entscheidend ist, auch alternativ verwendet werden.¹¹⁹ Die entscheidende Stelle hierzu sei zitiert:

“Denn nicht einem schon vorhandenen, klar begrenzten einzelnen Denkinhalt wird ein Wort zeichenhaft zugeordnet, sondern erst infolge des Vorhandenseins eines Wortes im Feld hebt sich ein Einzelinhalt aus dem vor ihm vorhandenen Inhaltskomplex klar heraus. Wir werfen ein Wortnetz über das nur dunkel und komplexhaft geahnte, um es gliedernd zu fangen und in abgegrenzten Begriffen zu haben. Die Begriffsbildung mit Hilfe der Worte ist ein gliedernder Klärungsvorgang aus dem Ganzen heraus. Dabei spiegelt die Sprache nicht reales Sein, sondern schafft intellektuelle Symbole, und das Sein selbst, das heißt das für uns gegebene Sein, ist nicht unabhängig von Art und Gliederung der sprachlichen Symbolgefüge.” (ebd. 2)

Andererseits ist die zeichentheoretische Differenz zu Weisgerber zu beachten, denn das *Wort* bei Trier ist nicht der Oberbegriff zu *Zeichen* und *Inhalt/Begriff*, vielmehr liegen *Inhalt/Begriff* ‘außerhalb’ des Wortes. Dies hat einerseits mit Triers onomasiologisch geprägter Perspektive, andererseits – wie wir noch sehen werden – mit seiner Saussure-Rezeption zu tun.

Zu vielen Missverständnissen und Kritiken Anlass gaben weitere Thesen Triers, in denen er wohl auch zu stark der Bildlogik der von ihm gewählten Metaphorik verfiel. Die ja an sich schon metaphorischen Termini *Wortfeld* und *Begriffsfeld* werden metaphorisch paraphrasiert, indem *Wortfeld* zumeist als *Zeichenmantel* oder *Zeichendecke*, *Begriffsfeld* als *Begriffsblock* veranschaulicht wird (Trier 1973a: u.a. 1, 3, 17). Der *Mantel* wird zudem als *Mosaik* (ebd.) gekennzeichnet, jedes Wort im *Wortfeld* als Mosaikteil. Im *Begriffsbereich* wird das Arealhafte der Bildlogik beibehalten, obwohl es nun dreidimensional wird, denn die Wörter “legen Grenzen” in den *Begriffsblock* und “teilen ihn auf” (ebd. 1). Der Unterschied von Zwei- und Dreidimensionalität wird aber nicht ausgewertet. Der Bildlogik noch ein Stück weiter folgend postuliert Trier zudem die *Lückenlosigkeit* der Wort- und *Begriffsfelder* (ebd. 2), es gibt also, salopp formuliert, keine Löcher im *Mantel* oder *Block*. Trier beachtet also nicht die Fälle, in denen – wie etwa beim fehlenden deutschen Pendant zu *satt* im Bereich des Trinkens – ein etwaiger Begriff nicht lexikalisiert erscheint. Dies liegt mit Sicherheit daran, dass Trier auf das Theorem fixiert ist, dass Begriffe im Bereich der

¹¹⁹ obwohl also der Gebrauch von *Wortfeld* den Zeichen- und Bezeichnungscharakter der Worte, der von *Begriffsfeld* das von den Worten Bezeichnete betont. Selbst Herbermann (1995: 264), der einen der lesenswertesten Beiträge zur Trierschen *Wortfeldtheorie* geschrieben hat, ist hier ungenau: beim Trierschen *Wort* handelt es sich nicht um die Ausdrucksseite einer lexikalischen Einheit.

Abstrakta erst durch das Wort entstehen, die Wörter also die einzige und ausschließliche Bausubstanz der Decken und Blöcke ist. Die Einbeziehung von Löchern, Lücken oder Freiflächen in oder zwischen den Blöcken und Decken hätte eine Änderung der Konzeption des Begriffsbereichs nach sich ziehen müssen oder eine wesentliche Differenzierung auf Theorieebene verlangt. Die Diskussion um diese Frage wird weiter unten noch angesprochen werden. Die Metaphorik, die Wort- und Begriffsfelder als begrenzte ausgedehnte Entitäten entwirft, legte zudem den Gedanken nahe, dass diese Felder in sich geschlossen sind und eine klare Abgrenzung zu anderen Feldern aufweisen (vgl. ebd. 1, 22). Man muss jedoch beachten, dass diese Postulate von Trier als *methodische* Postulate ausgewiesen werden, indem er sagt, dass die Untersuchung eines spezifischen Wortfeldes die Beziehungen zu benachbarten Feldern oft außer Acht lassen müsse. Solche Beschränkung

“folgt nur aus den Notwendigkeiten praktischer Arbeit, fingiert nur vorläufig geschlossene und stetige Außengrenzen des Feldes und ist jeden Augenblick bereit, in einen größeren Plan eingehend sich selbst aufzugeben.” (ebd. 25)

Mit einem gewissen Recht kann man aber dennoch in diesem Zitat das implizite ontologische Postulat entdecken, dass Sprache ein Megakomplex von Wort- und Begriffsfeldern ist, wobei allerdings offenbleibt, wie flexibel oder porös die Innengrenzen sind.

Nach dieser kurzen Beschreibung der ersten Wortfeldkonzeption Triers kommen wir kurz auf die Rolle möglicher Vorgänger Triers zu sprechen. Am häufigsten wird in der Forschungsliteratur (u.a. Hoberg 1970: 120; Geckeler 1971: 91f., Herbermann 1995: 267) Gunther Ipsen als derjenige genannt, der den Begriff als erster aufgebracht habe. Auch Trier erwähnt Ipsen als Anreger schon 1931 (Trier 1973a: 11). Außer Herbermann sieht meines Wissens aber kein Forscher in Ipsen den *Begründer* der Feldlehre. Schauen wir zunächst auf den kurzen Textabschnitt, in dem Ipsen den Feldgedanken präsentiert:

“Ferner, die Eigenwörter stehn in einer Sprache nie allein, sondern sind eingeordnet in Bedeutungsgruppen; damit ist nicht eine etymologische Gruppe gemeint, am wenigsten um chimärische ‘Wurzeln’ aufgereichte Wörter, sondern solche, deren gegenständlicher Sinngehalt mit anderen Sinngehalten verknüpft ist. Diese Verknüpfung aber ist nicht als Aneinanderreihung an einen Assoziationsfaden gemeint, sondern so, daß die ganze Gruppe ein ‘Bedeutungsfeld’ absteckt, das in sich gegliedert ist; wie in einem Mosaik fügt sich hier Wort an Wort, jedes anders umrissen, doch so, daß

die Konturen aneinanderpassen und alle zusammen in einer Sinneinheit höherer Ordnung auf-, nicht in einer faulen Abstraktion untergehen.” (Ipsen 1924: 225)

Da sich Ipsen in diesem Aufsatz dem Thema der Lehnwörter, und nicht der ‘Eigenwörter’ einer Sprache widmet, bleibt es bei dieser kurzen Skizzierung des Feldgedankens. Da dieser nicht weiter expliziert wird, ist das Urteil, in Ipsen *nicht* den Begründer der Feldlehre zu sehen, meiner Ansicht nach durchaus gerechtfertigt. Herbermann ist der Ansicht, dass in diesen wenigen Zeilen dennoch fast alle Grundpostulate Triers genannt werden (Herbermann 1995: 266), womit er auch zweifellos Recht hat, dennoch fehlt natürlich ein eigentlicher Theorieentwurf, der über bloße Skizzierung hinausginge. 1931 reklamiert dann Ipsen in deutlichen Worten gegenüber Trier, dass er selbst den Feldbegriff eingeführt habe, und zwar in der Rezension der Habilschrift Triers. Die Rezension beginnt mit den Worten “Den Begriff des Bedeutungsfeldes habe ich gebildet [...]” (Ipsen 1931b: 349). Danach, so Ipsen, habe Porzig sich seiner bedient, Trier habe ihn an einem Beispiel auszuwerten “versucht” (ebd.). Zugleich behauptet Ipsen, dass Triers Feldbegriff demjenigen Saussures zu stark verpflichtet sei und zudem übersehe, dass Felder angesichts der “diffus sich ausbreitenden Beziehungen zur Gesamtheit der übrigen [Felder; B.S.]” (ebd.) keine deutlichen Abgrenzungen aufweisen. Der Protest lässt an Deutlichkeit also nicht zu wünschen übrig, hat aber in der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung nicht die von Ipsen gewünschte Wirkung gezeigt. 1932 hat Ipsen das Thema *Bedeutungsfeld* noch einmal aufgegriffen. Seit Trier (Trier 1934) wurde an diesem zweiten Ansatz Ipsens aber immer wieder (u.a. Hoberg 1970: 121, Geckeler 1971: 91f.) bemängelt, dass hier nach formalen bzw. morphologischen Kriterien wie Genus, Wortart oder Flexionsklasse Wörter als Feldelemente zusammengeordnet werden, also dem sprachinhaltlichen Feldbegriff im wesentlichsten Punkt widerspricht. Trier hat dies mehr als ausführlich (Trier 1934: 189-196) aufgezeigt. Der implizite Vorwurf Herbermanns, Trier habe die Bedeutung des möglichen Konkurrenten Ipsen herunterspielen wollen (Herbermann 1995: 265-268), ist hinsichtlich des zweiten Textes von Ipsen sicher nicht gerechtfertigt, hinsichtlich der Wirkung der ersten ‘zündenden Idee’ Ipsens aber durchaus wahrscheinlich, wenn man, wie Herbermann es tut, die zwei Aussagen von 1931 (“ob die zwölf kurzen Zeilen von Ipsen mitgewirkt haben, kann ich nicht mehr sagen” (Trier 1973a: 11, Anm. 1)) und von 1968 (“mir [war] sein Ausdruck Feld eine große Hilfe, ja er wirkte auf mich wie eine plötzliche Erleuchtung” (Trier

1973b: 458)) gegenüberstellt. Ipsen selbst hat sich nach 1932 nicht mehr zum Feldthema geäußert.

Ein etwas komplexerer Fall ist der Walter Porzigs. Porzig hatte in zwei Veröffentlichungen (Porzig 1926) und (Porzig 1928) den Begriff *Bedeutungsfeld* lanciert und an Beispielen erläutert. Eine theoretisch fundierte Fassung dessen, was ihm in diesen Publikationen wohl in Ansätzen schon vorschwebte, legte Porzig dann aber erst 1934 (Porzig 1973) vor. Trier nahm, ebenfalls 1934, zweimal Stellung zu Porzig, einmal vor und einmal nach dessen Aufsatzveröffentlichung. Die Frage, wer der Begründer der Feldlehre ist, ist hier weniger interessant, weil Porzigs Feldkonzeption sich von ihren Anfängen an in einer anderen Richtung als die Triersche bewegt. Zwar war sie in den ersten Nachkriegsjahrzehnten von der 'orthodoxen' Weisgerber-Trierschen Version in die Peripherie abgedrängt worden, wurde aber ab den 60er Jahren als Komplementärversion zur orthodoxen Feldlehre wieder stark beachtet.

In den früh geäußerten grundsätzlichen Postulaten scheint sich Porzig von Trier zunächst kaum zu unterscheiden.

“Jede Sprache hat ihr eigenes Bedeutungssystem, dessen Gliederung für sie charakteristisch ist. Innerhalb des Systems schließen sich die einzelnen Bedeutungen zu Bedeutungsfeldern zusammen, die ihrerseits wieder Glieder umfassenderer Bedeutungsfelder sind.” (Porzig 1926: 55)

Es wird aber dann deutlich, dass Porzig sich besonders auf die These konzentriert, dass es elementare und weniger elementare Bedeutungsfelder gibt:

“Diese Bedeutungsfelder sind einander nicht gleich an Umfang und Wert für das System. Es gibt beherrschende Bedeutungsfelder, gewissermaßen die Eckpfeiler des Systems, nach denen sich die Gruppierung der übrigen richtet.” (ebd.)

Als Kriterium für die elementaren oder “wesentlichen Bedeutungsfelder” (ebd. 56) fungiert in den frühen Schriften ihre Produktivität. Als ein erläuterndes Beispiel nennt Porzig die metaphorische Verwendung des Wortes *nähren* aus dem Bedeutungsfeld *Nahrung* in Bezug auf psychologische Vorgänge (*Hoffnungen, Befürchtungen nähren*), welches zeige, dass durch eine solche produktive Erweiterung eines elementaren Bedeutungsfeldes neue Lebens- und Sachbereiche erschlossen würden, wobei die Anknüpfung eines Metaphorisierungsschubes an je spezifische

Felder gleichzeitig als geistiges Spezifikum einer bestimmten Sprache angesehen werden müsse (ebd. 56ff.).

Trier hatte sich schon 1931 (Trier 1973a: 11, Anm.1) und ausführlicher im ersten Aufsatz 1934 (Trier 1934: 196-200) dagegen verwehrt, Porzigs Ansatz mit seinem gleichzusetzen. Porzigs exemplifizierende Analysen von Bedeutungsfeldern zeigten, dass oberhalb gewisser elementarer oder fundamentaler Felder (darunter viele z.B. das Feld *Nahrung*) die in einer Sprache verwendete Metaphorik zum entscheidenden Kriterium der Wortfeldzugehörigkeit werde. *Staat, Schiff, Wagen, Schutzwall* mögen durchaus einen einzelsprachlichen Metaphorisierungskomplex bilden, sie gehören deswegen nach Trier dennoch nicht in ein und dasselbe Wortfeld (ebd. 197). Man sieht deutlich, dass Sachbezug und Normorientiertheit in Verbindung mit einer zentralen Gewichtung des Einzelwortes Triers Wortfeldkonzeption dominiert. Ob Porzig aufgrund des ersten Aufsatzes von Trier das Bedürfnis empfunden hat, seine eigene Position theoretisch zu fundamentieren, ist mir nicht bekannt. Im genannten Aufsatz von 1934 jedenfalls erscheint sein Ansatz erstmals theoretisch fundiert, und zwar in expliziter Abgrenzung zu Trier:

“[...] er [Trier, B.S.] gab keine Rechenschaft darüber, wie er den ‘Verstand’ als ein Bedeutungsfeld erkannt hatte [...]. In Wirklichkeit war der Begriff des ‘Verstandes’ natürlich nicht aus sprachlichen Gegebenheiten erwachsen, sondern als Einheit eines anderweitig bestimmten Sachgebiets übernommen worden.” (Porzig 1973: 79)

Demgegenüber will Porzig die Elemente seiner Bedeutungsfelder rein aus sprachlichen Gegebenheiten bestimmen. Dabei geht er von elementaren *syntagmatischen* Beziehungen aus, und unter *elementar* versteht er die einfachstmögliche syntagmatische Beziehung, nämlich die zwischen zwei Wörtern.

“Es gibt Verba, die nur eine Art Subject zulassen: *bellen* kann nur ein *Hund*, *wiehern* nur ein *Pferd*, *blühen* nur eine *Pflanze*, *wachsen* nur ein *Organismus*. Für andere liegt die Art des Objectes fest: was man *fällt*, muß immer ein *Baum* sein, was man jemandem *vorsetzt*, ist notwendig *Speise* oder *Trank*.” (ebd. 80)

Porzig nennt diese binäre syntagmatische Beziehung *wesenhafte Bedeutungsbeziehung* (ebd. 78). Als Kerne dieser Bedeutungsbeziehungen können nach Porzig im Grunde nur Verben und bestimmte Adjektive, also prädikative Wörter, fungieren – als Beispiele für

Adjektive nennt Porzig unter anderen *blond*, *blind* und *taub* –, da Substantive sozusagen von Natur aus in jede beliebige Situation versetzt werden könnten. Daraus zieht Porzig den Schluss, dass die prädikative Funktion (verbal und attributiv) mit der Fähigkeit, Kern einer wesenhaften Bedeutungsbeziehung zu sein, in engem Zusammenhang steht (ebd. 83f.). Je elementarer die Bedeutungsbeziehung, desto restringierter sei die Anzahl der Lexeme, die als Teil dieser Bedeutungsbeziehung fungieren können (wobei allerdings nach Porzig diese prinzipielle Restriktion nicht dadurch aufgehoben wird, dass Gattungsnamen, wie *Baum*, gewöhnlich durch Speziesnamen wie *Tanne*, *Fichte*, *Ulme* etc. ersetzbar sind). Wichtig ist zudem die These, dass die syntagmatische Beziehung “ausschließlich durch die Bedeutung hergestellt wird” (ebd. 79).

Diese ‘wesenhaften Bedeutungsbeziehungen’ verändern sich im Laufe der Geschichte einer Sprache. Dabei können sie einerseits expandieren, andererseits aber auch zu jeder Zeit neu entstehen. Als Gründe für die Expansion gibt Porzig Bedeutungserweiterung oder -verschiebung an, wobei die metaphorische Verwendung von Wörtern einer der wichtigsten Faktoren ist. An dieser Argumentationsstelle wird nun auch wesentlich klarer als in den frühen Aufsätzen, welche Rolle die Metapher in Bezug auf die Bedeutungsfelder spielt. Wenn die möglichen semantisch-syntaktischen Ergänzungen die Elemente eines Bedeutungsfeldes ergeben, wie es bei Porzig der Fall ist, dann hat die Metapher nicht nur die Funktion eines Stilmittels, sondern auch diejenige, Bedeutungsfelder auf konstitutive Art zu erweitern. Als Beispiel nennt Porzig u.a. nhd. *machen*, das ursprünglich die Bedeutung *Lehm kneten, um damit zu bauen* hatte (ebd. 92). Neue Elementarfelder, d.h. wesenhafte Bedeutungsbeziehungen, entstehen dann, wenn sich Bedeutung verengt (Porzig nennt den Fall des heutigen *reiten* (ebd. 89f.)).

Diese kurze Beschreibung der wesentlichen Züge von Porzigs Feldlehre zeigt, dass wir es im Gegensatz zu Triers paradigmatisch orientierter Feldlehre bei Porzig mit einer syntagmatisch orientierten zu tun haben.¹²⁰ Über Jahrzehnte schienen sich die beiden Ansätze auszuschließen, was natürlich mit der jeweiligen persönlichen Disposition der einzelnen Forscher zu tun hatte.¹²¹ Seiler und Coseriu zeigten dann, dass beide Ansätze ihre Berechtigung haben.¹²²

¹²⁰ Statt des Begriffspaares *parataktisch/syntaktisch*, das Porzig später zur Charakterisierung der beiden Feldtheorieversionen benutzt (Porzig 1971: 125) verwendet Seiler (Seiler 1968) durchgehend *paradigmatisch/syntagmatisch*. Das letztgenannte Begriffspaar hat sich in der Forschungsliteratur durchgesetzt.

¹²¹ Siehe beispielsweise noch Rupp (1968), der sich gegen den paradigmatischen Ansatz von Trier und Weisgerber wendet und Porzig als einzig vertretbare Position favorisiert.

¹²² Vgl. Seiler (1968), Coseriu (1973: 110f.).

Die damalige Reaktion Triers auf Porzigs Aufsatz bestand im wesentlichen darin, dass er versuchte, den paradigmatischen Ansatz gegenüber dem syntagmatischen als überlegen zu erweisen. Kernpunkt seiner Argumentation ist dementsprechend, dass die wesenhaften Bedeutungsbeziehungen keine kommutativen Beziehungen sind, sondern in Abhängigkeit von einem einzelnen Wort entstehen (Trier 1934: 91ff.). Schon in der Verwendung des Begriffs *Bedeutung* bei Porzig sehe man, dass Porzig immer noch von der falschen Prämisse einer ans einzelne Wort geknüpften Bedeutung ausgehe und somit nicht an den Gedanken des *Wortinhalts* heranreife, der davon ausgehe, dass der Wortinhalt entscheidend durch die Bezüge des Wortes zu seinen Feldnachbarn bestimmt sei (ebd. 94ff.). Diese Kritik ist natürlich einseitig, denn die Wahl des Terminus *Bedeutung* bei Porzig heißt noch lange nicht, dass ein Wort bei Porzig keine Inhaltsbezüge aufweist.

Mit Blick auf die in dieser Arbeit gesteckten Ziele soll die weitere Diskussion der Entstehung der Feldlehre nur noch zwei Fragen behandeln¹²³, und zwar, welchen Einfluss Saussure und Weisgerber selbst auf ihre Entstehung hatten. Beide Fragen sind in der Forschungsliteratur unterschiedlich bzw. sogar kontrovers beantwortet worden. So gibt es bei Weisgerber und Trier selbst geradezu 'spektakuläre' Kehrtwendungen in der Würdigung des Beitrags Saussures zur Entstehung der Feldlehre, und auch bei anderen Forschern variiert die Beurteilung der diesbezüglichen Rolle Saussures recht stark.¹²⁴ Bzgl. Weisgerber wird bisweilen argumentiert, er habe das Prinzip der feldhaften Gliederung des Wortschatzes vor Trier erkannt.¹²⁵

¹²³ Besonders folgende Gesichtspunkte wären noch erwähnenswert bzw. diskussionswürdig, führen aber im Rahmen dieser Arbeit zu weit vom Thema ab: (i) Schon u.a. Hoberg (1970: 42-46) und Herbermann (1995: 268-270) haben darauf hingewiesen, dass das Wort *Feld* in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in der Psychologie und Physik zu einem Terminus wurde, der in paradigmatischer Weise Forschungsperspektiven eröffnete und darüberhinaus im wissenschaftlichen Diskurs zu einer Art Modewort (ebd. 270) wurde. Wenn man sich dazu noch die Tatsache vergegenwärtigt, dass Sprachwissenschaft damals aufs engste mit der Psychologie verwoben war, so darf man annehmen, dass der Feldbegriff in der Sprachwissenschaft starke Wurzeln in der Gestalt- und Ganzheitspsychologie hatte, zumal ja auch Ipsen in den 20er Jahren auf diesem Gebiet gearbeitet hatte (vgl. Hoberg: 46). Weisgerber, der in den 20er Jahren psychologische Literatur mit großem Interesse rezipiert hatte, neigte aber von vornherein dazu, psychologische Erkenntnisse als reine Hilfsmittel zu betrachten und ihren eigenständigen systematischen Erkenntniswert zu reduzieren (Weisgerber 1931b; 1932c). Hier liegt ja auch einer der wesentlichen inhaltlichen Gründe, die Weisgerber von Bühler, dem wohl prominentesten Psychologen in den Reihen der Sprachwissenschaftler, trennten. (ii) Für die Entstehung der Feldlehre weniger wichtig ist die Tatsache, dass schon vor Ipsen sprachwissenschaftliche Arbeiten, die sozusagen intuitiv Aspekte der Feldlehre berücksichtigen, auszumachen sind. Ihnen allen gemeinsam ist, dass sie den systematischen Stellenwert des Feldgedankens *nicht* betonen und von Trier allesamt in seiner ersten Version der Feldlehre schon rezipiert wurden. (iii) Im 'heißen' Jahr der Porzig-Trier-Debatte, 1934, erschienen zwei weitere Feldlehren, die allerdings auf Weisgerber wenig oder gar keinen Einfluss hatten. Kaum interessant, obwohl immer wieder in der Felddiskussion erwähnt, ist der Entwurf von Jolles (Jolles 1973), der Felder auf oft sogar schlecht gewählte 'Antonym'paare (wie etwa *rechts – links*, *Vater – Sohn* [sic]) beschränken wollte. Zu den Bezügen zwischen Bühlers Feldkonzeption, die in der 1934 erschienenen *Sprachtheorie* (Bühler 1999) entwickelt wurde, und Weisgerber hatten wir schon in Kap. 2.1.2.3.3. Stellung genommen, wobei sich zeigte, dass in Bühler zumindest auch Anklänge an die Porzig-Trier-Debatte zu finden sind.

¹²⁴ Für Ehlers (1997b: 261) ist das 'Zwischen' zwischen den Wörtern bei Saussure noch nicht da, Hoberg (1970: 54) zufolge gelangt Saussure nicht zu einem Entwurf einer Feldlehre im Sinne Weisgerbers oder Triers, Helbig (1970: 153) betont wiederum, dass die Feldlehre Weisgerbers und Triers Saussure verpflichtet sei.

¹²⁵ So z.B. Schmitter (1987:184); dort werden weitere Autoren genannt, die zum gleichen Ergebnis kommen, u.a. Hoberg (1970: 83).

Kommen wir zunächst zur Frage, inwieweit der von Bally und Sechehaye kompilierte *Cours de linguistique générale* Saussures die Konzeption der Feldlehre Triers, Weisgerbers (und Porzigs) beeinflusst haben mag. Zu diesem Zweck seien die mir als wichtig erscheinenden wesentlichen Argumentationen Saussures in diesem Zusammenhang kurz resümiert. Ausgangspunkt ist eindeutig der Begriff des *valeur* (Saussure 1995: 155ff.). In seiner Einführung versucht Saussure¹²⁶ zu zeigen, dass aus den amorphen Massen des Denkens und der Laute mittels der Verbindung von Laut und Vorstellung artikulierte sprachliche Einheiten *qua* Zeichen entstehen. Der springende Punkt der weiteren Argumentation ist allgemein bekannt: Es ist nicht die Substanz dieser sprachlichen Einheiten, die sie zu Zeichen macht, sondern *einzig und allein* ihre Geltung, ihr Wert im System, also der ‘negative’ Aspekt der *différence*. Die Relationalität der sprachlichen Einheiten ist also das einzige Kriterium, das ein Zeichen zum Zeichen macht. Für unsere Belange besonders wichtig ist die dann folgende Behauptung Saussures, dass nicht nur das Zeichen selbst ein reines Relatum ist, sondern dass es auch als Zeichenganzes mit anderen Zeichen Relationen eingeht:

“Mais voici l’aspect paradoxal de la question: d’un côté, le concept nous apparaît comme la contre-partie de l’image auditive dans l’intérieur du signe, et, de l’autre, ce signe lui-même, c’est-à-dire le rapport qui relie ses deux éléments, est aussi, et tout autant la contre-partie des autres signes de la langue.” (ebd. 159)

In der Folge unterscheidet Saussure mit Hilfe eines Beispiels, wie er sich das Zusammenbestehen und die Interferenz der zwei Wertordnungen vorstellt. Eine Fünffrankenmünze hat Wert in Bezug auf eine Sache, die ich dafür kaufen kann, d.h. es steht für eine außersprachliche Entität, und es hat Wert in Bezug auf andere Wertkoordinaten innerhalb des Systems selbst, also im Vergleich etwa zur Einfrankenmünze. An dieser Stelle des Argumentationsgangs sind es also schon mindestens zwei differente Relationalgefüge oder Wertsysteme, die ein Zeichen zum Zeichen werden lassen, indem es in ihnen positioniert werden kann. Bzgl. der neuen Wertordnung zwischen Zeichen stellt Saussure zunächst den Aspekt in den Vordergrund, der für die Weisgerber-Triorsche Feldlehre der entscheidende werden sollte:

¹²⁶ Für unsere Belange spielt die komplizierte Autorfrage des *Cours* keine wesentliche Rolle, da der Text der Erstausgabe des *Cours* die einzige Basis für seine Rezeption war. Der Einfachheit halber wird in meiner Paraphrasierung Saussure als Autor dieses Textes angegeben.

“Dans l’intérieur d’une même langue, tous les mots qui expriment des idées voisines se limitent réciproquement: des synonymes comme redouter, craindre, avoir peur n’ont de valeur propre que par leur opposition: si redouter n’existait pas, tout son contenu irait à ses concurrents.” (ebd. 160)

Dieser Gedanke wird aber bis auf die Tatsache, dass in verschiedenen Sprachen ‘Sachgebiete’ unterschiedlich lexikalisiert werden – also andere ‘Währungssysteme’ gültig sind – kaum weiter ausgeführt.¹²⁷ Vielmehr mischt sich in den Argumentationsverlauf die Ankündigung zweier weiterer Relationsgefüge anderer Ordnung. Zum einen geht Saussure davon aus, dass auch bei grammatikalischen Erscheinungen wie etwa dem Plural der Wert im System das Entscheidende sei (ebd. 161f.), zum anderen verweist er auf den axiomatischen Sachverhalt, dass es zwei fundamentale Arten von Beziehungen gibt, auf denen Wertsysteme aufbauen: *rappports syntagmatiques* und *rappports associatifs*.

“D’un part, dans le discours, les mots contractent entre eux, en vertu de leur enchaînement, des rapports fondés sur le caractère linéaire de la langue, qui exclut la possibilité de prononcer deux éléments à la fois [...]. Placé dans un syntagme, un terme n’acquiert sa valeur que parce qu’il est opposé à ce qui précède ou ce qui suit, ou à tous les deux.

D’autre part, en dehors du discours, les mots offrant quelque chose de commun s’associent dans la mémoire [...].” (ebd. 170f.)

Bzgl. der assoziativen Gemeinsamkeit unterscheidet Saussure dann vier Typen: (i) gemeinsamer Stamm (entscheidend für die Gruppierung in Wortfamilien) (*enseignement, enseigner, enseignons*), (ii) gemeinsames Affix (*enseignement, changement, armement*), (iii) gemeinsamer Sachbereich / Sinnbezirk bzw. Analogie des Bezeichneten (*enseignement, apprentissage, éducation*), (iv) annähernde Homophonie der Lautbilder (aufgrund gleicher Affigierung) (*enseignement, clément, justement*) (ebd. 175). Die weiteren Erläuterungen bringen theoretisch nichts Neues, es fällt aber auf, dass die anschließenden (ebd. 176-180) Argumente im Text ausschließlich auf psychologischer Ebene angesiedelt sind, indem sie auf Gedächtniskapazitäten, den Sprecher-Hörer-Bezug, die individuelle Wahl des richtigen Ausdrucks etc. rekurrieren. Nicht mehr wiederaufgenommen werden einleitende Aussagen, die den sozialen Charakter der Wertordnungen betonten:

¹²⁷ Nach Albrecht (2000: 51) zeigen auch die später herausgegebenen Schriften aus dem Nachlass die eher überraschende Tatsache, dass sich Saussure nach bisherigem Kenntnisstand mit dem Problem des *valeur* und der *rappports* nicht mehr weiter beschäftigt hat.

“La collectivité est nécessaire pour établir des valeurs dont l’unique raison d’être est dans l’usage et le consentement général; l’individu à lui seul est incapable d’en fixer aucune.” (ebd. 157)

Wir haben nun alle wesentlichen Daten vorliegen, die eine Einschätzung erlauben, inwieweit Saussures Konzeption der in Sprachen gültigen Wertsysteme der Weisgerber-/Trierschen Feldlehre Pate stehen konnte und welche Aspekte aus der Sicht der letzteren als unbefriedigend erscheinen mochten.

(1) Der *valeur*-Gedanke Saussures ist ein ganz wesentlicher Gedanke, der insofern einen Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft initiierte, als nicht mehr substantielle Einheiten, sondern Relationen als Basiselemente von Sprache angesehen werden. Dieser Gedanke hat in den späteren Feldlehren zentrales, axiomatisches Statut.

(2) Saussure bringt in seinem Entwurf unterschiedlichste Wertordnungen ins Spiel, die alle in einem komplexen System vernetzt sind. Er differenziert aber nur unzureichend diesen Vernetzungszusammenhang. Es wird nicht klar genug deutlich gemacht, dass die Bilateralität als grundlegende Relationsform des Zeichens selbst wiederum in Wechselwirkung steht mit Bi- oder Polylateralität auf phonetischer Ebene sowie scheinbar auch auf der Ebene der Vorstellungsbilder.¹²⁸ Zugleich bestehen weitere Wechselwirkungsbeziehungen polylateraler Natur auf der Ebene der assoziativen Zeichen-Zeichen-Relationen und Multilateralität auf der der syntagmatischen Zeichen-Zeichen-Relationen. Die mangelnde Differenzierung hat auch mit der Natur der Sache zu tun, denn der Aufweis eines jeweiligen Typs von Relationsgefüge zieht, bedingt einfach auch durch die Grenzen der sprachlichen Darstellungsmöglichkeiten, die Ausblendung anderer beteiligter Relationsgefüge nach sich. Damit in direktem Zusammenhang steht der ‘Mangel’, dass Saussure nicht zureichend die Tatsache problematisiert, dass innerhalb des Zeichens überhaupt substantielle Untereinheiten diagnostiziert werden können, denn wir können ja auf Lautebene die bedeutungsunterscheidenden Laute (Phoneme) benennen, auch wenn sie nur in Abhängigkeit von der Vorstellung ‘existieren’, und selbst auf der Ebene des *signifié* spricht Saussure immer wieder von Vorstellungen, Bedeutungen, Vorstellungsbildern, auch wenn diese sich nur in der Integriertheit des Zeichens konkretisieren. Saussure verwendet also die ‘Fiktion’ ‘substanzieller’ sprachlicher

¹²⁸ Zur unklaren Verwendung des Begriffs *signifié* bei Saussure, besonders im Abschnitt der *valeur*-Diskussion, wo *signifié* = *bezeichnete Sache* ist, vgl. auch Albrecht (2000: 46).

Einheiten, seien es Zeichen oder Subeinheiten des Zeichens, immer dann in unproblematischer Weise, wenn ihre Benennung und Hypostasierung als 'Einheit' gebraucht wird, um neue Wertordnungsdimensionen zu erkennen. Im Grunde steht das Gespenst und gleichzeitige Faszinosum hinter dem Saussureschen Entwurf, dass alles nur Relatum ist und jeder Fixierungsentwurf methodisch bedingte Fiktion bzw. im Grunde unzulässige Reduktion. Dies macht auch Saussures verzweifelnde Züge tragende Aversion gegen Systemdarstellungen verständlich.

(3) Im Grunde sind alle danach entstandenen Feldlehren methodische und inhaltliche Reduktionen des Saussureschen Ideenpools, die je nachdem unterschiedliche Ideenstränge Saussures favorisieren und methodisch wie inhaltlich 'erden'. So haben Trier und Weisgerber den Aspekt der Zeichen-Zeichen-Relation zum zentralen Baustein ihrer Feldlehre erhoben und den bilateralen Charakter des Zeichens selbst in modifizierter Weise zum Grundstein der Lehre vom Wortinhalt gemacht. Die methodische Erdung hatte, wie auch anderwärts etwa bei Jakobson¹²⁹, eine Aufhebung des Prinzips der rein negativen Differenz zur Folge. Aufbauend auf dem Gedanken Saussures, dass Vorstellungen erst durch Zeichen aus einer amorphen Masse herausgeformt werden, wurde die epistemologische Konsequenz dieses Gedankens ansatzweise bei Trier und dann vor allem bei Weisgerber weitaus differenzierter als bei Saussure theoretisch reflektiert. Auch für Porzigs Feldentwurf gilt, dass er auf Saussureschen Ideen aufbaut, in diesem Falle natürlich auf der Skizzierung der syntagmatischen Zeichenrelationen. Darauf hat Porzig auch selbst hingewiesen (Porzig 1934: 79).

(4) Von Weisgerber und Trier wurden bis auf Typ (iii) alle anderen Typen der assoziativen Zeichenrelationen als für die Feldlehre ungeeignet 'aussortiert', da sie mit dem neuen Feld-/Inhaltsbegriff inkommensurabel waren. Zudem wird der Begriff *Assoziation*, der bei Saussure, wie wir oben sahen, zu einer Psychologisierung der Argumentation führte, und jegliche psychologische Fundierung der Inhalts- und Feldlehre streng vermieden. Gleichzeitig wird die soziologische Perspektive, die auch bei Saussure schon da ist, uneingeschränkt favorisiert.

Aus dieser kurzen Analyse folgt meines Erachtens, dass Saussures *Cours* als wichtiger Ideengeber und aufgrund des Interdependenzgedankens als zentrales Fundament für die Entwicklung der Trierschen und dann Weisgerberschen Fassung der Feldlehre gedient hat, deren Ausgestaltung dann aber eigene Wege geht, indem *eine* der

¹²⁹ der sich gegen das Prinzip der Arbitrarität und den negativen Charakter des Zeichens wendet (vgl. u.a. Jakobson 1974: 26f.).

zahlreichen im *Cours* aufgezeigten Perspektiven verfolgt und andere dadurch ausgeschlossen werden, so dass sich kontroverse Positionen Saussure gegenüber ergeben.

Nun ist aber bei Weisgerber und bei Trier festzustellen, dass die Rolle Saussures mit zunehmendem Zeitabstand immer stärker heruntergespielt wird. 1931 schreibt Trier noch, dass er Saussure am stärksten verpflichtet sei und sich nicht mehr erinnere, ob er die Theorie der Feldbetrachtung “allein” [!] mit Saussures Hilfe entwickelt habe (Trier 1973a: 11, Anm. 1). Diese Formulierung vermittelt den Eindruck, als sei Saussures *Cours* die entscheidende und einzig wichtige Quelle für die Entstehung der Feldlehre bei Trier gewesen. Dazu passt auch die erst vor kurzem veröffentlichte Bemerkung Gippers, Trier selbst habe ihm erzählt, dass er kurz nach dem 1. Weltkrieg den ganzen *Cours* mit der Hand abgeschrieben habe, um ihn verfügbar zu haben (Gipper 1998: 33). 1934 wird Saussure dann nur noch als derjenige erwähnt, der Humboldts Gedanken der Gliederung der Sprache systematisch wieder aufgenommen habe, gleichzeitig wird der Ausschluss der diachronischen Forschung aus der Sprachwissenschaft, den man Saussure aufgrund des *Cours*-Textes anmutete, als “Gewaltlösung” (Trier 1934: 176) kritisiert. 1968 räumt Trier zwar ein, dass er den *Cours* sehr früh rezipiert habe, dass er ihm sehr viel, vor allem den grundlegenden Gedanken der Interdependenz, verdanke, dennoch aber die Wortfeldtheorie nicht in direktem Anschluss an Saussure entwickelt worden sei (Trier 1973b: 456, 459). Ganz ähnlich argumentiert Weisgerber 1975: Zwar wolle er nicht ausschließen, dass der Saussuresche Gedanke der Interdependenz den Blick für “ganz andere Arten von Interdependenz” (Weisgerber 1975b: 17) geschärft habe,

“[a]ber Saussure selbst hat beim Überlegen über die verschiedenen Formen der Berührung und wechselseitigen Bestimmung von Sprachgut verhältnismäßig wenig Nachdruck auf solche Beispiele gelegt, in denen es auf die sprachliche Begründetheit inhaltlicher Elemente hinauslief. Unter den rapports associatifs (*Cours* 2173ff.) erscheinen zwar Gruppen wie *enseignement, instruction, apprentissage, éducation* etc., aber sie sind nicht herausgehoben gegenüber den Gruppierungen, die sich von den Abwandlungen eines Verbalstammes oder der Gleichheit suffixaler Ableitung oder auch nur dem lautlichen Anklang her ergeben. So oft natürlich auch Saussure in die Nähe von inhaltlichen Abgrenzungen kommt, seine Gruppierungen sind nicht abgestellt auf das, was in der Feldbetrachtung in den Vordergrund tritt.” (ebd.)

Von der Sache her entspricht diese Argumentation unserer oben unter (4) angegebenen These, dennoch wird der Einfluss Saussures wie auch bei Trier sicher etwas zu stark heruntergespielt¹³⁰, denn Weisgerber hatte sich in den 20er Jahren intensiv mit Saussure beschäftigt und alle seine frühen Überlegungen, die um den Gedanken der Interdependenz kreisen, verweisen auf die Rezeption des *Cours*. Es soll nun noch, bevor die Ausgestaltung der Feldlehre bei Weisgerber dargestellt wird, Stellung zur Frage bezogen werden, inwiefern diese frühen Überlegungen Weisgerbers die Feldlehre schon begründet haben.

Schon aus den Darlegungen in Kapitel 2.1. wurde ersichtlich, dass Weisgerber Saussure in seiner Habilitationsschrift intensiv rezipiert hatte, und dies gilt auch für den *valeur*-Begriff Saussures, der von Weisgerber anhand zahlreicher extensiver Zitate aus dem *Cours* einer detaillierten Würdigung, aber auch Kritik unterzogen wurde. Die Ergebnisse, zu denen Weisgerber kam, seien in ihren wesentlichen Punkten zusammengefasst. Weisgerber wendet sich zunächst gegen die im *Cours* vertretene These, dass es sich bei Lauten und Vorstellungsbildern nur um amorphe Massen handle, die allererst über die Zeichenbildung Gestalt gewinnen. Vielmehr müssten sowohl der Laut- als auch der Vorstellungsbereich als Bereiche gefasst werden, die eine je spezifisch eigene Funktionalität aufweisen und zudem substantiell, nicht nur *ex negativo* fassbar sind. Zur Begründung verwendet Weisgerber sprachgenetische Argumente: Es sei z.B. beim kindlichen Spracherwerb kein Einzelfall, dass Lautbilder verwendet würden, ohne dass sich mit ihnen schon eine begriffliche Vorstellung verbunden habe (Weisgerber 1924: 52), andererseits könne eine begriffliche Differenzierungsleistung, vor allem wenn es sich um die Differenzierung konkreter sinnlicher Wahrnehmungsdata handle, dem Akt ihrer Benennung vorausgehen (ebd. 49). Diese Argumente haben aber primär strategische Bedeutung, sie richten sich nicht gegen die These der Zusammengehörigkeit von *signifiant* und *signifié*, sondern nur gegen die Überbetontheit des Wertgedankens und Negation des substantiellen Charakters der *signes*. Dadurch, dass Laut- und Vorstellungs- bzw. Begriffsebene (letzteren Terminus bevorzugt Weisgerber) als substantielle Bereiche einen autonomen Status erhalten, entsteht der nötige Freiraum für eine bei Saussure theoretisch nicht ausreichend durchgeführte Differenzierung auf Wertsystemebene: Begriffe haben einen *Begriffswert* durch ihren Stellenwert in der *Begriffssphäre*, die sinnliche Seite des

¹³⁰ Zur bisweilen verfolgten Strategie, Saussure aus dem Kreis der anregenden Positionen ganz auszuschließen, vgl. Kap. 2.1.2.2., Anm. 19.

Wortes (bei Saussure *signe*) (normalerweise eben das Lautbild, beim frühen Weisgerber aber nicht darauf beschränkt) hat einen *Formwert* durch ihren Stellenwert in der *Gestaltssphäre*. Weisgerber wendet sich nicht gegen die Vereinigung von Formwert und Begriffswert in der Instanz des Wortes, vielmehr benennt er den Saussureschen *valeur* auf Wort- bzw. *signe*-Ebene als *Bedeutungswert* (ebd. 53). Die bisher vorgetragene Kritik an Saussure beschränkt sich also im Grunde nur auf einer strengeren theoretischen Differenzierung der verschiedenen Dimensionen, in denen Wertsysteme funktionieren. Weisgerber führt aber dann noch zwei weitere Wertdimensionen an, die seiner Ansicht nach von Saussure ganz unbeachtet geblieben waren. Zum einen sei es die *Gefühlssphäre*, die eine eigenständige Wertdimension ausmache. Gefühlswerte könnten sowohl mit dem Formwert als auch mit dem Begriffswert interferieren (ebd. 53ff.). Als selbstsprechendes Beispiel nennt Weisgerber die vier Wörter *Pferd*, *Ross*, *Gaul*, *Klepper*, deren Abgrenzung ohne Einbezug der jeweiligen Gefühlswerte unzureichend sei. In den Bereich der Gefühlswerte dürften also sowohl Aspekte wie unterschiedlicher Stil, unterschiedliche Sprachregister, pejorativer Gebrauch etc. als auch Eu- oder Kakophonie einzuordnen sein. Eine andere Wertdimension, die Weisgerber erst in der Überarbeitung bzw. nach seiner Humboldtlecture bewusst wurde, da diesbezügliche Äußerungen vielfach als später¹³¹ eingefügte Randanmerkungen erscheinen, ist die Dimension des Sprachbaus, der die Konstitution der Worteinheit (nach Saussure Zeicheneinheit) mitbestimmt und zugleich auch als eigenständige Wertdimension in Betracht zu ziehen sei. In einer der besagten Randbemerkungen fasst Weisgerber seine Überlegungen bildhaft zusammen:

“Kurz ist hier zu bemerken, dass diese Annahme der gegenseitigen Abgrenzung der Wörter gewiss in vielen Fällen zutrifft, doch kann sie allein die Struktur des Wortsystems nicht vollständig erklären. In späteren Ausführungen wird noch darauf hinzuweisen sein, wie der Bedeutungswert vieler Wörter sich direkt aus dem ganzen Gewölbe ergibt (s.u. 171ff.). Man könnte wohl sagen, die Wörter halten sich nicht nur gegenseitig, wie etwa die Steine eines Gewölbes (dies ist doch offenbar S.s Auffassung), wobei mit jedem neu hinzukommenden Element eine Veränderung des Geltungsbereiches schon vorhandener verbunden wäre, sondern sie ruhen gleichzeitig auf dem soliden Gerüste des ganzen Sprachbaus, und nur im Idealfall ergibt sich die Geschlossenheit des vollendeten Gebäudes.” (ebd. 54)

Die angegebenen späteren Passagen der Habilitationsschrift führen diesen Gedanken in starker Anlehnung an Cassirers 1. Band der *Philosophie der symbolischen*

¹³¹ Wohlgermerkt wurde die Arbeit *mit* diesen Randbemerkungen eingereicht, die Zeitangabe *später* bezieht sich also auf den Zeitraum, in dem die Habilitationsschrift ausgearbeitet wurde.

Formen aus. Dabei werden die in einer Sprache zur Verfügung stehenden Wortarten (ebd. 175ff.) und Wortbildungsverfahren (ebd. 178ff.) als die zwei Domänen angegeben, in denen exemplarisch ersichtlich werden soll, dass die Verarbeitung von Perzeptionen aufgrund des Sprachbaus auf sprachlich vorgegebenen Bahnen erfolgen muss. Die explizite Anbindung an die *Wert*thematik stellt Weisgerber aber nicht mehr her. Unklar bleibt die Klärung der Frage, ob die aufgestellten zwei Postulate, dass formale Charakteristika des Sprachbaus im Sinne von eigensprachspezifischen Grammatikalisierungstendenzen einerseits *direkt* den *Bedeutungswert* von Wörtern affizieren und andererseits ein Fundamentgefüge darstellen, das einer anderen logischen Ordnung angehört, die das Wortgewölbe allererst fundiert, zusammen bestehen können oder ob sie zwei verschiedenen Phasen Weisgerberschen Denkens entsprechen. Der allgemeine Tenor der Weisgerberschen Schriften vor 1931 legt die Vermutung nahe, dass Weisgerber das Thema *Wortfeld* zwar nicht aus dem Blick verloren, aber als sekundäre Forschungsaufgabe zunächst nicht weiter bearbeitet hat. Im Vordergrund stand die Kritik am Bedeutungsbegriff, an Onomasiologie und Semasiologie und die Ausarbeitung und Behauptung der These, dass die innere Sprachform einer Einzel- oder Muttersprache das Weltbild einer Sprachgemeinschaft entscheidend prägt. Diese Vermutung bestätigt sich auch, wenn man einen Blick in das 1929 publizierte Werk *Muttersprache und Geistesbildung* wirft. Auf wenigen Seiten (Weisgerber 1929b: 57-61) skizziert Weisgerber hier, wie Wortfeldforschung – wohlgemerkt ohne den Begriff *Wortfeld* zu verwenden – auszusehen und mit welchen Schwierigkeiten sie zu rechnen hätte. Schon die einleitenden 5 Zeilen

“Man hat wiederholt auf das Prinzip der gegenseitigen Abgrenzung hingewiesen. Insbesondere hat F. de Saussure (95, [bezieht sich auf Weisgerbers Numerierung der bibliographischen Angaben; B.S.] S. 159) nachdrücklich betont, daß der Geltungsbereich (*valeur*) eines sprachlichen Mittels nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein der anderen hervorgeht.” (ebd. 57)

lassen aufhorchen, denn für Weisgerber stellt sich der Gedanke der Interdependenz und dessen Rückführung auf Saussure als Selbstverständlichkeit und keineswegs als Novum dar. Dieser Gesichtspunkt sei “außerordentlich wichtig” (ebd. 58), die gegenseitige Abgrenzung der Wörter dürfe aber nicht wie bei Saussure “unter dem Bild der 1. Dimension” (ebd.) begriffen werden, sondern sei ein drei- oder sogar mehrdimensionales Gefüge. Auf den folgenden drei Seiten führt Weisgerber nun Fälle

auf, die zeigen sollen, das es nicht reicht, Wörter eines Sach- oder Lebensbereichs einfach nebeneinander zu stellen. Schon hier sieht man, dass nur *einer* der vier Saussureschen *rappports associatifs* für Weisgerber interessant ist, in *diesem* aber eine Fülle von Differenzierungen vonnöten sind, die Saussure noch nicht bedacht hat. Unter anderem werden folgende Fälle genannt: Wortschatz aus einem “Lebensgebiet” (ebd. 58-61, mehrfach benutzt) kann unterschiedlichen Begriffskategorien angehören (z.B. *grau* im Nhd. abstrakt, in anderen Sprachen gegenstandsgebunden wie etwa *blond*), die Wortart ist unbedingt zu berücksichtigen ebenso wie verschiedene ‘Aspekte’ des Nomens, d.h. für die Begriffsbildung saliente semantische Merkmale (z.B. bei *Schimmel* die Farbe, bei *Hengst* das Geschlecht, bei *Ross/Klepper* der Wertgesichtspunkt) sowie Ableitungstypen, die aber keineswegs einen einzigen feststehenden Inhalt aufwiesen. Weiterhin wird darauf hingewiesen, dass auch Fragen des Dialekts und Soziolekts, der Fremd- und Lehnwörter und der idiomatischen Wendungen zu bedenken seien. Weisgerber präsentiert also einen zwar knapp gefassten, aber nichtsdestotrotz differenzierten Entwurf eines Forschungsprojekts, das in den Hauptzügen auf der schon geleisteten Saussurerezeption in der Habilitationsschrift aufbaut.

Zusammenfassend ist also zu sagen, dass feldtheoretische Überlegungen für Weisgerber seit 1924 im Anschluss an intensive Auseinandersetzungen mit Saussure eine Selbstverständlichkeit sind, ihre Ausarbeitung aber aufgeschoben wurde. So bleibt es auf den ersten Blick allerdings unverständlich, dass Weisgerber Triers Habilitationsschrift von 1931 so enthusiastisch aufnahm (Weisgerber 1932b) und Trier den Rang des ‘Entdeckers’ der Feldlehre nie streitig gemacht hat. Dagegen wirkt die ebenfalls 1932 veröffentlichte Rezension des *Cours* (anlässlich der Erstausgabe der deutschen Übersetzung von Lommel) (Weisgerber 1932a), obwohl die dort präsentierte Würdigung und Kritik die geschilderte Auseinandersetzung mit Saussure exakt widerspiegelt, fast wie ein ‘Verrat’¹³² am eigentlichen Ideengeber. Dennoch darf man die Wirkung der Trierschen Arbeit auch nicht unterschätzen, denn die Prägung des Terminus *Wortfeld*, die erstmals vorgelegte längere (26 Seiten gegenüber 12 Zeilen bei

¹³² Mit solchen Werturteilen sollte man natürlich vorsichtig sein. Der im Grunde vollkommen harmlose ‘Fall’ Saussure ist aber meiner Ansicht nach dennoch exemplarisch für weitaus umstrittenere Fälle: Dem Wortlaut und den Inhalten nach wird sich Weisgerber selbst im Grunde nie untreu, oder anders gesagt, als guter Katholik vermied er konsequent Lüge und Selbstlüge, Auslassungen und durchaus absehbare Wirkungen von Aussagen können aber leichter aus der Sphäre persönlicher moralischer Verantwortung ausgegrenzt werden. In der Rezension Saussures fällt auf, dass Weisgerber in gedrängter Form (auf einer einzigen Seite) alle wesentlichen Standpunkte zu Saussure aufführt, ihn aber aus der Rolle des eigentlichen Initiators herausdrängt, indem sein Ansatz als ‘glückliche Ergänzung’ zwischen Humboldt und Trier/Weisgerber zu stehen kommt und der tatsächliche Rezeptionsverlauf verdreht wird, allerdings eben nur implizit, da Weisgerber nur von der ‘allgemeinen Verbreitung’ Saussures und nicht explizit von seiner eigenen Lektüre spricht: “Das sind Anschauungen, die uns vielfach an W. v. Humboldt gemahnen, und tatsächlich hat Saussures Buch, als es nach den Schwierigkeiten der Kriegs- und Inflationszeit in Deutschland weitere Verbreitung fand, sich aufs glücklichste ergänzt mit der **inzwischen** bei uns begonnen Wiedererweckung der sprachwissenschaftlichen Anschauungen Humboldts.” (Weisgerber 1932a: 249; Hervorhebung durch Dickdruck B.S.)

Ipsen) theoretische Reflexion über dessen Status und die betonte Einsinnigkeit mit Weisgerber (vgl. Kap. 2.1.2.4.) mögen nicht nur als Stimulus gewirkt haben, die eigene Forschungstätigkeit auf diesem Gebiet auch wirklich durchzuführen, sondern sie haben auch sicherlich dazu beigetragen, dass der theoretische Stellenwert des Feldgedankens in Weisgerbers Gedankensystem erheblich aufgewertet wurde.¹³³

2.2.2.2. Weisgerbers Feldlehre

Wenn nach den Ergebnissen des letzten Kapitels schon Triers Rolle als ‘Entdecker’ der Feldtheorie zumindest relativiert werden muss, so trifft dies in weitaus höherem Maße auf deren Entwicklung zu. Trier hat außer den schon zitierten Arbeiten zwar in den 30er Jahren noch einige sporadische Arbeiten zu dieser Thematik veröffentlicht¹³⁴, sich danach aber nicht mehr aktiv an der Entwicklung der Feldtheorie beteiligt. Die eigentliche Ausgestaltung der Feldlehre geht im Prinzip ausschließlich auf das Konto Weisgerbers.¹³⁵ Sie soll im Folgenden in den wesentlichen Zügen dargestellt werden.

Die Feldlehre ist für Weisgerber die Paradedisziplin der inhaltbezogenen Grammatik, da “der Gliederungsgedanke *am meisten* [Hervorhebung B.S.] der Forderung entspricht, Verhältnisse der Sprachinhalte aus den Aufbaugesetzen der Sprachinhalte selbst herzuleiten. Denn Felder lassen innersprachliche Strukturen erkennen.” (Weisgerber 1964a: 73). Feldgliederung wird als Gesetzmäßigkeit der Sprache (*langue*) gesehen, die an Zeichen gebundene Inhalte miteinander vernetzt, wobei die Vernetzungsrelationen inhaltsdeterminative Funktion haben. Weisgerber spricht in diesem Sinne vom “Gesetz des Feldes” (u.a. Weisgerber 1962b: 96) bzw. “Gesetz des Zeichens und Feldes”¹³⁶ (u.a. Weisgerber 1954c: 47, 1962b: 137f., 1964a: 55ff., 66ff.). Einsichten in Feldgesetzlichkeiten vermitteln zudem auf direktem Weg Erkenntnisse über das Weltbild von Sprachen (u.a. Weisgerber 1935a: 18; 1962b: 97, 101).

¹³³ In diesem Sinne auch Weisgerber (1954c: 34f.) und Hoberg (1970: 98).

¹³⁴ Vgl. Bahner (1962: 593, Anm.1), dort sind auch einige von Trier angeregte Dissertationen aufgeführt.

¹³⁵ Insofern könnte man mit gutem Grund die Ansicht vertreten, dass Weisgerbers Rolle als Protagonist der Feldlehre tendenziell viel zu gering angesetzt wurde und das Doppelattribut ‘*Weisgerber-/Triersche Feldlehre*’, übrigens ebenso wie im Falle der *Sapir/Whorf-Hypothese*, Gleichgewichtigkeit suggeriert und tradiert, die den Sachverhalten nicht unbedingt entspricht.

¹³⁶ Am Gebrauch des Gesetzesbegriffs bei Weisgerber könnte man Ungereimtheiten bemängeln: Warum wird gerade die Binarität *Zeichen-Feld* so stark betont, wo doch das Feld primär Inhalte verbindet? Wenn es auf das reine *quod*, die Existenz der Feldgliederung abgesehen wäre, ist nicht zu verstehen, dass nie von einem Gesetz des Inhalts die Rede ist. Wenn logische Primordialität gemeint sein soll, ist auch nicht zu verstehen, wieso der Inhalt ‘benachteiligt’ ist, da ein Zeichen bei Weisgerber ja erst zu diesem wird, wenn es auf einen Inhalt verweist. Geht es um ‘extensionale’ Allgemeingültigkeit, so kann man einwenden, dass, wie wir noch sehen werden, die Feldgesetzlichkeit nicht immer und überall greift. Im Grunde handelt es sich also eher um eine emphatische Betonung des *grundsätzlichen* Charakters des Feldgedankens.

Weisgerbers Überlegungen zur Feldgesetzlichkeit gehen methodisch vom Wort aus und zielen auf eine Untersuchung *paradigmatischer Wortfelder*. Dass es Felder gibt, dafür spricht nach Weisgerber schon die jedem bekannte Alltagserfahrung, dass einem das treffende Wort nicht zur Hand ist, man aber genau weiß, dass es ein besseres, passenderes Wort für das, was man sagen möchte, gibt. Und selbst wenn dieses Wort dann bereitsteht, fällt es sehr schwer, die Gründe anzugeben, warum es denn das treffendste ist. Dieser Tatbestand deutet darauf hin, dass jeder Sprachteilhaber ein unbewusstes Wissen um Wortfelder hat, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können (u.a. Weisgerber 1962b: 163ff.). Wäre dieses Wissen bewusst gemacht – und das ist das Ziel der Sprachinhaltsforschung –, so würde sich der Aufschlusswert von Wörterbüchern, besonders für Fremdsprachler, „vertausendfachen“ (Weisgerber 1963b: 213).

Ein erster und wichtiger Schritt bei der Analyse von Wortfeldern ist die Untersuchung der Frage, welche Arten von Relationalität in einem Wortfeld aktiv sein können. Diese Frage hat zugleich mit der einer möglichen Klassifikation von Wortfeldarten zu tun. Schon 1929 hatte Weisgerber (Weisgerber 1929b: 58) auf die Existenz mehrdimensionaler Felder hingewiesen. Diese These wird schon ab 1939 und noch gründlicher dann in den 50er und 60er Jahren expliziert. Wie Weisgerber im Rückblick (Weisgerber 1972b: 246) erklärt, zog er dem Terminus *Dimension* den der *Schicht* vor. Zusätzlich verwendete er zur Charakterisierung von Wortfeldtypen veranschaulichende Begriffe wie *reihenhaft*, *flächenhaft*.

Als Beispiel für ein *einschichtiges*, *reihen-* oder *stufenartiges* Feld fungiert bei Weisgerber z.B. (Weisgerber 1939: 24) das der Benotungsskala, das schon Trier (Trier 1973a: 6f.) zur Veranschaulichung des Feldgedankens verwendet hatte. Der springende Punkt der Argumentation ist allzu bekannt: Eine Benotung drückt keinen absoluten Eigenwert aus, sondern gewinnt ihren Aufschlusswert erst durch den Stellenwert im Notensystem. So kann eine *befriedigende* Leistung auf einer sechsstelligen Notenskala als *gut* auf einer vierstelligen benotet werden. Dieses einfache Beispiel, das so einfach ist, weil es sich auf einen konventionell festgelegten und zudem rechtlich sanktionierten Wortgebrauch bezieht, soll gerade wegen seiner Einfachheit zum einen auf die Interdependenz der Wortinhalte hinweisen, zum anderen zeigt es aber auch, dass diese Interdependenz nicht völlig arbiträr ist, da zum Beispiel die Klassifizierungen *sehr gut* und *mangelhaft* nicht frei austauschbar sind (Weisgerber 1939: 20). Neben dem *Stellenwert* im Feld behält also der *Eigenwert* eines Wortes (dies wird im Kontrast zu

Saussure betont) inhaltsbestimmende Funktion. Dies ist im Grunde auch das entscheidende Argument dafür, dass Feld- und Inhaltsanalysen als sich ergänzende sprachwissenschaftliche Methoden angesehen werden (Weisgerber 1962b: 163). An diesem Beispiel wird noch nicht expliziert, was Weisgerber mit dem Terminus *Schicht* fassen möchte. Dies wird erst an den folgenden Beispielen deutlich.

Die Verwandtschaftswörter im Neuhochdeutschen bilden nach Weisgerber ein *einschichtiges* und *flächenhaftes* Feld. *Einschichtig* ist das Feld Weisgerber zufolge deswegen, weil begriffsunterscheidende Merkmale, die noch im Mittelhochdeutschen¹³⁷ wirksam waren, ihre Funktion verloren haben. Im Nhd. spielt der Gesichtspunkt, ob Verwandte von väterlicher oder mütterlicher oder angeheirateter Seite stammen, keine Rolle mehr. So fällt z.B. die Unterscheidung zwischen *vetere* ('Vaterbruder') und *oheim* ('Mutterbruder'), die auch im Lateinischen gemacht wurde (in diesem Fall *patruus – avunculus*), weg. Entscheidend sei "die Abstufung nach einer allgemein gesehenen Ordnung von Verwandtschaftsgraden, die im wesentlichen gemäß der Folge der Generationen Zusammenfassungen vornimmt" (ebd. 181). Eben diese Reduktion der begriffsunterscheidenden Gesichtspunkte auf *einen einzigen* rechtfertigt den Terminus *einschichtig*. Genau genommen spielen natürlich immer noch mehrere Gesichtspunkte (Generationenfolge, Geschlecht, Kollektiva/Individuativa etc.) eine Rolle, so dass Weisgerber hier recht vage argumentiert. Wenig hilfreich scheint mir auch die Vermischung begrifflich-abstrakt motivierter Terminologie mit anschaulich motivierter. *Flächenhaft* nennt Weisgerber das Feld der Verwandtschaftswörter nämlich aus dem Grund, dass es sozusagen als Tableau, als flächenhafte Stammbaumskizze darstellbar ist, ebenso wie die Notenskala als Reihe. Die Darstellbarkeit ist aber im Gegensatz zur Anzahl der beziehungsstiftenden Gesichtspunkte ein reines Hilfsinstrument und kein wesentliches Moment der Feldkonstitution. Bei Weisgerber werden die zwei Begriffsordnungen aber in *systematischen* Zusammenhang gebracht. Demzufolge gibt es nun auch noch einschichtige Felder mit *Tiefengliederung* (ebd. 177), wozu als Beispiel das Feld der Farbwörter angeführt wird. Zumeist wird dieses Beispiel in einem anderen argumentativen Zusammenhang angeführt, nämlich als Indiz unterschiedlicher sprachlicher Weltbilder. Darauf werden wir weiter unten noch zu sprechen kommen. Als Feldtyp jedenfalls wird es zu den einschichtigen, tiefengegliederten Feldern gerechnet. Der Terminus *Tiefengliederung* bezieht sich auf die Tatsache, dass man die Farberscheinungen als Farbkegel, also als dreidimensionales körperhaftes Gebilde

¹³⁷ Zu Verschiebungen der Verwandtschaftsbezeichnungen im Bereich des Frühneuhochdeutschen siehe (Erben 1968).

darstellen kann. Die Körperhaftigkeit des Farbkegels rührt aber daher, dass vom naturwissenschaftlichen Standpunkt eine Farberscheinung nicht im Hinblick auf eine einzige Begriffsordnung beschrieben werden kann. Farben können nicht nur Wellenfrequenzen zugeordnet werden, sondern diese werden auch unterschiedlich stark absorbiert und reflektiert, was z.B. bei der lexematischen Differenzierung der Reihe *weiß – grau – schwarz* eine große Rolle spielt. Zudem interferiert auch noch die Farbempfindlichkeit des menschlichen Auges mit der Farbwahrnehmung, so dass der in einer Sprache ausgebildete Farbwortschatz im Grunde die anschauliche dreidimensionale Ordnung wieder zur zweidimensionalen Reihe vereinfacht. Diese wiederum bildet *eine einzige* Schicht, in der die Farbwörter sich wechselseitig voneinander abgrenzen, analog zur Beziehung der Wörter im Paradigma der Benotungsskala. Weisgerber versucht keine weitere logische Systematisierung der einschichtigen Felder zu erarbeiten. Immerhin könnte man ja versucht sein zu behaupten, dass Feldglieder eines einschichtigen Feldes einen festen Platz im System einnehmen müssen. Dies würde aber im Falle der Verwandtschaftswörter zu Problemen führen, da die Verwandtschaftswörter Relationen benennen und an beliebigen Stellen des Feldsystems ‘angesetzt’ werden können. Zudem müsste der Gesichtspunkt des Geschlechts als eigenwertiger feldstrukturierender Gesichtspunkt beachtet werden.

Lassen wir aber nun die unglückliche, auf anschaulicher Darstellbarkeit fußende Begriffsordnung, die Weisgerber auch nur für die einschichtigen Felder berücksichtigt hatte, beiseite und konzentrieren uns auf die *mehrschichtigen* Felder. Schon das Feld der Farbwörter ist Weisgerber zufolge eigentlich ein *doppelschichtiges*, da es neben den abstrakten Farbwörtern wie *rot, grün, gelb* auch gegenstandsgebundene Farbwörter wie etwa *blond* gibt, die nur in Bezug auf bestimmte Gegenstände (menschliches Haar, heute auch Bier) verwendet werden können¹³⁸, also in der Kollokation beschränkt sind. Obwohl der Terminus *doppelschichtig* also dadurch motiviert wird, dass ein innersprachlicher Gesichtspunkt zur Ansetzung von zwei Klassen von Farbwörtern führt, beschränkt sich Weisgerber auf den pauschalen Hinweis, dass dieser Sachverhalt zu beachten sei. In einem seiner Hauptwerke (ebd. 174) diskutiert Weisgerber diesen Fall im Zusammenhang mit anderen Beispielen, die allesamt den Charakter von Porzigs *wesenhaften Bedeutungsbeziehungen* haben. Einen expliziten Verweis auf Porzig vermisst man aber an dieser Textstelle, vielmehr scheint es, als wolle Weisgerber diese

¹³⁸ Eine andere Art von Gegenstands- oder Sachbezogenheit ist dann gegeben, wenn mittels eines Adjektivkompositums wie *kornblumenblau* oder *rosenrot/rosenfarbig* ein abstraktes Farbadjektiv durch den Bezug auf einen Gegenstand einen Konkretionsschift erfährt (ebd. 174).

Fälle als Sonderfälle möglichst rasch abhandeln; immerhin kommt er zu dem Schluss, dass Kollokationsbeschränkungen, die er allerdings in vollkommener Verkennung der Lage als beschränkte “Sachbezogenheit” (ebd.) klassifiziert, die Relevanz paradigmatischer Beziehungen vermindert. Aufgrund der syntaktischen Kombinierbarkeit eines ‘Tierstimmenverbs’ mit jeweils nur wenigen oder gar einem einzigen Tiernomen spielten im Wortfeld der Tierstimmen die paradigmatischen Relationen eine relativ geringe Rolle.

Das Wortfeld *sterben* ist nach Weisgerber dann ein klassisches Beispiel für ein mehrschichtiges, und zwar in diesem Fall *dreischichtiges* Wortfeld, weil drei Gesichtspunkte als begriffsunterscheidende Merkmale auszumachen sind: 1) das Nhd. unterscheidet lexematisch zwischen dem *Sterben* des Menschen, dem *Verenden* des Tieres und dem *Eingehen* der Pflanze, 2) es setzt Unterschiede hinsichtlich der Begleitumstände des Sterbens (*verhungern, verdursten, ersticken* etc.) und 3) der subjektiven Beurteilung des Sterbevorgangs oder Todes (*entschlafen, abkratzen, heimgehen* etc.). Bei anderen Feldern, denen Weisgerber zum Teil auch separate Untersuchungen gewidmet hat (Weisgerber 1951/52b; 1964d), vermehrt sich dann noch die Zahl der unterscheidenden Gesichtspunkte, so dass hier nach Weisgerber dann wirklich *mehrschichtige* Felder vorliegen. Das methodische Prinzip der Unterscheidung und Ansetzung dieser *Gesichtspunkte* bleibt sich gleich, beim Wortfeld des *Sehens* etwa werden als *differentiae specificae* unter anderem “das Anheben des Vorgangs, die Zielstrebigkeit, der Erfolg, sein Eintritt, seine Dauer, seine Nachwirkung [...]” (Weisgerber 1962b: 187) genannt.

Dieses Basismodell, das aufbauend auf einem Schichtenmodell lexematischer Paradigmata eine Typologie von Wortfeldern entwirft, wird nun von Weisgerber einerseits hinsichtlich seiner Geltung *eingeschränkt*, andererseits aber auch *erweitert*, und zwar dadurch, dass über die Grenzen der rein lexematisch orientierten Perspektive hinausgegangen wird. Beide Tendenzen, die expansive und die limitative, verdanken sich unterschiedlichen Argumentationsmustern, die zum Teil inhomogen wirken. Dies hat vor allem damit zu tun, dass sie verschiedenen Entwicklungsphasen der Feldlehre entstammen. So betont Weisgerber in frühen Darlegungen zur Feldlehre (Weisgerber 1935b; 1939) einen Gliederungsgesichtspunkt der Wortfelder, der später keine herausgehobene Rolle mehr spielt: den Gesichtspunkt der unterschiedlichen ‘Wirklichkeitsbereiche’, die lexematisch erfasst werden. Weisgerber unterscheidet diesbezüglich zwischen den Bereichen der *Natur*, der *Sachkultur* und des *Geistigen*:

“Die Leistung der Sprachmittel weist beachtliche Verschiedenheiten in ihrer Wirkung auf, je nachdem, ob es sich um Felder aus dem Bereiche der Natur, der Sachkultur oder des Geistigen handelt. Im ersten Fall steht die Leistung des Ordnen, des Begreifens vorgegebener Sachverhalte im Vordergrund; im zweiten sind die Sprachmittel selbst bereits mit am Aufbau der einzelnen Kulturbezirke beteiligt; im dritten ist das Wortfeld mit seiner Gliederung die Stelle, an der die Tatbestände des Geistigen überhaupt erst bewußt und faßbar werden.” (Weisgerber 1939: 30)

Motiviert ist diese Klassifizierung erstens durch das weiter oben schon beschriebene Abgrenzungsbedürnis gegenüber der onomasiologischen Forschung, insofern als im Bereich des Geistigen eben die ‘Sache’ erst über das Wortfeld konstituiert wird, zweitens durch das Bestreben, Wortfeldern eine Art Weltbildprägungsfaktor zuzuordnen, der bei Wortfeldern des geistigen Bereichs maximale Intensität, des Bereichs der Natur geringere Intensität hat. Ziel der argumentativen Verwendung dieser triadischen Klassifikation ist es also, den Weltbildgedanken herauszustreichen. Zwar wird der Onomasiologie konzidiert, dass im Bereich der Naturerfassung und oft noch auffälliger im Bereich der Sachkultur¹³⁹ die Sachbezogenheit ein wichtiger Differenzierungsparameter ist, andererseits haben alle angegebenen Beispiele die Aufgabe zu zeigen, dass es keine rein ‘objektiven’, sachbezogenen Maßstäbe für Bezeichnungen gibt, sondern immer auch mit einem sprachlich determinierten und lexematisch kondensierten Einschlag menschlicher Interpretation zu rechnen ist. So spiegeln Benennung und Klassifikation von Phänomenen aus der Tier- und Pflanzenwelt zumeist den anthropozentrischen Ansatz/Ausgangspunkt wider, sei es dass, um nur zwei Beispiele zu nennen, wie beim Wort *Unkraut* Aspekte der Nützlichkeit eine dominante Rolle spielen, sei es dass bei der kategorialen Einteilung der Tier- oder Pflanzenwelt die differenzierungsrelevanten Merkmale variieren können (so wurden Tierarten zu Luthers Zeiten noch nach der Fortbewegungsart klassifiziert: *tier* (laufend), *visch* (schwimmend), *wurm* (kriechend, wozu etwa auch Schlangen gezählt wurden), *vogel* (fliegend) (vgl. ebd. 31).

Wird also in diesen frühen Darlegungen die Anwendbarkeit des Feldbegriffs nicht explizit eingeschränkt, höchstens implizit durch die Konzessionen an die Onomasiologie, so ändert sich das Argumentationsinteresse Weisgerbers später doch

¹³⁹ Vgl. folgende Äußerung Weisgerbers: “Wenn wir zunächst die Wortfelder aus dem Bereiche der Sachkultur überschauen, so finden wir hier den stärksten Grad der Übereinstimmung von Wortinhalten und Sachverhalten.” (Weisgerber 1939: 30). Im Vergleich zum obigen Zitat legt dies eine andere Skalierung nahe, nämlich: Sachkultur - Natur - Geistiges (bzgl. des Parameters *Sachbezogenheit*).

recht deutlich. Es geht ihm nicht mehr darum zu zeigen, dass Wortfelder quasi ubiquitär wirken, vielmehr werden die Bereiche abgesteckt, wo die Analyse von Wortfeldern als sprachwissenschaftliche Methode am fruchtbarsten und erfolgversprechendsten ist – oder ‘ontologisch’ formuliert, wo Wortfelder ihre eigentlich bedeutsame Wirkung entfalten. Diese veränderte Perspektive führt zu Aussagen, die von Triers erster Feldkonzeption stark abweichen. Denn der Wortschatz einer Sprache kann entweder vorwiegend *sachbestimmt*, *feldbestimmt* oder *zeichenbestimmt* (Weisgerber 1962b: 102) sein. Das Wort *vorwiegend* ist in diesem Zusammenhang wichtig, denn es geht um die Frage, welcher Bestimmungstyp *dominiert* und somit methodisch als wichtigste Bezugskategorie zu berücksichtigen ist.

“Es ist nie behauptet worden, daß die Feldforschung die Lösung für alle Schwierigkeiten biete. Im Gegenteil: ihre eigenständigen Möglichkeiten werden nur verwischt, wenn man sie auf alle Sprachmittel ausdehnt mit der Forderung, daß sie immer passen müsse. Hier sollen erfolgversprechendere Methoden mit ihren Kriterien inhaltlicher Bestimmtheit einsetzen: ob in der Grenzzone zu den Eigennamen hin auch für «Sprach»mittel, wie die Pflanzennamen usw., die Sachbezogenheit zur inhaltlichen Bestimmtheit ausreicht; ob es Fälle gibt, in denen die bindende Kraft des Zeichens überwiegt und gegenüber Ansätzen der Feldwirkung als das Ausschlaggebende erscheint; [...] wie vor allem die große Fülle abgeleiteter und zusammengesetzter Wörter sich den Feldern gegenüber verhält.” (ebd.)

In deutlicher Absicht, erste Feldkonzeptionen zu korrigieren, warnt Weisgerber vor einer “Überspannung” (ebd.) des Feldbegriffs, erste “Übersteigerungen” (ebd. 176) seien zu relativieren. War selbst noch für den späten Trier der gesamte Wortschatz *feldbestimmt* (1973b: 461), so hat nach Weisgerber für “über Dreiviertel des Wortschatzes einer Sprache [...] die Feldbetrachtung nur sekundäre Bedeutung.” (ebd. 212). Diese Dreiviertel des Wortschatzes einer Sprache sind also entweder *sach-* oder *zeichenbestimmt*. Als Beispiele für dominante Sachbestimmtheit können Fachterminologien besonders im Gebiet der Technik im weitesten Sinne genannt werden, aber auch Lexeme mit inhärentem Sachbezug wie etwa bei *kornblumenblau* (Weisgerber 1954b: 45). *Zeichenbestimmt* ist der Inhalt eines Wortes zumeist dann, wenn es sich um abgeleitete oder zusammengesetzte Wörter einer Sprache handelt, wobei sich Weisgerber in diesem Zusammenhang fast ausschließlich nur zu den Derivativa äußert. Da der größte Teil eines Sprachwortschatzes aus Wortbildungen besteht, wird die oben erwähnte, und in dieser Form überraschende Aussage zur Limitation des Feldbegriffs verständlich. Diese Limitation ist aber nur der Rahmen für

eine neuerliche Expansion und Komplexion. Dies aus zwei Gründen: Einerseits können sich Derivativa in ihrem semantischen Gehalt vom Basislexem lösen (etwa *greifen* > *begreifen*) und zu eigenständigen oder ‘vollwertigen’ Lexemen werden (dies gilt in analogem Sinn auch für Komposita), die als dominant feldbestimmt klassifiziert werden müssen und deshalb die Anzahl feldbestimmter Einheiten einer Sprache erhöhen. Andererseits lassen sich die Ableitungstypen¹⁴⁰, wie im vorigen Kapitel gezeigt wurde, auch inhaltlich analysieren, was innerhalb eines Ableitungstyps zur Differenzierung in *Wortnischen*, und ableitungstypübergreifend zur Feststellung von *Wortständen* führt. Ein *Wortstand* umfasst mehrere Ableitungstypen, die unter inhaltlichem Gesichtspunkt eine einheitliche Funktion ausüben. Wie wir weiter oben schon ausgeführt haben, sind z.B. mehrere Ableitungstypen an der Bildung des Wortstandes der Ornativa beteiligt. Diese Ableitungstypen nun bilden nach Weisgerber *auch* ein Feld, wobei der Wortstand als Feld selbst, die Ableitungstypen als Feldelemente fungieren. Somit nimmt Weisgerber nach dem Stand der hier vorgetragenen Überlegungen schon *zwei verschiedene* Feldebene an, die einerseits autonomen Status haben, da sie verschiedenen Dimensionen¹⁴¹ angehören, andererseits aber auch miteinander in Wechselwirkung stehen:

“Der Kern dieses Sachverhalts ist darin zu sehen, daß Ableitungen auch zum Aufbau von Wortfeldern beitragen können und daß damit zwei verschiedene Formen inhaltlicher Bestimmtheit wirksam werden. Im Grunde handelt es sich also um das inhaltliche Verhältnis von Wortständen und Wortfeldern und die Frage, welche Folgen ein Zusammentreffen beider nach sich zieht.” (Weisgerber 1962b: 236)

Im allgemeinen sieht dieses Verhältnis so aus,

“daß die Wirkungen der Feldgliederung die inhaltliche Bestimmung durch den Wortstand überdecken.” (ebd.)

Weisgerber weist aber explizit darauf hin, dass die Überdeckung der Feldwirkung des Wortstands nicht bedeute, dass diese Wirkung ganz beseitigt sei (Weisgerber 1962c: 202). Vielmehr müsse man immer auch damit rechnen, dass Wortstandsfeldwerte eine

¹⁴⁰ Dies ist der von Weisgerber bevorzugte Terminus, im Sinne der Unterscheidung von *type* und *token* wäre es ein Ableitungs-type, im Sinne der heutigen Wortbildungslehre ein *Morphem* oder *Derivatem* (vgl. Erben 1993: 25f.).

¹⁴¹ Der Unterscheidung der Dimensionen *Wort* vs. *Wortbildungsmittel* entspricht die methodologische von *Wortlehre* (heute *Lexikologie*) und *Wortbildungslehre*. Dem Wortfeld der Wortlehre entspricht der Wortstand in der Wortbildungslehre (Weisgerber 1962b: 223).

aktive Funktion in Wortfeldern übernehmen (ebd.). Als Beleg fungiert u.a. einerseits die Feststellung, dass Ableitungstypen natürlich den Wortinhalt mitbestimmen, andererseits eine Beobachtung, die im Rahmen unserer Arbeit noch sehr wichtig werden wird, dass nämlich auch die Möglichkeit bestehe, “daß ein einbeschlossener Wortstandwert wieder verstärkt wird (von Akzentuierungen wie *wirk-lich*, *fest-stellen* bis zu Überraschungen wie Heideggers *ver-fügendes Ge-schick* usw.)” (ebd. 203).

Als Zwischenresultat können wir festhalten, dass Weisgerber nicht nur den Wortfeldbegriff mit seiner Konzeption der Feldschichten differenziert, sondern auch noch eine zweite Gattung von Feldgesetzlichkeit ansetzt, die die Feldwerte von Ableitungstypen in ihrer Wechselwirkung mit lexematischen Feldwerten berücksichtigt. Die Interferenz zweier Feldarten, die für sich genommen schon differenzierte Gebilde sind, bedeutet natürlich, dass der Komplexitätsgrad von Feldhaftigkeit steigt. Evidentermaßen wäre die Rede von zweidimensionaler Feldhaftigkeit in Bezug auf diese Sachlage angemessen.

Damit hat es aber noch nicht sein Bewenden, denn analog zur Bestimmung des Sprachinhalts geht Weisgerber davon aus, dass Feldgesetze auch in der Übergangszone zwischen Lexikologie und Syntax und in der Syntax selbst wirken, so dass Feldhaftigkeit nicht nur ein zweidimensionales, sondern ein mehrdimensionales strukturelles Phänomen von Sprache ist. Den Übergang vollzieht Weisgerber einmal mehr im Ausgang vom Wort, indem er auf die Bedeutung der *Wortart* für die Feldforschung hinweist.

Die Wortart ist in zweifacher Hinsicht ‘feldrelevant’. Zunächst müsste nach Weisgerber beachtet werden, welcher Wortart die Elemente eines Feldes angehören. In einer frühen Arbeit von 1929, die er übrigens später als (der Arbeit von Trier somit vorausgehende) “Feldbetrachtung” bezeichnet (Weisgerber 1939: 26), hatte Weisgerber gezeigt, dass der fast ausnahmslosen adjektivischen Lexikalisierung von Farberscheinungen eine ebensolche verbale Lexikalisierung von Glanzerscheinungen im Nhd. gegenübersteht, wobei noch im Mhd. Glanzerscheinungen auch adjektivisch ausgedrückt werden konnten. Bei der Deutung der Tendenz der entsprechenden Favorisierung einer bestimmten Wortart als Ergebnis eines diachronischen Prozesses ging es Weisgerber 1929 mehr darum zu zeigen, dass der bevorzugten Verwendung einer Wortart ein bestimmtes sich durchsetzendes Denkmuster entspricht. So würde das Farbadjektiv das Denkmuster implizieren, dass der Farbeindruck in die Dinge “hinaus projiziert” (Weisgerber 1929a: 219) wird, als den Dingen innewohnende Eigenschaft,

während die verbale Fassung von Glanzerscheinungen suggeriert, dass die Dinge selbst als ‘Aussender’ von Strahlen vitale, Lebensregungen äußernde Entitäten sind (ebd. 221). Da also die Zugehörigkeit zu einer Wortart inhaltsbestimmende Funktion hat, müsse man davon ausgehen, dass diese auch Relevanz besitzt hinsichtlich der Abgrenzung der Feldelemente unter sich. Wortarten müssen, so Weisgerber 1939, als Hinweis auf die “Tiefengliederung” des Feldes interpretiert werden (Weisgerber 1939: 28). Diese Art *Tiefengliederung* ist ganz anderer Art als die oben schon genannte Verwendung des Terminus im Hinblick auf die ‘Dreidimensionalität’ des Farbkegels. Sie verweist vielmehr darauf, dass der Einbezug der Wortarten in die Feldforschung das Arsenal von zu berücksichtigenden Gesichtspunkten erheblich verkompliziert. Denn Weisgerber geht davon aus, dass den Wortarten keine jeweils uniforme inhaltliche Grundfunktion im Sinne eines einzigen Denkmusters entspricht, sondern dass hier durchaus differenziert werden muss. In Anlehnung an Forschungen Brinkmanns setzt Weisgerber z.B. für das Nhd. mindestens fünf verschiedene Grundfunktionen von Verben an (Tätigkeitswort [= transitive Verben], Verben ohne Passiv, Zustandsverben, Geschehensverben mit der Subklasse der unpersönlichen Verben mit *es*) (Weisgerber 1962c: 308f.). Diese inhaltlichen Wortartgrundfunktionen ‘schwingen’ nun nicht nur als semantischer Background in jedem Feldelement mit, sondern stehen selbst wieder in einem Feldzusammenhang eigener Ordnung (ebd. 313), bezogen auf die Verben gäbe es also ein Verbfeld mit fünf Verbarten, deren inhaltliche Ausrichtung nur unter Berücksichtigung ihrer wechselseitigen Dependenz plus ihres Eigenwertes fassbar wäre.

Es gibt jedoch nach Weisgerber noch weitere mit der Wortart verbundene ‘semantische’ Dimensionen, in denen eine Feldgesetzlichkeit anzunehmen ist. Schon in Kapitel 2.2.1.2. wurde dargestellt, dass nach Weisgerber jede Wortart mit einem eigenen *Denkkreis* verbunden wird. In traditioneller Terminologie sind es die grammatischen Kategorien etwa des *Numerus*, *Kasus*, *Genus* und der *Deklinationen* beim Substantiv, der *Person*, des *Numerus*, *Modus*, *Tempus*, *Genus verbi*, der *Verbklassem* sowie bisweilen auch spezifischere Kategorisierungskriterien wie *Aspekt*, *Transitivität* beim Verb, die, wie oben geschildert, zunächst auf ihren spezifischen Inhalt untersucht werden müssen, woraus sich in erster Stufe schon eine Entflechtung und Desavouierung traditioneller Form-Funktions-Gleichungen ergibt. Darüber hinaus nimmt Weisgerber aber auch an, dass auf der Inhaltsanalyse aufbauend dann so etwas wie grammatische Felder (etwa Kasus-/Numerusfelder etc.) angenommen werden können (Weisgerber 1963a: 33; 1963b: 77ff.; 1964a: 73). Statt des Terminus

grammatikalisches Feld verwendet Weisgerber den des *Redemittel-Feldes*, wobei die Differenz zum heutigen Gebrauch des Terminus *Redemittel* im Sinne pragmatischer Funktionalität offensichtlich ist:

“Die Feldbetrachtung reicht aber bis in das Gebiet der Redemittel hinein. Daß beim Substantiv oder beim Verb die gedankliche Leistung eines Kasus oder Tempus nur aus einem Überblick über die Gesamtheit der in einer Muttersprache ausgeprägten «Fälle» und «Zeiten» entnommen werden kann (nicht nur im Sinne des Bewußtmachens, sondern auch in dem der Begründung), leuchtet ein. Allerdings zeigt sich gerade dabei die Notwendigkeit, über die einfachste Formenlehre hinauszugehen und die tatsächlich vorhandenen lautlich-inhaltlichen Ganzheiten dieser Felder aufzuspüren; nicht nur die durch besondere Endungen ausgezeichneten Kasus bieten den lautlichen Anhalt für die Aufdeckung bestimmter syntaktischer Gehalte, sondern es wirken in diesem Felde auch Teile des Präpositionssystems mit, die man mit dem einfachen Kasus zusammen in einem Feld erforschen muß.” (Weisgerber 1964a: 73)

Mit Berücksichtigung dieser Redemittel- oder besser grammatikalischen Felder erhöht sich die Anzahl der Felddimensionen beträchtlich, zudem handelt es sich schon bei diesen Feldern um mehr als die Gliederung bloßer Wortinhalte; entsprechend ist im angegebenen Zitat auch von der “Aufdeckung bestimmter syntaktischer Gehalte” die Rede. Noch einen Schritt weiter geht Weisgerber mit dem Postulat, dass es auch *syntaktische Felder*¹⁴² im eigentlichen Sinne gebe. Direkt im Anschluss an das letztgenannte Zitat erläutert Weisgerber seine Position:

“Darüber hinaus zeigen sich aber noch umfassendere Felder. So ist leicht festzustellen, daß die in einer Sprache möglichen Formen des Befehls oder des Wunsches oder der Frage in dem Sinne jeweils ein Feld bilden, als der Wert jeder einzelnen dieser Möglichkeiten abhängt von der Gesamtheit der vorhandenen. Das Zusammenspiel der Satzglieder ist am richtigsten zu fassen vom Feldgedanken aus. Und es müßte auch einmal möglich sein, aus der hinreichenden Übersicht über die vorhandenen Satzbaupläne die inhaltliche Leistung eines jeden von ihnen zu erkennen.” (Weisgerber 1964a: 73)

Damit wird deutlich, dass der Feldgedanke für Weisgerber ein heuristisches Prinzip darstellt, dass über den Bereich der Lexik hinaus für alle Arten von Sprachmitteln anwendbar ist:

“Sicher eignet sich der Grundgedanke von dem gegliederten Miteinander, von dem gegenseitigen Sich-Abgrenzen auch für die anderen Arten von Sprachmitteln, angefangen von den lautlichen Verhältnissen, wo die Phoneme als geltende Aufbauelemente einer Sprache überhaupt nur als

¹⁴² Explizit wird der Terminus *syntaktisches Feld* u. a. in Weisgerber (1962b: 387) verwendet.

Gliederungen innerhalb eines Ganzen bestimmbar werden, bis zu Feldern von Satzbauplänen [...]”(Weisgerber 1962b: 101f.)

In diesem Sinne rechtfertigt sich für Weisgerber auch die Rede von den *Sprachfeldern*.¹⁴³

Die Diskussion der Weiterentwicklung der Feldlehre durch Weisgerber führt uns also zum Ergebnis, dass trotz Limitation des heuristischen Prinzips der Feldlehre auf der Wortebene der Aufweis weiterer Felddimensionen auf morphologischer und syntaktischer Ebene zu einer Expansion und Komplexion ihrer postulierten Anwendbarkeit führt. Weisgerber beschränkt sich allerdings darauf, diese Anwendbarkeit theoretisch als Forschungsprogramm aufzustellen, denn seine Felduntersuchungen *in praxi* lösen den theoretisch geforderten Komplexitätsgrad nicht ein, sie beschränken sich in der Regel auf die Analyse lexikalisch-paradigmatischer Wortfelder, bisweilen berücksichtigen sie aber auch die Interferenzwirkung der Wortstandsdimension.¹⁴⁴ Das hat sicherlich auch damit zu tun, dass eine erschöpfende Feldanalyse aufgrund der Vieldimensionalität der Feldebene eigentlich gar nicht mehr zu leisten ist, Feldanalysen müssen sich nach Weisgerber vielmehr selektiv auf die Herausarbeitung ausgewählter Felddimensionen beschränken. Damit kommen wir zum Abschluss der Darstellung der Weisgerberschen Feldlehre zur Frage der Methodik.

Sehen wir uns zunächst einen Definitionsversuch Weisgerbers zum Begriff *sprachliches Feld* an:

“[...] ein sprachliches Feld ist ein Ausschnitt aus der muttersprachlichen Zwischenwelt, der durch die Ganzheit einer in organischer Gliederung zusammenwirkenden Gruppe von Sprachzeichen aufgebaut wird.” (Weisgerber 1964a: 70)

Auf den ontologischen Status dessen, was Weisgerber *Zwischenwelt* nennt, werden wir noch weiter unten zu sprechen kommen. Wichtig ist zunächst nur, dass Felder als Ganzheit im Sinne eines Systems bezeichnet werden und dass dieses System als eigenständige Entität angesetzt wird. An anderen Stellen (u.a. folgendes Zitat) betont Weisgerber, dass von dieser Entität Wirkungen ausgehen, dass es Geltung, und zwar

¹⁴³ Nicht systematisch, sondern nur ganz beiläufig erwähnt Weisgerber in Bezug auf die Farbwörter den Gesichtspunkt, dass auch deren metaphorische Verwendung bei Feldanalysen zu berücksichtigen sei (Weisgerber 1962c: 289). Besonders interessant ist dieser Aspekt nicht nur hinsichtlich der Feldlehre Porzigs, sondern vor allem hinsichtlich der immer wieder angedeuteten Nähe der Sprachinhaltsforschung zur später entwickelten kognitiven Linguistik. Weisgerbers Andeutungen sind aber zu spärlich, um theoretisch eingeordnet werden zu können.

¹⁴⁴ Einige Arbeiten Weisgerbers, die nicht explizit als Feldanalysen konzipiert sind, können jedoch auch als Analysen von Kasus- oder Satzbauplanfeldern gelesen werden, z.B. Weisgerber (1958a; 1962a).

verbindliche Geltung hat. Der Saussureschen Terminologie folgend sind Felder ein Phänomen der *langue*. Weisgerber betont immer wieder, dass der individuelle Sprachgebrauch – als Phänomen der *parole* – für Felduntersuchungen keine Bedeutung habe:

“[Zum] Einwand [gegen die Feldlehre], daß es gar keine so verbindliche Gliederung, also keine so gefestigte Einheitlichkeit in der Ausprägung von Sprachinhalten gebe; der Hinweis auf die Unterschiedlichkeit im individuellen Sprachgebrauch soll das Gegenteil beweisen. Das eigentliche Problem reicht weiter; es ist die Frage nach der Sicherung der Geltung von Objektivgebilden. Niemand wird aus den individuellen Variationen der Handschriften und der Häufigkeit von Schreibfehlern das Fehlen einer ausreichenden Norm der Schrift entnehmen. Sprachinhalte sind gewiß anders bestimmt. Aber die Realisierungen mögen noch so individuell mitgeprägt sein, – wer die Geltung einer Norm auch für die Sprachinhalte bestreitet, verneint damit die Möglichkeit von Muttersprache überhaupt.” (Weisgerber 1954b: 43f.)

Somit spielt auch die empirische Methode der Befragung von Einzelpersonen für Weisgerber keine Rolle, ebensowenig wie die Berücksichtigung von der Norm abweichenden individuellen Sprachgebrauchs. Dass es sich bei Weisgerbers Begriff der *Norm* weder um Coserius späteren Normbegriff noch um andere in der Sprachwissenschaft aufgekommene Normbegriffe handelt, macht das folgende Zitat klar:

“Eine Vermittlung bringt schon der Gedanke der *Gebrauchsnorm*, wie er bei E. Leisi und E. Oksaar angewandt wird (vgl. auch oben die Formulierung von J. Lyons, der selbst auf das Herausheben von *use* bei L. Wittgenstein hinweist). Wenn dieser Gedanke noch dahin erweitert wird, daß diese ‘Gebrauchsnormen’ nicht sowieso schon bestehen, sondern mit der Ausprägung der Wörter als sinnlich-geistiger Ganzheiten selbst in dauerhafter und verbindlicher Form ausgeprägt werden, dann kann die Untersuchung eines Sinnbezirkes¹⁴⁵ wichtigste Aufschlüsse über die Art der geistigen Bewältigung eines Lebensbereiches erbringen.” (Weisgerber 1972b: 250)

Man sieht hier deutlich, dass für Weisgerber die *langue* der entscheidende Faktor ist, *sie* setzt Normen und sorgt für ihre verbindliche Geltung. Entsprechend wird das Gewicht des individuellen Gebrauchs von Sprache hinsichtlich der Konstituierung von Normen drastisch reduziert. Neben der Desavouierung des individuellen Sprachgebrauchs macht Weisgerber auch klar, dass eine jegliche diachronische Verschiebung innerhalb von

¹⁴⁵ In späteren Jahren von Weisgerber im Zusammenhang mit der Differenzierung von inhalt-, leistung- und wirkungsbezogener Sprachwissenschaft verwendeter Terminus für *Feld*. Dazu mehr im folgenden Kapitel.

Wortfeldern niemals als “reflektierter, zielbewußter, das Ergebnis vorausnehmender Akt der Sprachgemeinschaft” (Weisgerber 1962c: 224) begriffen werden dürfe, sondern systembedingt ist.

Nur von dieser Position her wird dann auch verständlich, dass für Weisgerber eine Berücksichtigung des Kontexts von Wortverwendungen für Felduntersuchungen irrelevant ist (u.a. Weisgerber 1963b: 212). Im Bezugsfeld der *parole* ist für einen Sprecher/Hörer natürlich der Kontext entscheidend, um z.B. Homonyme zu unterscheiden, dies übernimmt für Weisgerber aber auf *langue*-Ebene schon die bipolare Struktur des Wortes. Mit dem Aspekt der Deambiguierung erschöpft sich natürlich noch längst nicht die Kontextfrage. Für Weisgerber ist sie aber in allen Fällen, in denen sie mit *idiosynkratischem Sprachgebrauch* verknüpft ist (man denke etwa auch an ironischen oder poetischen Sprachgebrauch), untauglich als Kriterium für Felduntersuchungen. Dies macht Weisgerber aber oft nicht deutlich, denn es fehlt eine klare Bestimmung dessen, was mit *Kontext* gemeint sein soll. So berücksichtigt Weisgerber selbst bei verschiedenen Feldanalysen¹⁴⁶ den Gesichtspunkt der syntaktischen Ergänzungsmöglichkeiten, die er aber wahrscheinlich als von der *langue* genormte Kontexte versteht.

Es bleibt die Frage zu klären, wie denn nun Weisgerber seine Methode der Felduntersuchungen positiv bestimmt. Am deutlichsten nimmt Weisgerber in einem späten Aufsatz (Weisgerber 1972b) Stellung zu diesem Punkt. Ausgangspunkt und Anstoss zur Entdeckung eines Feldes ist für ihn die individuelle Erfahrung einer “Opposition” (ebd. 245), worunter Weisgerber keine antonymische Beziehung versteht, sondern einen ‘Bedeutungsunterschied’ bzw. einen Unterschied des Stellenwerts von Wörtern, die sich uns auf den ersten Blick als Synonyme aufdrängen. Man erfährt oder ‘erlebt’ also, dass zwischen zwei Wörtern eine *differentia specifica* vorliegt, man weiß aber noch nicht, worin sie denn eigentlich besteht. Diese Erfahrung konstituiert sich als introspektiver Akt (ebd. 228) und beruht auf der Sprachkompetenz (ebd. 245) bzw. dem Sprachgefühl (ebd. 228) des Muttersprachlers. Der nächste Schritt zur Einleitung einer Felduntersuchung besteht dann darin, dass der kompetente Muttersprachler, der nun mit dem kompetenten Sprachwissenschaftler gleichgesetzt werden darf, eine möglichst erschöpfende Bestandsaufnahme aller weiteren zum Feld gehörigen Feldelemente durchführt, wozu ihm neben dem eigenen Sprachgefühl auch Synonym- oder Sachwörterbücher als Hilfsmittel dienen können (ebd.). Die eigentliche

¹⁴⁶ Etwa der des *Veranstaltens* (vgl. Weisgerber 1951/52b ; 1962b : 200ff.).

Felduntersuchung, und Weisgerber expliziert dies quasi ausschließlich an paradigmatischen *Wortfeldern*, versucht dann, den von der *langue* zur Verfügung gestellten Feldwortschatz zu ordnen, indem Gliederungsgesichtspunkte aufgespürt werden. Weisgerber nennt in der Regel drei methodische Anhaltspunkte dieses Verfahrens: (i) die Suche nach einem “heuristischen Stichwort” (ebd.), welches als Oberbegriff aller Feldelemente fungiert, (ii) die Analyse etwaiger Einflüsse des Wortstandes (ebd. 230), (iii) die Analyse syntagmatischer “Affinität”, d.h. syntaktischer Ergänzungsmöglichkeiten (ebd. 229), (iv) das Aufdecken differenzierungsrelevanter ‘inhaltlicher’ Gesichtspunkte (ebd. 228). Die Einhaltung der Reihenfolge der Punkte (ii)-(iv) ist nicht entscheidend, Punkt (i) geht aber gewöhnlich den anderen dreien voraus. Am Beispiel des Ausgangswortes *nennenswert* veranschaulicht Weisgerber diese Schritte: 1) Aufschein der Konkurrenz zu *merklich*, *beachtenswert*, *beträchtlich* (ebd. 226), 2) Aufsuchen der weiteren Feldelemente, u.a. *bemerkbar*, *ansehnlich*, *bemerkenswert*, *beachtlich* etc. (ebd. 228), 3) (i) Aufsuchen des heuristischen Stichworts *geeignet*, *Aufmerksamkeit zu erregen*, (ii) Untersuchung des inhaltlichen Werts der Suffixe *-lich*, *-bar*, *-wert* etc. (ebd. 230), (iii) Untersuchung von Restriktionen in der Kollokation (z.B. * *nennenswerte Freude*, * *nennenswerte Eile*), (iv) Untersuchung inhaltlicher Gesichtspunkte (wodurch, wie sicher, mit welcher Wirkung wird Aufmerksamkeit erregt / ist etwas geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen) (ebd. 228). Immer wieder betont Weisgerber, dass die aufgedeckten Gesichtspunkte und Ergebnisse aus dem jeweiligen Einzelfeld erarbeitet werden müssen und von Einzelfeld zu Einzelfeld stark variieren können, so dass außer den angegebenen methodischen Verfahrensweisen alle weiteren Spezifizierungen vom jeweiligen Einzelfeldmaterial abhängen. Diese Überzeugung gipfelt in der Behauptung:

“Und sehr rasch stoßen wir auf die grundlegende Tatsache, daß es kein Schema für die Felduntersuchung gibt, sondern daß jedes Feld nicht nur seine eigene Praxis, sondern auch seine eigene Theorie erfordert [...]” (ebd. 237)

Das Aufsuchen oder Aufdecken der jeweiligen *differentiae specificae* muss nach Weisgerber also vom je spezifischen *langue*-Material ausgehen, es darf nicht *langue*-unabhängig, etwa nach scheinbar sprachunabhängigen logischen Gesichtspunkten, vorprogrammiert werden:

“[Zur] Meinung, die ganze Anschauung von der Abgrenzung innerhalb des Feldes sei letztlich abgeleitet aus der logischen Vorstellung von dem «genus proximum» und der «differentia specifica». Ich glaube, daß man hier den Spieß umdrehen muß. Die Geschichte der logischen Definitionsversuche und vor allem die Praxis des Definierens selbst ist bei Licht betrachtet eher zu verstehen als Folgeerscheinung der feldbestimmten Geltung der Sprachinhalte, allerdings von Inhalten, deren sprachlicher Charakter nicht erkannt war. Daß die definitiven Abgrenzungen mit Hilfe eines einzigen Merkmals meist unzulänglich bleiben, folgt fast zwangsläufig aus den Bedingungen der Bestimmtheit von Sprachinhalten; die Feldbetrachtung kann hier ein sachgemäßeres Verfahren vermitteln.” (Weisgerber 1954b: 44)

Im Zuge dieser Argumentation wird verständlich, dass Weisgerber die Rolle des methodischen Instrumentariums reduzieren und die je konkrete Sprachabhängigkeit von Gliederungsaspekten / Differenzrelationen aufwerten möchte. Misstrauisch ist Weisgerber gegenüber Forschungsmethoden, die in ihrem Bestreben nach Formalisierung das Sprachmaterial nur in kanalisierter und reduzierter Form berücksichtigen und damit vorhandene Sprachdimensionen aus ihrer Analyse ausblenden. Als Beispiel für “versteckte Auswertungen von Feldbetrachtungen” nennt Weisgerber die semantische Komponentenanalyse der generativen Semantik, die gegenüber den Feldanalysen der Sprachinhaltsforschung aber aufgrund ihrer formalen Konzeption eindimensional bleibe (Weisgerber 1972b: 247) und komplexitätsreduzierend sei. Ebenso wehrt sich Weisgerber gegen die in späteren Feldtheorien (Coseriu, Geckeler) üblich gewordene Ansetzung von *Archilexemen* (ebd. 245), obwohl diese auf den ersten Blick seinen *heuristischen Stichworten* zu entsprechen scheinen. Die Gefahr bestehe, dass die (Feld)analyse deduktiv ausgerichtet werde, man – wie es beispielsweise dann von Lyons konzipiert wurde – von *superordinate terms* ausgehend nach ihren *implications* suche (ebd. 245), statt dass man sich beim Aufsuchen des heuristischen Stichworts induktiv von der Reichhaltigkeit des Materials leiten lasse. Auch wenn dieser Einwand Weisgerbers überzogen anmutet – schließlich bestimmt ja auch bei ihm das gefundene heuristische Stichwort die weitere Materialsammlung – bedenkenswert bleibt sicherlich, dass zu stark formalisierte Analysemethoden die Tendenz haben, die Komplexität und Mehrdimensionalität des untersuchten Materials zu reduzieren.¹⁴⁷

Noch in einer anderen Hinsicht wirkt sich die von Weisgerber erarbeitete These der Mehrdimensionalität von Wort-/Sprachfeldern theoretisch-methodisch aus: Die anfänglichen Grundsätze der Mosaikartigkeit und Begrenztheit von Wortfeldern müssen

¹⁴⁷ Zur Kritik und Entwicklung der Feldtheorie siehe Kap. 2.3.1.5.

als überholt betrachtet werden, Felder überlappen sich, haben unscharfe Grenzen und weisen eine interne, strukturelle Mehrdimensionalität auf (Weisgerber 1954b: 48; 1962b: 205f.; 1962c: 271). Auch vom Postulat der Lückenlosigkeit rückt Weisgerber ab bzw. verlangt eine differenziertere Interpretation desselben (Weisgerber 1954b : 42ff.). Man darf Weisgerber wohl so verstehen, dass mangelnde Versprachlichung von Sachverhalten (z.B. fehlende Lexematisierung von Sachverhalten oder logisch konstruierbaren Begriffen, fehlende Tempora, Kasus etc.) entweder Sachverhalte oder reine Lautformen als generellen Maßstab fürs Lückenhafte ansetzt, was zur Unterhöhnung des sprachinhaltlichen Ansatzes führt, zweitens zu wenig berücksichtigt, dass bestimmte Sachverhalte auch durch sprachliche ‘Umwege’, etwa Paraphrasierungen, ausgedrückt werden können, und drittens nicht berücksichtigt, dass Einzelsprachen ein je spezifisches, in sich aber konsistentes und vollwertiges Weltbild und Erkenntnischema darstellen, das für sich betrachtet keineswegs defizitär ist, sondern nur aus der Perspektive des fremden Blicks aus einem anderen Sprachkosmos heraus oder einer statuierten Metasprachlichkeit. Letztere lehnt Weisgerber sicher ab, der Sprachvergleich, sowohl intralingual als diachronischer als auch interlingual als komparativer, spielt bei ihm aber eine bedeutende theoretische und methodisch relevante Rolle, auch wenn er von ihm selbst in der Praxis der Felduntersuchungen stark vernachlässigt wurde.

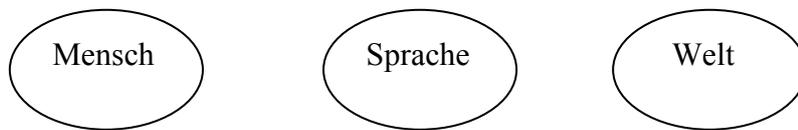
Die letzten Überlegungen deuten einmal mehr an, dass die Frage des *weltbildstiftenden Faktors von Einzelsprachen* in die Problemkreise von *Sprachinhalt* und *Wort-/Sprachfeld* direkt interferiert. Im Folgenden soll nun diese Thematik in Weisgerbers Sprachinhaltsforschung eingehender expliziert werden.

2.2.3. Muttersprache – Weltbild – Sprachgemeinschaft

Bei diesem Kapitel stehen wir vor der darstellungstechnischen Schwierigkeit, dass die hier abgehandelten Themen allesamt auch philosophisch virulent sind und somit einen Vorgriff auf Kapitel 3.1. beinhalten. Da Weisgerbers Sprachinhaltsforschung aber ohne eine Erörterung der Thesen zu den drei im Titel erscheinenden Begriffen nicht angemessen dargestellt werden kann, und dies ja das Hauptanliegen von Kapitel 2 ist, müssen wir also diese Gratwanderung, die eine Aufspaltung zwischen Sprachwissenschaft und Philosophie betreibt, in Kauf nehmen. Folgende Richtlinien seien dem Leser deshalb an die Hand gegeben: Die

erkenntnistheoretischen und ontologischen Implikationen der diskutierten Themen werden, ebenso wie ihre Gewährsmänner, die vorwiegend aus dem disziplinären Bereich der Philosophie – aber auch der Soziologie - stammen, erst in Kapitel 3 behandelt, so dass zwar philosophisch relevante Thesen im vorliegenden Kapitel durchaus eingeführt und im argumentativen Zusammenhang der Sprachinhaltsforschung situiert werden, nicht aber auf ihre Geltung hin diskutiert werden.

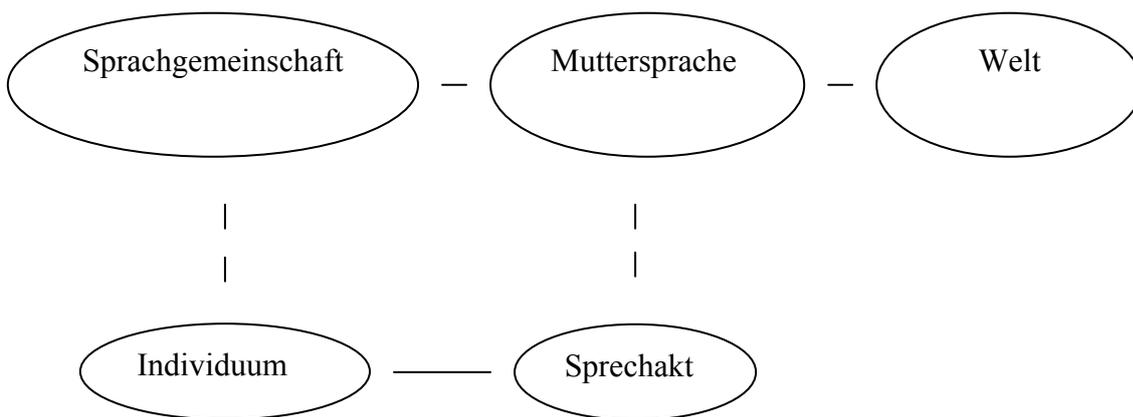
Wie schon oben in der Einleitung zu Kapitel 2.2. angezeigt wurde, gibt es nach Weisgerber drei Instanzen, deren Wirkung aufeinander zu untersuchen das Grundanliegen seiner Sprachwissenschaft ist:



FIGUR 8

Wir können nun drei Problembereiche als Forschungsaufgaben identifizieren:

(i) Weisgerber ist der Ansicht, dass die prototypischen Vertreter der Instanzen *Mensch* und *Sprache* der *sozialen* Dimension entstammen; sie werden terminologisch mit *Sprachgemeinschaft* und *Muttersprache* gefasst.¹⁴⁸ Die wesentlichen Bezüge zwischen den Instanzen *Mensch*, *Sprache* und *Welt* spielen sich also auf sozialer Ebene ab. Das Ausgangsschema wäre also in einem ersten Schritt folgendermaßen zu modifizieren:



FIGUR 9

¹⁴⁸ Vgl. hierzu ebenfalls FIGUR 6 in der Einleitung zu Kap. 2.2.

(ii) Es soll erforscht werden, welche Bezüge es zwischen diesen Grundinstanzen gibt und welcher Art sie sind. Diese Forschung positioniert sich bei Weisgerber sowohl in einem erkenntnistheoretischen wie auch in einem ontologischen Horizont, denn Weisgerber versucht zu zeigen, dass der Mensch Welt nur über Sprache erkennt, Sprache, und zwar in ihrer sozialen Gestalt als Muttersprache, also ein Erkenntnismedium – nach Weisgerber eine *Erkenntnisform* – ist. Andererseits hat Sprache auch einen ontologischen Status, der über den des Erkenntnismediums hinausgeht, denn Weisgerber behauptet, dass die Instanz *Sprache* auch Wirkungen auf die Instanz *Mensch* ausübt. Obwohl die *Muttersprache* als zwischen *Mensch* und *Welt* liegende Instanz – nach Weisgerbers Terminologie als *Zwischenwelt* – *prima facie* die Funktion einer ‘Relaisstation’ oder ‘Zentralinstanz’ für Wirkungsbezüge zugesprochen bekommt, diagnostiziert Weisgerber, unter Einbezug auch der ‘zweitrangigen’ Instanzen wie etwa der des Individuums, auch andere Wirkungsrichtungen, etwa von *Welt* auf *Muttersprache*, von *Individuum* auf *Muttersprache*, von *Welt* auf *Individuum* etc., deren Potential gesichtet werden muss. Es muss also damit gerechnet werden, dass das zu eruiende Gefüge von Wirkungsbeziehungen komplexer ist als es auf Anhieb erscheinen mag. Außerdem ist der Begriff *Welt* zu differenzieren, da er schon allein durch den Terminus *Zwischenwelt* instanzenübergreifend benutzt wird.

(iii) Das Schema in Figur 9 lässt sich in diachroner und auch synchroner Forschungshinsicht benutzen. Wie schon am Ende des Kapitels 2.2. erwähnt, ist der Sprachvergleich für Weisgerber eines der zentralen methodischen Hilfsmittel, um Einsicht in Sprachstrukturen zu gewinnen. Komparative Analysen können entweder intralingual verschiedene synchrone Querschnitte in der diachronen Entwicklung einer Sprache oder eben interlingual verschiedene Muttersprachen vergleichen. Die Evaluation der Vergleichsresultate verspricht auch Auskunft darüber zu geben, ob man davon ausgehen muss, dass alle Sprachen ein gemeinsames universales Fundament haben, oder ob dies eher unwahrscheinlich ist. Diese Divergenz spielt eine zentrale Rolle für den bekannten Streit zwischen Relativisten und Universalisten, der Grundsatzfragen der Sprachwissenschaft betrifft und zudem auch philosophische Relevanz hat.

Wie man sieht, sind sprachwissenschaftliche und philosophische Fragestellungen nur schwer und in eher künstlicher Trennung voneinander zu trennen. Wir werden im Folgenden versuchen, uns darauf zu konzentrieren, die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen Weisgerbers und ihre Ergebnisse in Bezug

auf die exponierten generellen Problembereiche darzustellen. Dabei gehen wir zunächst (2.2.3.1.) vom Instanzenbezug *Muttersprache* → (↔) *Welt* aus (Weltbildthese), behandeln im Anschluss daran (2.2.3.2.) den Bezug *Muttersprache* → (↔) *Sprachgemeinschaft* (und *Individuum*) und schließen das Kapitel mit der Diskussion des Aspekts des Sprachvergleichs bzw. der Pluralität der Sprachen (2.2.3.3.).

2.2.3.1. Sprache (Muttersprache) als Erkenntnismedium und die Weltbildthese

Weisgerber geht, wie schon der Titel seiner Habilitationsschrift zeigt, von seinen ersten Schriften an von der These aus, dass Sprache eine Erkenntnisform ist. Der Begriff *Form* ist dabei als *forma formans* zu verstehen. Sprache formt allererst das zu Erkennende. Zugleich ist sie ein Erkenntnismedium im ‘wörtlichen’ Sinne, da sie sich wie ein Filter *zwischen* die Instanzen *Mensch* und *Welt* schiebt.

“Die Begrenztheit des menschlichen Daseins verbietet es, einfach mit einem «reinen» Zugang des Menschen zur Welt zu rechnen; der sinnlich-geistigen Natur des Menschen entsprechend stützt sich menschliches Verhalten in der Welt immer auf sinnlich-geistige Ganzheiten, in denen sinnliche Zeichen die Welt dem Menschen geistig verfügbar machen; dieses Verfügbarmachen ist aber nicht rein reproduktiv, sondern der Einsatz von Zeichen wirkt sich in höchstem Maße produktiv aus als geistiger Zugriff des Menschen auf die Welt; in dieser schöpferischen Begegnung von Mensch und Welt bilden sich «geistige Zwischenwelten» aus, durch die alles, was von außen das Bewußtsein des Menschen erreicht, hindurch muß, wobei es der geistigen Verwandlung im Sinne dieser Zwischenwelten unterliegt; einer der wichtigsten, zugleich für den Menschen charakteristischen Wege solcher geistiger Anverwandlung des Seins ist die Sprache [...]” (Weisgerber 1954a: 572)

Wir sehen zunächst ab von der hier aufgestellten Behauptung, dass es neben der Sprache auch noch andere *Zwischenwelten* gibt. Dieses Problem wird im folgenden und in Kapitel 3 noch ausführlicher diskutiert werden. Wichtig ist dieses Zitat zunächst deswegen, weil es die Funktion der räumlichen Metapher des *Zwischen* verdeutlicht: Der Mensch hat nur *Zugang* zu Welt über die Zwischeninstanz Sprache. Und alles, was von außen kommt, muss *durch* diese Zwischeninstanz *hindurch*. Dort wird dieses *Alles* zudem nicht nur modifiziert, sondern es wird auch allererst zu einem jeweiligen ‘Etwas’. Dies geschieht *im Sinne* der Zwischenwelt Sprache, d.h. gemäß ihrer Eigengesetzlichkeit und Eigendynamik. Die Benutzung dieses Weges oder Durchgangs ist, dies zeigt die Verwendung von *muss* an, eine Notwendigkeit.

Weisgerber ist sich durchaus bewusst, dass die sprachliche Fassung dieser Erkenntnismetapher mit Unschärfen arbeitet, besonders was die Verwendung des Terminus *Welt* angeht. Unter Verweis auf Erbens Artikel von 1954 zum Stichwort *Welt* im Grimmschen Wörterbuch, wo 11 unterschiedliche Hauptbedeutungen angegeben werden, vermerkt Weisgerber, dass mindestens fünf dieser elf Hauptbedeutungen¹⁴⁹ in seinen eigenen Verwendungen des Wortes *Welt* aktualisiert werden. Meiner Ansicht nach lassen sich aber diese fünf Hauptbedeutungen auf vier reduzieren: (i) *Welt* als Außenwelt oder Makrokosmos, (ii) *Welt* als die Gesamtheit der sinnlich und geistig erfassbaren Erscheinungen und Sachverhalte, (iii) *Welt* als in sich geschlossener Bezirk verschiedener Art, der in seiner Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit gleichsam ein All im kleinen darstellt, (iv) *Welt* als die Ganzheit eines geistigen Bereichs (vgl. Weisgerber 1962b: 40). Weisgerber begnügt sich nicht nur an der hier zitierten Stelle, sondern auch generell damit, die Polysemie oder, in Weisgerbers Verständnis: multiple Homonymie, bezüglich des Lexems *Welt* nur aufzuzeigen. Die eigentlich reizvolle Aufgabe einer Inhalts- bzw. Feldanalyse der *Welthomonyme*, die natürlich philosophisches Karat hätte, wird als Desiderat deklariert (Weisgerber 1962c: 250), aber nicht durchgeführt, sondern als Frage ‘zurückgestellt’ (Weisgerber 1962b: 40). Weitere Ausführungen Weisgerbers in diesem Zusammenhang (ebd.) deuten aber an, dass es ihm gar nicht darum geht, terminologische Unschärfen zu beseitigen, sondern diese vielmehr (implizit) als Rechtfertigung dafür zu benutzen, den Weltbegriff¹⁵⁰ sowohl in normalsprachlicher als auch in terminologischer Hinsicht zu verwenden. Das Lexem *Welt* wird von Weisgerber erstens für die oben in FIGUR 9 angegebene **Instanz Welt** (WELT 1) verwendet. *Welt* in diesem Sinne umfasst alles das, worauf sich Erkenntnis und Sprache richtet. Darunter fallen, provisorisch betrachtet, die Extensionen von Weltbedeutung (i) [=Außenwelt] und Weltbedeutung (ii) [=erkennbare Welt]. Zweitens ist nach Weisgerber auch die **Instanz Sprache** eine *Welt* (WELT 2), und zwar im Sinne der Weltbedeutungen (iii) und (iv) [=Eigensystem, Ganzheit, geistiger Bereich]¹⁵¹. Drittens wird mittels der WELT 2-Bearbeitung von WELT 1 etwas produziert, konstituiert oder bewirkt, was sprachlich und auch nicht-sprachlich sein kann, und somit WELT 3 [=alles sprachlich Konstituierte] schafft, eine *Welt*, deren Bedeutung *a fortiori* allen oben angegebenen vier Bedeutungen zuordbar ist. In freier Analogie zum alten

¹⁴⁹ Weisgerber selbst verwendet in der Passage den Begriff *Bedeutung* (Weisgerber 1962b: 39).

¹⁵⁰ Wir benutzen hier das Wort *Begriff* als Indikator für die Gesamtheit der mit der Lautform *Welt* verbundenen Inhalte.

¹⁵¹ Angemessener wäre es, bei Weltbedeutung (iv) in Anwendung auf *Sprache* statt nur von einer geistigen von einer *sinnlich-geistigen* Ganzheit zu sprechen.

Universalienproblem könnte man auch sagen, es gibt bei Weisgerber ‘Welt’ *ante linguam, in linguae* und *post linguam*.

Die drei Varianten des Weltbegriffs können nun als Leitfaden für eine simplifizierte Fassung dessen herhalten, was für Weisgerber der Grundvorgang des sprachlich organisierten menschlichen Erkennens ist: Rohmaterial aus WELT 1 wird in und von WELT 2 zu WELT 3 verarbeitet. Diesen Prozess fasst Weisgerber seit 1954 mit dem Terminus *Worten der Welt*. Die Neuprägung *worten* als desubstantivische Ableitung von *Wort*, die schon bei Meister Eckhart in ähnlicher Form zu finden ist (vgl. dazu am ausführlichsten Weisgerber 1955a: 252f.), soll unter Nutzung des effektiven Wortstandes den Tatbestand fassen, dass etwas *in Wort überführt, zu Sprache verwandelt* wird, und nicht, dass etwas einfach nur in Worte gefasst oder formuliert wird (Weisgerber 1962c: 251). Wir werden uns nun den zwei Fragen zuwenden: Was wird zu was ‘gewortet’? und: Wie wird ‘gewortet’? Die Beantwortung dieser Fragen lässt dann deutlicher verstehen, was Weisgerber mit der These vom *Weltbild der Sprache* meint und welche Rolle die *Muttersprache* dabei übernimmt.

Veranlasst durch einen Beitrag Erich Rothackers in der Festschrift *Sprache – Schlüssel zur Welt* zu Weisgerbers 60. Geburtstag (1959) versucht Weisgerber eine differenziertere Konzeption dessen, *was* gewortet wird, zu erarbeiten. Dabei erfährt auch der Weltbegriff eine erneute Analyse. Von der Position des Philosophen aus hatte Rothacker in grundsätzlicher Zustimmung zu Weisgerbers Konzept des *Wortens* eine andere begriffliche Differenzierung desjenigen, was bei Weisgerber als Weltbegriff fungierte, vorgeschlagen:

“Ich nenne «Welt» das was die Sprachen inhaltlich sich erdeutet, erarbeitet, gewortet haben, und unterscheide diese Welt von dem, was ich (in Ermangelung eines empfehlenswerteren Wortes) die letzte unserem menschlichen Erkennen transzendente, letztlich völlig rätselhafte, ab-solute, «an sich seiende» «Wirklichkeit» nennen möchte, die uns bedrängt, die wir handelnd bedrängen, die unserem Handeln Widerstand leistet und dementsprechend für uns relevant ist und gewortet wird.” (Rothacker 1959: 40)

Rothackers Nominaldefinition von *Welt* und *Wirklichkeit* reduziert also die Mehrdeutigkeit des Weisgerberschen Weltbegriffs, indem Weisgerbers WELT 1 durch den Terminus *Wirklichkeit* ersetzt wird. Weisgerber nimmt nun Rothackers Vorschlag auf, indem er 1960 ein Konzept vorlegt, in dem der Begriff *Wirklichkeit* im Sinne Rothackers verwendet wird. Allerdings schien Weisgerber den Ehrgeiz zu verspüren, die relativ klare Distinktion Rothackers mit subtilen Zusatzdifferenzierungen

anzureichern. Dies führt im Resultat zur These der *Vier Schauplätze des Wortens der Welt* (Weisgerber 1960a), die Weisgerber auch nach 1960 noch wiederholt präsentierte (u.a. Weisgerber 1962c: 250ff., 1963a: 28ff.). Die Kennzeichnung dieser vier Schauplätze sieht wie folgt aus:

- “I. Die Sprachkraft tritt in unmittelbare Wechselwirkung mit der Wirklichkeit.
- II. Die Sprachkraft trifft auf bereits durch andere menschliche Sinnes- und Geisteskräfte in menschliche Welt übergeführte Wirklichkeit.
- III. Die Sprachkraft trifft auf die Entfaltungsformen innermenschlicher Welt aus außersprachlichen menschlichen Kräften.
- IV. Die Sprachkraft schafft gemäß ihrem eigenen Gesetz geistige Sprachwelt.” (Weisgerber 1963a: 28)

Lassen wir fürs erste unberücksichtigt, wie (und ob) der Terminus *Sprachkraft* näher bestimmt werden kann. In unserem Zusammenhang wichtiger ist der Tatbestand, dass Weisgerber davon ausgeht, dass Sprache einerseits Wirklichkeit direkt, d.h. nicht in vermittelter Form verarbeiten kann (Bereich I), dass Sprache andererseits in Bereich II und III eine schon vermittelte, schon modifizierte Wirklichkeit verarbeitet und in Bereich IV sich selbst verarbeitet. Mit seinen näheren Ausführungen zu den vier Bereichen des Wortens verstrickt sich Weisgerber allerdings in diffuse Distinktionsversuche. Bezüglich des Bereichs I sei es uns heute noch unmöglich, “reine Fälle” des Aufeinandertreffens von Sprachkraft und Wirklichkeit “namhaft zu machen” (Weisgerber 1960a: 18; 1962c: 253), möglicherweise gebe es sie gar nicht. In einer kurze Zeit später erschienenen Veröffentlichung (Weisgerber 1963a: 29) gibt Weisgerber dann ohne weiteren Kommentar zu bedenken, dass möglicherweise das Worten der *Zeit* eine solche direkte und rein sprachliche Verarbeitung von Wirklichkeit, also ohne ‘Zutun’ der Sinne, darstellen könne. Man vermisst natürlich eine Begründung, wie sich das vorstellen ließe, eine solche wird von Weisgerber auch nie nachgereicht. In Bereich II handele es sich um Versprachlichung von “Sinnesqualitäten (*rot, bitter, warm*)” und “Sinnestätigkeiten (*hören, schmecken*)” (Weisgerber 1960a: 19), ebenso aber auch um Fälle, in denen “andere Geisteskräfte”, wobei “religiöse” und “künstlerische Kräfte” (ebd.) als Exempel genannt werden, Wirklichkeit nicht-sprachlich ‘einfangen’ und gestalten. Wiederum fehlt eine Erläuterung dieser doch sehr heterogenen Sprachleistungen. Neben die Versprachlichung von Sinneswahrnehmungen tritt die sprachliche Erfassung der Reflexion auf die Wahrnehmungstätigkeit selbst, die ja schon auf einer höheren Abstraktionsebene stattfindet, und zudem fragt man sich

natürlich, was denn unter einer nicht-sprachlichen religiösen Wirklichkeitsgestaltung zu verstehen sein soll. Eine solche, wenn es sie denn gäbe, würde sich auch nur sehr künstlich vom Bereich III trennen lassen, in dem Weisgerber die Versprachlichung von Anstößen “innermenschlicher Art” (ebd.) situiert, wozu alles Schöne, Hässliche und auch Freude oder Trauer gehören soll. Scheinbar spielt Weisgerber hier auf ästhetische Urteile, Stimmungen oder Gefühle an. Besonders zu beachten seien in diesem Bereich syntaktische Verfahrensweisen wie die Wahl der Wortart, die Aspekte, die Satzbaupläne (ebd.). Ohne allen kritischen Einwänden nachzugehen genügt es schon zu fragen, inwiefern Stimmungen, Gefühle, ästhetische Urteile wahrnehmungsungebunden sind, wo die Legitimation der Trennung von Bereich II und III liegt, warum zum Beispiel Wortarten ein spezifisches Statut für das Versprachlichungsverfahren in diesem Bereich haben etc. Der Bereich IV schließlich ist der Bereich, in dem Sprache sich auf sich selbst richtet. Weisgerber meint damit, dass Sprache durch die faktische Nutzung formaler Möglichkeiten, und zwar vor allem von Wortbildungsmöglichkeiten der Komposition und Derivation, an Substanz, d.h. an Wortschatz und Ausschöpfung syntaktischer Potentiale, zunimmt.

Die These von den *vier Schauplätzen des Wortens der Welt* ist nicht nur mangelhaft begründet, sie arbeitet darüberhinaus auch mit einer undurchdachten stereotyp-naiven Kategorisierung einer vorsprachlichen Welt- oder Wirklichkeitsphäre und der Postulierung von diversen kulturellen, aber dennoch nichtsprachlichen Kräften, die nirgends näher erläutert werden. Erkennbar wird hier schon, dass Weisgerber keinen absoluten Sprachidealismus vertreten möchte, sondern dem ‘Außersprachlichen’ einen beschränkten epistemologischen und ontologischen Status belässt. Dieser bleibt aber, zumindest in der These¹⁵² der ‘vier Schauplätze der Welt’, mangelhaft bestimmt, zumal eine Einteilung in Innen- oder Außenwelt, in religiöse oder künstlerische Welt etc. nach Weisgerber ja gerade nicht als naturalistische Vorgabe, sondern als *Ergebnis* sprachlicher Differenzierungsstrategien verstanden werden soll. So verwundert es auch nicht, dass Weisgerber selbst immer wieder (u.a. Weisgerber 1962c: 253f.) auf die Schwierigkeiten einer klaren Abgrenzung der vier Schauplätze hinweist. Selbst die (ebenfalls in Anlehnung an Rothacker) vorgenommene Unterscheidung, dass die sprachliche Verarbeitung außersprachlicher Vorgaben in den Bereichen I-III mit dem Begriff *verworten*, die Verarbeitung von Sprachmaterial als *erworten*, d.h. als das

¹⁵² In der Auseinandersetzung mit Humboldt und Cassirer wird Weisgerber dann eine klarere und besser begründete Konzeption vertreten, vgl. dazu Kap. 3.

Erschaffen von etwas Neuem, gefasst werden könne, relativiert Weisgerber dann doch wieder dahingehend, dass eigentlich jedes und jegliches Worten eine konstitutive Leistung beinhalte und damit auch den Terminus *erworten* verdiene (Weisgerber 1960a: 21). Dies ist auch die These, die es zu untersuchen lohnt. Sehen wir also im folgenden, wie sich für Weisgerber das *Wie*, d.h. die Art und Weise oder der Prozess des Wortens konzipieren lässt.

Die Ausgangsbasis und Entwicklung der entscheidenden Argumente bezüglich dieser Fragestellung erarbeitet Weisgerber schon in seinen ganz frühen Schriften, noch bevor also der Begriff des *Wortens der Welt* als Terminus eingeführt wird. Dabei richtet sich Weisgerbers Interesse in besonderem Maße auf die Thematik der sprachlichen Verarbeitung von sinnlicher Wahrnehmung. Schon in seiner Antrittsvorlesung (Weisgerber 1926) in Bonn deutet Weisgerber die kurz zuvor publizierten Ergebnisse der über die Fachgrenzen hinaus bekannt gewordenen sprachpathologischen Untersuchungen der Psychologen Gelb und Goldstein (Gelb und Goldstein 1925) zu Fällen von Farbennamenamnesie in einer Weise, die grundlegend für seine spätere Weltbildthese bleiben sollte. Bei einer Farbennamenamnesie liegt keine Einschränkung der optischen Wahrnehmungsfähigkeit vor, sondern der Verlust der abstrakten Farbbezeichnungen. Die Patienten sind, zum Teil sogar in höherem Maße als Gesunde, durchaus in der Lage, einen Farbton mit einem ihm entsprechenden konkreten Gegenstand (das Rot der reifen Erdbeere, das Gelb des (heutigen) deutschen Briefkastens) zu verbinden, sie können aber weder mittels abstrakter Farbennamen die Farben von Gegenständen benennen noch Farbtöne nach dem Ähnlichkeitskriterium ordnen. Sie stehen also zum Beispiel hilflos Aufforderungen wie *“Gib mir doch mal den roten Schal!”* gegenüber. Während für den amnestischen Patienten ein konkretes Kohärenzerlebnis die Zuordnung von Farbton und Gegenstand bestimmt, kann der Gesunde auch ohne direkte sinnliche Anschauung mit dem Phänomen Farbe umgehen. Etwa vor die Aufgabe gestellt, aus einer ganzen Palette von verschiedenen Farbproben die grünen herauszusuchen, wird er dies nicht nur ohne Probleme bewältigen, er würde auch, falls kein einziger Grünton unter den Farbproben ist, diesen Tatbestand konstatieren können. Ihn zeichnet also nach Weisgerber ein begrifflich bestimmtes Verhalten aus, er besitzt *“begrifflich festgelegte Zuordnungsprinzipien für seine Erlebnisse”* (Weisgerber 1926: 245).

Diese These wird nach Weisgerber auch von Beobachtungen im Bereich der Geruchs- und Geschmacksempfindungen bestätigt. Zur Zeit Weisgerbers ging die

Mehrheit der Sinnesphysiologen davon aus, dass man bezüglich der Geschmacksempfindungen mit vier grundlegenden Geschmacksqualitäten rechnen könne, die in annähernder Entsprechung zu den Begriffen *süß*, *sauer*, *bitter* und *salzig* stünden, wohingegen die Zahl der unterscheidbaren Geruchsqualitäten unübersehbar groß und genau gar nicht angebbar sei (vgl. Weisgerber 1928a: 140). Während Weisgerber noch 1926 annahm, dass es im Geruchsbereich eine kleine Anzahl von physiologisch bestimmbar Grundqualitäten gebe, so ändert er seine Position schon spätestens zwei Jahre später grundlegend:

“Ist es ein Zufall, daß die Wissenschaft dort Kategorien feststellen kann, wo die Sprache solche kennt, und dort keine, wo die Sprache keine kennt?” (ebd. 135)

Bis 1932 rezipiert Weisgerber aufmerksam eine Reihe von neuesten Forschungen im Bereich der Psychologie, der Physiologie und der Chemie zu diesem Thema, die seiner Meinung nach deutlich zeigen, dass einerseits die chemische Struktur von geschmacks- oder geruchserzeugenden Stoffen nicht als Kriterium für eine Einteilung selbiger in Klassen geeignet ist, und andererseits auch psychologische Versuche, Gerüche von Versuchspersonen klassifizieren zu lassen, scheiterten (Weisgerber 1932d). Ohne geeignetes Sprachmaterial seien wir also nicht in der Lage, Sinnesempfindungen zu kategorisieren. Während es im Bereich der Geschmacksempfindungen zumindest eine geringe Anzahl von gruppenbildenden Abstrakta gibt, stehen wir den Geruchsempfindungen so ‘hilflos’ gegenüber wie der amnestische Patient den diversen Farbproben. Wenn wir einen Geruch benennen wollen, sind wir in der Regel gezwungen, auf ein bestimmtes Kohärenzerlebnis, d.h. den geruchserzeugenden Gegenstand bzw. die mit dem Geruch verbundene Handlung/Situation, zu verweisen.

In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist, dass Weisgerber schon in seiner Habilitationsschrift von 1924 eine Analyse der sprachlichen Verarbeitung von Sinnesempfindungen liefert, die theoretisch sogar mitunter präziser und detaillierter gefasst ist als in den späteren Arbeiten. Geradezu modern wirkt die Auffassung von einer Art katalytischen Hyperzyklus’ zwischen Empfindung und Begriffsbildung. Weisgerber geht zunächst davon aus, dass ein Gesamteindruck von Sinnesempfindungen sich nur gestalten kann, wenn eine Anzahl von Empfindungen zusammengefasst und gleichzeitig gegen alle übrigen wahrgenommenen abgegrenzt wird (Weisgerber 1924: 171). Diese Leistung wird mit Hilfe der sprachlichen

Benennung erbracht, sie kanalisiert und typisiert die im Prinzip infiniten Wahrnehmungs- und Empfindungsdaten. Als Beispiel nennt Weisgerber die “Absonderung der Bewegung von dem Empfindungskomplex” (ebd. 172), wodurch letzterer überhaupt erst als fixe Dingvorstellung gefasst werden könne. Sobald wir für einen bestimmten Empfindungskomplex eine sprachliche Benennung parat haben, wird diesem auch ein Mehr an sinnlicher Aufmerksamkeit zuteil, d.h. die Fokussierung bestimmter Empfindungskomplexe wird habituell (ebd. 187). Da aber die Empfindungen nie identisch sein werden, liefert diese habituelle Fokussierung eine immer wieder genutzte Hilfe, um mit der ständig wachsenden Reichhaltigkeit an Empfindungsdaten umzugehen, wodurch die jeweiligen Dingbegriffe an inhaltlicher Fülle, Variabilität und Differenziertheit gewinnen. Dies kann wiederum dazu führen, dass auf sprachlicher Seite neue Differenzierungsbedürfnisse entstehen, die dann wieder eine Differenzierung des Empfindungsfokus nach sich ziehen. Die Ausdifferenzierung auf ‘materialer’ Seite initiiert sozusagen die Begriffsgenese mit Hilfe der bloßen Benennung. Sprachliche Begriffe unterscheiden sich dabei deutlich von logischen. Die Aufmerksamkeitsverstärkung geschieht interaktiv und ist deutlich von der logischen Subsumption unter allgemeine Gattungsbegriffe zu trennen. Vielmehr läge man nicht falsch, wenn man die Interpretation Weisgerbers als Proklamation eines metonymisch motivierten sprachlichen Begriffsgeneseverfahrens deuten würde (vgl. besonders ebd. 175ff.). Als weitere sprachliche Kategorisierungsinstanz höherer Dimension tritt zudem der Tatbestand in Funktion, dass Benennungen automatisch einer der einer Einzelsprache zur Verfügung stehenden Wortarten angehören müssen, wodurch Empfindungskomplexe eine spezifische Interpretation erhalten (ebd. 176), ohne dabei extensionale und bisweilen gar kategorial anmutende Spielräume zu tilgen. So kann mit dem Wort *Regen* sowohl der materiale Niederschlag als auch der Vorgang benannt werden (ebd.). Die Konzeption der Begriffsgenese als eines bilateralen Prozesses gegenseitiger Verstärkung, bei dem bestimmte Wahrnehmungsbahnen profiliert, differenziert und andere ausgeblendet werden, hindert Weisgerber aber nicht daran, schon in der Habilitationsschrift (ebd. 165) und in der Folge dann immer betonter die sprachliche Benennung als Kristallisation von Empfindungs- oder Wahrnehmungskomplexen als die entscheidende begriffsgenetische Instanz hervorzuheben, denn es ist der sprachliche Begriff mit seiner Stütze im Fixpunkt der Benennung, der allererst Wahrnehmungsbrennpunkte und Wahrnehmungsbahnen schafft. So heißt es dann 1926:

“Stellen wir uns rein auf den Standpunkt des erlebenden, den Begriff bildenden Menschen, so wird der Begriff ‘rot’ nicht so sehr dadurch gewonnen, daß der Erlebende in den verschiedenen nüancierten Farbenerlebnissen etwas Gemeinsames erkennt, als dadurch, daß das gemeinsame sprachliche Symbol unter dem Druck der Sprachgemeinschaft die an sich vielfältig geschiedenen ‘Rot’eindrücke zu einer geschlossenen Arbeitseinheit zusammenschmiedet.” (Weisgerber 1926: 247)

Und ein paar Zeilen zuvor im gleichen Text betont Weisgerber noch deutlicher, dass der konstitutive Charakter der Begriffsgenese auf der Seite der sprachlichen Verwortung liegt:

“Und man kann von den meisten sprachlichen Symbolen behaupten, daß ihre Aufgabe nicht darin besteht, Bestimmungen und Inhalte, die in der Vorstellung schon vorhanden sind, lediglich zu wiederholen, sondern darin, sie als solche erst zu setzen und kenntlich zu machen.” (ebd.)¹⁵³

Deutlicher als in den Vorkriegsschriften – dies hängt natürlich auch mit der anfänglichen Konzentration auf das ‘Worten’ von Sinneswahrnehmungen zusammen – betont Weisgerber später immer wieder, dass Benennungen nicht nur projektiv Wirklichkeit konzipieren, sei es als Dingvorstellung oder – wie die Berücksichtigung des Faktors der Wortarten ja auch schon gezeigt hatte – Vorgangs- oder Eigenschaftsvorstellung etc., sondern ebenso auch Inkorporationen von Bewertungen und Urteilshandlungen sein können.

“Aber es bleibt nicht bei dem reinen Beachten von Gegebenem, sondern es ist ein Aufmerken, das zu einem Auffassen führt, und das beschließt eine weitere sprachliche Leistung in sich. Es kommt nicht nur darauf an, daß die Erscheinungen den Weg zur Beachtung finden, sondern es ist auch wesentlich, wie sie sich dem Bewußtsein darstellen. Und hier ist ja nun der ureigene Wirkungsbereich der Sprache gegeben: das Herausgreifen, das Sondern, das Ordnen, das Werten, das sind die eigentlichen Mittel des geistigen Umformens, die den Weg von der Welt der ‘Sachen’ bis zu der Welt des bewußten Seins bestimmen. Und so wird denn auch das Beurteilen, das in jedem solchen Auffassen von Erscheinungen steckt, durch die vorgegebenen Sprachmittel gelenkt.” (Weisgerber 1950b: 32f.)

¹⁵³ 1929 beruft sich Weisgerber (1929b: 30ff.) zur Bestätigung seiner These, dass Begriffsbildung entscheidend durch Benennung gelenkt bzw. initiiert wird, auf Ergebnisse psychologischer Versuche, die zeigten, dass Versuchspersonen, denen eine Anzahl unterschiedlichster Gegenstände gezeigt worden war, die mit einem einzigen Phantasienamen bezeichnet wurden, aufgrund des gleichen Namens bestrebt waren, gemeinsame Merkmale dieser Gegenstände ausfindig zu machen, d.h. sie suchten aufgrund des gleichen Namens eine ihm entsprechende Begriffsvorstellung zu entwickeln. Dies zeigt einmal mehr, dass Weisgerber in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg sehr aufmerksam die interdisziplinäre wissenschaftliche Debatte zu seinem Thema verfolgte.

Nach Weisgerber heißt das, dass “niemals die ‘Dinge’ als solche in die Sprache hereingeholt werden können, sondern immer nur bestimmte Sehweisen der ‘Dinge’ als ‘Gegenstände’ des Denkens auftreten” (ebd. 221). Schon die Ausführungen zum Begriff des Sprachinhalts lieferten eine Anzahl von Beispielen dafür, dass schon in der sprachlichen Einheit des Worts eine solche implizite Beurteilungs- oder Bewertungsfunktion zum Tragen kommen kann (*Kopf / Haupt / Birne*) bzw., wie im Fall der Privativa (*Loch, Lücke, Schlitz*), Denkgegenstände mit hypostasierten ‘Dingen’ kaum noch etwas gemein haben müssen. Mit Recht hebt Weisgerber hervor, dass es sich in einfachen konstatierenden Aussagen wie *Die Blume ist rot* oder *Die Frucht ist süß* um keine ‘objektiven’ Deskriptionen handelt, sondern um ein “Hinausverlegen eines nur im urteilenden Resultat faßbaren Prozesses in die Dinge selbst” (Weisgerber 1973a: 170).

Das vielleicht interessanteste Argument bzgl. der Frage des *Wie* des Wortens führt über das bisher Festgestellte hinaus, wird aber bei Weisgerber meiner Ansicht nach nicht eindeutig genug betont.¹⁵⁴ Meist anhand der Frage der sprachlichen Benennung expliziert Weisgerber, wie wir sahen, dass mittels kognitiver sprachlicher Differenzierungsstrategien Sehweisen von ‘Wirklichkeit’ geschaffen und habitualisiert werden. Doch dies ist noch nicht alles. Wie es schon im letztgenannten Zitat von 1926 (Weisgerber 1926: 247) heißt, gewinnen die erst einmal habitualisierten Benennungen einen autonomen Status, eine Art ‘Eigenleben’, indem sie als “Arbeitseinheit” (ebd.) einsetzbar werden. Sie werden zu Funktionselementen, die miteinander verbunden und in Beziehung gesetzt werden können, so dass mit ihnen als Basiseinheiten neuartige Strukturen und Relationsgefüge geschaffen werden. Dabei argumentiert Weisgerber in den Aussagen, die dieses Theorem explizieren, heterogen, da er sich einmal explizit auf das System *Sprache* bezieht, in dem Wörter zu Fixpunkten oder grammatikalischen Relaisstellen für den Auf- und Ausbau lexematischer und syntagmatischer Relationen avancieren, andererseits aber die Funktion der Wörter als Ausgangspunkt für die Entwicklung von *Denkprozessen* betont.

Als Beispiel für den letzteren Fall kann die Analyse des Wortes *Orion* dienen, die sich bei Weisgerber (1962b: 41-50) über ganze zehn Seiten erstreckt. Geradezu simpel ist der erste Argumentationsschritt, der aufzeigt, dass man mit dem Wort *Orion* eine Gruppe von Sternen bezeichnet und zu einem Sternbild zusammenfasst, wodurch

¹⁵⁴ Dies hängt sicherlich auch damit zusammen, dass die Diskussion des *Wie* des Wortens unwillkürlich eine genetische Perspektive einnimmt, die in der Regel bei Weisgerber im Gegensatz zur synchronen nur schwach profiliert wird.

ein 'geistiger Gegenstand', in diesem Fall ein 'Sternbild', geschaffen wird. Die im Wort konstituierte Zusammenordnung gebe es als solche aber nicht in der 'Realität', sie werde erst sprachlich geschaffen, was man auch daran sehe, dass in verschiedenen Sprachen und auch in verschiedenen Sprachepochen einer einzigen Sprache jeweils andere Einzelsterne zu jeweils anderen Sternbildern zusammengefasst wurden (Weisgerber 1962b: 44f.). Demnach sei der *Orion* eine "gedankliche Größe" (ebd. 45) und

"der eigentliche Daseinsort der Sternbilder eine geistige «Zwischenschicht» zwischen «Außenwelt» und Bewußtheit [...], in der deutlich die Sternenwelt unter den Bedingungen irdischer Sicht gemäß den Richtungen menschlicher Aufmerksamkeit gedanklich verarbeitet wird. In dieser Verarbeitung entstehen die Sternbilder als «geistige Gegenstände», die in einer solchen «Zwischenwelt» existieren, von einer Gruppe von Menschen anerkannt und benötigt als gedankliche Stützpunkte des Verhaltens zur Sternenwelt [...]" (ebd.)

Habitualisierte Benennungen müssen also nach Weisgerber aufgrund der Tatsache, dass sie Empfindungen und Wahrnehmungen bündeln und in einem Wort binden und kristallisieren, als Stützpunkte ('Arbeitseinheiten') und Ausgangspunkte für sich daran anknüpfende kognitive Leistungen gesehen werden. Im Kontext der hier referierten Textpassage betont Weisgerber ausschließlich die 'denkauslösende' Funktion der Benennungen. Wenn auch nicht explizit ausgeführt, so lassen sich Weisgerbers Aussagen doch nur so verstehen, dass die einmal 'gefundenen' Benennungen *Bedingung* dafür sind, dass das Denken mit ihnen über Operationseinheiten verfügt, die es zu neuen Komplexen verknüpfen kann.

"Das Denken übernimmt die Führung und baut die aus dem Eindruck der Sternenwelt selbst gewonnenen Ansätze aus in einer Weise, die die geistige Formung dieses Bereichs in den Vordergrund rückt. Dabei gewinnen alle Eigenarten des menschlichen Geistes Einfluß und führen zu Ergebnissen, die immer weniger durch den Bau oder auch nur die reine Sicht der Sternenwelt selbst bestimmt sind." (ebd. 46)

Was Weisgerber damit meint, erläutert er im Anschluss an die zitierte Textpassage. Gerade das Beispiel der Sternbilder zeige, dass "ein einmal gewählter Name eines Sternbildes Ansatz zu einer ganzen Kette von in die Sternenwelt hineingesehenen Bildern werden" (ebd.) konnte, also eine ganze Reihe von Figuren oder Requisiten bestimmter Mythen "verstirnt" (ebd.) wurde. Motiviert durch die

erstmalige Benennung wird hier der schon vorhandene sprachlich-textuelle Kontext dieser Benennung aktiviert, um einen *prima facie* sperrigen Wirklichkeitsbereich zu erschließen, wobei natürlich die Gefahr besteht, dass die Textlogik in die Wirklichkeitsinterpretation interferiert. Dies wird besonders deutlich bei der astrologischen Deutung kosmischer Prozesse, obwohl auch hier die Benennung der entscheidende Faktor dafür ist, dass das schwer fassbare Universum in die handliche Auffassung des Zodiaks mit zwölf an Sternbilder gebundenen Abschnitten transformiert wird, was wiederum förderlich für das Gewährwerden und die weitere Erforschung kosmischer Gesetzmäßigkeiten ist. Diese von Weisgerber in wenigen Strichen skizzierte Genese eines Denkprozesses, die von Benennungen ihren Ausgang nimmt, mündet schließlich im wissenschaftlichen Denken der Astronomie, welches zugleich eine Art Korrektur vorangegangener Denkprozesse bedeutet, da die Wissenschaft bestrebt sei, subjektive Projektionen weitgehend abzubauen und zur “größtmögliche[n] Übereinstimmung zwischen dem Sein der «Dinge» selbst und ihrem Bewußt-Sein für den Menschen” (ebd. 50) zu gelangen. Weisgerber geht an dieser Stelle nicht auf die erkenntnistheoretische Problematik ein, inwiefern die Wirklichkeit hier berechtigterweise als Systemfaktor berücksichtigt werden darf. Auch dazu wird im Kapitel 3 mehr zu sagen sein. Ihm geht es hier nur darum, ein “erstes Modell” (ebd. 51) dafür aufzustellen, dass sprachliche Benennung Denkprozesse initiiert oder initiieren kann. Modellhaft ist das Beispiel der Sternbilder insofern, als es einen Geneseprozess herausarbeitet, der “in allen Bereichen des Lebens” (ebd. 50) stattfindet.

Wie man schon zwischen den Zeilen lesen kann, setzt die separate Ansetzung und Diskussion von *Denkprozessen* deren sprachliche Präformiertheit voraus, d.h. alle in den beschriebenen Geneseprozess einfließenden Kontexte sind irgendwann einmal sprachlich initiiert worden. Dabei bietet die Konzentration auf die Rolle der Benennung im *Orion*-Beispiel eine nur begrenzte Sicht auf das konstitutive Potenzial von Sprache. Schon 1926 hatte Weisgerber betont, dass

“die Untersuchung [des] begrifflichen Aufbaus [einer Sprache] und ihrer syntaktischen Formungsmöglichkeiten [...] uns den Schlüssel zur Wertung alles dessen [bietet,] was in dieser Sprache gedacht und geredet, was auf Grund intellektueller Arbeit von ihren Trägern getan wird.” (Weisgerber 1926: 251)

Spätestens ab 1931 kommen dann noch die im Wortfeld verankerten inhaltlichen Relationen zwischen Wörtern als weiteres denkkonstitutives Element in Betracht, so dass wir hier den Bogen zurückspannen können auf all das, was in den Kapiteln 2.2.1. und 2.2.2. dargestellt wurde. Die Untersuchung der Lexik und Syntax einer Sprache und die Erforschung der in beiden Bereichen wirkenden Feldgesetzmäßigkeiten bietet nach Weisgerber den Schlüssel für Einsichten in den Aufbau und die Substanz sprachlich konstituierter Welt.

Als vorläufiges Ergebnis dieses Unterkapitels ist festzuhalten, dass *Welt* (WELT 3) nach Weisgerber in einem Erkenntnisprozess entsteht, der entscheidend durch die in einer Einzelsprache vorhandenen sprachlichen Mittel (WELT 2) bestimmt wird. Unzureichend geklärt ist die Frage, ob dieser Erkenntnisprozess ausschließlich sprachlich bestimmt ist, oder ob noch andere Faktoren der Weltkonstitution anzusetzen sind. In dieser Hinsicht ist vor allen Dingen zu klären, ob der WELT 1 eine weltkonstituierende Funktion zuerkannt werden muss (vgl. dazu Kap. 3.1.).

Bevor wir aber nun zur Diskussion der Frage übergehen, inwiefern der Prozess des 'Wortens der Welt' sich im wesentlichen in der Sprachgemeinschaft, d.h. nach Weisgerber auf 'sozialer' Ebene abspielt, soll untersucht werden, ob der Gebrauch der Termini *Weltbild*, *Weltansicht*, *innere Sprachform*, *Worten der Welt* und *Zwischenwelt* von Weisgerber differenziert wird oder auf die Erfassung gleicher, nur unterschiedlich perspektivierter Sachverhalte abzielt.

Der 1954 eingeführte Terminus *Worten der Welt* resultiert im Grunde aus dem zur gleichen Zeit von Weisgerber unternommenen Versuch, die Termini *Weltbild*, *Weltansicht*, *innere Sprachform* und *Zwischenwelt* neu zu überdenken und schärfer gegeneinander abzugrenzen. Die knappe graphische Übersicht, in der Weisgerber ebenfalls 1954 das Ergebnis dieses Versuchs dokumentiert, ist entscheidend für den weiteren Gebrauch der Termini in den darauf folgenden Schriften:

“Weltbild der deutschen Sprache

statische Betrachtung.

Bewußtmachen des inhaltlichen
Aufbaues der deutschen Sprache
Auf dem Wege der inhaltbezogenen
Grammatik mit dem Ziel einer
Übersicht über die «sprachliche
Zwischenwelt».

(*Humboldts* Weltansicht der
deutschen Sprache.)

energetische Betrachtung.

Verstehen der geistgestaltenden
Kraft der deutschen Sprache durch
durch Einsicht in das Verfahren der
sprachlichen Anverwandlung der Welt
wie es sich in der deutschen
Sprachgemeinschaft vollzieht.

(*Humboldts* innere Form der
deutschen Sprache.)”

(Weisgerber 1954a: 578)

FIGUR 10

Wenngleich die erläuternden Passagen dieses Zitats sich auf das *procedere* der Sprachwissenschaft beziehen, das dann eingehender in Kapitel 2.2.4. behandelt wird, so beruhen diese doch auch auf ontologischen Prämissen, die dementsprechend auch den terminologischen Gebrauch legitimieren. Denn mit dem Ausdruck *statische Betrachtung* soll weniger gesagt werden, dass die Betrachtung selbst statisch ist, sondern vielmehr, dass ein synchroner Sprachzustand als Gegenstand, als uns Vorliegendes, als fertiges Produkt einer geschehenen Verworfung von Wirklichkeit untersucht werden kann. In diesem Sinne hatte Weisgerber den Terminus *Zwischenwelt* auch zuvor schon verstanden wissen wollen, und zwar genauer als Gesamtheit der sprachlichen Inhalte (Weisgerber 1949a: 12f.). Dazu gehören nicht nur die ans manifest vorhandene lexematische ‘Sprachmaterial’ gebundenen Inhalte, sondern auch die Wortfeld- und syntagmatischen Beziehungen zwischen ihnen. P. Hartmann (1958: 140ff.) hatte dies dann so formuliert, dass für Weisgerber muttersprachliche Inhalte und Zwischenwelten kristallisierte Arten und Weisen der Bezugnahme auf Wirklichkeit seien. Zwischenwelten seien das in einer jeweiligen Einzelsprache bestehende Miteinander und die systemische Gesamtheit dieser Bezugnahmen. Weisgerber selbst hatte dies in seinen Schriften immer wieder betont, und schon 1926 Sprache als “funktionale Realität” (Weisgerber 1926: 242) bezeichnet. Wird aber die Sprache als *datum* gesehen, so gerät aus dem Blick, dass sie immer neu und fortwährend in

Veränderung begriffen ist, dass der Prozess der ‘Anverwandlung’ von Welt nicht irgendwann zum Stillstand kommt, sondern das System Sprache sich permanent weiterentwickelt. Im oben zitierten Text ist der Terminus *Worten der Welt* noch nicht eingeführt, jedenfalls ist er weitaus glücklicher gewählt als der Rückgriff¹⁵⁵ auf den Humboldtschen Begriff der *inneren Sprachform*, da Weisgerber ja gerade das Prozessuale betonen möchte und *Form* im Kontrast etwa zu einem möglichen *Formung* nur über eine erweiterte und im Grunde sogar arbiträre Begriffsbestimmung mit Prozessualität in Verbindung gebracht werden kann. Wird also das, was Weisgerber im oben zitierten Text noch mit dem Begriff *innere Sprachform* fasst, ab 1954/55 mit dem zutreffenderen Terminus *Worten der Welt* bezeichnet, so muss die Aufwertung des Begriffs *Weltbild* zum Oberbegriff, der Sprache als Zwischenwelt und als dynamisches Worten zugleich fassen soll, als unglückliche Wahl bezeichnet werden. Gipper (1969: 37) ist der Ansicht, dass es Weisgerber in seinen frühen Schriften darum gegangen sei, den Humboldtschen Begriff der *Weltansicht* aufgrund seiner Nähe zum ungeeigneten Begriff *Weltanschauung* durch den des *Weltbildes* zu ersetzen. Der dann 1954 einsetzende Versuch, den Humboldtschen Begriff *Weltansicht*, wie im obigen Zitat auch deutlich wird, parallel zu dem der *Zwischenwelt* zu setzen, und den Begriff des Weltbildes zu erweitern, sei dadurch motiviert gewesen, dass “das Wortglied -bild an «bilden» erinnern sollte”, was “nur schwer nachzuvollziehen” (ebd.) sei, da die Assoziation mit dem gegenständlichen Bild zu starke Präsenz habe. So verwundert es auch kaum, dass selbst Kenner und wohlwollende Kritiker Weisgerbers früher wie heute Weisgerbers Weltbildbegriff falsch interpretieren. Schon P. Hartmann (1958: 140) hatte *Weltbild* im Sinne von *Zwischenwelt* aufgefasst und Werlen (2002b: 381) meint, Weisgerber habe dem energetischen *Worten der Welt* das statische *Weltbild* einer Sprache gegenübergestellt.

2.2.3.2. Sprachgemeinschaft und Muttersprache

Schon oben, in den einführenden Passagen zu Kapitel 2.2., hatten wir darauf hingewiesen, dass Weisgerber die Instanzen *Mensch* und *Sprache* triadisch unterteilt und den entsprechenden Sub-Instanzen die sie untersuchenden Typen von Sprachforschung zuordnet. Noch in einer seiner spätesten Publikationen hält Weisgerber an dieser Einteilung fest:

¹⁵⁵ Bzgl. der Humboldt-rezeption Weisgerbers vgl. Kap. 3.2.1.

“Grundlegend ist [...] die Feststellung, daß der Mensch in seiner dreifachen Erscheinungsform als Menschheit, als Gemeinschaft und als Individuum sprachgebunden ist. [...] Wir brauchen im Grunde für die menschheitliche Einordnung der Sprache eine Sprachphilosophie, für die gemeinschaftliche eine Sprachsoziologie, für die individuelle eine Sprachpsychologie, [...]” (Weisgerber 1975a: 168)

Wenngleich Weisgerber auch die Ansicht vertritt, dass diese drei sprachwissenschaftlichen Disziplinen zusammenarbeiten müssen, so räumt er doch dem soziologischen Ansatz einen wesentlichen Vorrang ein. Um diese Primordialität zu begründen, geht Weisgerber von einer einfachen Tatsache aus:

“Die Menschheit gliedert sich naturnotwendig, lückenlos und ununterbrochen in Sprachgemeinschaften. Das ist zunächst eine Tatsache der Beobachtung, die durch scheinbare Ausnahmen (Taubstumme?) und Schwierigkeiten (Grad der Einheitlichkeit? Überschneidungen?) nicht widerlegt, sondern nur in ihrer Tragweite präzisiert wird. Anthropologisch gewandt: Den Menschen außerhalb von Sprachgemeinschaft gibt es nicht.” (ebd. 171)¹⁵⁶

Nach Weisgerber ist es also empirisch feststellbar, dass alle Menschen Angehörige irgendeiner Sprachgemeinschaft sind. Daraus wird induktiv geschlossen, dass dies ein notwendiger Zusammenhang ist, dem Gesetzescharakter zukommt. Das entsprechende Gesetz nennt Weisgerber *Gesetz der Sprachgemeinschaft* (ebd.; auch Weisgerber 1963b: 26; 1964a: 28ff.; 1973a: 183). Dieses Gesetz besteht eigentlich aus einem einzigen Axiom, das Weisgerber am Ende des angeführten Zitats in proklamativer Manier formuliert: “Den Menschen außerhalb von Sprachgemeinschaft gibt es nicht.” Aus diesem Axiom leitet Weisgerber dann schließlich den Primat der sozialen Dimension von Sprache und Sprachwissenschaft ab:

“Diese Bedingung [besser: dieses Axiom; B.S.] ist noch dadurch gekennzeichnet, daß sie auch den sprachlichen Möglichkeiten der Menschheit und des Individuums als **vorgeordnet** [Hervorhebung B.S.] erscheint. Es gibt nicht in vergleichbarer Ausprägung eine Sprache der Menschheit oder Sprachen von Individuen. Vielmehr muß die sprachliche Entfaltung von Menschheit und einzelnen im Hinblick auf die durch das Gesetz der Sprachgemeinschaft gesetzten Tatsachen interpretiert werden.” (Weisgerber 1975a: 171)

¹⁵⁶ Die ausführlichste, dennoch aber knapp gefasste Diskussion der Ausnahmefälle und Schwierigkeiten unternimmt Weisgerber in (Weisgerber 1973: 182f.), wobei er auch dort nach dem Grundsatz argumentiert: Ausnahmen bestätigen die Regel.

Einfach ausgedrückt besagt dies, dass für Weisgerber sowohl eine universale allgemeinmenschliche Sprachkompetenz als auch jegliche individuelle Sprachkompetenz und -performanz nur auf der Folie, auf dem Fundament einer Einzelsprache entwickelt werden können. Deshalb habe auch die Sprachwissenschaft die Gemeinschaftsform von Sprache als methodisches *prior* zu setzen (Weisgerber 1973a: 209).

“[...] alle Manifestationen von Sprache [haben] ihren ersten Knotenpunkt in dem, was dem Gemeinbewußtsein als deutsche, englische [etc.; B.S.] Sprache [...] gegenwärtig ist.” (ebd.)

Den Primat der sozialen Dimension von Sprache gegenüber der allgemeinmenschlichen und individuellen erläutert Weisgerber anhand des Bezugs von *Gebrauch* und *Geltung*:

“[...] ein Wort der Sprache ist erst mein Besitz, wenn ich es nicht nur aussprechen, sondern auch richtig verwenden kann. In dieser Bedingung des «richtigen Verwendens» ist im Grunde das Bestehen einer sprachlichen Zwischenwelt einbeschlossen, [...]” (Weisgerber 1962b: 63)

‘Richtige Verwendung’ besagt also nach Weisgerber, dass bezüglich eines jeden individuellen Sprachgebrauchs eine Norm wirksam wird. Diese Norm fasst Weisgerber mit dem Begriff der *Geltung*. Jeder individuelle Sprechakt hat zur Bedingung, dass die verwendeten Sprachmittel in der entsprechenden Sprachgemeinschaft bzw. Einzelsprache gelten.

“Das Verb *sich ereignen* gilt im Deutschen, das besagt, daß für alle Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft dieses Wort immerzu bereitsteht, nicht nur als Möglichkeit der Wahl, sondern noch viel mehr als Forderung der Entscheidung [...]. Und zwar kommt es nicht darauf an, daß dieses Wort gewählt und geäußert wird; es kann *stattfinden* zum Zuge kommen [...]. Aber unter keinen Umständen kann die Geltung dieser Wörter als Beurteilungsmaßstäbe ausgeschaltet werden, und diese zwingt zur Entscheidung. Das verläuft nun nicht in bewußter Reflektion, sondern folgt beim Einzelnen aus dem «Haben» der Wörter *geschehen, sich ereignen, stattfinden, sich abspielen* usw. und ist die Konsequenz der muttersprachlichen Geltung des Wortfeldes *geschehen*, in dem die in der Sprachgemeinschaft geltenden Maßstäbe als verbindlich anzuwendende Kriterien festgelegt sind.” (Weisgerber 1964a: 88f.)

Der Primat der sozialen Dimension der Sprache beruht also auf einem Bedingungsverhältnis, auf der notwendigen Bezogenheit jedes individuellen Sprechakts

auf die muttersprachliche Geltung der verwendeten Sprachmittel. Von der Norm abweichender Sprachgebrauch stellt ihre Geltung nicht in Frage, auch er erhält seine idiosynkratische Sinnhaftigkeit erst über den Maßstab der Geltungsnorm. Wenn er diesen Maßstab *totaliter* außer Kraft setzen möchte, wird er unverständlich.

Das Bedingungsverhältnis von *Geltung* und *Gebrauch* wäre aber falsch gesehen, wollte man es nur unidirektional verstehen, in dem Sinne, dass die Geltung den Gebrauch bedingt. Vielmehr verleiht erst der in einer Sprachgemeinschaft kursierende und immer neu aktualisierte Gebrauch der Geltung ihren Geltungsstatus. Zudem führen Veränderungen im Gebrauch zu Änderungen geltender Normen. Somit bedingen sich Gebrauch und Geltung wechselseitig. Und diese wechselseitige Bedingtheit gilt gleichermaßen für ihre ‘Subjekte’, die Sprachgemeinschaft als Kollektivsubjekt des Gebrauchs und die Muttersprache als dasjenige der Geltung:

“[...] ohne Sprachgemeinschaft keine Sprache, ohne Sprache keine Sprachgemeinschaft. [...]”
(Weisgerber 1967: 14)

Begründet wird diese Behauptung dann wie folgt:

“Man wird auf die Priorität des Menschen hinweisen: Menschen sind denkbar, wenn auch nicht ohne Sprache im Sinne der Sprachfähigkeit, so doch ohne Muttersprache in gemeinschaftsgebundener Form; dagegen ist Muttersprache ohne Sprachgemeinschaft undenkbar. Aber da sind wesentliche Einschränkungen zu machen: Weder Sprachgemeinschaften noch auf Sprache angelegte Menschengruppen sind existent außerhalb der Wechselwirkung mit einer Muttersprache; wenn auch eine Menschengruppe immerfort Muttersprache erzeugen muß, so ist sie umgekehrt als diese Menschengruppe nur existent durch die zusammenhaltende Wirkung der geltenden Muttersprache. Das besagt: Sprachgemeinschaften sind nicht begründet in irgendeiner natürlichen oder sonstigen Ordnung der Menschheit, sondern sie gewinnen Existenz als Sprachgemeinschaften erst in der sprachlichen Ordnung, in der Wechselwirkung mit einer Muttersprache. Der Zusammenhang zwischen Sprachgemeinschaft und Muttersprache ist für beide Seiten konstitutiv und auch für die Forschung untrennbar.” (ebd. 14f.)

Aus den diskutierten Einwänden gegen die Ansetzung eines wechselseitigen Bedingungsverhältnisses von Muttersprache und Sprachgemeinschaft folgt also, dass zwar keine logische Kommutabilität der beiden Bedingungsverhältnisse besteht, insofern eines als absolut, das andere als *de facto* geltend konzipiert wird, dass diese

logische Geltungsdifferenz aber die faktische Geltung des postulierten Wechselverhältnisses in keinster Weise einschränkt.¹⁵⁷

Entsprechend diesem wechselseitigen Bedingungsverhältnis lässt sich nach Weisgerber auch neben dem Gesetz der Sprachgemeinschaft ein *Gesetz der Muttersprache* ausmachen. So wie die Menschheit sich lückenlos in Sprachgemeinschaften aufgliedert und damit dem Gesetz der Sprachgemeinschaft untersteht, so untersteht auch der Einzelne dem Gesetz der Muttersprache. Dies besagt, dass die Entwicklung der persönlichen Sprachkompetenz eines jeden Individuums notwendigerweise im Rahmen einer bestimmten Sprache erfolgt, normalerweise der Sprache, in die es hineingeboren wird:

“Es ist weder der Wahl noch der Willkür des Menschen überlassen, wie er sich auf dem Felde der Sprache bewegen will. Vielmehr erfasst ihn in frühester Kindheit, lange bevor er eigenen Willen betätigen kann, ein sprachlicher Strom, der ihn trägt und mitführt und sein sprachliches Tun von der Geburt bis zum Tode bestimmt. Es ist das Gesetz der Muttersprache, das für jeden Menschen gilt, und dessen Wirksamkeit jeder in jedem Augenblick bewußten Tuns verspürt.” (Weisgerber 1949a: 10)

Jeder Einzelne wird also unweigerlich in den Sog der von seiner jeweiligen Muttersprache schon vollzogenen und vorgegebenen Weltsicht und Weltbildung hineingezwungen. An Beispielen der Kategorisierung von Pflanzen(teilen) in *Gras* und *Kraut*, *Blume* und *Blüte*, *Gemüse* und *Beere* in der deutschen Sprache versucht Weisgerber einsichtig zu machen, dass diese und jede andere Art sprachlicher Kategorisierung vom Individuum zumeist unhinterfragt übernommen wird und die dadurch festgelegte Weltsicht zumindest am Anfang der sprachlichen Ontogenese jedem Individuum als *Selbstverständlichkeit* erscheint, somit also die Struktur des eigenen muttersprachlichen Weltbildes vollkommen unbewusst übernommen wird und oft das ganze Leben hindurch unbewusst bleibt (Weisgerber 1964a: 50f.).

Setzt man die Geltung der Gesetze der Muttersprache und der Sprachgemeinschaft voraus, so lassen sich nach Weisgerber daraus weitere Folgerungen ableiten. Ausdruck, Kommunikation und Verständigung werden allererst durch die Muttersprache *ermöglicht* (ebd. 34), d.h. die jeweilige Muttersprache ist als allen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft gemeinsame Norm und gemeinsame Art der Weltsicht das Fundament für jede Art von gelungener sprachlicher Interaktion, d.h.

¹⁵⁷ Weisgerber geht in dem hier interessierenden Kontext meines Wissens nicht auf das Problem ein, dass künstliche Sprachen wie etwa das Esperanto natürlich ohne sie als Muttersprache sprechende Sprachgemeinschaft konzipiert werden können. Weisgerber hätte darauf wohl geantwortet, dass es sich beim Esperanto eben gerade nicht um eine *Muttersprache* handle.

nicht nur für Mitteilungen, für Kommunikation, sondern auch für das angemessene Verstehen expressiver Äußerungen.¹⁵⁸ Diese Festschreibung logischer Präzedenzen stützt natürlich die These vom methodischen und ontologischen Primat der im Weisgerberschen Sinne ‘sozialen’ Dimension von Sprache; gegenüber dem Bühlerschen Organonmodell von Sprache würde sie etwa beanspruchen, diesem erst die eigentlichen Voraussetzungen und Fundamente zu liefern.

Weisgerber hat jedoch nie behauptet, dass die Muttersprache auch das Denken erst ermögliche. Zwar präge sie das Denken entscheidend, Denken sei aber auch ohne Sprache möglich:

“Und so gibt es kein Gebiet des täglichen Lebens wie der Wissenschaft, auf dem sich nicht nachweisen ließe, wie die Muttersprache bis in die Einzelheiten des Auffassens und Denkens beim einzelnen entscheidend eingreift, und das meint man, wenn man davon spricht, die Muttersprache denke für uns. Damit braucht nicht einmal etwas darüber ausgesagt zu sein, wieweit wir mit unserem Denken ohne die Muttersprache kämen, und erst recht soll nicht gesagt werden, die Muttersprache ermögliche erst das Denken (s.o. Sprachfähigkeit); aber daß wir **so** denken, wie wir es tun, das kann nur von der Muttersprache aus verstanden werden.” (Weisgerber 1929b: 125)

Bis in die Zeit der spätesten Veröffentlichungen wird Weisgerber an dieser Position festhalten: Jede Muttersprache prägt eine spezifische Denkwelt und das heißt, sie schafft u.a. durch unterschiedlich ausgeprägte Wortfelder andere *begriffliche Differenzierungen* als andere Muttersprachen. Keineswegs jedoch sind muttersprachspezifische Differenzierungen als allgemeinmenschliche Denknöwendigkeiten aufzufassen; faktisch notwendig ist nur, dass die Individuen nicht umhin können, dass ihre eigene Denkentwicklung in den vorgeprägten Bahnen *einer* der zahlreich existierenden muttersprachlichen Denkwelten geschieht (vgl. Weisgerber 1933c: 156; 1935b: 37; 1962b: 355; 1975a: 199ff.).

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass die beiden Instanzen *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* nach Weisgerber nicht nur methodologisches Primat im Rahmen sprachwissenschaftlicher Forschung beanspruchen dürfen, sondern sie sind auch im ontologischen Sinne die eigentlichen und wesentlichen Agenten von Sprache. Dennoch betrifft das Gesetz der Muttersprache in erster Linie das Verhältnis zwischen Muttersprache und Individuum, allerdings eben in dem Sinne, dass das Individuum

¹⁵⁸ In diesem Sinne muss man Weisgerbers Terminus *sprachlicher Ausdruck* verstehen, da er in Zusammenhang mit dem Problem diskutiert wird, inwiefern eine Interpretation von Tonlage und Gebärden allein zum Verstehen expressiver Äußerungen ausreichen. Dies ist nach Weisgerber zwar durchaus möglich, bleibt allerdings auf eine geringe Anzahl von Äußerungen beschränkt (Weisgerber 1929: 50).

durch den ‘Bann der Muttersprache’ notwendig mit seinen ‘Sprachgenossen’ ‘gleichgeschaltet’ wird. In späteren Kapiteln werden wir noch auf die häufig gegenüber Weisgerber vorgebrachte Kritik zu sprechen kommen, dass das Individuum in Weisgerbers Sprachtheorie eine unwesentliche Rolle spielt, oder diskreditierend-polemisch ausgedrückt, mehr oder weniger ‘ausgemerzt’ wird. Untersucht werden soll hier zunächst, inwiefern diese Ansicht der Auffassung Weisgerbers entspricht.

Jedem noch so unvoreingenommenen Leser Weisgerberscher Schriften wird es besonders im Zeitkontext der letzten Jahrzehnte unangenehm auffallen, dass Weisgerber das Verhältnis von *Muttersprache* und *Individuum* an zahllosen Stellen mit Hilfe von Redemitteln beschreibt, die sich fast ausnahmslos im Wortfeld von *Macht* und *Gewalt* situieren. Das Gesetz der Muttersprache wirkt mit “natürlichem Zwang” (Weisgerber 1973a: 208) auf den Einzelnen. An anderer Stelle spricht Weisgerber vom “undurchbrechbare[n]” (Weisgerber 1951/52a: 260) bzw. “unerhörte[n] Zwang” (Weisgerber 1954c: 91) der Muttersprache, sie “herrscht mit Gewalt, vor der es keinen Ausweg gibt” (ebd. 258), ist eine “Macht”, der man “sich nicht entziehen kann” (Weisgerber 1930d: 66), und an einer Stelle stellt Weisgerber selbst die wenn auch rhetorisch gemeinte Frage, ob es sich bei der Wirkung der Muttersprache auf den Einzelnen denn wirklich um “geistige Sklaverei der Muttersprache” (Weisgerber 1973a: 136) handle. Es geht Weisgerber hier auch gar nicht, entgegen seinen eigenen (An)forderungen, um eine differenzierte und durch diese Differenzierungen motivierte Verwendung der Begriffe *Macht*, *Gewalt* oder *Zwang*, sondern offensichtlich nur um eine möglichst effektive Hervorhebung der ‘totalen Übermacht’ der Muttersprache über das Individuum. Dem Individuum wird allerdings Partizipation an dieser Macht versprochen. Je mehr es sich in die Muttersprache “hineinbildet” (Weisgerber 1954c: 91), je mehr es in sie integriert ist, je mehr es von ihr weiß, desto größer seine Teilhabe an ihrer Macht. Ja, der Einzelne kann sich sogar der Muttersprache ‘bemächtigen’ (ebd.), was aber im Prinzip nur über möglichst perfekte Assimilation und Eingliederung geschehen kann. Die Logik dieses Diskurses erstreckt sich zudem auch auf das Verhältnis des Einzelnen zur Wirklichkeit, indem die Muttersprache als eine Art Machtinstrument dem Individuum zur “Bewältigung des Daseins” (Weisgerber 1963b: 29), zur Bewältigung der sinnlichen Eindrücke und “des gesamten Lebenskreises” (Weisgerber 1962b: 173) dient und die Welt *qua* Wirklichkeit “beherrschbar” (ebd.) macht. Man müsste die Augen verschließen, wenn man verleugnen wollte, dass diese Stelle im Argumentationsnexus der Weisgerberschen Sprachtheorie offenkundige

Parallelen zur Logik des faschistischen Diskurses aufweist. Vom Individuum wird totale Eingliederung verlangt, und als Entschädigung für die Selbstpreisgabe eine Partizipation an der kollektiven Macht versprochen. Selbst wenn man einwenden wollte, dass auch andere Sprachwissenschaftler und Weltbildtheoretiker, die bar jeden Verdachtes im Hinblick auf etwaige faschistische Töne in ihrem Diskurs sind, auf die Gewaltmetaphorik zurückgegriffen haben, um den Einfluss der Muttersprache auf Denken und Handeln zu beschreiben¹⁵⁹, so sticht Weisgerber von ihnen doch dadurch ab, dass er diesen Diskurs mit zäher Pertinenz über Jahrzehnte beibehalten hat.

Obwohl Weisgerber also hinsichtlich des Verhältnisses zwischen *Muttersprache* und *Individuum* dem Individuum den Part des abhängigen, 'beherrschten' Glieds zuweist, gibt es in seinem Werk Passagen, die die Rolle des Individuums aufzuwerten scheinen. Während sein Sohn B. Weisgerber der Ansicht ist, dass in der Habilitationsschrift von 1924 im Gegensatz zu späteren Schriften die Rolle des Individuums noch deutlich betont werde (B. Weisgerber 1999: 3), glaubte P. Hartmann 1958 umgekehrt eine mit der Zeit zunehmende Aufwertung dieser Rolle in Weisgerbers Schriften bemerken zu können (P. Hartmann 1958: 97, 106f.). Meiner Ansicht nach lässt sich weder in der einen noch in der anderen Richtung wirklich von einer Entwicklung der Position Weisgerbers reden. Tatsächlich gibt es nur zwei Argumente, die die Rolle des Individuums aufwerten, das erste und stärkere von ihnen wurde seit den 50er Jahren vorgelegt¹⁶⁰, das andere findet sich in frühen wie späten Schriften Weisgerbers.

Das erste Argument beruht auf einer Typisierung und zugleich Graduierung des individuellen Sprachkönnens (Weisgerber 1964a: 148ff.; vgl. auch 1954c: 91ff.) in 3 Stufen: Es gibt den *sprachbestimmten*, den *sprachgebildeten* und den *sprachmächtigen* Menschen. Der *sprachbestimmte* Mensch sei "reine Auffangstelle muttersprachlicher Anstöße" (Weisgerber 1964a: 149), er unterscheide meist nicht zwischen Sache und Wort, was gegebenenfalls zu naivem Sprachrealismus führen könne, reflektiere nicht über die Muttersprache, sei ihr vielmehr ganz und gar ausgeliefert, was im Extremfall zur "Gefährdung, ja Unterdrückung des Persönlichen" (ebd.) führen könne. Der *Sprachgebildete* denkt und spricht zwar in den muttersprachlich

¹⁵⁹ So ist nach Whorf das Individuum völlig in den unzerreißbaren Fesseln ("unbreakable bonds"; Whorf 1973: 256) der Ordnung einer Sprache gefangen, Sapir bemüht "the tyrannical hold that linguistic form has upon our orientation in the world" (zit. nach Hoiyer 1954: 94), und auch Sechehaye, der zwar dem Individuum mehr Machtbefugnisse gegenüber der Muttersprache einräumen möchte, fasst den Einfluss der Muttersprache in der kurzen drastischen Formel: "Un Français [...] est condamné à penser comme un Français dans ce sens qu'il arrive aux idées à travers le cadre lexicologique et grammatical de la langue française." (Sechehaye 1933: 63f.). Zur wichtigen Rolle Humboldts bzgl. der Termini von Macht und Gewalt und zur Position Whorfs vgl. Kap. 3.

¹⁶⁰ Somit hatte P. Hartmann aus der Perspektive des Jahres 1958 natürlich berechtigte Gründe für seine Ansicht.

vorgegebenen Bahnen, setzt sich aber persönlich mit der Muttersprache auseinander, so dass ihm “Stellung und Leistung der sprachlichen Weltgestaltung mindestens an einigen Stellen sichtbar wird” (ebd. 150). Er bewege sich “mit der nötigen Verantwortung” (ebd.) in der Muttersprache, was man so interpretieren darf, dass er sowohl beim eigenen Sprachgebrauch als auch bei Interpretation fremden Sprachgebrauchs einen Bewusstseinsstand erreicht, der zwischen sprachlichen Registern, stilistischen und semantischen Unterschieden differenzieren kann. Der *Sprachmächtige* aber kann über die Muttersprache hinauswachsen:

“Das meint nicht nur ein vollfreies Sich-Bewegen im Rahmen der gegebenen Sprachmöglichkeiten, sondern auch in den günstigsten Fällen ein Hinauswachsen über den Bestand der Muttersprache und ein neues Wachwerden der sprachschöpferischen Kräfte.” (ebd. 151)

Das Erreichen dieser Höchststufe ist nur in Ausnahmefällen möglich und wird als ‘schöpferisches Tun’ gekennzeichnet. Aber auch hier bleibt die Bindung an die Muttersprache omnipräsent:

“Im Rahmen der muttersprachlichen Weltgestaltung setzt dieses schöpferische Tun an, mag es nun ausschöpfen, was an Möglichkeiten in der geltenden Sprache angelegt ist, mag es einzelne Stellen ihres Baues überprüfen und bessern, mag es bis an die Grundzüge des sprachlichen Weltbildes rühren und noch nie Gesehenes festzuhalten suchen. Aber gleichgültig, wie weit das reichen mag: ein jedes schöpferische Tun im Reich der Sprache ist gebunden an eine vollkommene Verwirklichung des Gesetzes der Muttersprache; denn nur der ist in der Lage, einen dauerhaften und wirklich förderlichen Beitrag zu liefern, der der bestehenden Sprache bis in alle ihre Möglichkeiten nachgegangen ist und dadurch Kraft und Recht gewonnen hat, jener geistigen Weltgestaltung einen Zug hinzuzufügen, die als Weltbild für eine ganze Sprachgemeinschaft mit schicksalhafter Verbindlichkeit wirkt.” (ebd. 151f.)

Es geht also immer nur um einen Ausbau, nie um einen Neu- oder vollkommenen Umbau des Gebäudes *Muttersprache*.

Erreicht also die Gattung *Individuum* nur in wenigen ihrer ‘Artexemplare’ die Wirkungsdimension der Gattung *Sprachgemeinschaft*, so verharrt eben die große Masse der Individuen im Zustand des ‘Ausgeliefertseins’ an die Muttersprache, sie sind, wie Weisgerber zumeist schreibt, ihre “Mitträger” (u.a. Weisgerber 1930d: 65; 1973a: 210). Dennoch sind natürlich auch *sie* es, die die Muttersprache tradieren und ‘am Leben erhalten’.

Hiermit sind wir beim zweiten Argument, das die Rolle des Individuums aufzuwerten scheint, denn ohne das sprechende Individuum gibt es doch offensichtlich weder Sprachgemeinschaft noch Muttersprache. B. Weisgerber hatte – wie wir erwähnt haben – darauf hingewiesen, dass sein Vater schon 1924 in seiner Habilitationsschrift dieses Argument im Schlussabsatz – und somit als eine Art Quintessenz – angeführt hatte:

“So ergibt sich für den Einzelnen eine zwar im Vergleich zu der Gesamtmasse dessen, was er von der Sprache ohne die Möglichkeit eigener Kontrolle übernimmt, geringe Betätigungsfreiheit, die aber doch ausreicht, um jedem einzelnen Sprachorganismus einen besonderen Charakter zu verleihen; nur ist diese Eigentätigkeit hineinzustellen in den Zusammenhang der Gesamtsprache: die Sprache dient, vor aller individuellen Verwertung, den Zwecken einer Gemeinschaft; sie ist ein Kulturgut, und als solches weder unabhängig noch allein abhängig vom Einzelindividuum.” (Weisgerber 1924: 200)

Schon in diesem Zitat wird deutlich, dass die Instanz *Sprache* (später *Muttersprache*) nicht vom Individuum *per se*, sondern von ihm als Gattungsexemplar abhängig ist. Indem der Einzelne ‘da ist’ und seine Muttersprache spricht/schreibt, dient er *automatisch*, ohne dass seine Qualität als Individuum dafür von wesentlichem Belang wäre, den Zwecken der Muttersprache. Immerhin wird dem Einzelnen eine ‘geringe Betätigungsfreiheit’ eingeräumt. Diese scheint sechs Jahre später nicht mehr zu interessieren:

“Diese [Die Daseinsform eines Kulturgutes] besteht vor allem darin, daß solche Kulturgüter von einer Menschengruppe getragen werden, daß dem einzelnen Menschen nur die Rolle eines Mitträgers an einem solchen gemeinsamen Gut zukommt. Machen wir uns dieses Verhältnis an unserer Muttersprache klar: wir alle, soweit die deutsche Sprache reicht, tragen gemeinsam diese unsere Muttersprache. Daraus ergibt sich erstens, daß der einzelne als solcher ziemlich belanglos ist für die Existenz der Muttersprache. In diesem Sinne existiert die Muttersprache unabhängig vom einzelnen, obwohl sie andererseits nur durch den einzelnen hindurch, dadurch, daß er sie erlernt und verwendet, in Erscheinung treten kann.” (Weisgerber 1930d: 65)

Es wird also deutlich, dass Weisgerber auf den Bedingungsfaktor *Individuum* nicht ganz verzichten kann. Aber nicht das *Wie* der Sprachverwendung des Einzelnen interessiert, sondern nur das nackte *Dass* seiner Existenz. Fast ein halbes Jahrhundert später vertritt Weisgerbers noch immer die gleiche Position:

“Individuelle Spracherscheinungen sind gemäß der doppelten sprachlichen Rolle des einzelnen zu beurteilen. Da er als Mitglied der Sprachgemeinschaft zugleich Mitträger der Muttersprache ist, sind die allgemeinen Bedingungen von Spracherwerb, Sprach»speicherung« und Sprachaktivität von grundsätzlichem Interesse und erfordern immer erneute Beobachtung. Für die Sprachwissenschaft treten dabei die Züge in den Vordergrund, durch die der einzelne als Teilhaber am muttersprachlichen Prozeß zum Gewährsmann für den Stand der geltenden Muttersprache wird. [...] Davon zu scheiden sind grundsätzlich (wenn auch schwer in der Praxis) die sprachlichen Aktivitäten, die der einzelne für seine persönlichen Zwecke entfaltet. [...] Bei allem generellen Interesse können diese individuellen Erscheinungen nicht mehr zum primären Bereich der Erforschung einer Sprache gerechnet werden.” (Weisgerber 1973a: 210)

Wieder also wird betont, dass jede individuelle Spracherscheinung, d.h. Sprachperformanz und -kompetenz, für die Sprachwissenschaft in methodischer, implizit aber auch ontologischer Hinsicht nur in striktem Bezug und ausschließlicher Rückkopplung an das Kollektivum *Muttersprache* von Belang ist. Zugleich zeigt die Zusammensicht der Zitate von 1924 und 1973, dass Weisgerber den Zweckbegriff und damit die pragmatische Dimension von Sprache erheblich verkürzt. Denn der ‘generelle’ Zweck, die Sprachnorm der Muttersprache zu stützen und zu tradieren, okkupiert in Weisgerbers Denken die Systemstelle *Zweck* derart stark, dass nicht nur jegliche Pragmatik individueller Sprachverwendung absorbiert, sondern auch die Sicht auf die von der Muttersprache zur Verfügung gestellten pragmatischen Muster weitgehend blockiert wird, obwohl sie sich bisweilen, wie wir bei der Besprechung der syntaktischen Sprachinhalte gesehen hatten, ansatzweise zu Wort meldet.

Die bisherigen Darstellungen haben gezeigt, dass die von Weisgerber in der ‘sozialen’ Dimension von Sprache angesiedelten Instanzen *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* seiner Ansicht nach ein methodisches und ontologisches Primat vor der individuellen Dimension (der Sprachverwendung des Individuums) und der allgemein-menschlichen Dimension (Sprache an sich; Sprachfähigkeit des Menschen) von Sprache haben. Mit Hinblick auf diese drei Dimensionen hat Weisgerber in späteren Schriften auch ein neues, übergeordnetes *Menschheitsgesetz der Sprache*¹⁶¹ statuiert, das aber nichts weiter als eine Festschreibung des Vorrangs der sozialen Dimension der Sprache ist. Dieses ‘Menschheitsgesetz der Sprache’ vereinigt drei Gesetze in entsprechender Zuordnung zu den obigen drei Sprachdimensionen (Weisgerber 1964a: 17f.; 1973a: 140f., 208). Während das Gesetz der Muttersprache die

¹⁶¹ Vgl. den Titel von Weisgerber (1964a), das in erster Auflage noch den Titel *Das Gesetz der Sprache* trug.

individuelle Sprachdimension ‘beherrscht’ und das Gesetz der Sprachgemeinschaft die soziale Dimension, braucht Weisgerber noch ein weiteres Gesetz für die allgemeinhenschliche Dimension, das er als *Gesetz des sprachbedingten Daseins* (Weisgerber 1964a: 17) einführt. Es besagt, dass der Mensch sich durch seine Sprachfähigkeit vom Tier unterscheide, (dem allenfalls – und ohne begründende Reflexion – die Fähigkeit zur Verständigung eingeräumt wird) und die Sprachfähigkeit eine Grundbedingung für menschliches Dasein sei, die das ganze Leben durchdringe (ebd.). Da aber die Sprachfähigkeit sich, wie wir schon gezeigt haben, nach Weisgerber nur im Rahmen einer bestimmten Muttersprache entfalten kann, verweist auch dieses dritte Gesetz wieder auf die soziale Dimension von Sprache.

Von einer anderen Perspektive aus erhält diese Betonung der sozialen Dimension der Sprache noch eine zusätzliche Aufwertung. Während das Gesetz der Sprachgemeinschaft ‘garantiert’, dass es zu einem beliebigen geschichtlichen Zeitpunkt (nach der Entstehung der Sprachen) im Prinzip keinen Menschen geben darf, der nicht Mitglied irgendeiner Sprachgemeinschaft wäre, und somit für eine raumüberspannende Wirkung des Menschheitsgesetzes der Sprache sorgt, realisiert sich in der Muttersprache eine zeitüberspannende Integration aufgrund der einfachen Tatsache, dass sie als Entität die Arbeit, das Denken und Sprechen einer Vielzahl von Sprachgemeinschaftsgenerationen inkorporiert. Damit erhält aber nicht nur der Begriff der Muttersprache, sondern auch der der Sprachgemeinschaft eine *historische* Dimension:

“In eine Sprachgemeinschaft bringt jedes Mitglied individuell die ihm als Mensch zukommende Sprachkraft [=Sprachfähigkeit; B.S.] ein, und nun wird in der Gemeinschaft etwas möglich, was weder dem Individuum noch der Menschheit praktisch erreichbar ist: ein zusammenhängender geschichtlicher Strom gleichgerichteter sprachlicher Aktivität, ein Prozeß, der durch seinen sozialen Grundzug Raum und Zeit überspannt und durch die immer neue Eingliederung junger Menschen nicht nur die Ergebnisse der sprachlichen Arbeit der einzelnen festhält, sondern sie in der Zusammenarbeit der gleichzeitig Lebenden ver Hundertfacht und in der Folge der Generationen zu einer geistigen Macht heranwachsen läßt, die ihresgleichen nicht hat. Wenn so kein Zweifel ist, daß Muttersprache ein säkularer geistiger Prozeß ist, so kommt es nun entscheidend darauf an, welches der Gehalt dieses Prozesses ist.” (Weisgerber 1975a: 176)

Obwohl die historische Dimension von *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* nicht *prinzipiell* die Rolle des Individuums bzw. sprachbegabten Menschen mindern kann, so führt die Stilisierung von *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* als

generationenübergreifender übermächtiger Hyperentitäten zu einer perspektivischen Verkleinerung der Leistung eines jeden Individuums. Entsprechend wird (in *diesem* Argumentationszusammenhang) auch das Moment des *Historischen* gegenüber der scheinbar zeitenthobenen, allgemein-menschlichen Sprachanlage aufgewertet. Weisgerber charakterisiert in diesem Sinne das Menschheitsgesetz der Sprache auch als Gesetz, dem “die volle Bindekraft eines »geschichtlichen Naturgesetzes« zukommt” (Weisgerber 1964a: 18).

Während sich die bisherigen Darlegungen auf alle Muttersprachen und Sprachgemeinschaften beziehen lassen, nimmt die geschichtliche Entwicklung und damit die historische Dimension der Begriffe *deutsch* und *Muttersprache* für Weisgerber eine Sonderstellung ein, insofern sie die Legitimation für die Wahl des Terminus *Muttersprache* im Gegensatz etwa zum heute und auch in dieser Arbeit des öfteren vorgezogenen ‘neutraler’ anmutenden Terminus *Einzelssprache*¹⁶² liefern. In einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen, die schließlich zur Buchpublikation *Der Sinn des Wortes “Deutsch”* (Weisgerber 1949b) führten und auch in Weisgerber (1950a) ausführlich resümiert wurden, zeigte Weisgerber, dass “der deutsche Volksname gewonnen ist aus dem Namen der deutschen Sprache” (Weisgerber 1950a: 27). Damit unterscheidet sich das Deutsche von der großen Masse der Sprachnamen, die gewöhnlich aus dem Volksnamen desubstantivisch abgeleitete Adjektiva sind. Weisgerber meint nun, dass mit dieser Ableitungsnovität, und sei sie auch aus politischen Motiven entstanden, die neue Idee geboren wurde, dass ein Volk sich nicht über geographische oder Stammeszugehörigkeit, nicht über Raum- oder Machtbedingungen definiert, sondern über die Sprache und damit über ein gemeinsames geistiges Fundament (vgl. ebd. 72f.). Etwas plakativer könnte man Weisgerbers Sicht auch so ausdrücken: Hier hat die Evolution der Sprachen in einem ihrer Exemplare einen Glücksgriff, eine gelungene Mutation getan, indem sie einen Sprachnamen entstehen ließ, der in seinem Inhalt zugleich etwas Wesentliches über Sprache überhaupt aussagt, nämlich dass die gemeinsame Sprache gemeinschaftsstiftendes Prinzip sein kann. Die eigentliche ‘Konfirmation’ der Idee *Deutsch* geschieht aber erst dadurch, dass sie mit dem Begriff *Muttersprache* liiert wird. Letztlich unabhängig vom wissenschaftlichen Disput, ob dieser Begriff auf germanische oder mittellateinische Ursprünge zurückgeht, sieht Weisgerber in der Durchsetzung dieses Begriffs im

¹⁶² Weisgerber hat diesen Terminus meines Wissens konsequent gemieden. In der Habilitationsschrift findet sich eine Stelle, an der Weisgerber den Terminus *Einzelssprache* als ungeeignet beurteilt, da er zu sehr an den Begriff der *Individualsprache* erinnere (Weisgerber 1924: 96).

germanischen Sprachraum um 1500 das entscheidende Signal für diese Bestätigung (ebd. 127). Wie interpretiert nun Weisgerber den Inhalt des Wortes *Muttersprache*?

“Man kann vier Hauptformen unterscheiden, unter denen die Völker ihre eigenen Sprachen ‘entdecken’ und ihr Verhalten zu diesen einrichten: die Sprache kann vornehmlich gesehen sein als Erkenntnisleistung (wie im griech. *λογος*) oder in ihrem Überlieferungswert (wie im lat. *patrius sermo*) oder in ihrer Bedeutung als Machtmittel (als *compañera del imperio*) oder in ihrer volkhaften Kraft. Diese letztere Auffassung liegt unverkennbar der Prägung *Muttersprache* zugrunde, die in einer Linie liegt mit germanischen Parallelen wie *Muttererde*, *Mutterboden*, *Mutterland* (so älter als das nach lat. *patria* gebildete *Vaterland*) [...], aber auch in den germanischen Sprachen vielfältig wiederkehrenden Prägungen *Mutterlicht*, *Mutterhimmel*, *Mutterluft* u.a. Diese Zusammensetzungen mit *Mutter-* zeigen in einer charakteristischen Gruppe die Kräfte beisammen, die als zeitlos waltend und lebensbestimmend gefühlt sind, und sie legen es nahe, auch in *Muttersprache* nicht so sehr die *Sprache der Mutter* als die *mütterlich wirkende Sprache* zu sehen, die ‘Mutter Sprache’ ebenso in ihrem Verhältnis zum Einzelnen wie in ihrer Wechselwirkung mit der ganzen Sprachgemeinschaft.” (ebd.)

Der Terminus *Muttersprache* ist also nach Weisgerber der einzig geeignete Begriff, um verschiedene Sprachen wie Deutsch, Englisch, Japanisch etc. zu benennen, da der Inhalt des Wortes in Korkordanz zum Wesen der Sprache stehe. In einigen später verfassten Passagen zur Rechtfertigung der terminologischen Wahl werden die oben dargelegten Argumentationsschritte allerdings oft ganz unterschlagen, so dass der Leser den Eindruck gewinnt, es handele sich hier um pure Beteuerungen ohne Angabe von Gründen (vgl. Weisgerber 1957: 9 ; 1973a: 129).

Es sei hier nur vorläufig angegeben, dass im Rahmen des bisher Dargelegten die Entscheidung Weisgerbers für den Terminus *Sprachgemeinschaft*, die in der Habilitationsschrift noch nicht gefallen war – sie steht dort in ungeschiedener Konkurrenz zu *Sprachgenossenschaft* und *Sprachgesellschaft*, ebenfalls wird dort die Sprache als *gesellschaftliche* Erkenntnisform behandelt –, daraus verständlich wird, dass Sprache für Weisgerber keine Zusammengehörigkeit aufgrund von staatlicher oder gesellschaftlicher Organisation stiftet, wie es die Konkurrenzbegriffe nahelegen, sondern aufgrund ‘natürlicher’, bzw. im obigen Sinne ‘natürlich-historischer’ Sprachzugehörigkeit ihrer Sprecher. Wie Tomus (2004: 158f.) zurecht betont hat, konnotiert der Gemeinschaftsbegriff in den 20er Jahren alle Formen *natürlicher* Vergesellschaftung im Kontrast zum Gesellschaftsbegriff, der mit *künstlich* erzeugter Vergesellschaftung verbunden wird. Die daran geknüpfte Kritik an Weisgerber, die

sowohl den Muttersprach- als auch den Sprachgemeinschaftsbegriff betrifft, soll uns erst in späteren Kapiteln beschäftigen (vgl. Kap. 2.3. und 3.1.).

2.2.3.3. Die Pluralität der Sprachen

Jede Sprache – oder, nach Weisgerber, jede Muttersprache – ‘wortet’ Welt anders, hat eine je spezifisch eigene innere Sprachform und konstituiert dementsprechend auch ein von anderen Sprachen verschiedenes Weltbild. Wenn es um Sprachverschiedenheit geht, hebt Weisgerber zumeist den Aspekt der inneren Sprachform als entscheidendes Kriterium hervor, wobei in der Regel die Berücksichtigung der Differenzierung von Zwischenwelt, innerer Sprachform und Weltbild in den Hintergrund tritt. Dies hat sicher damit zu tun, dass es für Weisgerber zunächst darum geht zu zeigen, dass die wesentlichen Unterschiede zwischen Sprachen auf inhaltlicher und nicht auf lautlicher Ebene zu suchen sind.

“So sehen wir also [...] das Wesentliche der Sprachverschiedenheit darin, daß der inhaltliche Aufbau der Sprachen ein verschiedener ist. Der verschiedenen äußeren Sprachform, die das Ohr auffaßt, geht eine verschiedene innere Sprachform zur Seite [...]” (Weisgerber 1929b: 85)

Entsprechend der in Kap. 2.2.1. dargelegten Auffassung, dass sich der Sprachinhalt in Lexik und Syntax manifestiere, geht Weisgerber davon aus, dass hier auch die Unterschiede zwischen den Sprachen fassbar werden. Stoße man in der Sprachvergleichung auf Besonderheiten einer Sprache, so könne es sich dabei “um Wortschatz oder Redefügung [...], um den Aufbau der Zahlenreihe, um die Zahl der Kasus und Tempora, um die Wortarten, um die Satzbaupläne” (Weisgerber 1950b: 34), d.h. prinzipiell um jeden beliebigen Sprachinhalt handeln. Weisgerber gibt in seinen Schriften eine ganze Reihe von Beispielen für inhaltliche Sprachunterschiede an, deren einige hier wenigstens angeführt seien.

Was den Bereich der Lexik (und gegebenenfalls auch der Morphologie) betrifft, können Einzelsprachen zum Beispiel verschiedene Zahlworte besitzen, deren Unterschiedenheit in der verschiedenen Art der gezählten Sache begründet ist (Weisgerber 1929b: 73). Sie können andere (meist morphologisch markierte) Klassenbildungen vornehmen, indem z.B. die Form, das Material oder die Position

eines Gegenstandes zum klassenbildenden Merkmal avanciert (ebd. 74).¹⁶³ In einigen Sprachen können Hyponyme, die in anderen Sprachen geläufig sind, fehlen. Oft ist dies gerade dann der Fall, wenn Angehörige einer Sprachgemeinschaft aufgrund besonderer Umweltbedingungen zu starker lexematischer Differenzierung gezwungen sind: Wüstenbewohner unterscheiden angeblich zwischen Hunderten von Brauntönen, Eskimos zwischen Hunderten von Schneearten, Südseeinsulaner zwischen einer Vielzahl von Palmenarten, in den entsprechenden Muttersprachen fehle aber gerade der je entsprechende Oberbegriff *braun*, *Schnee* oder *Palme* (Weisgerber 1929b: 74f.; 1950b: 33). Selbst bei nahe verwandten Sprachen, die wie etwa das Deutsche und das Französische der gleichen (indoeuropäischen) Sprachfamilie entstammen, gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Lexemen, die in der anderen Sprache keine Entsprechung haben, wo somit eine lexematisch fixierte Differenzierung einer Sprache in der anderen nicht gemacht wird und somit höchstens, wenn dazu Anlass gegeben ist, mit Hilfe zusätzlicher Paraphrasierung ausgedrückt werden kann. Weisgerber führt hier u.a. die im Gegensatz zum Deutschen weitaus geringere Differenzierung der Positionsverben im Französischen, die im Französischen nicht lexikalisierte Unterscheidung von *Blume* und *Blüte* oder die stärkere Lexikalisierung von Bewegungsmodi im Deutschen an (u.a. Weisgerber 1929b: 84f.; 156).¹⁶⁴

Weisgerber behauptet jedoch nicht, wie die letztgenannten Beispiele nahelegen könnten, dass die deutsche Sprache generell reichhaltiger differenziere. Vielmehr nennt er inhaltliche Differenzierungen wie die Unterscheidung von Imperfekt und historischem Perfekt im Französischen, die von Aktiv und Medium im Griechischen, die von perfektiven und imperfektiven Verben in slavischen Sprachen, die dem deutschen Muttersprachler Schwierigkeiten bereiteten, da sie in seiner Sprache keine direkte Entsprechung besitzen (ebd. 85).

Was den Bereich der syntaktischen Sprachinhalte betrifft, so führt Weisgerber oft die japanische Sprache als Beispiel dafür an, dass die uns so geläufige Klasseneinteilung der Wortarten in Substantive, Adjektive und Verben etc. dort wenig sinnvoll, und selbst die Klassifizierung der Satzteile in Subjekt, Objekt und Prädikat zur Kennzeichnung der Redeteile unangebracht erscheint (Weisgerber 1962c: 311,

¹⁶³ Vgl. dazu auch Werlen (2002b: 386ff.), der in Bezug auf Weisgerbers These vom *Worten der Welt* einige neuere sprachwissenschaftliche Versuche referiert, die nachweisen möchten, dass die unterschiedliche Klassenbildung nach Form- und Materialmerkmalen auch Auswirkungen auf das Handeln der jeweiligen Sprecher haben.

¹⁶⁴ Auch bzgl. dieses letzten Aspekts gibt es ganz aktuelle Forschungsprojekte, die sich auch großzügiger finanzieller und institutioneller Unterstützung erfreuen; vgl. dazu Slobin (2000: 107-138).

352f.).¹⁶⁵ An syntaktischen Besonderheiten des Deutschen nennt Weisgerber u.a. das Verfahren der syntaktischen Umklammerung (ebd. 386ff.) und den Satzbauplan des *Betätigungssatzes* (Weisgerber 1962a).¹⁶⁶

Wenn Weisgerber also die Sprachverschiedenheit in erster Linie auf Unterschiede der Sprachinhalte zurückführt, so bedeutet das nicht, dass sie der *einzig*e Bedingungsfaktor in diesem Zusammenhang sind. Vielmehr lässt Weisgerber des öfteren durchblicken, dass er von einem komplexen Bedingungsgefüge ausgeht, dem auch außersprachliche Faktoren angehören. Dies ist natürlich besonders hinsichtlich der oben diskutierten Weltbildthese von systematischem Interesse. Schon im Zusammenhang der erwähnten Beispiele, in denen eine auffallende Ausdifferenzierung des Wortschatzes (*Schnee, braun*) auf geographisch-klimatische Umweltbedingungen der Sprachgemeinschaft zurückgeführt wurde, wurde einem außersprachlichen Faktor der Rang eines sprachbedingenden Faktors zugesprochen. ‘Natürliche’ Umweltbedingungen behalten also für Weisgerber einen eigenen ontologischen Status, indem sie die menschliche Sprachfähigkeit zum Worten herausfordern. Interessant ist zudem, dass der Übergang von solcherart naturgegebenen Bedingungen zu sozioökonomischen fließend ist. Im Kontext der Diskussion der geographischen Bedingungsfaktoren kommt Weisgerber auf Fälle intralingualer, diastratischer Sprachunterschiede zu sprechen, die auf das soziale und ökonomische Umfeld der Sprecher zurückgeführt werden. Ein Bauer unterscheidet Dinge in seiner Umwelt, die für den Städter nicht differenzierungsbedürftig sind. Umgekehrt sei es oft nicht möglich, “einfacheren Menschen das Vorhandensein eines Problems sichtbar zu machen, zu dessen Erfassung die Umgangssprache nicht die nötigen Vorbedingungen wortmäßiger Art besitzt” (Weisgerber 1950b: 32). Dies Argument wird von Weisgerber aber nicht in die Richtung der später in der Sprachsoziologie kursierenden Sprachbarrierenthese ausgebaut, es darf auch nicht an der Integrität der Instanz *Muttersprache* rütteln, seine Funktion beschränkt sich vielmehr nur auf die Erhärtung der These, dass Sprache kein isoliertes Strukturgefüge sei, sondern in einem Nexus mit anderen Bedingungsfaktoren stehe. In diesem Sinne geht Weisgerber auch davon aus, dass andere ‘Kulturgüter’ als geistige Bereiche mit einer von sprachlichen Gegebenheiten zwar nicht unabhängigen, aber dennoch eigengesetzlichen Dynamik angesetzt werden müssen, die ihrerseits Sprache beeinflussen können und somit autonom genug sind, um als

¹⁶⁵ Auch dieses Problem ist in unveränderter Form noch heute aktuell, vgl. etwa Ikegami (1996: 47-68).

¹⁶⁶ Weisgerber nimmt für sich in Anspruch, das Bauplanmodell des *Betätigungssatzes* als zuvor noch nicht berücksichtigtes syntaktisches Grundmuster des Deutschen entdeckt zu haben. Vgl. hierzu Kap. 2.2.4.4.

Sprachbedingungsfaktoren fungieren zu können. Sie treten, so Weisgerber, mit der Muttersprache in *Wechselwirkung*:

“Und wenn Sprache eine allgemeine Bedingung menschlichen Lebens ist, so braucht sie deswegen nicht zugleich seine höchste Bestimmung zu sein. Gegen alle solche Übersteigerungen schützt die unvoreingenommene Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen der Sprache und den verschiedenen Bereichen der geistigen Kultur, und wir müssen uns von dem unverkennbaren und unbestreitbaren Ansatz, der Beobachtung von Sprachgebrauch auf allen diesen Gebieten, Schritt für Schritt an die Ausdeutung dieses Befundes und die dadurch ermöglichte Bestimmung des inneren Verhältnisses der verschiedenen Bereiche heranarbeiten. Als Arbeitshypothese bleibt für alle zu besprechenden Gebiete [Recht, Wirtschaft, Technik, Religion, Wissenschaft, Kunst, Philosophie; B.S.] gemeinsam, daß sie ihrer Eigengesetzlichkeit folgen, aber sich auf den mannigfaltigsten Wegen mit der Sprache verbunden sehen.” (ebd. 124)

Alle diese Bereiche stehen ebenso wie die Sprache in der Dimension des Historischen, so dass die Entwicklung aller geistigen Bereiche als geschichtliche einmal innerhalb der systemintern vorgegebenen Möglichkeiten, andererseits aber auch in Wechselwirkung mit anderen kulturellen Satellitensystemen erfolgt.

Verweist also die Diskussion der *Gründe* für die Sprachverschiedenheit auch auf sprachexterne Instanzen, so führen die Fragen, welchen *Sinn* die Sprachverschiedenheit hat und welche *Aufgaben* sie der Sprachwissenschaft stellt, wieder in den engeren Bereich des ‘Kulturguts’ Sprache hinein. Im folgenden Zitat erhalten wir eine Einsicht in Weisgerbers Position zur ersten Frage:

“Da [...] jede Muttersprache in ihrer Sprachgemeinschaft als vorgegeben, als selbstverständlich gilt, und niemand die nötige Einsicht in ihr Weltbild besitzt, um ihm kritisch gegenüberzutreten, so entsteht für jede Sprachgemeinschaft die Gefahr der Sackgasse, des Sich-Festlegens auf eine Möglichkeit, die fälschlich als die einzige angesehen wird. Gäbe es nur eine Sprache in der Menschheit, so würde deren Subjektivität den Weg menschlicher Erkenntnis der Seinswelt ein für allemal festlegen. Dieser Gefahr beugt nun die Sprachverschiedenheit vor: die Mannigfaltigkeit der Sprachen ist eine Vielheit von Wegen, die menschliche Sprachbegabung auszuschöpfen und die Menschheit in der nötigen Vielfalt der Sehweisen zu ihrem sprachlichen Ziel zu führen. Also gegenüber der unvermeidlichen Einseitigkeit einer einzigen Sprache bringt die Vielheit der Sprachen sowohl eine Bereicherung durch eine Vielheit der Sehweisen, wie eine Abwehr der Überbewertung einer Teilerkenntnis als der einzig möglichen.” (Weisgerber 1964a: 173f.)

Weisgerber greift hier einerseits auf Humboldts *Mitte*-Metapher zurück, nach der die “Summe des Erkennbaren [...] zwischen allen Sprachen, und unabhängig von ihnen, in der Mitte” (Humboldt 1996: 20) liegt und die jeweiligen Einzelsprachen nur ‘subjektive’ Wege zur ‘objektiven’ Erkenntnis darstellen.¹⁶⁷ Unter dieser Voraussetzung hat die Pluralität der Sprachen den Sinn, das Heraustreten aus einer ‘subjektiven’ Sprachperspektive zu ermöglichen und so allererst zum Bewusstsein der Struktur und Besonderheit der einzelnen Sprachperspektiven zu gelangen. So sieht es auch Weisgerber:

“Und es gibt kein sichereres Mittel, sich der inneren Form seiner eigenen Sprache bewußt zu werden, als sich völlig in die Welt einer anderen Sprache hineinzusetzen.” (Weisgerber 1931c: 447)

Dabei sei der Wert der Beschäftigung mit der fremden Sprache “ebenso zum Bewußtmachen der Denkwelt der eigenen Sprache wie als Zugang zum Geiste der fremden Kultur gleich hoch einzuschätzen” (ebd.). Nach dieser Aussage zu urteilen scheint also das Fremde in der dialektischen Beziehung mit dem Eigenen nicht zum bloßen Hilfsinstrument degradiert zu werden. Das sagt aber noch nichts darüber aus, ob die vielen Einzelsprachen auch an sich als *gleichwertige* ‘subjektive’ Wege zur Erkenntnis angesehen werden. Noch 1930, ein Jahr vor der letztzitierten Veröffentlichung, schien Weisgerber dies auch nicht behaupten zu wollen:

“Denn was besagt es, daß wir auf der Erde nicht eine einheitliche Sprache antreffen, sondern Tausende von Sprachen mit zahllosen Mundarten? Sind denn diese Sprachen alle gleichwertig, handelt es sich nur um äußere Unterschiede? Ich glaube, keiner von uns wäre bereit, seine Muttersprache zu vertauschen etwa mit einer Bantusprache oder mit einer Eskimosprache, aus dem einfachen Grunde, weil er diese nicht als gleichwertige Sprachformen ansehen würde. Hinsichtlich der fernerstehenden Sprachen sind wir also durchaus bereit anzuerkennen, daß die Leistungen der verschiedenen Sprachen nicht gleichwertig sind, und diese Unterschiede müssen doch darin liegen, daß der geformte geistige Gehalt von Sprache zu Sprache wechselt, daß das Erlernen dieser verschiedenen Sprachen verschieden tauglich ist zur geistigen Beherrschung der Welt.” (Weisgerber 1930d: 68)

Später wird diese sprachchauvinistische Auffassung deutlich korrigiert. 1949 heißt es schon, Pflicht einer jeden Sprachgemeinschaft sei die “gegenseitige Anerkennung [der jeweiligen Muttersprachen] als gleichberechtigter und grundsätzlich gleich notwendiger ‘geistiger Formen’ der Menschheit” (Weisgerber 1949a: 42), womit allerdings das

¹⁶⁷ Ausführlicher dazu in Kap. 3.1.3. und 3.2.1.

Urteil von 1930 auch noch nicht wirklich revidiert erscheint. 1950 ringt sich Weisgerber dann zu einer nochmals veränderten Stellungnahme zu diesem Punkt durch, die die Frage der ‘Richtigkeit’ oder ‘Angemessenheit’ von muttersprachlichen Weltbildern für unentscheidbar erklärt:

“Angehörigen fremder Sprachstämme werden die Formen unseres Auffassens und Urteilens, so wie sie schon rein in unserer Muttersprache für uns gültig vorgezeichnet sind, nicht weniger fremdartig vorkommen als uns die ihren. Welches die ‘richtigen’ sind, das könnte wohl nur ein über den Sprachen Stehender entscheiden.” (Weisgerber 1950b: 34)

Die Frage nach der Richtigkeit und die damit verbundene des Wertes der jeweiligen muttersprachlichen Weltbilder transzendiert den Gedanken ihrer Notwendigkeit. *Notwendig* ist die Pluralität der Sprachen, weil jedes muttersprachliche Weltbild partikular ist und der anderen Sprachen bedarf, um sich seiner Partikularität bewusst zu werden *und* um sie zu ergänzen. Die Möglichkeit dazu würde getilgt, gäbe es nur eine einzige natürliche oder künstliche Weltsprache:

“Eine wirkliche Weltsprache (nicht Welthilfssprache) würde die sprachliche Erkenntnis in die Sackgasse der Einseitigkeit führen, die den vollen Ertrag der Sprachfähigkeit vereitelte und aus der es keinen Ausweg mehr gäbe.” (Weisgerber 1975a: 196)

Die *Notwendigkeit* der Sprachverschiedenheit konstituiert also zugleich ihren *Sinn*. Damit wird der Sprachvergleich zu einer zentralen *Aufgabe* der Sprachwissenschaft. Dabei geht es nach Weisgerber nicht darum, im Sinne der Tradition der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft ‘äußere’ Sprachformen zu vergleichen, vielmehr soll sich der Sprachvergleich auf die ‘inneren’ Sprachformen, d.h. sprachinhaltliche Verschiedenheiten richten (Weisgerber 1952a: 16*; 1962c. 31f.). Dies ist nach Weisgerber eine Aufgabe “fundamentaler Art” (Weisgerber 1952a: 16*), die noch zu leisten ist und für die die Sprachinhaltsforschung alle Voraussetzungen biete. Dabei gelte es, die Humboldtsche Konzeption eines Vergleichs innerer Sprachformen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten sei, ‘wiederzubeleben’.¹⁶⁸ Gerade was den Sprachvergleich angeht, scheint die Berufung auf Humboldt aber nicht allzu angemessen, da im Gegensatz zu Weisgerber für Humboldt die allgemeinen Denkformen und Denkgesetze das Kriterium und den Maßstab für jeden

¹⁶⁸ Vgl. dazu u.a. den Titel von Weisgerber (1952a): *Die Wiedergeburt des vergleichenden Sprachstudiums*, der auf Humboldt bezogen ist.

Sprachvergleich abgeben (vgl. dazu besonders Borsche 1981: 225ff.). Inwiefern Weisgerber Humboldt falsch oder für seine Zwecke rezipiert hat, soll aber an dieser Stelle noch nicht erörtert werden.¹⁶⁹ Für Weisgerber steht im Mittelpunkt des Interesses, dass die im allgemeinen unbewusste Ebene der Sprachinhalte zum Maßstab des Vergleichs wird und er meint, dass diese Ausrichtung des Sprachvergleichs erstmals von Humboldt konzipiert worden sei. 1954 nennt Weisgerber noch vier weitere Namen (Weisgerber 1954a: 576f.), die für erste Ansätze von sprachwissenschaftlicher Sprachvergleichung in der ‘richtigen’ Richtung stehen: Ernst Leisis schon in 2.2.1. erwähnte, in erster Auflage 1953 erschienene Studie zum Vergleich von Wortinhalten im Deutschen und Englischen (vgl. Leisi 1967), die 1950 eingereichte Dissertation seines Schülers Helmut Gipper, in der stilistische und syntaktische Grundmuster des Deutschen und Französischen verglichen wurden, Peter Hartmanns frühe Arbeiten zur Struktur des Japanischen und Whorfs 1952 publizierte *Collected papers on metalinguistics* (Whorf 1952).¹⁷⁰

Sprachvergleich ist aber keine ausschließliche Sache der Sprachwissenschaft, er geschieht auch an anderen ‘Orten’ gesellschaftlichen Lebens. Weisgerber erörtert insbesondere zwei weitere Varianten: neben dem *Übersetzen* und *Dolmetschen* auch die *Entlehnung* von Wörtern, die in der Regel einen unbewussten Akt von Sprachvergleich impliziert oder sich eben auch der Tätigkeit des Übersetzens verdankt. Beide Formen des Sprachvergleichs situiert Weisgerber eher außerhalb von Sprachwissenschaft und belegt sie mit dem Titel *Sprachliche Begegnungen der Völker* (so auch der Titel von Weisgerber (1955c)).

Was die *Entlehnung* betrifft, so ist dies ein äußerst frequentes Phänomen. Allein für den Fall der Entlehnung griechischer Wörter ins Lateinische muss man nach Weisgerber mit etwa 7000 Wörtern rechnen. Entlehnungen können auf unterschiedliche Weise erfolgen. Neben der Übernahme des Fremdworts, d.h. der über die fremde Lautform vollzogenen Übernahme, gibt es auch verschiedene Arten von Entlehnung, in denen der fremdsprachige Wortinhalt mit Mitteln der eigenen Sprache importiert wird. Weisgerber differenziert hier in Übereinstimmung mit der zeitgenössischen Lehnwortforschung folgendermaßen:

¹⁶⁹ Vgl. dazu Kap. 3.1.3. und 3.2.1.

¹⁷⁰ Zu Whorf vgl. Kap. 3.1.3.

“«Lehnbedeutung»: Es wird versucht, den Gehalt eines fremden Wortes auf ein bereits bestehendes einheimisches Wort zu übertragen: Althochdt. *sunta* (Sünde) wird mit dem Gehalt von lat. *peccatum* angefüllt.

«Lehnbildung»: Unter dem Anstoß eines fremden Vorbildes wird aus dem Stoff der eigenen Sprache eine Neubildung gewonnen, die den Inhalt des fremden Wortes aufnehmen soll. Das kann eine «Lehnübersetzung» sein (dt. *Zufall* übersetzt Glied für Glied lat. *ac-cidens*) oder eine freie «Lehnübertragung» (lat. *patria* ist in dieser Art Vorbild für *Vaterland* gewesen) oder eine noch freiere «Lehnschöpfung», die aber doch durch das fremde Vorbild angestoßen ist (*Kraftwagen* als Verdeutschung von *Automobil*).” (Weisgerber 1955c: 187f.)

Darüber hinaus gebe es noch Entlehnung von idiomatischen Redewendungen und syntaktischen Konstruktionen. Für unsere Belange interessant ist folgendes: Jede Entlehnung, auch wenn sie über die Lautform geschieht, ist nach Weisgerber *inhaltlich* motiviert, d.h. sie lässt sich auf das innerhalb einer Sprachgemeinschaft bestehende Bedürfnis zurückführen, in der eigenen Sprache fehlende Sprachinhalte aus anderen Sprachen zu importieren. Man kann aber, so Weisgerber, ein Wort nicht über die Sprachgrenze schaffen “wie ein Faß Wein oder eine Ladung Zitronen” (ebd. 191). Das liegt daran, dass sowohl auf Laut- als auch auf Inhaltsebene das Wort (und im gegebenen Falle auch einzelne Morpheme) aus der Ausgangssprache ‘organischer’ Teil eines Nexus ist, nicht nur, dass es Teil eines oder mehrerer Wortfelder ist, es weckt auch lautliche Assoziationen und trägt in sich seine eigene sprachspezifische Geschichte und die seines Nexus. Jede Importation in ein neues Sprachgefüge, egal ob über Lautform oder Inhalt vollzogen, versucht eine Art chirurgische Operation zu bewerkstelligen, die nie ganz gelingen kann, da nicht der gesamte Nexus mit dem Wort zusammen ‘herausgeschnitten’ und implantiert werden kann (ebd. 189f.). Und kaum im neuen Milieu eingepflanzt, kann es dort auch nur überleben, wenn es in der neuen Sprache einen neuen Nexus aufbaut, d.h. lautlich und inhaltlich integriert wird.

“Es sind also Prozesse organischer Eingliederung, die sich vollziehen müssen, die auch kaum eine einfache Wiederholung des fremden Vorbildes zulassen, sondern immer Anverwandlung unter der Wirkung des Eigenen bleiben. [...] Und jedes einzelne Sprachmittel, das diesen Weg geht, ist eine jener Begegnungen der Sprachgemeinschaften, die dem Sinn der Vielheit der Sprachen entsprechen [...]” (ebd. 191)

An diesem Zitat wird deutlich, dass die Entlehnung eine der Formen ist, den in der Vielheit der Sprachen angelegten Sinn als Aufgabe und Herausforderung zu begreifen

und durch die Praxis des Sprachaustauschs an der *Sinnerfüllung* mitzuwirken. Sprachaustausch ist implizit aber immer auch Sprachvergleich.

Wenn schon keine ‘exakte’ interlinguale Übertragung von Sprachinhalten möglich ist, so ist evident, dass auch *Übersetzungen* nie ganz glücken können und oft sogar unmöglich erscheinen (Weisgerber 1929: 75; 1955d: 9). Gerade bei Übersetzungen tritt wohl auch das Bedürfnis nach Entlehnung am häufigsten auf. Am interessantesten sind für Weisgerber natürlich die Fälle, in denen Übersetzung zum Problem wird, da hier die Sprachunterschiede aus dem Zustand der Latenz heraustreten. Einige wenige Beispiele, auf die Weisgerber zu sprechen kommt, seien hier kurz angeführt.

Ein besonders aufschlussreicher Fall, den Weisgerber gern erwähnt, betrifft die Probleme, vor die sich christliche Missionare gestellt sahen, wenn sie den umfangreichen Wortschatz der christlichen Religion in fremde Sprachen übersetzen wollten. Lehnbildungen in der fremden Sprache stellten sich oft als kontraproduktiv heraus, da die Konnotationen der Wörter der Zielsprache, auf die man zurückgriff, in andere ideologische Welten verwiesen und oft sogar die Gefahr bestand, dass Inhaltsmomente aktiviert wurden, die dem einzuführenden Inhalt nicht entsprachen oder gar widersprachen. So hätten etwa Jesuiten, die in der Jesuitenmission in Japan arbeiteten, sich dazu gezwungen gesehen, “ganze Listen von japanischen Wörtern des geistig-religiösen Bereichs aufzustellen, die für den Erfolg des Christentums gefährlich waren, weil sie zu starke Einfallsgefahr nichtchristlicher Vorstellungen brachten.” (Weisgerber 1955c: 190).

Inhaltsreduktion lässt sich in Übersetzungen zumeist dann feststellen, wenn inhaltsstrukturelle Differenzierungen der Ausgangssprache in der Zielsprache nicht vorhanden sind. Ausführlich und sogar mit ganzen Listen von Übersetzungsversuchen versehen diskutiert Weisgerber 1958 die Schwierigkeit, deutsche *an*-Verben ins Französische zu übersetzen (Weisgerber 1958: 147-170). Oft sei es unmöglich, z.B. den Unterschied von *an*-Verb und entsprechendem Simplex im Französischen auszudrücken. Im Bereich der Syntax dient der Bauplan des von Weisgerber so benannten *Betätigungssatzes* (vgl. Kap. 2.2.4.4.) dazu, einen Fall vorzustellen, in dem selbst unter Zuhilfenahme von Paraphrasen ein fürs Deutsche charakteristischer Satzinhalt im Französischen schwer oder gar nicht angemessen wiedergegeben werden kann (Weisgerber 1962a: 27ff.).

In einer umfangreichen Publikation, die in den Bereich der angewandten Sprachwissenschaft gehört, hat sich Weisgerber mit einem Sonderfall von Übersetzungsproblemen auseinandergesetzt, dem Südtirol-Abkommen von 1946 (Weisgerber 1961a). Dieses Abkommen basiert auf einem Vertragstext zwischen Österreich und Italien, dessen Originalfassung in englischer Sprache (ebd. 19) ausgearbeitet und dann in weitere vier Sprachen (Französisch, Italienisch, Russisch, Deutsch) übersetzt wurde. Es wurde mit dem Ziel der Regelung der Minderheitenfrage, d.h. der Situation der deutschsprachigen Bevölkerung im italienischen Staatsgebiet der Region Südtirol, ausgearbeitet. 1960, d.h. 14 Jahre nach der Ratifizierung des vertragstextlich festgehaltenen Abkommens, kamen die tiefgreifenden Differenzen der italienischen und österreichischen Vertragspartner in der Auslegung des Vertragstextes offen zum Ausdruck und weiteten sich zu einem politischen Konflikt aus, der die Weltöffentlichkeit beschäftigte. Es ist hier nicht der Ort, die Begleitumstände dieses Konflikts näher darzustellen. Wichtig ist diese Schrift Weisgerbers in sprachwissenschaftlicher Hinsicht deshalb, weil sie in einer detailreichen Untersuchung zeigt, dass sowohl Übersetzungsfehler als auch divergierende Textinterpretationen darauf beruhen können, dass interlinguale sprachinhaltliche Differenzen ungenügend beachtet oder eben gar nicht wahrgenommen werden. Im folgenden längeren Zitat werden in gedrängter zusammenfassender Form zwei Beispiele für im Übersetzungsprozess unterlaufene “unmerkliche” (ebd. 120) ¹⁷¹ interlinguale Inhaltsverschiebungen innerhalb der Wortfelder gegeben:

“Wenn wir unsere Beobachtungen am Pariser¹⁷² Abkommen heranziehen, so zeigt gleich das [...] Beispiel *will be assured – jouiront – budet obespečeno – godranno – wird zugesichert werden* das Anschlagen recht verschiedener Tasten, wobei *zusichern* offenbar die schwächste Variante eines *sicher machens* ist, dessen angemessenste Wiedergabe wohl *gewährleisten* ist, so wie auch das russische *obespečit’* noch stärker ein *verbürgen* heraushebt (während das Frz. und Ital. bereits den Zustand des *im Genusse-Seins* vor Augen stellt). [...] In einer anderen Richtung ist dann das parallele *will be granted* abgewandelt: *bénéficeront – budet predostavleno – sarà concesso – wird gewährt werden* (o. S. 57)¹⁷³. Das engl. *grant* meint eine rechtsverbindliche Handlung, eine Zusage, die einen Anspruch begründet, so wie das russ. *predostavlat’* das Einräumen von Rechten, das Überlassen im Sinne des Verfügbarmachens

¹⁷¹ Der Gebrauch von *unmerklich* bleibt hier ambivalent; zum einen scheint Weisgerber zu insinuieren, dass die inhaltlichen Differenzen den Autoren der Texte möglicherweise nicht bewusst waren, zum anderen schließt er die Möglichkeit absichtlicher Verschiebung nicht aus, so dass die ‘Unmerklichkeit’ eine auf den Leser bezogene intendierte wäre.

¹⁷² Das Südtirol-Abkommen wurde in Paris unterzeichnet.

¹⁷³ Neben dem Verweis auf S. 57 hätte Weisgerber eigentlich auch noch auf S. 50 verweisen müssen, wo die wichtige Bemerkung gemacht wird, dass das imperativische Futur des Engl. *will be granted* im Deutschen angemessener mit einem vollziehenden Präsens zu übersetzen sei, im Sinne von *erhalten hiermit die Gewissheit*.

meint. Die deutsche Übersetzung *gewähren* müßte mindestens bis zu *zusagen* gesteigert werden, während das ital. *concedere* kaum von dem Nebensinn des *Zugestehens*, *Erlaubens* befreit werden kann, der sofort eine ganz andere Atmosphäre schafft. Dem Französischen muß diese ganze Sehweise nicht recht liegen, da es auch hier zu einem *bénéficiaire* als Gegenstück zu dem obigen *jouir* greift. Diese Verschiebungen wiederholen sich in noch spürbarer Weise im zweiten Absatz, wo das *concedere* eines *potere autonomo* dem Leser des italienischen Textes die Situation des *Zugestehenden* noch unverbindlicher erscheinen lässt, – in einem Zusammenhang, in dem die *Zusage* der Autonomie (*will be granted*) in ihrem vollen Rechtsanspruch für den Leser des englischen Textes das entscheidende Moment ist; entsprechend erscheinen die Maßnahmen des *concedere* weniger als Erfüllung einer Pflicht denn als Beweise einer unverdienten Großzügigkeit.“ (ebd. 120f.)

An diesem Beispiel wie an vielen anderen dieser Weisgerberschen Schrift wird sehr schön deutlich, wie verflochten die hermeneutischen Akte des Übersetzens *und* Auslegens mit der Inhaltsstruktur der *langue* sind. Wird dieser Zusammenhang beim Übersetzen nicht beachtet, so kann der Textsinn aufgrund sich summierender Stellenwertsverschiebungen in ganz andere Richtungen abdriften. Da es nach Weisgerber von vornherein keine wirklich äquivalenten Wort- (und Satz- etc.) Übersetzungen gibt¹⁷⁴, ist jede Übersetzung einer Schiffsfahrt auf freiem Meer zu vergleichen, bei welcher ein vorgegebener Idealkurs nie exakt sondern nur annäherungsweise per Schlangenlinienkurs eingehalten werden kann. Gutes Übersetzen oder Dolmetschen setzt also einen Einblick in sprachinhaltliche Strukturen zweier Sprachen voraus, der in der Regel und in angemessener Form nur von Personen mit bilingualer Sprachkompetenz zu erreichen ist. Gerade an dieser theoretischen Systemstelle, wo es um die Erfüllung der Aufgabe geht, die vom Sinn der Sprachverschiedenheit vorgegeben wird, würde man erwarten, dass Weisgerber als glühender Verfechter von *Zweisprachigkeit* (oder *Mehrsprachigkeit*) auftritt. Umso erstaunlicher ist, dass Weisgerber dieses Phänomen über Jahrzehnte heftigst bekämpft und hauptsächlich als ‘Problem’ gekennzeichnet hat. Wie ist das zu erklären?

Um sich Weisgerbers Position verständlich zu machen, muss zunächst sein Begriff von *Zweisprachigkeit* erläutert werden.¹⁷⁵ *Zweisprachigkeit* wird nach Weisgerber eigentlich erst dann zu einem Problem, wenn es sich nicht um eine individuelle Situation, sondern um eine soziale, d.h. eine Situation von einer Gruppe

¹⁷⁴ Entsprechend zu dem, was oben zur Fremdwortentlehnung gesagt wurde, geht Weisgerber z.B. in diesem Text davon aus, dass die Wörter *autonomy* – *autonomie* – *avtonomija* – *autonomia* – *Autonomie* in den verschiedenen Sprachen nicht inhaltsgleich sind (ebd. 76ff.).

¹⁷⁵ Theoretisch ist für Weisgerber der Unterschied von Zwei- und Mehrsprachigkeit zu vernachlässigen, da alle Urteile über *Zweisprachigkeit* auch in Bezug auf *Mehrsprachigkeit* zutreffen. In der Folge werden wir Weisgerbers Argumentation nur am Begriff der *Zweisprachigkeit* erörtern.

von Menschen in einer bestimmten geographischen Region handelt (Weisgerber 1966: 82f.). Schon diese Einschätzung muss fragwürdig erscheinen, da die Skizzierung der Probleme, wie wir sehen werden, fast ausschließlich die einzelne Person in den Mittelpunkt stellt. Man müsste also Weisgerber dahin korrigieren, dass Zweisprachigkeit erst als Gruppenphänomen zum *öffentlichen* Problem werden kann. Worin besteht oder wie entsteht nun dieses Problem? Es entsteht nach Weisgerber in all den Fällen, in denen ein Mensch von der ersten Spracherlernungsphase an nicht nur von einer Sprache, sondern von zwei miteinander konkurrierenden Sprachen geprägt wird, da für ihn der Gebrauch beider Sprachen und damit der Erwerb einer zweifachen Sprachkompetenz unerlässlich ist, um die lebensnotwendigen Interaktionen in seinem Lebensraum realisieren zu können. In einem relativ späten Aufsatz (Weisgerber 1966) hat sich Weisgerber recht ausführlich mit vier Fällen beschäftigt, in denen Zweisprachigkeit als soziales und regionales Phänomen auftritt. Er verweist auf eine ganze Reihe von Forschungsberichten, die sich zum Ziel gesetzt hatten, die Folgen eines von Zweisprachigkeit geprägten Alltagslebens zu untersuchen. Die entsprechenden Regionen sind Biel (Schweiz), Brüssel, Luxemburg und Wales.¹⁷⁶ Die von Weisgerber argumentativ verwendeten Resultate dieser Untersuchungen verdanken sich allerdings in ihrer Mehrheit einem Erkenntnisinteresse, welches die Gefahren von Zweisprachigkeit dokumentieren möchte. Die Synopse dieser Resultate ergibt ein erschreckendes Szenarium: Nicht nur sinke das Sprachgefühl und die Sprachkompetenz in beiden Sprachen, was sich etwa an der Armut des verfügbaren Wortschatzes, Vermengung syntaktischer Strukturen, mangelndem Gefühl für Stilfragen äußere (ebd. 77f.), auch der Charakter und das Verhalten der Zweisprachigen nehme erheblichen Schaden. Als Charakter- und Verhaltensschwächen werden zwiespältiger Charakter, Neigung zu Krittellei, zu Skeptizismus und Pessimismus, „Dämpfung des Gefühls“, Unentschlossenheit, Indifferenz und daraus resultierendes Zurückweichen vor Verantwortung, generelle Unsicherheit im Verhalten und Minderwertigkeitsgefühle genannt (ebd. 76-81). Dass diese Argumente, die nur weniger ausführlich ‘belegt’ auch schon in zahlreichen früheren Schriften (u.a. Weisgerber 1930d: 120; Weisgerber 1932/33; 1959: 33ff.) auf dem Prinzip eines Analogieschlusses aufbauen, wird dann vollends daran deutlich, dass im Gegensatz zur negativen Besetzung alles Zweifachen

¹⁷⁶ Weisgerbers Einstellung zu *Zweisprachigkeit* ist mit Sicherheit auch stark durch persönliche Umstände geprägt. Weisgerber wurde im lothringischen Metz geboren, das von 1871 bis 1918 zum Deutschen Reich gehörte und dann wieder, wie schon vor 1871, Teil Frankreichs wurde. Französisch wurde zur alleinigen Amts- und Schulsprache.

das Einfache euphemistisch konnotiert wird, wie aus dem folgenden Zitat ersichtlich wird:

“[...] es bedarf vor allem beim Durchschnittsmenschen ganz besonderer Vorsichtsmaßnahmen, wenn durch das Zusammentreffen zweier Sprachen, vor allem durch frühzeitigen Zwang zur Zweisprachigkeit, nicht das **einheitliche** geistige Wachstum, die **Geschlossenheit** der Persönlichkeitsentfaltung, die Kraft der geistigen **Konzentration**, die **Geradheit** des Charakters, die Einfügung in das Gemeinschaftsleben und die Einsatzbereitschaft für Gemeinschaftsaufgaben leiden soll.” (Weisgerber 1932/33: 7f.; Hervorhebung v. B.S..)

Zu den hervorgehobenen Wörtern hinzuzählen könnte man durchaus auch die Kompositionsglieder *Gemeinschaft* und die beiden integrativen *Ein-*, die im analogischen Umkehrschluss die Zweisprachigen ins Reich der Dissidenten oder Gemeinschaftsstörer verweisen würde.

Bis zu dieser Stelle lässt sich Weisgerbers Argumentation nicht anders als borniert bezeichnen, da man davon ausgehen kann, dass natürlich nicht jeder Einsprachige, bzw. durch nur eine Muttersprache Geprägte, ‘Geradheit’ des Charakters etc. besitzt, d.h. Weisgerber argumentiert hier sehr stark ideologisch und unterschlägt komplexere Bedingungsfaktoren, wobei durchaus nicht ausgeschlossen werden soll, dass einige der genannten Folgeerscheinungen, insbesondere die hinsichtlich der Sprachkompetenz aufgeführten, mit dem Phänomen der Zweisprachigkeit in eine kausale Verbindung gebracht werden können.

Nach dem bisher Erörterten bleibt es aber noch ungeklärt, wer nach Weisgerbers Ansicht denn nun dazu in der Lage sein soll, die ‘hehre’ Aufgabe eines wirklichen, d.h. auf sprachinhaltlichen Prinzipien aufbauenden Sprachvergleichs zu bewerkstelligen. Das folgende Zitat gibt dazu Auskunft:

“Die wirklichen Zugänge zu den Vorteilen der Zweisprachigkeit sehen ganz anders aus. Wenn man auch hier allgemeinwichtige Gesichtspunkte in den Vordergrund stellt, so ist die tiefste Quelle für die Erwünschtheit, ja Notwendigkeit von Zweisprachigkeit in der Überbrückung der Sprachverschiedenheit gegeben, und zwar im doppelten Sinne der praktischen Überwindung von Sprachgrenzen wie in dem Humboldtschen Sinne des Ausschöpfens der Eigenwerte jeder Einzelsprache für die Bereicherung der gesamten Erkenntnis der Menschheit. Für das erstere ist bei alltäglichen Bedürfnissen keine Zweisprachigkeit nötig; hier ist der Raum des praktischen Erlernens von Fremdsprachen. Wohl aber erfordert der tiefere Zugang zur geistigen Eigenart anderer Völker ebenso wie die Übertragung sprachlicher Eigenwerte in eine andere Sprache den vollen Zugang zur anderen Sprache,

im Idealfall also echte Zweisprachigkeit. Hier, wo also die gesuchten Vorteile der Zweisprachigkeit zur Geltung kommen, ist aber eine wesentliche Einschränkung zu machen: solche Spitzenleistungen auf sprachlichem Gebiet werden immer Sache von besonders prädestinierten Einzelnen bleiben: dort, wo Anlagen, Familienverhältnisse, Lebensschicksale und unablässiges Mühen zusammenkommen, wird es unter Tausenden von Fällen einmal gelingen, die ideale Form der Zweisprachigkeit zu gewinnen: die Stufe der souveränen Beherrschung zweier Sprachen, des vollen Einblicks in die Weltbilder zweier Sprachen, des Ergänzens der Lücken und Einseitigkeiten der einen durch die Eigenwerte der anderen.” (Weisgerber 1966: 85)

Wenn wir dieses Zitat mit dem nun folgenden zweiten zusammendenken,

“Zwischen der geistigen Verödung einer Verwischung der Sprachunterschiede, wie sie manchen Verfechtern einer Weltsprache vorschwebt, und **der geistigen Isolierung**, wie sie als Folge der **Verabsolutierung des eigenen sprachlichen Weltbildes** immer droht, ermöglicht die Teilhabe an zwei Sprachwelten eine wechselseitige Bereicherung und damit Annäherung an das Ziel der menschlichen Sprachbegabung [...]” (Weisgerber 1955d: 9; Hervorhebung v. B.S.)

so wird deutlich, dass nach Weisgerber nur eine kleine Eliteschicht dem Schicksal der geistigen Isolierung und Selbsttäuschung entkommen kann, wobei sich in diesen Ausnahmefällen Zweisprachigkeit auch als Vorzug erweisen kann. Weisgerber hat sich zumeist aber davor gescheut, Zweisprachigkeit als Vorzug auszugeben.

Hatten wir schon weiter oben bemerken können, dass nur den ganz wenigen *Sprachmächtigen* eine Befreiung aus dem ‘Gefängnis’ der Muttersprache gelingt, so wiederholt sich diese Vorstellung hier ein zweites Mal. Vorwegnehmend kann hier schon konstatiert werden, dass im Gegensatz zu Humboldts Bildungsideal, das jedes Individuum einbezieht, Weisgerbers Ideal des ‘Sprachmächtigen’ nur für die ‘Eliteexemplare’ der Menschheit reserviert ist. Selbst wenn man vermuten wollte, dass sich dieses Urteil einer pragmatisch-realistischen Anschauung verdankt, so lassen sich doch Stellen in Weisgerbers Schriften finden, die eine solche harmlose Interpretation fragwürdig erscheinen lassen. So heißt es beispielsweise in einem Text von 1959:

“[...] an dieser Stelle ist verständlich, daß der Bestand eines überpersönlichen geistigen Gebildes wie einer Sprache davon abhängt, daß dieses immer in ausreichend vielen Trägern und in ausreichend vollkommener Form «verwirklicht» ist [...]. Nun wird sie zwar nie in jedem einzelnen ihrer Träger in vollkommener Form ausgeprägt sein. Aber es leuchtet ein, daß die Vorbedingung dafür ist, daß der jeweils erreichte Sprachstand als ganzer gesichert und seinem inneren Gesetz entsprechend weitergeführt wird. Diese jedem Menschen zukommende Rolle verträgt keine Störung. Sie schafft nicht nur die

Grundlage für sein persönliches sprachliches Leben, sondern ist zugleich die Vorbedingung für den Bestand der Muttersprache und der Weg, auf dem das sprachliche Ziel der Menschheit erreicht wird.” (Weisgerber 1959: 34)

Das Erschreckende an diesem Zitat ist, dass im Gegensatz zum Elitemenschen der einzelne als Element der großen Masse seinen *theoretischen* Stellenwert als autonome Entität verliert und zum Dienst an der Muttersprache instrumentalisiert wird – das eigentliche Subjekt ist nicht mehr der Mensch, sondern die Muttersprache.

Auch wenn es durchaus nicht abwegig ist, in diesem Zusammenhang ein weiteres Mal faschistoide Denkmuster bei Weisgerber zu vermuten, so bin ich doch der Ansicht, dass dies nicht zum Schluss berechtigt, dass man damit auch die gesamte Theorie Weisgerbers desavouieren zu können meint. Dies sieht man schon daran, dass die Thesen zu den Topoi *Worten der Welt*, zu *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* über Weisgerber hinaus von anderen Autoren wie Sapir und Whorf in ähnlicher theoretischer Fassung vertreten wurden und wohl nie aus der Diskussion der Sprachwissenschaft verschwinden werden. Der ‘wunde Punkt’ der weitgehenden theoretischen Ausgrenzung des Individuums beruht nicht auf theoretischer Notwendigkeit, sie ist Weisgerbers individueller Position zuzuschreiben.

2.2.4. Energetische Sprachwissenschaft und sprachpolitisches Engagement

Mitte der fünfziger Jahre¹⁷⁷ sieht sich Weisgerber vor die Notwendigkeit gestellt, sein ‘Programm’ von Sprachwissenschaft zu erweitern und neben der inhaltbezogenen Sprachforschung, die er über Jahre hinweg als notwendige Ergänzung der sogenannten laut- oder gestaltbezogenen Sprachforschung profiliert hatte, weitere Arten von Sprachforschung zu propagieren: die *leistungsbezogene* und *wirkungsbezogene Sprachforschung*¹⁷⁸ als die zwei Formen *energetischer Sprachwissenschaft*. Obwohl durch diesen Um- und Ausbau der Stellenwert der inhaltbezogenen Sprachforschung eine deutliche Einschränkung oder gar Minderung

¹⁷⁷ Weisgerber selbst gibt sehr unterschiedliche Jahreszahlen an, was die Entwicklung seines ‘Projekts’ einer energetischen Sprachwissenschaft betrifft, in Weisgerber (1973a: 167) wird die Jahreszahl 1955 genannt, in Weisgerber (1962a: 19) 1958. Tatsache ist, dass der Terminus *energetische Sprachwissenschaft* von ihm auch schon 1954 verwendet wurde (Weisgerber 1954a: 578) und zahlreiche Aufsätze ab 1955 der Ausgestaltung dieses Projekts dienen.

¹⁷⁸ Oft verzichtet Weisgerber auf das Fugen-s und zieht die Termini *inhaltbezogen*, *leistungbezogen* und *wirkungbezogen* vor, wohl um zu betonen, dass die Kompositionsglieder *inhalt-*, *leistung-* und *wirkung-* in terminologischer Funktion verwendet werden, andererseits hält Weisgerber selbst dies nie streng durch. Man vergleiche besonders Weisgerber (1975a: 178-191), wo der Gebrauch aller drei Begriffe jeweils mit und ohne Fugen-s wahllos durcheinander geht. Da der Gebrauch des Fugen-s den Verweis auf terminologischen Gebrauch ja durchaus nicht ausschließt, und andererseits die Nähe der Termini zum umgangssprachlichen Gebrauch, besonders was die letzten beiden Begriffe angeht, sich noch als offensichtlich herausstellt, bevorzuge ich bei letzteren beiden die elegantere Version mit Fugen-s.

erfährt, wird Weisgerbers Sprachwissenschaft bis heute unter dem Titel *Sprachinhaltsforschung* geführt, was, wie wir noch sehen werden, auch nicht ganz unberechtigt ist.

Nach Darstellung und Diskussion dessen, was Weisgerber unter *energetischer Sprachwissenschaft* und ihrer zwei Subtypen *leistungs-* und *wirkungsbezogene Sprachforschung* verstand, soll zum Abschluss dieses Kapitels ein Blick darauf geworfen werden, welche Handlungsmaximen sich nach Weisgerber aus dem Versuch ergeben, die theoretischen Erkenntnisse auch praktisch anzuwenden. In den Mittelpunkt dieses kurzen Ausblicks werden dabei die Bereiche *Sprachenrecht* und *Sprachpflege* gestellt, in denen Weisgerbers Engagement zum Teil sprachpolitische Züge annimmt. Ein solches Engagement entwickelte Weisgerber zwar von Beginn seiner Karriere an, eigentlich liefert aber erst die Ausgestaltung des Konzepts von energetischer Sprachwissenschaft explizite – vorsichtiger formuliert: explizitere - Prämissen für ein solches Engagement.

2.2.4.1. Energetische Sprachwissenschaft

Weisgerbers Bemühungen, den Begriff *energetische Sprachwissenschaft* durch die Einführung einer ganzen Reihe neuer Termini auszuloten und inhaltlich zu füllen, beruhen auf einer recht einfachen Ausgangsüberlegung: Es reicht nicht aus, Sprache als System im Sinne eines Vorrats oder Bestands begreifen zu wollen, so wie es die synchrone Sprachforschungsperspektive nahelegt. Auch die zusätzliche Berücksichtigung einer diachronen Perspektive, die dieses System als in der Zeit sich veränderndes begreift, ist unzureichend, um der komplexen Dynamik gerecht zu werden, die nach Weisgerber das wesentliche Charakteristikum von Sprache ist. Jedes Wort, jedes Sprachmittel tut etwas, verändert, prägt, sondert, sortiert aus, fügt zusammen, seien es sinnliche Wahrnehmungen oder schon bestehendes Sprachmaterial, zudem prägt die Muttersprache den Einzelnen und die Sprachgemeinschaft. Mit diesem ständig in Gang seienden *Tun* verbunden ist eine ständig in Gang seiende, ständig wirkende *Wirkung*. Die Assoziation mit dem Begriff des Organismus, dem lebendig pulsierenden Ganzen, drängt sich fast unweigerlich auf, auch wenn Weisgerber sie weitgehend vermeidet. Das System *Sprache* verändert sich nicht nur auf diachroner Achse, vielmehr besteht das System und entsprechend auch seine ‘Teile’ oder ‘Elemente’ aus dynamischen Prozessen, Vorgängen, Metamorphosen und dynamischen

Wirkungsverhältnissen. Eben dies möchte Weisgerber mit dem Begriff des *Energetischen* sagen, und es verwundert nicht, dass an keiner Stelle der Weisgerberschen Schriften auf das Aristotelische Begriffspaar von *dynamis* und *energeia* Bezug genommen wird, das den Gegensatz von Möglichkeit und Wirklichkeit hervorhebt. Vielmehr ist Weisgerbers Verständnis von *energeia* hochgradig ‘dynamisch’ geprägt, und zwar im heute gebräuchlichen Sinn eines Kraft-Wirkungs-Verhältnisses, das die Vorstellung von oszillierenden Bewegungen und Prozessen evoziert und sich in einen Gegensatz zur Vorstellung des Starren und Statischen, des Festen und Abgeschlossenen setzt. Betont wird von Weisgerber deshalb immer wieder die schon berühmt gewordene Gegenüberstellung von *ergon* und *energeia* bei Humboldt, die allerdings regelmäßig im Sinne des Gegensatzes *statisch – dynamisch* interpretiert wird. Wie weit damit Humboldts Anliegen Recht widerfährt, soll uns in diesem Zusammenhang noch nicht beschäftigen (siehe dazu Kap. 3). Im Grunde genommen kümmert sich Weisgerber herzlich wenig, um nicht zu sagen gar nicht, um Geschichte und Metamorphosen des griechischen Begriffes *energeia*, sondern gebraucht ihn im oben beschriebenen Sinne zur Kennzeichnung dynamischer Sprachprozesse.

Einige Grundbegriffe und sogar zentrale Thesen der energetischen Sprachwissenschaft hatte Weisgerber auch schon lange vor ihrer terminologisch fixierten Einführung gebraucht, unter anderem das Begriffspaar von *Kraft* und *Wirkung*. Beide Begriffe werden in einem derart weiten Sinne gebraucht, dass sie in kooperativer Einheit eigentlich zu allgemeinen Indikatoren des Dynamischen werden. Sprachkraft haben das Individuum (u.a. Weisgerber 1955a: 250), die Sprachgemeinschaft (u.a. Weisgerber 1964a: 32), die Muttersprache (u.a. Weisgerber 1950a: 23) und alle einzelnen Sprachmittel, und wie der Titel des schon 1949 erschienenen ersten Bandes von Weisgerbers Hauptwerk (1949a) – *Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins* – anzeigt, geht Weisgerber von einem pluralen Gefüge menschlicher Kräfte aus, die in ein Verhältnis zur Sprachkraft treten. *Kraft* wird zum einen als Wirkinstanz, als Urheberin und Initiatorin einer Wirkung konzipiert, kann aber auch, besonders offensichtlich in ihrer Funktion als Ersatz der Begriffe des individuellen *Sprachvermögens*, *Sprachbesitzes* und der *Sprachfähigkeit* (Weisgerber 1963b: 21f.), die Bedeutung von *Vermögen* erhalten. Da ja die Muttersprache auf den Einzelnen und auf die Sprachgemeinschaft wirkt, die Sprachgemeinschaft und in beschränkter Form der Einzelne aber auch auf die Muttersprache, wird hier schon offensichtlich, dass im Spiel der Kräfte selbige in einem Wirkungszusammenhang stehen. Da zuweilen *Kraft*

mit der jeweiligen Sprachinstanz gleichgesetzt wird (Muttersprache *ist* Kraft) (u.a. Weisgerber 1950a: 23), kann sie nicht nur *wirkende*, sondern zugleich auch *bewirkte*, d.h. Wirkungen ausgesetzte, Wirkungen erleidende oder empfangende Instanz sein. In diesem Sinne tritt dann entsprechend der Begriff der *Wechselwirkung* in Aktion, die als “energetisches Grundverhältnis” (Weisgerber 1955b: 14) sowohl zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft als auch generell zwischen Sprachkraft und “allen Bereichen des menschlichen Lebens” (Weisgerber 1950b: 22) besteht. Ein solches Gefüge von Wechselwirkungen führt dann geradewegs zur Idee eines *Wirkungszusammenhangs*, und Sprache ist einerseits Teil eines umfassenden Wirkungszusammenhangs als auch selbst ein Wirkungszusammenhang. Auch diese Auffassung hatte Weisgerber schon früh vertreten: Sprache hat “Dasein im Sinne eines Wirkungszusammenhangs” (Weisgerber 1932c: 195). Immer und immer wieder wird die Bedeutung der Termini *Kraft* und *Wirkung* als Antidot gegen die unzureichende Vorstellung, Sprache könne als Ding, als Gebilde, als etwas Statisches angemessen erfasst werden, beschworen (u.a. Weisgerber 1939: 6; 1949a: 8; 1950b: 23). Auch der Begriff der Wirklichkeit wird, besonders wenn es um die Wirklichkeit der Sprache geht, mit Hilfe eines Bindestrichs zur *Wirk-lichkeit*, und das heißt zur Wirksamkeit und damit ineins zum oben schon zitierten “Dasein im Sinne eines Wirkungszusammenhangs” dynamisiert (u.a. Weisgerber 1950a: 23). In diesem Sinne versteht Weisgerber Sprache als *energeia* (ebd.).

Die letztendliche Instaurierung der energetischen Sprachwissenschaft ist also eher als terminologischer und axiomatisch-methodologischer Bodensatz des fast obsessiven Bemühens anzusehen, das Dynamische in Opposition zum Statischen zu ‘stellen’, es als Perspektive und Horizont zu fixieren und – so paradox es klingt – ‘dingfest zu machen’. Besonders was die Wahl der geeignetsten Bezeichnungen des Dynamischen angeht, hat Weisgerber über die Jahre eine ganze Anzahl von Wörtern als Termini neu eingeführt und wieder verworfen. Die Humboldtsche “Verwandlung der Welt in Gedanken”, sein “Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes” wird bei Weisgerber zur “sprachlichen Anverwandlung der Welt” (Weisgerber 1954a: 578), zur sprachlichen “Erschließung” (ebd.) von Welt, zum “Worten der Welt” (Weisgerber 1955a; 1955b [Titel]) und zur “sprachlichen Gestaltung der Welt” (Weisgerber 1962c; [Titel]). Neben einer ganzen Reihe von Aufsätzen spiegeln auch die jeweiligen Neuauflagen von Weisgerbers vierbändigem Hauptwerk diese Umpolung der statischen in eine dynamische Perspektive wieder. Unter dem Obertitel *Von den Kräften der*

deutschen Sprache hatte Weisgerber 1949/50 die vier Bände I. *Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins*; II. *Vom Weltbild der deutschen Sprache*; III. *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur* und IV. *Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache* veröffentlicht, 1953/54 den II. Band in zwei Teilbände mit den Untertiteln *Die inhaltbezogene Grammatik* und *Die sprachliche Erschließung der Welt* umgearbeitet, wobei schon kurze Zeit später der Begriff *Erschließung* als zu wenig 'energetisch' wieder verworfen wurde (vgl. dazu Weisgerber 1962c: 81). Unter den neuen Titeln *Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik* (Weisgerber 1962b) und *Die sprachliche Gestaltung der Welt* (Weisgerber 1962c) figurierten diese zwei Teilbände dann ab 1962 als Bände I und II des weiterhin vierbändigen Hauptwerks (Band I von 1949/50 fiel weg). Während Band I in die inhaltbezogene Grammatik einführt, handelt es sich bei Band II um die Einführung in die Perspektive des energetischen Forschungsansatzes. Weisgerber hat die Lancierung dieser Perspektive mit immensem Aufwand betrieben, im Falle der genannten Bände verdoppelte sich der seitenmäßige Umfang der Veröffentlichung. Wie wir an einzelnen Beispielen noch sehen werden, und wie auch der Vergleich der beiden erwähnten Bände zeigt, handelt es sich aber nur selten um neue Erkenntnisse im materialen Sinne, sondern um ihre Deutung unter energetischen Gesichtspunkten. Nicht nur deshalb, sondern auch wegen der theoretisch und praktisch kaum eindeutig durchführbaren strikten Differenzierung zwischen inhaltbezogener und energetischer Perspektive hat selbst der treueste Weisgerber-Schüler H. Gipper Bedenken geäußert, dass eine methodisch stringente Trennung von inhaltbezogener und energetischer Sprachforschung durchführbar und durch Angabe notwendiger Gründe legitimierbar sei (Gipper 1974: 145). So verwundert es auch nicht, dass auch Weisgerber ab und an konzeden muss, dass eine saubere Trennung der Perspektiven eigentlich gar nicht möglich ist (u.a. Weisgerber 1962b: 139; 1963b: 14). *Prima facie* ergibt sich die festgestellte mangelnde Differenzierung schon durch zwei Strategien bei der Verwendung von Termini: Einmal werden Termini in einem so weiten Sinne gebraucht, dass sie mehrere Bedeutungs- oder Inhaltsvarianten denotieren können, andererseits können Termini, die eine Perspektive fokussieren, vom Kontext wieder relativiert werden. Für den ersten Fall sei auf den oben diskutierten Gebrauch des Begriffs *Wirkung* verwiesen, der kausativ, resultativ und reversiv gebraucht wird. Auch den Begriff *Form* verwendet Weisgerber sowohl in statischer als auch in dynamischer (als *forma formans*) (vgl. Weisgerber 1954a: 574) Variante. Was den zweiten Fall angeht, so wird von Weisgerber z.B. immer wieder betont, dass

Muttersprache dem Wesen nach der “Vollzug” (Weisgerber 1955a: 250) bzw. der “Prozeß” (ebd. 251) der “sprachlichen Anverwandlung von Welt” sei, andererseits ist Muttersprache immer auch ein System, ein Gebilde, eine ‘Zwischenwelt’. Mit anderen Worten könnte man das Problem der ineinander verschlungenen Perspektiven auch so fassen: Sprachen spiegeln ein je partikulares kognitives Differenzierungsbedürfnis wieder, sie verfolgen je partikuläre kognitive Differenzierungsstrategien, die im Gesamtnexus auch als System begriffen werden können, dem eventuell ein bestimmter kognitiver Differenzierungsstil attribuiert werden kann. Differenzierungsstil und Differenzierungsstrategien erlauben zudem nur bestimmte systemische Entwicklungsmöglichkeiten, d.h. sie bedingen restriktiv die Evolution des Systems. Um einerseits die Momente der ‘reinen’ Prozessualität, die Verwandlung *in actu*, andererseits Wechselwirkungen mit und Wirkungen auf ein wie immer geartetes Außerhalb des Systems begreifen zu können, können wir gar nicht anders als sowohl den Modus der Verwandlung als auch das Produkt der Verwandlung (etwa die Art und Weise des Wortens und das Wort als Entität) ins Auge zu fassen. Wenn wir im folgenden Weisgerbers theoretische Entwürfe und Exemplifizierungen zu den beiden Subtypen der leistungs- und wirkungsbezogenen Sprachforschung näher betrachten, so ist es angebracht, die von Weisgerber jeweils praktizierten Fokussierungen möglichst klar zu erfassen und die dargelegten methodischen und logischen Unschärfen, die in der Natur der Sache liegen, im Blick zu behalten.

In systematischer Form behandelt Weisgerber die oben genannten vier Arten von Sprachforschung in seinem Buch *Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen* (Weisgerber 1963b). Mittels des folgenden Übersichtsschemas (vgl. ebd. 16) möchte Weisgerber den methodischen und logischen Stellenwert dieser Sprachforschungstypen angeben:

gestaltbezogen	statische Betrachtung = grammatisches Verfahren
inhaltbezogen	
leistungbezogen	energetische Betrachtung = volles sprachwissenschaftliches Verfahren
wirkungsbezogen	

FIGUR 11

Nach diesem Schema wird also, wie weiter oben schon angeführt, die inhaltbezogene Sprachforschung, die ja die *differentia specifica* des Weisgerberschen Ansatzes ausmachte, degradiert. Ihr methodisches Ziel einer Beschreibung und Bewusstmachung der sprachlichen Zwischenwelt – was von Weisgerber als “Grammatik” bezeichnet wird (ebd.) – ordnet Weisgerber der ergänzungsbedürftigen Art von statischer Sprachforschung zu. Erst mit der leistungs- und wirkungsbezogenen Sprachforschung hebe sich selbige auf das Niveau einer energetischen Sprachwissenschaft.

Sowohl die Logik dieses Schemas als auch die Verwendung des Begriffs *Stufen* werden jedoch auch wieder relativiert, da sie nicht exakt das treffen, was Weisgerber eigentlich sagen will:

“Es handelt sich um die vier Tatbestände der Gestalt, des Inhalts, der Leistung, der Wirkung, die im Zusammenhang mit jedem Sprachmittel gegeben sind. Man könnte also von der Erforschung der Gestalten, der Inhalte, der Leistungen, der Wirkungen sprechen. Dagegen ist aber einzuwenden, daß damit einer nicht zu rechtfertigenden Zersplitterung der Arbeit Vorschub geleistet würde. Sosehr wir in Stufen vorgehen müssen, so sehr ist die Ganzheit der Untersuchung jedes Problems durch alle Stufen hindurch zu betonen; [...] Diesem Tatbestand tragen wir Rechnung, indem wir von *gestaltbezogener*, *inhaltbezogener*, *leistungbezogener* und *wirkungbezogener* Betrachtung sprechen, also jeweils bezogen auf einen Maßstab, aber nicht beschränkt auf einen Ausschnitt.” (ebd. 15)

Im Kontext dieser Textstelle verwendet Weisgerber u.a. auch die Begriffe *Methode*, *Arbeitsschritte*, *Formen* anstelle von *Betrachtung* (ebd. 14ff.), so dass es sich bei diesen vier sprachwissenschaftlichen Subtypen um eine Art methodischer Grundausrichtung handelt, und dementsprechend durchaus von vier Typen von *Sprachforschung* gesprochen werden kann. An keiner Stelle seines Werks hebt Weisgerber die leistungs- und wirkungsbezogene Sprachforschung in den Rang einer Sprachwissenschaft, während dies vor der energetischen Wende bzgl. der inhaltbezogenen Perspektive durchaus geschah und der Terminus *Sprachinhaltsforschung* als Wissenschaftsbezeichnung diese Wende auch überdauerte. Was den Begriff der *Stufen* angeht, so verteidigt ihn Weisgerber dadurch, dass die methodische Grundhaltung der inhaltbezogenen Sprachforschung erst aus der gestaltbezogenen sowohl historisch erwachsen sei als auch logisch auf dieser aufbaue. Außerdem setze die leistungs- und wirkungsbezogene Betrachtung gewissermaßen den Durchgang durch die gestalt- und inhaltbezogene Sprachforschung voraus (ebd. 14). Andererseits betont Weisgerber, dass

alle vier Sprachforschungstypen sich wechselseitig ergänzen sollten und eine Ganzheit bildeten, keine unabhängig von den anderen ausgeübt werden könnte, wenn sie angemessene Forschungsergebnisse erzielen möchte. Die Rede von *Stufen* scheint also angebracht für die historische und logische Genese der Sprachwissenschaft, wie Weisgerber sie versteht, sobald aber die vier methodischen Perspektiven *konstituiert sind*, wirft sie die Konnotation des Hierarchischen von sich ab, da nach Weisgerber dann ein freies Schalten und Walten von diesen Stufen aus möglich sein soll, unter der Voraussetzung, dass die Ganzheit der vier Perspektiven im Blick bleibt (ebd. 15). Dies ist dann auch das eigentlich charakteristische Merkmal der *energetischen Sprachwissenschaft* (Weisgerber 1973a: 142). Insofern sie alle vier Sprachforschungstypen integriert, überschreitet sie also den im obigen Schema angedeuteten Begriffsumfang als Oberbegriff der leistungs- und wirkungsbezogenen Sprachforschung und müsste eigentlich den überkommenen Terminus *Sprachinhaltsforschung* ersetzen. Dies hat aber auch Weisgerber nie *wirklich konsequent* eingefordert, und angesichts der oben schon angeführten Bedenken kann man legitimerweise behaupten, dass die inhaltbezogene Sprachforschung der eigentliche Kern der von Weisgerber vertretenen Sprachwissenschaft ist. Die Diskussion der leistungs- und wirkungsbezogenen Sprachforschung wird ein fundierteres Urteil zu dieser Frage möglich machen.

2.2.4.2. Leistungsbezogene Sprachforschung

Weisgerbers Terminus der *Leistung* hält sich weitgehend im Rahmen des umgangssprachlichen Verwendungssinns, was von Weisgerber selbst auch nicht bestritten wird (Weisgerber 1961b: 36). Er betont zumeist das Prozessuale des Transformierens oder Herstellens (= das Zu-Wort-Machen oder Worten) als eines Arbeitsprozesses¹⁷⁹, begreift aber über die bloße Konstatierung dieses Prozesses hinaus auch Aussagen über das Wie dieses Prozesses ein (ebd. 35) (lehnt sich also, wenn auch in abgeschwächter Form, an die umgangssprachlich vorhandene Begriffskomponente der Qualifikation an) und möchte letztendlich indizieren, dass Herstellungsweise und ‘Produkt’, wenn konventionalisiert, nicht nur repetiert, sondern auch als Modell für weitere Modifikationen – sei es die Herstellung anderer ‘Produkte’ oder die

¹⁷⁹ Dies ist der am häufigsten betonte Aspekt des Leistungsbegriffs, vgl. u.a. Weisgerber (1963b: 28ff.; 1961b: 35).

Modifikation der Herstellungsweise selbst – dienen können.¹⁸⁰ Gegen die u.a. von P. Hartmann (1958: 122), aber auch von Gipper (1974: 145) vorgebrachte Kritik, dass es sich bei Weisgerbers Leistungsbegriff um eine unzulässige Hypostasierung, nämlich eine Übertragung menschlicher Leistungen auf die Sprache, handle, wendet Weisgerber ein, dass jede Art von Sprachwissenschaft mit der Konstatierung ihres Forschungsobjekts *Sprache* schon notgedrungen diese Hypostasierung vornehme, dass also ohne eine solche Sprachwissenschaft gar nicht sinnvoll möglich sei. Man bliebe sozusagen auf halbem Wege stehen, wenn man gegen die Hypostasierung von *Sprache* als Objekt nichts einzuwenden hat, sich aber weigert, sie in ihrer eigentlichen Daseinsweise als Prozess oder Geschehen zu begreifen (Weisgerber 1961b: 35f.). Man sieht hier deutlich, dass dies ein Schlüsselargument in Weisgerbers Theorie ist, denn es wäre sonst nicht mehr einsehbar, dass der Mensch unbewusst den je spezifischen Weltkonstituierungsverfahren seiner jeweiligen Muttersprache ‘ausgeliefert’ ist. Dennoch verschafft sich bei Weisgerber auch noch ein anthropogenes Argument Geltung. Es besagt, dass jede Sprachleistung die Lösung einer *Aufgabe* darstellt:

“Die sprachlichen Leistungen sind aber nicht nur an ‘Sachen’, sondern auch an Aufgaben zu messen. Eine Muttersprache ist nicht eine rein theoretische, sondern weithin eine praktische Bewältigung der Welt. Die Aufgaben, die sie aufnimmt, sind nicht nur von dem Aufbau des ‘Seienden’ bestimmt, sondern ebenso sehr von den Gesichtspunkten und Notwendigkeiten der Sprachgemeinschaft. [...] Hier berühren sich nun leistungbezogene und wirkungsbezogene Sprachbetrachtung.” (Weisgerber 1963b: 29)

Aufgaben stellen also ‘externe’, im Bereich der Sprachgemeinschaft angesiedelte Herausforderungen an die Sprache dar, die durch ‘Worten’ bewältigt werden können. Auffallend ist, dass einmal mehr an die in der umgangssprachlichen Verwendung bestehende Konnotation von *Aufgabe* und *Leistung* angeknüpft wird, allerdings nur in dem Sinne, dass es sich um ein kollektives Geschehen handelt. Die Relation *Aufgabe* - *Leistung* (als ‘Lösung’ der Aufgabe) wird als Wechselwirkungsrelation zwischen den Entitäten *Sprachgemeinschaft* und *Muttersprache* begriffen und reicht aus diesem Grund in den Bereich der wirkungsbezogenen Sprachforschung hinein. Unter den Begriff *Aufgabe* fallen bei Weisgerber sehr unterschiedliche, heterogene

¹⁸⁰ Dieser Aspekt wird manchmal dem Leistungsbegriff zugeordnet (vgl. etwa Weisgerber 1981c: 47f.), manchmal dem Wirkungsbegriff (s. weiter unten, auch schon Weisgerber 1950a: 22). Letzterer Textverweis ist übrigens ein symptomatisches Beispiel dafür, dass sämtliche Grundlinien der leistungs- und wirkungsbezogenen Sprachforschung schon vor ihrer terminologisch gestützten Einführung von Weisgerber explizit vertreten wurden. Was den Begriff der *Leistung* angeht, so wird er bewusst als Begriff meines Wissens erstmals in Weisgerber (1929b: 6f.) gebraucht und in der Folgezeit immer wieder aufgegriffen (u.a. Weisgerber 1935b: 16; 1949a: 7).

Problemsituationen, die zu einer ‘Verwortung’ herausfordern. Außer der ‘Verwortung’ der Perzeptionen der ‘Außenwelt’ (man denke etwa an den schon weiter oben genannten Fall, dass extreme geographische oder klimatische Umweltbedingungen zu einer intensiveren sprachlichen Verarbeitung selbiger herausfordern) kann im Prinzip aus allen kulturellen, lebensweltlichen Bereichen ein Bedürfnis nach Verwortung und damit die Entstehung einer Verwortungsaufgabe erwachsen. So erfüllt die differenzierte Lexematisierung des Phänomens *Schnee* in den Eskimo-Sprachen eine klimatisch bedingte Aufgabe, die Entstehung des Adjektivs *deutsch* ein soziopolitisches Identifikations- und Abgrenzungsbedürfnis des germanisch-fränkischen Volksstamms gegenüber dem westfränkischen (vgl. ebd. 169f.), die Warenbezeichnung die mit der Erfindung oder Kreation einer Ware gestellte sozioökonomische Aufgabe, sich in einem referentiellen Akt auf diese Ware beziehen zu können (Weisgerber 1968a) etc.

Diese vier Grundaspekte des Begriffs *Leistung* werden von Weisgerber zwar immer wieder angeführt, allerdings nie in wirklich systematischer und kompakt reflektierter Form. Sie melden sich sozusagen dann zu Wort, wenn sie im Argumentationsverlauf benötigt werden. Andererseits hat Weisgerber viel Mühe darauf verwendet, durch Einführung der Termini *Zugriff*, *Ausgriff*, *Gerichtetheit* und *Sinnbezirk* die inhaltbezogene Sprachforschung mit ihren zentralen Termini *Inhalt* und *Feld* zu dynamisieren, d.h. eine dynamische Interpretation der zuvor erreichten Forschungsergebnisse zu propagieren. Auch wenn man Weisgerber gerne zugestehen mag, dass es sinnvoll sein kann, sprachliche Phänomene als Vorgänge oder Prozesse zu begreifen, so erweckt Weisgerbers Bemühen zumeist den Eindruck, als müsse die zuvor betriebene inhaltbezogene Sprachforschung in ihrer gesamten Substanz revolutioniert werden, wo es sich in den überwiegenden Fällen der konkreten ‘Erprobung’ der neuen Termini um eine einfache Umdeutung handelt, und zwar in dem Sinne, dass die gesamten erreichten Erkenntnisse sozusagen in Klammern gesetzt und mit einem neuen Vorzeichen (statt *statisch: dynamisch*) versehen werden.

Dies wird offensichtlich, wenn man die Bestimmung der vier genannten Termini etwas eingehender betrachtet. Wir beginnen mit den beiden Termini *Zugriff* und *Gerichtetheit*:

“Die Notwendigkeit einer doppelgleisigen Terminologie folgt aus dem Gegensatz von statischer und energetischer Verfahrensweise: als Sprach«inhalt» erscheint in statischer, grammatischer Sicht das, was seinem Wesen nach sprachliche Energie, «Zugriff» ist. [...] Deshalb bereits in diesem Teil der

dauernde Hinweis auf die Doppelheit energetischer und statischer Betrachtungsweise, das terminologische Nebeneinander von Sprach«zugriff» und Sprach«inhalt», von «Gerichtetheit der Sprachzugriffe» und «Bestimmtheit der Sprachinhalte» [...]. Die statische Betrachtung sucht die muttersprachlichen «Zugriffe» bewußt zu machen in der Form der Feststellung und Erforschung von *Sprach«inhalten»*. Mit Sprach«inhalt» ist dabei die geistige Seite der lautlich-inhaltlichen Spracheinheiten gemeint, so wie sie sich bei einer Bestandsaufnahme feststellen läßt; es werden damit also «Zugriffe» (Wirkungsformen der Sprachkraft) gedanklich umgesetzt in «Inhalte» (feststellbare geistige «Gegenstände»). Diese Umsetzung ist unvermeidlich, da nur von solchen ersten Feststellungen aus die weiteren Fragen angefaßt werden können.” (Weisgerber 1956/57: 66f.)

An diesem Zitat wird deutlich, dass die ‘doppelgleisige’ Terminologie in der Natur der Sache begründet ist, *jeder* (so explizit Weisgerber 1955b: 17) Sprachinhalt *ist de facto* auch Sprachzugriff, kann aber weder interpretativ (vom Sprachwissenschaftler) noch als hypostasierte Entität rein über seine dynamischen Qualitäten begriffen werden, sondern muss je schon *als etwas* begriffen werden und *als etwas* erscheinen. Die Dialektik von Statik und Dynamik setzt Weisgerber auf Phänomen- und Interpretationsebene an, und die leistungsbezogene Terminologie möchte ein empfundenes Theoriedefizit bzgl. der dynamischen Perspektive beheben. Bei aller Betonung des Dynamischen muss dieser Korrekturversuch aber dennoch immer der dialektischen Beziehung des Dynamischen zum Statischen Tribut zollen. Dies schlägt sich dann auch in den Bestimmungs- oder Definitionsversuchen von *Zugriff* und *Gerichtetheit* nieder:

“Daß das gesetzte Zeichen den Menschen aus einer vorwiegend reproduktiven Rolle hinüberführt in die Möglichkeit vorwiegend geistigen Gestaltens, war deutlich. Es ist das Kennzeichen dessen, was man einen sprachlichen «Zugriff» auf das Seiende nennen kann. Indem der Mensch einen solchen sprachlichen Zugriff ausführt, kann er sich aus einem Verlauf, einem Erlebnis einen geistigen **Gehalt** formen und **dauerhaft festhalten**.” (Weisgerber 1962b: 94; Hervorhebung von B.S.)

“Unter sprachlichen Zugriffen verstehen wir die einzelnen konkreten Akte der Gestaltung der Welt in einer bestimmten Sprache. Jedes Wort, jede syntaktische Ganzheit ist der Leistung nach ein solcher Zugriff. Die sinnliche Handhabe bietet dabei die Lautform (im weitesten Sinne); die geistige Leistung ist in der Wirkungsrichtung des sprachlichen Anverwandeln beschlossen. Dies ist der Kernprozess des «Wortens». Um ihn zu beurteilen, muß ich also vor allem seine Wirkungsrichtung kennen. Daher die Frage nach der Gerichtetheit der sprachlichen Zugriffe: Welche Bedingungen sichern einem Sprachelement seine **dauerhafte** geistige Gerichtetheit, und wie können wir diese Bedingungen durchschauen und **beschreiben**?” (ebd. 95; Hervorhebung durch Dickdruck von B.S.)

Im konkreten Fall führt diese Dialektik oder ‘Zweigleisigkeit’ dazu, dass inhalt- und leistungsbezogene Sprach‘betrachtung’ sich oft bis zur Ununterscheidbarkeit ähneln. Die Gerichtetheit der in Wörtern wie *Pferd*, *wiehern*, *Abendstern*, *warm* etc. realisierten Zugriffe hänge, so Weisgerber, an dem Urteil der Menschen, an dem Umfang und Ausmaß, in dem “eine Sprachgemeinschaft einen solchen Sachverhalt als für sich bemerkenswert ansieht” (Weisgerber 1958b: 284). Eben dieses kollektive Urteil der Menschen einer Sprachgemeinschaft hatte Weisgerber schon 1929 in Bezug auf die vielen konkurrierenden Bezeichnungen für *Pferd* betont: Es sei “außerordentlich wichtig [...], daß im Wortschatz ein Lebensgebiet unter verschiedenen Gesichtspunkten verarbeitet sein kann” (Weisgerber 1929b: 60). So sind die Zugriffe in *Ross*, *Mähre* oder *Klepper* an Wertgesichtspunkten *ausgerichtet*, die Zugriffe in *Schimmel* oder *Fuchs* an Farbeigenschaften. Im Bereich der Wortstände, die ja überhaupt nur erkannt werden können, wenn man den Gesichtspunkt der Gerichtetheit berücksichtigt, wirken Ableitungstypen richtungsdeterminierend, ein Wort wie *Bäcker*, so Weisgerber, “führt den Inhalt des Grundwortes *backen* weiter im Sinne des Wortstandes der *Nomina agentis*” (Weisgerber 1958b: 286), worin sich seine ‘Gerichtetheit’ manifestiere. Der Wortstand der Diminutiva mit den vorwiegend gebrauchten Ableitungstypen *-lein* und *-chen* zeigt seine ‘Gerichtetheit’ darin, dass substantivische Begriffe “in die eingenommene Sehweise des Verkleinerten” (Weisgerber 1981c: 46) gebracht werden. Seit Anfang der 60er Jahre fühlt sich Weisgerber bemüßigt, den Begriff *Zugriff* in die zwei Termini *Zugriff* und *Ausgriff* zu spalten, wobei der Terminus *Ausgriff* auf alle Wortneubildungen durch Ausschöpfung von Wortbildungsmöglichkeiten appliziert wird (u.a. Weisgerber 1963a: 7; 1973a: 171; 1981c: 49), *Zugriff* mal im engeren Sinne und in Abgrenzung zu *Ausgriff* als Zugriff auf die ‘Sachen’, mal aber auch weiterhin als Oberbegriff für jede Art von Sprachmittel gebraucht wird (u.a. Weisgerber 1963a: 23).

Die wenigen angeführten Beispiele sowie die ihnen zuvor angeführten Definitionsversuche zeigen meiner Ansicht nach deutlich, dass die leistungsbezogene Perspektive immer schon dann unwillkürlich eingenommen werden musste und eingenommen wurde, wenn es um die Bestimmung des Weisgerber so wichtigen Wort- oder Sprachinhalts ging. Deswegen wundert es auch gar nicht, dass in der 3. Auflage seines Hauptwerks die entscheidenden Passagen zu den sprachlichen Zugriffen sowohl im Band zur inhaltbezogenen als auch in dem zur energetischen Sprachwissenschaft erscheinen (vgl. Weisgerber 1962b: 95f.; 1962c: 206f.), Weisgerber also in der

argumentativen Darlegung der inhaltbezogenen Grammatik ohne den Rekurs auf die sprachlichen ‘Zugriffe’ nicht auskommt.

Zum gleichen Schluss gelangt man auch hinsichtlich des Terminus *Sinnbezirk*, der als ‘energetisches’ Pendant (Weisgerber 1962c: 261; 1964d: 25) dem Begriff des *Feldes* zur Seite gestellt wurde. Statt *Sinnbezirk* hatte Weisgerber auch den Alternativbegriff *Feldzugriff* (Weisgerber 1964d: 25) in Erwägung gezogen, blieb aber dann doch bei der Variante *Sinnbezirk*, obwohl es hier schon einiger künstlicher Gymnastikübungen bedarf, um diesem Begriff die Inhärenz des Energetischen abzulauschen. Diese mangelnde begriffliche Evidenz überträgt sich auch auf die präsentierten Definitionsversuche, die zwei verschiedene Aspekte dieses Begriffs herausstellen. Zum einen sind Sinnbezirke die “Ganzheiten, innerhalb deren die Leistungen der verschiedenen Formen sprachlichen Zugriffs sich vereinigen können” (Weisgerber 1962c: 261), andererseits sind Sinnbezirke das “Zusammenspiel mehrerer Felder oder verschiedener Grundformen inhaltlicher Bestimmtheit” (Weisgerber 1964d: 24f.). Die Tendenz geht also nicht nur dahin, die Feldelemente statt als *Inhalte* energetisch als *Zugriffe* aufzufassen, sondern auch das Feld selbst vom statischen Gefüge zum dynamischen Gefüge umzudeuten, was mit Hilfe des Begriffs *Zusammenspiel* besser gelingt als mit dem der *Ganzheit*. Zudem impliziert die erstgenannte Definition nicht unbedingt, dass es sich um feldübergreifende Ganzheiten handelt, während die zweite suggeriert, dass der Terminus *Sinnbezirk* einer feldübergreifenden Ordnung angehört und auf die Analyse der Beziehungen zwischen Feldern abzielt. Die Notwendigkeit und Geltungssphäre des Begriffs *Sinnbezirk* wird dann schließlich noch dadurch konterkariert, dass nach Weisgerber jede Art von Feldbetrachtung im Prinzip gar keine methodische Stufenfolge durchläuft, sondern immer schon mit der leistungsbezogenen Betrachtungsweise einsetzt (Weisgerber 1970a: 290). Die eigentliche Begründung für diese Behauptung finden wir in einem anderen Text:

“Der Tatbestand der Aktionsbereitschaft sprachlicher Zugriffe, die in sich eine Ordnung vorzeichnen und die ausreichend gerichtet sind, um diese Ordnung zu verwirklichen ohne bewußte Lenkung durch die ausführende Sprachgemeinschaft, ist offenbar. Auf welche Weise kann so etwas wirksam werden? Den Nachweis der bestehenden Bestimmtheit hat die inhaltbezogene Grammatik durch das Aufzeigen einer Feldgliederung erbracht. Läßt sich dieser Befund nun energetisch weiterführen zu einer Einsicht in die Ursachen und Kräfte der Gerichtetheit? Anschließend an die Erfahrung, daß die Inhaltsbestimmtheit eines Feldgliedes immer erfolgen muß im

Hinblick auf das Verhältnis zu anderen Feldgliedern, spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Gerichtetheit (die grammatisch als inhaltliche Bestimmtheit gefaßt wird) des einzelnen Gliedes die Resultante der Wechselwirkungen der Gesamtheit ist.” (Weisgerber 1962c: 220)

Die Bestimmung des Inhalts arbeitet also von vornherein schon auf der Basis der Untersuchung von Wechselwirkungen oder wechselseitiger Bestimmung, und aus dieser Inhaltsbestimmung ergibt sich als Resultat, als Ergebnis die ‘Gerichtetheit der Zugriffe’ (z.B. die Ausgerichtetheit an menschlichen Wert- oder Zwecksetzungen, wie weiter oben schon expliziert). Mit dem Begriff *Aktionsbereitschaft* rekurriert Weisgerber auf die eingangs dieses Kapitels angeführte dritte Funktion des Leistungsbegriffs, dass eine bestimmte Verwortungsstrategie als Prototyp für neue Verwortungsaufgaben bereitstehe.

Die Diskussion der zentralen Termini der leistungsbezogenen Sprachbetrachtung hat gezeigt, dass es Weisgerber im wesentlichen darum ging, die im System der *langue* inhärenten dynamischen Prozesse und Funktionen ins Bewusstsein zu heben. Dies gelingt Weisgerber nicht in allen Fällen gleichermaßen überzeugend, wobei der Terminus des *Sinnbezirks* am wenigsten scharf und am wenigsten überzeugend hinsichtlich der prätendierten Dynamisierungsfunktion von dem des *Feldes* abgegrenzt wird. Zudem muss die Berücksichtigung der dynamischen Perspektive im Prinzip auch schon für jede als ‘inhaltlich’ deklarierte Sprachanalyse vorausgesetzt werden, so dass, in materialer Hinsicht von der leistungsbezogenen Sprachbetrachtung keine wesentlich neuen Erkenntnisse erbracht wurden.

Es gibt jedoch ein Moment in Weisgerbers Schriften, das dieser Diagnose zumindest partiell widerspricht. Dies hat damit zu tun, dass Weisgerber in einigen exemplarischen Studien, in denen er die vier Stufen der Sprachbetrachtung an Beispielen zu erläutern vornimmt, einen höheren Grad an Einsicht in die Komplexität der bestehenden sprachlichen Abhängigkeits- und Wechselwirkungsbeziehungen erreicht, so dass man – zumindest in Bezug auf einige vorgelegte Falluntersuchungen – von einem materialen Komplexitätsschub als Folge der Differenzierung der vier Arten von Sprachbetrachtung sprechen könnte. Schon bezüglich des Terminus *Sinnbezirk* war von einer Berücksichtigung des Zusammenspiels mehrerer Felder die Rede, an anderer Stelle, die aber systematisch eher vereinzelt dasteht, argumentiert Weisgerber noch expliziter in dieser Richtung:

“Die Lehre vom Sprachfeld besagt, daß es Gruppen von Sprachmitteln gibt, die sich in ihrem Miteinander gegenseitig bestimmen und so aus ihrer Gliederung heraus Umgrenzungen gewinnen, die dem Einzelement gar nicht erreichbar wären. Die Bedeutung dieser Lehre ergibt sich daraus, daß sie die Sprachinhalte aus zu engen Sachbezügen und Lautbezügen löst und die Ausprägung brauchbarer Inhalte ins Innersprachliche verlegt, in die Gesetzmäßigkeiten inhaltlicher Strukturen. Dieser Grundgedanke gewinnt eine noch viel größere Bedeutung, wenn man ihn ins Energetische weiterführt. Die Gerichtetheit eines solchen Zugriffs wäre also nicht primär abhängig von vorgegebenen Sachverhalten, Überlegungen, Absichten, ja gar nicht an den Einzelzugriff gebunden, sondern sie ergäbe sich als eine Art Funktion des Zusammenwirkens mehrerer sprachlicher Ansätze.” (Weisgerber 1963a: 21)

In der Tat verfolgen einige der praktisch durchgeführten Fallbeispiele zur Erläuterung der vier Sprachbetrachtungsarten diese methodische Vorgabe, der Funktion des Zusammenwirkens mehrerer sprachlicher Ansätze auf die Spur zu kommen. Da die Fallbeispiele auch die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung exemplifizieren wollen, soll zunächst letztere in ihren allgemeinen Aspekten erläutert werden, bevor wir in einem anschließenden Kapitel auf die Rolle der Fallbeispiele eingehen.

2.2.4.3. Wirkungsbezogene Sprachforschung

Schon eine ganz vorläufige Überlegung lässt vermuten, dass man, wie auch schon in den unmittelbar vorhergehenden Kapiteln, auch in diesem mit terminologischen Unschärfen und Vieldeutigkeiten rechnen muss. Die energetische Sprachwissenschaft, die selbst schon eng mit dem Begriff der Wirkung verknüpft wurde, soll wie gesehen in zwei Arten von Sprachbetrachtung betrieben werden, so dass erklärungsbedürftig ist, in welcher Weise die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung die leistungsbezogene ergänzt, inwiefern sie als Subtyp legitimiert wird und wie der untergeordnete Wirkungsbegriff vom übergeordneten differenziert wird. Auf diese Fragen gibt das folgende Zitat eine erste Antwort:

“Von [der] weltgestaltenden Leistung [die die leistungsbezogene Sprachbetrachtung untersucht; B.S.] sind nun methodisch die Wirkungen zu trennen, die von der geistig gestalteten Sprachwelt ausstrahlen in alle Zusammenhänge, in denen mit dieser Sprache gearbeitet wird; hier geht es also nicht mehr um geistige Weltgestaltung, sondern um die Bewältigung anderer menschlicher Aufgaben mit Hilfe dieser sprachlich verfügbaren Welt: wie wird im Bereich des täglichen Lebens, der materiellen Kultur, der Religion, der Kunst, der Wissenschaft usw. mit Sprache gearbeitet und welche Folgen ergeben sich

aus dem darin beschlossenen Mitspielen des sprachlichen Weltbildes für die Ergebnisse des Handelns in jenen Kulturbereichen.” (Weisgerber 1962c: 22)

Weisgerber trennt also zwischen Sprache und Außersprachlichem. Unter letzteres fällt alles, was nicht primär als Sprache definiert ist. Kein Wunder, dass hier die heterogensten Aspekte genannt werden, denn im Prinzip können alle Bereiche des menschlichen Lebens, insofern sie als sprachexterne Entitäten fassbar sind, unter die ‘Rubrik’ des Außersprachlichen fallen. Neben diesen Lebensbereichen, die als real existierende ‘Wirklichkeiten’ auftreten, wird auch das menschliche Handeln, Agieren und Denken in der “praktischen Bewältigung der Lebensaufgaben” (Weisgerber 1963b: 29) und bei der “Gestaltung des Lebens” (ebd.) ins Außersprachliche verlegt. Aufgabe der wirkungsbezogenen Sprachforschung ist es also zu untersuchen, wie Sprache nach außen, auf Kultur und menschliche Praxis im weitesten Sinne genommen, wirkt.

Die wirkungsbezogene Sprachforschung setzt die Ergebnisse der leistungsbezogenen voraus, d.h. sie untersucht “alle legitimen Probleme, die sich der Sprachforschung stellen, ‘nachdem die Welt gewortet ist’“ (Weisgerber 1963d: 266). Der methodischen Trennung von Innersprachlichem, was auf Außersprachliches wirkt, fügt Weisgerber noch ein Bindeglied ein, den Begriff der *Geltung*:

“Geltung eines Wortes, eines Syntaktikums in der Muttersprache, das besagt dauerhaftes Bereitstehen eines von der Sprachgemeinschaft erarbeiteten und ‘objektivierten’ sprachlichen Zugriffs mit dem Anspruch, in sinngemäßer Weise in dem Tun der Sprachgemeinschaft ausgewertet zu werden. Das beschließt in sich grundsätzlich den Zwang, von allen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft aufgenommen und eingerechnet zu werden (über verbindliche Spracherlernung und Eingliederung in den Sprachbesitz).” (Weisgerber 1963b: 128)

Weisgerbers Geltungsbegriff beruht auf dem oben schon besprochenen Gesetz der Muttersprache, wonach die gewortete Welt einer Muttersprache, das von ihr konstruierte Weltbild, von ihren Sprechern notwendigerweise übernommen werden muss. Geltung heißt Verbindlichkeit, die aufgrund des Gesetzes der Muttersprache den Charakter der Notwendigkeit annimmt. Wie das entscheidende *definiens* des Zitats, das *dauerhafte Bereitstehen*, zeigt, koinzidiert der Geltungsbegriff zugleich mit dem oben genannten dritten Aspekt des Leistungsbegriffs, der Bereitstellung von Weltverarbeitungsweisen. Eine weitere Überschneidung mit der leistungsbezogenen

Sprachbetrachtung liegt darin, dass ja schon das Worten, und sogar in ausgezeichneter Weise, als Lösung und in Folge als *Bereitstellung* von Lösungen ‘sprachexterner’ Aufgaben oder, wenn man so will, ‘lebensweltlicher’ Herausforderungen konzipiert wurde. Weisgerber sind diese Überschneidungen nicht entgangen (vgl. ebd. 29), nicht zuletzt deshalb betont er auch, dass es sich bei der Scheidung von leistungs- und wirkungsbezogener Sprachforschung um eine *methodische* handle. Die Wahl der methodischen Perspektive bestimmt dann auch, wie die Verwendung des Begriffs *Wirkung* jeweils zu verstehen ist. Denn die erwirkte Wortung als *Ge-* oder *Erwirktes* wird unter wirkungsbezogener Perspektive zur *Wirkinstanz* oder *Wirkursache*. Die wirkungsbezogene Sprachforschung ordnet der ‘Wortung’ also den kausativen Wirkungsbegriff zu und sucht Wirkungen im resultativen Sinne im Bereich des Außersprachlichen. Aber auch die schon weiter oben diagnostizierte reversible Variante des Wirkungsbegriffs wird von Weisgerber bezüglich der wirkungsbezogenen Sprachforschung mitbedacht:

“Die Wirkungen der Sprache werden vielfach als die eine Seite eines Zusammenhangs gesehen, der letztlich auf Wechselwirkungen beruht. Wenn wir untersuchen, in welcher Weise eine Sprache sich im Aufbau der Kultur, im Gang des geschichtlichen Lebens auswirkt, so ist in Gedanken auch immer die Gegenrechnung aufzustellen, wie der Ablauf der Geschichte, die Entfaltung der Kultur sich auf die Sprache auswirkt. [...] Aber diese Einschränkung ändert nichts daran, daß die Sprachforschung zunächst das Auswirken der Sprache zu verfolgen hat.” (Weisgerber 1963b: 124)

Die Bestimmung der Aufgaben der wirkungsbezogenen Sprachforschung beruht also auf einer methodischen Beschränkung, die dadurch begründet wird, dass hier nach Weisgerber wissenschaftliches Neuland betreten wird, es also im Prinzip noch keine Vorarbeiten in dieser Richtung gibt (ebd. 125). Diese Aussage müsste natürlich relativiert werden, denkt man etwa an die Arbeiten von Boas, Sapir und besonders Whorf. Außerdem sind auch Weisgerbers frühere Arbeiten vom ‘Programm’ einer wirkungsbezogenen Sprachforschung inspiriert, ganz explizit schon 1929 in *Muttersprache und Geistesbildung*:

“Aber damit [mit der sprachwissenschaftlichen Facharbeit; B.S.] ist die Aufgabe nicht erledigt, sondern es bleibt als Wichtigstes, die Ergebnisse fruchtbar zu machen für die Allgemeinheit. Und diesen Weg zu den anderen Wissenschaften und zum Leben finden wir, wenn wir untersuchen, wie die sprachlichen Tatsachen sich auswirken im Leben, Denken und Handeln der Sprecher und Sprachgemeinschaften.” (Weisgerber 1929b: 157)

Weisgerber führte da als Beispiel einer Einzeluntersuchung mit wirkungsbezogener Aussagekraft seine Studie zur sprachlichen Erfassung der Geruchsempfindungen an (Weisgerber 1928a), die zu dem Schluss kam, dass der Mangel an sprachlicher Differenzierung der Geruchsempfindungen zu einer defizienten kognitiven Erfassung selbiger führt (ebd. 139). Worum es Weisgerber aber Anfang der 60er Jahre geht, ist, dass diese wirkungsbezogene Sprachforschung als eigene Forschungsrichtung etabliert wird und ein methodisch klar umrissenes Forschungsprogramm erhält. In diesem Sinne werden auch die Arbeiten des dritten Bandes *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur* (Weisgerber 1950b) seines vierbändigen Hauptwerks, die ebenfalls eine wirkungsbezogene Perspektive einnahmen, in ihrem Stellenwert relativiert:

“Wechselwirkungen zwischen Sprache und Leben haben sich zumeist unter Titeln wie Sprache und Kultur, Sprache und Religion, Sprache und Volk¹⁸¹ angemeldet. Das ist durchaus begründet. Aber es kann leicht dazu führen, daß Stellen besonders auffälliger sprachlicher Wirkungen in den Vordergrund treten, andererseits zu früh Zusammenfassungen¹⁸² versucht werden, die eindringlicherer Vorarbeiten bedürften. [...] Es ergäben sich also zwei methodisch zu trennende Aufgaben: einmal die [...] Frage nach der Wirkungsweise der sprachlichen Einheiten in Wortschatz und Satzbildung in ihrer Gesamtheit und ihren Einzelausprägungen jeweils in der ganzen Breite ihrer Auswirkung; sodann die Wirkungen, die von der Sprache als ganzer auf bestimmte Kulturbereiche (und das menschliche Leben als ganzes) ausstrahlen [...]” (Weisgerber 1963b: 125)

Mit seiner in den 60er Jahren propagierten¹⁸³ wirkungsbezogenen Sprachforschung favorisiert Weisgerber eindeutig die im Zitat genannte *erste* Aufgabe, möchte also die Wirkung einzelner, partikularer Sprachzugriffe auf Kultur und menschliche Praxis untersuchen. Die Bedeutung einer solchen Forschung, schon im oben angegebenen Zitat von 1929 als “Wichtigstes” (Ziel) deklariert, kann nach Weisgerber gar nicht hoch genug veranschlagt werden:

“Es wäre eines der höchsten überhaupt denkbaren Ziele der Sprachforschung, wenn sie die Auswirkungen der verschiedenen Sprachen in das Handeln der jeweiligen Sprachgemeinschaften hinein verfolgen und auf diese Weise zur Aufhellung von aus der Sprachverschiedenheit stammenden Unterschieden und Divergenzen des Denkens und Handelns der Sprachgemeinschaften beitragen könnte.” (Weisgerber 1963b: 135f.)

¹⁸¹ Solche Titel fungieren in Weisgerber (1950b) als Kapitelüberschriften und bestimmen die dort eingehaltene Forschungsperspektive.

¹⁸² Hiermit werden auch die Simplifizierungen à la Finck, Vossler etc. (vgl. Kap. 2.1) in ihre Schranken verwiesen.

¹⁸³ Vgl. parallel zu Weisgerber (1963b) auch den ebenfalls 1963 erschienenen Artikel programmatischen Charakters (Weisgerber 1963d).

Bevor wir zur angekündigten Diskussion einiger Fallbeispiele für die Arbeit der leistungs- und wirkungsbezogenen Sprachforschung übergehen, soll zuvor noch dargestellt werden, welche allgemeinen Typen von Wirkung auf Außersprachliches bei Weisgerber, ohne jedoch in allen Fällen ausdrücklich als solche herausgestellt zu werden, berücksichtigt werden.

Zunächst und zumeist geht Weisgerber von einer *unbewussten* Wirkung der Sprachmittel bzw. sprachlichen Zugriffe aus. An erster Stelle steht hier sicherlich die Prägung der menschlichen Art und Weise zu *denken*. Als eines von vielen möglichen Beispielen sei hier nur das für den Satzbau des Deutschen charakteristische Merkmal der *Umklammerung* angeführt, das nach Weisgerber dazu führt, dass Sprecher des Deutschen im Vergleich etwa zu Sprechern romanischer Sprachen permanent dazu gezwungen werden, beim Sprechen und Hören eine Übersicht über alle geäußerten Satzelemente¹⁸⁴ zu behalten, da sich die Satzaussage erst mit der Kenntnis des zuletzt geäußerten Satzelements ergibt und nicht analytisch-kontinuierlich ‘aufgebaut’ werden kann. Die deutsche Sprache übe demnach eine unbewusste dauernde Erziehung auf ihre (muttersprachlichen) Sprecher aus (Weisgerber 1963b: 116, 137f.). Die Art zu denken könne sich zudem (weiterhin *unbewusst*) auf das *Handeln* der Sprecher auswirken. Eine Reihe von Hypothesen schließt sich, wiederum um eines von vielen möglichen Beispielen zu nennen, an die von Weisgerber schon 1954 erwähnte (1954a: 577) und auf Untersuchungen P. Hartmanns zurückgehende Erkenntnis an, dass das Japanische im Gegensatz zu den indogermanischen Sprachen wesentlich stärker das Geschehen als solches als die Agens-Rolle eines handelnden Subjekts betone. Daraus wurde unter anderem der hypothetische Schluss abgeleitet, dass japanische Depressive eher geneigt seien, sich gegenüber anderen Personen schuldig zu fühlen, während etwa deutsche Depressive eher die Tendenz hätten, sich wegen eines Mangels an eigenem existenziellem Wert Selbstvorwürfe zu machen (Gipper 1992/93, Bd.II: 113).

In den beiden genannten Fällen beruhen die Sprachwirkungen auf tiefliegenden, verborgenen *Inhaltsstrukturen* der jeweiligen Muttersprachen. Der Fall der *Volksetymologien* hat dagegen mit der *Unkenntnis der Etymologie* von Sprachmitteln zu tun. Zumeist handelt es sich um Lehnwörter, deren adaptierte Lautform zu falschen Vortstellungen Anlass gibt. Vom *Vielfraß*, einem Wort, das aus dem Norwegischen

¹⁸⁴ Wie schon erwähnt, geht Weisgerber in seinen Überlegungen nie über die Satzebene hinaus. Textlinguistische Fragen werden bei ihm nicht berücksichtigt, also auch in diesem Fall nicht.

stammt, dort *Bergkater* (*fjeld* = Berg; *fross* = Kater) bedeutet und ein marderähnliches Tier bezeichnet, nahm man an, dass er auch viel frisst (Weisgerber 1950b: 57f.), vom heiligen *St. Valentin* aufgrund der lautlichen Assoziation zu *fallend hin*, dass er Schutzpatron gegen die Fallsucht sei (ebd. 65). Diese und andere Fälle von Volksetymologien zeigten, dass Wörter bestimmte Vorstellungen und zugleich daraus abgeleitete Handlungen (etwa Anrufung des Schutzpatrons) bewirken können.

Desweiteren berücksichtigt Weisgerber auch Fälle, in denen *bewusst* mit der Wirkung der Sprache gerechnet wird. Als Beispiele für manipulativ motivierten Einsatz von Sprachmitteln nennt Weisgerber etwa das gelungene Bemühen deutscher Politiker Anfang der 60er Jahre, den Begriff *Fremdarbeiter* durch *Gastarbeiter* zu ersetzen, um die öffentliche Meinung und das Verhalten deutscher Muttersprachler gegenüber ins Land geholten ausländischen Arbeitskräften zu beeinflussen (Weisgerber 1963b: 132). In einem separaten Artikel (Weisgerber 1968a) untersucht Weisgerber fernerhin an konkreten Beispielen, wie wichtig nicht nur die sprachliche *Bezeichnung* von Produkten, sondern auch ihre *Benennung* (d.h. die Wahl des Namens für das Produkt) für die Lenkung der Verbrauchermeinung und ihr Handeln, d.h. Konsumverhalten, ist. Eine andere Art von Sprachwirkung besteht darin, dass ein Wort sich auf die Vorstellung eines Gegenstandes bezieht, den es in der Realität noch nicht gibt, die sogenannten *nomina ante res*. Weisgerber zufolge sind unter anderem die Wörter *Schreibmaschine* und *Luftschiff* (ebd. 190) Beispiele dafür, dass 'gewortete' Vorstellungen den Menschen zur konkreten Realisierung der mit ihnen bezeichneten Produkte sozusagen herausfordern können.

Damit sind die wesentlichen Fälle von Sprachwirkungen prototypisch benannt. Ein ganz entscheidender Grundzug zu ihrer Kennzeichnung fehlt aber noch. Weisgerber beschränkt Sprachwirkungen im Grunde radikal auf perlokutionäre Akte und degradiert die Funktion illokutionärer Akte zum kaum mehr interessierenden, zweitrangigen Problem. Die perlokutionären Akte sind zudem primär *langue*- und nicht *parole*gesteuert. Es ist sozusagen die Performanz der Sprache, die nach Weisgerber die Sprechakte auf einer grundlegenderen Ebene steuert, bevor die Performanz des Sprechers einsetzt. Das folgende Zitat zeigt dies in aller Deutlichkeit:

“Was nach dem Worten der Welt liegt – ist das nicht die ganze Weite des Sprachgebrauchs, der Sprachverwendung, des sprachlichen Tuns? Es kann unmöglich die Aufgabe der Erforschung etwa der deutschen Sprache sein, dieses völlig unübersehbare Gebiet

systematisch durchzugehen und zu ordnen. Hier setzt vielmehr für das Prinzipielle des einzelmenschlichen Sprachtuns die Sprachpsychologie ein, in der natürlich die Untersuchung der muttersprachlichen Wirkungen im Einzelleben eine hervorragende Rolle spielt. Was die einzelne sprachliche Realisierung (Sprechakt, Sprachwerk) angeht, so wird sie, soweit sie überhaupt als untersuchenswert anerkannt wird, vorwiegend von den verschiedenen Formen stilistischer und ästhetischer Analyse behandelt. Auch diese wird natürlich den muttersprachlichen Bedingungen im Einzelakt angemessen nachzugehen haben, und hier sind die mannigfaltigsten Ansätze für Sprachwertung und Sprachkritik, die vor allem das sprachliche Verfahren des Einzelsprechers, eines Werkes, eines Autors untersuchen, gegeben, und diese haben unbestreitbaren heuristischen Wert auch für die Untersuchung muttersprachlicher Wirkungen. Aber soweit sie ihr Schwergewicht und Ziel in der Charakterisierung individuellen Sprachtuns haben, können sie nicht mehr zu den primären Aufgaben der Erforschung einer Sprache gerechnet werden.” (Weisgerber 1963d: 266f.)

Wenn man bedenkt, dass die (Neu-)Entdeckung der Pragmatik in der Linguistik in den Beginn der 70er Jahre fällt, so wird ihre stiefmütterliche Behandlung durch Weisgerber zumindest verständlicher. Weitere Aspekte, die Weisgerbers Reaktion auf die pragmatische Wende in der Linguistik betreffen, werden erst in Kap. 2.3. behandelt, da sie ohne den Bezug auf die dort thematisierten Rezeptionsprozesse nicht verständlich werden.

2.2.4.4. Fallbeispiele

Im Folgenden seien vier Fallbeispiele kurz analysiert, in denen Weisgerber die unterschiedlichen Denkansätze der vier Sprachforschungsarten exemplifizieren wollte. Unsere Auswahl der Beispiele unterliegt anderen als den Weisgerberschen Kriterien. Das erste Fallbeispiel (i) (Weisgerbers *Passivthese*) soll zeigen, dass die wesentlichen Erkenntnisse sich in diesem Fall schon unter inhaltbezogener Forschungsperspektive ergeben und anschließend nur noch in einen Bezug zum Leistungs- und Wirkungsbegriff gebracht werden. Die anderen drei Fallbeispiele (ii-iv) (*Akkusativierungsthese*, *These zum Suffix -bar*, *These zum Betätigungssatz*) stehen in einem übergeordneten Zusammenhang (auch wenn Weisgerber diesen Zusammenhang selbst nur ansatzweise explizit hervorhebt), der in der neuzeitlichen sprachlichen Entwicklung sich offenbarende Tendenz zur Instrumentalisierung des Menschen und seiner ‘Lebenswelt’ und ihrer möglichen Gegensteuerung. Hier liefern leistungs- und wirkungsbezogene Forschung als Block neue, über die inhaltbezogene Forschung hinausgehende Erkenntnisse. Ihre Funktion liegt darin, dass sie zeigen, dass es einzelne

Sprachmittel gibt, die eine erkennbare Leistung erfüllen und insbesondere eine erkennbare Wirkung ausüben, die es lohnt erforscht zu werden. Weisgerber zufolge dienen die Fallbeispiele nicht nur zur Exemplifizierung, sondern (implizit) auch zur Legitimation der wissenschaftstheoretischen Entscheidung zur Vierteilung der Sprachwissenschaft, da sich die jeweiligen Erkenntnisse als offensichtlich nützlich herausstellen sollen.

(i) Weisgerber hat seine Passivthese in Weisgerber (1963c) und fast gleichlautend in Weisgerber (1963b: 233-261) entwickelt. Es geht ihm von Anfang der Untersuchung an darum, “nach einem gemeinsamen Nenner für alle passivischen Verfahrensweisen” (ebd. 250) zu suchen. Deshalb beschränkt sich die *gestaltbezogene* Untersuchung auch nicht auf die Auflistung etwaiger Passivformen, sondern wendet sich direkt den von Erben herausgearbeiteten *Varianten des Passivs* (u.a. Funktionsverbgefüge mit *kommen* oder *gelangen* und *nomen actionis: der Brief kommt zur Verlesung*; Darstellung von der Zuwendgröße (Dativobjekt) aus: *er bekommt die Zeitung gebracht*; Reflexivkonstruktionen: *die Tür öffnet sich*) zu (ebd. 238), die zusammen mit den Verwendungen der klassischen Vorgangs- und Zustandspassivkonstruktionen darin *inhaltlich* übereinkommen, dass bei ihrem Gebrauch das Satzsubjekt einer Satzaussage nicht als Täter oder Agens verstanden wird. Weder die Kennzeichnung des Passivs als Leideform noch die unspezifische Charakterisierung des Passivs als Umkehrung des Aktivs, die zur Konstruktion von Mustersätzen wie *Peter deckt den Tisch. / Der Tisch wird von Peter gedeckt* führt, die durch die Beibehaltung der Agensnennung und die derivative Anknüpfung ans Aktiv die Auffassung einer hierarchischen Ableitung vom Aktiv suggerieren und somit die eigentliche Funktion des Passivs verdecken, sind nach Weisgerber geeignet, den gemeinsamen Nenner der passivischen Verfahrensweisen adäquat zu benennen. Dieser liege vielmehr darin, dass das Agens, das “agierende Täter-Subjekt” nicht benannt, sondern verschwiegen, ‘ausgeschaltet’ wird (ebd. 247; 250). Nach Weisgerber gibt es also zwei Verbdiathesen, die er als “täterbezogene” (aktivische) und “täterabgewandte” (passivische) Diathesen bezeichnet (ebd. 248). Die Orientierung an inhaltlichen Kriterien führt Weisgerber allerdings zu einer sehr weitgehenden Loslösung von gestaltbezogenen, d.h. lautformbezogenen Kriterien, da er auch unpersönliche *man*-Sätze zum Bereich der täterabgewandten Diathese, also zum Bereich der Passivvarianten rechnet. Soweit möchte beispielsweise Erben nicht mehr gehen (Erben 1980: 81f., Anm. 272), der zudem zu bedenken gibt, dass die Kennzeichnung des

Passivs als täterabgewandte Diathese all die Fälle ausgrenze, in denen der Täter mittels Präpositionalphrase eben doch genannt wird (ebd.). Weisgerbers Charakterisierung mag durchaus richtig eine wichtige und vorherrschende *Tendenz* von passivischen Konstruktionen treffen, sie löst sich aber derart weit von der morphologischen und lautlich realisierten Sprachbasis, dass diese zumindest teilweise sogar ignoriert wird. In Fortführung der *inhaltbezogenen* Perspektive weist Weisgerber nun nur noch darauf hin, dass die Entstehung des Passivs in der Entwicklung des Indogermanischen eine relativ späte Erscheinung ist, die erst im Althochdeutschen anzutreffen ist (Weisgerber 1963d: 277). Das Aufkommen und die Implantation der täterabgewandten Diathese müsse man als Reaktion auf die im Indogermanischen überstark entwickelte aktivische Denkform verstehen (Weisgerber 1963b: 248), als Entwicklung oder besser Geburt einer neuen Feldstelle, die dann im Laufe der Sprachentwicklung sich zu einem komplexen Eigenfeld (Passiv und Passivvarianten) entwickelt habe. Wenn man nun schaut, welche neuen Erkenntnisse die *leistungsbezogene* Sprachbetrachtung in diesem Fall liefert, so wird man enttäuscht, denn die herausgearbeiteten Sprachinhalte werden schlichtweg als Leistung deklariert:

“Dies erscheint also als Kernleistung des ‘Passivs’: in einem durch das indogermanische persönliche Aktiv beherrschten verbalen Denkkreis werden Verfahrensweisen geschaffen, die ein Begreifen von Geschehnissen gestatten, das nicht täterbezogen abläuft.” (ebd. 255)

Die *Wirkung* dieser Leistung reduziert sich letztendlich darauf, dass man durch die entstandenen ‘Passivwortungen’ nun die “Möglichkeit [hat], das Geschehen auch täterfern zu sehen” (ebd. 257). Wo manifeste ‘außersprachliche’ Wirkungen nicht recht auszumachen sind, reduziert sich die leistungs- und wirkungsbezogene Sprachforschung auf eine blasse Kopie der inhaltbezogenen Forschung.

(ii) Anders liegt der Fall bei den folgenden drei Beispielen. Wir beginnen mit der *Akkusativierungsthese*. Sie geht in Anlehnung an Arbeiten Ibachs und der Autoren des *Wörterbuch des Unmenschen*¹⁸⁵ davon aus, dass beginnend in der Nazizeit und sich fortsetzend in der Nachkriegszeit eine Zunahme an Neubildungen ornativer Verben und zunehmender Gebrauch syntaktischer Konstruktionen mit ornativem Verb und Akkusativobjekt festzustellen sei. Damit einhergehend würden zuvor übliche

¹⁸⁵ Die bibliographische Angabe Weisgerbers zu Ibach ist unvollständig. Es handelt sich um einen Kongressbericht der Herbsttagung 1955 Katholischer Publizisten Deutschlands, den ich selbst nicht ausfindig machen konnte. Die entscheidenden Zitate finden sich aber ausführlich in Weisgerber (1958a: 8f.). Das von Weisgerber angegebene “Wörterbuch des Unmenschen” (ebd.: 9) erschien 1957: Sternberger, Dolf / Storz, Gerhard / Süskind, Wilhelm E. (1957), *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*, Hamburg.

syntaktische Konstruktionen mit Dativobjekt verdrängt. Statt *jemandem etwas zu schenken* wird *jemand beschenkt*, statt *dem Kunden Ware zu liefern* wird *der Kunde beliefert* etc. Der *inhaltbezogenen* Forschung weist Weisgerber im Grunde nur die Konstatierung dieses Tatbestands und die Herausarbeitung des Wortstandes der ornativen Verben, die sich zum Großteil aus *be*-Verben, aber auch aus anderen Nischen (z.B. mit *an*-Präfigierung, Verben auf *-ieren* etc.) (Weisgerber 1963b: 223) rekrutieren. Die entscheidende Frage, was denn eigentlich bei dieser Sprachentwicklungstendenz geschehe, wird schon der *leistungsbezogenen* Sprachforschung vorbehalten. Hier glaubt Weisgerber *zwei* wesentliche Verschiebungen in unserer Art zu denken aufdecken zu können. Die erste Verschiebung wird als "Instrumentalisierung der Sachen" (Weisgerber 1962c: 181; vgl. auch 1958a: 73) bezeichnet. Während in der syntaktischen Konstruktion mit Dativobjekt die Sache noch eine Satzrolle, nämlich die des Akkusativobjekts, habe (*dem Kunden **Ware** liefern*), werde das Objekt in der Alternativkonstruktion entweder getilgt (*den Kunden \emptyset beliefern*) oder zum Instrument degradiert (*den Kunden **mit Ware** beliefern*). Die Sache verliere "ihren vollen Eigenwert" (ebd.). Die zweite Verschiebung wird als "Akkusativierung" (ebd.; 1962c: 181) des Menschen bezeichnet. Hier passiere Folgendes: In *beiden* konkurrierenden syntaktischen Konstruktionen gehe es um den Sachverhalt einer *Zuwendung*; während jedoch bei der Konstruktion mit Dativobjekt der Mensch als Mittelpunkt des Geschehens konzipiert werde, werde er in der Satzrolle des Akkusativobjekts zum verfügbaren Objekt gemacht, dem in 'Pervertierung' der *Zuwendung* etwas *angetan* werde. Weisgerber bezieht sich zur Unterstützung seiner These auf Untersuchungen Brinkmanns (Brinkmann 1953), die er wie folgt zusammenfasst:

"In dem einen Fall erscheint der Mensch im Dativobjekt als die Stelle, von der her das ganze Geschehen seinen Sinn gewinnt, in dem anderen, im Akkusativobjekt, ist der Mensch Schauplatz eines gedanklichen Eingriffs, also Objekt im vollen Sinne. Im Dativ bleibt der Mensch «sinngabende Person» [...], im Akkusativ wird er geistig einer Verfügungsgewalt unterworfen: Im Dativ ist der Mensch Mittelpunkt des Geschehens, wird er als Person zur Geltung gebracht; im Akkusativ wird er «erfaßt», wird er Gegenstand einer geistigen Machtausübung." (Weisgerber 1963b : 225f.)

Schon die leistungsbezogene Betrachtung stellt also heraus, dass die Veränderungen auf sprachlicher Ebene eine veränderte Einschätzung von Sachen und Menschen implizieren. Der Übergang zur *wirkungsbezogenen* Betrachtung ist deshalb fließend. In Weisgerber (1963b) differenziert Weisgerber die Aufgabenteilung dahingehend, dass er

in der wirkungsbezogenen Betrachtung die Frage stellt, ob es “tatsächliche” (ebd. 227), manifest sichtbare Auswirkungen auf die Art der “Bewältigung der Lebenswelt” (ebd.), und das heißt soviel wie: auf das Handeln, gebe. Schon in Weisgerber (1958a) wurde diese Frage bejaht. In Formen statistischer, karteimäßiger Erfassung, in Formen der Massenbeeinflussung über Medien (u.a. im Werbewesen), in Formen der staatlich organisierten Sozialtechnologie werde der Mensch zum kalkulierbaren Gegenstand gemacht, er werde *berentet, bezuschusst, beschult, beheimatet, demokratisiert, bevorratet, eingewiesen, eingesetzt, beordert* etc. (ebd. 82f.). In Weisgerber (1963b) differenziert Weisgerber seine Position, indem er statt einer unidirektionalen Einwirkung der Sprache auf das Handeln die These favorisiert, dass man eher von einer relativ komplexen, reversiven Wechselwirkung auszugehen habe (ebd. 229). Die gesellschaftliche Tendenz zur informations- und sozialtechnologischen Erfassung und Verplanung des Menschen fordere einerseits eine verstärkte Ausbildung adäquater sprachlicher Mittel heraus, andererseits förderten die entsprechenden sprachlichen Mittel auch wieder diese gesellschaftliche Handlungsweise und -disposition. In Reaktion auf die wenigen *sachlichen* Einwände gegen die Akkusativierungsthese¹⁸⁶, die sich im Kern auf die Entgegnung Kolbs (Kolb 1960) reduzieren lassen, dass die Transitivierung der Verben durch das Präfix *be-* ein altes Wortbildungsmuster darstelle, das schon immer intensiv genutzt worden sei und oft einfach nur eine sprachökonomische Funktion erfülle, gibt Weisgerber seiner These eine moderatere und realistischere Façon:

“Natürlich wird man [...] zu scheiden haben zwischen den legitimen Funktionen des Akkusativs bei transitiven Verben, auch soweit personale Objekte in Betracht kommen, und den Grenzüberschreitungen, die den Kern der Akkusativierung ausmachen.” (Weisgerber 1963b: 232)

Er konzediert, dass es im Vergleich zu früheren Sprachentwicklungsphasen durchaus keinen überproportionalen quantitativen Zuwachs an ornativen Verben gebe und der syntaktische Ökonomisierungseffekt¹⁸⁷ als separater Faktor im Zusammenhang mit den festgestellten Entwicklungstendenzen zu veranschlagen sei (ebd. 230). Zugleich integriert und assimiliert Weisgerber den Hinweis auf den separaten Stellenwert des Ökonomieeffekts dergestalt, dass er diesen als dritte Komponente in das

¹⁸⁶ Auf die Einwände, die sich in den übergreifenden Zusammenhang der polemisierenden Auseinandersetzung mit Weisgerber einordnen lassen, gehen wir erst im folgenden Kap. 2.3 ein.

¹⁸⁷ Nicht in den Horizont Weisgerbers und der damaligen Kritik an seiner These kam, dass es auch andere, textgebundene Motive für die Wahl der einen oder anderen Formulierung geben kann.

Wechselwirkungsverhältnis *Lebenswelt – Sprache* einfügt, insofern rein sprachinterne (ebd. 231), von späterer inhaltlicher Folge und Wirkung vorderhand unabhängige Aspekte zum Bedingungsgefüge der diagnostizierten Veränderungen dazugerechnet werden müssten. Das heißt, unabhängig von um sich greifenden gesellschaftlichen Tendenzen zur Technologisierung und Rationalisierung der Lebenswelt sei es *zudem* auch einfach “bequem” (ebd. 230) und eine “sprachliche Verführung” (ebd.), statt umständlicher syntaktischer Konstruktionen mit Dativobjekt die transitivierende Konstruktion zu verwenden. Weisgerber konstatiert also zwei unabhängige, aber zusammenwirkende Faktoren, die zudem nicht durchgehend und uneingeschränkt wirken, sondern ‘nur’ zu Übergriffen und Grenzüberschreitungen verleiten. Dieser sehr moderaten und differenzierten Form der Akkusativierungsthese kann man meiner Ansicht nach durchaus zustimmen, zumindest verdient sie ernst genommen zu werden.

(iii) In einem weiteren Fallbeispiel möchte Weisgerber zeigen, dass es noch eine andere ‘Zugriffskonstellation’ gibt, die zur Wirkung der Instrumentalisierung der Sachen führt bzw. diese von einer anderen Stelle des Sprachsystems aus verstärkt. Aus *inhaltbezogener* Sicht geht es um den Wortstand der “passivisch-potentiellen Adjektive” (Weisgerber 1964a: 90), die aufgrund ihrer unterschiedlichen Suffigierung differente Nischen bilden. Die untersuchten Hauptnischen sind: Adjektive auf *-bar*, *-lich*, *-sam*, wobei es noch eine Reihe weiterer Nischen (u.a. Adjektive auf *-haft*, *-abel*, *-fähig*) (Weisgerber 1981c: 44f.) gibt. Unbestritten ist nicht nur nach Weisgerbers Ansicht (Henzen 1981: 67), dass die Bildungen auf *-bar* die *-lich*- und *-sam*-Bildungen immer stärker verdrängen, in einem Prozess, der schon im 18. Jahrhundert beginnt und sich im 20. Jahrhundert noch intensiviert hat. Dieser Prozess legt Weisgerber zufolge eine bestimmte Denkweise nahe: während das Suffix *-bar* den Aspekt der *Verwendbarkeit*, der *Zugänglichkeit* eines Gegenstands *für ein menschliches Handeln* hervorhebt und den Gegenstand in Abhängigkeit vom Subjekt als bloßes Material für Eingriffe, Operationen und Manipulationen erscheinen lässt, zwingen die Suffixe *-lich* und *-sam* zur Einnahme einer Perspektive, die zwar nach der Geeignetheit und Erfolgsaussicht eines Handelns fragt, aber dem Ding sein Eigensein belässt und entsprechend die Angemessenheit des Handelns am Eigensein des Dings bemisst (Weisgerber 1964a: 90f.). Diese *Leistungen wirken* sich auf das habituelle Denken und Handeln der Sprachgemeinschaftsmitglieder insofern *aus*, als sie eine zunehmende Rücksichtslosigkeit den Dingen gegenüber propagieren (ebd.). Der wesentlichste Einwand gegen Weisgerbers These beruht auf dem Argument, das Henzen (Henzen

1981: 67f.) vorgebracht hat, dass die Verschiebung zugunsten des Suffix *-bar* eine Modeerscheinung sei, den Sprechern selbst gar nicht bewusst sei und ohne eigentlichen Bezug auf die dahinterliegenden Denkweisen rein aus der Sogwirkung der habitualisierten Mode begründet werden könnte. Außerdem reduziere sich der vermeinte leistungsmäßige Unterschied in einigen Fällen bis zur Unkenntlichkeit, etwa bei *vermeidbar – vermeidlich, unsagbar – unsäglich*. Diese Argumente treffen Weisgerbers These aber nicht im Kern, da sie nicht prinzipiell verneinen, dass mit den unterschiedlichen Suffigierungen bestimmte charakteristische Denkweisen verbunden sind und Weisgerber wohl auch nicht behauptet hätte, dass die Favorisierung der *-bar*-Bildungen ein von Sprechern bewusst vollzogener Prozess sei. Wenn man Weisgerber modern deutet, müsste man noch hinzufügen, dass seine These eher eine prototypische Tendenz freilegt, die ihre Peripherie zum Beispiel an den Stellen hat, an denen die Interaktion von Suffix und Simplex kaum mehr Unterschiede der Denkweisen indiziert.

(iv) Das letzte Fallbeispiel, das wir vorstellen wollen, betrifft einen ‘Zugriff’ der deutschen Sprache, der Weisgerber zufolge der Wirkung der ‘Akkusativierung’ gegenzusteuern vermag (Weisgerber 1962c: 408). Es handelt sich um das von Weisgerber ‘entdeckte’ Satzmodell des *Betätigungssatzes* (Weisgerber 1962a). Diese ‘Entdeckung’ verdankt sich rein *inhaltbezogenen* Kriterien und setzt ‘gestaltbezogene’, d.h. primär auf syntaktischer Verbvalenz beruhende Kriterien zumindest teilweise außer Kraft. Dies beruht darauf, dass zwar das Grundmodell des *Betätigungssatzes* nach Weisgerber eine wohldefinierte Anzahl von vier notwendig¹⁸⁸ zu besetzenden Leerstellen aufweist (Subjektstelle, ‘Betätigungs’verb als Prädikat, personales Dativobjekt, lokale Ergänzung oder präpositionales Objekt), dass aber inhaltliche Kriterien, insbesondere gebunden an die Forderung des *personalen* Dativobjekts, entscheiden, ob dieses Satzmodell aktualisiert wird oder nicht. Zur Veranschaulichung seien einige Beispiele für Weisgerbersche ‘Betätigungssätze’ angeführt: (1) *Er klopfte dem Freund auf die Schulter.* (2) *Ich sehe ihm ins Gesicht.* (3) *Die Freunde stehen ihm zur Seite.*

Den Terminus *Betätigungsverb* hat Weisgerber ebenfalls neu eingeführt. Kennzeichnend für ihn ist, dass es keine Verben gibt, die von sich aus schon *Betätigungsverben* sind, vielmehr werden sie erst zu solchen, wenn sie im

¹⁸⁸ Dies wurde von Bondzio (1971: 102) aus der Perspektive der semantischen Valenztheorie bestritten, für den die Dativ-Konstituenten keine einzurechnenden Leerstellen ausmachen, sondern als Pertinenzdative lediglich zur Spezifizierung einer anderen Leerstelle dienen. So kann etwa das Grundmodell *Er wirft den Handschuh ins Gesicht* sowohl durch eine genitivische Konstruktion *Er wirft den Handschuh ins Gesicht des A* oder eben durch die alternative Konstruktion mit Pertinenzdativ *Er wirft ihm den Handschuh ins Gesicht* erweitert werden, ohne dass die Anzahl der *notwendigen* Leerstellen sich änderte.

Betätigungssatz die Prädikatsstelle einnehmen können. Die Verbvalenz, die bei den meisten Versuchen, Grundmodelle für Satzbaupläne zu finden, eine entscheidende Rolle spielte, ist für Weisgerber hier nicht das entscheidende Kriterium dafür, ob ein Verb die Funktion eines Betätigungsverbs zu erfüllen vermag. Vielmehr ist es der Satzbauplan als ganzer, der für die Rekrutierung von Verben für die Rolle des Betätigungsverbs verantwortlich ist (ebd. 22). Diese von Weisgerber im Rahmen der inhaltbezogenen Betrachtung vorgenommenen Überlegungen führen zu folgendem Resultat:

“[Die geistige Struktur des Betätigungssatzes] läßt sich beschreiben als Grundsituation, in der ein Geschehen durchaus erscheint, [sic] als Tätigkeit eines Agens, jedoch so, daß es weder als zielgerichtete Handlung noch als in sich gekehrte Beschäftigung noch als isolierte Aktivität erscheint. Vielmehr zeigt sich in der Betätigung eine solche Aktivität gemäß ihrem Schauplatz bezogen auf einen Teilnehmer, dessen Interessen durch diese Betätigung mitgetroffen sind und auf dessen absichtliches oder tatsächliches Einbeziehen sie hinausläuft. Also ein *zugewandter Betätigungssatz*.” (ebd. 17)

An diesem Resultat wird deutlich, dass das Dativobjekt (in Weisgerbers Sicht als Zuwendgröße ¹⁸⁹, wie der Terminus ‘zugewandter Betätigungssatz’ im Zitat unterstreicht) für Weisgerber die entscheidende Komponente des Betätigungssatzes ausmacht. Denn die semantische Bedingung der *Personalität* des Dativobjekts entscheidet in letzter Instanz darüber, ob ein Betätigungssatz gebildet werden kann oder nicht. Denn Sätze wie *Der Regen tropfte den Häusern auf die Dächer* oder *Die Sonne schien den Bergen auf die Spitzen* sind in der Form des Betätigungssatzes inakzeptabel (ebd. 16), während sie als Handlungssätze ohne weiteres formulierbar sind (*Die Sonne schien auf die Spitzen der Berge; Der Regen tropfte auf die Dächer der Häuser*)

An dieser Stelle der Erörterung ist es angebracht, eine kurze Parenthese einzuschieben und auf drei unterschiedliche Gesichtspunkte des Weisgerberschen Ansatzes aufmerksam zu machen, die hier zusammenfließen und in ihrer Heterogenität geeignet sind, einerseits die zuweilen erreichte Komplexität seiner Argumentationslogik zu demonstrieren, andererseits aber nochmals die Unschärfe in der Applikation der vier Sprachbetrachtungstypen zu verdeutlichen: (i) Einerseits zeigt dieses Fallbeispiel im bisher entwickelten Argumentationsstrang, dass Sprachinhalte und -zugriffe in einem mehrdimensionalen System situiert werden müssen und ihren Stellenwert verändern

¹⁸⁹ Im Grunde würde es sich hier dann eben um keine Zuwendgröße, sondern um einen Pertinenzdativ handeln. Man könnte Weisgerber aber auch so verstehen, dass die Wahl der Formulierung mit Pertinenzdativ (innerhalb des Feldes anderer möglicher Formulierungen) sozusagen als Folgeerscheinung eine Respektierung des Anderen als ‘*Experiencer*’ nach sich zieht.

können, je nachdem in welchem Nexus sie verwendet werden. In diesem Fall kann der Satzbauplanzugriff semantische Stellenwerte aktivieren, die in der Untersuchung des Wortzugriffs nicht zur Erscheinung kommen. (ii) Andererseits kommt ein Feldgesichtspunkt auf syntaktischer Ebene in den Blick, indem der Satzbauplan des Betätigungssatzes als Kontrapunkt zu den untersuchten syntaktischen Konstruktionen mit Akkusativierungseffekt fungieren soll. (iii) Drittens ist zu beachten, dass Weisgerber die wesentliche Kennzeichnung des Betätigungssatzes im Rahmen der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung abschließt und ihr in der leistungsbezogenen Analyse nichts Wesentliches mehr hinzufügt. Auch die wirkungsbezogene Betrachtung mündet letztendlich in eine in der inhaltbezogenen Untersuchung noch nicht so deutlich vorgetragene Emphasisierung der besonderen Rolle, die dem persönlichen Dativ zukomme. In Betätigungssätzen wie *Der Wind blies ihm ins Gesicht* oder *Viele Tiere liefen ihm über den Weg* werde ein zunächst vom Menschen ganz und gar unabhängiges (Natur-)Geschehen durch den Einsatz des persönlichen Dativobjekts anthropomorphisiert, d.h. in einen (Pertinenz-)Bezug zum Menschen gebracht, was von Weisgerber als Positivum verbucht wird (ebd. 31f.). Das eigentliche Positivum liegt aber erst darin, dass Weisgerber zufolge der 'persönliche' Dativ (oder zum persönlichen Dativ aufgewertete Pertinenzdativ) sozusagen garantieren soll, dass die Eigenpersönlichkeit desjenigen, der die Rolle des Dativobjekts einnimmt, unangetastet bleibt und als solche respektiert wird (ebd. 34). Es wäre sicherlich banal, wollte man Weisgerber so verstehen, dass er sich vom verstärkten Gebrauch des Betätigungssatzes eine wohltuende Wirkung auf die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen versprochen habe, in diesem Sinne hat sich Weisgerber auch nie geäußert. Richtig ist aber, dass er davon ausging, dass die Existenz eines sprachlich-kognitiven Konzepts, welches die Idee gegenseitigen menschlichen Respekts und Respekts gegenüber der Natur und den Dingen in einer 'Wortung' verkörpere, als schutzbedürftiges sprachliches Konzept wert sei, erhalten zu bleiben. Ob der 'Betätigungssatz' wirklich diese Funktion erfüllt, muss zumindest als fragwürdig gelten, da neben der Frage der Interpretation des Dativs auch die Wortsemantik dieser proklamierten Funktion in die Quere kommen kann, wie folgende Beispielsätze zeigen: (1) *Er trat ihm auf den Fuß*. (2) *Er schlug ihm auf den Kopf*. Hier neigte Weisgerber dazu, die Macht der Wortsemantik stark herunterzuspielen (ebd. 33).

2.2.4.5. *Sprachenrecht und Sprachpflege*

Weisgerber neigte von Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere an dazu, sprachwissenschaftliche Erkenntnisse in einen Konnex mit gesellschafts- und sprachpolitischen Fragen zu stellen und im öffentlichen Diskurs Stellung zu beziehen. Im folgenden Kapitel wird dies noch eingehender thematisiert. Hier soll nur ein kurzer Einblick in zwei Thematiken gegeben werden, bei denen sich die anwendungsbezogene Stellungnahme direkt an die theoretische Position der Sprachinhaltsforschung bzw. energetischen Sprachwissenschaft anschließen lässt: (i) *Sprachenrecht* und (ii) *Sprachpflege*.

(i) Wenden wir uns zunächst der Thematik des *Sprachenrechts* zu. Weisgerber macht schon 1933 klar, dass er sich aufgrund der erarbeiteten theoretischen Erkenntnisse auch zu einer sprachpolitisch sich engagierenden Stellungnahme verpflichtet fühlt:

“Unzweifelhaft gehört es aber zu den Aufgaben des Sprachforschers, zu den Grundsätzen des Sprachenrechts oder besser des Rechtes der sprachlichen Minderheiten Stellung zu nehmen, da eine naturrechtliche oder allgemeine Begründung eines solchen Rechtes nur aus der Einsicht in das Wesen und die Kräfte der Sprachgemeinschaft und aus der Kenntnis der Bindungen zwischen Sprachgemeinschaft, Sprache und Einzelmensch ableitbar ist.” (Weisgerber 1933c: 210)

Es fällt auf, dass Weisgerber die auf theoretischem Terrain verfolgte Vorsicht, die Gesetze der Muttersprache und Sprachgemeinschaft nur als Quasi-Naturgesetze zu bezeichnen, hier umstandslos aufgibt, denn sie sind es, aus denen ‘naturrechtliche’ Begründungen ableitbar sind. Auch später spricht Weisgerber immer wieder von einem “Naturrecht” (u.a. Weisgerber 1948: 145; 1959: 42; 1964a: 184), und zwar einem Naturrecht der Sprachgemeinschaft auf ihre Muttersprache. Dabei verfolgt Weisgerber zwei Argumentationslinien. Erstens hat jeder Mensch nur dann die Möglichkeit, als mündiger Bürger am gesellschaftlichen Leben und an der “Erfüllung der Menschheitsaufgaben” (Weisgerber 1964a : 183) teilzunehmen, wenn ihm der ‘volle’ Erwerb (ebd.) seiner Muttersprache, der freie Austausch mit den Mitgliedern seiner Sprachgemeinschaft und der Gebrauch der Muttersprache für die Wahrnehmung der grundlegenden bürgerlichen Rechte und die Erfüllung ebensolcher Pflichten gewährleistet wird. Zu beachten ist zudem, dass der Erwerb eines kohärenten

Weltbildes als Menschenrecht (ebd.) konzipiert wird, dieser Erwerb aber seinen logischen Ort auf gesellschaftlicher Ebene hat und somit auch gesellschaftlich sanktioniert werden muss. In zweiter Linie bringt Weisgerber das uns ebenfalls bereits bekannte ‘philosophische’ Argument vor:

“Wenn etwas richtig ist an der Erkenntnis Humboldts, daß die Menschheit in notwendiger Gliederung in Sprachgemeinschaften auf das gemeinsame Ziel der erreichbaren Wahrheit hinarbeitet, dann gebietet die Ethik der Sprache alle nur mögliche Förderung dieser Arbeit. Und wenn die Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften der greifbarste Ausdruck der Herrschaft des Geistigen und der geschichtlich-kulturellen Begründung des Menschenlebens ist, dann ist jede ungeistige Störung dieses Vorgangs ein Verstoß gegen die Menschlichkeit.” (ebd.)

Das Recht auf Muttersprache und ihr zugehöriger Sprachgemeinschaft stellt sich also als Menschenrecht, Gruppenrecht und Individualrecht heraus. Der springende Punkt ist aber nun der, dass die *rigorose* Anwendung und Gewährleistung dieses Rechts in der Praxis gar nicht möglich ist, da sie staats-, gesellschafts- und machtpolitisch begründete Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens nicht nur vereinzelt, sondern an unzähligen Orten der Welt usurpieren würde, woraus dann wiederum eine nicht tolerierbare Gefährdung des menschlichen Lebens erwachsen würde. Konkret ausgedrückt: Dass Nationalstaat und Sprachgemeinschaft in allen konkreten Fällen miteinander kongruieren, ist aufgrund der geschichtlichen Fakten und der Notwendigkeit ihrer Berücksichtigung eine Utopie. Daran lässt auch Weisgerber keinen Zweifel (u.a. Weisgerber 1975c: 16). Damit entsteht das Problem des Umgangs mit sprachlichen Minderheiten. Die Diskussion dieses Problems erfordert die Ausarbeitung von Kompromisslösungen, wobei erstens aufgrund fehlender fester Argumentationsbasen jedes Argument zählt, zweitens jede spezifische Problemsituation aufgrund ihres spezifischen geschichtlichen Kontextes andere Maßstäbe und eine andere Gewichtung der Kriterien zur Beurteilung der Situation verlangt.

Sehen wir zunächst, worauf es Weisgerber in seiner Argumentation ankommt: Implizit hat er es immer auf die Durchsetzung des Gruppenrechts abgesehen, und hier in erster Linie auf Gewährleistung muttersprachlicher Kommunikation bei der Abwicklung jeder Art von öffentlichen Angelegenheiten. Im Zentrum der Diskussion steht jedoch meistens die öffentliche Erziehung im Kindesalter (Kindergärten und Grundschule) (ebd. 18). Dahinter steht die mit allgemeinerem Anspruch verknüpfte Maxime “[D]ie Sprachgemeinschaft darf sich [zur Durchsetzung ihres Rechts; B.S.]

weder auf Machtmittel stützen noch darf sie Machtmitteln ausgeliefert sein” (Weisgerber 1953: 8), die mit dem eingeforderten gegenseitigen Verzicht auf den Gebrauch von Machtmitteln einen gegenseitigen Respekt zwischen sprachlicher Minderheit und staatlicher Instanz nahelegt. Bis zu diesem Punkt des Argumentationsgangs kann man Weisgerbers Position als durchaus vernünftig bezeichnen. Was seine Position aber dann äußerst fragwürdig und in einigen Aspekten inakzeptabel macht, ist sein Entwurf des fotografischen ‘Negativs’, d.h. die Diskussion der Frage, was passiert, wenn die Konzessionierung des Gruppenrechts auf Muttersprache für sprachliche Minderheiten *nicht* gewährleistet wird:

“Das Kleinkind unter den Bedingungen eines fremdsprachigen Kindergartens wird zum geistigen Krüppel.” (Weisgerber 1975c: 6)

“Sprachliche Vernachlässigung [in fremdsprachigem Kindergarten und Grundschule; B.S.] rächt sich ebenso wie die Überantwortung an die Gosse.” (ebd. 17)

“Und das öffentliche, das kulturelle Leben! Von den verfügbaren Zeitungen und Informationsmitteln über Versammlungen und Theater zu den besonderen Erschwerungen der Teilnahme am religiösen Leben gibt es kaum eine Stelle, an der der sprachlich Benachteiligte sich nicht als minderberechtigt und Bürger zweiter Klasse verspüren muß.” (ebd. 9)

Man sieht, dass Weisgerber, besonders was die frühkindliche Betreuung und Erziehung angeht, das Zerrbild eines ohnmächtigen, ausgelieferten, asozialen und psychisch zerstörten Menschen für alle diejenigen entwirft, die in frühem Alter mehr als nur *einer* Sprache, sprich ihrer Muttersprache, ‘ausgesetzt’ sind. Kein Gedanke wird daran verschwendet, dass eine zwei- oder mehrsprachige Umgebung vielleicht auch positive Begleiterscheinungen für das Kind haben könnten. Insofern liefert hier Weisgerbers uns schon bekannte hartnäckige Aversion gegen Zwei- und Mehrsprachigkeit das entscheidende Argument für seine ebenfalls extrem zu nennende Position zum Sprachenrecht. Dubios und unverantwortlich wird diese Position aber eigentlich dann vor allem dadurch, dass Weisgerber die Beschwörung der drohenden Gefahren für die armen Kinder in eine aktive Drohgebärde transformiert:

“Wenn eine Staat sich nicht zur Schulautonomie für eine Minderheit entschließen kann, ist es für beide Seiten besser, wenn er auf den Anspruch verzichtet, in seinen Grenzen Angehörige einer

Sprachminderheit zu beherbergen, zumal aufflammende Kämpfe fast naturnotwendig sprachliche Verwandte in anderen Staaten auf den Plan rufen.“ (ebd. 8)

Hier bleibt Weisgerber in seiner Argumentation aber noch keineswegs stehen, sondern erweitert die gesichtete konkrete Gefahr zu einer allgemeinen Perhorreszenz: Sprachliche Spannungen stünden an “hervorragender Stelle unter den Ursachen der Weltkatastrophen” (Weisgerber 1953: 14) und es sei Aufgabe der *Sprachwissenschaft* (ebd. 15), “die Ursachen und Wirkungen von Sprachenkämpfen so einsichtig zu machen, daß die für die Zukunft Europas Verantwortlichen zusammenarbeiten bei dem *Löschen dieses schwelenden Brandherdes.*” (ebd.) Ganz im Sinne der Metapher des schwelenden Brandherdes übersteigt Weisgerber dann vollends das Maß des Erträglichen, indem er mehrfach, wenn auch intelligenterweise vorsichtig und indirekt formuliert, den hauptsächlichen Grund für den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in der Unterdrückung der deutschen Sprachminderheiten sieht (ebd. 17; 1959: 10; 1975c: 11). Helbig (1961: 120; 1963: 117f.) und Knobloch (2000: 163) haben Weisgerber dafür zu Recht kritisiert.¹⁹⁰

(ii) Was den Bereich der *Sprachpflege* angeht, so ist dieser in viel direkterer Form als die Probleme des Sprachenrechts an die Disziplin der wirkungsbezogenen Sprachbetrachtung geknüpft. Zwar geht es sprachpflegerischen Initiativen unter anderem etwa auch um Beantwortung von Anfragen, Begründung von Auskünften (Weisgerber 1968b: 205), nicht selten tendiert Sprachpflege aber dazu eine direkte Einflussnahme auf die Sprachentwicklung nehmen zu wollen. Die Fälle, in denen Weisgerber sich mit einem gewissen Aufwand für sprachpflegerische Eingriffe in ‘natürliche’ Sprachentwicklungen einsetzte, waren aber nicht von Erfolg beschieden. Einige Beispiele seien zur Illustration kurz angeführt.

Ein Fall, in dem der Part des ‘Natürlichen’ vom zur zweiten Natur gewordenen Habituellen eingenommen wird, sind Reformen der Rechtschreibung. Weisgerber hat sich mehrfach für solche Reformen in regelmäßigen Zeitabständen eingesetzt und dabei besonders für eine radikale Simplifizierung der komplizierten Groß- und Kleinschreiberegeln des Deutschen plädiert (u.a. Weisgerber 1956 ; 1963b: 141ff.).

¹⁹⁰ Die Entgegnung Buchmanns (Buchmann 1961) auf die noch sehr moderate Kritik Helbigs von 1961 wirkt peinlich und wird von Helbig 1963 gekonnt gekontert, ohne je ausfallend zu werden. Wollte man, wie es sogar Helbig (1963: 117) tut, Weisgerber zugute halten, dass er seine Argumentation im Prinzip allgemein hält und somit auf alle, nicht nur die deutschen Sprachminderheiten anwendbar sein lässt, so wäre einerseits zu berücksichtigen, dass, wie Tomus (2004: 138-142) überzeugend dokumentiert hat, die auf alle Minderheiten beziehbare allgemeine Formulierung des Engagements für Sprachminderheiten oft von den offenkundigsten Chauvinisten und politischen Agitatoren strategisch einkalkuliert wurde, und dass Weisgerber andererseits auch 1939, ohne einen Hehl daraus zu machen, die “Heimkehr der Sudetendeutschen” (Weisgerber 1939: 4) durch Hitlers Besetzung der Tschechoslowakei freudig bejubelte.

Diese Regeln spiegelten eher eine bestimmte Meinung von Sprachwissenschaftlern wider als dass sie auf wesentlichen Charakteristika der Sprache selbst beruhten (Weisgerber 1956: 198). Zudem versteinerten und konservierten sie einmal verbuchte Sprachmittel und kontrastierten somit mit dem Faktum, dass Sprache immer in Entwicklung befindlich sei (ebd. 196). Eine direkte negative Folgeerscheinung sei zudem, dass der Aufwand zu ihrer Erlernung unnötig hoch sei und für sinnvollere Aktivitäten eingesetzt werden könnte (Weisgerber 1973d: 130).¹⁹¹ Dass Weisgerber über Jahrzehnte vergeblich für dieses sein Anliegen sich einsetzte, zeigt die Tatsache, dass er noch in den 70er Jahren Aufsätze unter Missachtung der Großschreiberegeln veröffentlichte (u.a. Weisgerber 1974c ; 1977). Vergeblich war auch sein schon 1933 (Weisgerber 1933c: 137f.) geäußerter Appell gegen die zunehmende Einbürgerung von Abkürzungswörtern, die heute zuweilen schon groteske Züge angenommen hat.

Ein anderer Fall von sprachpflegerischer Aktivität war Weisgerbers meines Wissens einmaliger Versuch, auf Wortneubildungen im Bereich der technischen Fachsprache Einfluss zu nehmen. Allerdings handelte es sich um einen Wortbereich, von dem man schon damals überzeugt sein konnte, dass er über kurz oder lang eine bedeutsame Rolle in der alltäglich verwendeten Umgangssprache haben würde. Es geht um die Bezeichnung des *Computers* und seiner Funktionen. Weisgerber schlug in zwei separaten Veröffentlichungen (1969b; 1971a) vor, an Stelle des damals sich einbürgernden *Computer* die Neubildung *Erdater* durchzusetzen (u.a. Weisgerber 1971a: 168). Als Argument wird angeführt, dass die gewählte Neubildung möglichst auch das ausdrücken solle, was – in diesem Fall – das technische Gerät leiste. Das Wort *Computer* berge die Gefahr in sich, dass es übertriebene Erwartungen hinsichtlich möglicher Leistungen des Gerätes wecke. Dies liege nicht an dem entlehnten englischen Original, sondern vielmehr daran, dass der den Deutschen recht unbestimmt bleibende Wortinhalt Freiraum schaffe für die Aktivierung kursierender Assoziationen, Vorstellungen und Erwartungen aller Art (Weisgerber 1969b: 247ff.). Der Computer sei eben kein Gehirn, keine Denkmachine, sondern liefere im Prinzip nur Daten nach zuvor von Menschen entworfenen Programmen. Besser sei es also, wenn man dies auch schon in der Bezeichnung des Gerätes evident werden lasse: Der Computer sei nichts anderes als ein *Erdater*, der *Erdatnisse erdate*. Hier scheint zugleich das zweite Argument Weisgerbers gegen die Variante *Computer* auf: Im Gegensatz zu *Computer*

¹⁹¹ Der Bereich der Didaktik, der in diesem Argument zur Sprache kommt, spielt in Weisgerbers Werk eine gar nicht unbeträchtliche Rolle und harret noch einer wirklich eingehenden Untersuchung. Ein erster Ansatz findet sich bei Kühnert (1979).

biere die Fassung *Erdater* die Möglichkeit, die Wortbildungspotentialitäten des Deutschen in weitaus größerem Umfang zu nutzen. Während das Wort *Computer* sich hier auffällig sperrig zeige, könnten Neubildungen wie *verdaten*, *aufdaten*, *Aufdatung*, *abdaten*, *umdaten* etc. problemlos genutzt werden (ebd. 256f.). Aufhorchen lässt allerdings wiederum, wenn auch diesmal in einem weitaus harmloseren Kontext, dass Weisgerber die Tendenz zeigt, die eigene Position durch den Verweis auf eventuelle Gefahren bei Einnahme einer anderen Position zu stärken. Es sei oft “lebenswichtig” und “unentbehrlich” (Weisgerber 1971a: 169) für den Verbraucher, dass er wisse, womit er es bei seinem Computer zu tun habe. Man darf wohl davon ausgehen, dass es nichts schadet, wenn man sich diesbezüglich sanften Illusionen hingibt, zumal es ja gerade diese Träumereien sind, die zu technischen Entwicklungen führen, die man ‘sich nicht hat träumen lassen’. Wer weiß, vielleicht hätte eine Einbürgerung der Variante *Erdater* die Deutschen in der technischen Provinz belassen.

Der kurze Einblick in die Behandlung der Themen Sprachenrecht und Sprachpflege bei Weisgerber zeigt, dass seine theoretische Konzeption von energetischer Sprachwissenschaft von einem praktischen, ‘engagierten’ Handeln des Sprachwissenschaftlers komplettiert werden sollte. Hier ist auch der Ort, an dem Weisgerber zu Recht Kritik erfahren hat.

2.2.5. Zwischenbilanz

Die Analysen in Kapitel 2.2., die sich in stark immanent orientierter Methodik auf eine systematische Darstellung der wichtigsten Züge und Thesen der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung konzentrierten, haben meiner Ansicht nach gezeigt, dass Weisgerbers Ausgestaltung der Sprachinhaltsforschung an die schon *vor* dem Zweiten Weltkrieg entwickelten Basisthesen anknüpft, also in entscheidenden Grundpositionen keine wirklich neuen Thesen aufstellt. Zu erkennen ist schon jetzt, dass es Weisgerber in erster Linie um die Rechtfertigung seiner grundlegenden Positionen geht. Dass Sprache als Muttersprache ein soziales Phänomen ist, welches das Weltbild einer Sprachgemeinschaft prägt, und zwar insbesondere durch den unbewusst bleibenden verborgenen ‘Mechanismus’ der ‘inhaltlichen’ Phänomene oder Strukturen von Sprache (*Sprachinhalt* und *Feldphänomene*). Allerdings zeigte sich in den bisherigen Untersuchungen auch schon ansatzweise, dass es Weisgerber aus sprachwissenschaftlicher Sicht (etwa bezüglich des Sprachinhalts auf syntaktischer

Ebene) nie wirklich darum ging, selbst die Strukturen (im Sinne der eindeutig vorhandenen Anbindung an das frühstrukturalistische Paradigma des ‘Strukturalismus’) der Sprach- und (darin eingeschlossenen) Feldinhalte methodisch-systematisch zu untersuchen. Vielmehr haben die vorgelegten Einzeluntersuchungen eher den Charakter, Beispiele oder Modelle dafür zu liefern, wie eine solche Untersuchung auszusehen hätte. Dies macht sich besonders deutlich bemerkbar bei der erst später eingeführten Unterscheidung der vier Stufen der Sprachforschung, die je nach Untersuchungshinsicht unterschiedliche Funktion und Betonung erhalten. Die ‘Schwachpunkte’ dieses grundlegenden Zugs von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung werden in Kap. 2.3. noch deutlicher hervortreten, ihre ‘Stärken’ müssten also eher dort gesucht werden, wo Weisgerber sie auch selbst situierte, im Bereich der sprachwissenschaftlichen Grundlagendebatte, d.h. der sprachphilosophisch-wissenschaftstheoretischen Begründung von Sprachwissenschaft. Auf dieser Ebene siedelt sich dann auch die eigentliche Diskussion um die ideologischen Prämissen von Weisgerbers Position an, die dann auch zu einer fundierteren Einschätzung prekärer Grundpositionen wie der Ausgrenzung von Individuum und *parole* oder der Rolle der Sprachwissenschaft als Legitimationsinstanz gesellschaftspolitischer Handlungsdisposition führt. Diese Dimension kommt im folgenden Kapitel zwar schon deutlich zum Vorschein, bedarf aber meiner Ansicht nach zudem der Berücksichtigung der in Kap. 3. erfolgenden Analyse der sprachphilosophischen Implikationen der Sprachinhaltsforschung.

2.3. Rezeption und Stellenwert der Sprachinhaltsforschung Weisgerbers in der Sprachwissenschaft

Nicht nur zu Lebzeiten Weisgerbers, sondern bis in die Gegenwart hinein war und ist die Kritik an Weisgerbers Sprachinhaltsforschung (2.3.1.) fast durchweg ideologisch motiviert. Wenn man so will, dann könnte man von zwei Gravitationszentren sprechen, die jegliche Weisgerber-Rezeption bestimmen: die Auseinandersetzung um Weisgerbers persönliche und theoretische Involviertheit in Ideologie und Verbrechen der Nazidiktatur und die Auseinandersetzung um die Rolle der Sprachinhaltsforschung im Konzert konkurrierender ‘Typen’ von Sprachwissenschaft, die zunächst auf dem Fundus einer konstruierten Dichotomie

Sprachinhaltsforschung - Strukturalismus erfolgte, bevor dann Weisgerbers Sprachinhaltsforschung gegen Ende der 60er Jahre im Zuge sozial- und wissenschaftspolitischer Umbrüche, mit denen eine Umwälzung des Verständnisses der Aufgaben von Sprachwissenschaft und die Entstehung neuer sprachwissenschaftlicher Disziplinen einherging, als reaktionäre und modernen Anforderungen nicht mehr gewachsene, überholte Form von Sprachwissenschaft ins Abseits geriet. Stellt man die Linsen etwas schärfer ein, so lassen sich fünf verschiedene Motivationsbereiche bzw. Interessensrichtungen der Kritik an Weisgerber ausmachen, ohne deren Verständnis es oft schwer durchschaubar bleibt, in welchem Kontext die jeweilige Auseinandersetzung zu situieren ist: (i) Involviertheit in Nazi-Ideologie (2.3.1.1.), (ii) Rezeption und Kritik ausgehend vom Standpunkt der marxistischen Ideologie (2.3.1.2.), (iii) ideologisch motivierte ‘westliche’ Kritik vor 1965 (2.3.1.3.), (iv) ideologisch motivierte (‘westliche’) Kritik Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre (2.3.1.5.), (v) Polarisierung Strukturalismus - Sprachinhaltsforschung. Da es starke Überschneidungen und Standpunktfusionen hinsichtlich der Gesichtspunkte (iii) und (v) sowie (iv) und (v) gibt, die sich auch in Divergenzen innerhalb des Forscherkreises der sogenannten ‘Sprachinhaltsforschung’ niederschlugen (2.1.3.4.), wird der Gesichtspunkt (v) nicht separat behandelt, sondern in den entsprechenden Kapiteln 2.3.1.3. bis 2.1.3.5.. Diese Einteilung vermittelt meiner Ansicht nach ein ausreichend deutliches Bild, um die Weisgerber-Rezeption einigermaßen nüchtern beurteilen zu können. Sie versetzt zudem durch die Differenzierung der strategischen und inhaltlichen Komponenten der Kritik in die Lage, inhaltliche Konvergenzen unter Berücksichtigung ihrer differenten strategischen Interessen auf ihre Aussagekraft hin zu beurteilen.

Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels (2.3.2) soll in grober Orientierung aufgezeigt werden, in welchen Bereichen von Sprachwissenschaft / Linguistik in den Jahrzehnten nach 1970 theoretische Grundpositionen Weisgerbers weiterhin präsent sind oder, oft ohne einen Hinweis auf Weisgerber, weiter ausgebaut wurden. Unser Erkenntnisinteresse wird dabei von der Hinsicht auf Kapitel 3 geleitet, insofern als die Aktualität einiger dieser Grundpositionen in der Sprachwissenschaft heuristisch auch als Indiz für ihre philosophische Virulenz angesehen werden kann. Da die Diskussionen um Universalismus und Relativismus und die Humboldt-Rezeption in Kapitel 3 eine zentralere Rolle einnehmen, werden sie in diesem Kapitel weitgehend zurückgestellt und nachfolgend unter primär ‘philosophischer’ Perspektive behandelt.

2.3.1. Kritische Rezeption Weisgerbers

2.3.1.1. *Involviertheit in Nazi-Ideologie*

Die Diskussion um die Frage, wie stark Weisgerber in die Nazi-Ideologie verstrickt war, begann schon in den 50er Jahren und ist noch heute im Gange. Die Fakten sind zwar weitgehend, wenn auch nicht vollständig (wie weiter unten gezeigt wird), aufgearbeitet, wurden und werden aber sehr unterschiedlich bzw. schlichtweg konträr gedeutet. Dies hat einerseits damit zu tun, dass je nach Argumentationsinteresse Fakten unterschlagen werden, andererseits damit, dass jedes 'Faktum' unweigerlich mit der Frage nach Schuld, Mitschuld oder Entschuldung verbunden ist, deren Beantwortung keine einfache Antwort zulässt, sondern auch heute noch eine Herausforderung zur Reflexion darstellt. In der Folge wird versucht, eine kurze Zusammenfassung aller wesentlichen Sachverhalte und Argumente zu diesem Thema vorzulegen.

Nach der Machtübernahme der Nazis am 30. Januar 1933 hat Weisgerber in zwei Publikationen Meinungen bezogen, die in der Folge von nationalsozialistisch gesinnten Kontrahenten öffentlich angeprangert wurden. Im Zentrum der Kritik stand folgende Äußerung:

“Die Sprachgemeinschaft kann sich ihre Mitglieder nicht auswählen, sie kann keine Bewährungsfrist abwarten, weil jeder Wert eines Menschen sich erst entfalten kann, wenn die Sprachgemeinschaft die Möglichkeit dazu eröffnet hat. Ferner gibt es keinen Weg, ein nicht genehmes Mitglied aus der Sprachgemeinschaft auszuschließen. So ist gerade der Sprachgemeinschaft am deutlichsten die Aufgabe gestellt, ihren Daseinszweck zu verwirklichen in dem Zusammenfassen aller ihrer Angehörigen, auch unter schwierigen und ungünstigen Vorbedingungen.” (Weisgerber 1933a: 231)

Neben einigen anderen öffentlichen Repliken¹⁹² war es vor allem Banniza von Bazan, der den Finger auf die zitierte Textstelle legte (“Wenn er [Weisgerber; B.S.] aber sagt, daß jeder heutige Angehörige einer Sprachgemeinschaft in einem großen Zusammenhang mit allen früheren Trägern seiner Sprache stehe, so kann diese Fassung leicht mißverstanden werden. Nicht «jeder» vermag die Urerinnerung an die Geburt und die Entwicklung seiner Sprachgemeinschaft in sich zu wecken, sondern nur der, dessen

¹⁹² Genannt werden in der einschlägigen Literatur Steche und Schultheiß, vgl. dazu Römer (1989: 163), Simon (1979b: 159f.), Weisgerber (1933c: 232). Nach J. Roth (2004: 423) gab es nur “vereinzelte, zurückhaltende Kritik” an Weisgerbers “Geistbegriff”, und den “(geringen) Verdacht” einer der Naziideologie konträren Auffassung habe Weisgerber zügig entkräftet.

rassisches Ahnenerbe bis zu den Vätern grauer Vorzeit zurückreicht” (Banniza von Bazan 1933: 421)) und sie in der Folge (ebd. 422f.) direkt mit der ‘Judenfrage’ verknüpfte. Ein weiterer Stein des Anstoßes war Weisgerbers affirmative und äußerst positive Aufnahme und Rezension (Weisgerber 1933b) des Buches von Georg Schmidt-Rohr, das in erster Auflage 1932 unter dem Titel *Die Sprache als Bildnerin der Völker*, dann in zweiter Auflage, abgeändert in *Mutter Sprache*, erschienen war. Schmidt-Rohr vertrat wie Weisgerber die Ansicht, dass die Sprache als geistige Größe entscheidendes Kriterium für die Bestimmung der Volksgemeinschaft sei. Er ging aber in dem entscheidenden Punkt über Weisgerber hinaus, dass er die damals florierenden Rassentheorien vehement bekämpfte, sie als “dem deutschen Nationalgedanken ganz notwendigerweise feindlich” (Schmidt-Rohr 1932: 289) bezeichnete und als “Rassenmystik” (ebd.), die mit “Wahnbegriffen” (ebd. 299) wie “Ahnenseelengattung” (ebd.) operierten, verhöhnte. Explizit bezog er die Juden mit in die deutsche Sprach- und Volksgemeinschaft ein (ebd.). Dies sollte nicht dazu verleiten, sich ein falsches Bild von Schmidt-Rohrs Buch zu machen, trieft seine Schrift doch nur geradeso von billiger chauvinistischer Deuschtümelei, und trotz der Frontstellung gegen den Antisemitismus zeigte er Verständnis dafür, dass man Juden gegenüber physischen Ekel empfinden könne (ebd. 300) und sie in der überwiegenden Mehrzahl zersetzerisch und krankhaft seien (ebd. 297f.). Sein Buch machte aber Furore, es wurde nicht nur immer wieder zur Zielscheibe nationalsozialistisch gesinnter Kritik, ihm wurde auch die Ehre zuteil, noch 1933 in den *Kant-Studien* positiv besprochen zu werden (Grueneberg 1933), die sich gegenüber den nationalistisch gesinnten *Blätter[n] für deutsche Philosophie* als seriöses philosophisches Publikationsorgan behaupteten (vgl. Tomus 2004: 266) und jüdischen Autoren wie Cassirer oder Bühler noch bis 1934 offenstanden.¹⁹³

Für die weiteren Geschehnisse ist zu beachten, dass nicht nur von nationalsozialistischer Seite aus, sondern im Prinzip von allen Lagern aus (vgl. etwa auch Grueneberg 1933: 284) inklusive Weisgerber und Schmidt-Rohr selbst ihre beiden Positionen als nahestehend, wenn nicht sogar homogen, eingeschätzt wurden. Da die ersten, oben angeführten nationalsozialistisch gesinnten Kritiken ein Signal setzten, dass eine Ablehnung der Rassentheorien zur Konfrontation mit der Nazi-Ideologie führen

¹⁹³ Zudem beurteilt ihn sogar Simon, der Wesentliches zur Aufdeckung der späteren Verstricktheit Schmidt-Rohrs in nationalsozialistische Machenschaften geleistet hat (Simon 1979b), als den “vielleicht [...] kenntnisreichste[n] und versierteste[n] Sprachwissenschaftler im 3. Reich” (ebd. 155).

musste, die durchaus gefährliche Konsequenzen¹⁹⁴ nach sich ziehen konnte, reagierte Weisgerber, schneller als Schmidt-Rohr, noch im Jahr 1933 (Weisgerber 1933c) und dann, in der Höhle des Löwen, in Berlin bei einem Vortrag vor der Berliner Ortsgruppe der *Gesellschaft für deutsche Bildung* am 9.2.1934 (Weisgerber 1934a), indem er darum bemüht war, den Vorwurf einer möglichen Gegnerschaft zur Rassentheorie auszuräumen und seine grundsätzliche Stellung in dieser Frage zu klären. Nicht umsonst zitierten spätere Kritiker Weisgerbers, die seine Nähe zur Nazi-Ideologie entlarven wollten, überwiegend aus diesen beiden Texten, zumal Weisgerber in den folgenden Jahren eine Fortsetzung dieser ‘Grundsatzdebatte’ weitgehend vermied.

Die Tatsache, dass im ersten Text von 1933, der vom Umfang her Buchformat hat, auf den sage und schreibe 80 [!] abschließenden Seiten die Frage der Bedeutung der Rassentheorien erörtert und zugleich auf die gerade erst erschienenen Kritiken explizit Bezug genommen wird (Weisgerber 1933c: 232), zeigt, dass es Weisgerber wohl wirklich mit der Angst zu tun bekommen hatte und sich unter Zugzwang fühlte. Schon aus diesem Grund wird deutlich, dass er das Profil eines klassischen Widerstandskämpfers, zu dem er sich manchmal stilisierte (u.a. Weisgerber 1971: 105f), sicher nicht erfüllte. Andererseits räumten seine Stellungnahmen nicht alles Konfliktpotential aus der Welt, so dass, wie wir weiter unten sehen werden, seine Position den Nimbus des a-nazistischen Gedankengutes (nicht anti-nazistischen) nie ganz loswurde. Die entscheidenden Aspekte der beiden Texte lassen sich meiner Ansicht nach am besten erfassen, wenn man dem wichtigen Hinweis von Maas folgt, dass man im sprachwissenschaftlichen Diskurs der Nazizeit zwischen dem völkischen und rassistischen Diskurs sehr genau zu unterscheiden habe (Maas 1988: 275). Weisgerbers Texte zeigen ein sehr ausgeprägtes Gefühl für die möglichen Argumentationsstrategien im Kreuzungsfeld dieser beiden Diskurse, denen er aber noch einen weiteren Diskurs, der mit seiner eigenen Ausgangsposition und Forschungsrichtung verbunden war, hinzufügt. In hier durchaus ausreichender idealtypischer Verkürzung kann man sagen, dass es dem rassistischen Diskurs darum ging, die Abstammung oder Zugehörigkeit zu einer Rasse (wobei natürlich in allererster Linie nur die Fiktion der nordischen oder arischen Rasse interessierte) als einzig entscheidendes oder wesentlichstes Kriterium dafür anzusetzen, wer zu einer Volksgemeinschaft zu rechnen sei. Bezüglich des Themas Sprache und Sprachgemeinschaft sollten rassische Abstammung der Sprecher einer Sprache nicht nur

¹⁹⁴ So auch das Urteil von Römer (1989: 161; 1971).

für Sprach- oder Lautunterschiede verantwortlich sein, sondern auch für die entscheidende Frage, wer wirklich und nicht nur dem Schein nach zu einer Sprach- und damit Volksgemeinschaft zu rechnen sei (vgl. Weisgerber 1933c: 160ff.). Dieser Diskurs begann nicht erst 1933, sondern reicht in seinen Anfängen bis tief ins 19. Jahrhundert zurück. Der völkische Diskurs setzt im Grunde, auch wenn er sich seine Garanten wie etwa Fichte oder Arndt aus früheren Jahrhunderten holte, nach der Niederlage der Deutschen im Ersten Weltkrieg an und entstammt dem Bedürfnis, dem deutschen Volk ‘verlorene Machtreservate’ wiederzuverschaffen. Charakteristisch für ihn ist ein Amalgamat aus Revanchismus, Chauvinismus sowie emphatisch-beschwörender *promotion* des Volksbegriffs. Dabei konnte, wie bei Schmidt-Rohr, der Rassegedanke vollkommen unbeachtet bleiben oder gar als Kontrahent auftreten. Angesichts der Herausforderung, seine eigene sprachwissenschaftliche Position im Kontext dieser beiden Diskurse zu situieren, bezieht Weisgerber wie folgt Stellung: Zunächst unterscheidet er mit Hilfe terminologischer Differenzierungen, die er in Anlehnung an den ‘unverdächtigen’ Nazi Max Hildebert Boehm übernimmt und in Folge strikt einhält, ‘wissenschaftliche’ Standorte der Diskussion (ebd. 216). Das Adjektiv *völkisch* wird dabei mit dem rassentheoretischen Standort und der sogenannten Rassenforschung verbunden, das Adjektiv *volklich* mit dem Standort, der sozusagen in ‘soziologisch-politischer’ Absicht innerhalb des von Maas so bezeichneten völkischen Diskurses Begriffe wie *Volk* oder *Volksgemeinschaft* emphatisiert. *Volkhaft* verbindet Weisgerber dagegen mit ‘Volk als geistig geprägter Gemeinschaftsinstanz’, wobei sein eigener Standpunkt der geistigen Instanz Sprache die wesentliche, bzw. zunächst auch alleinige Stiftungsfunktion für ‘volkhafte’ Gemeinschaft vorbehielt.¹⁹⁵

Von dieser letzteren Position rückte Weisgerber nun ab. Zwar versucht er in immer erneuten Anläufen, seinem Konzept von Sprachwissenschaft im Kontext der politischen Diskursituation das ‘Lebensrecht’ zu erhalten, meist durch Beschwörung der wissenschaftlichen Adäquatheit seiner Position, dass Sprache eine geistige Instanz sei,

“Fassen wir das Gesamtergebnis dieser Überlegungen über das Verhältnis von Rasse und Sprache zusammen, so steht das eine fest, daß die biologischen Gegebenheiten und Gesetze der

¹⁹⁵ Von verschiedensten Autoren, unter anderen Michelsen (1956) und Boehlich (1955; 1964a) wurde Weisgerber vorgeworfen, völkische Sprachwissenschaft betrieben zu haben, wogegen sich Weisgerber vehement zur Wehr setzte (u.a. Weisgerber 1965). Zudem entspann sich daran auch ein Streit darum, ob Weisgerber – wie er selbst behauptete (ebd.) – das Adjektiv *völkisch* strikt vermieden habe oder nicht. Bis auf die Fälle, in denen Zeitungsredakteure eigenmächtig Weisgerbers Texte veränderten (vgl. Dutz 1984: 45) bzw. Weisgerber die Differenzierung zwischen *völkisch*, *volklich* und *volkhafte* vornahm, deren Fehlen Simon übrigens fälschlicherweise einklagt (Simon 1979b: 155), hat meines Wissens Weisgerber das Adjektiv *völkisch* konsequent vermieden. Simon (1982: 50, Anm. 2) gibt in einem späteren Aufsatz dann doch noch 2 Stellen an, an denen Weisgerber *völkisch* verwendet hat.

Rassenbildung nicht ausreichen, um als entscheidender Faktor bei der Prägung einer Sprache beteiligt zu sein. Sichere Einflüsse der Rasse auf die Sprache sind überhaupt noch nicht nachgewiesen; in vielen Teilen sind Wirkungen der Rasse ausgeschlossen.” (Weisgerber 1933c: 179)

“Die Ableitung des Weltbildes einer Sprache aus der Veranlagung einer auf irgendeine Weise biologisch zusammengehaltenen Menschengruppe wird immer daran scheitern, daß eine Sprache keine Größe aus der Ordnung der Natur, sondern eine Erscheinungsform des Geistes ist.” (ebd. 180)

andererseits aber reagiert er auf die vorgebrachte Kritik und konzidiert dem Rassegedanken ein eigenes Terrain. Er soll zwar aus der sprachwissenschaftlichen Domäne verbannt werden, habe aber entscheidenden Einfluss bezüglich der Frage, wer zum Volk gehöre und wer nicht, d.h. im Rahmen des, nach Weisgerbers Terminologie, *volklichen* Diskurses. Sprachforschung und Rasseforschung gliedern sich also wie zwei antipodische Satelliten um das Medium der ‘Volksforschung’, die beide einerseits verbindet und zur ‘Zusammenarbeit’ auffordert, andererseits aber auch, in der Mitte zwischen ihnen gelagert, ungewollte Berührung verhindert. Substanziell beschneidet Weisgerber seine zuvor vertretene Auffassung in dem Punkt, dass jetzt Sprache nicht mehr alleiniger Bestimmungsgrund von *Volk* ist, sondern diese Funktion mit der Instanz Rasse teilen muss.

Alle kompromittierenden Aussagen, die von späteren Kritikern wiederholt zitiert werden, gehen in diese Richtung. So auch die folgenden beiden:

“Daneben [der volksstiftenden Kraft der Sprache; B.S.] aber setzten sich andere Gedanken durch. Die immer stärker gefühlte und erkannte Bedeutung der Kräfte von Blut und Boden mußte ganz besonders **auf den Volksgedanken** übergreifen. Man achtete mehr und mehr auf das Erbgut von Körperbau und Anlagen, das sich durch die Geschlechter hindurch fortpflanzt und den einzelnen Menschen von seinem Lebensbeginn an, vor aller Teilnahme an dem Leben und dem Besitz von Gemeinschaften, gestaltet. Damit war eine weitere Grundtatsache des **volklichen** Lebens in ihrer Wirksamkeit wiedererkannt.” (Weisgerber 1934a: 291; Hervorhebung durch Dickdruck von B.S.)

“Drücken wir es logisch aus, so würde angesichts der genannten Bestimmung «Volk ist die Gemeinschaft rassisch verwandter Menschen, die durch Sprache, Geschichte und Kultur verbunden sind» [Weisgerber zitiert hier den Vertreter des Reichsministeriums für Volksaufklärung L. Conti; B.S.], der Verfechter des Rassegedankens auf das *genus proximum*, den Oberbegriff, (insofern dieser nicht Mensch schlechthin ist), der Verfechter des Sprachgedankens auf die *differentia specifica*, das kennzeichnende Merkmal, zielen [...]. Diese Überlegung soll hier nur zeigen, daß beide Bestimmungsstücke unentbehrlich sind.” (ebd. 292)

Wenn Weisgerber dann in der Folge auf ein “Zusammenwirken” (ebd. 293) beider Gedanken zu sprechen kommt, so meint er immer wieder ihre beiderseitige Wirkung auf den Volksgedanken, signalisiert aber deutlich eine Haltung des *don't touch me*. Selbst wenn man Weisgerber also bescheinigt, dass er nicht zu den Rassetheoretikern überläuft, so kompromittiert er doch auf schwerwiegende Weise seine eigene Position, für deren Rettung er bereit ist, dem Rassegedanken eine eigene Domäne zuzugestehen, wobei man die perfide Logik des Rekurses auf die logischen Termini gar nicht weiterzuspinnen braucht. Weisgerber war sich zudem durchaus der praktischen Folgen dieses seines Zugeständnisses an die Rassenlehren bewusst. Denn er kommt ohne Umschweife auf die drohende Gefahr der ‘Auslese’ zu sprechen, schiebt aber die Verantwortung für eine solche Auslese von sich, in seiner Funktion als Theoretiker der Sprachgemeinschaft, ab:

“Denn hier, in der Auswertung der durch die Sprachgemeinschaft eröffneten Möglichkeiten und der Erfüllung der in ihr angelegten Aufgaben, treten die volkhaft¹⁹⁶ wertvollsten Kräfte, die Träger des besten Erbgutes, in den Vordergrund, während alle, die an diesen Aufgaben nicht mitarbeiten wollen, sich selbst aus der Volksgemeinschaft herausstellen, und alle, die nicht mitarbeiten können, volklich tot bleiben. Hier vollzieht sich also in der volklichen Bewährung die Auslese, die die Sprachgemeinschaft selbst nicht vornehmen kann, weil sie den Menschen in zartestem Alter aufnehmen muß, um ihm die Möglichkeit der Entfaltung seiner Anlagen zu eröffnen, während sie andererseits von sich aus keine Handhabe besitzt, um unbrauchbare Mitglieder wieder auszuschließen.” (ebd. 300)

Dabei übernimmt Weisgerber schlechterdings die Perspektive der Funktionäre der Gewalt, die Opfer selbst für die an ihnen begangene oder noch erwartbare Gewalt verantwortlich zu machen, und scheint sich zudem noch dafür entschuldigen zu wollen, dass leider von Seiten der ‘Sprachgedankler’ nach Art des Pilatus keine Handhabe für ein eigenständiges Vorgehen gegenüber den Stigmatisierten vorhanden ist. Da vermag auch der in der Schrift von 1933 geäußerte Einwand

“Denn auf die Dauer muß der «rückschauende» Rassebegriff, der durch die Auslese einen als einmal vorhanden vorausgesetzten Zustand wieder anstrebt, die Freudigkeit der Zusammenarbeit bei all denen lähmen, die nicht eine Erbanlage dieser Art aufweisen, und denen dementsprechend die Möglichkeit zu vollwertigen Leistungen im Sinne des herrschenden Rasseideals fehlen würde. Würde man dieses Hineintragen des naturwissenschaftlichen Rassebegriffs in die Tatsächlichkeit des

¹⁹⁶ An dieser Stelle passiert ein ansonsten von Weisgerber vermiedener Kurzschluss, der tatsächlich die geistig ‘wertvollsten’ Kräfte in eine direkte identifikatorische Beziehung zum Erbgut setzt, also die Grenze von *volkhaft* und *völkisch* verschwimmen lässt.

geschichtlichen Lebens folgerichtig zu Ende denken, so wäre gar keine andere Entwicklung möglich, als das Auseinanderbrechen der Gemeinschaftsgebilde, die wir heute als Völker antreffen und anerkennen.” (Weisgerber 1933c: 231)

sowie der etwas lahmende humanistische Appell

“Wenn hier vom Kampf der Völker gegeneinander gesprochen wird, so ist allerdings hinzuzufügen, daß dem Wesen der Sprachgemeinschaft entsprechend dieser Kampf nicht ein gegenseitiges Vernichten mit Mitteln der Gewalt sein kann, sondern ein Wettstreit auf dem Gebiete des Geistes werden muß.” (ebd. 234)

nicht mehr viel zur Korrektur der eingegangenen Konzessionen beitragen.

Was der Forschung bis heute unbekannt ist, ist die Tatsache, dass Weisgerber trotz dieser weitgehenden Zugeständnisse an die Vertreter des Rassegedankens einer Reihe von Anfeindungen ausgesetzt war, die ihn selbst in die Rolle eines potenziell mit Vernichtung bzw. ‘Auslese’ bedrohten Opfers zu bringen drohten.¹⁹⁷ Direkt nach seinem Berliner Vortrag (Weisgerber 1934a) am 9.2.1934 erfuhr Weisgerber von Steche, “dass man in gewissen Kreisen davon sprach, ich sei Jude”¹⁹⁸. Die Vermutung stütze sich insbesondere darauf, dass der zweite Vorname Weisgerbers, Leo, jüdisch anmute. Zwei Wochen später erhielt Weisgerber einen Brief von Banniza von Bazan, der noch wesentlich direkter als in seiner publizierten Kritik von 1933 (Banniza von Bazan 1933) Weisgerber vorwirft, er habe mit seinem Aufsatz von 1933 (Weisgerber 1933a) dem deutschen Judentum eine “Waffe [...] in die Hände geliefert, wenn Sie ausführen, dass es keinen Weg gäbe, ein nicht genehmes Mitglied aus der Sprachgemeinschaft auszuschliessen” (Banniza von Bazan 1934: 1). Dies sei auch in der “C.V.=Zeitung”¹⁹⁹ als judenfreundlich interpretiert worden und habe “nicht

¹⁹⁷ Als ich im Februar 2004 mit Unterstützung eines Stipendiums der Gulbenkian-Stiftung Lissabon Gelegenheit hatte, einen Einblick in den im Brüder-Grimm-Museum gelagerten Nachlass Weisgerbers zu nehmen, war dieser Nachlass außer einem Teil der Privat-Bibliothek Weisgerbers noch in Kisten verpackt und überhaupt noch nicht systematisch erfasst. Ich bin dem Leiter des im Prinzip erst noch einzurichtenden Weisgerber-Archivs, Herrn Dr. Bernhard Lauer, zu großem Dank verpflichtet, dass er mir gestattet hatte, einen sozusagen vollkommen aleatorischen Einblick in einige Dokumente zu nehmen und die getätigten Funde zu kopieren. Die im Zusammenhang dieses Kapitels angeführten Quellen (Banniza von Bazan 1934), (Boehm 1934), (Löffler 1939), (Schmidt-Rohr 1934a), (Schmidt-Rohr 1934b), (Thierfelder 1934a) und (Thierfelder 1934b) stammen alle aus dem Weisgerber-Archiv.

¹⁹⁸ Gemäß einer Randbemerkung Weisgerbers auf der Rückseite des 5. Blattes des Briefs von Bazan (Banniza von Bazan 1934). Steche hatte Weisgerber schon 1933 öffentlich kritisiert (vgl. oben Anm. 1, der Text von Steche war mir leider nicht zugänglich).

¹⁹⁹ Es handelt sich um die *Blätter für Deutschtum und Judentum, Organ des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*. Hier wurde in Heft 2 vom 11.1.1934 (S. 2) ein kurzer Artikel ohne Angabe des Verfassers unter dem Titel “Zweimal Muttersprache” veröffentlicht, wobei der entscheidende Satz Weisgerbers zitiert und folgendermaßen kommentiert wird: “Diesen Ausführungen, die, ohne die deutschen Juden zu nennen, sie als Glieder der Deutschen [sic!] Sprachgemeinschaft stillschweigend, wenn auch sehr entschieden, zugleich in die deutsche Volksgemeinschaft einschlossen”, sei von Banniza von Bazan “in unerbittlicher Schärfe” widersprochen worden. Somit wurde die Festschreibung der Kontroverse um die Rolle des Sprachgemeinschaftsarguments von öffentlich-jüdischer Seite aus auf die Personen Weisgerber (pro-jüdisches Argument) vs. Banniza von Bazan (anti-jüdische Einstellung) verstärkt.

unwidersprochen [sic!] gelassen werden” (ebd.) dürfen. Weisgerber sah sich also zwei Vorwürfen gleichzeitig ausgesetzt, erstens dass er Jude sei und zweitens, dass er Juden protegiere. Ein Reihe von Randbemerkungen Weisgerbers auf dem Brief von Banniza von Bazan zeigen, dass er alle Hebel in Bewegung setzte, um zu erfahren, wer die Gerüchte in Umlauf gesetzt hatte. Schmidt-Rohr, eine unter zahlreichen von Weisgerber angeschriebenen Personen, nennt eine ganze Reihe von Personen aus dem universitären Milieu, die sich “leidenschaftlich [...] gegen Sie aussprachen” (Schmidt-Rohr 1934a: 1), neben dem Jenaer Professor Max Hildebert Boehm und seinem engen Mitarbeiter Loesch auch Hinneberg, Pokorny und Lewy, wobei Boehm “es als sichere und anerkannte Wahrheit weitergab” (ebd.), dass Weisgerber Jude sei. Am 16.3.1934 wendet sich Weisgerber schriftlich an Boehm²⁰⁰, dieser aber leugnet die Kenntnis des entsprechenden Gerüchts ab: “Mir ist von den Gerüchten, die Sie andeuten, persönlich nichts zu Ohren gekommen” (Boehm 1934). Auf der Suche nach etwaigen Urhebern des Gerüchts wird Weisgerber scheinbar nicht fündig, die zum Teil seitenlangen Briefentwürfe und Rekonstruktionsversuche der Gerüchtsentstehung, die Weisgerber in Eile auf die Briefe Schmidt-Rohrs und Bannizas von Bazan kritzelt, zeigen aber, dass er mit Sicherheit in Alarmstimmung versetzt war. Ein knappes halbes Jahr später befindet sich Weisgerber dann immer noch in der gleichen Situation. Am 31. Oktober hatte er auf der Philologenversammlung in Trier die Einleitungsworte (vgl. Schultheiß 1936: 11) zum Vortrag Schmidt-Rohrs gesprochen, der bei dieser Gelegenheit seine Gegnerschaft zur Rassenideologie öffentlich widerrief (ebd. 44f.). Als Gegendienst erklärte sich Schmidt-Rohr dazu bereit, als Vermittler Weisgerbers zu fungieren in einem weiteren Versuch desselben, gegen Verdächtigungen bzgl. seiner vermeintlich jüdischen Abstammung vorzugehen. Diesmal handelte es sich um Franz Thierfelder, Leiter der *Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums*, bis Kriegsende sprachpolitischer Berater des Auswärtigen Amtes und der SS²⁰¹, dem Schmidt-Rohr Weisgerbers Ahnenstammbaum zukommen ließ. Thierfelder bestätigt in einem Brief vom 16.11.1934 den Empfang desselben und bescheinigt Weisgerber lakonisch, dass er mit Recht auf seiner arischen Abstammung bestehen könne (Thierfelder 1934a). Postwendend hakte Weisgerber in einem Schreiben vom 18.

²⁰⁰ Boehm jedenfalls referiert auf Weisgerbers Brief “vom 16. März” (Boehm 1934).

²⁰¹ Vgl. Maas (1988: 277, Anm. 45); Thierfelder war auch Gründer des Goethe-Instituts (ebd.).

November²⁰² nach und erbat sich nähere Informationen über etwaige Urheber des immer noch in Umlauf befindlichen Gerüchts seiner jüdischen Abstammung. Thierfelder reagiert darauf mit einem versteckten Affront, indem er Weisgerbers ‘Entlastungsdokumenten’ ihre Beweiskraft zu entziehen scheint: “Wenn ich recht im Bilde bin, ist mir bei der Tagung in Stuttgart²⁰³ zum ersten Male zu Ohren gekommen, Sie seien Jude. Ist man dort richtig unterrichtet? Wie steht es mit Max Hildebert Böhm [sic]?” (Thierfelder 1934b: 1).

Die hier zusammengetragenen, eher zufällig gefundenen Dokumente (vgl. Anm. 197) zeigen, dass Weisgerber vergeblich versuchte, an Insider-Informationen heranzukommen, die das ihn belastende Gerücht hätten aufklären können. Scheinbar lag es auch im Interesse gewisser Fraktionen nazitreuer Wissenschaftsfunktionäre, die Verdächtigungen gegen Weisgerber nicht auszuräumen, was strategisch verständlich ist, da man so ein Druckmittel gegen ihn in der Hand hatte, dessen Wirkung zudem versprach nicht allzuschnell nachzulassen. Auf dem Hintergrund dieser Sachverhalte liest sich ein Abschnitt eines Textes (Weisgerber 1935a), den Weisgerber kurze Zeit nach Thierfelders Affront in der u.a. von Max Hildebert Boehm herausgegebenen *Zeitschrift für deutsche Soziologie und Volkswissenschaft* veröffentlichte, wie eine persönliche Verteidigungsschrift:

“Wer sich überzeugen will, ob der Satz, daß Spracherhaltung Volkstumserhaltung ist, richtig ist, der gehe hin zu den Millionen deutscher Menschen, die blutenden Herzens zusehen müssen, wie ihre Kinder – deutscher Abstammung **wie einer von uns** – fremden Volkstümern verfallen, weil auch das letzte Gemeinschaftsband, das Band der Muttersprache, zu schwach wird. [...] **Kann man es jemand**, der diese Zusammenhänge kennt und sieht, **verdenken**, wenn es ihm auf der Seele brennt, diese volkerhaltenden Kräfte der Muttersprache möglichst eindringlich und ungeschwächt im Daseinskampf unseres Volkes einzusetzen?” (Weisgerber 1935a: 243f.; Hervorhebungen von B.S.)

Wie kompromittierend diese Art von Verteidigung in unseren Augen heute auch wirken mag, Weisgerber schaffte es zumindest bis 1939 nicht, es den eingefleischten Nazis rechtzumachen. Schultheiß griff ihn 1936 in seiner Kampfschrift gegen Schmidt-Rohr

²⁰² Ein Entwurf dieses Schreibens mit Datumsangabe befindet sich als Randnotiz auf der Vorderseite des einseitigen Briefes von Thierfelder vom 16.11. (Thierfelder 1934a). Auch Thierfelders Rückschreiben vom 30.11 (Thierfelder 1934b) gibt dieses Datum für Weisgerbers Brief an.

²⁰³ Im Rahmen der hier interessierenden Fakten erschien es mir nicht notwendig zu recherchieren, um welche Tagung es sich konkret handelte.

vehement an und bezichtigte ihn der “Feindseligkeit” (Schultheiß 1936: 11).²⁰⁴ Glässer blies drei Jahre später ins gleiche Horn, rückte Weisgerber in eine Linie mit Schmidt-Rohr, wobei Weisgerbers ”Grundansatz eindeutig ab[zu]lehnen” (Glässer 1939: 55) und Schmidt-Rohrs Lehre “heillos und gefährlich” (ebd. 52) sei. Löffler, der Vorsitzende des Landesverbands Baden-Pfalz des *Deutschen Sprachvereins*, bemängelte scharf seinen “welsch[en]” Stil (Löffler 1939: 2). Zudem trat Weisgerber 1936 aufgrund von Differenzen mit der mittlerweile nationalsozialistisch besetzten Redaktion (vgl. Maas 1978: 278) der *Wörter und Sachen* als Mitherausgeber der Zeitschrift zurück (Weisgerber 1974b: 358f.) und wurde in zwei Gutachten, bei denen es um die Besetzung vakanter Professuren ging, als nicht linientreu bzw. mit dem ‘Prädikat’ “politisch abzulehnen” beurteilt.²⁰⁵ Negativ schien sich auch ausgewirkt zu haben, dass der als “erkatholisch” (Gipper 2000: 27) eingeschätzte Weisgerber sich für einen Prälaten, der der Beleidigung des Führers beschuldigt worden war, eingesetzt hatte (ebd.). Die Gutachtentexte zeigen aber auch, dass man Weisgerber als Wissenschaftler recht hoch einschätzte und ihn trotz seiner aus dem überzeugten Katholizismus entstammenden Tendenz zur Distanz gegenüber dem agitativen Nationalsozialismus für eingeschränkt verwendungsfähig befand (vgl. Lerchenmüller 2000: 193). Tatsächlich ergab sich dann 1940 auch eine Gelegenheit, Weisgerber für nationalsozialistische Zwecke einzusetzen. Nach der Besetzung der Bretagne im Jahr 1940 übernahm Weisgerber die Tätigkeit eines ‘Sonderführers’, ein Dienstrang, der gewöhnlich Zivilisten übertragen wurde, im Falle Weisgerbers sogar einem Nicht-Parteimitglied. Die Zielsetzungen und Aufgaben seines Einsatzes als Sonderführer wurden in der entsprechenden Literatur schon detailliert aufgearbeitet²⁰⁶, so dass mir zur allgemeinen Orientierung in dieser Frage die Wiedergabe eines Auszugs aus Lerchenmüllers Fazit ausreichend erscheint:

“Weisgerbers Tätigkeit diente der Vorbereitung einer germanozentrischen Nachkriegsordnung in Europa und folgte der völkstumpolitischen Strategie der SS in Nord- und Westeuropa – das heißt: die aktive Förderung der kulturellen, wissenschaftlichen, sprachpolitischen und sozialen Bestrebungen *einerseits*, die strenge Kontrolle und ggf. Unterdrückung aller unerwünschten politischen Initiativen dieser Volksgruppen *andererseits*.” (Lerchenmüller 2000: 192)

Bezogen auf die Arbeit in der Bretagne zählten zu Weisgerbers Aufgaben der

²⁰⁴ Löther (1962: 587) verdreht die Tatsachen, wenn er suggeriert, dass Schultheiß Weisgerber zustimmend rezipiert habe, indem er ihm seinen Hitlergruß entboten habe, nur weil Schultheiß seinen öffentlichen Brief an Weisgerber mit “Heil Hitler” (Schultheiß 1936: 12) beendete.

²⁰⁵ Vgl. Heinz / Albrecht (2000: 131-144, bes. 139) und Gipper (2000: 26f.), desweiteren Repgen (in *In memoriam Leo Weisgerber* 1986: 10).

²⁰⁶ Vgl. besonders Simon (1982), Hutton (1999: 106-144), Lerchenmüller (2000: 175-196).

“Aufbau und die Organisation des Keltischen Instituts der Bretagne, die Abhaltung zahlreicher Kongresse, die Neupublikation der Zeitschrift *Arvor*, die Durchführung öffentlicher Vortragsreihen sowie die Einbindung [...] in die Arbeit der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien und in den Germanischen Wissenschaftseinsatz [...]” (ebd.)

Weisgerber sollte also vor allem die kulturellen und sozialen Bestrebungen der bretonischen Bevölkerung nach Autonomie unterstützen, wobei jedoch die Frage ihrer Verwertbarkeit im Rahmen einer antizipierten nationalsozialistischen Herrschaftsordnung über den Großraum Europa das eigentliche Motiv für Weisgerbers Mission ausmachte. Lerchenmüllers Fazit zur Involviertheit Weisgerbers in nationalsozialistische Aktivitäten und Ideologie ist, wenn auch bezogen auf den konkreten Fall des Bretagne-Einsatzes, eines der wenigen Beispiele für eine sehr nüchterne und nicht einlinig ideologisch geprägte Beurteilung Weisgerbers:

“Evident ist, daß er im Unterschied zu anderen über die unmittelbare und inneruniversitäre Wissenschaft hinaus sich politisch-militärisch für die Ziele des Dritten Reiches engagierte. Ebenso unwiderlegbar klar ist, daß er im Rahmen dieses Engagements mit der SS zusammenarbeitete. In einem Fall ist nachgewiesen, daß er ‘Gegner’ politisch denunzierte und für ihre Entfernung aus dem Amt sorgte: Henri Fréville²⁰⁷ dokumentiert in seiner 1985 erschienenen Studie über die Bretagne 1940-1944, daß Weisgerber an der Entlassung des Präfekten von Rennes, François Ripert, beteiligt war, der als Gaullist galt und bretonische Unabhängigkeitsbestrebungen bekämpfte [...]. Fest steht aber auch, soweit wir heute wissen, daß sich Leo Weisgerber keiner Verbrechen schuldig gemacht hat, weder nach damaligen noch nach heute gültigen Rechtsnormen. Er war weder an der Deportation von Juden aus Frankreich noch an der Verfolgung anderer Minderheiten oder etwa an der Durchführung des berüchtigten ‘Nacht- und Nebel-Erlasses’ direkt beteiligt.” (ebd. 193)

Für die Zwecke unserer Arbeit wichtig ist die Frage, ob sich Weisgerber durch seine zweifellos vorhandene Involviertheit in die Nazi-Ideologie derart stark kompromittiert hat, dass es unververtretbar wäre, seiner sprachwissenschaftlichen Position als Ganzer und ihrer Funktion im Rahmen der Geschichte der Sprachwissenschaft (und Sprachphilosophie) eine Bedeutung zuzusprechen. Zu diesem Fazit gelangt C. Knobloch (2000: 145-174).²⁰⁸ Ihm zufolge verfolgte Weisgerber durch alle seine Schriften hindurch eine doppelte Strategie, er wollte fachwissenschaftlich überzeugen und gleichzeitig Einfluss auf die politische Öffentlichkeit nehmen. Diese Strategie sei

²⁰⁷ Die Studie von Fréville (Fréville, Henri (1985), *Archives secrètes de Bretagne 1940-1944*, Rennes) war mir nicht zugänglich.

²⁰⁸ Und in seinem Gefolge auch J. Roth (2004: 479f.), der die Auffassung vertritt: “Nein, ausgeschlossen scheinen heute nicht nur weitreichende, sondern auch punktuelle Anschläge na Weisgerber [...]. Mehr als ein antiquarisches oder, immerhin, historiographisch-exemplarisches Interesse an Weisgerber dürfte sich der verbreiteten Auffassung zufolge wohl nicht mehr rechtfertigen können.”

semantisch bestimmt gewesen dadurch, dass er seinen wissenschaftlich-fachlichen Diskurs mit ‘Hochwertvokabeln’ ausgestattet habe, die *ideologisch resonanzfähig* d.h. für politische Interessen nutzbar gemacht werden *wollten*. Je nach Publikationssituation bzw. zeitpolitischem Kontext hätte Weisgerber somit die Gewichte auf die beiden Diskurse zwar unterschiedlich verteilt, nie aber einen zugunsten des anderen ganz zurückgestellt. Worte wie *Kraft, Leistung, Aufgabe, Wirkung, Schicksal*, etc. verhielten sich osmotisch gegenüber parasitärer ideologischer Verwertung. Am Beispiel des Wortes *Muttersprache* werde der ‘Kern dieser doppelten Inszenierung’ besonders offensichtlich:

“Den Kern dieser doppelten Inszenierung bei Weisgerber bildet das, was man die muttersprachliche «Totalinklusion» nennen könnte. Weil die «Muttersprache» die geistig erfaßte gemeinsame Welt und die soziale Gemeinschaft der Sprechenden konstituiert, gibt es buchstäblich keinen Punkt, auf den man treten könnte, ohne daß die «Muttersprache» nicht in gewissem Sinne «schon da» wäre. Wie eine Spinne sitzt sie im Zentralknoten aller Hochwertdiskurse. Sie ist [...] Quellpunkt des Volkes, Verpflichtung, Aufgabe, Schicksal, geistige Welt, sie ist «Schlüssel»²⁰⁹ zu allem und jedem, alle Formen von Gemeinschaft, alle kollektiven Wert- und Wissensbestände hängen von ihr ab.” (ebd. 155)

Weisgerbers Erfolg verdanke sich einer “muttersprachlich überbaute[n] völkische[n] Welt- und Ursprungsmythologie, mit Tendenz zur Totalinklusion [...] und mit weiten Spielräumen für Exklusions- und Emphatisierungsprozesse” (ebd. 169). Letzteres darf man als Kritik daran lesen, dass Weisgerbers Position, ohne aufgegeben werden zu müssen, sich zu gegebenem Zeitpunkt der Befürwortung der politischen Annexion von Gebieten mit deutschsprachiger Bevölkerung²¹⁰ und der Legitimation des Ausschlusses der Juden aus der deutschen ‘Volksgemeinschaft’ problemlos öffnete. Im fachwissenschaftlichen Diskurs habe die doppelte Inszenierung zu entscheidenden Unterschieden zum Diskurs des europäischen Strukturalismus geführt:

“Anders als im Kern des europäischen Strukturalismus wird der zentrale fachliche Gegenstand: das Sprachsystem nicht mit nüchternen und «statischen» Konzepten beschrieben (*Zeichen, System, Syntagma, Paradigma* etc.), sondern mit emphatisch-dynamischen Konzepten, welche allesamt die Muttersprache als aktive und (welt-)schaffende Kraft codieren: der «dynamische» Komplex: *energeia, Wirkung, wirkende Kraft, Leistung, Erschließung* etc. akzentuiert die Muttersprache als eigentliches Kraftzentrum der ganzen Weltsicht, den einzelnen Sprecher als ihr unterworfenen Objekt.” (ebd.)

²⁰⁹ An dieser Stelle fügt Knobloch eine Fußnote mit dem Hinweis ein, dass die Zugangsmetaphorik Weisgerbers gesamtes Werk überwuchere, wie aus den Wörtern *Schlüssel, Tor, Grundlage* und *Leistung* ersichtlich werde.

²¹⁰ Wie es explizit in Weisgerber (1939: 4) auch geschah.

Knobloch gelangt dann schließlich zum Fazit, dass jeder Rezipient Weisgerbers sich aufgrund der “unbedingten Engführung von Fach- und Resonanzsemantik” fragen lassen müsste, “ob er auch die implizierten ideologischen Bezüge des Werks subskribiert” (ebd., Anm. 40).²¹¹

Obwohl ich für Knoblochs Kritik an Weisgerber Verständnis habe, möchte ich mit der hier vorgelegten Arbeit zeigen, dass es dennoch gerechtfertigt ist, sich mit Weisgerbers Position auseinanderzusetzen. Dabei fällt natürlich an der bisher erfolgten Analyse der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung auf, dass sie seiner Position gegenüber ein gewisses wohlwollendes Verständnis aufbringt, was auch zu einer Deemphasierung des rhetorischen Weisgerber führt. Selbst bei dieser Version fällt auf, dass einige ‘wunde Punkte’ in seinem Diskurs nicht eliminiert werden können, etwa was seine auffällig bornierte Haltung gegenüber dem Phänomen der Zwei- oder Mehrsprachigkeit, seine starke Unterbetonung alles Individuellen und Pragmatischen und seine nach dem Zweiten Weltkrieg fortgesetzte utopistisch-anachronistische und zudem nie wirklich in eine politisch-demokratische Version verwandelte Einstellung zur Sprachenrechtsfrage angeht. Nicht zufällig rekrutieren sich die Argumente, die für Weisgerbers schlingernden Opportunismus und seine Assimilationsversuche an Standpunkte der Nazi-Ideologie, insbesondere seine Betonung der besonderen Verwendbarkeit seiner Ansichten zur ‘Konstituierung des deutschen Volks’ auch mit Mitteln der Gewalt, am zentralsten waren, aus diesen Diskursgebieten. Für den Versuch, Weisgerber in neutralisierter, wenn auch nicht kritisch blinder Version zu lesen, spricht meines Erachtens aber unter anderem die Tatsache, dass Weisgerbers Grundgedanke, seine Weltbildthese, die zudem auf einer schon in der Vorkriegszeit sehr fortgeschrittenen Zeichen- und Bedeutungstheorie aufbaut, als Theoriekomplex zur Nazizeit *actualiter* und *potentialiter* die Rolle eines ideologischen Störfaktors, eines wirksamen Gegenarguments gegen die böse Borniertheit des Rassegedankens verkörperte. Den Zwiespalt, diese Rolle einerseits zu verharmlosen oder gänzlich zu kompromittieren, andererseits aber ihr in unscheinbaren persönlich-‘heroischen’ Akten die Treue nicht zu brechen, erlebte Weisgerber sicher intensiver als man es heute vermuten mag. Dafür sprechen auch die in dieser Arbeit erstmals besprochenen, bisher unveröffentlichten Dokumente, die zeigen, dass Weisgerbers Stellungnahmen im Kontext einer sehr ernsthaften persönlichen und familiären Gefährdung zu situieren

²¹¹ Den gleichen Standpunkt vertritt Tomus (2004, bes. 196ff.).

sind, obwohl gerade diese Gefährdung ihn natürlich auch hätte sensibler machen können für die Verbrechen an den Juden, was nicht geschehen ist. Abgesehen von dem hier konstatierten Widerspruchspotential der Weltbildthese spricht meiner Ansicht nach für eine nüchterne Auseinandersetzung mit Weisgerber auch die Tatsache, dass eine eigentliche Forschung zum Kern der Weltbildthese gar nicht recht stattgefunden hat bzw. erst heute wieder intensiviert wird. Geht man davon aus, dass in der Mitte des 20. Jahrhunderts Weisgerber und Whorf als die paradigmatischsten Vertreter dieser These anzusehen sind, so lässt sich das hinkende Interesse der Forschung einerseits dadurch erklären, dass Whorf als Amateurlinguist geringe institutionelle Reputation besaß und Weisgerber diese im Zuge der nachträglich aufgedeckten kompromittierenden Fakten verloren hatte. Während Whorf heute längst wieder aktuell ist, ist Weisgerber (als ernstzunehmender Standpunkt) eher tabu. In diesem Sinne versucht diese Arbeit, zu einer Überprüfung dieses Tabus anzuregen, ohne die ideologischen Klippen einfach zu umschiffen.

2.3.1.2. *Rezeption und Kritik vom Standpunkt der marxistischen Ideologie*

Weisgerber wurde von ostdeutschen Sprachwissenschaftlern, besonders in den 60er und frühen 70er Jahren, recht extensiv²¹² rezipiert, so dass wir nur eine unserer Ansicht nach repräsentative Auswahl besprechen können.²¹³ 1973 beklagte sich Weisgerber darüber, dass er über Jahrzehnte von ostdeutscher Seite aus zum Popanz, also zum Schreckgespenst, zum “Abladeplatz der Selbstbestätigung” (Weisgerber 1973b: 268) gemacht worden sei. Weisgerber hatte nicht ganz unrecht, da meines Wissens alle Rezeptionen, auch die durchaus wissenschaftlich interessierten, letztendlich in stereotypen Schlagwörtern, die Weisgerbers Position etikettierend charakterisieren sollen, ihr endgültiges Resümee finden. Die meistgebrauchten Schlagwörter sind *Sprachmystizismus*, *Agnostizismus*, *Irrationalismus*. Der Vorwurf des *Sprachimperialismus* wird zumeist erst aus dieser Triade abgeleitet.

Der Vorwurf des Sprachmystizismus (u.a. Meier 1954/55: 513; Helbig 1961: 119; Schaff 1964: 28; Graeber 1976: 593), Agnostizismus (u.a. Neumann 1961: 143; Albrecht 1972: 108) und Irrationalismus (Albrecht 1972: 109) beruht argumentativ auf

²¹² Was natürlich kaum verwundert, da Weisgerber als ‘Papst’ der westlichen Sprachwissenschaft zumindest in den 60er Jahren zur Abrenzung förmlich herausforderte.

²¹³ Dass die Rezeption in der ehemaligen Sowjetunion sich von der in der ehemaligen DDR kaum unterscheidet, zeigt Radčenko (1992). Auch die ausführlichere Rezeption Weisgerbers durch den polnischen Philosophen Adam Schaff folgt dem Gesamttenor der ostdeutschen Kritiker, wird jedoch aufgrund ihrer signifikanten Position im folgenden Text noch gesondert berücksichtigt.

der Überzeugung, dass Sprache unter funktionaler Perspektive ein bloßes Hilfsmittel ist. Ihre Funktion ist es, zwischen zwei Instanzen zu vermitteln, deren Bestimmung von Autor zu Autor zum Teil sehr stark variiert, die wir aber in idealtypisch verkürzender Generalisierung als die Instanz des *denkenden, wahrnehmenden und handelnden Subjekts* und diejenige der *objektiven Realität* bezeichnen können. Trotz ihrer funktional nicht unbedeutenden Rolle hat Sprache jedoch einen *defizitären ontologischen Status*, sie wird als Abbild oder Widerspiegelung der beiden anderen vorrangigeren Instanzen und als von ihnen abhängig konzipiert. Sprache ist also keine eigenständige ‘Zwischenwelt’, sie schafft keine Wirklichkeit, wie Weisgerber behauptet, sondern wird von (einer anders verstandenen) Wirklichkeit selbst geschaffen.

Gehen wir ganz kurz auf das recht unterschiedliche ‘Design’ der zwei grundlegenden Instanzen bei Weisgerbers Kritikern ein. In einer der ersten Kritiken betonte Meier, dass zwar Sprache das begriffliche Denken erst ermögliche, andererseits aber sei die Wahrnehmung der Eindrücke der Umwelt vom sprachlichen Material “völlig unabhängig, weshalb auch das «Weltbild» eines Eskimos, eines Deutschen, eines Bantunegers usw. im wesentlichen dasselbe ist” (Meier 1954/55: 513). Helbig (1961: 117) und Neumann (1961: 156) gingen noch einen Schritt weiter, indem sie das begriffliche Denken als primäre, grundlegende Tatsache setzten. Denkleistungen würden erst nachträglich versprachlicht, und aus den Versprachlichungen ließe sich das zugrundeliegende gedankliche Korrelat problemlos ermitteln (ebd.). Wie die Möglichkeit von Übersetzungen schon zeige, ließen sich Sprachunterschiede ohne weiteres überwinden, da diese nur auf Varianten der Mediatisierung einer gleichen Denkleistung beruhten. Sprache sei zudem ein Mittel, um Wirklichkeit abzubilden. Helbig betont, dass die Sachwelt wichtiger sei als die Sprachinhalte (Helbig 1961: 118), für Seidel (1958: 345) steht das Wort zwischen Sache und Begriff und Neumann bemängelt an Weisgerber, dass er die objektive Wirklichkeit nicht berücksichtige (Neumann 1961: 143). Nicht Sprache produziere die Realität, sondern es seien die realen Produktionsverhältnisse, die zur Ausdifferenzierung des Wortschatzes führten (ebd. 150). Für Löther (1962: 588) ist das Wort ein Hilfsmittel zwischen Mensch und Gegenstand, es bezeichnet Gegenstände und fixiert Denkprozesse. Das Wort hat einen von diesen realen Instanzen abkünftigen Status. Sprache wird also als Abbréviation, in marxistischer Terminologie als *Abbild* oder *Widerspiegelung* einer sprachexternen realen Wirklichkeit verstanden. Der derivative Status von Sprache bedeutet aber nicht, dass sie funktionslos ist. Vielmehr liegt ihre Bedeutung in ihrer Funktion, als

Kommunikationsmittel zwischen Menschen zu dienen (u.a. Neumann 1961: 137; Löther 1962: 597; Helbig 1961: 117ff.).

Der polnische Philosoph²¹⁴ Adam Schaff hatte von marxistischer Warte aus selbst darauf hingewiesen, dass die Begriffe *Abbild* und *Widerspiegelung* eigentlich irreführende Metaphern seien (Schaff 1964: 158), da sie ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis fassen wollen, und zwar in dreierlei, in genetischer, soziologischer und gnoseologischer Hinsicht (ebd. 150). In genetischer Hinsicht gehe man von einer Wirkung materieller Umweltreize auf die Individualpsyche und die Sprache aus, in soziologischer Hinsicht von der Wirkung historischer, gesellschaftlicher, ökonomischer und politischer Verhältnisse auf Individualpsyche und Sprache, in gnoseologischer Hinsicht von der Korrelation subjektiv-psychischer Erkenntnisakte mit ihren objektiven Korrelaten. Alle drei Hinsichten implizieren die Anerkennung der Existenz einer objektiven Wirklichkeit (ebd. 151). Dieser materialistische Standpunkt stand für marxistische Wissenschaftler unhinterfragbar fest, er führte aber auch dazu, dass der argumentative Verweis auf Wirklichkeitsdomänen sich oft jeder Differenzierung der genannten Hinsichten entoben fühlte oder sich ihrer gar nicht bewusst war.²¹⁵ So bezog sich der Vorwurf der Nichtberücksichtigung objektiver Wirklichkeit gegenüber Weisgerber, wie wir oben schon zeigten, entweder auf sprachexternes Denken oder Wahrnehmen, oder auf die Welt der 'realen' Gegenstände, oder auf historische, politische, ökonomische oder gesellschaftliche Verhältnisse und beruhte auf dem Dogma, dass es Wirklichkeitsdomänen gibt, die erkenntnistheoretisch erfassbar oder rekonstruierbar sind, und dass jegliches Kausalverhältnis von dort seinen Ausgang nimmt. Gegenüber diesem grundlegenden Einwand beharrte Weisgerber darauf, dass es keinen sprachfreien Zugang zu Realität gibt (Weisgerber 1973c: 19f.).

Neben diesem zentralen Aspekt der Kritik lassen sich zwei weitere Rezeptionstendenzen feststellen, die in gegensätzliche Richtungen führen und nur selten bei einem Autor zugleich präsent sind: (i) der Versuch der Desavouierung Weisgerbers durch Kennzeichnung seiner Position als sprachimperialistisch, chauvinistisch und faschistisch, (ii) die Überzeugung, dass trotz der Differenzen hinsichtlich der

²¹⁴ Da die Unterscheidung zwischen sprachwissenschaftlicher und sprachphilosophischer Hinsicht für die Kritik an Weisgerber vom marxistischen Standpunkt aus unerheblich ist, wird Schaff als Sprachphilosoph nicht gesondert in Kap. 3 behandelt, sondern schon hier berücksichtigt.

²¹⁵ Auch zeichentheoretisch führt die Konzentration auf die Wirklichkeitsinstanzen zu Unschärfen. Bei Wotjak und Lorenz (1976) haben sowohl Bedeutungen (ebd. 563) als auch Bezeichnungen (ebd. 562) Abbildcharakter und scheinen sich somit in der Hauptsache über den Bezug auf das objektiv-wirkliche Korrelat zu definieren. Nur so – als Vernachlässigung der Primordialität des unhintergebar objektiven Korrelats – lässt sich die meiner Ansicht nach ganz und gar unzutreffende Kritik Seidels (1958: 345) verstehen, dass bei Weisgerber das Problem des sprachlichen Zeichens nicht existiere.

Berücksichtigung von wie immer gearteten Wirklichkeitsinstanzen Teile von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung wichtige und zu berücksichtigende Erkenntnisse enthalten.

(i) Die erste Tendenz findet sich u.a. bei Seidel (1958: 338ff.), Löther (1962: 587ff.), Lorenz (1965) und Albrecht (1972: 102ff.). Dabei entstammen die drei erstgenannten Kritiken einer Zeitspanne, in der Weisgerbers Verstricktheit in die Nazi-Ideologie zwar auch im Westen schon thematisiert wurde, die Vorwürfe aber noch sehr vereinzelt vorgebracht wurden und nicht in der dichten Form wie dann gegen Ende der 60er Jahre, als quasi ein wissenschaftspolitischer Feldzug gegen Weisgerber geführt wurde (siehe weiter unten). Wie Lorenz (1965: 29) klar zu erkennen gibt, handelte es sich in erster Linie darum, Weisgerbers Rolle im faschistischen Nazi-Deutschland aufzudecken, im Prinzip aber nur um zu zeigen, dass Weisgerbers Position in unveränderter Form seit der Nazizeit Argumente für eine sprachimperialistische Politik liefere und Weisgerber somit als Vertreter des Klassenfeindes, als "gelehrter Kommissar der Kapitalistenklasse" (Seidel 1958: 340) zu bekämpfen sei. Bei Seidel und Löther wird diskurstechnisch die Entlarvung Weisgerbers als nazitreuer Sprachwissenschaftler und Sprachimperialist der Besprechung von Thesen seiner Sprachinhaltsforschung, d.h. der Kritik seiner Zwischenweltsthese, vorangestellt und somit von vornherein eine vorurteilende Zurückweisung der Thesen Weisgerber nahegelegt. Besonders Löther schreckt dabei auch nicht vor offensichtlichen Verfälschungen zurück. So suggeriert er trotz Kenntnis der entsprechenden Textdokumente, dass Schultheiß, der Weisgerber scharf angegriffen hatte (s. oben), Weisgerber freundschaftlich gesinnt gewesen sei, und dass Weisgerber das Euthnasieprogramm der Nazis befürwortet habe (Löther 1962: 587). Zweifelhaft ist auch Lorenz' Kommentar, dass Weisgerber den Rassegedanken dem Muttersprachgedanken vorgeordnet habe (Lorenz 1965: 30). Dagegen ist meiner Auffassung nach Lorenz' Kritik an Weisgerbers Thesen zu Sprachenrecht und Sprachpolitik, die in umfassender Form vorgebracht wird, durchaus ernstzunehmen und in vielen Punkten gerechtfertigt. Bedenkenswert und in diesem Falle für Weisgerbers Position sprechend erscheint allerdings ein Argument, das Lorenz, sicher ungewollt, verwendet: Indem er dokumentieren möchte, dass der Faschismus die Ausrottung von Muttersprachen anderer Völker als politisches Kampfmittel eingesetzt habe, weist er zugleich darauf hin, dass die Pflege und das hartnäckige, oft äußerst riskante Festhalten an der Muttersprache auch der Resistance als eines der wirksamsten Kampfmittel gedient habe (Lorenz 1965: 63f.). Oft sei es die letzte Möglichkeit und das einzige

Mittel gewesen, der drohenden totalen Vernichtung einer Nation zu begegnen. Dies Argument bzw. die mit ihm evozierten Fakten zeigen, dass Weisgerbers Muttersprachgedanke in moderater und entideologisierter Form durchaus von Bedeutung ist.

(ii) Die oben angeführte zweite Rezeptionshaltung kennzeichnete sich dadurch, dass sie das ideologisch-dogmatische Veto einer sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Weisgerbers Sprachinhaltsforschung zumindest einklammerte und sich damit auf eine sachorientierte Diskussion mit Weisgerber unter heuristischer Perspektive einließ. Obzwar dies in Ansätzen auch schon bei Meier (1954/55) der Fall war, setzte meiner Meinung nach erst mit den Artikeln von Helbig (1961) und Neumann (1961) eine Art von Rezeption ein, die darum bemüht war, Weisgerbers Thesen nicht vorschnell abzuschmettern, sondern sie zunächst einmal zu verstehen, und das heißt, ihnen das Recht zuzugestehen, aus dem von Weisgerber entwickelten logischen Argumentationszusammenhang heraus auftreten zu dürfen. Noch heute lesenswert ist der Artikel von Helbig (1961), der im zeitgeschichtlichen Kontext sogar als äußerst gewagt gelten musste. Der 30 Seiten umfassende Artikel widmet immerhin 25 Seiten (ebd. 91-116) einer nüchternen, alle ideologischen Vorbehalte beiseite lassenden Kurzdarstellung der Sprachauffassung Weisgerbers. Helbig geht davon aus, dass sich bei Weisgerber “viele vorgebildet [...] findet, was heute im Mittelpunkt der Grammatik-Diskussion steht” (ebd. 92). Da die Darstellung der Sprachauffassung Weisgerbers sich im Prinzip jedweden kritischen, aber auch affirmativen Kommentars enthält und die abschließenden fünf Seiten sich hauptsächlich auf die Begründung der schon oben genannten kritischen Haupteinwände – d.h. der Nichtberücksichtigung objektiv wirklicher Instanzen – konzentrieren, muss man schon sehr genau nachlesen, um zu erfahren, worin denn nun der fruchtbare Beitrag von Weisgerbers Thesen für die zeitgenössische Sprachwissenschaft liegen könne. Aufschluss gibt eine Aussage Helbigs, die aber zugleich auch wieder ein kritisches *Cave* enthält:

“In dem berechtigten Streben, die Sprachbetrachtung zu entformalisieren und zu entgrammatikalisieren, von den Lauten zu den Inhalten vorzudringen, trennt Weisgerber die Sprachinhalte zu stark von der Sachwelt.” (ebd. 118)

Damit signalisiert Helbig, dass Weisgerbers zeichen- und bedeutungstheoretische These von der Einheit und gegenseitigen Dependenz von Laut- und Inhaltsebene eine

berechtigte und fruchtbare Ausgangsprämisse für eine angemessene Erforschung von Sprachphänomenen ist. Zudem konzidiert Helbig Weisgerber auch, dass er grundsätzlich in der Einschätzung der Funktion und Rolle von Muttersprache und Sprachgemeinschaft Recht habe, er gehe aber darin zu weit, dass er eine überspannte Vorstellung von der Extension und Funktion beider Begriffe habe:

“Ohne Zweifel steht der Mensch zeit seines Lebens unter dem bestimmenden Einfluß seiner Muttersprache, ohne Zweifel ist er in seinem Denken und in seinen Vorstellungen von der Muttersprache weitgehend determiniert. Dennoch erscheint es nicht gerechtfertigt, die Sprache so zu verselbständigen, als ob sie außerhalb der Sachwelt und sogar außerhalb des Menschen ein eigenes Dasein hätte.” (ebd. 118)

“Weisgerber stellt mit vollem Recht fest, daß sich eine Sprache ohne tragende Sprachgemeinschaft auflöst, daß umgekehrt eine Sprachgemeinschaft ohne den Zusammenhalt einer Sprache zerfällt. Sprache und Sprachgemeinschaft sind also notwendig aufeinander angewiesen, sind Korrelate; [...] Wir wissen [aber], daß eine historische Gemeinschaft nicht ausschließlich durch die Sprache gekennzeichnet ist, daß sie noch andere Merkmale haben muß, so wesentlich die Sprache für ihren Zusammenhalt ist. Die Überbewertung der Sprache ist der eigentliche Grund für Weisgerbers Sprachidealismus.” (ebd. 120)

Diese Überbewertung der Sprache habe dann auch ins “gefährliche Extrem” (ebd.) geführt, dass nach Weisgerber etwa der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs seinen Grund in der Existenz sprachlicher Minderheiten gehabt hätte. Zudem deutet Helbig auch die Möglichkeit an, dass aus Weisgerbers Positionen gefährliche sprachimperialistische Folgerungen abgeleitet werden können.

Helbig wurde für diese durchaus berechtigte Kritik an Weisgerber von Buchmann (1961) heftig attackiert, was selbst von Weisgerber später missbilligend kommentiert wurde (Weisgerber 1973c: 10), der Helbig's Aufsatz mit großem Respekt würdigte (ebd.). Helbig sah sich daraufhin genötigt, seine Position eindringlicher zu verteidigen, was letztlich dahin führte, dass er schon beginnend mit der direkt erfolgten Replik auf Buchmann (Helbig 1963) immer mehr Abstand von dem 1961 noch deutlich signalisierten Vorhaben nahm, Weisgerbers Sprachauffassung und ihren heuristischen Wert ernsthaft zu diskutieren. Schon das Kapitel zur Sprachinhaltsforschung in Helbig's Standardwerk *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft* (Helbig 1974: 119-161) nimmt sich, obwohl sehr stark auf dem Aufsatz von 1961 basierend, nicht mehr so

diskussionsbereit aus, und in späteren Stellungnahmen zu Weisgerber scheint das Interesse an dessen Thesen fast gänzlich erloschen (Helbig 1976; 1990).

Ähnlich wie Helbig und fast zeitgleich hebt auch Neumann (1961/62) die Bedeutung der oben genannten zeichen- und bedeutungstheoretischen These Weisgerbers hervor (Neumann 1962: 142), allerdings wie Helbig mit der Einschränkung, dass eine Inhaltsanalyse von Wörtern und auch von syntaktischen oder grammatikalischen Strukturen den Bezug zu objektiver Wirklichkeit nicht aus den Augen verlieren dürfe.²¹⁶ Eine Inhaltsanalyse von Wörtern sei völlig berechtigt und gefordert, insofern sie Aufschluss darüber gebe, welche Begriffskomponenten ein bestimmtes Lexem fokussiere (ebd. 145), allerdings dürfe dabei das Denotat, das als Sache bzw. Begriff in der Domäne der objektiven Wirklichkeit situiert wird und zum Letztkriterium der Inhaltsanalyse avanciert, nicht aus dem Blick gerückt werden. Interessant ist vor allem auch Neumanns Kritik an Weisgerbers Versuchen, auf dem Gebiet der Syntax Inhaltsanalysen durchzuführen. Neumann forderte zu Recht, dass die Suche nach syntaktischen Grundmustern und einer Kategorisierung von Satzbauplänen einer Differenzierung bedürfe, da die idiosynkratische Semantik des Satzverbs oft auch über die Berechtigung der aufgestellten syntaktischen Kategorisierung entscheide (ebd. 155ff.). Da Weisgerbers Eigenleistung im Bereich der Analyse von syntaktischen Grundmustern sich im Prinzip auf die Diskussion des ‘Betätigungssatzes’ beschränkte (vgl. 2.2.4.4), ließe sich hier im Sinne Neumanns etwa bemängeln, dass bei Verben, deren lexikalische Semantik die Schädigung einer Person indizieren, der Unterschied von akkusativischer und dativischer Konstruktion im Grunde neutralisiert wird (*Er trat ihm auf den Fuß* vs. *Er trat ihn auf den Fuß*).

Neumanns wie Helbig Stellungnahmen zu Weisgerber zeigen, dass damals das Bedürfnis bestand, die Funktion und in der Lautform (oder Oberflächenstruktur) nicht erkennbare Semantik von sprachlichen Phänomenen in Sprachanalysen stärker zu berücksichtigen, ohne jedoch den weiteren Schritt zu machen, diesen ‘Inhalten’ einen autonomen ontologischen Status zuzugestehen. Dass diese Barriere dann doch, wenn auch ungewollt, bisweilen überschritten wurde, zeigt vor allem die Position Adam Schaffs. Neu an Schaffs Position ist, dass er den “subjektiven Faktor” *Sprache* (Schaff

²¹⁶ Diese hier exemplarisch bei Neumann und Helbig feststellbare Haltung, dass der mit dem Terminus *Inhalt* anvisierte semantische Aspekt einer Wort- oder Sprachanalyse durchaus zu berücksichtigen sei, findet dann ihre Fortsetzung in der Entwicklung der sogenannten *funktionalen Grammatik* in der ehemaligen DDR, die unterschiedliche Ausprägungen mit unterschiedlichen Forschungsschwerpunkten zeitigte, etwa bei Bierwisch und Motsch eine Anlehnung an Chomsky (Katz/Fodor) unter Einbezug der Semantik, eine kommunikativ-pragmatische Ausrichtung im Ausgang von W. Schmidt, semantische Merkmalanalysen (etwa Wotjak) sowie die von Helbig und Bondzio entwickelte semantische Valenztheorie als Komplement zur Analyse syntaktischer Valenz, vgl. dazu u.a. Helbig (1990: 221ff.), Bondzio (1971; 1976), Bierwisch (1982).

1964: 26) neben den “objektiven” (ebd.) Faktoren *Sache* bzw. *Denkbegriff* als die Erkenntnis *mitbedingend* postuliert. Beide Faktoren stehen in einem dialektischen Verhältnis. Wie verschwimmend die Grenzen zu Weisgerbers Position werden, zeigt die Abhebung der beiden Positionen von Schaff: Umschaffung der Welt könne verstanden werden

“1. als Anerkennung der Rolle des subjektiven Faktors beim Erkennen: Ein bestimmtes Sprachsystem beeinflusst den Erkenntnisprozeß und erfüllt in ihm selbst eine besondere Funktion,

2. als Konzeption der “Schaffung” des Weltbildes durch ein gegebenes Sprachsystem; dabei sei bemerkt, daß über jenes Weltbild hinaus nichts anderes im Erkennen gegeben werden kann.” (ebd. 28)

Die erste Position (diejenige Schaffs) sei rational, die zweite, diejenige Weisgerbers, “mystisch-idealistisch” (ebd.). Schaff möchte also auf keinen Fall die Instanz der objektiven Wirklichkeit als Entstehungsbedingung und Bewertungskriterium für die Rechtmäßigkeit von Erkenntnisleistungen aufgeben, gesteht aber der Sprache den Status eines mitbedingenden Faktors zu. Wie die zwei folgenden Zitate aus dem abschließenden Kapitel seines Buches zeigen, nähert sich Schaff aber der Position Weisgerbers auf fast ununterscheidbare Weise an:

“Er [der Mensch] lernt, indem er ein fertiges Gebilde von der Gesellschaft übernimmt, die Sprache – die zugleich Denken ist – als eine Erfahrung, die in den Kategorien der Sprache festgehalten und in der Phylogenese angesammelt ist, als Wissen der Gesellschaft von der Welt. Nun ist diese Kristallisation der gesellschaftlichen Erfahrung der Ausgangspunkt und die Grundlage jeglichen individuellen Denkens, eine Grundlage, welche die Gesellschaft dem Individuum auf höchst diktatorische Art übermittelt, eine Art, die der Kontrolle des Individuums entgeht und überhaupt nicht von ihm wahrgenommen wird, es sei denn in den seltenen Fällen einer besonders eindringlichen Autoreflexion.” (ebd. 169f.)

“Vor allem beeinflusst die Sprache die Art, wie wir die Wirklichkeit *wahrnehmen*. Wie aus den vorausgegangenen Erörterungen erhellt, besitzen wir zur Zeit gewisse experimentelle Daten für die These, daß unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit unter dem unleugbaren Einfluß der Sprache steht, in der wir denken. Das bedeutet nur so viel, daß die Sprache, die eine *Widerspiegelung* besonderer Art der Wirklichkeit ist, ihrerseits in gewissem Sinne die *Schöpferin* unseres Wirklichkeitsbildes ist. Und zwar in dem Sinne, daß unsere Artikulation der Welt zumindest bis zu einem gewissen Grade eine Funktion nicht nur der individuellen, sondern auch der gesellschaftlichen Erfahrungen ist, die dem Individuum durch die Erziehung und vor allem durch die Sprache übermittelt wird.” (ebd. 173)

Nicht umsonst hatte Gipper 1974 darauf hingewiesen, dass Weisgerbers Sprachinhaltsforschung und Schaffs Auffassung von der Rolle der Sprache im Erkenntnisprozess im Grunde keine unüberbrückbaren Differenzen²¹⁷ aufweisen:

“Wenn [...] eingesehen ist, daß Sprache Vermittlung ist zwischen Mensch und Welt, zwischen Mensch und Mitmensch und zwischen Äußerung und Sprachsystem, dann entfallen alle Vorwürfe einer Überbetonung der Sprache bzw. des Linguizismus, die immer wieder betont gegen diese Sprachauffassung [die Sprachinhaltsforschung; B.S.] erhoben worden sind. Auch mit einer geläuterten marxistischen Widerspiegelungstheorie, wie sie etwa der polnische Philosoph Adam Schaff vertritt, ist diese Auffassung durchaus vereinbar. Denn die objektive Seite der Erkenntnis, die Wirklichkeit der Welt, die Realität der Sachen, welche man dort besonders betont, wird [von der Sprachinhaltsforschung; B.S.] keineswegs gelegnet oder übersehen, und die subjektive Seite der Erkenntnis, die schöpferische Kraft des erkennenden Menschen, die sich in der Ausprägung der sprachlichen Sehweisen und Ordnungen dokumentiert, wird auch dort anerkannt.” (Gipper 1974: 141)

Tatsächlich hat Weisgerber, wie wir schon in Kapitel 2.2.3. dargestellt haben und auch in Kapitel 3 noch sehen werden, immer die Tendenz gehabt, die Rolle einer außerhalb der Sprache existierenden objektiven Wirklichkeit nie ganz von der Hand zu weisen, so dass Gippers Einschätzung, lässt man den Faktor der ‘ideologischen Grundstimmung’ außer Acht, durchaus zuzustimmen ist. Passend zu der These, dass Weisgerbers Sprachinhaltsforschung in der marxistischen Sprachwissenschaft viel präsenter war als man vermuten sollte, ist auch die Tatsache, dass auch die Feldlehre, die in den 50er Jahren noch als ‘idealistisch’ abgelehnt wurde²¹⁸, spätestens in den 70er Jahren schon als selbstverständliche Forschungsprämisse akzeptiert war (Radčenko 1992: 204). Schon die sehr kenntnisreiche und intelligente kritische Analyse der Feldtheorie Triers durch Bahner (1962) hatte im Grunde als wesentlichsten Einwand nur die mangelnde Berücksichtigung der historisch-‘realen’ Grundlagen für die geschichtliche Ausdifferenzierung von Wortfeldern vorgebracht, und schon Schaff befürwortete fast uneingeschränkt ihre wissenschaftliche Fruchtbarkeit: “Vom philosophischen

²¹⁷ Ähnlich wie bei Schaff finden sich in der ostdeutschen Sprachwissenschaft auch in den 70er Jahren trotz bewusster und expliziter Abgrenzung zu Weisgerber (zumeist wie üblich mit dem Hinweis auf Instanzen objektiver Wirklichkeit oder der stärkeren Gewichtung der Rolle des Individuums) deutliche theoretische Approximationen an Weisgerbers Position, vgl. etwa Wotjak und Lorenz (1976: 561): “Wir betrachten die Sprache [...] als eine soziale Erscheinung, als Voraussetzung, Garant, Mittel und Ergebnis zugleich der interpersonellen Kommunikation, die nur möglich ist, weil durch den Gebrauch von sprachlichen Zeichenkörpern [...] überindividuell gemeinsame Bewußtseins-elemente bei potentiell allen Benutzern dieser Sprache (Muttersprachlern) evoziert werden. [...] Daraus folgt u. a. zwingend, daß wir von einer bilateralen Zeichenkonzeption auszugehen haben, daß Zeichen Gebilde sind, die neben einem materiellen Zeichenkörper [...] auch einen synchron relativ invarianten Inhalt aufweisen [...]. Unbestritten handelt es sich dabei um eine interindividuell-gesellschaftliche, normative Größe, die im Laufe der Spracherlernung und des Sprachgebrauchs des Individuums von diesem anteilmäßig integriert, d.h. als Bestandteil des gesellschaftlichen Lexikons/Sprachbesitzes in den Individualwortschatz der inneren Sprache eingebracht wird.”

²¹⁸ Vgl. Meier (1954/55: 511) und das Urteil Radčenkos (1992: 204), demgemäß selbige in den 50er Jahren in der Sowjetunion sogar noch als “lasterhaft” (ebd.) kritisiert wurde.

Standpunkt aus scheint die Idee der durch ein System bedingten Bedeutungen der einzelnen Worte, die sich in den Rahmen größerer Begriffsganzheiten fügen, überzeugend und dialektisch.” (Schaff 1964: 23)

Die Rezeption der Sprachinhaltsforschung vom marxistischen Standpunkt aus zeigt also, dass es neben einer Richtung polemisch-abweisender Haltung gegenüber Weisgerber und der dogmatisch bestimmten Differenz hinsichtlich des Status von als wirklich vorausgesetzter Instanzen auch die nicht unbedeutende Rezeptionstendenz gab, die in Bezug auf den wissenschaftlichen Kern der Hauptthesen zur Sprachinhaltsforschung überraschende Übereinstimmungen bzw. Approximationen erkennen lässt.

2.3.1.3. Rezeption Weisgerbers im Westen von 1945 bis Mitte der 60er Jahre: Ideologiekritik und Strukturalismusdebatte

Fast die gesamte westliche Rezeption Weisgerbers bis 1965 muss im Kontext einer Abgrenzung der Sprachinhaltsforschung gegenüber ‘strukturalistischer Sprachwissenschaft’ gesehen werden, wobei die Vorstellung von *Strukturalismus* von Autor zu Autor sehr stark divergiert. Rein ideologisch motivierte Kritik an Weisgerber tritt noch sehr vereinzelt auf. Meines Wissens beschränkt sie sich in den 50er Jahren auf den feuilletonistischen Angriff Boehlichs auf Weisgerber, der demselben ohne Angabe von dokumentarischem Belegmaterial u.a. stilistisches Unvermögen, fragmentarischen Charakter seiner Werke und “Ignorieren von Sprachverwandtschaft und Spracheinheit” (Boehlich 1955: 893) vorwirft. Weisgerbers Schlagwörter seien “völkisch”, “Weltanschauung” und “Weltbild” (ebd.). Da Weisgerber seine Auffassung gerade in expliziter Abgrenzung zu den Wörtern *völkisch* und *Weltanschauung* entworfen hatte, war es ihm zu diesem Zeitpunkt noch ein Leichtes, sich gegen Boehlich zu wehren (Weisgerber 1955/56a), zumal dieser in seinem Artikel die mit dem Wort *völkisch* verbundene Insinuation einer nationalsozialistischen Haltung mit keinem weiteren Wort expliziert hatte. Verteidigt wurde Weisgerber zudem auch von Zinsli, der Boehlichs Kritik in einer Fußnote erwähnte (Zinsli 1956: 156). Man darf vermuten, dass auch Michelsens kurze Stellungnahme zu Weisgerber Ende 1956 (Michelsen 1956) sich im Kontext oder in Kenntnis dieses Schlagabtauschs situiert, obwohl Michelsen, der wie Boehlich nicht aus dem Bereich der Sprachwissenschaft stammte, mit keinem Wort auf diese Auseinandersetzung eingeht, aber ähnlich wie Boehlich allein über die

Verwendung des Wortes *völkisch*, ohne auch nur mit einem Wort den impliziten Vorwurf zu explizieren, Weisgerbers Sprachauffassung in Misskredit bringen will. *Völkisch* wird nun aber nicht mehr als Zitat angegeben, sondern auf textlinguistisch geschickte, direkt nicht mehr angreifbare Weise im Titel untergebracht.

Neben diesem kurzen Präludium einer später massiv anwachsenden ideologisch motivierten Kritik an Weisgerber, an der Boehlich noch einmal beteiligt sein sollte, findet die Rezeption Weisgerbers in den 50er und frühen 60er Jahren vor allem auf dem Hintergrund einer Polarisierung von Sprachinhaltsforschung und ‘Strukturalismus’ statt, wobei zum Teil unreflektierte, verfestigte und stark divergierende Vorstellungen von dem, was diese Wissenschaftsrichtungen beinhalten, die Diskussion bestimmen. Dass diese Divergenz Ausmaße einer Kontraposition annehmen kann, zeigen etwa die Äußerungen von Coseriu (1969: 23), Helbig (1974: 147; 340f.) und Albrecht (2000: 2), die die Sprachinhaltsforschung kategorisch aus dem Paradigma strukturalistischer Sprachwissenschaft ausschließen²¹⁹, während Gipper die Sprachinhaltsforschung als “ganzheitlichen Strukturalismus” (in Gipper /Schwarz 1962: LXXXIII) bzw. später als “strukturele Semantik” (Gipper 1974: 144) klassifiziert. Auch Weisgerber reklamiert für seine Sprachinhaltsforschung, dass sie sprachinhaltliche “Strukturen” (Weisgerber 1963b: 271) aufdecke, also durchaus auch als Strukturalismus aufgefasst werden kann. Dadurch, dass er aber, ebenso wie Gipper, dem herrschenden Stereotyp einer Opposition *Strukturalismus* vs. *Sprachinhaltsforschung* nicht wirklich entgegetrat, sondern es zur Klassifizierung antipodischer wissenschaftstheoretischer Einstellungen selbst übernahm (u.a. ebd.), tat er allerdings auch sehr wenig dafür, dass eine differenziertere Reflexion über dieses Stereotyp wirklich in Gang kam.

Die eigentliche Kritik Weisgerbers am ‘Strukturalismus’ bezieht sich von Anfang an nicht auf den Begriff der Struktur, sondern auf (i) den Ausschluss der Semantik, (ii) den methodischen Ausgang allein von der lautlichen Gestalt oder (iii) von “pseudosachbezogenen” (Weisgerber 1962c: 84) Kategorien bei der Untersuchung von Sprachstrukturen. Der erste Kritikpunkt richtet sich vor allem an die Adresse des amerikanischen Strukturalismus im Ausgang von Bloomfield und dessen Ausgrenzung von *meaning* bei der Analyse von Sprache. Dabei hatte Bloomfield keineswegs

²¹⁹ Zu beachten wäre, dass die jeweiligen Äußerungen Coserius und Helbigs nicht bedeuten, dass Weisgerbers Position damit vollkommen disqualifiziert würde. Was Helbig betrifft, so nimmt Weisgerbers Position in der Geschichte der mit Saussure beginnenden ‘strukturalistischen’ Sprachwissenschaft ja einen Platz ein, und was Coseriu angeht, so zeigen schon die Tatsachen, dass Weisgerber noch 1981 in der Festschrift zu Coseriu veröffentlichte (Weisgerber 1981a) und Coseriu zuvor sehr wohlwollend rezensiert hatte (Weisgerber 1974a), dass das unterschiedliche Verständnis von ‘Strukturalismus’ nicht als durchgehend antipodische Opposition zu verstehen ist.

behauptet, dass es den Faktor *meaning* nicht gebe, er sei jedoch zu komplex und seine Erforschung führe aus dem Gebiet der Sprachwissenschaft hinaus. Schon 1926 schreibt Bloomfield:

“The vocal features common to same or partly same utterances are *forms*; the corresponding stimulus-reaction features are *meanings*.

Thus a form is a recurrent vocal feature which has meaning, and a meaning is a recurrent stimulus-reaction feature which corresponds to a form. [...]

The morphemes of a language can thus be analyzed into a small number of meaningless phonemes. The sememes, on the other hand, which stand in one-to-one correspondence with the morphemes, cannot be further analyzed by linguistic methods. This is with no doubt why linguists, confronted with the parallelism of form and meaning, choose form as the basis of classification.” (Bloomfield in Hockett 1970: 130ff.)

Es sind meiner Ansicht nach drei Thesen, die die schärfste Opposition zu Weisgerber ausmachen: (i) *meaning* steht in *one-to-one correspondence* zu *form*; (ii) *meaning* ist anderes als bloße Vorstellung, sie ist das unübersehbar komplexe Konvolut von Sprachgebrauch im Nexus von Situationen und Interaktionen, wobei letztere als kausative oder reziproke, nach dem Reiz-Reaktions-Schema ablaufende Handlungsschemata konzipiert werden; (iii) weil *meaning* aus Sprache hinausführt und in ein Universum unerschöpflicher Kontingenz mündet, ist sie nicht mehr zureichend wissenschaftlich beschreibbar oder klassifizierbar, zumindest nicht von der Sprachwissenschaft. Auch 17 Jahre nach seinem frühen Manifest *A Set of Postulates for the Science of Language*, aus dem oben zitiert wurde, finden wir diese Thesen im berühmten Artikel *Meaning* bestätigt:

“In language, forms cannot be separated from their meanings.” (ebd. 401)

“The features of situation and action which are common to all utterances of a speech form are the *meaning* of that speech form.” (ebd.)

“In short, it is easy to describe, classify, and arrange the forms of a language, but even if we commanded the entire range of present-day knowledge, we should still be unable to describe, classify, or arrange the meanings which are expressed by these forms.” (ebd. 402)

Ohne den Namen Tiers zu erwähnen, aber sicherlich in Anspielung auf ihn, lässt Bloomfield keinen Zweifel daran aufkommen, dass seiner Meinung nach Felduntersuchungen ein unfruchtbares und vergebliches Unterfangen darstellen.

“It is an unfortunate fashion which leads to the writings and dissertations on “semantic fields” of the most difficult and abstract sort in older languages; if one were to take concrete fields, such as names of plants or of household utensils or terms for cutting and carving, the difficulty would be less, but would appear more plainly.” (ebd. 404)

Weisgerbers Opposition zum amerikanischen Strukturalismus ist also in gewisser Weise dreifach motiviert. Dem offensichtlichsten Motiv, der Ausgrenzung von *meaning* aus der Sprachforschung, wird auch in den USA schon in den frühen 50er Jahren gegengesteuert, obwohl die berühmte *meaning*-Feindlichkeit in Form einer Tabuisierung und geradezu feindseligen Ausgrenzung der Semantik dort noch fast bis in die 70er Jahre die sprachwissenschaftliche Forschung bestimmt (vgl. Geckeler 1971: 23ff.). Hartnäckiger, weil weitaus weniger transparent und im Prinzip bis heute noch virulent, hält sich die Kontroverse um die Frage, inwieweit semantische Strukturen in Kohärenz und *one-to-one correspondence* zu formalen, d.h. lautgestaltlichen oder funktionalen Strukturen beschreib- und klassifizierbar sind. Zwar betont auch Weisgerber immer wieder, dass der Ausgang vom Zeichen, und das heißt für ihn von der auf den Inhalt verweisenden Lautgestalt, unumgänglich sei, dennoch kennzeichnen sich die entdeckten semantischen Strukturen gerade durch eine, von Fall zu Fall differierende, mehr oder weniger stark ausgeprägte Autonomie gegenüber lautlich fixierten Strukturen. So kann etwa die inhaltliche Klassifizierung der Wortstände über eine ausschließliche Klassifizierung der Lautformen nie erreicht werden, obwohl die Rückkoppelung an die Lautformen in einem Folgeschritt dann wieder gewährleistet wird. Dasselbe gilt im Prinzip für jede Inhaltsanalyse, sie muss sich im Laufe ihres *procedere* aus dem einfachen Grund vom lautlichen oder graphischen Sprachmaterial lösen, weil die inhaltlichen Strukturen nicht kongruent auf die lautlich-graphischen ‘aufgesetzt’ werden können, sondern ihren eigenen Gesetzen folgen. Erst wenn diese erkannt sind, ist die Rückbindung an die materiell verankerte Basis zu leisten. Dabei besteht durchaus die Gefahr, dass in dieser Loslösung vom Sprachmaterial die Sprachwissenschaft in eine spekulative ‘Geistes’wissenschaft mündet, diese Gefahr ist aber für Weisgerber ein unumgängliches Wagnis, das eingegangen werden muss, um semantische Strukturen überhaupt zu Gesicht zu bekommen.

Deswegen geht auch die hartnäckig sich durchhaltende Gegenüberstellung von Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung in dem entscheidenden Punkt fehl, dass sie suggeriert, dass die Begriffe *Inhalt* und *Struktur* antinomisch seien. Auch Helbig unterlag manchmal dieser Tendenz (Helbig 1974: 147; 340f.) und zitierte in kritischer Absicht etwa die Bestrebungen Fourquets (1959: 141) “syntaxe structurale und syntaxe

sémantique” einander näherzubringen²²⁰, wodurch sich das undurchschaute Vorurteil bestätigt, dass Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung sich antipodisch gegenüberstehen. Immer wieder findet man, gerade auch von Sprachwissenschaftlern, die zu einem Einbezug der Semantik in (strukturalistische) Sprachwissenschaft drängen, den Vorbehalt gegenüber Weisgerber, dass er überemphatisiere (u.a. Öhman 1953: 131), dass seine Sprachinhaltsforschung sich zu sehr vom eigentlichen Sprachmaterial löse, spekulativ-intellektualistisch werde und deswegen anfällig für ideologische Auswüchse sei (u.a. Basilius 1952: 99), dass sie die Grenzen der Semantik überschreite (u.a. Ullmann 1967: 310).²²¹

Während Weisgerbers Kritik an der *meaning*-Feindlichkeit und dem Ausgang von der lautlichen Sprachseite sich vor allem auf den amerikanischen, aber auch auf den Prager Strukturalismus und seine Nachfolger bezieht²²², richtet sich der Vorwurf einer zu stark sachbezogenen Perspektive gegen den Kopenhagener Strukturalismus²²³ (Weisgerber 1962c: 84f.). Es ist allerdings auffallend, dass sich Weisgerber mit Hjelmslev, dem sogenannten Begründer des Kopenhagener Strukturalismus, bis auf wenige lapidar hingeworfene Anmerkungen überhaupt nicht auseinandersetzt.²²⁴ Denn Hjelmslev hatte mit explizitem Bezug auf Saussure *und* Weisgerber (Hjelmslev 1969: 47) deren These vom strikt relationalen Charakter der Laut- und Inhaltsebene radikaler als seine Vorläufer zum Grundstein seiner Sprachwissenschaft gemacht. Sowohl auf Laut- (oder Ausdrucks-) als auch auf Inhaltsebene wird zwischen Substanz und Form unterschieden, wobei für die Hjelmslevsche Sprachwissenschaft die beiden

²²⁰ Zur Kontextualisierung dieser Aussage muss man etwas weiter ausholen. Fourquet hatte 1959 gleich zu Beginn seines Beitrags zur Weisgerber-Festschrift (1959: 134) programmatisch auf den Einfluss seines ehemaligen Straßburger Kollegen Lucien Tesnière und die noch im gleichen Jahr zu erwartende Publikation seiner nachgelassenen Schrift *Éléments de syntaxe structurale* hingewiesen, die dann tatsächlich 1959 erschien. Fourquet hielt Tesnières Schrift für sehr bedeutend, meinte aber, Tesnières strukturelle Syntax müsse durch eine semantische Syntaxforschung ergänzt werden, wozu wiederum die Sprachinhaltsforschung die entscheidenden Prämissen abgebe (ebd. 135ff.). Tesnières Konzept der Dependenzgrammatik, seine terminologische Fixierung des Valenzbegriffs auf die syntaktische Ebene und die Einführung der syntaktisch notwendigen Aktanten und fakultativen Komplemente ist dann in der Sprachinhaltsforschung von Erben aufgenommen und weiterentwickelt worden und bestimmte auch die in 2.2.1. schon genannten syntaktischen Forschungen zu den Grundmodellen der Satzbaupläne insbesondere bei Erben und Grebe, die auf der These der Zentralität des Verbs und der syntaktischen Valenzstellen aufbauten. Dass Weisgerber dies zur Kenntnis genommen hatte, zeigt u.a. eine Passage aus Weisgerber (1962c), in der auf Erben und Tesnière und die Berechtigung ihrer Ansätze verwiesen wird (ebd. 345f.), zugleich aber die Frage der semantischen Valenz durch Anbindung an die Semantik der Wortarten voll und ganz lösbar sein soll. Gerade die dann von Helbig und Bondzio entwickelte semantische Valenztheorie sollte dies dann eindeutig bestreiten, da bei ihnen semantische Valenz nicht wortartgebunden ist (vgl. u.a. Bondzio 1971: 90).

²²¹ Interessant ist, dass bei den drei zitierten Sprachwissenschaftlern/-innen, die ganz unterschiedliche Forschungsinteressen vertreten (Basilius ist einer der ersten, der noch vor dem Einsatz der eigentlichen akademischen Rezeption Whorfs in Amerika die ethnolinguistischen Prämissen der Neo-Humboldtianer bespricht, angeregt übrigens durch die Weisgerber-Rezension Saleskis (Saleski 1950), der schon in den 20er Jahren Weisgerber-*promotion* betrieben hatte (vgl. Kap. 2.1.), Öhman richtet ihr Hauptinteresse auf den Feldbegriff, Ullmann wird als (britischer) Protagonist der europäischen Nachkriegssemantik angesehen), Weisgerber mit dem Makel des Grenzüberschreitenden, Illegitimen belegt, Trier jedoch fast umstandslos beigeprüft wird.

²²² Vgl. dazu auch Kap. 2.1.2.3.3.

²²³ und gegen eine unhinterfragte Übernahme traditioneller grammatischer Kategorien wie *Subjekt, Objekt* etc. (vgl. Kap. 2.2.1.2), die man allerdings der Kopenhagener Schule nicht vorwerfen kann.

²²⁴ Dabei hatte Weisgerber Hjelmslevs Hauptwerk *Omkring sprogteoriens grundlaeggels* von 1943 in seiner Privatbibliothek (ich danke Herrn Dr. Bernhard Lauer vom Brüder-Grimm-Museum in Kassel für die freundliche Überstellung des Verzeichnisses der Buchtitel aus Weisgerbers Privatbibliothek), was vermuten lässt, dass er Hjelmslev noch vor der erst 1953 durch die Übersetzung ins Englische einsetzenden breiteren öffentlichen Resonanz rezipiert hatte.

Substanzbereiche (in traditioneller Sicht die phonetische Ebene und die Ebene des Außersprachlichen, d.h. Gegenstände, Vorstellungen, das Referierte oder Denotierte) aus der theoretischen Sprachwissenschaft ausgeklammert werden. Was allein interessiert, sind die *Relationen zwischen* den beiden und *in* den beiden Formbereichen. Dabei gelangt Hjelmslev zu einer Klassifikation verschiedener Arten von Relationalität bzw. Funktionalität, die zwar an Sprachform und -inhalt, genauer an *Ausdrucksform* und *Inhaltsform*, geknüpft bleiben, aber als solche selbst mit Hilfe abstrakt-logischer Begriffe gefasst werden. Dabei fällt auf, dass Hjelmslev, der sich zwar zunächst durch eine induktive Methode der Sprachanalyse leiten lässt, sehr schnell zu einer ‘Wohlgeformtheit’, nämlich weitgehend triadisch strukturierten Schematik dieser Funktionsarten gelangt (ebd. z.B. 41), so dass die induktive Methode in eine deduktive umschlägt. Der auffallendste Unterschied zu Weisgerber liegt sicher darin, dass die Inhaltssubstanz (in Hjelmslevscher Terminologie) von Hjelmslev die theoretische Sprachwissenschaft nicht interessiert, für Weisgerber aber als ‘erwartete Welt’ in Zusammenhang mit der postulierten sprachinkarnierten Inhaltsform (etwa Feldbezügen) das zentrale Paar seiner Sprachinhaltsforschung darstellt. Während für Hjelmslev Sprache zum algebraisch konstruierbaren abstrakten Relationalgefüge wird, ist sie bei Weisgerber mit außersprachlichem und zugleich sprachproduziertem ‘Sinn’ verbunden. Obwohl Hjelmslev dementsprechend betont, “[I]nguistics must attempt to grasp language [...] as a self-sufficient totality” (ebd. 5f.), es also den Anschein hat, als brauche der Sprachwissenschaftler nicht über die Außengrenzen des autonomen Systems *Sprache* (als *langage* im Sinne einer *hyperlangue*) hinauszugehen, finden sich bei ihm auch Aussagen und Analysen, die ähnlich denen Weisgerbers herausstellen, dass die Einzelsprachen weltbildkonstituierend sind (ebd. 5)²²⁵, dass die einzelsprachlich determinierte Konzeption von außersprachlichem Sinn (*purport*) als Voraussetzung und Vorbedingung jeglicher Wissenschaft fungiert (ebd. 78), dass es Wortfelder gibt, die einzelsprachlich unterschiedlich ausdifferenziert sind, deren Unterschiedlichkeit aber implizit anhand des Kriteriums einer sprachunabhängigen Welt der Sachen / Sachverhalte determinierbar wird (ebd. 52ff.), so dass die methodische Prämisse der Autosuffizienz keinesfalls besagt, dass Sprache auch *de facto* ein isoliertes Eigensystem ist. Die jeweils wenigen Sätze, in denen Weisgerber nicht mehr als nur vage andeutend Stellung zu Hjelmslev bezieht (u.a. Weisgerber 1962c: 84f.; Weisgerber

²²⁵ Diese Diskrepanz spiegelt sich auch in Helbig's Darstellung von Hjelmslevs Theorie der Sprachwissenschaft wider, da Helbig einerseits betont, Hjelmslev gehe es um eine Beschreibung von Sprache als *langage*, als *entité autonome de dépendences* (Helbig 1974: 69), an anderer Stelle des gleichen Textes aber behauptet, Hjelmslev gehe es ausschließlich um die *langue* (ebd. 92).

1963b: 270f.; Weisgerber 1973a: 78f.) werfen Hjelmslev vor, dass er nicht von den Phänomenen ausgehe, sondern “deduktiv aufgestellte geistige Strukturen” (Weisgerber 1962c: 84) an die Sprache herantrage. Ähnlich auch die Formulierung von 1973:

“Wahrscheinlich hätten die Gedanken, die am nachdrücklichsten der dänische Forscher L. Hjelmslev vorgetragen hat, schon weitere Wirkungen ausgelöst, wenn sie nicht beschwert wären mit dem Problem der Exaktheit. [...] Die Exaktheit der Beschreibung muß dem Aufbau der Phänomene analog sein. Man mag das strukturalistische Exaktheit nennen, wenn man die Aufbaugesetze des Sprachlichen nicht verwechselt mit herangetragen Konstruktionen.” (Weisgerber 1973a: 78)

Im Gegensatz zu Hjelmslevs Bestreben, zu einer Algebra der Sprache diesseits von Phonetik und Semantik (vgl. Hjelmslev 1969: 79) vorzustößen, die auch terminologisch der Relationalität von Sprache gerecht wird, zieht Weisgerber ein Verfahren vor, bei dem in der Untersuchung von Relationen die Instanz der Hjelmslevschen Inhaltssubstanz als sprachproduzierter nicht ausgeschlossen werden soll. Das methodische Vorgehen Weisgerbers wirkt im Kontrast zu Hjelmslev eher intuitionistisch, da zumeist von einer dem Sprachgefühl folgenden Vorauswahl des untersuchten Sprachbestands (etwa der Elemente eines Wortfeldes) ausgegangen wird, die nicht immer reflektiert vorgenommen wird bzw. auf empirische Bestätigung verzichten zu können glaubt.

2.3.1.4. Divergenzen innerhalb der Sprachinhaltsforschung

Auch innerhalb der Sprachinhaltsforschung lassen sich die unterschiedlichen Positionen der einzelnen Forscher an ihrem Verhältnis zu Thesen oder Forschungsmethoden, die in der einen oder anderen Form als ‘strukturalistisch’ gekennzeichnet werden, ablesen. Diese unterschiedlichen Positionen führten in einzelnen Fällen zu theoretischen Divergenzen und in der Folge zu stark belasteten persönlichen Beziehungen. Aber auch wenn dies nicht der Fall war, so kennzeichnet sich die wissenschaftliche Leistung derjenigen Sprachwissenschaftler, die gewöhnlich zum Kreis der Sprachinhaltsforschung gerechnet werden, durch eine eigenständige Position, die sich nicht auf eine strenge Nachfolge oder ‘Linientreue’ zu Weisgerbers Sprachinhaltsforschung reduzieren lässt. Dies träfe, wenn überhaupt, am ehesten noch auf Gipper zu. Dennoch kann die Sprachinhaltsforschung als zeitweilig dominierendes sprachwissenschaftliches Paradigma der deutschen Sprachwissenschaft bezeichnet

werden. Dies liegt mit Sicherheit auch an dem damaligen Versuch Weisgerbers, eine Zusammenarbeit von Sprachforschern unter den von ihm entwickelten theoretischen Prämissen der Sprachinhaltsforschung auch institutionell zu verankern. Auf Initiative Weisgerbers wurde das von ihm so ausgewiesene (Weisgerber 1955/56: 377) Forschungsprojekt *Sprache und Gemeinschaft* von 1956 bis 1965 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft als Forschungsschwerpunkt anerkannt und finanziell unterstützt. Als Hauptforschungsziel gab Weisgerber die Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft an (ebd.). Ehlers hat in einem gerade erst online veröffentlichten Beitrag dokumentiert, dass Weisgerbers Forschungsprojekt gar nicht unter dem Titel *Sprache und Gemeinschaft* beantragt wurde, sondern als Projekt im Rahmen des Forschungsschwerpunkts *Sprachwissenschaft* gefördert wurde (Ehlers 2006: 27). Integrierend wirkten mit Sicherheit die regelmäßig angesetzten, im Zeitraum der neun Jahre sich auf insgesamt 27 Sitzungen (so jedenfalls Gipper in Dutz 1984: 24) belaufenden “Arbeitstagungen” (ebd.), die Ehlers auch als “Rundgespräche” (Ehlers 2006: 27) bezeichnet, an denen jeweils auch interessierte ‘Sympathisanten’ teilnehmen konnten. Die Einschätzung, wer zum engeren Kreis der Teilnehmer an diesen Arbeitstagungen gehörte, ist sicherlich je nach beurteilender Person unterschiedlich. Gipper nennt sich selbst, Gunther Ipsen, Jost Trier, Hennig Brinkmann, Johannes Erben, der allerdings bis 1964 noch in Ostberlin lehrte, Theodor Frings, Hans Glinz, Paul Grebe, Peter Hartmann, Karl Kurt Klein, Lutz Mackensen, Hugo Moser, Gilbert de Smet und als wohl nur sporadisch oder einmalig teilnehmende Personen Hans Eggers, Jean Fourquet, Günther Kandler und Els Oksaar.

Während von den ‘alten Weggefährten’ Weisgerbers – Gunther Ipsen, Walter Porzig und Jost Trier – Trier und Ipsen produktiv kaum mehr in Erscheinung traten, stellten die Publikationen von Brinkmann, Erben, Glinz, Peter Hartmann, Gipper und Grebe die zentralen Grundlagenwerke der deutschen Sprachwissenschaft in besagtem Jahrzehnt dar. In diesen Jahren hatte sich Weisgerber im Grunde seinen Lebenswunsch erfüllt, seine Position diene als wichtiges ²²⁶ Bezugsparadigma der sprachwissenschaftlichen Forschungslandschaft in Westdeutschland, auch wenn, wie oben schon erwähnt wurde, die Projektmitarbeiter sich eine durchaus autonome Position erarbeiteten. Im Grunde genommen könnte man die gar nicht einmal bewusst intendierte Offenheit gegenüber herrschenden theoretischen Divergenzen im Nachhinein als den

²²⁶ Wenn auch, wie Ehlers jetzt herausgestellt hat, wohl nicht als einziges Bezugsparadigma (Ehlers 2006: 27ff.).

tieferen Grund für die damalige Produktivität der ‘Sprachinhaltsforschung’ ansehen. In der Folge sollen einige der auffallendsten Divergenzen kurz besprochen werden.

Am wenigsten deutlich treten diese Divergenzen bei zwei der produktivsten Sprachwissenschaftler aus dem Kreis der erwähnten Forschungsgruppe hervor, bei Brinkmann und Erben.

Brinkmann, zwei Jahre jünger als Weisgerber, hatte schon 1949 seinen Ansatz einer morphologischen Betrachtung der Sprache von Weisgerbers Inhaltsforschung deutlich abgegrenzt:

“Mit besonderer Leidenschaft ist deutsche Forschung der Einsicht nachgegangen, daß sich in der Sprache das Weltbild eines Volkes darstellt. Man hat in diesem Zusammenhang begonnen, auch die Sprachinhalte in die Betrachtung einzubeziehen. Da aber liegt die Gefahr, daß der Gewinn mit einem neuen Verlust erkaufte wird. Ueber [sic] den Inhalten werden leicht die Formen vergessen, in denen sie allein ausgeprägt sind. [...]

Wir richten unseren Blick auf die sprachliche Gestalt.” (Brinkmann 1949: 3)

Der methodische Ausgang von der Form führt bei Brinkmann aber durchgehend zu der Frage nach Funktion und Leistung der Formen, wobei die Zielrichtung besonders die Funktion von Wörtern und Wortformen im Satz im Auge hat (ebd. 6). Dabei gelangt Brinkmann zu zahlreichen griffigen Interpretationen und inhaltlichen Bestimmungen der Leistung von Formelementen der Sprache. Hervorzuheben wäre die schon 1953 vorgelegte Interpretation der Funktion des persönlichen Dativs (Brinkmann 1953), auf die sich Weisgerber, wie wir schon zuvor sahen (Kap. 2.2.4.4.), ebenso stützt wie auf viele der im Hauptwerk *Die deutsche Sprache – Gestalt und Leistung* in scharfsinniger und vollkommen eigenständiger Arbeit entdeckten Sprach‘leistungen’ (vgl. besonders Kap. 2.2.1.2.). Schon bei Brinkmann ist festzustellen, dass er konsequenter als Weisgerber daran festhält, dass Sprachleistungen im Ausgang von der ‘Gestalt’ aufzudecken seien. Diese Konzentration auf die morphologische Perspektive führte dazu, dass Brinkmann sozusagen in einer neutralen Position verblieb, die sowohl offen für Fragen des Sprachinhalts als auch für die Fortschritte und Erkenntnisse aus dem ‘Lager’ der strukturalistischen Sprachforschung war.

Gleiches gilt, in vielleicht noch ausgeprägterer Form, für die Arbeit Erbens. 26 Jahre jünger als Weisgerber und damit einer ganz anderen Generation als Weisgerber zugehörig, richtete er sein Hauptinteresse zwar ebenso wie Brinkmann auf Leistungen und Funktionen von Sprache, zeichnete sich aber in allen seinen Arbeiten dadurch aus,

dass erstens die gestaltliche Seite der Sprache nie aus den Augen verloren wurde, dass jegliche sprachwissenschaftliche Forschungsrichtung ernstgenommen und jede Aussage über Sprachfunktionen auch am Sprachmaterial empirisch belegt werden musste. Weisgerber beruft sich schon früh auf Erbens in erster Auflage 1958 erschienenen *Abriß der deutschen Grammatik* (Erben 1980), der heutzutage zu den Klassikern der deutschen Grammatik zählt und zahlreiche Neuauflagen erfahren hat. Besonders auf dem Gebiet der Wortbildungslehre, zu deren führenden Spezialisten Erben noch heute zählt, hat Erben Weisgerbers inhaltlich orientierte These von den Wortständen unter dem Begriff der *Funktionsstände* (Erben 1979: 158; 1993: 70f.) systematisch, d.h. auch mit Rekurs auf eine lexikographisch erstellte Materialbasis, in die Wortbildungslehre integriert. Erben hat immer wieder betont, dass für ihn eine Prüfung aller Theorieangebote von außerordentlicher Wichtigkeit ist (u.a. Erben 1980: 320; 1991: 85). Dies bezieht sich ganz besonders auch auf seine Forschungen zur Syntax des Deutschen. Nach eigenen Angaben hat er unabhängig von Tesnière den Begriff der syntaktischen Valenz in die sprachwissenschaftliche Forschung eingeführt (Erben 1991: 84), wobei er sich aber von vornherein auch des Zusammenspiels von syntaktischer und semantischer Valenz bewusst war. Sowohl bei Erben als auch bei Brinkmann herrscht also die Tendenz vor – bei Erben noch stärker als bei Brinkmann –, ‘sprachinhaltliche’ Thesen in strenger methodischer Überprüfung am Sprachmaterial zu verifizieren und sie gegebenenfalls zu relativieren.²²⁷

Bei zwei weiteren Sprachwissenschaftlern aus dem Kreis des Weisgerberschen Projekts, bei Peter Hartmann (geb. 1923) und Hans Glinz (geb. 1913 in der Schweiz), traten recht offensichtliche Differenzen zu Weisgerbers Position auf. Während Glinz trotz zeitweiliger klarer Abstandnahme von Weisgerber diesem immer auch verbunden blieb, wurde die Kluft zwischen Hartmann und Weisgerber immer größer und führte schließlich zu unüberbrückbaren Differenzen.

Der eigentliche Konflikt zwischen Hartmann und Weisgerber setzte zwar erst Ende der 60er Jahre ein und wird dementsprechend im nächsten Unterkapitel behandelt. Diesem Konflikt geht eine sehr intensive Rezeption Weisgerbers durch Hartmann voraus, in der auch erste kritische Einwände gegen Weisgerber formuliert werden. 1958 (Hartmann 1958) hatte Hartmann Weisgerbers Sprachauffassung ein ganzes Buch gewidmet, in der er diese als Theorie zu systematisieren versuchte. Weitere Artikel mit

²²⁷ Vgl. hierzu etwa nur Erbens Einwand zu Weisgerbers Passivthese in Kap. 2.2.4.4. oder etwa seine korrigierenden Bemerkungen zum Wortbildungsparadigma *-bar* (Erben 1991: 160) (vgl. ebenfalls Kap. 2.2.4.4.). Entsprechend zurückhaltend ist auch Brinkmanns Stellungnahme zu Weisgerbers Akkusativierungsthese (vgl. nochmals Kap. 2.2.4.4. und Brinkmann 1971: 569f.)

ähnlich systematischem Anliegen erscheinen 1959 (Hartmann 1959a; 1959b). In dem bedeutenden sprachwissenschaftstheoretischen Werk *Zur Theorie der Sprachwissenschaft* (Hartmann 1961) klassifiziert Hartmann schließlich den Standort der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung in Abgrenzung zu anderen möglichen wissenschaftstheoretischen Ansätzen. Trotz Anerkennung der durchaus bestehenden Berechtigung des Weisgerberschen Ansatzes (etwa Hartmann 1961: 128) bringt Hartmann in der Hauptsache vier kritische Einwände vor: (i) Weisgerbers Terminologie ist zu metaphorisch, durchsetzt mit Begriffen wie *Kraft*, *Leistung*, *Wirkung* etc., die inhaltlich beliebig aufladbar sind und formalen Anforderungen von Sprachanalyse nicht genügen (Hartmann 1958: 6; 123ff.), (ii) der individuelle Sprachgebrauch, die *parole*, und das heißt auch: der Aspekt der Performanz, wird von Weisgerber viel zu wenig in der systematischen Sprachanalyse berücksichtigt (ebd. 83ff.), (iii) zwar kennzeichnet sich jede Einzelsprache durch einen zu allen anderen Sprachen unterschiedlichen je spezifischen und einzigartigen ‘*set*’ von Klassifikations- und Kategorisierungsweisen von Welt, dennoch braucht darin keine Erkenntnisbarriere zu bestehen, vielmehr ist es Aufgabe der Sprachwissenschaft, die den verschiedenen Sprachen inhärenten “verschiedenen Logiken” (ebd. 71) aufzudecken und sie ebenfalls auf universale Gemeinsamkeiten hin zu untersuchen, (iv) das Wesentlichste an Sprache ist das Relationale als reine oder “leere Form” (Hartmann 1959a: 154), als Bezüglichkeit bzw. “Struktur” (ebd. 159), die nicht mehr ‘inhaltlich’ benannt und als Entität fixiert werden kann, sondern ein immaterielles abstraktes Bedingungsgefüge darstellt, welches angibt, welche Möglichkeiten von Relation und Komplexion es gibt (ebd. 148; 154ff.; Hartmann 1961: 48ff.). Die Bewertung dieser kritischen Einwände fordert eine Diskussion der philosophischen Grundannahmen, die erst in Kap. 3 geleistet werden kann. Vorläufig aber kann gesagt werden, dass Weisgerber, wie schon in den Kapiteln 2.2.4.1 und 2.2.4.2. dargestellt, die umgangssprachliche Fundierung seiner Terminologie ebenso verteidigte wie den weitgehenden Ausschluss der *parole*, die seiner Ansicht nach strikt *langue*-abhängig ist. Eine direkte Replik zu Hartmann, aus der in den angegebenen vorherigen Kapiteln schon zitiert wurde, stellt Weisgerber (1961b) dar. Einwand (iii) ist nur zu klären über die Diskussion der Frage, einen wie starken Sprachrelativismus Weisgerber letztendlich vertritt, die erst in Kap. 3 behandelt werden soll. Immerhin wendet er sich 1962 direkt gegen Hartmanns methodische Maxime, Sprachdifferenzen auf universallogischer Ebene determinieren zu wollen (Weisgerber 1962c: 357f.), ebenso wie schon zuvor Gipper (Gipper 1960: 58, 65). Zu

Punkt (iv) ist zu sagen, dass Weisgerber auf diesen Einwand keine dezidierte Antwort gibt, sondern *de facto* Relationalität inhaltlich ‘füllt’. Die Relationalität offenbart sich jeweils, wie schon in Bezug auf die Gegenüberstellung mit Hjelmslev betont, als Rückbezug einer entdeckten inhaltlichen Kategorie zu den Lautformen. Wir hatten schon erwähnt, dass dieses Verfahren im Bereich der Wortbildungslehre sich als durchaus erfolgreich herausgestellt hat, was nicht heißt, dass in anderen Bereichen (etwa der Behandlung von Wortfeldern) eine stärkere Formalisierung von Nutzen gewesen wäre. Zusammenfassend kann man sagen, dass die Auseinandersetzung zwischen Hartmann und Weisgerber bis 1962 sich an sachlichen Argumenten orientierte und von gegenseitigem Respekt gekennzeichnet war.

Glinz’ Verhältnis zu Weisgerber und zur Sprachinhaltsforschung muss als sehr wechselhaft bezeichnet werden. Die diversen Standortverschiebungen bei Glinz waren nicht nur sachlich, sondern zum Teil auch durch persönliche Gründe motiviert. Glinz hatte schon 1949 (Glinz in Dutz 2000: 219-223) Weisgerbers Schrift *Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken* (Weisgerber 1948) rezensiert und dabei trotz einiger Bedenken gegen überzogene politische Folgerungen aus dem Sprachenrechtsgedanken das zugrundeliegende Weltbildtheorem grundsätzlich bejaht. Auf Initiative von Glinz, der Weisgerber seine Rezension zukommen ließ, entspann sich 1950 ein erster Briefwechsel, der mittlerweile dokumentiert ist (in Dutz 2000: 224-232). 1952 erschien in erster Auflage dann Glinz’ umfangreiche Grammatik unter dem Titel *Die innere Form des Deutschen* (Glinz 1961). Der Titel musste auf eine Arbeit im Sinne von Weisgerbers Sprachauffassung schließen lassen, traf aber, aus der Sicht Weisgerbers, nur in Ansätzen zu. Glinz war der Überzeugung, dass die traditionelle grammatische Terminologie vollkommen unzureichend für die Beschreibung, Erfassung und Klassifizierung der deutschen Sprache sei und versuchte, eine einzelsprachspezifische, und zwar der *deutschen* Sprache angemessene grammatische Terminologie zu entwickeln. Dies führte er auch konsequent durch. Methodisch stützte er sich dabei vor allem auf die vom ihm so genannten *Ersatz-, Weglass-, Klang- und Verschiebeproben*, die er schon 1949 kurz vorgestellt hatte (Glinz 1949) und in seinem Hauptwerk 1952 in der Analyse von literarischen Texten anwendete. In der Folge wurde immer wieder festgestellt, dass Glinz’ Verfahren im Prinzip den Methoden des amerikanischen strukturalistischen Deskriptivismus in der Nachfolge Bloomfields entspreche (so etwa Porzig 1957: 6 ; Helbig 1961: 110f.; auch heute noch Werlen 2002a: 258). Glinz betonte jedoch, dass er seine Methoden unabhängig vom

amerikanischen Strukturalismus und sogar in Unkenntnis der dortigen Forschungslage (Glinz 1961: 3) entwickelt habe. Weisgerber selbst vermied es wohl aus strategischen Gründen, die Nähe zum amerikanischen Strukturalismus zu erwähnen. Zwar charakterisierte er Glinz' Ansatz als "lautbezogen" (Weisgerber 1953/54b: 117), 'lobte' aber dessen "ernsthaften Versuch, an die Inhalte der deutschen Sprache heranzukommen" (ebd.). Für Weisgerber besonders interessant war natürlich das Glinzsche Ziel, grammatische, und das heißt eben auch sprachinhaltliche Phänomene unter Überwindung des 'pseudo-sachbezogenen' Standpunkts unvorbelastet zu erschließen (ebd.), er sah jedoch in der Beschränkung auf die 'lautbezogenen' Methoden einen Mangel. Besonders hinsichtlich der Analyse der Substantive führten diese Methoden Weisgerber zufolge nicht sehr weit, da die unterschiedlichen Probeverfahren den entscheidenden Gesichtspunkt der Feldbestimmtheit des Wortinhalts nicht berücksichtigten (ebd.). In Grundzügen hält Weisgerber noch bis 1963 an dieser Kritik fest (vgl. u.a. Weisgerber 1963c: 40), obwohl Glinz die zweite Auflage von *Die innere Form des Deutschen* aus dem Jahr 1961, deutlich 'weisgerberisiert' hatte, vor allem durch die konsequente Adaptation des Inhaltsbegriffs (vgl. bes. Glinz 1961: 6 und *Beilage zur zweiten Auflage* [= Anhang zu Glinz 1961]: 3ff.). Aus der Retrospektive begründet Glinz seinen Positionswandel so:

"Ich übernahm die Bezeichnung «inhaltbezogen» von etwa 1956 an, weil ich mich im Ziel von dem von Weisgerber und seiner Gruppe Erstrebten enig sah, und ich nannte meine feineren Verfahren zur Fortführung des bis dahin auf elementareren strukturalistischen Operationen Erarbeiteten «inhaltbezogene Methoden»." (Glinz 2002: 137)

In einem etwas anders formulierten rückschauenden Text erwähnt Glinz in Zusammenhang mit dem Faktum, dass Weisgerber ihm mit Hilfe der Forschungsgelder des Projekts *Sprache und Gemeinschaft* und zudem durch persönliche Vermittlung den Ausstieg aus der Sekundarschullehrtätigkeit und den Einstieg in die wissenschaftliche Karriere ermöglicht hatte, dass er sich "daher" (Glinz 2000: 32) in seinem Wortgebrauch demjenigen dieses Kreises angepasst habe. Dies lässt darauf schließen, dass Glinz' Wende hin zu Weisgerber zumindest zum Teil durch persönliche Gründe motiviert war und sich nicht unbedingt einer Überzeugung in der Sache verdankte. Unter dieser Voraussetzung fällt es auch leichter, die merkwürdigen Oszillationen in Glinz' Position zu Grundannahmen der Sprachinhaltsforschung Mitte der 60er Jahre zu

begreifen. Einerseits griff er die Positionen von Erben und Brinkmann als “traditionell-apriorisch” (Glinz 1967: 66)²²⁸ bzw. “naiv-apriorisch” (ebd. 74) an, andererseits propagierte er selbst in einem kurz vorher veröffentlichten Text eine entscheidende Wandlung, was sein eigenes Verständnis des Begriffs *Sprachinhalt* anging:

“Die sprachlichen Inhalte (Wortinhalte, grammatische Kategorien, die geltenden Einheiten und Strukturen des signifié nach SAUSSURE) sind geistige Größen eigenen Rechts, die zwar von Sprachkörpern getragen werden [...], aber nicht durch diese Sprachkörper determiniert oder definiert sind. Ein Wortinhalt [...] ist nicht eine Funktion des ihn tragenden Wortkörpers [...], sondern als primär ist der Wortinhalt anzusehen.” (Glinz 1965: 12)

Diese scheinbar nun vollständig vollzogene Weisgerberisierung stellt sich aber als keineswegs solche heraus, da Glinz seine neue Position bezüglich der Sprachinhalte in erster Linie auf der Analyse des “Gemeinten” (ebd. 16) aufbaut, das explizit als der *parole* zugehörig (ebd.) gekennzeichnet wird und zudem in einer Verstehensanalyse, die eher an Bühlers Organonmodell als an Weisgerbers Sprachinhaltsforschung erinnert, erschlossen wird. Zugleich bricht wieder die alte ‘strukturalistische’ Ader in Glinz durch, indem er Verstehen als Verstehen des Sprachgebrauchs, und des näheren als Verstehen des Bloomfieldschen “set of habits” (ebd. 13) bestimmt. Zwar behalten die Sprachinhalte in der Gestalt der “Nomosemanteme” (ebd. 13ff.) eine *langue*-bezogene Funktion, die aber nur recht abgeschwächt zur Geltung kommt und zudem durch die Hypostasierung der “subsemantischen Phänomene” (ebd. 22ff.), worunter jeglicher idiolektaler, poetischer oder auf individuellen Assoziationen beruhender von der Sprachnorm abweichender Sprachgebrauch gefasst wird, eingeschränkt. Zu einer ähnlichen Einschätzung der Position von Glinz gelangte sowohl Gipper²²⁹ als auch dann Erben (Erben 1966) in seiner moderat und in der Kritik²³⁰ sehr zurückhaltend gefassten Rezension dieser Schrift. Kurze Zeit später, im Zuge der immer heftiger werdenden Anti-Weisgerber-Stimmung in der deutschen Germanistik und wohl wieder aus pragmatischen Motiven (“ich gab die Bezeichnung «inhaltbezogen» dann wieder auf, als sie sich als so missverständlich erwies und mich als «deutsch-linguistischen

²²⁸ Die Revision der 2. Auflage von *Deutsche Syntax* erarbeitete Glinz im Jahr 1966 (vgl. Glinz 1967: V).

²²⁹ Gippers Kritik richtet sich auf Glinz’ schon 1961 terminologisch verwendeten Begriff des *Gemeinten*, vgl. Gipper in (Gipper/Schwarz 1962: 666).

²³⁰ Erben richtet seine Kritik in erster Linie gegen den unscharfen und zu weit gefassten Begriff der Nomosemanteme, der die traditionelle Unterscheidung von Wort- und Satzbedeutung überwinden will, da Nomosemanteme sowohl Wortinhalte als auch ‘feste’ (*langue*-vorgegebene) *Satzinhalte* sein können. Unter anderem wird nach Erben (1966: 234f.) dadurch auch der Weisgerber/Trierschen Wortfeldlehre die Basis entzogen. Auf die Naheführung der Begriffe *Gemeintes* und *Sprachinhalt* wird zwar aufmerksam gemacht (ebd. 235), Erben enthält sich aber hier eines gesonderten Kommentars.

Partikularisten» abzustempeln drohte” (Glinz 2002: 137)), nahm Glinz dann deutlichen Abstand von Weisgerber, was diesen sichtlich verletzte (vgl. Weisgerber 1974d: 257ff.). Glinz wurde trotz der offensichtlichen Divergenzen zu Weisgerber auch in der Folge nicht nur von anderen Sprachwissenschaftlern zum weiteren Kreis der Sprachinhaltsforscher gerechnet (etwa Dittmann 1980: 157ff.), vielmehr rechnet er sich auch selbst in verschiedenen Lexikonartikeln der Sprachinhaltsforschung zu (Glinz 1992; 2002). Da er allerdings weiterhin sehr dezidiert dem kurz skizzierten, ursprünglich 1965 entworfenen Konzept treu bleibt, erscheint es fraglich, ob Weisgerber dieser Etikettierung aus heutiger Sicht zugestimmt hätte.

In aller Kürze muss im Zusammenhang dieses Kapitels zumindest noch auf Ernst Leisi und dessen Buch *Der Wortinhalt – Seine Struktur im Deutschen und Englischen* (Leisi 1967) hingewiesen werden. Leisi, ebenso wie Zinsli und Glinz Weisgerbers Auffassung aufgeschlossener Schweizer Sprachwissenschaftler (und Anglist), hatte nach Weisgerbers Ansicht mit seiner in erster Auflage 1953 erschienenen Studie eine “echt inhaltbezogene[n] Untersuchung” (Weisgerber 1954b: 45) vorgelegt²³¹, ein ‘Lob’, was in dieser auszeichnenden Form von Weisgerber sonst kaum geäußert wurde. Dabei stand Leisi in keinem engen Kontakt zum Kreis der Sprachinhaltsforscher, war kein Mitarbeiter am erwähnten Forschungsprojekt und hatte seine Studien unabhängig von Weisgerber entwickelt, obwohl es zwischen beiden durchaus persönlichen Kontakt gab (vgl. Leisi 1967: 4).²³² Die fast emphatische, affirmative Rezeption Weisgerbers lässt interessante Rückschlüsse von der Lektüre Leisis auf Weisgerbers Position zu. Leisi beschränkt sich in seiner Untersuchung auf Wortinhalte und versucht, deren semantischen Typus zu beschreiben (ebd. 10). Diese semantischen Typen sind nach Leisi nicht im Rekurs auf Begriffs-, Vorstellungs- oder Referentenanalyse erkennbar, sondern nur – in einem ersten Schritt – in der Reflexion auf Bedingungskomplexe für den Gebrauch eines Wortes (ebd. 13ff.), die allerdings mit unserem Weltwissen verbunden sind. In einer Reihe subtiler und reichlich mit Beispielen versehener Analysen fördert Leisi verschiedene Typen von Bedingungsfaktoren zu Tage. Einige wenige Beispiele seien kurz angeführt. Der Gebrauch eines Wortes kann die Mitwirkung mehrerer Agenten implizieren (*sich versammeln; sich zusammenrotten* etc.) (ebd. 60), kann die Erfüllung bestimmter Bedingungen hinsichtlich der Beschaffenheit von Subjekten oder Objekten (u.a.

²³¹ Auch Werlen (2002a: 291) kommt zu dem Urteil, dass Leisi “Sprachinhaltsforschung im weitesten Sinn” betreibe.

²³² Aufgrund der angeführten Umstände erscheint es mir sinnvoll, Leisi innerhalb dieses Kapitel zu besprechen.

Aggregatzustand: *wehen, fließen, schneien*; Relative Größe: *krabbeln, wimmeln, zappeln*; Machtposition: *geruhen, abschlagen, verlangen*) (ebd. 62ff.), hinsichtlich der Beschaffenheit der Umgebung von Subjekten und Objekten (*Gasse, Gipfel, Rand*) (ebd. 79ff.), die Erfüllung zeitlicher Bedingungen (*frühstücken, Braut*) oder bestimmter Zweckbestimmungen (*Obst, Arznei, Ballast*) voraussetzen. Inhalte sind demnach Bündel von Gebrauchsbedingungen (ebd. 114), die uns oft nicht oder eben nur latent bewusst sind. Sie sind keine Abbildung der Außenwelt, sondern eben Differenzierungsmuster, Bedingungskomplexe und damit strukturelle, relationale Entitäten, die einer abstrakteren Ebene angehören. “Die Unfähigkeit des sprachlich Ungeschulten, den zu einem Wort gehörigen Bedingungskomplex aufzulösen” (ebd. 23), nennt Leisi “Hypostasierung durch das Wort” (ebd.). Die Aufdeckung der Bedingungskomplexe ist Aufgabe der sprachwissenschaftlichen Disziplin der “strukturellen Semantik” (ebd. 118ff.). Leisi möchte vom “Strukturalismus” (ebd. 110) die Thesen übernehmen, dass der Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprachsysteme, und nicht die individuellen Sprechakte seien, dass es sprachimmanente, latente Kategorien gibt, die in Abwendung von den traditionellen grammatischen Kategorien erst entdeckt werden müssen und dass nicht die Elemente oder Zeichen als Einheiten, sondern die zwischen ihnen bestehenden Relationen und Differenzen von entscheidender Wichtigkeit sind. Die Aufdeckung der Bedingungskomplexe für den Gebrauch von Wörtern ist dabei für Leisi nur eine propädeutische Vorleistung der strukturellen Semantik. Zu leisten wäre nach Leisi die erheblich kompliziertere Aufgabe, die Komplexion und Kombinierbarkeit (syntaktisch-semantisch-stilistische oder textliche) der Bedingungskomplexe zu untersuchen (ebd. 119). Man begreift, warum Weisgerber die von Leisi lancierte Forschungsperspektive so sehr begrüßt, entspricht sie doch seiner eigenen methodischen Vision von einerseits handfesten Inhaltsfixierungen, andererseits der gleichzeitig herrschenden Überzeugung, dass eine potenziell infinit komplexe Welt der Inhalte nur mit Spatenstichen angegraben werden kann, dafür aber eines methodisch offenen Horizontes bedarf, da sonst die Gefahr einer deduktiven Verengung und Deformation der Analyse des Sprachmaterials besteht.

2.3.1.5. Ideologisch motivierte Kritik ab Mitte der 60er Jahre

Bevor Ende der 60er Jahre die massive Kritik an Weisgerber einsetzte, gab es zwei Themenbereiche der Sprachinhaltsforschung, die Feldlehre und die

Akkusativierungsthese, die schon ab Ende der 50er Jahre mit größerer öffentlicher Resonanz diskutiert wurden und eine Art Vorankündigung der erst Mitte der 60er Jahre einsetzenden deutlich ideologisch motivierten Kritik darstellten. Was die Feldlehre anbetrifft, so füllen die zahlreich vorgebrachten Einwände sicher einige Bibliotheksregale. Weisgerbers Position hierzu wurde schon in Kapitel 2.2.2.2. dargestellt und auf einige der wichtigsten Kritiken verwiesen. In entsprechenden Übersichten (Hoberg 1970: 101ff.; Schmitter 1987: 185ff.; Geckeler 2002: 718ff.) wird dementsprechend auch betont, dass die Vorwürfe, die sich auf erste (Triersche) Feldprinzipien wie Mosaikartigkeit, Lückenlosigkeit, Vollständigkeit etc. richteten, im Grunde der Entwicklung der Feldlehre in der Sprachinhaltsforschung keine Rechnung trugen und als anachronistisch bezeichnet werden könnten.²³³ Ebenfalls bereits diskutiert wurden Einwände im Sinne Bahnners (Bahner 1962: 598), die eine fehlende Berücksichtigung der Realität bemängelten²³⁴, und der Zwist um den Vorrang paradigmatischer bzw. syntagmatischer Felder. Aufschlussreich, und im Rahmen dieses Kapitels erwähnenswert, scheint mir aber die Tatsache, dass die Frage, inwieweit der individuelle Sprachgebrauch nicht nur für die Feldlehre als solche ein wesentliches Kriterium darstellen müsse, sondern auch zur empirischen Überprüfung der Berechtigung aufgestellter Felder zu dienen habe, *auch* zu ersten Ausläufern ideologisch motivierter Kritik an Weisgerber ‘verwendet’ wurde. Der Vorwurf der Nichtberücksichtigung der *parole* ist im Prinzip auf keine Schule oder Richtung der Sprachwissenschaft festgelegt und findet sich daher ebenso bei Weisgerber nahestehenden Forschern (wie wir schon in Bezug auf Glinz gezeigt haben, speziell zur Feldlehre könnte man noch Hartmann (1959b: 116f.) anführen) als auch bei seinen Gegnern. Bei Betz und Kandler wird er als Folie für einen Ideologieverdacht gegenüber Weisgerber benutzt. Betz hatte schon 1954 mit Studenten eines Proseminars einen Versuch durchgeführt, dessen Ergebnisse seiner Meinung nach klar zeigten, dass Wortfelder von Individuum zu Individuum so unterschiedlich ausgeprägt sind, dass man zu dem Schluss gelangen muss, dass unabhängig vom einzelnen Sprecher in der *langue* existierende Felder eine Illusion der Sprachwissenschaftler sei (Betz 1954). Im Zuge einer von 1960 bis 1962 geführten polemischen Auseinandersetzung mit Weisgerber

²³³ Tatsächlich hielten sich Kritiken dieser Art sehr zäh, wie etwa diesbezügliche Bemerkungen Baumgärtners zeigen (Baumgärtner 1966: 55ff.; 1967: 166).

²³⁴ Dieses Argument kann einerseits über gnoseologische marxistische Prämissen, andererseits aber auch vom onomasiologischen Standpunkt vertreten werden (vgl. dazu Bahner 1962: 594ff.). Besonders verletzt zeigte sich Weisgerber (1970a) durch die Kritik von Rupp, den er persönlich schätzte, der aber vom onomasiologischen Standpunkt aus zu der selten so direkt formulierten These gelangte, dass es ein Wortfeld im Weisgerberschen Sinne nicht gebe (Rupp 1968: 46).

wird der Feldlehre dann eine total(itär)e gesellschaftspolitische Stabilisierungsfunktion unterstellt:

“[Die Wortfeldtheorie] hat mit ihrem totalen Ordnungsgedanken – die ganze Welt, die ganze Vorstellungswelt, die ganze Sprachwelt ist mit einem vollständigen Netz, Koordinatensystem, Wortfeld, wie man es nennen will, überzogen – sie hat mit diesem totalen Ordnungsgedanken eine erstaunliche Faszination ausgeübt. In einer Welt, die sich aufzulösen und immer weiter auseinanderzufallen drohte, hatte nun plötzlich alles seinen wohlgeordneten Platz in den lückenlosen und überschneidungslosen Wortfeldern.” (Betz 1962b: 1)

Auch Kandler, Kollege Weisgerbers am Sprachwissenschaftlichen Institut in Bonn, hatte 1959 in der Festschrift für Weisgerber trotz im Grundtenor sehr sachlicher Einwände, die eine stärkere Berücksichtigung der Rolle des einzelnen Sprechers forderten, behauptet, die These von der “Lückenlosigkeit [...] des sprachlichen Feldes” (Kandler 1959: 256), die von Kandler in unreflektierter Transposition zur These vom “lückenlosen Weltbild der Muttersprache” (ebd.) wird, führe in der Konsequenz zur “Vorstellung eines ausweglosen Gefangenseins” (ebd.), die der Maxime der geistigen Entscheidungsfreiheit des Einzelnen entgegenstehe.

Neben der Feldlehre führte auch Weisgerbers 1958 entwickelte Akkusativierungsthese (vgl. Kap. 2.2.4.4.) zu Auseinandersetzungen. Zum einen reizte sie zu sachlichem Widerspruch, dessen Argumente besonders klar von Henzen und Kolb ausgeführt wurden und die im angegebenen Kapitel schon besprochen wurden. Zum anderen war es wiederum Werner Betz, der gleich in drei unterschiedlichen Artikeln (Betz 1960; 1962a; 1962b) auf quasi identische Weise Weisgerbers Akkusativierungsthese in polemischem Ton als lächerlich-naive, aber auch gefährliche Ausgeburt eines Sprachphantasten erscheinen ließ.²³⁵ Weisgerber, der von der “panlinguistischen” (Betz 1962a: 878; 1962b: 1; 15) Prämisse ausgehe, dass Sprache den Menschen vollkommen beherrsche, sehe in der Verwendung von Dativkonstruktionen anstelle der entsprechenden Akkusativkonstruktionen, im blinden Vertrauen auf die Macht von Sprache und ins Auge gefasster Sprachlenkung, ein mögliches Heilmittel gegen die immer stärker um sich greifende Instrumentalisierung und ‘Inhumanisierung’ des Menschen. Durch Zitierung des Beispiels, statt *ich rufe ihn*

²³⁵ Nicht verschwiegen werden soll, dass die Akkusativierungsthese auch recht schnell ihre affirmativen Befürworter fand. So übernimmt sie etwa Walter Höllerer, Herausgeber der Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter* (Höllerer 1962: 285f.), und der damals sehr bekannte Journalist Karl Korn, der 1958 ein vielgelesenes und heftig diskutiertes Buch mit dem Titel *Sprache in der verwalteten Welt* geschrieben hatte, der aber nicht in Weisgerber, sondern in Höllerer den ursprünglichen Protagonisten dieser These vermutet (Korn 1962: 365f.).

an die Alternative *ich telephoniere ihm* zu wählen (Betz 1960: 96; 1962a: 878), wird Weisgerbers These ins Groteske gezerrt.²³⁶ Nach Weisgerbers Verteidigungsartikel (Weisgerber 1962e) legt Betz dann nochmal nach, indem er nun zur Unterstützung seiner Kritik auf die Helbig-Buchmann-Kontroverse von 1961 verweist, in der Weisgerbers Sprachenrechtsthese mit Hinweis auf seine Schriften zur Nazizeit Ziel der Kritik war (vgl. Kap. 2.3.1.2.). Diese Art Drohgeste, die andeutet, dass bei Fortsetzung des Streits Weisgerber nur den Kürzeren ziehen könne, scheint gewirkt zu haben. Jedenfalls lebte der Streit Weisgerber-Betz nicht wieder auf. Dies bewahrte Weisgerber jedoch nicht vor der kurz danach einsetzenden fast kompletten Demontage.

Neun Jahre nach seiner ersten Attacke gegen Weisgerber präsentierte der Journalist W. Boehlich 1964 in drei verschiedenen Medien²³⁷ eine nochmalige Kritik an Weisgerber. 1955 der als Verleumdung auslegbaren Unkenntnis überführt, dass Weisgerber das Wort *völkisch* in seinen Publikationen vermieden hatte²³⁸, versuchte Boehlich, nun auf der Basis einiger Weisgerber-Schriften, zu zeigen, dass Weisgerbers Werk durchgängig von Nazi-Ideologie geprägt sei. Die Hauptargumente sind, dass Weisgerber nicht nur während des Nazi-Regimes die Annexion von Gebieten mit deutschsprachiger Bevölkerung begeistert begrüsst habe, sondern diese Position auch in den Nachkriegsjahren, wenn auch kaschiert, noch beibehalten habe. Zudem werden Zitate Weisgerbers aus der Nazizeit, die oben in Kapitel 2.3.1.1. schon diskutiert wurden, in dem Sinne gedeutet, dass Weisgerber die Judenpolitik Hitlers gebilligt habe (Boehlich 1964a: 733). Wie wir schon oben diskutiert haben, ist vor allem der letztgenannte Vorwurf sicher überzogen, entbehrt aber nicht jeder Grundlage, da Weisgerber besonders in der für ihn heiklen Zeit, im Jahr 1934, im Changieren zwischen Opportunismus und Rettung des eigenen Ansatzes, zu Konzessionen bereit war. Kurioserweise machte Boehlich aber den gleichen Fehler wie schon 1955, er zitierte an entscheidender Stelle falsch, was Weisgerber natürlich sofort bemerkte. Schon am 23.10.1964 ließ Weisgerber auf dem Essener Germanistentag ein Flugblatt verteilen, auf dem Boehlich der bössartigen Verleumdung und bewussten Fälschung bezichtigt wurde (vgl. "Nachrichten" 1965: 142). Boehlich wurde daraufhin zum öffentlichen Widerruf gezwungen (Boehlich 1964b) und Weisgerber erhielt sowohl in den *Frankfurter Hefte*n als auch im WDR die Gelegenheit, seine Position darzustellen

²³⁶ Weisgerber gibt als Motiv für Betz' Ausfälle seine Kritik an dessen Bearbeitung von Neuauflagen des Paulschen Wörterbuchs an (Weisgerber 1962e: 374).

²³⁷ (Boehlich 1964a) erschien in Heft 10 (im Oktober 1964) der *Frankfurter Hefte*. Der dort publizierte Text war Grundlage sowohl des Radiovortrags von Boehlich in einer Sendung vom 28.9.1964 im WDR und eines ZEIT-Artikels (vgl. "Nachrichten" 1965: 142).

²³⁸ Vgl. dazu jedoch auch Anm. 195.

(Weisgerber 1965)²³⁹, was er dahingehend nutzte, dass er zahlreiche Belege für die These beibrachte, dass seine Konzeption von Sprachwissenschaft als Opponent der ‘Rassentheorie’ galt.

Die folgenden Jahre brachten einschneidende politische Veränderungen, deren multiple Gründe hier nicht erörtert zu werden brauchen. Bekannt ist, dass durch die Studentenunruhen nicht nur in der BRD ein revolutionäres Potential freigesetzt wurde, das nach einer Um- und Neustrukturierung gesellschaftlicher Bereiche verlangte, insbesondere auch der herrschenden Bildungskonzepte in Schule und Hochschule. In eben diese Zeit fiel auch die Emeritierung Weisgerbers (1967), die einerseits seinen Aktionsradius zumindest einschränkte, ihn andererseits nicht vor Kritik schützte. Der Vorrangstellung in der deutschen Sprachwissenschaft, die er besonders durch die fast ein Jahrzehnt währende Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und engste Kontakte und Ämterverflechtung mit einflussreichen Institutionen (etwa der *Gesellschaft für deutsche Sprache*)²⁴⁰ eingenommen hatte, drohte sozusagen über Nacht der totale Einbruch. Schon 1969 gab es erste konkrete Ergebnisse einer ‘revolutionären’ Reform des Bildungswesens zu verzeichnen. Im Frühjahr 1969 wurden in Hessen neue Rahmenrichtlinien für das Fach Deutsch an Gymnasien ausgearbeitet (vgl. Weisgerber 1981a: 198), deren offizielle Fassung im Juni veröffentlicht wurde (Weisgerber 1970b: 169). Wie Weisgerber mit Entsetzen feststellte, wurde das Wort *Muttersprache* in den neuen Richtlinien durchgängig gemieden (ebd. 169; Weisgerber 1981a: 199). Eines der übergeordneten Ziele des Deutschunterrichts war nun die Förderung der Kommunikationsfähigkeit der Schüler. In den Hochschulen wurde eine grundlegende Neuorganisation des Germanistikstudiums nicht nur von Studenten, sondern auch von Dozenten gefordert. Im Oktober 1969 unterzeichneten zahlreiche Germanistikprofessoren und -dozenten das Rhedaer Memorandum zur Reform des Studiums der Linguistik und Literaturwissenschaft, das die Ablösung des alten, philologisch orientierten Studienmodells forderte (vgl. Maas 1973: 35). Ebenfalls 1969 erschien der Sammelband *Ansichten einer künftigen Germanistik* (Kolbe 1969), in dem die Grundlagen dieser Reform eingehend diskutiert wurden. Als eines der wichtigsten Organe zur Verbreitung und Diskussion der neuen Ideen wurde im gleichen Jahr die Zeitschrift *Linguistische Berichte* gegründet, deren Herausgeber Peter Hartmann und

²³⁹ Dieser Text wurde dann im WDR am 29.8.1965 von Weisgerber vorgetragen (vgl. “Nachrichten” 1965: 431).

²⁴⁰ Vgl. dazu Török (1979: bes. 252ff.).

Arnim von Stechow waren, und die zur Hauptplattform der kritischen Auseinandersetzung mit Weisgerber avancierte.

Im Bereich der Sprachwissenschaft wurde durch die Emphatisierung des Terminus *Linguistik* die Rangablösung der von Weisgerber dominierten deutschen *Sprachwissenschaft* anvisiert. Ein schönes Beispiel für den damals mit Verve betriebenen Paradigmenwechsel bietet der folgende (rückblickende) Text aus dem Jahr 1972:

“Vergleicht man die heutige Situation der Linguistik in der BRD und in West-Berlin mit der Situation, wie sie noch in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre bestand, so ergeben sich einige eklatante Unterschiede. Zunächst einmal war die Linguistik bis vor kurzem an den westdeutschen und Westberliner Universitäten kaum institutionalisiert, was nur den Stand des Interesses widerspiegelte, das man ihr entgegenbrachte. Entsprechend gering war auch die Zahl derer, die sich Linguisten nannten, und entsprechend klar war es auch, womit sich jemand, der sich Linguist nannte, beschäftigte. »Linguistik« - das war ein Kampfbegriff, der a) gegen die rein historische, auf die Erfassung älterer Sprachstufen orientierte Sprachwissenschaft gerichtet war und b) gegen eine nicht-formale, den geisteswissenschaftlichen Methoden verpflichtete Sprachwissenschaft. Letzteres bedeutete, dass sich der »Linguist« auch von der Schule Weisgerbers absetzen wollte, obwohl sich diese durchaus durch eine synchronische Sprachbetrachtung auszeichnet.” (Heeschen, C. 1972: 7)

Der Terminus *Linguistik* wurde also auch als Kampfbegriff gebraucht, und zwar gegen seinen Kontrahenten *Sprachwissenschaft*²⁴¹, als dessen Anwalt in erster Linie Weisgerber auftrat. Inhaltlich forderten die Linguisten eine intensive Rezeption und deutsche Adaptation der amerikanischen *linguistics*, und zwar nicht nur ihrer strukturalistischen Ursprünge bei Bloomfield und Harris, sondern vor allem der Chomskyschen Richtung der generativen Transformationsgrammatik. Legitimiert wurde diese Forderung dadurch, dass man sich vom neuen Paradigma ein ausgeprägtes Methodenbewusstsein in Verbindung mit sozialer Engagiertheit versprach (dazu Maas 1973: 35ff.). Dass diese Legitimation in den Anfängen auf einer in vielen Fällen unreflektierten Kultivierung von Vorurteilen basierte, hat vor allem Maas in einer glänzenden Analyse dokumentiert (Maas 1973).²⁴²

Die Auseinandersetzung zwischen Weisgerber und den ‘Linguisten’ fand in sehr dichter Form, und in einer relativ knappen Zeitspanne, von 1970 bis 1973, auf drei Schauplätzen statt, dem Streit um die Themen (i) Linguistik vs. Sprachwissenschaft, (ii) den Begriff und die Zeitschrift *Muttersprache*, (iii) die Initiative des *Funk-Kollegs*

²⁴¹ Vgl. hierzu auch Holenstein (1985: 167f.).

²⁴² Als Beispiel einer solchen emphatischen Werbekampagne für die Linguistik vgl. etwa (van de Velde 1969).

Sprache, wobei es zwischen allen drei Streitplattformen transversale Verbindungen gab. Da diese drei Auseinandersetzungen entscheidenden Anteil an der öffentlichen Desavouierung Weisgerbers hatten, es also wichtig ist, die jeweiligen Argumente im Kontext des Streit- oder Diskussionsverlaufs zu situieren, lässt sich die Darstellung des Folgenden primär vom chronologischen Gesichtspunkt leiten.

Anfang 1970 erschien in der von Weisgerber mitherausgegebenen Zeitschrift *Muttersprache* die Rezension eines Vortrags von Weisgerber (Weisgerber 1967). Der Autor dieser Rezension (Spalding 1970), Keith Spalding, kritisierte Weisgerbers Begriff von Sprachgemeinschaft dahingehend, dass er die tatsächliche Wirklichkeit von Menschen zu wenig berücksichtige, die in Gebieten leben, in denen Zweisprachigkeit als Konflikt erlebt wird. Mit konkretem Bezug auf die Situation in Wales (Spannung zwischen Walisisch und Englisch) stellt Spalding fest, dass es unterschiedliche Strategien gibt, wie jeder einzelne auf die spezifische Konfliktsituation reagiert – vom Festhalten an der walisischen Muttersprache bis zur zweckorientierten Kapitulation gegenüber der herrschenden Amtssprache. Spalding gibt zu verstehen, dass er der Ansicht ist, dass Weisgerbers Konzept von *Sprachgemeinschaft* zu idealistische Züge trage und zur Bewältigung konkreter Probleme wenig beitrage. Leicht polemisch wird Spaldings Rezension, die im Prinzip einen sehr nüchternen Ton anschlägt, nur dadurch, dass er Weisgerbers Statement “Muttersprache ist nicht beim Individuum, sondern bei der Sprachgemeinschaft” (zit. nach ebd. 68) als Indiz für eine “Umwertung aller Werte” (ebd.) ansieht, durch die man in “mystische Regionen” (ebd.) gerate.

Im Mai 1970 antwortet Weisgerber in derselben Zeitschrift, seinem ‘Hausorgan’ *Muttersprache*, auf die Vorwürfe Spaldings nur ganz kurz und knapp, indem er wie erwartet betont, dass eine Muttersprache ein soziales, kollektives Phänomen sei, das jeder individuellen Verwendung von Sprache logisch vorausgehe. Die Antwort auf Spalding wird aber zur Nebensache, denn Weisgerber richtet seine Vorwürfe in erster Linie gegen die seiner Meinung nach herrschende allgemeine Tendenz, dass unter dem Banner “<strukturalistischer> Sprachbetrachtung [...] dieses ganze Gerede von der Muttersprache [...] im Sinne einer Entmythologisierung, einer Befreiung von Voreingenommenheit oder gar gefühlsmäßigem und engstirnigem Chauvinismus ausgemerzt werden” (Weisgerber 1970b: 169) solle. Mit dem Etikett *strukturalistisch*, das Weisgerber in Anführungszeichen setzt und somit auf seine Verwendung als Streitbegriff hinweist, richtet Weisgerber, in Allianz mit dem Wort *Entmythologisierung*, seine Kritik einerseits an die Adresse P. Hartmanns, andererseits

an die Phalanx der ‘Linguisten’, die mittels der Rezeption der amerikanischen *linguistics* den schon initiierten Paradigmenwechsel von Sprachwissenschaft zu Linguistik voranbringen wollten. Hauptargument Weisgerbers ist der Verweis auf die schon bekannte *meaning*-Feindlichkeit der amerikanischen Linguistik. Als Bestätigung seiner Position sieht Weisgerber zudem das Faktum, dass die Bemühungen der amerikanischen *linguistics* um das Problem der maschinellen Übersetzung gescheitert seien und folgerichtig nicht mehr finanziell unterstützt wurden.

In der September/Okttober-Ausgabe der *Linguistischen Berichte*, also der Zeitschrift des gegnerischen Lagers, legt Weisgerber dann noch einmal nach mit dem Artikel “Muß die LINGUISTIK die SPRACHWISSENSCHAFT bekämpfen?”²⁴³ (Weisgerber 1970c). Die Argumente gegenüber Weisgerber (1970b) ändern sich kaum, sieht man einmal ab von seinem Einwand gegen das Argument, die deutsche Sprachwissenschaft habe nach dem Krieg den Anschluss an den internationalen Trend in der Linguistik verpasst bzw. sich von diesem abgekapselt (ebd. 60).²⁴⁴ Für Weisgerber ist evidentermaßen gerade seine Art von Sprachwissenschaft dadurch, dass sie mit der Analyse von Inhaltsstrukturen die eigentliche Strukturalität von Sprache untersuche, die einzig legitime Fortsetzung des ursprünglichen Strukturalismus, so dass der Vorwurf der Ignorierung eher an den ‘internationalen Trend’ zu richten sei. Wieder sind es aber nicht (oder nur in zweiter Linie) die Sachargumente, die den weiteren Gang der Auseinandersetzung bestimmen, sondern die Tatsache, dass Weisgerber an zwei Stellen einen härteren, ‘böseren’ Ton anschlägt. Zum einen warnt oder droht er, dass die “Verabsolutierung der eigenen Position und die Unbedenklichkeit im Herabstufen vorgefundener Leistungen” für die Linguistik “lebensgefährlich” werden könne (ebd. 59). Zum anderen wirft er P. Hartmann vor, er habe mit seiner geforderten Entmythologisierung der Sprachwissenschaft “den Teufel durch Beelzebub austreiben” (ebd. 61) wollen. Zu beachten ist hierbei, dass P. Hartmann, der einmal zum Kreis der Sprachinhaltsforscher gehörte, nicht nur als Mitherausgeber der *Linguistischen Berichte* besonders engagiert für eine institutionelle Verankerung der Linguistik warb, sondern dies auch an der Universität Konstanz in die Tat umsetzte.²⁴⁵

²⁴³ Die Hervorhebung durch Großbuchstaben entspricht dem Original.

²⁴⁴ So auch schon Arens (1969: 577) und Polenz (1969: 162f.), die beide noch in eine Übergangsperiode fallen, insofern als Arens Weisgerber insgesamt recht affirmativ rezipiert und Polenz in der Sprachinhaltsforschung einen “Halb- oder Frühstrukturalismus” (ebd. 151) sieht, der “bereits ein Teil der aufzubauenden germanistischen Linguistik” (ebd. 162) sei.

²⁴⁵ Die Universitäten Konstanz und Bielefeld waren die ersten westdeutschen Universitäten, an denen 1970 ein Studium der Linguistik eingerichtet wurde.

So verwundert es kaum, dass in der November/Dezember-Ausgabe der *Linguistischen Berichte* zwei Dozenten aus Konstanz, Wienold und Baumann, Weisgerbers Angriffe 'konterten'. Wienolds Entgegnung war noch relativ neutral gehalten und brachte neben dem verständlichen Einwurf, dass Weisgerber nicht klar genug zwischen objekt- und metasprachlicher Ebene unterscheide und die Distinktion *Lautform/Inhalt* einer subtileren Differenzierung bedürfe, noch einmal das Argument der Abkapselung der deutschen Sprachwissenschaft vor (Wienold 1970: 82). Zudem fehle es der Sprachinhaltsforschung an empirischer Überprüfung ihrer Hypothesen (ebd.). Die eigentliche Spitze gegen Weisgerber bestand dann in der Schlussfolgerung, dass nicht überprüfbare Theorien "als wissenschaftspolitisch zweifelhaft und gefährlich" (ebd.) bezeichnet werden müssten und zu einer "Dequalifizierung von Schule und Universität" (ebd. 83) führten. In subtiler Verschiebung (gefährdet ist nun die gesamte Bildungsklientel) wurde Weisgerber nun zum Agenten seiner zuvor ausgesprochenen agenslosen Drohung.

Baumanns Artikel war weit polemischer gefasst. Er mokierte sich über die von Weisgerber beschworene Lebensgefahr, zu der es keinen Anlass gebe, da Weisgerber im Rahmen der Linguistik ja keine Rolle mehr spiele (Baumann 1970: 84). Mit seiner Grammatikfeindlichkeit, seiner Stigmatisierung jeglichen 'lautbezogenen' methodischen Vorgehens und seiner Präferenz für eine Terminologie, die entweder aus "Schlagwörtern" (ebd. 86) wie *Kraft, Inhalt, Wirkung* bestehe oder eine Vorliebe für eine gewisse "Catchermetaphorik" (ebd. 84) (*Ring* um eine deutsche Grammatik, *Zugriff, Ausgriff*) zeige, appelliere Weisgerber an die Autoritätsgläubigkeit seiner Leser und nicht an die Fähigkeit zu mündiger Rezeption (ebd. 85). Als böartige Pointe zitierte Baumann einen Satz aus Weisgerber (1970b) ("daß die entsprechenden Bemühungen [der Linguistik] auf deutschem Boden ihrer allzu stark betonten Abhängigkeit von auswärtigen Vorbildern durch das Einbeziehen einheimischer Gedanken eine klarere und geradere Richtung gäben" (ebd. 169)) und knüpfte an ihn den bedauernden Hinweis, dass Weisgerber "ein weiteres Mal dabei" sei, "völkisch zu enden" (Baumann 1970: 87). Die Baumannsche Attacke zeigt deutlich, dass es längst nicht mehr im Interesse der Streitparteien lag, zu einer Zusammenarbeit und Schlichtung des Streits zu gelangen²⁴⁶, sondern es vielmehr darum ging, ein sensibles Gespür für die Schwächen des Gegners zu entwickeln.

²⁴⁶ In der Sache ließe sich bei beiden Parteien ein 'Kern von Wahrheit' feststellen, einerseits gab es, wie die Debatte zum Funkkolleg zeigen wird, anfänglich eine auch von anderen Lagern kritisierte 'blinde' Adaptation Chomskys in Kreisen der

Fast zeitgleich mit Wienolds und Baumanns Artikeln erschienen für Weisgerber vollkommen unerwartet²⁴⁷ in seiner ‘eigenen’ Zeitschrift *Muttersprache* Angriffe gegen die Muttersprach-Position, die zu einem öffentlichen Eklat führten. Im Gefolge von Weisgerbers tatsächlich im Artikel vom Mai 1970 explizit angeregtem Vorschlag, man solle doch (angesichts auch ihm persönlich schon unterbreiteter Bedenken, dass das Wort *Muttersprache* unangenehme Erinnerungen wecke) einmal bei den Lesern der Zeitschrift eine Umfrage durchführen, um zu erfahren, ob dies tatsächlich einer allgemeinen Wahrnehmung entspreche (Weisgerber 1970b: 164)²⁴⁸, veröffentlicht der Schriftleiter der *Muttersprache*, Siegfried Jäger, einen eigenen kurzen Einführungsartikel sowie zwei weitere Beiträge, die zu der Titelfrage von Weisgerber (1970b) (“Hat das Wort “Muttersprache” ausgedient?”) Stellung nehmen. In den Einleitungsworten gibt sich Jäger als derjenige zu erkennen, der Weisgerber gegenüber Bedenken gegenüber der Verwendung des Wortes *Muttersprache* als Zeitschriftentitel geäußert habe. *Muttersprache* sei ein “böses” (Jäger 1970: 395) Wort geworden, und zwar ein durch Missbrauch böses Wort, das sich dem Zugriff nationalsozialistisch gesinnter demagogischer Zwecke nicht habe entziehen können (ebd. 395f.).²⁴⁹ Der dann folgende erste Beitrag stammte von A. von Stechow, dem Mitherausgeber der *Linguistischen Berichte*, der gar nicht zum Muttersprachgedanken Stellung bezog, sondern die ihm konzedierte Freiheit nutzte, um zum Thema *Linguistik* vs. *Sprachwissenschaft*, das allerdings im Bezugsaufsatz von Weisgerber auch angesprochen war, Position zu beziehen. Weisgerber habe die moderne Sprachwissenschaft “massiv” angegriffen und strebe nach einer Polarisierung von Sprachwissenschaft und Linguistik (von Stechow 1970: 396). Obwohl er selbst empirisch gearbeitet habe, wende sich Weisgerber gegen eine empirische Fundierung von Sprachwissenschaft / Linguistik (ebd. 397). Sein Argument, dass die Forschung zur maschinellen Übersetzung nicht mehr finanziell gefördert werde und somit gescheitert sei, stimme nicht mit den Fakten überein, da die Linguistik weiterhin zu diesem Problem arbeite und freiwillig, aufgrund noch nicht absehbarer Erfolge, von Anträgen auf großzügige Unterstützung Abstand genommen habe. Eher unvermutet und vom

deutschen Linguistik, andererseits ging es Weisgerber letztendlich auch nicht, wie das Zitat suggeriert, um eine Annäherung von Sprachwissenschaft und Linguistik, und die Evokation der Assoziation des Klaren, Geraden, Lauteren und Richtigen mit dem Deutschen und der ‘deutschen’ Sprachwissenschaft führte tatsächlich zurück in national(sozialistisch)e Stereotype.

²⁴⁷ Wie der Artikel von Ströbl (1972: 52) dokumentiert, hatte der Schriftleiter der *Muttersprache*, S. Jäger, vollkommene Freiheit in der Auswahl der zur Veröffentlichung bestimmten Artikel, was auch erklärt, dass zuvor der Artikel von Spalding erscheinen konnte.

²⁴⁸ Weisgerber verschweigt, dass es eben gerade sein Schriftleiter Siegfried Jäger war, der ihm diese Bedenken unterbreitet hatte (vgl. Jäger 1970: 395).

²⁴⁹ Schon 1965 hatte Lorenz gezeigt, dass die Zeitschrift *Muttersprache* in der Nazizeit sehr schnell und ohne Zögern zu einem Organ wurde, in dem die nationalsozialistische Gesinnung vertreten wurde (Lorenz 1965: 14f.).

Gesamtkontext her kaum motiviert fügt dann von Stechow am Ende seines Beitrags exakt die gleiche, von Baumann in den *Linguistischen Berichten* zeitgleich vorgebrachte Bemerkung an, der oben schon zitierte Weisgerbersche Satz mute "völkisch" (ebd. 399) an. Weit mehr Aufsehen erregte aber der anschließende Artikel von Wetz, der kein Dozent, sondern Student war. Wetz' Artikel war im Aufbau überraschend einfach, aber überaus wirkungsvoll. In wenigen Worten wies er auf ein Schulbuch von Richard Alschner hin, das erstmals 1934 in Leipzig erschienen war und dessen spätere Auflagen in der Zeitschrift *Muttersprache* zweimal sehr positiv besprochen worden waren (Wetz 1970: 399). Wetz erwähnt nicht, dass die späteren Auflagen 'entschärfte' Fassungen der ersten Auflage darstellten (vgl. Török 1979: 247), sondern fügt eine kleine Anthologie diskriminierender Zitate der ersten Auflage an, in denen dokumentiert wird, wie auf übelste Weise Muttersprachunterricht mit Judenhetze, Hitlervergötzung und Indoktrination von Nazigesinnung amalgamiert war. Wetz' Artikel wirkte wie eine Ohrfeige für alle diejenigen, die das Wort *Muttersprache* in Ehren halten wollten, und wurde dementsprechend entsetzt zur Kenntnis genommen.

Anfang 1971 wurde in den *Linguistischen Berichten* dann zunächst der Sprachwissenschaft-Linguistik-Streit fortgesetzt. Schnelle, ein ehemaliger Schüler Weisgerbers, versuchte, so schien es auf den ersten Blick, in diesem Streit zu vermitteln. Er gab sozusagen vom Standpunkt der 'Linguistik' Weisgerber gegenüber zu, dass es nicht ausreichte, sich rein auf formale Sprachanalysen zu beschränken, gab dann aber zu bedenken, dass dies von der neu eingerichteten Linguistik auch gar nicht beabsichtigt sei. Ausgangspunkt einer jeden interdisziplinären Ausweitung der Forschungsansätze sei aber, dass man auf methodologisch anspruchsvollem Niveau arbeite und jegliche Aussage methodisch kontrollierbar und empirisch überprüfbar sein müsse. Dies sei bei Weisgerber, etwa bei dem auf intuitivem Sprachgefühl oder metaphorischen Analogien (*Feld* beim späten Trier als *Pferderennfeld* veranschaulicht) beruhenden Feldbegriff, oft nicht der Fall (Schnelle 1971: 76). So lägen zwischen dem "Feldbegriff und den Hyponomie- und Co-Hyponomie-Begriffen von Lyons [...] Welten" (ebd.). Die Zurückweisung methodischer Ansprüche und gleichzeitige Absolutsetzung der eigenen Position sei "gefährlich" (ebd. 77).

Kurz nach dem Erscheinen des Artikels von Schnelle erschienen in der *Muttersprache* weitere Beiträge zu den beiden Streitfronten. Wie wir noch sehen werden, fand eine Reaktion auf den Artikel von Wetz auf anderen Ebenen statt. Weisgerbers Reaktion auf die Beiträge im vorhergehenden Band der *Muttersprache*

konzentrierte sich zunächst auf eine Entgegnung zu von Stechow. Die Argumente wiederholen sich, Weisgerber beharrt darauf, dass die Forderung nach empirischer Bestätigung von Hypothesen nur Sinn mache, wenn der Ansatzpunkt korrekt sei, d.h. wenn man nicht allein von der Lautgestalt ausgehe. Neu ist allenfalls, dass er erstmals ankündigt, einen Beitrag zu Chomsky zu veröffentlichen (Weisgerber 1971c: 101), da bei diesem eine überraschende Wende hin zu Prämissen der Sprachinhaltsforschung zu verzeichnen sei (dazu weiter unten 2.3.2.). Zu Wetz gibt Weisgerber zunächst keinen Kommentar ab. In direktem Anschluss wird eine erneute Replik von Stechows veröffentlicht, die etwas milder gefasst ist und im wesentlichen auf die Argumente Schnelles, die also prompt rezipiert worden waren, verweist (von Stechow 1971: 103). Von Stechow gibt zu erkennen, dass für ihn der Vorwurf der nazistisch infizierten Terminologie längst nicht so wichtig sei (damit entschärft er die Wetzsche Polemik) wie die Tatsache, dass Weisgerbers Termini sich einer internationalen Debatte sperrten und als methodischer Hemmschuh wirkten (ebd. 105). Im Anschluss an von Stechows Replik erscheinen dann acht kurze Statements zum Titelwort der Zeitschrift, diesmal von den Herausgebern ausgewählt und allesamt pro Muttersprache. In einer dieser kurzen Stellungnahmen ergreift auch Weisgerber das Wort und betont, dass die damals von ihm und Schmidt-Rohr vertretene Sprachwissenschaft in Opposition zur Ideologie der Nazis gestanden habe (Weisgerber 1971c: 105f.).

Obwohl es den Anschein hatte, als ‘versande’ die Diskussion um den Linguistik-Sprachwissenschafts-Streit, hatte der Muttersprachstreit handfeste Folgen. Im März 1971 wurde Siegfried Jäger nach heftiger Diskussion der Vorgänge um die Veröffentlichung der Beiträge von von Stechow und Wetz zum 30.6.1971 gekündigt. Dabei blieb es aber nicht, denn die Schriftleitung der *Linguistischen Berichte* wurde kurz darauf, im August 1971, aktiv und forderte sowohl Jäger selbst als auch die Verantwortlichen der *Muttersprache* zu einer Stellungnahme auf. Diese gab schließlich nur Jäger brieflich ab, sie wurde dann aber mit der Dokumentation des gesamten Vorgangs Anfang 1972 in den *Linguistischen Berichten* abgedruckt. Aus Jägers Ausführungen geht hervor, dass besonders die Vertreter des Vorstands der *Gesellschaft für deutsche Sprache*²⁵⁰, in deren Auftrag die *Muttersprache* herausgegeben wurde, in Jägers Verhalten eine Art Verrat sahen und zudem eine Haltung offenbarten, die Beschwerden und empörten Stellungnahmen aus rechtsradikalen Kreisen zu Wetz’ Artikel erhebliche Bedeutung und Aufmerksamkeit entgegenbrachten. Ströbl ließ es

²⁵⁰ insbesondere die Herren Dr. Dr. Geyl und Dr. Schäfer, vgl. Ströbl (1972).

sich nicht nehmen, in seinem Dokumentationsbeitrag zwei dieser in rechtsradikaler Presse veröffentlichten Empörungskundgebungen im Anschluss an Jägers Stellungnahme abzdrukken (Ströbl 1972: 55f.).

Damit wurde der Graben zwischen den streitenden Parteien immer tiefer. Zwar erhielt Weisgerber noch die Gelegenheit, seine Vorstellungen eines sprachwissenschaftlichen Studienplans in den *Linguistischen Berichten* zu veröffentlichen (Weisgerber 1971g), aber schon das nächste Heft brachte den Einwand Römers der Universität Bielefeld gegen Weisgerbers Verteidigung zu den Nazivorwürfen. Mit Hilfe einiger Zitate aus Schmidt-Rohr (Schmidt-Rohr 1932), in denen die Juden diffamiert werden²⁵¹, wird das von Weisgerber aufgebaute Bild des Widerstandskämpfers Schmidt-Rohr demontiert (Römer 1971: 68f.).

Im September 1971, also nach fast eineinhalb Jahren heftig geführter Auseinandersetzung mit einer immer mehr an Einfluss gewinnenden Opposition gegen seine Position, sah sich Weisgerber einer weiteren Herausforderung ausgesetzt. Zwei Großprojekte mit erheblicher Öffentlichkeitswirkung wurden in die Tat umgesetzt, zum einen das eher begrenzte, da auf Nordrhein-Westfalen beschränkte Fernstudienprojekt *Einführung in die Textlinguistik*, initiiert von Projektgruppen der Universitäten Bielefeld und Köln, zum anderen das weitaus publikumswirksamere Projekt *Funkkolleg Sprache*. Mit finanzieller Unterstützung und unter Beteiligung der Kultusministerien der Länder Baden-Württemberg, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland und des Senators für das Bildungswesen der Freien Hansestadt Bremen sowie der jeweiligen Volkshochschulverbände dieser Länder wurde über fünf Rundfunkanstalten ein Fernstudienlehrgang zur Einführung in die moderne Linguistik durchgeführt, zu dem die eingeschriebenen Teilnehmer jeweils auch Text- und Arbeitsbögen erhielten (vgl. Weisgerber 1972a: 66f.). Der Erfolg war angesichts von ca. 17000 eingeschriebenen Teilnehmern gewaltig. Für Weisgerber war dies ein weiteres Signal für den sich mit ungeheurer Dynamik scheinbar unaufhaltsam sich vollziehenden Paradigmenwechsel, der sich zudem nicht mehr auf die Universitätsstuben beschränkte, sondern mit Macht öffentlichen Einfluss suchte und hierzu die Wirkung der Medien nutzte. Beabsichtigt war vor allem eine Implantation der neuen linguistischen Sicht auf Sprache im gesamten, schulischen *und* universitären Bildungswesen. Von den beiden wissenschaftlichen Koordinatoren, H. Steger (Freiburg) und K. Baumgärtner (Stuttgart),

²⁵¹ Vgl. Kap. 2.3.1.1.

war es in erster Linie Baumgärtner, mit dem Weisgerber eine polemische Auseinandersetzung führte.

Schon in der Einführungssendung im September 1971 setzte Baumgärtner deutliche Zeichen. Sprachwissenschaft im Sinne Weisgerbers lasse die “Linguistik zu einer Spielart des Darwinismus” (*Funk-Kolleg Sprache* 1973: 17)²⁵² werden, die ein zweifelhaftes nationales Selbstverständnis absichern wolle. Deshalb brauche auch nicht weiter verteidigt zu werden, “warum wir darauf verzichten wollen, diese Auffassungen zum Thema Sprache genauer zu behandeln” (ebd.). Eine ausführliche Begründung für die Abgrenzung zu Weisgerber wird also als nicht mehr erforderlich angesehen und mit dem Hinweis auf die Unzulänglichkeit und Gefährlichkeit seiner Ansichten als erledigt betrachtet. Weisgerber versteht diesen Affront als “Usurpation” (Weisgerber 1972c: 140; 1973a: 20), er beklagt die komplette Ignorierung der Sprachinhaltsforschung (Weisgerber 1973d: 123) und kennzeichnet das Unternehmen des Funkkollegs als “Großoffensive” (Weisgerber 1973a: 33), sozusagen als gegen ihn gerichteten Feldzug.

Eine inhaltliche Kritik am Funkkolleg erfolgt insbesondere in drei Artikeln, die Weisgerber in der *Muttersprache* sozusagen begleitend zu den Sendungen (Weisgerber (1972a) und (1972c) sind Kommentare zum 1. Semester des Funkkollegs, (1973d) zum 2. Semester) veröffentlicht. Der Funkkolleg selbst war geplant als verkürzende Adaptation der generativen Transformationsgrammatik Chomskys, was im 1. Semester auch weitgehend eingehalten wurde, im 2. Semester aber scheiterte. Dazu nehmen wir weiter unten Stellung. Weisgerbers Kritik des 1. Semesters richtet sich zuallererst gegen die Auffassung von Sprache als Kommunikationsmittel (Weisgerber 1972a: 68f.), was nach Weisgerber, wie wir schon wissen, eine falsche Grundlagenentscheidung bedeutet, die den Wert sämtlicher Folgeanalysen erheblich beeinträchtigt, wenn nicht entwertet. Es folgen die üblichen Argumente, dass Sprache nicht als *langue* in den Blick komme (ebd. 70) und der Bereich der *Bedeutung* aus der Analyse ausgeschlossen werde (ebd. 71). Scharf kritisiert wird das im Funkkolleg als Basismodell von Sprachprozessen propagierte Codemodell, das aus der Informationstheorie übernommen sei und von der simplen Vorstellung ausgehe, dass ‘Vorstellungen’ vom Sprecher in Sprache kodiert und vom Hörer dann wieder dekodiert werden. Nicht nur bleibe vollkommen unklar, wie man zu der schlicht vorausgesetzten Prämisse gelange, dass Kodierung und Dekodierung kompatibel bzw. geradezu identisch seien (Weisgerber 1972c: 132f.),

²⁵² Dass der im Funk-Kolleg abgedruckte Text dem in der Sendung verlesenen entspricht, kann man Weisgerber (1973b: 278) entnehmen, dem man in dieser Frage wohl glauben darf.

Sprache werde auch auf die Funktion eines defizienten Verpackungsmediums beschränkt und es werde ausdrücklich abgelehnt, irgendwelche Aussagen über die (konstitutive) Funktion von Sprache in der Vorstellungsgenese bzw. im Denkvorgang zu machen (ebd. 133). Besonders erobost war Weisgerber über den am Ende des 1. Semesters zum Thema Wortbildung geäußerten Satz des Verfassers Kürschner:

“Wir müssen es hier mit diesen Andeutungen bewenden lassen, da es noch keine Arbeiten zur nichttransformationellen Wortbildung gibt.” (zit. nach Weisgerber 1972c: 139)

Zwar wurde dieser Satz aus der Buchausgabe des Funkkollegs scheinbar gestrichen, in einer Replik zu Weisgerber macht Kürschner aber klar, dass er sich mit dieser Formulierung auf das Fehlen von Arbeiten bezogen habe, die im Rahmen der generativen Grammatik nicht auf die Methode der Analyse der Basisverkettung von Sätzen beruhten (Kürschner 1972: 340). Kennzeichnend für die Zeitstimmung ist aber, dass Kürschner, der durchaus zugibt, dass seine Formulierung unglücklich gewählt worden sei (ebd.), den allgemeinen Impetus von Weisgerbers Kritik als unzutreffend und ideologisch motiviert zurückweist.

Die Kritik des 2. Semesters des Funkkollegs steht unter anderen Bedingungen. Aus den Reihen der für den Funkkolleg ausgewählten Referenten wurde, vollkommen unerwartet für die Koordinatoren, heftige Kritik am Konzept des Funkkollegs geäußert. Maas und Wunderlich, die 1972 mit ihrem Buch *Pragmatik und sprachliches Handeln* die pragmatische Wende in der Sprachwissenschaft/Linguistik einleiteten, traten mit mehreren Publikationen und öffentlichen Auftritten (Maas/Wunderlich 1972; Wunderlich 1972; Maas 1973; Podiumsdiskussion Maas - Baumgärtner im Juni 1972²⁵³) als dezidierte Gegner des Funkkollegs auf. Die Kritik in den drei genannten Publikationen umfasst nahezu 100 Seiten und kann hier nicht in ihrer Detailliertheit wiedergegeben werden. Nach Ansicht der Autoren basiert das Konzept des Funkkollegs und die in seinem Rahmen gegebenen Erklärungen auf einem simplifizierten naturwissenschaftlichen Kausalmodell, das zudem haarsträubende logische Grundregeln verletzt (Wunderlich 1972: 56ff.), auf einer ebenfalls extrem simplifizierten Vorstellung des Kommunikationsprozesses (ebd. 61ff.), auf einem Automatenmodell von Sprache (ebd. 67ff.), auf zum Teil absurden Begriffsdefinitionen etwa von *natürlicher Sprache* oder *Konvention* (ebd. 64ff.) etc.. Insbesondere Maas weist zudem darauf hin, dass die

²⁵³ Dies geht aus Weisgerber (1973d: 126f.) hervor.

didaktische Konzeption des Funkkollegs einer ausgeprägt autoritären Grundhaltung entspreche, indem besonders reproduktive Assimilation zum Teil grotesker und jeglicher Begründung ermangelnder Thesen gefordert werde und eigenständiges Nachdenken schon aufgrund der didaktischen Konzeption der Bearbeitungsbögen rigoros unterbunden werde (u.a. Maas 1973: 40f). Da Maas zudem auch auf Weisgerbers Kritik am Funkkolleg referiert und trotz politisch geradezu diametral entgegengesetzter Einstellung diesem in fast jedem Punkt Recht gibt (Maas 1973: 39-44), ist Weisgerber im Grunde jeglicher weiteren Kritik enthoben. Tatsächlich kann man feststellen, dass Weisgerber ab 1973 eine andere Strategie einschlägt, die auch im Artikel zum 2. Semester des Funkkollegs schon durchschlägt: Er versucht zu zeigen, dass in aktuellen Entwicklungen der Sprachwissenschaft / Linguistik (bei Lyons, Chomsky, Coseriu und Geckeler etc.) Tendenzen einer deutlichen Annäherung an seine eigene Position festzustellen sind. Dazu werden wir im folgenden Unterkapitel kurz Stellung nehmen. Tatsache ist aber, dass Weisgerber schon allein wegen seines fortgeschrittenen Alters, vor allem aber aufgrund des hier beschriebenen Paradigmenwechsels im schulischen und universitären Rahmen keine Basis mehr für die weitere Entwicklung seiner Sprachinhaltsforschung hatte. Was die öffentliche und universitäre Resonanz anbelangt, kann man durchaus sagen, dass die Sprachinhaltsforschung in diesen vier Jahren von 1969 bis 1973 ihre Stellung in der sprachwissenschaftlichen Diskussion der Germanistik fast gänzlich eingebüßt hatte. Von weiteren, im Stile Baumgärtners auf ein paar Zeilen begrenzten pauschalen Abqualifizierungen Weisgerbers (vgl. u.a. Heeschen/Kegel 1972: 49) verlagerte sich die Rezeption Weisgerbers dann immer mehr auf eine detaillierte Recherche zum Thema der Verstricktheit Weisgerbers in die Nazi-Ideologie. Diese Tendenz dominiert bis auf wenige Ausnahmen²⁵⁴ die Weisgerber-Rezeption bis in die Gegenwart.²⁵⁵

²⁵⁴ Rezeptionen Weisgerbers, die nicht in erster Linie ideologiekritisch motiviert sind und ebenfalls nicht aus dem Kreis der Sprachinhaltsforschung selbst stammen, sind äußerst rar. In erster Linie würde ich hier Ehlers (1997a; 1997b; 2000) nennen, der neue Ergebnisse zur Saussure-Rezeption Weisgerbers und dessen Beziehung zum Prager Strukturalismus erarbeitet hat, sowie Willems (1994a; 1994b; 1995) und Werlen (1989; 2002a; 2002b), die Weisgerber jedoch in erster Linie orientiert an Gippers Weiterentwicklung der Sprachinhaltsforschung rezipieren.

²⁵⁵ In der ideologiekritisch orientierten Rezeption bis heute kann man vier Phasen oder Richtungen unterscheiden: (i) Die besonders von Gerd Simon durchgeführten bzw. initiierten Untersuchungen Ende der 70er Jahre insbesondere zu Weisgerbers Tätigkeit als Sonderführer in der Bretagne zum Ende des 2. Weltkriegs und zur Rolle Schmidt-Rohrs in der Zeit nach der Auseinandersetzung um sein umstrittenes Hauptwerk; vgl. Simon (1979a; 1979b; 1982) und Kap. 2.3.1.1.; (ii) Ivos Kritik besonders an Weisgerbers Humboldt-Rezeption, dessen Argumentation in der Hauptsache ideologiekritisch fundiert wird; vgl. dazu Ivo (1992; 1994a; 1994c; 1994d), Roth (2004) und Kap. 3; (iii) nicht auf Weisgerber beschränkte generelle Untersuchungen zur Verstrickung der Sprachwissenschaft in nationalsozialistische Ideologie, in denen es Abschnitte oder Kapitel zu Weisgerber gibt, u.a. Römer (1989), Ahlzweig (1989), Hutton (1999), Tomus (2004), vgl. Kap. 2.3.1.1.; (iv) die im Sammelband zum 100. Geburtstag Weisgerbers dokumentierten Detailanalysen zu Weisgerbers Rolle im Nationalsozialismus, besonders Lerchenmüller (2000), Knobloch (2000) und Heinz/Albrecht (2000), die zum Teil auf dort angegebenen Voruntersuchungen beruhen, vgl. Kap. 2.3.1.1.

2.3.2. Präsenz der Sprachinhaltsforschung nach 1970

Angesichts der Dominanz der ideologiekritisch bestimmten Weisgerber-Rezeption nach 1970 werden Grundpositionen und Theoreme der Sprachinhaltsforschung eindeutig marginalisiert und als unfähig erachtet, gegenüber dem Verdikt ideologischer Dubiosität den Anspruch auf eingeschränkte Geltung rechtfertigen zu können. Angesichts der enormen Ausdifferenzierung der modernen Linguistik in den letzten 30 bis 40 Jahren, die eine simple Übersicht über generelle Tendenzen, Disziplinen, allgemeine Trends zu einem fast hoffnungslosen Unternehmen macht, können unsere folgenden Hinweise auch keinen Anspruch auf Systematizität erheben. Sie sondieren nur einen möglichen, von der Fragestellung dieser Arbeit geleiteten Zugang zu diesem noch fast gänzlich unbearbeiteten Fragebereich.

Dieser Zugang orientiert sich an folgenden Koordinaten: (i) Unbestritten dürfte erstens der Einfluss Weisgerberscher Theoreme auf die Entwicklung der Wortbildungslehre sein. (ii) Zweitens spielten und spielen Weisgerbersche Positionen im Bereich der lexikalischen oder strukturellen Semantik im weitesten Sinne eine Rolle. Folgt man dem Versuch Kotorovas (1996: 174), so lassen sich drei Basistypen semantischer Theorien unterscheiden, die Theorie der semantischen Merkmale, die Theorie des semantischen Feldes und die Theorie der prototypischen Strukturierung. (iia) Zum Theorieansatz der Erforschung semantischer Merkmale hat sich Weisgerber zumeist kritisch geäußert. Aufschlussreich sind in diesem Sinne Weisgerbers Stellungnahmen zu Chomsky, Katz und Fodor und zum frühen Bierwisch. (iib) Mit der ersten Weiterentwicklung der Theorie des semantischen Feldes (Greimas, Lyons, Coseriu, Geckeler) hat sich Weisgerber (zumindest mit den drei letztgenannten Vertretern) noch selbst auseinandergesetzt. Da die Theorie des semantischen Feldes ihre Ursprünge in der Sprachinhaltsforschung hat, darf man vermuten, dass Grundthesen der Sprachinhaltsforschung in diesem Theoriebereich in irgendeiner Form immer präsent sind. Andererseits kennzeichnet sich gerade die Weiterentwicklung dieser Theorie dadurch, dass sie die Analyse semantischer Merkmale als notwendiges methodisches Korrelat zur Feldlehre Weisgerbers und Triers ansieht. (iic) Obwohl die Prototypenforschung sicher den Anstoß zur Entstehung der kognitiven Linguistik gegeben hat, sind beide Termini nicht als identische Theoriebegriffe anzusehen, stehen aber in genetischer Verbindung. Mehrfach angedeutet, aber bisher noch quasi vollkommen unbearbeitet ist die Frage der Präsenz von Theoremen der

Sprachinhaltsforschung (weniger in der Prototypenforschung als) in der kognitiven Linguistik. In diesem Kapitel werden einige Hinweise zu diesem Fragebereich gegeben. (iii) Für die weiteren Kapitel wichtig erscheint dann noch die Frage der Stellung Weisgerbers zur eigentlich erst ab 1970 ins öffentliche Wissenschaftsbewusstsein getretenen pragmatischen Sprachwissenschaft, die nicht nur in sprachwissenschaftlicher Hinsicht in Konkurrenz zur Semantik tritt.

(i) Der Einfluss Weisgerbers auf die moderne Forschung zur Wortbildung beruht zum einen sicherlich darauf, dass mit Johannes Erben ein Weisgerber gegenüber aufgeschlossener Sprachwissenschaftler ganz entscheidend zur Systematisierung der Wortbildungsforschung beitrug, was sich in der Organisation der Forschungsarbeit zu den fünf Bänden zur Deutschen Wortbildung, in seiner mehrfach wiederaufgelegten²⁵⁶ *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre* (Erben 1993) und zahlreichen Einzelveröffentlichungen niedergeschlagen hat. Zum anderen ist er auch in der Sache begründet, da semantische Bedingungsfaktoren aus der Wortbildungslehre nicht ausgeklammert werden können. Erben hat mehrfach darauf hingewiesen, dass er besonders dem Weisgerberschen Begriff und Konzept des *Wortstands*, der bei Erben terminologisch als *Funktionsstand* (Erben 1993: 70f.) gefasst ist, viel zu verdanken hat (Erben 1991: 85; vgl. auch Erben in *In memoriam Leo Weisgerber* 1986: 26), und sieht die von ihm initiierte Weiterentwicklung der Wortbildungslehre an den Einbezug des inhaltbezogenen Standpunkts geknüpft (Erben 1991: 85; vgl. auch Erben 1979). Zu betonen wäre aber bei dieser Charakterisierung das Wort *Einbezug*, da Erben im Prinzip alle, auch nicht-inhaltbezogene methodische Ansätze, in seinen Forschungen berücksichtigt bzw. ernstnimmt. Nach Aussage Eichingers wird der im Rahmen des oben beschriebenen Paradigmenwechsels von der Sprachwissenschaft zur Linguistik in der deutschen Wortbildungslehre ab 1969 herrschende Trend zu morphostruktureller Beschreibung schon relativ früh durch die Tendenz ersetzt, wieder verstärkt die Semantik der Wortbildungsparadigmen zu untersuchen (Eichinger 1994: 6).²⁵⁷

(ii) Weisgerbers Rezeption der im Grunde von Beginn an in ständiger Entwicklung befindlichen generativen Grammatik, als deren Begründer mit Recht

²⁵⁶ Mittlerweile ist 2006 die 5. Auflage erschienen.

²⁵⁷ Im Rahmen von Kapitel 4 werden drei Erkenntnisse der Wortbildungslehre, die alle auch bei Weisgerber schon präsent sind, zur Beurteilung der Sprachkonzeption Heideggers wichtig werden: Die von Erben und seiner Arbeitsgruppe systematisch erarbeitete Aufstellung der Funktionsgruppen (bei Weisgerber *Wortnischen*) von Wortbildungsmorphemen, der Gesichtspunkt des semantischen Rangs (Erben 1993: 25) oder Inhaltswerts von Wortbildungsmorphemen und der Gesichtspunkt der semantischen Interaktion von Wortbildungsmorphem und Simplex (vgl. dazu besonders Mungan 1986).

Chomsky gilt, ließe sich als eine des verpassten, verspäteten und dadurch verbauten Dialogs bezeichnen. Noch bis 1969 hört man verschiedentlich Stimmen, die auf die mögliche Fruchtbarkeit eines Dialogs der generativen Grammatik mit der Sprachinhaltsforschung hinweisen. 1967 stellt Weisgerber noch recht naiv fest, dass mittlerweile auch die “verschiedenen Formen des Strukturalismus und generativer Grammatik” eingesehen hätten, dass der “Schwerpunkt der konkreten Sprachforschung im Aufweisen des inhaltlichen Aufbaues der verschiedenen Sprachen liegen muß” (Weisgerber 1967: 7). Selbst einer seiner kurze Zeit später ärgsten Gegner, Baumgärtner, gibt 1967 noch zu bedenken, dass zwar bei der Sprachinhaltsforschung die von Chomsky betonte universale Sprachkompetenz des Individuums unberücksichtigt bleibe, dafür aber der in der generativen Grammatik leider noch unbeachtete Feldbegriff voll ausgestaltet und in vielen Einzelbereichen empirisch untersucht worden sei (Baumgärtner 1967: 56). Und noch 1969 meint Polenz, dass die neuen (wohl semantischen) Tendenzen in der generativen Grammatik “in der Zielsetzung der <inhaltbezogenen> Sprachforschung weithin nächst[en] als der taxonomische Strukturalismus” (Polenz 1969: 164). Im September des gleichen Jahres stattet Gipper Chomsky einen Besuch ab (vgl. Gipper 1992/93, Bd. 2: 74) in der Hoffnung, Chomsky zu einer Annäherung an Weisgerbers Positionen bewegen zu können. Zudem hatte auch Hoberg in seiner 1969 eingereichten, von Moser und Weisgerber betreuten Dissertation zum sprachlichen Feld auf Chomskys Humboldt-Adaptation und seinen Verweis auf die Lehre sprachlicher Felder aufmerksam gemacht.²⁵⁸

Weisgerber war aber scheinbar erst bereit, von seinem ‘Feindbild’ der amerikanischen Linguistik abzurücken, als der oben dargestellte Linguistik-Sprachwissenschafts-Streit schon eingesetzt hatte und die postulierte Nähe Chomskys zu seiner eigenen Position zu einem strategischen Vorteil zu gereichen versprach, insofern als den deutschen Generativisten gezeigt werden sollte, dass ihr Protagonist im Begriff war, ins Lager der Sprachinhaltsforscher überzuwechseln. 1970, als die Anzeichen des Paradigmenwechsels in der Sprachwissenschaft schon mehr als deutlich zu sehen waren, schreibt Weisgerber, mehr wohl vom Wunsch als von den Fakten bestimmt:

²⁵⁸ Vgl. Hoberg (1970: 140); bei Chomsky findet sich folgende Aussage: “[Humboldt] regards the lexicon [...] as based on certain organizing generative principles that produce the appropriate items on given occasions. It is from such an assumption that he develops his well known view that (in modern terms) concepts are organized in terms of certain ‘semantic fields’ and that they receive their ‘value’ in terms of their relation to the principles that determine this system.” (Chomsky 1966: 20).

“Die Lebensferne der Computerlinguistik hatte in den jüngeren Abhandlungen der generativen Grammatik unbeabsichtigt zu einer >muttersprachlichen< Umkehr und Fundierung geführt.” (Weisgerber 1970b: 169f.)

Noch aber überwiegt der kritische Ton, der Muttersprachangehörige sei als *native speaker* verkleidet und der Kompetenzbegriff Chomskys irreführend (ebd. 170). Das Wort *unbeabsichtigt* im angeführten Zitat muss so verstanden werden, als impliziere Chomskys Wandel das Muttersprachtheorem, ohne sich dieser Implikation im Klaren zu sein. Hier irrte sich Weisgerber und schoss in seiner Chomsky-Rezeption übers Ziel hinaus. Kurze Zeit später korrigierte er dann diese Position.

Wie die späteren Texte Weisgerbers zeigen, beziehen sich alle expliziten Zitate Weisgerbers auf Chomskys *Language and Mind* bzw. dessen deutsche Übersetzung, die schon 1970 erschienen war, einige Hinweise implizieren aber auch die Lektüre von *Cartesian Linguistics* von 1966. In der deutschen Übersetzung von *Language and Mind* konnte nun auch der deutsche Leser Chomskys klare Absage an die Stimulus-Response-Psychologie als Fundament der Linguistik lesen, sowie dessen Einbekenntnis des “Fehlschlag[s]” des vorgängigen Strukturalismus, der nicht imstande gewesen sei, die Mechanismen aufzudecken, “die dem kreativen Aspekt des Sprachgebrauchs und dem Ausdruck semantischer Inhalte zugrunde liegen” (Chomsky 1970: 43). Chomskys ‘Wende’ lag bekanntlich begründet im Erstaunen über die Fähigkeit von Kindern in der ersten Phase des Spracherwerbs, Sätze zu bilden, die sie nie zuvor gehört hatten. Insofern nimmt er an, dass die Sprachkompetenz erstens vererbt und zweitens als spezifisches kognitives System zu untersuchen sei. Einzelsprachliche Grammatiken, so nimmt Chomsky an, sind nur spezifische Ausgestaltungen einer ihnen zugrundeliegenden universalen Grammatik, die es mit kognitiven Leistungen zu tun hat, welche ihrerseits das kognitive Subsystem Sprache determiniert (ebd. 51). Die Analyse sprachlicher Prozesse kann uns über die Organisation mentaler Prozesse Aufklärung verschaffen (ebd. 155). Die Linguistik wird entsprechend als Teilgebiet der Psychologie bestimmt (ebd. 51).

Anfang 1971 sieht sich Weisgerber wohl genötigt, etwas fundierter auf Chomsky einzugehen. Mit Bezug auf die in einer Fußnote geäußerten Sätze Chomskys (“Ich habe den Spracherwerb bisher von der offenkundig falschen Annahme aus erörtert, daß es sich hier um einen Prozeß handelt, der sich auf einen Schlag vollzieht. Es gibt viele

interessante Fragen, die sich dann ergeben, wenn wir in Betracht ziehen, wie sich der Prozeß in der Zeit erstreckt” (Chomsky 1970: 146, Anm. 19) – Weisgerber zitiert den englischen und deutschen Wortlaut – knüpft Weisgerber hieran die Schlussfolgerung, dass damit “Raum und Zeit freigegeben werden für das Einsetzen gemeinsprachlicher Wirkungen” (Weisgerber 1971b: 109). In dem fast gleichzeitig erschienenen Aufsatz im Zuge des oben dargestellten Muttersprachstreits (Weisgerber 1971c) wird Weisgerber dann noch, in zugleich dramatisierender Manier, deutlicher:

“Hier stürzen ganze Fundamentteile der generativen Grammatik zusammen. Statt dessen öffnet die zugegebene zeitliche Spanne des Prozesses des Spracherwerbs [...] gerade den Raum für das Wirksamwerden einer geltenden Muttersprache in der Entfaltung der kindlichen Sprachfähigkeit.” (ebd. 102)

Die Zeiten für einen konsensorientierten Austausch von Argumenten waren aber schon vorbei, in seiner Replik auf Weisgerber geht von Stechow denn auch gar nicht auf dieses noch nicht einmal überzeugende Argument Weisgerbers ein, sondern führt statt dessen Argumente gegen Weisgerbers überholte deutschtümelnde Terminologie ins Feld (von Stechow 1971: 104f.). Wohl auch bedingt durch das Gefühl der gescheiterten Strategie wirken die Darstellungen Weisgerbers 1972 und 1973 zu diesem Thema weitaus ernüchterter. Weiterhin beharrt Weisgerber auf der Fokussierung des Muttersprachtheorems, nun aber wird deutlich und unmissverständlich gesehen, dass Chomsky eben gerade hier *nicht* auf Weisgerbers Linie einschwenkte (Weisgerber 1972e: 154; 1973a: 88), obwohl Weisgerber eine solche Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte. In wieder einmal überzogener Form träumte er davon, dass ein “Ausgleich zwischen generativer und energetischer Sprachbetrachtung [...] weltweite Bedeutung gewinnen” (Weisgerber 1973a: 89) könnte.

Offensichtlich hatte sich Weisgerber einen solchen Ausgleich von einer nahezu vollständigen Akzeptanz seiner eigenen Position erhofft. Dafür spricht auch, dass er die freudig zur Kenntnis genommene Wende zur Beachtung der Semantik in der generativen Grammatik nicht zum Anlass nahm, sich ernsthafter mit der semantischen Erweiterung der generativen Grammatik, die schon 1963 von Katz und Fodor initiiert worden war, auseinanderzusetzen. In einem Text von 1973 hatte es den Anschein, als wolle Weisgerber das Modell von Oberflächen- und Tiefenstruktur auf seine

Dichotomie *Lautform - Inhalt* übertragen (allerdings nicht mit Bezug auf Katz/Fodor, sondern auf den ‘Meister’ Chomsky):

“Wesentlich ist das Problem, das Chomsky mit der Gegenüberstellung von Tiefen- und Oberflächenstruktur zu fassen sucht. Letztlich handelt es sich um die sinnlich-geistige Doppelseitigkeit der Sprache, für die von dem generativen Standpunkt aus keine klare Lösung zu finden war, die aber trotzdem allen Ansätzen, für die das Sprachliche sich wesentlich mit dem Gestalthaften erschöpft, haushoch überlegen ist.” (ebd. 205)

Wir werden noch sehen, dass das auf den ersten Blick offensichtliche Missverständnis von Chomskys Begriff der Tiefenstruktur gar nicht so fehlgeht, wie anzunehmen wäre. Zunächst zeigt aber schon der kurze Blick auf Katz’ und Fodors semantische Theorie, dass hier starke Divergenzen zu Weisgerbers Position vorlagen. Weisgerber hat dies in seinen kurzen, ablehnenden Stellungnahmen (u.a. Weisgerber 1971a: 176) nicht explizit erörtert, dafür aber hat sein engster Schüler Gipper – und zwar unverändert bis in die 90er Jahre – vier zentrale Divergenzen herausgestellt: 1) Katz und Fodor gehen – bedingt wohl auch durch die Fokussierung des maschinellen Übersetzungsproblems – in ihrer semantischen Analyse von Oberflächen- und Tiefenstruktur von der Lautform und nicht vom Inhalt aus (Gipper 1992/93, Bd. 2: 74; Bd. 3: 90); 2) entsprechend ergibt sich als eines der entscheidenden Probleme das der Disambiguierung polysemer Lexeme (vgl. Katz/Fodor 1963: 172, 180, 188), das sich für die Sprachinhaltsforschung gar nicht stellt, da polyseme Lexeme als Homonyme aufgefasst werden (Gipper 1992/93, Bd. 2: 74; Bd.3: 46); 3) die entscheidende methodisch-innovative Einführung der semantischen Marker (Katz/Fodor 1963: 185ff.) beruhe auf einer *common-sense-ontology*, sei eine unreflektierte Erhebung umgangssprachlicher bzw. objektsprachlicher Begriffe in den Rang allgemeingültiger Begriffe mit metasprachlicher Funktion (Gipper 1992/93, Bd. 3: 159, 179; 1972: 162).²⁵⁹ Da man, wie Gipper wohl weiß, diesen Vorwurf auch der Sprachinhaltsforschung machen kann, liegt der entscheidende Punkt der Kritik darin, dass die Kontamination von Objekt- und Metasprache, die Zentraleinsicht des *linguistic turn*, zwar nicht in Frage gestellt wird, dass sie aber *einzel-* oder eben *muttersprachlich* bedingt ist (Gipper 1972: 162); 4) der Feldgesichtspunkt als methodisch essenzielles Kriterium wird von Katz/Fodor wegen ihrer Konzentration auf

²⁵⁹ Dieser Kritikpunkt ist vielfach auch aus ganz anderer Perspektive vorgebracht worden, etwa aus der Sicht des Erlanger Konstruktivismus (vgl. Droscher 1980: 306) oder im Rahmen der Kritik der Humboldtforchung an Chomskys Humboldt-Rezeption (u.a. Scharf 1983: 240). Besonders interessant auch der grundlegende Einwand Wolskis (1980: 45ff.), dass Lexeme, die die Funktion semantischer Merkmale übernehmen sollen, grundsätzlich nicht exakt definierbar, sondern *vage* bzw. schlechtbestimmt sind.

Lautform und Disambiguierung *überhaupt nicht* berücksichtigt (Gipper 1992/93, Bd. 3: 90; 1998: 52f.).²⁶⁰

Die ersten beiden Kritikpunkte wurden auch von anderer Seite zu einer systematischen Kritik der generativen Grammatik, und zwar in ihrer Form als Transformationsgrammatik, ausgeweitet. Die Konzentration auf die Transformationsregeln und ihre Operationalisierbarkeit verliere, so Coseriu, die semantischen Strukturen an sich aus dem Blick und orientiere sich am Referierten, nach Coseriu am Bezeichneten, an der Sache, die je nach Lexem auch begriffliches Konzept, psychische 'Vorstellung' sein könne (Coseriu 1988: 371ff.). Das, was in der Bezeichnung gleich sei, werde als grammatisch gleich und operational signifikant angesehen (ebd.; Coseriu 1970: 58).²⁶¹ Bedeutungsunterschiede würden entweder ignoriert oder als insignifikante Varianten der Oberflächenstruktur angesehen. Immer wieder herangezogene Beispiele sind die von der frühen Transformationsgrammatik als tiefenstrukturell identisch angesehenen Aktiv-Passiv-Transformationen (vgl. ebd.) bzw. überhaupt syntaktische Varianten der Satzkonstruktion.²⁶² Coseriu zufolge wird somit das Problem der Semantik sprachlicher Strukturen gar nicht gestellt, da es der Transformationsgrammatik nicht darum gehe, den Grund für die Verschiedenheit der Funktion sprachlicher Strukturen zu erforschen.²⁶³

Der entscheidende Punkt für unsere Untersuchung liegt aber nun darin, dass in der generativen Grammatik selbst, und zwar schon sehr früh, nämlich in den 60er Jahren, von 'innen' her, also aus dem Kreis der Chomsky-Schüler selbst, entscheidende Umgestaltungen vorgenommen wurden, die, jedenfalls zum Teil, später zu einer dezidierten Abwendung von Chomsky führten. Sowohl Helbig als auch Apel haben schon Anfang der 70er Jahre diese u.a. mit Arbeiten von Fillmore, Lakoff, McCawley und Ross (vgl. dazu Helbig 1974: 320ff.; 1986: 11f.; Apel 1972: 44f.) verbundenen Strömungen einer intensivierten Berücksichtigung semantischer und auch pragmatischer Gesichtspunkte auf tiefenstruktureller Ebene rezipiert, die dann letztlich zunächst zur Aufgabe des transformationellen methodischen Standpunkts und später zur Entwicklung

²⁶⁰ Dies wird auch der entscheidende Grund dafür sein, dass die 'kontinentale' Merkmalsemantik, die den Feldgesichtspunkt in die Merkmalsemantik einbezieht, obwohl aus unterschiedlichen Gründen und Rezeptionshaltungen heraus (bei Lyons aus Chomsky-Perspektive heraus, bei Coseriu und Geckeler durch die Rezeption des französischen Strukturalismus Tesnières und besonders Greimas' und Pottiers), für Gipper und Weisgerber weitaus akzeptabler erschien.

²⁶¹ So hat für Coseriu etwa die Struktur *mit x* die eine Bedeutung *unter Dabeisein von*, wohingegen die Transformationsgrammatik aus der jeweiligen lexematischen Erfüllung für *x* einen methodischen Differenzierungsbedarf ableitet (Coseriu 1970: 58ff.).

²⁶² Besonders interessant und aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Untersuchungen Engelkamps (1986: 127ff.), die zeigen, dass je nach sprachlicher Formulierung, d.h. syntaktischer Organisation einer Äußerung Umweltobjekte anders kategorisiert werden, was sich in signifikanter Weise auf das Problemlösungsverhalten des Menschen auswirkt.

²⁶³ Somit wird auch (zu Recht) bezweifelt, ob es sich bei der generativen Transformationsgrammatik überhaupt um eine Form des 'Strukturalismus' handle (Coseriu 1970: 60; vgl. auch Albrecht 2000: 5).

der kognitiven Semantik bzw. bei Fillmore zur ebenfalls kognitiv orientierten *frame*-Semantik führten. Weisgerber hätte also durchaus noch Gelegenheit gehabt, sich mit diesen für ihn weitaus interessanteren Ausläufern der generativen Grammatik auseinanderzusetzen, hat dies aber nicht getan (obwohl er Helbigs und Apels Texte kannte).²⁶⁴ Dafür war er bis zu seinem Lebensende viel zu sehr darauf fixiert, seiner Sprachinhaltsforschung in der einmal erarbeiteten Form ein Lebens- und Mitspracherecht in der modernen Linguistik/Sprachwissenschaft zu erhalten, was aber so einfach nicht gelingen konnte. So verwundert es auch nicht, dass die vielen Anklänge an Weisgerbersche Theoreme, die sich innerhalb der kognitiven Semantik finden lassen, im allgemeinen nicht im geringsten in eine Verbindung zu Weisgerbers Sprachinhaltsforschung gebracht werden. Darauf werden wir noch kurz am Ende dieses Kapitels zu sprechen kommen.

(iib) 1986, aus Anlass der Gedenkfeier zu Weisgerbers Tod, bemerkt Erben, dass die Thesen der Sprachinhaltsforschung ihre stärkste Nachwirkung einerseits in der Wortbildungslehre, andererseits in der strukturellen Semantik Coserius und Geckelers fanden (Erben in *In memoriam Leo Weisgerber* 1986: 26). Tatsächlich gab es schon Mitte der 60er Jahre unterschiedliche Ansätze zu einer schärferen methodischen Fassung feldmäßiger lexematischer Beziehungen²⁶⁵, eine ausführliche Diskussion der

²⁶⁴ Zumindest am Rande sei erwähnt, dass Weisgerber bzgl. der deutschen Chomsky-Rezeption den (ostdeutschen) Ansatz Bierwischs aus dem Sprachwissenschafts-Linguistik-Streit ausgeklammert und in allerdings recht vage gehaltenen Bemerkungen als interessanten und bedenkenswerten Ansatz 'markiert' hatte (Weisgerber 1972b: 233f.; 1973a: 51). Es fällt auf, dass Bierwisch in seiner frühen Arbeit zum Strukturalismus (Bierwisch 1966) am bilateralen Zeichenbegriff Hjelmslevs und auch Weisgerbers festhält. Obwohl er schon in dieser Phase sich von Sprachanalyse Aufschlüsse über allgemeine und universale kognitive Wahrnehmungs- und Denkstrukturen erhofft (ebd. 98), lassen bestimmte Textsignale (etwa ein doppelgerichteter Pfeil im Schema, ebd.) die Frage offen, ob es zwischen "semantische[n] Merkmale[n]" und "apperzeptive[r] Konstitution" des menschlichen Kognitionsapparates (ebd.) eine konstitutive Wechselwirkung gibt. Aber auch unabhängig von einer Entscheidung in dieser Frage erscheint es auch in diesem Fall auffällig, dass allein die Bezugsetzung von Kognitionsprozessen und -mustern mit sprachlichen Mustern und Prozessen zu Ergebnissen führt, die als solche innerhalb des Paradigmas der Sprachinhaltsforschung wichtig und fruchtbar hätten sein können, insofern als die prinzipiellere Frage, ob nun Sprache diese Kognitionsmuster bestimmt oder ob sie 'nur' Ausdruck oder 'Emanation' solcher Muster ist, durchaus hätte vertagt werden können und eher in den Rahmen der wissenschaftstheoretischen oder philosophischen Basisperspektive gefallen wäre. In späteren Veröffentlichungen (Bierwisch 1982; 1987) geht Bierwisch davon aus, dass allgemeine kognitive Denk-, Perzeptions- und Verhaltensmuster zwar durch Interaktion der fünf modulartigen Subsysteme *motorisches System*, *Perzeptionssystem*, *konzeptuelles System*, *System sozialer Interaktion*, *sprachliches System* entstehen, Sprache hier also durchaus perzeptions- und kognitionskonstituierende Funktionen übernehmen könnte (Bierwisch 1982: 140; vgl. auch 1987: 653ff.), bemerkt dann aber umgehend, dass die Funktion des konzeptuellen Systems in der "begrifflich strukturierten Verarbeitung der Umwelterfahrung" (Bierwisch 1982: 140) liege und die Repräsentationen des sprachlichen Systems lediglich zur Abbildung selbiger dienen (ebd.). Wie stark Differenzen in den Grundaxiomen die Beurteilung von Theorievalidität beeinflussen und zu immer neuen 'Glaubenskriegen' und polemischen Schlagabtauschen führen kann, zeigt die noch relativ junge Auseinandersetzung zwischen Ludwig Jäger auf der einen, Bierwisch, Grewendorf und Schnelle auf der anderen Seite (Jäger 1993a; 1993b; Bierwisch 1993; Grewendorf 1993; Schnelle 1993), wo den Vertretern von 'Chomsky-Theorien', zu denen Bierwisch und Grewendorf gezählt werden, vorgeworfen wird, sie negierten systematisch den Zusammenhang von Sprachstruktur und Sprachfunktion, insofern als sie die fundamentale sprachkonstitutive Rolle von Interaktion und Kommunikation ausblendeten (Jäger 1993a: 78). In Jäger kommt damit ein sozusagen pragmatisch aufgerüsteter Weisgerber wieder zu Wort, was nicht heißen soll, dass Weisgerber Jägers Polemik in all ihren Konsequenzen unterschrieben hätte.

²⁶⁵ Vgl. dazu Geckeler (2002: 724), der auf die frühen Arbeiten Coserius von 1964, auf Greimas (1966) und Ansätze Pottiers und Lyons' von 1968 verweist. Die weitgehende Ignorierung Greimas' durch Weisgerber scheint mir Parallelen zu Weisgerbers mangelnder Hjelmslev-Rezeption aufzuweisen. Greimas, der 1966 den für die 'kontinentale' Merkmalsemantik und die daran gekoppelten Feldanalysen wichtigen Begriff des Sems (und Semems) eingeführt hatte, betont ähnlich wie Hjelmslev, dass Bedeutung sich ausschließlich in Relationalität fixiert, und nicht in der Bindung an Einzelelemente (was nicht heißt, dass Merkmale als Elemente für Relationen nicht ausgemacht werden könnten), vgl. Greimas (1966: 19f., 103). Greimas führt auch Bedeutungsanalysen mit Hilfe von Merkmalsmatrizen ein, wobei unterschiedliche Belegung der Matrizen sozusagen

Feldlehren Triers und Weisgerbers unternimmt aber erst der Coseriu-Schüler Geckeler (Geckler 1971), der zugleich die Position Coserius in einer systematischen Zusammenfassung resumiert und von Weisgerbers bzw. Triers Position abgrenzt. Im Grunde reduziert sich der Vorwurf gegenüber Weisgerbers und Triers Felduntersuchungen auf den "Hauptvorwurf" (Geckeler 1971: 111), dass sie keine ausgearbeitete Wortfeldmethode vorgelegt hätten. Diese sei erst von Coseriu erarbeitet worden. Die "Kurze Skizzierung einer strukturellen Wortfeldmethode (nach E. Coseriu)" (ebd. 177 [= Überschrift des Kapitels IV: 177-204]) stellt dann sozusagen das methodische Brevier der Wortfeldtheorie der strukturellen Semantik Coserius und Geckelers dar. Wesentlich sind hierbei zwei grundlegende Verfahrensentscheidungen. Erstens wird das Korpus der für Wortfeldanalysen heranziehbaren Lexeme stark beschränkt und zweitens wird nach dem Prinzip der funktionellen Oppositionen (wobei Oppositionen nicht auf binäre Oppositionen beschränkt bleiben, sondern etwa auch graduelle Skalierungen beinhalten), also in Anlehnung an die Prinzipien der phonologischen Arbeiten des frühen Prager Strukturalismus, an Jakobson und besonders auch Hjelmslev, eine Terminologie entwickelt, die die inhaltsunterscheidenden Züge von Wortfeldelementen auf methodisch nachvollziehbare Weise zu benennen und zu klassifizieren erlaubt. Im Rahmen unserer Arbeit ist es nun nicht nötig, eine noch konzisere Zusammenfassung dieser Grundpositionen zu verfassen als es Geckeler selbst schon getan hat. Es genügt, die Aspekte herauszustellen, die sich in der Folge, und auch im Rückbezug auf Weisgerber, als in systematischer Hinsicht problematisch erwiesen haben. In erster Linie sind hier die Korpusbeschränkungen zu nennen: Aus einer Feldanalyse ausgeschlossen werden alle Lexeme, die unter den sehr weitgefassten Begriff *Fachterminologie* fallen, womit alle konventionell entstandenen bzw. festgelegten und definierbaren Bezeichnungen gemeint sind. Hier sollen nach Ansicht Coserius und Geckelers Bezeichnung und Bedeutung identisch sein, d.h. es sei in erster Linie der *Sachbezug*, der die Bedeutung des Wortes, die in diesem Falle einer Nomenklatur (ebd. 181) gleiche, bestimme. Unter den Begriff *Fachterminologie* fallen nicht nur vom Menschen konventionell festgelegte Skalierungen wie Notenbezeichnungen oder militärische Rangabzeichen (ebd. 180f.), die ja in den Anfängen der Feldlehre als Untersuchungsobjekte fungierten, sondern im Prinzip alle

Feldunterschiede direkt veranschaulichen. Darauf weist Greimas auch explizit hin und fasst den Feldbegriff als semantischen terminologisch als *champ lexématique* (ebd. 43). Obwohl nicht in direkter Referenz auf Weisgerber, finden sich bei Greimas auch die typisch Weisgerberschen Theoreme, dass sprachliche Kategorisierung weltbildprägend (ebd. 26) und eine jede Sprache eine "réalité sociale" (ebd. 67) sei.

Gegenstandsbezeichnungen (ebd.). Neben dieser methodischen Ausgrenzung erwies sich eine zweite als besonders problematisch, die auf Coserius Unterscheidung von primären und sekundären lexematischen Strukturen (ebd. 191f.) beruht. Unter sekundäre lexematische Strukturen fallen alle Kompositionen, Derivationen und Modifizierungen, worunter praktisch alle Wortbildungen als Grammatikalisierungen primärer lexematischer Strukturen fallen. Nach diesen und einer Reihe weiterer methodischer Vorentscheidungen, u.a. der Ausschluss diachronischer Felduntersuchungen, setzt dann die eigentliche Inhaltsanalyse ein, die mit den Hauptbegriffen *Lexem*, *Archilexem*, *Sem*, *Klassem* und *Dimension* arbeitet. Ich füge kurz die von Geckeler angegebenen Kurzdefinitionen an, deren Kenntnis im Prinzip vorausgesetzt werden darf: “Jede in einer Sprache als einfaches Wort gegebene Einheit ist inhaltlich ein *Lexem*.” (Geckeler 1971: 193); “Eine Einheit, die dem ganzen Inhalt eines Wortfeldes entspricht [aber nicht unbedingt lexikalisiert sein muss; B.S.], ist ein *Archilexem*.” (ebd.); “Die (kleinsten) inhaltsunterscheidenden Züge bei der Inhaltsanalyse können *Seme* genannt werden.” (ebd.); “Der Inhaltzug, durch den eine Klasse definiert wird, ist ein *Klassem*.” (ebd. 201), wobei der Begriff *Klasse* die Menge von Lexemen bezeichnet, die durch einen gemeinsamen inhaltsunterscheidenden Zug gekennzeichnet sind, der auch “außerhalb der Wortfelder funktionier[t]” (ebd.), wie etwa das semantische Merkmal *belebt*. Den Begriff der *Dimension* hat Geckeler selbst eingeführt (vgl. dazu Geckeler in *Studien zur Wortfeldtheorie* 1993: 15), um die verschiedenen Ebenen der die Seme betreffenden Unterscheidungen zu bezeichnen (z. B. *Geschlecht*, *Lateralität* oder *Generation* bei Verwandtschaftsbezeichnungen).²⁶⁶

Obwohl im Methodisierungsschub der Wortfeldtheorie insbesondere hinsichtlich der Erarbeitung der Terminologie, die die inhaltsunterscheidenden Merkmale fassen sollte, allgemein ein Fortschritt gesehen wurde (u.a. Schmitter 1987: 185), ist auch erkannt worden, dass die Theorien Coserius und Geckelers keine einfache Methodisierung der Weisgerber-Trierschen Feldlehre darstellen, sondern in wesentlichen Punkten geradezu in Widerspruch zu ihr treten. Herbermann zeigt den ersten und wichtigsten Widerspruch sehr klar auf:

“Gemäß Coserius Konzeption werden Wortfelder als lexikalisch-semantische Strukturierungseinheiten den – hauptsächlich grammatiko-semantisch bestimmten – «Wortklassen»

²⁶⁶ Hier ließe sich eine direkte Verbindung zu Weisgerbers Rede von ‘mehrschichtigen’ Feldern herstellen, da der Schichtbegriff Weisgerbers, von Geckelers Warte aus zumeist (und besonders hinsichtlich der mehrschichtigen Felder) den Aspekt der ‘Dimension’ betrifft.

nebeneinander und mit diesen zusammen als die «primären paradigmatischen Strukturen» klassifiziert. Diese wiederum werden insgesamt den Wortbildungsstrukturen der «Modifikation», «Entwicklung» und «Komposition» als den «sekundären paradigmatischen Strukturen» gegenübergestellt. Der WF-Begriff [Wortfeldebegriff; B.S.] ist damit in dieser Konzeption ausschließlich auf Simplicia beschränkt, und alle komplexen Wörter/Lexeme scheiden von vornherein als Aspiranten für eine felddkonstitutive Rolle aus. Diese WF-Auffassung steht in deutlichem Widerspruch zu allen zuvor behandelten WF-Konzeptionen [u.a die Triersche und Weisgerbersche; B.S.]; ging es deren Autoren doch gerade auch darum zu zeigen, daß komplexe Lexeme letztlich ihren Inhalt nicht von ihren Wortbildungsstrukturen, sondern von ihrer Stelle im lexikalischen Feld her empfangen.” (Herbermann 1995: 280f.; im Text vorhandene Fußnoten wurden im Zitat nicht angegeben)

Auch Schmitter (1987: 187) und Kastovsky (1995: 388) sehen, dass es sich bei dieser Differenz der besprochenen Wortfeldtheorien um einen fundamentalen Gegensatz handelt, der somit prinzipiell und keine Frage der strengeren Methodisierung ist, da ja für Weisgerber *jedes* Wortfeldelement wesentlich ist zur Bestimmung aller anderen und somit eine Ausgrenzung von Wortbildungen den Aussagewert von Felduntersuchungen entweder gänzlich unerheblich werden lässt oder zumindest erheblich einschränkt. Sehr negativ bewertet werden ebenfalls von Herbermann (1995: 283), aber auch von anderen Autoren (Hundsnurscher 1995: 347f.; Wunderli 1995: 794f.) die oben erwähnten ganz erheblichen Korpusbeschränkungen. Zudem muss die erwähnte Ausgrenzung von Sachbezeichnungen als fragwürdig angesehen werden. Gippers Feldanalyse zum *Sessel-Stuhl*-Wortfeld (Gipper 1959b) hat gezeigt, dass im Feld der *Sitzgelegenheiten* äußerst subtile und verdeckte Inhaltsdifferenzierungen vorliegen, die nicht in der Sachwelt von vornherein vorgegeben sind, sondern sprachlich konstituiert werden. Durch die Ansetzung einer unproblematisch *de facto* existierenden Sachwelt wird damit auch die Weltbildthese als Kernthese der Weisgerberschen Sprachauffassung von Geckeler und Coseriu ausgeblendet (so auch Schmitter 1987: 187f.).

Interessant ist, dass Weisgerber selbst diese grundlegenden Differenzen nicht deutlich betont. Dies mag wieder einmal daran liegen, dass die ausführlichste Rezeption eines Ansatzes der strukturellen Semantik, nämlich desjenigen Lyons’, im Argumentationszusammenhang des erwähnten Sprachwissenschaft-Linguistik-Streits verortet werden muss.²⁶⁷ Von Schnelle und von Stechow war Weisgerber vorgeworfen

²⁶⁷ Bzgl. der auf Merkmalanalyse aufbauenden Feldanalysen Coserius und Geckelers sind es also eher die methodischen Prämissen, die zu einer Divergenz führen. Auf einer tieferen Ebene der grundlegenden Prämissen sind jedoch Weisgerbers und Triers Feldlehre und diejenige Coserius und Geckelers durchaus vereinbar. Diese Ansicht vertritt u.a. auch Albrecht (2000: 158ff.). Lyons, der sich intensiv um eine Einführung von Chomsky in England bemühte, erfüllte zwei Bedingungen, die in Weisgerbers *Argumentationsstrategie*, wie wir in der Folge sehen werden, wesentlich waren: Er war zwar Chomskyaner, räumte aber ein, dass

worden, dass zwischen seiner Feldkonzeption und derjenigen Lyons' "Welten" (Schnelle 1971: 76; von Stechow 1971: 102) lägen, da den Feldanalysen Weisgerbers präzise methodische Termini fehlten. Noch vor Geckelers systematischer Übersicht über Coserius Ansatz hatte Lyons zur Untersuchung des *sense* durch definitorische Bestimmung von Termini wie *synonyms*, *hyponyms*, *co-hyponyms*, *superordinates* inhaltsunterscheidende Züge methodisch eindeutiger zu fassen versucht (Lyons 1968: 443ff.). Weisgerbers Auseinandersetzung mit Lyons, die sich mit der Diskussion der Wortfeldtheorie Geckelers und Coserius vermischt (Weisgerber 1972b: 235ff.), möchte einerseits den Streitgegnern Schnelle und von Stechow zeigen, dass sowohl Lyons als auch Coseriu und Geckeler im Grunde von seiner eigenen Position kaum abweichen, andererseits aber auch die Unterschiede zu Lyons bzw. Coseriu/Geckeler aufzeigen. Diese kontrastierenden Rezeptionsinteressen können gar nichts anderes als einen 'diplomatischen' Text zum Ergebnis haben. Von Weisgerber wird deshalb auch als positiv verbucht, dass im Gegensatz zu Schnelles und von Stechows suggestiven Polarisierungen sowohl Lyons²⁶⁸ als auch Geckeler seinen und Triers Ansatz ernstnahmen (ebd. 236; 244). Auch im Bemühen um strengere methodische Analyse von Inhaltszügen sieht Weisgerber keinen wirklichen Gegensatz, vielmehr lässt er durchblicken, dass dies für die Sprachinhaltsforschung durchaus im Sinne einer präziseren Bestimmung von inhaltsunterscheidenden Merkmalen nützlich sein könne (ebd. 238; 248). Als defizitär und seiner eigenen Zeichentheorie gegenüber rückschrittlich bezeichnet er Coserius praktische Durchführung der Distinktion von *Bedeutung* und *Bezeichnung*, ohne jedoch auf den oben genannten daraus sich ergebenden fundamentalen Unterschied der Feldkonzeptionen zu schließen (ebd. 241f.). Das zentrale Argument sowohl gegen Lyons als auch gegen Coseriu/Geckeler ist dagegen ein anderes (ebd. 245ff.): Bei den meisten Felduntersuchungen stießen dem Sprachforscher zunächst bisher unbemerkte Differenzen hinsichtlich der Bedeutung, des Gebrauchs oder syntaktischer Kombinationsmöglichkeiten auf, wodurch er veranlasst werde, zunächst einmal ein Korpus von konkurrierenden Feldelementen zusammenzustellen und sodann erst Hypothesen über etwaige Gliederungsgesichtspunkte aufzustellen, die in der Regel mehrschichtig und heterogen sein könnten und keine Sprachebene ausschließen dürften. In dieser Hinsicht könne eine

Chomskys Bedeutung möglicherweise gewaltig überschätzt werde, was Weisgerber (1972e: 159) dezidiert hervorhob, andererseits berücksichtigte und erwähnte er auch den sprachinhaltlichen Feldbegriff (vgl. die folgende Anm.).

²⁶⁸ Lyons hat auch später an der Komplementarität seiner Semantik zur Feldlehre Triers und Weisgerbers festgehalten (vgl. Lyons 1977: 620) und mitunter auch im Sinne der Weltbildthese argumentiert (ebd. 243; 250; 442).

Orientierung an vorweg (d.h. deduktiv) vorgenommenen, im Grunde eher simplen terminologischen Rastern die Feldanalyse eher blockieren als zu fruchtbaren Ergebnissen führen. Weisgerber proklamiert also hier ein stark induktives, und möglichst nicht-exklusivierendes methodisches Vorgehen, was im Verzicht auf eine fertig vorliegende Terminologie und festgelegte methodische Prozeduralität nur den Anschein habe, nicht-wissenschaftlich zu sein.

Die weitere Entwicklung auf dem Gebiet der Wortfeldtheorie brachte über den Einfluss der *frame*-Theorie Fillmores und der kognitiven Semantik²⁶⁹ eine Loslösung vom starren methodologischen Konzept Coserius und des frühen Geckeler. Seien es nun Gebrauchsfelder, Bildfelder oder Phraseologismen, die alten methodologischen Beschränkungen sind längst über Bord geworfen. Ein Blick in die bibliographischen Angaben zweier wichtiger in den 90er Jahren erschienenen Sammelbände (Lutzeier 1993; Hoinkes 1995) zeigt aber, dass Weisgerbers Arbeiten im Prinzip nur noch unter historiographischen Gesichtspunkten Erwähnung finden, was angesichts der mittlerweile stattgefundenen erheblichen Spezialisierung auch kaum verwundert. Dennoch bleibt festzuhalten, dass zumindest der geschichtliche Stellenwert sowohl Weisgerbers als auch Triers für die Entwicklung der Wortfeldtheorie nicht übersehen wird und das Denken in Feldbeziehungen in der lexikalischen Semantik nicht wegzudenken ist.

(iic) Dass es eine gewisse Affinität zwischen Weisgerbers Sprachinhaltsforschung und der kognitiven Linguistik gebe, wird in der Forschungsliteratur zwar bisweilen angedeutet oder vorausgesetzt, ist aber bisher noch nicht wirklich untersucht worden. So bietet der kurze Beitrag Dobrunovas auf dem Internationalen Kolloquium 1999 in Münster aus Anlass des 100. Geburtstages Weisgerbers (Dobrunova 2000) nicht mehr als die bloße Behauptung, dass eine solche Affinität vorliege, man wartet aber vergeblich auf Ausführungen zur Begründung dieser These. Im internationalen Handbuch *Lexikologie* schreibt Werlen:

“Implizit vertritt die Auffassung vom «Worten der Welt» die Position, dass Wörter als lexikalische Einheiten zugleich geistige Einheiten, moderner gesprochen **kognitive Repräsentationen**, darstellen, die sprachlich bedingt, resp. gefasst sind.” (Werlen 2002b: 382; Hervorhebung von B.S.)

²⁶⁹ Hier war sicherlich Lutzeier einer der entscheidenden Anreger; vgl. besonders Lutzeier (1993) und die von ihm verfasste Einleitung (ebd. 1-10).

Nicht zuletzt hatte Weisgerber selbst, im Zuge der weiter oben beschriebenen Auseinandersetzung mit der Semantik Lyons', geschrieben:

“Voraussetzung bei alledem wäre eine Einsicht in die *cognitive reality of semantic components*. Hier fehlt noch so gut wie alles, um die geläufigen naiven Anschauungen zu überprüfen.” (Weisgerber 1972b: 238)

Eine ausführliche Diskussion dieser Thematik, die wie gesagt noch ein Forschungsdesiderat darstellt, kann im Rahmen dieser Arbeit natürlich nicht geleistet werden. Eine Skizzierung der grundlegenden Voraussetzungen dieser Diskussion ist aber aufschlussreich auch in Hinsicht auf das folgende Kapitel (Kap. 3) und soll hier wenigstens ansatzweise versucht werden. Um grundsätzliche Unterschiede von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung zu anderen sprachwissenschaftlichen Ansätzen, die den Aspekt von *Kognition* berücksichtigen, in den Blick zu bekommen, unterscheiden wir in idealtypischer Reduktion vier *heuristische Grundmodelle* von Sprachforschung, in denen vier Basisinstanzen *Sprache*, *Kognition*, *Wirklichkeit* und *kommunikative Interaktion* einen jeweils unterschiedlichen epistemologischen Status erhalten.

Modell A ist kennzeichnend für viele Sprachforschungsansätze, die mit dem Etikett *kognitive Linguistik* belegt werden. Nach diesem Modell manifestieren oder sedimentieren sich kognitive Wahrnehmungs- und Denkmuster in Sprache. Sprachforschung bietet demzufolge einen Zugang zu verborgenen, hinter Sprache liegenden, Sprache bestimmenden kognitiven Strukturen. Die Fokussierung der Instanz *Kognition* führt dazu, dass epistemologische Basisfunktionen der beiden anderen Instanzen *Sprache* und *Wirklichkeit* eine Art Aufmerksamkeitsdefizit erleiden und unscharf, widersprüchlich oder unterdeterminiert behandelt werden.

Modell B ist kennzeichnend für Weisgerbers Ansatz. Hier liegt der Fokus auf der Instanz *Sprache*, die im Gegensatz zu Modell A ihrerseits kognitive Wahrnehmungs- und Denkmuster bestimmt, determiniert oder prägt. Wie wir schon gesehen haben, schließt Weisgerber aber nicht grundsätzlich die Möglichkeit eines Einflusses der Instanzen *Kognition* und *Wirklichkeit* auf Sprache aus. Daraus folgt, dass *Kognition* und *Wirklichkeit* unter heuristischem Gesichtspunkt also durchaus als eigenständige Instanzen angenommen werden. In diesem Modell führt die Fokussierung der Instanz *Sprache* dazu, dass epistemologische Basisfunktionen der beiden anderen

Instanzen *Kognition* und *Wirklichkeit* eine Art Aufmerksamkeitsdefizit erleiden und unscharf, widersprüchlich oder unterdeterminiert behandelt werden.

Modell C fokussiert zwar auch die Instanz *Sprache*, möchte aber eine klare Grenze zu den Instanzen *Kognition* und *Wirklichkeit* ziehen, d.h. unter heuristischem Gesichtspunkt eine Kontamination der Instanz *Sprache* durch die anderen beiden Instanzen vermeiden. Auch in diesem Modell führt die Fokussierung der Instanz *Sprache* dazu, dass epistemologische Basisfunktionen der beiden anderen Instanzen *Kognition* und *Wirklichkeit* eine Art Aufmerksamkeitsdefizit erleiden und unscharf, widersprüchlich oder unterdeterminiert behandelt werden.

Modell D fügt eine vierte Instanz hinzu, die *kommunikative Interaktion*. Die Fokussierung dieser Instanz hat oft zur Begleiterscheinung, dass nicht explizit genug darauf reflektiert wird, ob sich diese Instanz an diejenige der *Kognition* oder diejenige der *Sprache* anschließt. Unter heuristischem Gesichtspunkt wird der Aspekt *langue* dezentralisiert, der Aspekt *parole* unter pragmatischer Prämisse favorisiert. Der Bezug zur Instanz *Wirklichkeit* ist nicht modellspezifisch und hängt von der jeweiligen Option für epistemologische Prämissen ab.

Unserer Ansicht nach wird in sprachtheoretischer Absicht selten explizit auf alle hier idealtypisch skizzierten vier Modelle referiert. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht bilden die Reflexionen Wotjaks zum Thema *Bedeutung und Kognition*. Einige zentrale Thesen Wotjaks seien hier etwas ausführlicher vorgestellt. Entsprechend unserer These des Aufmerksamkeitsdefizits, das in ein Reflexionsdefizit mündet, stellt Wotjak fest, dass heutige Bedeutungs- bzw. Kognitionsforschung gewöhnlich einer der beiden folgenden heuristischen Grundpositionierungen folgt:

“Bedeutung wird als eine linguistische Erscheinung mit unleugbaren Spezifika betrachtet, was dahingehend ausgedeutet wird, daß entweder die Beziehungen zur Kognition gar nicht thematisiert werden [hier folgen implizite Verweise u.a. auf die Coseriu-Schule; B.S.] bzw. Bedeutung wie Kognitives als zu zwei voneinander letztlich unabhängigen modularen Kenntnissystemen gehörend [hier folgt der Verweis auf Bierwisch; B.S.] betrachtet werden, wobei über deren Interrelation und mögliche Interpenetration/Überlappung gar nicht oder nur sehr unzureichend reflektiert wird.” (Wotjak 1997: 34f.)

“Bedeutung wird ohne jegliche Einschränkung mit Kognition gleichgesetzt, was jedoch [...] selbst nicht bei Akzeptanz des prinzipiellen kognitiven Charakters der lexikalischen Bedeutung im Sinne [...] einer **kognitiven Entität sui generis** [...] automatisch zu schlußfolgern wäre.” (ebd. 35)

Um das Reflexionsdefizit zu beheben, ist Wotjak zufolge zu beachten, dass unter metasprachlichen Gesichtspunkten jede Beschreibung von Kognition letztlich wieder auf die lexikalische Semantik natürlicher Sprachen rekurrieren muss,

“Wenn Bedeutung [...] als eine kognitive Entität *sui generis* betrachtet wird, so ist eine Bedeutungsbeschreibung gewissermaßen automatisch auch immer kognitiv, eine kognitive Semantik müßte – um das Distinktivum «kognitiv» wirklich zu rechtfertigen – über eine lexikalische Semantik unseres Verständnisses deutlich hinausgehende zusätzliche wie abweichende Charakteristika herausstellen können sowie abweichende theoretische Prämissen und methodologische Vorgehensweisen aufweisen.” (ebd.)

“Eine Ermittlung solcher Seme als rekurrente metasprachliche Beschreibungselemente ist [...] – und darin liegt die besondere Crux der Dialektik von Sprache und Denken – wohl letztlich nicht ohne eine Analyse von LE-Vorkommen [LE = Lexematische Einheiten; B.S.], nicht ohne Rekurs auf Bedeutungen sprachlicher Zeichen, zu leisten.” (Wotjak 1987a: 700)

sowie darauf, dass diese Bedeutungen bzw. kognitiven Strukturen in kommunikativer Interaktion entstehen

“Immerhin finden sich die kognitiven Bestandteile der Bedeutung, ob sie nun semantische/semologische Komponenten/Konstituenten/Merkmale oder wie auch immer sonst heißen, als Resultat und Prämisse von Kommunikation [...] durch ihren sozialisierten wie usualisierten Charakter als hinlänglich distinkt bestimmt.” (Wotjak 1997: 35)

und dass in dieses von Wotjak so genannte “kommunikative Wissen” bzw. “soziale Interaktionswissen” auch “Designatsdomänenwissen”, d.h. “Weltwissen” oder “enzyklopädisches Wissen” (ebd. 37) eingeht. Dass hiermit die Welt der *Sachen*, in zeichentheoretischer Hinsicht sowohl als Denotat als auch als Referiertes, ins Spiel kommt, zeigt deutlicher noch die in gleicher theoretischer Hinsicht geäußerte Bemerkung:

“Was aber den [zur metasprachlichen Beschreibung von Bedeutung zur Verfügung stehenden; B.S.] Allgemeinwortschatz [...] betrifft, wäre zur Unterstützung von semantischen Analysen wohl am ehesten auf eine synchrone Völkerkunde, etwa auf eine Beschreibung in der Tradition der «Wörter und Sachen» bei Konkreta, zurückzugreifen.” (Wotjak 1987a: 700)

Die Überlegungen Wotjaks zeigen meiner Ansicht nach in exemplarischer Weise, dass eine angemessene Erfassung von *Bedeutung* bzw. *Kognition* die von uns so genannten vier Instanzen *Sprache*, *Kognition*, *Wirklichkeit*, *kommunikative Interaktion* und die Möglichkeit ihrer Überlappung bzw. Wechselwirkung unter ontologischer wie epistemologischer Prämisse zu berücksichtigen hat. Obwohl Wotjak selbst das von uns aufgestellte Modell D zu favorisieren scheint, versucht er die gewöhnlich auftretenden Aufmerksamkeits- bzw. Reflexionsdefizite zu vermeiden.

Die in der Folge kurz skizzierten auffälligen ‘Spuren’ von Affinität zwischen Sprachinhaltsforschung und kognitiver Linguistik lassen sich, so hoffe ich, nach diesen grundlegenden Vorbemerkungen besser verstehen.

In den Klassikern der kognitiven Linguistik werden entsprechend unserem Modell A in der Regel kognitive Strukturen als grundlegender als sprachliche Strukturen angesehen. Besonders klar drücken diese Anschauung Lakoff und Johnson aus:

“Wie wir gezeigt haben, sind Metaphern ihrem Wesen nach konzeptuell. [...] Doch in der Philosophie hat man bislang die Metapher bezeichnenderweise als «rein sprachliche» Angelegenheit behandelt, und in den entsprechenden philosophischen Diskussionen hat man sich nicht darauf eingelassen, daß die Metapher ihrem Wesen nach konzeptuell ist [...]” (Lakoff/Johnson 2000: 183)

Auch Langacker behauptet:

“SEMANTIC STRUCTURE is conceptualization tailored to the specifications of linguistic convention. Semantic analysis therefore requires the explicit characterization of conceptual structure.” (Langacker 1987: 99)

Zwischen Semantik und Grammatik gibt es Langacker zufolge keinen grundlegenden Unterschied, insofern als grammatische Phänomene ebenfalls Bedeutungen und semantisch interpretierbar sind. Wenn Langacker behauptet, “[g]rammar (like lexicon) embodies conventional **imagery**” (ebd. 39), so versteht er *conventional imagery* nicht etwa im Sinne einer sprachlichen Metapher, sondern als Arsenal mentaler/kognitiver Konzepte (ebd. 111). Obwohl also Sprache gewissermaßen nur als Epiphänomen, beruhend auf der tieferliegenden Schicht kognitiver Prozesse und diese manifestierend, gedacht wird, ist eine jegliche semantische Struktur zu einem hohen Grad eigen- oder muttersprachspezifisch:

“Semantic structure is not universal; it is language-specific to a considerable degree. Further, semantic structure is based on conventional imagery and is characterized relative to knowledge structures.” (ebd. 2)

Weder Langacker noch Lakoff/Jackson lassen sich auf eine weitere Verfolgung der von Wotjak hervorgehobenen Zirkularität der Fundierungsfunktion von Sprache bzw. Kognition ein, die somit aus dem Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt aber dennoch omnipräsent ist, allein schon dadurch, dass sowohl Langacker als auch Lakoff/Johnson kognitive Strukturen ja überhaupt nur in ihrer Form als Sprachstrukturen untersuchen.

Auf der Basis dieser Vagheit stimmen dann bestimmte Axiome mit denen der Sprachinhaltsforschung auf überraschende Weise überein. Genannt seien hier nur einige wenige Beispiele. So gibt es nach Langacker im Prinzip keine Synonymität, sondern jeder lexikalischen oder syntagmatischen Variante entspricht eine semantische Differenz (ebd. 293; 387). Weiterhin gibt es eine überraschende Ähnlichkeit in der Deutung der Passivkonstruktionen: Weisgerbers ‘täterabgewandter Diathese’ entspricht Langackers Interpretation, dass Passivkonstruktion ein “defocusing the agent” (Langacker 1991: 396) ausdrücken. Was die Kasussemantik angeht, so präsentiert Langacker Argumente, die denen Weisgerbers zur Rolle des Dativs im Zusammenhang der Akkusativierungsthese aufs Haar gleichen (ebd. 400) und man findet sogar eine Abbeviatur des Weisgerberschen Beispiels für ‘Betätigungssätze’, das in Weisgerbers entsprechendem Artikel (Weisgerber 1962a) im Titel erscheint (*Er klopfte seinem Freunde auf die Schulter*), bei Langacker in deutscher Sprache wieder (“*Er klopfte {mir/mich} auf die Schulter*” (ebd. 400)), hier mit der Intention zu zeigen, dass der Dativ auf die Rolle des *experiencer* verweise und eine Art Kommunikationsabsicht ausdrücke, während der Akkusativ das entsprechende Pronominalsubjekt in die Rolle des *patient* rücke (ebd.).²⁷⁰ Diese Beispiele zeigen, dass bei Hintanstellung der grundlegenden theoretischen Prämissen kognitive Strukturen (der kognitiven Linguistik) und Inhaltsstrukturen (der Sprachinhaltsforschung) erhebliche Konvergenz aufweisen

²⁷⁰ Für unsere Belange ist in dieser Hinsicht besonders aufschlussreich, dass Willems, von Modell C aus argumentierend, bezüglich kasustheoretischer Analysen den Unterschied zwischen der Sprachinhaltsforschung und der kognitiven Linguistik als unerheblich ansieht und ihnen “wesentliche Gemeinsamkeiten” (Willems 1997: 173) unterstellt: “Die Smithschen Deutungen [auf die sich Langacker bezieht; B.S.] machen einen Grundfehler sowohl der beiden kognitiven Kasustheorien [Fillmores und Langackers/Smiths; B.S.] wie der Sprachinhaltsforschung besonders deutlich sichtbar: Wird auf eine Unterscheidung zwischen dem Konzeptuellen und dem funktionalsemantischen Bereich der Sprache verzichtet – und das heißt letztlich: zwischen der Bezeichnung im weiteren Sinn und der Bedeutung –, dann wird der einzelsprachliche “Inhalt” automatisch *ontologisiert*. Denn die Sprachstruktur wird für eine Widerspiegelung des Nichtsprachlichen gehalten, egal ob der außersprachlichen – und übereinzelsprachlichen – Wirklichkeit oder des menschlichen – einzelsprachspezifischen – Denkens.” (ebd.). Ganz im Sinne der obigen Kennzeichnungen der Charakteristika von Modell C möchte Willems sich dagegen rigoros auf die Analyse der “innerstrukturellen” (ebd.) Bedeutungsfunktionen der Kasus beschränken, also eine Kontamination mit Inhalten oder Konzepten vermeiden.

können. Im Sinne der oben aufgeführten Modellcharakteristik könnte man sagen, dass die Affinitäten zwischen Modell A und Modell B nur mit Vorbehalt als solche deklariert werden können, da sie auf einem Reflexionsdefizit beruhen, das erst aufgearbeitet werden müsste, um den Status der Affinitäten expliziter zu beurteilen.

Auch im Rahmen der dem Paradigma der kognitiven Linguistik verpflichteten Weiterentwicklung der Wortfeldtheorien, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts einsetzte, sind Feldvorstellungen der Sprachinhaltsforschung präsent. Ich möchte mich hier nur auf einige wenige, mir aber wesentlich erscheinende Bemerkungen beschränken. Bekanntlich hat Fillmore²⁷¹ eine Verbindung des Trierschen Wortfeldkonzepts zur Entwicklung seiner *frame*-Theorie hergestellt (Fillmore 1985: 227). Wie schon im Ansatz bei Fillmore, so wird dann auch in der *Schematheorie* (die oft als einfache Bezeichnungsvariante für *frame*-Theorie angesehen wird (vgl. Wichter 1995: 746)) die Auswahl der am *Schema* bzw. *frame* beteiligten Elemente oder Mitspieler nicht mehr aufgrund von Bedeutungs- bzw. Inhaltsnähe im Weisgerberschen Sinne, sondern nach Kriterien des enzyklopädischen oder Weltwissens vorgenommen. So wird z.B. nicht mehr nur *Violine* gegen *Geige*, *Wimmerkasten* etc. abgegrenzt, sondern es treten u.a. z.B. auch die Teile einer Geige wie *Geigenhals*, *Resonanzkörper* etc. (vgl. ebd. 747) oder auch Lexeme, die als zu einer bestimmten Szene, einer Situation zugehörig empfunden werden, in die Schemata ein. Mit dem Feld gemein hat der Begriff des Schemas die vage Vorstellung von Vernetztheit, wobei es sich bei der Schematheorie nach Ansicht Wichters um "ineinander eingebettete und untereinander vernetzte hierarchisch organisierte kognitive Strukturen" (ebd. 747) handelt. Noch klarer drückt dies Steiner aus:

"Lexeme wie LUKEWARM [hier folgt ein Verweis auf Fillmore; B.S.] können auch im Bereich der Wortfeldtheorie beschrieben werden [...], doch Fillmore (1985: 226ff.) [entspricht unserer bibliographischen Angabe; B.S.] grenzt seinen Ansatz insofern von der Wortfeldtheorie aus der Münsterschen Tradition [Triers; B.S.] [...] ab, als dass innerhalb der Frame-Semantik nicht *Wörter*, sondern *Konzepte* die Einheiten der Beschreibung sind. [...] Konzepte sind unabhängig davon, ob es Bezeichnungen für bestimmte Wissenszusammenhänge gibt." (Steiner 2004: 119)

Dennoch wurde schon in den 90er Jahren in Betracht gezogen, dass lexikalisch-
semantische Wortfelduntersuchungen eine komplementäre Funktion neben der Frame-

²⁷¹ Die Frage, ob er zu Recht oder Unrecht der kognitiven Linguistik zugeordnet wird, soll hier nicht diskutiert werden. Die folgenden Abschnitte zeigen jedenfalls, dass er im- oder explizit von vielen Autoren dem Modell A zugeordnet wird.

oder Schemaanalyse übernehmen sollten (Lehrer 1993: 160). Dass dies in der gegenwärtigen Forschung auch versucht wird, zeigt das Projekt von Steiner (Steiner 2004), in dem es um eine computergesteuerte Zusammenschaltung von erarbeitetem “FrameNet” und “WordNet” (ebd. 119) geht. Hier zeigt sich allerdings, dass die methodischen Vorgaben zur Erstellung des WordNet weitgehend den Vorstellungen Lyons’ bzw. Coserius und des frühen Geckeler entsprechen, obwohl eine Anbindung an die Feldtheorie Triers²⁷² explizit vorgenommen wird.

Auch aus einer ganz anders gelagerten Perspektive wurde die komplementäre Berücksichtigung der Wortfeldtheorie in der kognitiven Semantik gefordert, nämlich als Ergänzung des heuristischen Konzepts der Prototypforschung. Und dies sogar schon 1983 von Geeraerts, einem der Protagonisten der kognitiven Linguistik, in diesem Fall bezogen auf diachronische Semantikforschung:

“The case studies on individual words, atomistic in nature, have to be supplemented by studies on changes in lexical fields. In this way, prototype theory can be confronted with the traditional views on the structural nature of semantic change.” (Geeraerts 1983: 30)

12 Jahre später allerdings bemängelt Blutner, dass diese Berücksichtigung der Wortfeldtheorie in der Prototypforschung eben nicht durchgeführt werde. Ausgehend von der hier teilweise wiedergegebenen Definition

“Lexikalische Begriffe haben verschwommene Grenzen. Die Zugehörigkeit von Elementen zu Kategorien (Extension von Begriffen) wird durch graduierte Funktionen beschrieben (Vagheit lexikalischer Begriffe).” (Blutner 1995: 237)

behauptet Blutner, dass das “sogenannte Feldphänomen” (ebd. 241) nicht berücksichtigt werde, da eine Kategorisierungsleistung immer nur als von den Prototypen einer *einzig*en Kategorie bestimmt konzipiert werde, in Wirklichkeit aber auch von den Prototypen entsprechender *Kontrastkategorien* abhängen. Der wichtigere Einwand ist aber eigentlich der, dass es verfehlt sei, aufgrund der neuen Idee des Prototyps sich

²⁷² Vgl. Steiner (2004: 119, 128), als bibliographische Angaben fungieren Triers grundlegende Arbeit von 1931 (Trier 1973a), Gippers Artikel zu Trier, in welcher auch der Feldbegriff der Sprachinhaltsforschung expliziert wird (Gipper 1995) sowie Weisgerbers *Grundzüge einer inhaltsbezogenen Grammatik* (Weisgerber 1962b), allerdings mit fehlerhafter Angabe des Titels (*Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik*) (ebd. 128).

einer semantischen Merkmalanalyse für enthoben zu halten (ebd. 240). Zudem finde keine klare Differenzierung zwischen “Lexikon und Enzyklopädie” statt (ebd. 237).²⁷³

Wie nahe sich dann aber doch in der Praxis Prototypforschung und Sprachinhaltsforschung kommen können, zeigt ein kleiner Absatz aus Lakoff/Johnson, der im Rahmen der Erläuterung des Prototypkonzepts gegeben wird und eine deutliche Nähe zu Gippers (1959b) Feldanalyse des *Sessel-Stuhl*-Paradigmas aufweist:

“Stühle, Hocker und andere Arten von Sitzgelegenheiten haben die gemeinsame Eigenschaft, daß sie einen bestimmten ZWECK erfüllen, nämlich den, daß man darauf sitzen kann. Doch die MOTORISCHE AKTIVITÄT im Umgang mit Stühlen ist anders geartet, als dies im Umgang mit Hockern und anderen Sitzgelegenheiten normalerweise der Fall ist. Folglich gehören zu den interaktionellen Eigenschaften, die für unsere Kategorisierung von Stühlen relevant sind, Eigenschaften in bezug auf Außenwahrnehmung (wie die Objekte aussehen, sich anfühlen usw.), Eigenschaften bezüglich der Funktion (man kann darauf sitzen), Eigenschaften der motorischen Aktivität [...] sowie Eigenschaften im Hinblick auf den Zweck [...]” (Lakoff/Johnson 2000: 144)

Ein Vergleich mit Gipper (1959b: bes. 281-290) zeigt, dass eben diese Gesichtspunkte auch in dessen Analyse der inhaltsunterscheidenden Züge herausgestellt werden.

Die eher skizzenhafte Diskussion zur Thematik der Affinität von Wortfeldtheorie und kognitiver Prototypen-Semantik im Bereich der Wortfeldtheorie zeigt, dass es besonders zwischen Modell A und Modell B Kongruenzen in einzelnen Forschungsergebnissen geben kann, die als solche aber ihren Kongruenzcharakter nur noch eingeschränkt oder gar nicht mehr behalten, je weiter man an die ihnen zugrundeliegenden theoretischen Prämissen rückt. Die aufgezeigten Affinitäten zeigen aber in anderer Hinsicht zugleich, dass man davon ausgehen sollte, dass Weisgerbers Modell B gerade aufgrund der festgestellten (Schein)kongruenzen die Berechtigung hat, einen systematischen Platz im Konzert semantischer Theorieansätze einzunehmen. Wollte man den Feldgedanken auf eine abstraktere, fundamental- oder wissenschaftstheoretische Ebene verlagern, so wäre Weisgerbers Sprachinhaltsforschung berücksichtigenswert, da sie nicht nur in historisch-genetischer, sondern (selbst heute noch, zumindest was die Prämissen von Semantik angeht) in theoretischer Hinsicht ein eigenwertiges Element im ‘Feld’ semantischer Theorieentwürfe darstellt.

²⁷³ Nach Blutner (1995: 235) stellt die Prototypsemantik im Grunde nur eine Erweiterung der semantischen Merkmalanalyse dar, und keinesfalls ein neues Paradigma der Semantik, wie es die Prototypforschung für sich reklamierte. Die systematische Berücksichtigung von Vagheit macht nach Blutner nur in einigen Fällen Sinn (ebd. 236ff.).

2.3.3. Zwischenbilanz

Gemäß dem in Kap. 1 aufgestellten Ziel, zu untersuchen, *wie und mit welcher Berechtigung es zur Ausgrenzung der Sprachinhaltsforschung kam*, haben meiner Ansicht nach die Untersuchungen in Kap. 2.3. dazu beigetragen, dass die Umstände der Ausgrenzung Weisgerbers aus der Linguistik neutraler beurteilt werden können als es heutzutage faktisch getan wird. Es wurden neue Erkenntnisse zu Weisgerbers Involviertheit in die Nazi-Ideologie erbracht, die Weisgerbers damalige Handlungsstrategien verständlicher werden lassen, ohne ihn dadurch moralisch entlasten zu wollen. Die Frage, ob Weisgerber *berechtigterweise* ausgegrenzt wurde, soll also nicht direkt beantwortet werden, da sie nicht eindeutig affirmativ oder negativ beantwortet werden kann. Vertreten wird hier der Vorschlag, die Ausgrenzung als zum Teil durchaus ‘berechtigte’ aus ihrem historischen Kontext verständlich zu machen, aber auch Züge ihrer ‘ungerechtfertigten’ ideologischen Verhaftetheit deutlich zu machen.

Die Umstände dieser Thematik bestimmen in starkem Ausmaß auch die Bandbreite möglicher Antworten auf die Frage, die mit dem anderen in Kap. 1 genannten Ziel dieser Arbeit verbunden ist, nämlich *welche spezifischen Leistungen und welche Forschungsperspektiven die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers für die Entwicklung der Sprachwissenschaft erarbeitet hat*. Hier lässt sich einerseits feststellen, dass die Sprachinhaltsforschung als genetisches Element in der Entwicklung der Konzepte von ‘struktureller’ Semantik nicht einfach auszuschließen ist, dass Weisgerber aber selbst in erheblichem Maße dazu beigetragen hat, dass dies weitgehend passiert ist. Feststellen lässt sich nämlich, dass Weisgerber durch ein allzu starres Beharren auf seiner Art von ‘Inhaltsforschung’ *qua* ‘Semantik’ zu einem wirklich fruchtbaren Austausch und einer an der Sache orientierten Diskussion kaum bereit war, und selbst auch Stellungnahmen zu Sachfragen der Frage ihrer Dienlichkeit in der ideologischen Auseinandersetzung mit seinen ‘Gegnern’ unterordnete.

Andererseits wird die in der Zwischenbilanz zu Kap. 2.2. schon erstellte Diagnose, dass Weisgerber sich eher uninteressiert zeigte, sich selbst an einer methodischen Ausdifferenzierung seines Forschungsansatzes zu beteiligen, auch durch die analysierten Rezeptionsvorgänge bestätigt. Weisgerber selbst verschob also das eigentliche Gewicht seines Ansatzes auf die Frage der Geltung des zugrundeliegenden

sprachphilosophisch und sprachsoziologisch relevanten wissenschaftstheoretischen Konzepts. Man darf also vermuten, dass die Frage der *spezifischen Leistung der Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers* vornehmlich (wenn auch eben nicht ausschließlich) auf dieser Ebene diskutiert werden muss, was sich die nächsten Kapitel dementsprechend auch zur Aufgabe machen.

3. Die philosophischen Implikationen von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung

In Kapitel 1.2. hatten wir schon anhand zahlreicher Belege darauf hingewiesen, dass Weisgerber von Zeitgenossen und selbst heute noch als Sprachphilosoph betrachtet wurde oder zumindest seine sprachwissenschaftlichen Thesen als sprachphilosophisch virulent beurteilt wurden. Mitunter wird man aber stutzig, wenn man sieht, in welche ‘Denklinien’, die durch Anreihung von Philosophennamen erstellt werden, Weisgerber da eingeordnet wird. Neben den wohl am häufigsten genannten Humboldt und Cassirer weitet sich die Liste ‘denknaher’ Philosophen beträchtlich aus. Bei Auswertung solcher Reihenbildungen bei nur fünf Autoren²⁷⁴ finden wir dann noch Hamann, Herder, Husserl, Wittgenstein, Heidegger, Jaspers, Quine sowie die sprachphilosophisch interessierenden Sprachwissenschaftler Sapir und Whorf. Wertet man die diversen Reihenbildungen aus, die Gipper²⁷⁵ vom Standpunkt der Sprachinhaltsforschung und aus dem Interesse heraus aufgestellt hat, die Verwertbarkeit und Vereinbarkeit von Sprachinhaltsforschung und philosophischen Positionen zu demonstrieren, so wird ein gewisser ausschweifender Synkretismus augenscheinlich, da sich neben den obengenannten nun auch noch Gadamer, Liebrucks, Rothacker, Marx und Hegel, Hönigswald, Heintel, Freyer und sogar Habermas mit der Sprachinhaltsforschung in Verbindung bringen lassen. Bei Auswertung der Schriften Gippers wäre diese Reihe sogar noch zu erweitern.

Dass es überhaupt zu solchen Urteilen kam, hängt natürlich mit der Tatsache zusammen, dass Anfang des 20. Jahrhunderts sich in (im Sinne Kuhns) paradigmatischer Weise die Einsicht durchgesetzt hatte, dass in philosophischen Grunddisziplinen wie Erkenntnistheorie, Ontologie, Logik, später auch Ethik ohne eine

²⁷⁴ Hartmann (1958: 32), Christmann (1966: 442), Schmidt (1968: 142), Albrecht (1972: 102), Saffer (1996: 54f.).

²⁷⁵ Gipper (1967: 425; 1969: 86ff.; 1974: 141; 1992/93, Bd. 1: 33, 55; Bd. 2: 8, 77).

Reflexion auf die Instanz Sprache nicht mehr auszukommen sei. Sprachanalyse, Sprachreflexion oder Sprachkritik wird zur Grundvoraussetzung, zum methodischen *prior* jeglichen Philosophierens.²⁷⁶ Dieser mit *linguistic turn* bezeichnete Paradigmenwechsel liefert also das entscheidende Motiv für die hypostasierten diversen Affinitäten. Jeder Beitrag zur fundamentalen Sprachreflexion, ist er nur radikal genug, darf beanspruchen, philosophische Grundlagenarbeit zu leisten. Weisgerber erfüllt zweifellos diese Bedingungen, da er immer wieder betont, dass “die Kritik der Sprache eine unvermeidliche Aufgabe der voranschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis” (Weisgerber 1950b: 243) sei. Da der *linguistic turn* aber ein generelles, gewissermaßen ubiquitäres zeitgeschichtliches Phänomen ist, das sich in unterschiedliche Ansätze ausdifferenziert (bzw. schon in seiner Entstehung heterotopisch in gestreuter Form in Erscheinung tritt), entbehrt die unspezifische Situierung Weisgerbers in den *linguistic turn* der notwendigen Signifikanz und verlangt nach einer differenzierteren theoretischen und theoriegeschichtlichen Kontextualisierung. An diesem Punkt, also bei zunehmendem Grad von Differenziertheit, nimmt aber auch der Grad an Konsensualität bezüglich der anzusetzenden Typen sprachphilosophisch-paradigmatischer Positionen ab. Während Rorty beispielsweise zwischen sechs unterschiedlichen Typen möglicher theoretischer *post-linguistic-turn*-Ansätze unterscheidet (Rorty 1992c: 34ff.), kommen andere Autoren mit einer geringeren Anzahl von Typen aus.²⁷⁷ Man sollte sich also von der Ansicht freimachen, dass es, wie die allorts verwendeten Titel für paradigmatische sprachphilosophische Grundpositionen suggerieren, ausgemacht sei, wie viele mögliche Grundpositionen es gebe. Eine solche Kategorisierungsleistung hängt unmittelbar davon ab, welche Autoren man für seine Untersuchungen berücksichtigt und wie deren Ansätze interpretiert werden. In diesem Sinne wird die von uns in der Folge vorgenommene Kategorisierung von unserem eigenen Erkenntnisinteresse bestimmt sein. Demzufolge werden auch bestimmte Autoren oder Denkrichtungen, die weder von Weisgerber rezipiert wurden noch ihn rezipierten, mehr oder weniger stark ausgeblendet werden, da es uns in erster Linie darum geht, die philosophischen Implikationen von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung aufzuzeigen.

²⁷⁶ Diese Einsicht hat sich, so kann man zweifellos behaupten, allgemein durchgesetzt, vgl. dazu etwa Braun (1996: 29) (“Die [...] Aufforderung, alle (!) Probleme als *sprachliche Probleme* aufzufassen und die Philosophie in Sprachkritik zu transformieren, macht den Sinn des Begriffs ‘*linguistic turn*’ aus.”), ähnlich auch Rorty (1992c: 33) oder Frank (1997: 274).

²⁷⁷ Vgl. etwa nur Braun (1996: 29), der in der Nachfolge Apels von *zwei* hauptsächlichen Denkrichtungen ausgeht, oder Glauner (1998: 30ff.), der deren *vier* ausmacht. Andererseits unterscheidet dann Braun in der Ausführung der oben angegebenen Dichotomie zwischen *elf* Subtypen sprachparadigmatischer Ansätze (Braun 1996: 29-65).

Diesen methodischen Vorgaben entsprechend werden wir wie folgt vorgehen: In Kapitel 3.1. geht es zunächst darum, die expliziten und impliziten philosophischen Positionen Weisgerbers darzustellen und zu diskutieren. Die Hauptthese Weisgerbers ist in dieser Hinsicht die des *Muttersprachapriori*. Unter philosophischer Perspektive interessiert dabei besonders ihr erkenntnistheoretischer Status und die daraus sich ergebende konzeptuelle Fassung von *Wirklichkeit/Realität* (3.1.1.). Desweiteren sucht Weisgerber durch die Debatte um *Sprache als individuelles und/oder gesellschaftliches Phänomen* zu begründen, warum das sprachliche Apriori nicht einfach nur als *Sprach-*, sondern als *Muttersprach-Apriori* gefasst werden muss (3.1.2.). Mit der These des Muttersprachapriori als eines der *langue* eng verknüpft ist die *Weltbildthese*, die zur Debatte um das Problem des *Sprachrelativismus /-universalismus* führt (3.1.3.). Auf der Grundlage dieser Untersuchungen wird dann verständlich, dass Weisgerber über die Deessentialisierung des Bereichs der *parole* und eine signifikante Marginalisierung der *pragmatischen Dimension von Sprache* zu einem spezifisch verengten Begriff von *Hermeneutik* gelangt (3.1.4.).

Zwar wird es unerlässlich sein, schon im Zuge der Analyse von Weisgerbers sprachphilosophischen Thesen (also in Kap. 3.1.) das Verhältnis zu nahestehenden und von Weisgerber in legitimierender Absicht herangezogenen Theoremen anderer philosophischer Positionen zu berücksichtigen. In systematischer Form soll diese Arbeit aber erst in Kap. 3.2. durchgeführt werden. Auf dem Fundament der erarbeiteten Ergebnisse soll dann zunächst diskutiert werden, inwiefern die oft vertretene Behauptung, dass die sprachphilosophischen Positionen von Humboldt (3.2.1.) und Cassirer (3.2.2.1.) Weisgerbers Ansatz am nächsten stehen, gerechtfertigt erscheint. In der Folge wird dann, unter Berücksichtigung tatsächlich stattgefundener Rezeptionsprozesse²⁷⁸, eine Konfrontation und Abgrenzung zu anderen sprachphilosophischen Denkrichtungen oder Subtypen des *linguistic turn* vorgenommen, wobei Weisgerbers Verhältnis zu Hönigswald (3.2.2.2.) und Herder (3.2.2.3.) im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit Cassirer behandelt wird, da aus problemorientierter Sicht eine ganze Reihe kontrastierender Züge überraschende Ähnlichkeiten aufweist. Beginnend mit der Abgrenzung gegenüber dem frühen Carnap (3.2.3.1.) als *einem* Vertreter der frühen *Ideal Language Philosophy* wird es in Kapitel 3.2.3. dann um die Auseinandersetzung mit Positionen gehen, die – wie dann in der

²⁷⁸ Diese schon angeführte, von uns gewählte methodische Prämisse rechtfertigt den Ausschluss der Diskussion möglicher weiterer sprachphilosophischer Denkrichtungen, was nicht bedeutet, dass eine solche Diskussion nicht sinnvoll wäre. Im Rahmen dieser Arbeit hätte sie aber zu einer unnötigen Aufblähung des Textkorpus geführt.

Nachfolge die gesamte analytische Sprachphilosophie – das Referenzproblem ins Zentrum des Interesses rücken. Neben Carnap wird dabei Weisgerbers Verhältnis zu Mauthner (3.2.3.2.) und Wittgenstein (3.2.3.3.) thematisiert. Im Anschluss daran wird dann die Abgrenzung zur Position Apels (3.2.4.) diskutiert, der, wie wir schon in Kap. 1 angezeigt hatten, Weisgerbers Position zunächst sehr nahe stand, sich dann aber doch sehr markant von Weisgerber fortbewegt hat. Eine fünfte sprachphilosophische Denkrichtung, die diese Bezeichnung aber nur eingeschränkt verdient, zeigt überraschenderweise eine Reihe von Affinitäten zu Weisgerbers Position, die allerdings in der Hauptsache erst von Gipper konstatiert wurden. Gemeint ist die im Ausgang von Uexküll (und K. Lorenz) über die evolutionäre Erkenntnistheorie (Vollmer) sich konstituierende These vom evolutionär-phylogenetisch sich entwickelnden Sprachapriori (3.2.5.), die auch in heutigen konstruktivistischen Theorien präsent ist. Zum Schluss des Kapitels 3.2. wird ein kurzes Resümee gezogen (3.2.6.).

Vorgreifend können wir sagen, dass Kapitel 4 wie ein stark erweitertes Kapitel 3.2.7. figuriert, in dem die mögliche Affinität der philosophischen Position Weisgerbers zu derjenigen Heideggers ausführlich untersucht wird.

3.1. Philosophische Implikationen von Weisgerbers

Sprachinhaltsforschung

In seiner Studie zum Sprache-Welt-Bezug bei Heidegger, Adorno und Wittgenstein hat Glauner zwischen vier Hauptlinien von Sprachphilosophie unterschieden, dem klassischen Bild von Sprache (Frege, Carnap, Russell, früher Wittgenstein), dem transzendentalen Bild (Kant, Husserl), dem gebrauchorientierten Bild (Davidson, Quine, später Wittgenstein) und einer vierten Linie, deren Genese zwar nicht behandelt, die aber dennoch kurz charakterisiert und in deren Tradition dann auch die “metaphysische Sprachkritik” (Glauner 1998: 7, 46ff.) Heideggers und Adornos gestellt wird (ebd. 29). Unter anderen werden dieser vierten Linie Hamann, Herder und Humboldt, und aus der näheren Vergangenheit etwa auch Cassirer, Gadamer, Rorty, Simon und Gipper zugeordnet. Weisgerber selbst wird nicht erwähnt, lässt sich aber, da Gipper sich auch selbst als treuester Apologet Weisgerbers versteht, problemlos in diese illustre Genealogie einreihen. Die Charakterisierung dieser ‘vierten Linie’ nimmt sich wie folgt aus:

“Dieser ‘vierten’ Linie geht es vor allem um ein Sprachverständnis, in dem die sprachliche Entschlossenheit der Welt durch eine irreduzible Expressivität des ‘Symbolischen’ gekennzeichnet ist. Aufgrund dieser irreduziblen Expressivität des ‘Symbolischen’ kann das im Symbol Vermittelte in seiner expressiven Erschlossenheit also bloß *hermeneutisch* erfaßt werden. In der Betonung des «überzeichenmäßigen Charakters der Sprache»²⁷⁹ [...] votieren die Vertreter dieser Linie von Sprachphilosophie somit dafür, daß das Wesen der Bedeutung von der irreduziblen Offenheit und Öffentlichkeit des Sprache-Weltbezugs und nicht von der designativen, wahrheitsfunktionalen Struktur des Urteils her bestimmt werden muß.” (ebd. 28f.)

Die hier vorgenommene Herausstellung des Hermeneutischen als wesentlichen Merkmals ist natürlich für eine hinreichende Charakterisierung viel zu allgemein und wird von Glauner auch keineswegs als eine solche intendiert, vielmehr dient sie nur zur ersten, vorläufigen Orientierung. Dem selben Zweck folgt die Abgrenzung gegenüber dem transzendentalen Bild der Sprache, das nach Glauner durch drei Merkmale bestimmt werden kann:

“Erstens behält es die Entgegensetzung von Subjekt und Welt bei; zweitens behauptet es den Primat des erkennenden Subjekts; und drittens vertritt es die Vorstellung, daß Sprachanalyse nur im Rahmen der Urteilsproblematik relevant ist.” (ebd. 34)

Bezüglich dieser drei Merkmale bestimmt sich die ‘vierte Linie’ der Sprachphilosophie wie folgt :

“Während Hamann, Herder, Humboldt [...] schon zu Lebzeiten Kants den dritten Aspekt kritisierten, da Kant nicht genügend die Abhängigkeit der Vernunft von der Sprache berücksichtigt habe, ist im 20. Jahrhundert vor allem der erste und zweite Aspekt in den Blickpunkt der Kritik geraten. Denn aus der de-transzendentalen Perspektive ist weder die Trennung von Subjekt und Welt noch der erkenntnisbegründende Primat des transzendentalen Subjekts gegenüber den von ihm perzipierten Objekten (der Welt der Erscheinung) aufrechtzuerhalten.” (ebd. 34f., Anm. 28)

Die Kritik am ersten und zweiten Aspekt (im Sinne Glauners) kennzeichnet aber auch das ‘gebrauchsorientierte’ Bild der Sprache, so dass hier also weiterer Differenzierungsbedarf vorliegt.

Wir haben die Ausführungen Glauners besonders aus dem Grund etwas ausführlicher unseren folgenden Untersuchungen vorangestellt, weil sie im Gegensatz

²⁷⁹ Zitatnachweise und Fußnoten wurden getilgt (bei der angegebenen Zitierung handelt es sich um eine Formulierung Heintels).

zu den üblichen traditionellen Klassifizierungen sprachphilosophischer Ansätze die Position Gippers erwähnen und thematisch zu situieren versuchen, und weil sie zweitens zeigen, dass dieser Situierungsversuch einer genaueren Differenzierung bedarf. Wir werden dabei nicht den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen beschreiten, sondern umgekehrt uns durch Analyse des Besonderen, zunächst der Position Weisgerbers (und auch Gippers), dann der genannten, das ganze Kapitel 3.2. und Kapitel 4 durchziehenden Analysen der Kontrastpositionen, zu einer neuen Kategorisierung der Kerntypen des sprachphilosophischen *linguistic turn* vorarbeiten. Es wird sich dabei herausstellen, dass für diese Kategorisierung die besonders von Humboldt aufgezeigten Erscheinungsweisen von Sprache (*langue, langage, parole, Dialogizität*), das *Referenzproblem* sowie die *eigentliche* oder ‘Ereignissprache’ Heideggers Kernfunktion übernehmen, wobei diese verschiedenen Kerne als Nuklei miteinander ‘chemische’ Reaktionen – natürlich auf theoretischer Ebene – eingehen können und auch tatsächlich eingehen. Insofern werden unsere Analysen sich nach und nach zu einer Prototypik und ‘Stoffwechsellehre’ sprachphilosophischer Ansätze ausgestalten. Glauner selbst wird dabei (in Kapitel 4) in den *Dialogizitäts*-Nukleus ‘abwandern’, die von ihm in seiner Arbeit nicht weiter untersuchte ‘vierte Linie’ wird dagegen bei uns zur Ideengeberin unseres Kategorisierungsversuchs.

3.1.1. Die These vom Muttersprachapriori und Weisgerbers Auffassung von *Wirklichkeit/Realität*

Die von Weisgerber aufgestellte These vom Muttersprachapriori lässt sich unserer Meinung nach erst dann zureichend verstehen, wenn man die mit ihr verbundenen Implikationen deutlich macht. Wir beginnen in dieser Hinsicht mit der Darstellung und Diskussion der Implikationen im Hinblick auf die Konzeption des Begriffs von *Realität / Wirklichkeit* bzw. *Außenwelt*.

Unverzichtbare Grundlage für das Verständnis der folgenden Ausführungen sind unsere in Kapitel 2.2.3.1. dargestellten Erörterungen. Diese hatten schon deutlich werden lassen, dass es für Weisgerber keine Erkenntnis der ‘Dinge an sich’ gibt. Stellvertretend für viele Äußerungen Weisgerbers, die diesen Standpunkt vertreten, sei hier eine besonders klar formulierte zitiert:

“Niemand bezweifelt, daß der Mensch die sinnliche Verbindung mit der Welt nur in der Form der Umwandlung von physikalischen oder chemischen Vorgängen in menschliche optische, akustische usw. Empfindungen gewinnen kann. Und zwar wirken dabei verschiedene Formen spezifischer Umwandlungen zusammen: physikalische Reize verwandelt zu Empfindungen des Auges, des Ohrs, chemische Reize in solche des Geschmacks, des Geruchs usw. Was hinter diesen anverwandelten Erscheinungen «tatsächlich» steht, können wir uns nicht vorstellen; was nicht in eine dieser Umwandlungsformen eingeht, bleibt überhaupt außerhalb der sinnlichen Vergegenwärtigung.” (Weisgerber 1954a: 573)

Eindeutiger als Weisgerber, der wohl immer auch schon das ‘Worten’ von Sprache (also ‘geistigem Material’) im Auge hat, behauptet Gipper mehrfach, dass die durch sinnliche Wahrnehmung spezifisch menschlich gefilterte (und an sich unerkennbare) ‘Außenwelt’ die Grundlage und Ausgangsfolie einer zweiten Filterleistung, nämlich der sprachlichen Verarbeitung ist:

“Der sprachliche Zugriff richtet sich gar nicht auf eine außermenschliche Wirklichkeit, sondern [...] auf eine bereits [in sinnlicher Wahrnehmung; B.S.] anverwandelte Wirklichkeit.” (Gipper 1969: 18)²⁸⁰

Weisgerber spricht dagegen zumeist von einer zu berücksichtigenden “Parallele” (Weisgerber 1962c: 64; vgl. auch 1963b: 23; 1954a: 573) von sinnlichem Filter und geistigem ‘Sprachfilter’, durch die alles Außenweltliche “hindurch” (Weisgerber 1954a: 572) müsse, um erfahrbar zu werden. Während Gipper also zu einer 2-Filter-Theorie im Sinne eines iterativen Mechanismus (zwei ‘nacheinander geschaltete’ Filter) neigt, tendiert Weisgerber scheinbar mehr zur Ansetzung zweier synchron arbeitender Filter. Beiden Sichtweisen eigen bleibt aber die Vorstellung dreier Welten, der nach den bisherigen Darstellungen unerkennbaren Außenwelt ‘an sich’, der Welt der sinnlich verarbeiteten Außenwelt und der Welt des sprachlich Verarbeiteten. In Kapitel 2.2.3.1. wurden diese Welten mit WELT 1, WELT 2 und WELT 3 bezeichnet. Obwohl Weisgerber es vermeidet, die von ihm verwendeten Termini definitiv eindeutig festzulegen, gebraucht er die Begriffe *vormenschliche Außenwelt* bzw. *Sein* im Sinne von WELT 1, *innere* oder *innermenschliche Außenwelt* im Sinne von WELT 2, wobei zwischen *Sein* und *Seiendem* bisweilen so unterschieden wird, dass mit *Sein* die Außenwelt in ihrer Eigenschaft als vor aller Erkenntnis ‘an sich’ vorhandene Instanz, mit *Seiendem* dasjenige, was als ‘Rohmaterial’ *datum* einer sinnlichen Verarbeitung ist,

²⁸⁰ Vgl. auch Gipper in Gipper/Schwarz (1962: LXVIII).

bezeichnet wird (u.a. Weisgerber 1962c: 248ff.; 1963b: 23ff.). WELT 3 schließlich ist das sinnlich und sprachlich Verarbeitete, oft als *menschlich gelebte Welt* bzw. als *bewußtes Sein* bezeichnet (ebd.), manchmal auch als *Dasein* (u.a. Weisgerber 1963b: 29; 1964a: 31f.). Weisgerber 'jongliert' hier natürlich mit Termini, die in ganz unterschiedliche philosophische Richtungen weisen, und von Vertretern der Lebensphilosophie, Phänomenologie, Bewusstseinsphilosophie, Ontologie etc. schon konzeptuell okkupiert waren. Statt zu einer vorschnellen Kontrastierung mit anderen philosophischen Denkmodellen überzugehen, ist uns zunächst einmal daran gelegen, die weitere Ausgestaltung dieses Drei-Welten-Grundmodells und die dabei auftretenden Schwierigkeiten herauszustellen.

Trotz der vorgenommenen Differenzierungen, die zur Unterscheidung der drei Welten führen, betont Weisgerber, dass alle drei *Welten* zugleich auch *Wirklichkeitscharakter* haben. Bei dieser Argumentation wendet er sich in erster Linie gegen Rothackers Versuch einer definatorischen Festlegung des Gebrauchs von *Wirklichkeit* und *Welt* im theoretisch-wissenschaftlichen Diskurs (vgl. Rothacker 1959: 40f.), wonach der Gebrauch des Terminus *Wirklichkeit* auf die Realität an sich, der Terminus *Welt* auf die sinnlich und sprachlich verarbeitete Wirklichkeit bezogen werden soll. Weisgerber zufolge gibt es hier aber ein schwerwiegendes Gegenargument, insofern als der allgemeine, geläufige Sprachgebrauch zeigt, dass beide Worte, *Welt* und *Wirklichkeit*, sowohl auf an sich seiende Dinge als auch auf sinnliche und vor allem auch auf geistige 'Dinge' oder 'Sachverhalte' referieren (Weisgerber 1962c: 247ff.; 1960a: 15ff.). Wir können Weisgerber hier auch so verstehen, dass er die Ansicht vertritt, dass hier die Sprache selbst, als Muttersprache und *langue*, ein Veto gegen definatorische Beschränkung einlegt und den eigentlichen Sachverhalt, dass Geistiges, Sinnliches und hypostasiertes An-Sich-Seiendes in durchgehender Wechselwirkung stehend gleichermaßen ontischen Status haben, von sich aus propagiert, unabhängig von der Tatsache, dass dies nicht einer notwendigen Differenzierung des jeweiligen Wirklichkeits- bzw. Weltcharakters enthebe (Weisgerber 1964a: 32). Dieses Argument ist insofern wichtig, als es ganz in der von Weisgerber vertretenen spezifischen Linie von Sprachphilosophie steht, wie wir im Folgenden noch sehen werden.

Zunächst müssen wir aber noch darauf aufmerksam machen, dass Weisgerber diese generell vertretene Ansicht in einigen Passagen seiner Schriften wiederum zu verwischen droht. An erster Stelle ist hier das in diesem Sinne unglücklich zu nennende Schaubild, das das 'Worten der Welt' veranschaulichen soll, anzuführen (vgl.

Weisgerber 1962c: 252; 1964a: 79). Dieses suggeriert eine klare Veranschaulichung der Wirklichkeits- und Weltbegrifflichkeit und verschleiert damit eher die unumgängliche Verwobenheit beider Begriffe, denn der gesamte im Schaubild abgegrenzte Weltbereich wird an anderen Stellen (etwa Weisgerber 1964a: 31ff.) von Weisgerber explizit auch als “Wirklichkeit” bezeichnet. Zum anderen führt Weisgerber (dies wurde in Kapitel 2.2.3.1. schon diskutiert) in der zwischenzeitlich lancierten These von den vier Schauplätzen des Wortens der Welt einen vierten Weltbereich ein, der äußerst mangelhaft bestimmt wird, geradezu konfus bleibt und im System des Weisgerberschen Ansatzes auch keine eigentliche Funktion erfüllt. Es ist der Schauplatz “III” (Weisgerber 1962c : 252), auf dem “innermenschliche Welt” (ebd.) gewortet wird, zu deren näherer Bestimmung sowohl Gefühle, Stimmungen, Werturteile als auch sprachliche Mittel ihrer Verarbeitung gezählt wurden.

Die zur Beurteilung der philosophischen Implikationen von Weisgerbers Ansatz erste wesentliche Einsicht ist die, dass in der generell vertretenen 3-Welten-These nicht nur diese drei Welten, sondern auch die mit ihnen in Verbindung stehenden Erkenntnisweisen *ontologisiert*, und das heißt *ontisch* konzipiert werden²⁸¹, wodurch auch die schon in der Sprache selbst vorliegende Weigerung einer scharfen terminologischen Trennung von *Welt* und *Wirklichkeit* legitimiert wird. Während die zum Eingang dieses Kapitels zitierte Äußerung Weisgerbers zur Unerkennbarkeit des An-sich der Dinge (“Was hinter diesen anverwandelten Erscheinungen “tatsächlich” steht, können wir uns nicht vorstellen; [...]” (Weisgerber 1954a: 573)) wie eine Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung, also wie eine transzendente erkenntnistheoretische Argumentationsfigur in der Nachfolge Kants anmutet, zeigt die ansonsten feststellbare Tendenz zur nicht-transzendental fundierten Ontisierung eine offenkundige Ausblendung des transzendentalen Argumentationshorizonts.

Dies wird zunächst schon daran deutlich, dass die scheinbar unerkennbare Außenwelt überraschenderweise in einigen wichtigen Textpassagen doch anders als nur *ex negativo* gefasst wird. Stellvertretend für ähnlich gehaltene Formulierungen (etwa Weisgerber 1954a: 573) zitieren wir folgende Passage, wobei alle durch Fettdruck herausgehobenen Stellen von uns markiert sind:

²⁸¹ Der Unterschied von *ontisch* und *ontologisch* ist hier so zu verstehen, dass die *Konzeption* von Sprache als etwas Ontischem ontologischen Charakter hat. Je nach Perspektive kann man deshalb sagen, dass Sprache ‘ontisiert’ oder ontologisch konzipiert wird.

“Das Seiende muß also vermenschlicht [...] werden. Das wird erreicht einerseits durch die sinnlichen Kräfte, die etwa **physikalische oder chemische Vorgänge der Natur** in Farben- oder Geschmacksempfindungen des Menschen umwandeln [...]; in der Natur selbst gibt es weder Farben noch Töne, noch Gerüche, **sondern nur physikalische oder chemische Prozesse**, die erst dort, wo sie auf Sinnesorgane treffen, im Zusammenwirken mit deren (in unserem Fall menschlichen) Bedingungen zu Empfindungen bestimmter Art umgewandelt werden. **Über den Auswahlcharakter und die Begrenzung dieser sinnlichen Zugänge hat die Untersuchung des Ausschnittes der Natur**, den der Mensch mit seinen Sinnen überhaupt erreichen kann, **unzweifelhafte Feststellungen gemacht.**” (Weisgerber 1963b: 23)

Mit der Reflexion auf die Bedingtheit der Naturerkenntnis wird also dort haltgemacht, wo das Erkannte ein scheinbar elementares, jedenfalls ausreichend abstraktes Niveau erreicht hat, nämlich bei den wie selbstverständlich vorausgesetzten *physikalischen oder chemischen Vorgängen / Prozessen* der Natur, deren Erkenntnis *ebenso* ohne weiteres von den zuständigen Naturwissenschaften übernommen werden kann wie die Einsichten hinsichtlich des *Aufbaus und der Funktionen des menschlichen Wahrnehmungsapparats*, d.h. des Erkenntnismediums auf WELT 2-Ebene. Noch weiter als Weisgerber geht Gipper, der unumwunden erklärt:

“Was und wie er [der Mensch; B.S.] sieht, hört, schmeckt, fühlt, wahrnimmt und empfindet, das hängt einerseits von der Struktur seiner Sinnesorgane und der zugehörigen Hirnzonen ab, andererseits aber auch von der Struktur der außermenschlichen Welt der Gegenstände und Erscheinungen, an deren Eigengesetzlichkeit kein Zweifel bestehen kann. Beim heutigen Stand der Naturwissenschaften ist es nicht mehr kühn zu behaupten, daß die außermenschliche Wirklichkeit kein Chaos ist, in das der Menscheng Geist erst Ordnung bringen müßte, sondern daß die Natur selbst eine großartige Ordnung darstellt. Sie enthält eigene Strukturen, die den Menschen beim Aufbau seiner geistigen Ordnungen anregen und leiten und ihm auch beim Erdenken und Schaffen eigener Systeme Hilfestellung leisten.” (Gipper 1992/93, Bd.3: 117f.)

Hier erscheint also die WELT 1 als unabhängig von ihrer Erkenntnis strukturierte Entität, wobei es wiederum den Naturwissenschaften zu verdanken ist, dass diese Strukturen erkannt werden können. Mehr aber noch als das, den in der Natur vorhandenen Strukturen wird ein Einfluss auf die Art und ‘Konsistenz’ der geistigen Strukturen konzidiert. Dieser Einfluss, im obigen Zitat als *Hilfestellung* deklariert, wird 1995 von Gipper noch genauer spezifiziert:

“Die Aufgabe, vor die sich jede Sprachgemeinschaft gestellt sieht, ist also nicht, sprachliche Gliederungen eigenmächtig zu erzeugen, um im Strome der Sinnesempfindungen und im Chaos der erfahrbaren Welt Ordnung zu schaffen und Orientierung zu ermöglichen, sondern die mit menschlichen Sinnen erfahr- und erkennbaren Ordnungen und Gliederungen der Welt selbst in sprachliche Gliederungen zu transformieren und somit geistig verfügbar zu machen. Daß dabei die äußeren Bedingungen, in denen die Menschen leben, und ihre lebenswichtigen Interessen eine gewichtige Rolle spielen, versteht sich von selbst, und darin liegt auch der Schlüssel zur Sprachverschiedenheit. Hinzu kommt aber, daß die Menschen auch in der Lage sind, zusätzliche geistige Welten zu erdenken und ihrerseits zu gliedern.” (Gipper 1995: 332)

Gipper geht also davon aus, dass es erstens “Ordnungen und Gliederungen der Welt selbst” gibt, wobei das Attribut *selbst* eindeutig auf WELT 1 referiert, auf die Wirklichkeit an sich, dass zweitens diese an sich existierenden Strukturen jeder sinnlichen *und* sprachlichen Verarbeitung eine gewisse Strukturalität vorgeben, an die also Erfahrung wie Erkenntnis gebunden bleibt und die es zu transformieren gilt. Gipper geht sogar noch weiter, indem er eine Kausalbeziehung zwischen außersprachlicher Wirklichkeit und Sprache(n) hypostasiert, die teleonomisch interpretiert werden kann:

“Der Bezug zur außersprachlichen Wirklichkeit ist stets und überall da; ihretwegen gibt es überhaupt menschliche Sprache.” (Gipper 1992/93: Bd. 5: 48)

Angesichts dieser Befunde überrascht es nicht, dass in einer der sehr seltenen Untersuchungen, in denen Gippers (und implizit Weisgerbers) Aussagen vom philosophischen Standpunkt aus beurteilt werden, diesen eine unzulässige Verabsolutierung des (bzw. eines) physikalischen Weltbildes vorgeworfen wird (Simon 1981a: 118)²⁸². Nach Simon impliziert Gippers Position einen Rückfall hinter Kant, eine unzulässige Metaphysizierung naturwissenschaftlicher Forschungshypothesen. Dem ist nicht unbedingt beizustimmen. Im jetzigen Zusammenhang sei jedoch nur darauf verwiesen, dass es im Rahmen moderner erkenntnistheoretischer Theoriemodelle durchaus *einen* Ansatz gibt, den der evolutionären Erkenntnistheorie, der den Anspruch erhebt, Gippers Position argumentativ hinreichend (und eventuell kohärenter als Gipper selbst) legitimieren zu können.²⁸³

Obwohl wir natürlich, trotz der immer wieder erkennbaren ‘Treue’ Gippers zu Weisgerber, nicht ohne weiteres davon ausgehen dürfen, dass Gippers Position

²⁸² Simons eher beiläufig angeführte und nicht weiter ausgeführte Kritik bezieht sich auf ein früheres Werk Gippers (Gipper 1972), wo dieser aber noch nicht so deutlich wird wie in den späteren, von uns hier angeführten Schriften.

²⁸³ Vgl. dazu Kap. 3.2.5.

derjenigen Weisgerbers gleicht, so lässt sich doch feststellen, dass Weisgerber zwar nicht so weit ging wie Gipper, das Vorhandensein von *Strukturen* in außermenschlicher Wirklichkeit zu behaupten geschweige denn eine Art evolutiv-teleonomischer Beziehung von Wirklichkeit im Sinne von WELT 1 und Sprache anzusetzen, andererseits aber dem WELT 1-Bereich durchaus auch den Status einer Bedingungsinstanz verleiht, dadurch dass äußere Bedingungen wie Landschaft, Klima etc. eine wichtige Funktion übernehmen, insofern sie das ‘Worten der Welt’ herausfordern (vgl. Weisgerber 1950b: 33; 1962a: 17; vgl. ebenfalls Kap. 2.2.3.1.).²⁸⁴ Zudem legt Weisgerber in vielen Formulierungen nahe, dass eine Einsicht in die Struktur des menschlichen Wahrnehmungsapparats, in sein Funktionieren und in die Begrenztheit seiner Wahrnehmungskapazität möglich ist und von den entsprechenden Naturwissenschaften auch erarbeitet wird (“was die optische, akustische Ausrüstung leisten kann, liegt nach Qualität und Umfang für die Menschheit fest” (Weisgerber 1954a: 573)). Somit wird also auch WELT 2, zugleich in ihrer Funktion als Erkenntnismedium, ontologisiert (oder ‘ontisiert’), so dass schon von diesen Prämissen aus die Aussage verständlich wird, dass der Mensch kein “reines Sprachwesen” (Weisgerber 1962c: 257) sei. Im Zuge der Ont(olog)isierungen von WELT 1 und WELT 2 ist es nicht überraschend, dass Weisgerber, ebenso wie Gipper, auch WELT 3 ontisiert. Der oben zitierte, und bisher noch unkommentiert gebliebene Satz von Gipper (“Hinzu kommt aber, daß die Menschen auch in der Lage sind, zusätzliche geistige Welten zu erdenken und ihrerseits zu gliedern.” (Gipper 1995: 332)) zeigt ebenso wie die vielen Beteuerungen Weisgerbers, dass die sprachliche Welt einen eigenen Wirklichkeitsstatus hat (vgl. u.a Weisgerber 1964a: 32f.), dass man zwischen *verworteter*, d.h. durch sinnliche Wahrnehmung vermittelter, und *erworteter*, d.h. durch sprachliche Er- und Verarbeitung neuen Sprachmaterials auf der Basis bereits bestehenden Sprachmaterials (Weisgerber 1962c: 255f) Welt *qua* Wirklichkeit zu unterscheiden habe. Demzufolge muss man annehmen, dass im eigentlichen, ‘reinen’ Sinne Sprache nur im WELT 3-Bereich eine wirklich konstitutive (weltbildkonstituierende) Funktion / Leistung zu bescheinigen ist, während im WELT

²⁸⁴ Wie schon in Kap. 2.2.3.1. festgestellt (und – in anderer Hinsicht – im vorliegenden Kapitel bzgl. des Schauplatzes III des Wortens der Welt nochmals bestätigt wurde), gibt es auch hinsichtlich der Überlegungen zur WELT 1 im Rahmen der 4-Schauplatze-These eine sehr beiläufig erwähnte, mit dem generell vertretenen Konzept Weisgerbers in merkwürdiger Inkohärenz stehende Bemerkung Weisgerbers, dass es sich bei der Versprachlichung des Phänomens *Zeit* möglicherweise um eine *direkte, nicht sinnlich vermittelte* Versprachlichung eines WELT 1- Phänomens handele (Weisgerber 1962a: 29), wo also *Zeit* als erkenntnisunabhängiges Charakteristikum von WELT 1 insinuiert wird. Mir ist keine weitere Stelle in Weisgerbers Schriften bekannt, in der diese Hypothese in irgendeiner Form wieder aufgenommen oder erläutert würde. Dass Weisgerber aber eine solche These überhaupt ins Auge fassen konnte, zeigt deutlich, dass er wie Gipper bereit war, die Kantschen transzendentalen Bedingungen von Erfahrung, in diesem Fall *Zeit* als reine *Form* der Anschauung, zu ontologisieren oder besser: ‘ontisieren’.

2-Bereich Sprache und sinnlicher Wahrnehmungsapparat an der Konzeptualisierung von Perzeptionen zusammenwirken, obwohl Weisgerber selbst nicht in gänzlich unmissverständlicher und eindeutig expliziter Weise zwischen ‘reiner’ und ‘gemischter’ sprachkonstitutiver Leistung unterscheidet.

Die bisherigen Darlegungen zeigen also, dass Weisgerber generell eine Ont(olog)isierung der von ihm unterschiedenen drei Welt- oder Wirklichkeitsbereiche vornimmt. Unserer Meinung nach erfüllen diese Ont(olog)isierungen *ineins* mit ihrer zum Teil mangelhaften argumentativen Legitimierung eine bestimmte Funktion im Rahmen der philosophischen Fundierung seiner Sprachinhaltsforschung. Diese These sei im Folgenden vorgestellt und dient zugleich als orientierender Leitfaden der weiteren Ausführungen des gesamten Kapitels 3.

Weisgerbers gesamtes Werk – und da ist er doch eher Sprachwissenschaftler als Philosoph – ist von dem Erkenntnisinteresse geleitet, dass Aussagen, und zwar positive, nicht nur negativ limitierende, über Sprache im Sinne von *langue* bzw. *Muttersprache* möglich sein sollen, ja man kann noch schärfer formulieren, möglich sein müssen. Unverkennbar ist daher sein Bestreben, Argumente zu sammeln, die dafür sprechen, dass Sprache / *langue* / *Muttersprache* als Erkenntnisobjekt fungieren kann und als *reale Instanz* anerkannt wird. Dies sind sozusagen die unhintergehbaren Prämissen, die Weisgerbers Sprachinhaltsforschung begründen. In dieser Hinsicht bilden Reflexionen, die die Funktion von Sprache als Erkenntnismedium als auch das Realitätsproblem im Sinne der Frage nach dem An sich der Dinge auf transzendentaler Ebene oder in ‘radikaler’ Durchführung bis zur Letztbegründungsproblematik bedenken, eine Gefahr, indem sie den von Weisgerber prätendierten Prämissen ihren Fundierungscharakter zu nehmen drohen. Dies ist auf verschiedene Art und Weise möglich. Sei es, dass die Reflexion auf Sprache als Metasprache in einem infiniten Regress endet, sei es, dass die unhintergehbare Befangenheit in Sprache zu einer Axiomatik führt, die nur noch rein negativ-beschränkenden oder beliebig-relationalen Charakters sein kann, sei es, dass jeder Versuch einer Instauration von Realontologie, wie zur Zeit Weisgerbers von Nicolai Hartmann unternommen, in letzter Konsequenz dem Problem der Irrationalität nicht entgehen kann. Insofern lässt sich bei Weisgerber, zumindest was die Rezeption und Berücksichtigung zeitgenössischer philosophischer Ansätze angeht, eine *Tendenz*²⁸⁵

²⁸⁵ Weisgerber sieht dann aber (wie Gipper) in Apels Ansatz, Gipper in der evolutionären Erkenntnistheorie Vollmers eine willkommene Bestätigung seines Ansatzes von philosophischer Seite, die zudem beide die Letztbegründungsproblematik berücksichtigen. Wir werden aber sehen (in Kap. 3.2.4. und 3.2.5.), dass diese Tatsache die hier vorgebrachten Behauptungen nicht außer Kraft setzt.

zur Ausblendung derjenigen Diskurse feststellen, die das Problem der Letztbegründung konsequent verfolgen. Dies werden wir in Kapitel 3.2. eingehender untersuchen. Hier an dieser Stelle sei aber vorgehend an einer Argumentationsfigur zum Wirklichkeitsproblem gezeigt, was wir mit dieser These meinen.

Weisgerber hatte zur Zeit der Abfassung seiner Habilitationsschrift Cassirers ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* intensiv rezipiert, was man nicht nur an den handschriftlichen Randbemerkungen in seinem Exemplar dieses Buches²⁸⁶ sehen kann, sondern auch an der ausführlichen Rezeption in der Habilitationsschrift selbst²⁸⁷. Anhand eingelegter Notizblätter in Cassirers Buch, auf denen Weisgerber ein Gerüst der seiner Ansicht nach wichtigsten Argumentationsschritte Cassirers mit Notierung der zugehörigen Zitate zusammengestellt hatte, lässt sich zuverlässig erkennen, dass Weisgerber Cassirers Ansatz zunächst insofern folgt, als er uneingeschränkt zustimmt, dass das sprachliche Zeichen keinesfalls als Abbild der Realität aufgefasst werden dürfe (vgl. Cassirer 1997a: 137f.)²⁸⁸. Als entscheidende Einsicht Cassirers markiert Weisgerber dann in besagtem Handexemplar einen längeren Passus, der auch in der Habilschrift ausführlich zitiert wird (Weisgerber 1924: 168):

“Wird die Sprache nicht mehr als das eindeutige Abbild einer eindeutig-gegebenen Wirklichkeit, sondern wird sie als ein Vehikel in jenem großen Prozeß der «Auseinandersetzung» zwischen Ich und Welt gefaßt, in dem die Grenzen beider sich erst bestimmt abscheiden, so ist ersichtlich, daß diese Aufgabe eine Fülle verschiedenartiger möglicher Lösungen in sich birgt. Denn das Medium, in dem die Vermittlung vor sich geht, besteht ja nicht von Anfang an in fertiger Bestimmtheit, sondern es ist und wirkt nur dadurch, daß es sich selbst gestaltet. Von einem Kategoriensystem der Sprache und von einer Ordnung und Abfolge der sprachlichen Kategorien in zeitlicher oder logischer Hinsicht kann daher nicht in dem Sinne gesprochen werden, daß darunter die Aufstellung einer Anzahl fester Formen verstanden wird, in denen, wie in einem vorgeschriebenen Geleise, alle Sprachentwicklung ein für allemal verläuft. Wie in der erkenntniskritischen Betrachtung, so kann vielmehr auch hier jede einzelne Kategorie, die wir aussondern und gegen die anderen abheben, immer nur als einzelnes Motiv gefaßt und beurteilt werden, das sich, je nach den Beziehungen, in die es zu anderen Motiven tritt, zu sehr verschiedenen Einzelgestaltungen entfalten kann. Aus dem Ineinander dieser Motive und aus dem verschiedenen Verhältnis, in das sie zueinander treten, ergibt sich die «Form» der Sprache, die jedoch nicht sowohl als

²⁸⁶ Ich danke einmal mehr Herrn Dr. Bernhard Lauer (Brüder Grimm-Museum; Kassel) für die Möglichkeit, Einsicht in Weisgerbers Handexemplar des besagten Buches von Cassirer zu nehmen und Randbemerkungen sowie eingelegte Notizblätter zu kopieren.

²⁸⁷ Ehlers (2000: 59) ist dagegen der Ansicht, dass Weisgerber in der Habilschrift *nur* Saussure intensiv rezipiert. Die vielen Zitate von und Kommentare zu Cassirer-Stellen sind allerdings nicht zu übersehen, und stellen meiner Ansicht nach auch mehr dar als eine rein oberflächliche Berücksichtigung Cassirers.

²⁸⁸ Im Original von 1923 sind es die Seiten 135f.

Seinsform, als vielmehr als Bewegungsform, nicht als statische, sondern als dynamische Form zu fassen ist.” (Cassirer 1997a: 237)²⁸⁹

Wir wollen uns hier an dieser Stelle darauf beschränken, nur auf einen einzigen Aspekt aufmerksam zu machen. Während Cassirer großen Wert darauf legt, dass sich Erkenntnis nicht über Substanzbegriffe, sondern über die Ausbildung von Relations- oder Funktionsbegriffen (entsprechend wird die Form der Sprache im Zitat nicht als Seinsform, sondern als Bewegungsform gefasst) konstituiert, und entsprechend auch in der Fassung des Verhältnisses von Wirklichkeit und ihrer sinnlichen und sprachlichen Verarbeitung die Relationalität als grundlegendes Moment strikt im Auge behalten werden muss, tendiert Weisgerber von vornherein dazu, zwar das Moment von Wechselwirkung sowohl in logischer als auch in zeitlich-genetischer Hinsicht zustimmend aufzunehmen, bei der Untersuchung von Wechselwirkung den einzelnen Momenten aber den Status ontisch separierbarer *Einheiten* zu belassen. Cassirers frühe Schriften zeugen gerade vom unermüdlichen Bestreben, gegenüber den zeitgenössischen Ansätzen die seiner Meinung nach irrtümliche Favorisierung substanzbegrifflicher erkenntnistheoretischer Denkmodelle zu kritisieren. Nach Cassirer besteht gerade das Auszeichnende seiner Position darin, dass es keinen Sinn macht, Wirklichkeit und sinnlich-sprachliches Erkennen als ontische Blöcke einander gegenüberzustellen, vielmehr entsteht die Möglichkeit ihrer substanzbegrifflichen Fassung erst aufgrund der ‘Gerinnung’ vorgängiger Relationskonstitution. So muss man feststellen, dass an entscheidenden Stellen Weisgerber diesen letzten Schritt Cassirers, der das Problem der Letztbegründung thematisiert, nicht mitmacht. So stellt er etwa unmissverständlich fest:

“[...] die Perzeption der sinnlichen Eindrücke ist **natürlich vor der Sprache und unabhängig von ihr**; dagegen muss die Sprache hinzukommen, um ihre Apperzeption zu einem bedeutsamen Faktor zu machen.” (Weisgerber 1924: 171; Hervorhebung in Dickdruck von B.S.)

Schon an dieser Stelle wird deutlich, dass Weisgerber, ganz im Gegensatz zu Cassirer, es als *selbstverständliche* Einsicht ansieht, dass die sinnliche Wahrnehmung ontologisch und genetisch-logisch als eigenständige Instanz und *unabhängig* von Sprache gefasst werden muss, was aber keineswegs ausschließt, dass der Wahrnehmungs- und Denkprozess in seiner konkret-empirischen Prozessualität auf intensiver ‘dynamischer’

²⁸⁹ Im Original von 1923 ist es die Seite 232.

Wechselwirkung zwischen diesen Instanzen beruht. Weder also beruht Weisgerbers Begriff von Wirklichkeit auf den in transzendentaler Reflexion erkennbaren Formen unserer Anschauung und unseres Denkens, wie es Kant vertreten hatte, noch auf einer ‘reinen’²⁹⁰ Relationalität, wie es Cassirer vertreten hatte, sondern auf einer zunächst als unproblematisch verstandenen Ontologisierung *qua* ‘Ontisierung’ von Wirklichkeitsinstanzen oder Weltbereichen, wozu auch Sprache gehört.

Auf dieser Basis wird dann auch verständlich, dass Weisgerber in einer späten Schrift einerseits bezüglich des Aspekts *Sprache und Gegenstandskonstitution*,

“Zwischen dem Zutrauen eines erweisbaren Anteils an dem ewigen Reich der Ideen und der Hoffnungslosigkeit des sich [sic] bloßen Hirngespinsten ausgelieferten Individuums ist in den muttersprachlichen Zugriffen eine geistige Wirklichkeit gegenwärtig, die so weit erfahrbar und faßbar ist, daß man auf sie weitere Schlüsse gründen kann. Die muttersprachlichen Zugriffe sind zweifellos geistige Gegenstände, in deren Geltung Menschliches und Außermenschliches eingegangen sind. Der Akt ihrer Konstituierung wird faßbar als Vollzug des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft, und damit ist die erste Stufe erreicht, von der aus nun die Frage der dahinterstehenden Wirklichkeit präziser gestellt und zunächst auf dem Wege der Sprachvergleichung konkret gefördert werden kann.” (Weisgerber 1964a: 176)

andererseits bezüglich desjenigen von *Sprache und Denknötwendigem* betont:

“Die beiden Hauptvarianten, die das Denknötwendige aus der Struktur des menschlichen Geistes oder aus den Gesetzen der «Wirklichkeit» abzuleiten suchen, werden darauf hingewiesen, daß es eine dritte Möglichkeit gibt, die man eingerechnet haben muß, bevor man den nächsten Schritt wagt. Muttersprachliche Geltungen, namentlich im Bereich der Wortarten und Satzbaupläne, sind zweifellos relevant für die Frage des Denknötwendigen [...]” (ebd. 176f.)

Einmal mehr sieht man, dass die Reflexion auf Sprache im Ausgang einerseits vom ‘Realontischen’, andererseits von Transzendentalphilosophie nach Weisgerber eine Art Gefahr bedeutet, Sprache in funktionale Abhängigkeit zu zwingen und den ontologischen Status der Instanz *Muttersprache* zu untergraben. Nur wenn dieser gesichert ist, wird die Sicht frei auf die nach Weisgerber komplexe ‘Daseinsform’ von Sprache, was wiederum Voraussetzung dafür ist, dass die Erkenntnis der Funktion der Muttersprache, die in der theoretischen und praktischen Bewältigung der Welt liegt, möglich ist:

²⁹⁰ Zur Angemessenheit des Begriffs *rein* vgl. Kapitel 3.2.2.1

“Die sprachlichen Leistungen sind aber nicht nur an ‘Sachen’, sondern auch an Aufgaben zu messen. Eine Muttersprache ist nicht eine rein theoretische, sondern weithin eine praktische Bewältigung der Welt. Die Aufgaben, die sie aufnimmt, sind nicht nur vom Aufbau des ‘Seienden’ bestimmt, sondern ebenso sehr von den Gesichtspunkten und Notwendigkeiten der Sprachgemeinschaft. [...] Es ist ja nicht so, als ob die ‘Tatsachen’ eine bestimmte sprachliche Lösung erzwingen, die nur dem Bestand der Dinge folgte, sondern die gewonnene sprachliche Lösung hat Geltung für die Gestaltung des Lebens. Das Aufsuchen dieser Auswirkungen gehört notwendig zur Ganzheit der Einsicht in eine Muttersprache.” (Weisgerber 1963b: 29)

Die bisherigen Ausführungen versuchten zu zeigen, dass Weisgerber implizit, und mitunter auch explizit, für eine Befreiung der Reflexion auf Sprache aus den Fesseln derjenigen Denkmodelle argumentiert, die sich dem Phänomen Sprache im Ausgang von der konzeptuellen Fassung ontischer Realität²⁹¹, vor allem aber von der konzeptuellen Fassung des subjektiven Erkenntnisvermögens nähern. Auch die Version Cassirers, die beide Stränge zu vereinigen sucht, wird in diesem ihrem Anspruch ausgeblendet. Im Folgenden geht es darum, die Bemühungen Weisgerbers zu analysieren, die die argumentative Strategie verfolgen, die Möglichkeit der Ont(olog)isierung von *Muttersprache*, und das heißt für ihn die Möglichkeit, sie als Objekt zu untersuchen, differenzierter zu begründen und daraus weitere Schlussfolgerungen abzuleiten.

3.1.2. Sprache als gesellschaftliches Phänomen

Bevor wir auf die Anleihen Weisgerbers bei Philosophie und Soziologie zur differenzierteren Begründung der primordialen Rolle von *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* zu sprechen kommen, sei kurz rekapituliert, zu welchen in dieser Hinsicht wesentlichen Ergebnissen wir in den vorherigen Kapiteln gekommen sind. Die Darlegungen in Kapitel 2.2. haben gezeigt, dass Sprache, Weisgerber zufolge, ihrem Wesen nach ein gesellschaftliches Phänomen ist (2.2.1.). Die Begründung dieser Primordialität der *Muttersprache* (als *langue*) vor der *Sprachfähigkeit* (als *langage*) und der individuellen *Spracherlernung* und *Sprachverwendung* (als *parole*) wurde

²⁹¹ Gerade was die Frage der möglichen Reflexion auf Sprache vom Standpunkt der Realontologie betrifft, muss betont werden, dass Weisgerbers Position hierzu sich vorwiegend implikatorisch bekundet. Wie wir noch sehen werden, referiert er zwar mitunter auf Schriften Nicolai Hartmanns, allerdings geradezu ausschließlich in dem Sinne, dass Sprache *qua* Muttersprache als real-ontisches Phänomen begriffen werden muss, während die komplizierte Begründung der ontologischen Prämissen Hartmanns, die sich in strengem Sinne nicht von der Durchführung ihrer Begründung trennen lässt, von Weisgerber bezeichnenderweise nicht eigens rezipiert, d. h. also ausgeblendet wird, und somit nur als Argument *ex negativo* verbucht werden kann.

besonders durch die Erläuterungen zu den Gesetzen der Muttersprache bzw. Sprachgemeinschaft (2.2.3.2.) expliziert. Zudem wurde dargestellt, dass die Valorisierung von *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* einerseits in einer Zurückdrängung der entsprechenden Instanzen *Individuum* und *parole* (2.2.2.2., (2.2.3.1.) mündet, andererseits auch die individuelle, dem Menschen eigene Sprachfähigkeit letztendlich von Weisgerber in Dependenz zur Instanz *Muttersprache* gebracht wird (2.2.3.2.).

Im folgenden werden wir (i) zunächst auf Weisgerbers Bestreben eingehen, die von ihm intendierte ont(olog)ische Bestimmung von *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* als *soziale Objektivgebilde* durch Rekurs auf zeitgenössische soziologische und philosophische Theorien zu legitimieren. Dass Weisgerber gerade diese zwei ‘Disziplinen’ – Soziologie und Philosophie – bevorzugt, ergibt sich nicht nur aus der Sache selbst, sondern verwundert auch insofern nicht, als sich die Soziologie in der Zeit der Weimarer Republik als eigene Disziplin gerade erst herauszubilden begann und sich in ihrem Grundlagendiskurs weitgehend als philosophische Disziplin verstand (vgl. Habermas 1992: 187ff.; Tilitzki 2002: 253). Besonders besprechenswert sind in diesem Zusammenhang die Auffassungen Durkheims, Vierkandts, Freyers und N. Hartmanns. (ii) Im Anschluss an die Begründung der These, dass Muttersprache und Sprachgemeinschaft soziale Objektivgebilde sind, stellt sich die Frage, welchen Stellenwert sie haben und welches Verhältnis zu anderen sozialen Objektivgebilden besteht.

(i) Wenn wir bei der Diskussion der Weisgerberschen Rezeption der soziologisch für ihn relevanten Theoreme mit der Rezeption Durkheims beginnen, so leiten uns dabei chronologische Gesichtspunkte. Durkheims wichtigste Schriften wurden um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert verfasst, also einige Jahrzehnte vor Beginn von Weisgerbers wissenschaftlicher Laufbahn. Andererseits bedarf die Berücksichtigung Durkheims einer besonderen Rechtfertigung, da Weisgerber Durkheim gar nicht explizit referiert und in den wichtigsten autobiographischen Retrospektiven (Weisgerber 1961b; 1973a; 1974b) nur ein einziges Mal erwähnt (Weisgerber 1961b: 34). An dieser Stelle betont Weisgerber, dass der Anstoß zur entscheidenden Einsicht, dass die Sprache ein *fait social* sei, ihm durch die Lektüre Vierkandts gekommen sei, dass sie aber auch bei Durkheim, Meillet oder Saussure hätte gefunden werden können. Wie wir schon in Kapitel 2.1. hatten feststellen können, ist dies zumindest mit Bezug auf Saussure eine irreführende Aussage. Desweiteren lässt

sich auch feststellen, dass Weisgerber in der Habilitationsschrift Meillet oft zitiert, und es ist bekannt, dass Saussure Durkheim, obwohl er ihn wie Weisgerber selten direkt zitiert, intensiv rezipiert hatte (vgl. Köller 1988: 399). Somit darf man zumindest vermuten, dass Weisgerber einige von Durkheims Schriften kannte.²⁹² Allerdings sollte man aber auch nicht in die gegenteilige Meinung verfallen und eine intensive Durkheimrezeption annehmen, da Weisgerber in seiner Habilitationsschrift, die ja der Paratext zur Aufdeckung späterer Rezeptionsverschleierungen ist, Durkheim mit keinem Wort erwähnt.

Angesichts der hier skizzierten Ausgangssituation kann man also nur von einem eingeschränkten Einfluss Durkheims auf Weisgerber sprechen. Dieser besteht vor allem darin, dass Durkheim im Sinne Kuhns das Paradigma, dass sozialen Tatsachen ebenso wie Dingen und Gegenständen Realität zuzusprechen sei (Durkheim o.J.: 196ff.) und dass sie als reale Objekte auch wissenschaftlicher Untersuchung zugänglich seien (ebd. 274), eingeführt und hoffähig gemacht hat. Er hat somit den Weg dafür bereitet, dass sowohl kollektive und gesellschaftliche Vorstellungen (ebd. 173ff.) als auch in gesellschaftlichen Konventionen verankerte Urteile (ebd. 257ff.) nicht nur als *Realia* und damit als *ontische* Entitäten betrachtet werden konnten, sondern auch ihre *soziale* Dimension herausgestellt wurde. Gerade auf diese Kombination der sozialen und ontischen Komponente kam es Weisgerber dann in der Folge auch an. Ein Grund für die Ausblendung Durkheims in den Schriften Weisgerbers mag auch darin gelegen haben, dass Durkheim sich im Grunde auf die Diskussion der Vorstellungen und Urteile beschränkt hatte und eine explizite Applikation auf sprachliche Phänomene im Grunde erst von Saussure vorgenommen wurde; und Saussures Ausarbeitung des Theorems von Sprache als *fait social* hatte Weisgerber, wie wir gesehen haben, ja als unzureichend aufgefasst. Die kurze Passage am Ende von *Sociologie et philosophie*, die aus dem Jahr 1911 stammt, und die wir in der von uns benutzten übersetzten Fassung zitieren,

“Um juízo de valor exprime a relação de uma coisa com um ideal. Ora o ideal é dado, como a coisa, ainda que de forma diferente; também ele, à sua maneira, é uma realidade. [...] Mas, relativamente aos juízos de realidade, as coisas não se passam de forma diferente. Isto porque os conceitos são igualmente construções do espírito, por conseguinte, ideais. E nem sequer seria difícil demonstrarmos que

²⁹² Gippers Aussage, Weisgerber habe erst nach 1924 Zugang zu den Werken Saussures, Meillets und Durkheims gewonnen (Gipper in Dutz 1984: 12), die sich, aus welchen Motiven auch immer, allem Anschein nach Weisgerbers Aussage in Weisgerber (1961b) anschließt, kann zwar in Bezug auf Saussure und Meillet wenig überzeugen, es wäre aber durchaus möglich, dass Weisgerber Durkheim tatsächlich erst nach 1924 gelesen hat.

eles são mesmo ideais coletivos, já que apenas se podem construir na linguagem e pela linguagem, que é uma realidade coletiva no mais elevado grau.” (Durkheim o.J.: 272)

könnte durchaus als Reaktion auf Saussures Vorlesungen gelesen werden. Es ist kaum anzunehmen, dass Weisgerber die Erstveröffentlichung des Textes²⁹³ gekannt hat, wahrscheinlicher wäre eine Rezeption im angegebenen kompilierten Band *Sociologie et philosophie*, der 1925 erschienen ist, so dass die oben zitierte Behauptung einer nachträglichen Bestätigung durch Durkheim hier durchaus zutreffen könnte. Mit diesen kurzen Bemerkungen, deren Kürze aufgrund der Rezeptionsbedingungen gerechtfertigt erscheinen, wollen wir es denn auch bewenden lassen.²⁹⁴

Wichtigster Vertreter der damals noch jungen Disziplin der Soziologie war für Weisgerber sicherlich Vierkandt (so auch Weisgerber 1961b: 34). Bevor wir auf die Rezeption Vierkandts eingehen, seien die Kernargumente, die den Standpunkt Weisgerbers orten, (noch einmal) dargelegt, da sie die Motivierung seiner Rezeption bestimmen. Besonders klar werden diese Argumente 1929 in *Muttersprache und Geistesbildung* (Weisgerber 1929b) exponiert. Aus der Soziologie übernimmt Weisgerber den Terminus *soziales Objektivgebilde* (ebd. 45) und versucht, im Ausgang von ihm den axiomatischen Charakter dreier Thesen einsichtig zu machen: Sprache als Muttersprache ist erstens ein *soziales* Phänomen, da sie gemeinsamer Besitz einer Gruppe von Menschen (ebd.) ist (nämlich derjenigen, die die jeweilige Sprache als Muttersprache gelernt haben). Muttersprachen sind zwar darauf angewiesen, dass einzelne Menschen Träger dieser Sprache sind (sie sprechen, schreiben, sich in ihr / mit ihr ausdrücken), sind aber unabhängig vom Individuum insofern, als die Existenz der Sprache von der Anzahl der Trägerelemente unabhängig ist, d.h. es können beliebig viele Trägerelemente wegfallen, ohne dass die Sprache ihre Existenz verlieren würde (ebd. 46), und insofern, als kein Einzelner jemals eine Einzel-/Muttersprache vollkommen ‘verwirklichen’, d.h. beherrschen kann (ebd. 46, 106). Letzteres Argument ist auch entscheidend für die zweite These, dass Muttersprache einen systematischen

²⁹³ 1911 in der *Revue de Métaphysique et Morale* (vgl. dazu Durkheim o.J.: 257, Anm. 1).

²⁹⁴ Zumindest hingewiesen sei aber auf eine weitere auffallende Parallele einer Durkheim-Passage zu Weisgerbers ausgiebig diskutiertem Orion-Beispiel (vgl. Kap.2.2.3.1.). In der erst 1981 veröffentlichten Vorlesung von 1913/14 mit dem Titel *Pragmatisme et sociologie* hatte Durkheim einen Sternbildvergleich in auffällig ähnlicher Interpretationsabsicht wie Weisgerber seinen Orionvergleich präsentiert: “Suponhamos, por exemplo, a constelação da Ursa Maior. Quem foi que discerniu e contou sete estrelas? Quem foi que notou a sua vaga semelhança com a forma de um animal? Foi o homem, incontestavelmente. É certo que se poderá objectar que, antes que ele o tivesse feito, tais estrelas já eram sete, e que as mesmas já se encontravam dispostas daquele modo. Mas elas só o eram implícita ou virtualmente. Faltava uma condição, e essa condição era «o acto do espírito que conta e que compara» [ohne Zitatangabe; B.S.]. O homem parece limitar-se a traduzir, a *descobrir*. Mas, de certo modo, ele também acrescenta e cria: cria o número sete, cria a semelhança. O seu pensamento não é uma cópia da realidade: é uma verdadeira *criação*.” (Durkheim o.J.: 40). Überraschend ähnlich ist nicht nur der Vergleich in seiner Motivwahl, sondern auch die typisch weisgerberische Mischung von Aufrechterhaltung des Postulats einer existierenden Außenwelt, ihrer Transformation und einer zusätzlichen kreativen Weltneuschöpfung.

Überschuss über jeden, auch den vollkommensten individuellen Sprachbesitz darstellt, und somit als Gebilde einen eigenen *Objektstatus* besitzt. Sie muss deshalb als eigene Wirklichkeit sowohl in als auch über der Gesamtheit der sie realisierenden Träger angesetzt werden, und zwar nicht nur im Sinne eines je realisierten manifesten Produkts, sondern auch als immateriell-geistige Realität im Sinne einer wirksamen und dadurch wirklichen Tatsache (ebd. 46). Die dritte These behauptet, dass Muttersprache als solcherart soziales Objektivgebilde, und zwar als einziges seiner Art, einen *allgemeinen* Status hat, dadurch dass kein Mensch sich der Tatsache entziehen kann, eine Muttersprache zu haben (ebd. 45). Schon in seiner Antrittsvorlesung expliziert Weisgerber, welche wesentliche Funktion für ihn soziologische neben erkenntnistheoretischen Einsichten haben. Während erkenntnistheoretische Einsichten helfen, den Hauptmangel der “bisherigen Sprachforschung” in ihrer “zu engherzige[n] Beschränkung des Begriffes «Sprache» auf die lautlichen Bestandteile der gesprochenen Rede” (Weisgerber 1926: 241) zu überwinden, haben soziologische Erkenntnisse folgende Funktion:

“Der in der Sprachwissenschaft herrschende Individualismus, der nur die Sprache des einzelnen Menschen als Realität anerkennt, muß auf das richtige Maß beschränkt werden; die Ergebnisse der Soziologie gestatten uns heute, das Verhältnis von Individuellem und Überpersönlichem in der Sprache klarer zu erfassen: der Sprache, als einem Kulturgut, kommt eine überpersönliche, funktionale Realität zu.” (ebd. 242)

Dieser Argumentationszusammenhang ist zu berücksichtigen, wenn man das spezifische Interesse Weisgerbers an der Rezeption Vierkandts verstehen möchte. Dieses spezifische Interesse hat sich allerdings erst im Laufe der Abfassung der Habilschrift ergeben. Für diese Behauptung spricht, dass Vierkandt (1867-1953) seine für damalige Zeit sehr späte Karriere besonders seiner 1908 veröffentlichten Schrift *Die Stetigkeit im Kulturwandel* verdankte und Weisgerbers ursprüngliches Projekt der Habilitationsschrift, wie noch aus dem Inhaltsverzeichnis hervorgeht, in der Ausarbeitung einer Theorie des Sprachwandels bestand. Von einer solchen Ausarbeitung, die dem vorgelegten Text der Habilschrift weitere zwei Teile hinzugefügt hätte, nahm Weisgerber dann Abstand, und behandelte auch in späteren Jahren nur noch ganz sporadisch, bezeichnenderweise aber unter enger Anlehnung an Vierkandt, dieses Thema (Weisgerber 1930c). Vierkandt wird für Weisgerber in synchroner und wissenschaftstheoretisch-fundamentaler Hinsicht von Bedeutung, und zwar der

Vierkant der *Gesellschaftslehre*, die in erster Auflage 1923²⁹⁵, in überarbeiteter Fassung 1928 erschien, und mit der nach Ansicht Stöltings (1986: 325) Vierkant definitiv in seine antipositivistische Phase eintritt. Bis in die spätesten Schriften behält Vierkant für Weisgerber den Status des Hauptgaranten seiner Ansichten aus dem ‘Lager’ der Soziologie (vgl. Weisgerber 1974c: 16; 1975a: 181f), und eine spezifische Verbundenheit mit Vierkant bedeutete sicherlich auch die Tatsache, dass Weisgerber 1931 zum von Vierkant herausgegebenen Handwörterbuch der Soziologie, das eine beachtliche wissenschaftliche Reputation genoss (vgl. Stölting 1986: 316), den Artikel *Sprache* (Weisgerber 1931d) beisteuerte.

Bevor wir auf die wenigen Arbeiten eingehen, die im Grundtenor einig Weisgerbers Vierkant-Rezeption als Verzerrung des Vierkantschen Denkens bzw. mangelhafte Auseinandersetzung mit diesem kritisieren, wollen wir zunächst unsere eigenen Untersuchungen zu diesem Thema darlegen. Besonders in der Habilschrift hat sich Weisgerber, vor allem in Abschnitt B I, der immerhin 33 Seiten umfasst (Weisgerber 1924: 84-117), dezidiert mit Vierkant auseinandergesetzt. Bei Vierkant findet er das, was er bei Saussure vermisst, eine ausführliche “Berücksichtigung der Sprachgenossenschaft” (ebd. 6f.) und der “Rolle der Sprache in der Gesamtkultur” (ebd. 156)²⁹⁶, Aspekte, die für Weisgerber zum Begriff der *langue* notwendig dazugehören.²⁹⁷ Eben diese ‘sozial-ontologische’ Dualstruktur findet Weisgerber bei Vierkant in dem Begriffspaar von *Gesellschaft* und *Kultur* und der im folgenden Zitat in dichter Form präsentierten Axiomatik ihrer wissenschaftlichen Erforschung:

“Daß wir es in der Gesellschaft und in der Kultur mit einem selbständigen Gegenstand zu tun haben, können wir erst in dem Maße erkennen, indem wir uns von den überlieferten individualistischen Anschauungen frei machen. Denn diese gehen bekanntlich dahin, daß nur das Individuum eine eigene Realität besitzt, die Gesellschaft aber nur eine Summe von solchen und die Kultur nur eine Art Anhängsel ihrer, beide also nichts im Wesen Neues und Eigenes bedeuten. Tatsächlich ist es jedoch umgekehrt. Die Gesellschaft sowohl wie die einzelnen Kulturgüter und die gesamte Kultur eines Volkes bilden selbständige Einheiten von einheitlichem Charakter, haben eigene Aufbaugesetze und

²⁹⁵ Trotz zahlreicher Bemühungen war mir die 1. Aufl. der *Gesellschaftslehre* leider nicht zugänglich. Wichtige Zitate werden, wenn nötig, durch Zweit Zitierung ersetzt, oder, wenn aus systematischen Gründen vertretbar, aus der zweiten Auflage, die Weisgerber ab 1929 allen weiteren Zitierungen zugrundelegt (wobei Roß in Dutz (2000: 84) darauf hingewiesen hat, dass Weisgerber in (1929b) zwar die 2. Aufl. im Literaturverzeichnis anführt, im Text aber nach der 1. Aufl. zitiert.)

²⁹⁶ Darauf hat auch Ehlers (2000: 59f.) schon hingewiesen, der entgegen meiner Ansicht Weisgerbers Vierkant-Rezeption einen Mangel an kritisch-reflektierter Auseinandersetzung bescheinigt und ihr eine rein strategisch-instrumentale Funktion unterstellt (ebd. 59).

²⁹⁷ Auf diese systematische Erweiterung des Saussureschen *langue*-Begriffs bei Weisgerber hat auch Gipper in aller Klarheit hingewiesen: “Muttersprache umfaßt einmal «langue» im Sinne F. de SAUSSURES, behebt aber zunächst den genannten Mangel der deutschen Sprache, darüber hinaus unterstreicht der Begriff auch die enge Wechselwirkung zwischen Sprache und Gemeinschaft und hebt damit einen Wesenszug hervor, der in «langue» noch nicht deutlich gefaßt ist. Wenn dieser spezifische Gesichtspunkt mit ausgedrückt werden soll, könnte man auch von «langue maternelle» sprechen.” (Gipper 1969: 23).

führen ihr eigenes Leben. Sie haben zwar die Existenz von Personen zur Voraussetzung, bilden jedoch ihnen gegenüber eigene Gebilde, teils wie die Gruppen und sonstige Gesellschaften von überpersönlichem, teils wie die Kulturen und Kulturgüter von unpersönlichem Charakter. Das Verhältnis zwischen dem menschlichen Substrat und den objektiven Gebilden ist dabei genau betrachtet ein zweiseitiges: einerseits sind Gruppen und Kulturen von ihrem Substrat abhängig und durch dieses bestimmt; andererseits führen sie in gewissen Grenzen ihnen gegenüber ein unabhängiges Leben und treten ihnen als objektive Mächte gegenüber.” (Vierkandt 1928: 3)

Allgemeinste Forschungsgegenstände der Soziologie sind nach Vierkandt also *Gesellschaft* und *Kultur*, die sich begrifflich jeweils weiter ausdifferenzieren lassen, auf der Seite der *Gesellschaft* in “Gruppen und sonstige Gesellschaften”, auf der Seite der *Kultur* in “Kulturgüter”. Beide Forschungsgegenstände werden, ähnlich wie bei Durkheim, als soziale Tatsachen konzipiert, die in eigengesetzlicher Weise ‘funktionieren’ bzw. denen eine Art ‘Eigenleben’ zuzuschreiben ist. Sie stehen mit den Individuen in einem interdependenten Verhältnis, wobei das Wirkungspotential der sozialen Tatsachen zum einen überhaupt erst einmal als solches veranschlagt und implizit dann auch noch höher veranschlagt wird als dasjenige der Individuen. Soziale Objektivgebilde, insofern sie der begrifflichen Kategorie der *Gesellschaft* zugeordnet werden, haben “überpersönlichen”, sofern sie derjenigen der *Kultur* zugeordnet werden, “unpersönlichen Charakter”. Diese allgemeine Differenzierung²⁹⁸ bildet, wie wir im Einzelnen noch sehen werden, den gemeinsamen Fundus der Anschauungen Vierkandts und Weisgerbers, Abweichungen treten besonders bezüglich der Differenzierung des Begriffs der Gesellschaft auf. Wichtig für die Frage der Weisgerber-Rezeption ist hierbei Vierkandts Begriff der *Gemeinschaft*:

“Es kann nämlich dieser Zustand [der *gesellschaftliche* Zustand; B.S.] in verschiedenem Grade ausgeprägt sein, indem die in Rede stehende Verbundenheit verschiedener Abstufungen fähig ist. Den stärksten Grad erreicht sie da, wo das Ichbewußtsein aus seinem sonstigen Zustande der Abgegrenztheit gegen seine Umgebung heraustritt und sein Träger sich innerlich mit anderen Wesen zu einer Einheit verbunden fühlt: diesen Zustand bezeichnen wir als Gemeinschaft, und die ihm entsprechende Vereinigung von Menschen als Gruppe. Die außergemeinschaftlichen gesellschaftlichen Zustände sind von einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit, daß sie sich einer einheitlichen oder gar einfachen Klassifikation entziehen. Insbesondere werden sie nicht erschöpft durch diejenigen Verhältnisse, die Tönnies als “Gesellschaft” der Gemeinschaft gegenübergestellt hat. Diese letzteren gehören als

²⁹⁸ Da in der Habilschrift dieses Grundgerüst der Vierkandtschen *Gesellschaftslehre* als Argumentationshintergrund fungiert, kann man mit Sicherheit davon ausgehen, dass es, ebenso wie das folgende Grundsatzzitat, in dieser Form auch in der ersten Auflage der *Gesellschaftslehre*, wenn auch womöglich in anderer Formulierung, schon präsent war.

besonderer Fall einer umfassenderen Menge von sozialen Beziehungen an, die man als gemeinschaftsferne Sozialverhältnisse der Gemeinschaft und den gemeinschaftsnahen Verhältnissen gegenüberstellen kann. Bei ihnen fehlt die seelische Verbundenheit, die der Gemeinschaft und im abgeschwächten Maße den gemeinschaftsnahen Verhältnissen eigen ist. Es besteht bei ihnen nur eine Verbundenheit im Geistigen – eine Sinnverbundenheit, die man auch als eine gemeinsame Anerkennung einer objektiven Ordnung bezeichnen kann. Während in der Gruppe sowohl die Ichverbundenheit wie die Ordnungsverbundenheit besteht, bleibt in den gemeinschaftsfernen Verhältnissen nur die letztere Eigenschaft erhalten.“ (ebd. 18)

Um von *Gemeinschaft* zu sprechen, bedarf es für Vierkandt der emotionalen Envolviertheit, des Verbundenheitsgefühls des Einzelnen mit den jeweils anderen Gruppenangehörigen. Dies ist für Vierkandt in Bezug auf die Sprache *nicht* der Fall:

“Es ist ferner [...] bedenklich von einer Rechts- oder Sprachgemeinschaft zu sprechen. Freilich besteht zwischen den Trägern einer Rechtsordnung oder denen einer und derselben Sprache in der Regel eine Gemeinschaft; aber deren Gegenstand umfaßt viel mehr als das Recht und die Sprache; und der Stamm oder die Nation, die als Träger in Frage kommen, fühlen sich zur Gemeinschaft verbunden nicht durch dieses oder jenes Kulturgut [...], sondern durch einen einheitlichen Komplex als ein Ganzes. Das Herausheben einer Sprachgemeinschaft aus dieser gesamten Kulturgemeinschaft (die in der Regel auch eine politisch-historische und eine naturhaft-wirtschaftliche Seite besitzt) beruht auf einer Abstraktion. Als gesondertes Gebilde stellt sie sich dem Betrachter dar, während wir den Kreis der Gemeinschaft vom Standpunkt des Erlebenden abgrenzen.“ (ebd. 222)

Nur in Extremfällen, z.B. bei “Wendepunkten eines nationalen Krieges” (ebd. 229), könne in von Vierkandt so genannten *abstrakten Gruppengemeinschaften* ausnahmsweise ein allgemeines nationales Gemeinschaftsbewusstsein entstehen und zeitlich begrenzt wirken (ebd.). Abgesehen von dieser zentralen Differenz zu Weisgerber gibt es dann wieder starke Parallelen, was die Funktion der Sprache angeht, obwohl man berücksichtigen muss, dass die Aussagen zur Funktion der Sprache bei Vierkandt nur ganz sporadisch im Sinne von Fußnotenexkursen auftreten, und dass Sprache eben als Gesellschafts-, und nicht als Gemeinschaftsphänomen geortet wird:

“Ein Gedanke gewinnt Fleisch und Blut erst dadurch, dass er ausgesprochen wird. Alles, was unformuliert bleibt an Anschauungen, führt nur ein Schattenleben und kann an Wirkungskraft, insbesondere an Fähigkeit die Seele zu gestalten, nicht mit dem ausgesprochenen Wort verglichen werden. Jede Anschauung aber, die ausgesprochen wird, unterliegt damit der Formung durch die gegebenen Kategorien der Sprache, deren Träger die Gesellschaft ist. Die Gesellschaft formt also das

Denken des Einzelnen vermöge der sprachlichen Kategorien, die er von ihr empfängt. Diese Kategorien, mag man an den Wortschatz, mag man an den Satzbau und Stil denken, durchdringen wie gesagt mit ihrer formalen Macht all unser Denken bis in die fernsten Winkel.” (ebd. 192)

Die Annahme von Wirkungen, die hier bezüglich des Objektivgebildes *Sprache* evoziert werden, führen Vierkandt schließlich zur Einführung der übergeordneten Instanz des “objektiven Geistes” (ebd. 412), als dessen Träger sowohl die überpersönlichen als auch die unpersönlichen sozialen Objektivgebilde fungieren. Der Begriff selbst in seiner metaphysischen ‘Potenz’ bleibt jedoch unbestimmt.²⁹⁹

Weisgerber übernimmt, in explizitem Bezug auf Vierkandt, dessen Bestimmung von Sprache als Kulturgut unter anderen Kulturgütern (Weisgerber 1924: 86, 120)³⁰⁰ und dessen Definition von *überpersönlichen* und *unpersönlichen* sozialen Objektivgebilden (ebd.).³⁰¹ Differenzen ergeben sich aber hinsichtlich der Frage, ob Sprache ein Gesellschafts- oder Gemeinschaftsphänomen ist. Weisgerber interpretiert Vierkandt zunächst dahingehend richtig, dass bei ihm der Begriff *Gesellschaft* in zweierlei Hinsicht gebraucht wird, einerseits als Oberbegriff aller sozialen Phänomene, die den Menschen als Träger haben (ebd. 95), andererseits für eine Unterabteilung sozialer Verhältnisse, die in der oben beschriebenen Weise von Gemeinschafts- oder Gruppenverhältnissen abgesondert werden durch das Kennzeichen einer ausschließlichen “Ordnungsbezogenheit”. Weisgerber hat gegen den ersten, den Oberbegriff von Gesellschaft, nichts einzuwenden (ebd.), schließlich garantiert er ja zusammen mit dem Begriff *Kultur* die für Weisgerber so wichtige Dualstruktur der sozialen Phänomene. In diesem Sinne muss auch die Rede von der “Sprache als gesellschaftlicher Erkenntnisform” im Titel der Habilschrift verstanden werden. Das Problem, ob Sprache ein Gesellschafts- oder Gemeinschaftsphänomen ist, wird nun in der Habilschrift nicht in wenigen Passagen abgehandelt, sondern liegt als Forschungstelos ihrer gesamten weiteren (d.h. ebd. 95-200) Ausführung zugrunde. Zunächst grenzt sich Weisgerber in diesem Punkt explizit von Vierkandt ab:

“[...] die Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft als enger und lockerer Verbindung lasse ich beiseite, da sie für unsere Zwecke nicht wesentlich ist. Wohl aber möchte ich trennen zwischen

²⁹⁹ Zu diesem Urteil kommt auch Stöltzing (1986: 341).

³⁰⁰ Insofern hat Roß mit seiner Bemerkung, dass nach Weisgerber Sprache *nicht* Kulturgut unter anderen sei, Unrecht (Roß 2000: 89).

³⁰¹ Bisweilen hält sich Weisgerber aber in späteren Schriften nicht immer an diesen Sprachgebrauch, wohl vor allem, wenn die Distinktion als solche nicht im Blick steht und der isolierte Gebrauch von *unpersönlich* für Weisgerber offensichtlich unerwünschte Konnotationen evozieren könnte (vgl. u.a. etwa Weisgerber 1926: 242). Bestätigt wird Vierkants Definition dann wieder explizit in Weisgerber (1931d: 603).

Gesellschaften [als Oberbegriff im Plural; B.S.], die sich auf persönliche Eigenschaften eines Individuums gründen und solchen, die sich aus der gemeinsamen Teilnahme an einem bestimmten sozialen Gut ergeben. Die Gegenüberstellung deckt sich nicht mit der Scheidung von persönlicher und überpersönlicher Gemeinschaft (Vierk. 223 ‘Die Grundlage der einen erschöpft sich in rein persönlichen Beziehungen zwischen den Beteiligten, die Grundlage der anderen bilden objektive Formen ...’);” (ebd. 95)

Die *differentia specifica* Vierkandts hinsichtlich des Gemeinschaftsbegriffs, die letztlich an das Merkmal des persönlich Erlebbar im Rahmen *personalen Beziehungen* geknüpft wird, wird also abgelehnt. Ebenfalls außer Acht lässt Weisgerber, jedenfalls unter systematischen Gesichtspunkten, die Gesellschaftsformen, die sich auf persönliche Eigenschaften eines Individuums gründen. Vielmehr konzentriert er sich in einer langgestreckten Diskussion des nachfolgenden Abschnittes seiner Habilitationsschrift darauf zu zeigen, dass die Sprache ein Kulturgut / Objektivgebilde ist, das “sich aus der gemeinsamen Teilnahme” aller ‘Sprachteilhaber’ ergibt. Um diese These zu begründen, versucht Weisgerber zunächst die *Einheitlichkeit* des Gegenstands *Sprache* zu erweisen, um von dort her seinen eigenen Begriff von Sprachgemeinschaft zu legitimieren. Hierbei bedarf Weisgerber eines neutral ‘unbelasteten’ Begriffs für die (rein quantitativ zu begreifende) “Gesamtheit der Träger” (ebd.) des sozialen Objektivgebildes Sprache, den er in “Sprachgenossenschaft”³⁰² (ebd.) findet. Nun ist es nach Weisgerber unbestritten, dass besonders im “Sprechkreis” (ebd.) eines jeden Individuums Fragen etwa des Dialekts (ebd. 96ff.) oder Soziolekts eine entscheidende Rolle spielen, er versucht aber immer wieder das Argument stark zu machen, dass der Bezugspunkt *Muttersprache* hinter all diesen Formen von Sprachdiversität und Diversität der individuellen sprachlichen Performanz als gemeinsame Basis steht, die eine Verständigung unter den Mitgliedern der Sprachgenossenschaft ermöglicht (u.a. ebd. 98), und somit als einheitliches Bezugsobjekt fungiert.³⁰³ In diesem Argumentationszusammenhang verwendet Weisgerber des öfteren den Begriff der “engeren Sprachgemeinschaft”, der mit dem ‘Sprechkreis’ des Individuums zusammenfällt und sozusagen noch vom Gemeinschaftsbegriff Vierkandts aus gedacht ist. Ziel Weisgerbers ist es also, zunächst einmal Argumente dafür zu sammeln, dass die Muttersprache und nicht die je persönlich erlebten jeweiligen Sprachausschnitte *das* soziale Objektivgebilde ist, das auf entscheidende und wesentliche Weise Gemeinschaft

³⁰² In diesem neutralen Sinne verwendet ihn auch Ammann durchgehend in Ammann (1925), vgl. dazu auch Tomus (2004: 130).

³⁰³ Diese Argumentation wird dann in Weisgerber (1929b: 45-49, 103f.) in konziser Form wiederholt.

stiftet. Dennoch gelangt Weisgerber zum Abschluss von Teil B (ebd. 84-149) noch nicht zu einer definitorischen Bestimmung dessen, was er unter *Sprachgemeinschaft* bzw. *weiterer* im Gegensatz zu *engerer* Sprachgemeinschaft versteht. Der gesamte Teil C der Arbeit (ebd. 150-200) versucht vielmehr, die in Teil B lancierte These von einer anderen Seite aus zu bekräftigen, indem nun eher von erkenntnistheoretischer Warte aus die stützende These aufgestellt wird, dass Sprache als *Muttersprache* und damit als *einheitliches* Phänomen das Denken, Empfinden und Vorstellen der Sprecher derselben entscheidend prägt. Die Bestimmung des Begriffs und systematischen Stellenwertes von *Sprachgemeinschaft* erscheint in dieser ersten Schrift Weisgerbers also eher als Forschungsaufgabe, deren Profil sich im Laufe der Arbeit erst abzeichnet.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Weisgerber sich in durchaus begründeter Form durch die Auseinandersetzung mit Vierkandt zur Konzeption seines späteren Begriffs von Sprachgemeinschaft ‘hinarbeitet’. Der Vorwurf, er habe sich mit Vierkandt nicht wirklich auseinandergesetzt und ihn nur als Autorität affirmativ zitiert³⁰⁴, ist sicher zu revidieren, ebenso wie das Urteil von Roß, Weisgerber habe sich zwar auf Vierkandt bezogen, dessen terminologische Unterscheidung und die darauf beruhende Einordnung der Sprache als soziales Objektivgebilde aber fehlerhaft rezipiert, da Sprache bei Vierkandt ein Gruppenphänomen sei (Roß 2000: 93f.).³⁰⁵ Wie wir sahen, begründet Weisgerber die in diesem Punkt bestehenden Differenzen zu Vierkandt und benennt sie auch als solche. Die Vorwürfe der ‘Siegener Schule’, zuerst vorgebracht von Knobloch und in seinem Gefolge von Tomus, gehen dahin, dass Weisgerber sich von Beginn seiner Karriere an betont in die wie immer auch benannte ‘neuidealistisch-romantisch-reaktionäre’ Phalanx derjenigen einordnet, die bewusst die politischen Konnotationen des Gemeinschaftsbegriffs subskribieren und seine Funktion als Antipode des Gesellschaftsbegriffs untermauern. Stölting (1986: 346-355) hat die in der Zeit der Weimarer Republik kultivierte Dichotomie der beiden Begriffe ausführlich diskutiert. In einer kurzen Charakterisierung der thematischen Konnotationen der beiden Begriffe schreibt er:

“Drei Themen sind es vor allem, die sich im Begriff der Gemeinschaft vereinen: die unmittelbaren und zugleich positiven Beziehungen zwischen Menschen, die ihren Ursprung in Zuneigung, Nähe, Offenheit und Liebe haben; die Konstitution des Gemeinwesens durch Sitte, Tradition

³⁰⁴ Vgl. Anm. 296, wobei zu beachten ist, dass Ehlers seine Habilschrift kennt.

³⁰⁵ Roth (2004: 370, Anm. 1163) beruft sich in seinem Urteil, Weisgerber habe Vierkandts Unterscheidung von über- und unpersönlichen Objektivgebilden ignoriert, auf Roß.

und Moral statt durch individuellen Kalkül und Vertrag; schließlich der Begriff der funktional und hierarchisch gegliederten Ganzheit, in der jeder einen ihm zugewiesenen Platz hat [...] Diesen drei Momenten gegenüber erscheint die bürgerliche Gesellschaft als ein «künstliches» Gebilde, das aufgrund eines Kompromisses vieler selbststüchtiger Individuen zustande gekommen ist. Es ist vor allem dieses selbststüchtige, rational kalkulierende Individuum, das vom Begriff der Gemeinschaft her in ein kritisches Licht gerückt wird. Wo es seine Vorherrschaft angetreten hat, werden die unmittelbaren menschlichen Beziehungen «unecht». [...] Die Suche nach individuellem Gewinn und Genuß und die sie stützende Verselbständigung zweckrationalen Denkens zerstört auch die Harmonie und Existenzfähigkeit der Gesellschaft insgesamt.” (ebd. 347)

Ergänzend zu dem, was Stölting herausstellt, dokumentiert Tomus, dass schon von Beginn der zwanziger Jahre an der Topos von der gemeinschaftsbildenden und das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl stärkenden Funktion der Muttersprache als Ideologem instauriert und gepflegt wurde (Tomus 2004: 175; 158-166), wobei die erstrebte nationale Einheit durch eine reaktionäre Verdrängung sozioökonomischer Ungleichheit und Ungerechtigkeit erkaufte werden sollte. Auch Weisgerber habe sein frühes Werk in den Dienst dieser Ideologie gestellt:

“Die, vor allem durch die Soziologie abgesicherte, Etablierung der Sprache als *Kulturgut*, *soziales Objektivgebilde* bzw. der *Volkssprache* als *Wirklichkeitsebene* erlaubt es im Zusammenspiel mit der erkenntnistheoretischen Erhebung der «Sprache» zur apriorischen Bedingung der Welterschließung und nichtsprachlicher Gegenstandskonstitution Differenzen und Polarisierungen in der sozialen Wirklichkeit zu «neutralisieren». [...] Das Paradigma der Sprache als *nationaler Erkenntnisform* garantiert die Gleichartigkeit des Denkens und Handelns, damit die «*Gleichschaltung der Subjekte*» (Tomus 2004: 194f.)³⁰⁶

Meiner Ansicht nach unterdrückt diese Interpretation die Momente an Weisgerbers Anschauung, die sich, wie wir auch noch sehen werden, bis in die heutige Zeit als beachtenswert erwiesen haben und die Forschung in Sprachwissenschaft und Philosophie weiterhin beschäftigen, d. h. die Frage, inwieweit eine Muttersprache Erkenntnis, Denken und Handeln ihrer Sprecher beeinflusst oder prägt. Der erkenntnistheoretische Zugang zu dieser Frage bedeutet *nicht*, dass er notwendigerweise auch das beschriebene reaktionäre ideologische Gepäck mit sich trägt.³⁰⁷ Obwohl bei Weisgerber diese Tendenz, besonders natürlich in der Zeit des Nationalsozialismus, zu

³⁰⁶ Ähnlich auch Knobloch (2000: 155).

³⁰⁷ Tomus selbst weist darauf hin, dass selbst bei ideologisch ‘unbelasteten’ Denkern wie Hönigswald und Cassirer der Gemeinschaftsbegriff und sein Bezug zu *Sprache* in dem Sinne verwendet wird, dass mit ihm auf gemeinschaftsstiftende Leistungen oder Funktionen der Sprache für die Menschen, die sie als Muttersprache sprechen, verwiesen werden soll (Tomus 2004: 166).

konstatieren ist, hat sie meiner Ansicht nach in seinen ersten Schriften, und besonders in der Habilitationsschrift, kaum eine, oder nur eine ganz periphere Bedeutung. Hier überwiegt die Konzentration auf erkenntnistheoretische Fragestellungen, die im *langue*-Bereich verankert und dem Sprachgebrauch in der *parole* vorgeordnet werden, oder, wie es schon in der Habilschrift heißt:

“der soziale oder unsoziale [...] Sprachzweck ändert an der sozialen Grundlage der Sprechäußerung [d.h. der *langue*; B.S.] nicht das geringste.” (Weisgerber 1924: 111)

Neben Vierkandt zählte auch Hans Freyer (1887-1969) zu den bedeutendsten Soziologen in der Zeit der Weimarer Republik. Seine *Theorie des objektiven Geistes* war 1923 in erster Auflage erschienen, 1925 wurde er ordentlicher Professor für Soziologie in Leipzig, und besetzte damit den ersten Lehrstuhl für Soziologie ohne eine zusätzliche wissenschaftsdisziplinäre Beordnung in Deutschland. In der spärlichen Forschungsliteratur zu Weisgerbers Freyer-Rezeption betont einerseits Roth (Roth 1994: bes. 72-82; 2004: 405-409) eine ausgeprägte Gleichgerichtetheit der Positionen Freyers und Weisgerbers, ohne die entscheidenden Direktverweise Weisgerbers auf Freyer angemessen zu berücksichtigen. Auch Werlen vertritt in einer beiläufigen und nicht weiter ausgeführten Bemerkung die Ansicht, dass die Anschauungen Porzigs, Ipsens und Weisgerbers auf Freyers *Theorie des objektiven Geistes* von 1923 beruhen, Weisgerber zusätzlich auf Vierkandt (Werlen 1989: 113). Roß geht noch einen Schritt weiter, indem er behauptet, Weisgerber finde in Freyer einen Gewährsmann “für die Überbetonung der Sprachgemeinschaft” (Roß 2000: 96), er übernehme von Freyer den Gemeinschaftsbegriff des “völkischen Weltbildes” und “‘ergänzt’ so gewissermaßen Vierkants Objektivgebilde durch Freyers Gedanken, indem er die Sprache im Sinne Freyers als ‘objektiven Geist’ auffaßt [...]” (ebd. 97). Tomus schließt sich der Auffassung von Roß an (Tomus 2004: 226).

Meiner Ansicht nach überschätzen alle angeführten Autoren den Einfluss Freyers auf Weisgerber und liefern ein verzerrtes, wenn nicht gar falsches Bild der Rezeptionsverhältnisse. Zunächst muss betont werden, dass Weisgerber Freyer in der Habilschrift nicht berücksichtigt hatte, ihn erst Ende der zwanziger Jahre erwähnt und dabei seine Schriften von 1928/29 heranzieht, unter anderem die zweite Auflage der *Theorie des objektiven Geistes* von 1928. Weisgerber entwickelt also seinen Begriff des objektiven Geistes bzw. des sozialen Objektivgebildes Sprache in Auseinandersetzung

mit Vierkandt und nicht mit Freyer. Es stellt sich also vielmehr die Frage, ob Freyers Thesen den schon entwickelten Anschauungen Weisgerbers einen neuen Impuls geben konnten. Diese Frage muss in grundsätzlicher Hinsicht eher negativ beantwortet werden, da Freyers Äußerungen zur Rolle der Sprache als Kulturgut von denen Weisgerbers in einigen Punkten deutlich abweichen. Obwohl es richtig ist, dass Freyer, ebenso wie zuvor Durkheim und Vierkandt, Sprache ebenso wie andere geistige Objektivationen als von den individuellen Trägern unabhängige, autonome Entitäten, als *reale*, geistige ‘Tatsachen’ konzipiert (Freyer 1928a: 44f., 106), wird Sprache zumeist anderen Kulturgütern gleichrangig *nebengeordnet*, worauf auch Tomus zu Recht hinweist (Tomus 2004: 97). Schon die fünf Formen des objektiven Geistes, die merkwürdig unmotiviert und ohne Anführung der Gründe ihrer Auffindung von Freyer als Grundformen des objektiven Geistes ausführlich präsentiert werden (Freyer 1928a: 55-74) und den objektiven Geist “als Sein”³⁰⁸, d.h. ontologisch ausloten sollen, führen Sprache nur unter dem Titel “Zeichen” (ebd. 62) an, neben den anderen vier ‘Kategorien’ “Gebilde”, “Gerät”, “Sozialform” und “Bildung” (vgl. ebd. 56ff.). Die Gleichrangigkeit der Kategorien differenziert nicht zwischen der für Weisgerber wichtigen Zweipoligkeit von unpersönlichen und überpersönlichen Objektivgebilden, sondern setzt Institutionen, Kunstwerke, Werkzeuge und Geräte, zwischenmenschliche Beziehungen und persönliche Bildung auf gleiche Ebene. Durch die Verengung der Instanz *Sprache* auf diejenige des *Zeichens* hebt Freyer Momente an der Sprache hervor, die für Weisgerber eher eine Verstellung der eigenen Perspektive bedeuten mussten. Die Betonung der dreifachen Leistung des Zeichens in Ausdruck, Bedeutung und Referenz (Freyer 1928a: 17f., 63; 1928b: 71) knüpft eher an Husserls Versuch an, Intentionalität von damit verbundenen individuellen psychischen Vorstellungen ins Reich des Trans-Psychischen zu heben, als dass sie eine Nähe zu Weisgerber signalisierten.³⁰⁹ Im ebenfalls 1928 erschienen Aufsatz *Sprache und Kultur* (Freyer 1928b), von dem man sich Aufklärung zur Frage der Rolle der Sprache in der Kultur verspricht, greift Freyer zwar ebenso wie Weisgerber auf Humboldts Auffassung von Sprache zurück, betont aber in ganz entscheidender Abweichung von Weisgerber, dass Sprache, angeblich nach Humboldt, “ein gemeinsamer Fonds von Anschauungen und Gedanken” (ebd. 67) sei, und dass dieser Begriff von Sprache stetig weitergewirkt habe “in die empirische Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, in die realistische,

³⁰⁸ Die Kapitelüberschrift des ersten Kapitels (Freyer 1928a: 16-74) lautet “Objektiver Geist als Sein”.

³⁰⁹ Die Anknüpfung an Husserl stellt auch Tomus (2004: 98) fest, was aber ihr Gesamturteil zur Beziehung Freyer -Weisgerber nicht beeinflusst.

naturalistische und historische Epoche hinein.” (ebd.) Schon in Kapitel 2.1. hatten wir ausführlich gezeigt, dass Weisgerber gerade einen Bruch mit der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft für unerlässlich ansah, dass für ihn gerade die Auffassung, dass Sprache “ein gemeinsamer Fonds von Anschauungen und Gedanken” im Sinne einer einheitlichen ‘Weltanschauung’ sei, falsch ist, da sie die eigentliche erkenntnistheoretische Funktion von Sprache auf eine profane Ebene zieht und damit verdeckt. Folge dieser Fehlinterpretation ist nach Weisgerber die Ansicht, die er schon bei Voßler und Finck kritisiert hatte, dass die Sprache Spiegel der Kultur oder des ‘Volkstums’ sei. Dementsprechend bemerkt Weisgerber an einer der wenigen Stellen, die bezeichnenderweise von den oben zitierten Autoren schlichtweg übersehen wird und an der es zu einer kurzen Auseinandersetzung mit Freyer kommt:

“Und vom Standpunkt des Kulturphilosophen sagt H. Freyer: ‘Letzter Gedanke und höchstes Ziel einer solchen Betrachtung der Sprache rein als Sprache [im Gefolge Humboldts; B.S.] könnte dann sein: das Formensystem der Sprache als Werk desjenigen Volksgeistes auszudeuten, der es geschaffen hat – zu verstehen, wie sich ein bestimmtes Volkstum in der Wortbildung, Lautfarbe, syntaktischen Fügung seiner Sprache spiegelt, ebenso wie sich sein Wesen in seinen Werken dokumentiert [?] [Weisgerber zitiert hier Freyer 1928b: 74; das zweite Anführungszeichen fehlt im Text; B.S.]. Vom Standpunkt unserer Ergebnisse muß dieser heute herrschenden Auffassung unbedingt widersprochen werden [...] sie erfüllt nicht den Sinn, der der Sprachwissenschaft innewohnen muß.’ (Weisgerber 1929b: 153)

Man muss aus den angeführten Beobachtungen schließen, dass Weisgerber Freyers Konzeptualisierung von Sprache als einer der Formen des objektiven Geistes mit Sicherheit nichts Neues abgewinnen konnte und sie eher als unreflektierte, überholte Auffassung von Sprache ansah.

Möglich dagegen wäre es, dass die von Freyer forciert betriebene Verknüpfung seiner ‘Theorie’ des objektiven Geistes mit dem praktisch-politischen Aspekt der Thematik des *Volks* und der *Volkswerdung*³¹⁰ (vgl. Freyer 1929) auf Weisgerber stärkere Wirkung ausübte.³¹¹ Immerhin wies Weisgerber in seinem Artikel *Sprache* im *Handwörterbuch der Soziologie* explizit auf seine Zustimmung zu Freyer hin, der “die

³¹⁰ Nach Tilitzki (2002: 526f.) verankerten besonders Krueger, Freyer und Ipsen, die Hauptvertreter der ‘Leipziger Schule’, ihre praktische politische Philosophie im Begriff des *Volks* und der ‘Mission’ der *Volkswerdung*.

³¹¹ Zu vermuten ist, dass dies erst ab 1928 geschehen ist. Eine wichtige Schaltstelle war dabei sicherlich Ipsen, den Weisgerber sehr schätzte und der im WS 1927/28 Kollege von Freyer in Leipzig wurde. Alle drei veröffentlichten Beiträge in der 1927 neu gegründeten Zeitschrift *Blätter für deutsche Philosophie*, die als konservatives Gegenstück zu den *Kant-Studien* auftrat (Tilitzki 2002: 524ff.; Tomus 2004: 264ff.). Was die Sprachphilosophie angeht, so sah Weisgerber aber in Ipsen und nicht in Freyer (vgl. Kap. 2.1) den eigentlichen Mitstreiter. Beiläufig erwähnt sei, dass Tilitzkis exzellente Recherchen ein ähnliches Gesinnungsprofil, wie wir es bei Weisgerber feststellen konnten, auch für die Leipziger Soziologen erkennen lässt, die zwar im Naziregime ‘funktionierten’, denen gegenüber aber von Seiten der Nazis stets ein profundes Misstrauen, und zum Teil berechtigterweise, aufrechterhalten wurde (vgl. Tilitzki 2002: 528, 544, 618, 695, 698).

Einheit jeder Gemeinschaft vor allem begründet sieht in dem Durchdrungensein mit dem geistigen Gehalt des gleichen Schicksalsraumes.“ (Weisgerber 1931d: 607). Hier meldet sich schon der Diskurs des späteren Weisgerber an, der in der Frage des Sprachenrechts, zumindest während des Naziregimes, die Liaison von Sprachwissenschaft und imperialistischer Territorialpolitik nicht scheute. Dennoch bleiben die Hinweise auf Freyer spärlich und beschränken sich deswegen zumeist auf die Nennung seines Namens als eines Vertreters der These vom objektiven Geist (vgl. ebd. 45).

Zu diesen zählte, neben Freyer und Vierkandt, auch Nicolai Hartmann (1882-1950).³¹² Weisgerbers Hartmann-Rezeption reduziert sich, abgesehen von wenig aussagekräftigen einfachen Hinweisen auf Hartmanns Namen oder Werk, auf eine vierende Besprechung und Diskussion von Hartmanns 1933 erschienenem Buch *Probleme des geistigen Seins* (Hartmann 1949)³¹³ direkt nach dessen Erscheinen (Weisgerber 1933c: 182-185). An Hartmanns ontologischem Ansatz interessiert Weisgerber die theoretische Konzeptualisierung der Instanzen *Geist* und *Sprache*, die auf dem Grundmodell der Hartmannschen Ontologie, der Schichtenlehre des Seins, basiert.

Hartmann zufolge (Hartmann 1949: 66-101) gibt es die vier Seinsschichten des Physisch-Materiellen, des Organischen, des Seelischen und des Geistigen, die, als *einheitlicher* Zusammenhang, das homogene Kontinuum *Sein* ausmachen, wobei sie als Schichten allerdings in einer Rangfolge aufeinander aufbauen. Dieser Aufbau wird von Hartmann als Abhängigkeits- und Wechselwirkungsverhältnis gedacht, indem die jeweils höheren Schichten auf den niederen aufbauen. Simpel ausgedrückt: Ohne materielle Natur kein Leben, ohne Leben kein Empfinden und Bewusstsein, ohne Bewusstsein kein Geist. Jede Schicht repräsentiert gegenüber der jeweils inferioren ein Novum, in ihr herrschen neuartige Kategorien, Gesetze, Prinzipien, ohne dass dadurch der jeweilige Fundus an Kategorien, Gesetzen und Prinzipien der jeweils niedrigeren Schichten aufgehoben würde. Die geistige Schicht als höchste Schicht lässt sich Hartmann zufolge in drei Seinsformen gliedern, den *personalen Geist*, den *objektiven Geist* und den *objektivierten Geist*. Der personale Geist ist ans Individuum und dessen Lebensphase gebunden, er entsteht und vergeht mit Geburt und Tod des einzelnen.

³¹² Im Rahmen dieser Arbeit würde es zu weit führen, alle diejenigen Autoren zu berücksichtigen, die für eine Monographie des Begriffs des *objektiven Geistes* in Betracht kämen. Wir beschränken uns demnach auf diejenigen, die für die Rezeption Weisgerbers von Bedeutung waren, wobei zu beachten ist, dass die Thematik des *objektiven Geistes* auch noch in den Kapiteln zu Humboldt und Cassirer eine Rolle spielen wird.

³¹³ Die zweite Auflage von 1949 ist gegenüber der ersten unverändert, obwohl nicht explizit ausgewiesen (erst ab der dritten Aufl.).

Ohne Individuen, ohne personalen Geist gäbe es keine objektiven Geist. Dieser aber löst sich von seinen Trägern, muss als eigenständige Seinsform konzipiert werden. Er hat zwar keinen Substanzcharakter, ihm kommen aber dennoch die Merkmale von Leben und Realität zu. Als Regionen des objektiven Geistes nennt Hartmann unter anderem Sprache, bestehende Sitte, geltende Moral, herrschendes Recht, Stand der Wissenschaft, vorherrschende Erziehungs- und Bildungsformen, Kunstrichtungen und Weltanschauungen (vgl. Hartmann 1949: 186, 189, 212). Der von uns durch entsprechende Adjektive gekennzeichnete Zeitbezug signalisiert, dass nach Hartmann auch der objektive Geist einen Lebenszyklus aufweist, der aber durch grössere Amplitude vom individuellen Lebenszyklus abweicht und von diesem scharf getrennt werden muss. Da Hartmann das Merkmal der Existenz auf individuelle Lebensformen beschränkt, existiert der objektive Geist zwar nicht, ist aber dennoch 'da', d.h. *real*, was nach Hartmann eine für jeden Menschen offenbare Evidenz darstellt. Objektivierter Geist schließlich ist Hartmann zufolge jedes *materialisierte* geistige Produkt. Die materielle Basis ist das entscheidende Kriterium für die Zuordnung eines Phänomens zur Seinsform des objektivierten Geistes. Objektivierungen des Geistes sind unter anderem Schriften, kodifiziertes Gesetz, Kunstwerke etc. Diese grobe Charakterisierung des Ansatzes von Hartmann reicht aus, um den daran anknüpfenden Rezeptionsansatz Weisgerbers und seine Intention zu verstehen.

Unzureichend und falsch ist jedenfalls der einzige mir bekannte Versuch, Weisgerbers Bezug zu Hartmann zu interpretieren, von Roth (1994: 69ff.). Beruhend auf vorgefertigter Ideologisierung wird Hartmann als Theoretiker völkischer Ideologie stigmatisiert, dessen "Programm autoritärer Geschichtsphilosophie [...] die Dogmen für die Mobilisierungsstrategien des sich etablierenden faschistischen Staates zu begründen sucht" (ebd. 66f.). Weisgerbers Thesen seien "spiegelgleich" (ebd. 70) und Hartmann erweise sich als Theoretiker der von Weisgerber vertretenen Sprachinhaltsforschung (ebd.). Roth übersieht vollkommen die Differenzen, die es zwischen Hartmann und Weisgerber gibt und die in Weisgerbers Rezeption offenkundig werden.

Weisgerber kritisiert an Hartmann zweierlei: eine Verkennung der Rangstellung der Seinsform des objektiven Geistes und die damit verbundene Verkennung der Rolle der Gemeinschaft. Für Hartmann bilden die drei Seinsformen des Geistes eine Einheit:

"Selbstverständlich gibt es nicht dreierlei Geist nebeneinander, oder gar unabhängig voneinander. Es gibt nur das eine, einheitliche geistige Sein, ungeteilt und unteilbar. In dieser Einheit ist

die dreierlei Seinsform des Geistes immer schon enthalten, ineinander verwoben und durchaus untrennbar. Es handelt sich nicht um Teile eines Ganzen oder um Glieder eines Gefüges, geschweige denn um Bausteine oder Elemente. [...] Es sind drei Grundkategorien desselben geistigen Seins. Und das ist es, was mit dem Ausdruck «Seinsformen» gemeint ist.” (Hartmann 1949: 72f.)

Weisgerber zufolge hat aber die Seinsform des objektiven Geistes eine Vorrangstellung inne:

“Diese Dreiheit der Seinsformen ist unbestreitbar, so sehr zu betonen ist, daß der Bereich des «objektiven Geistes» im Mittelpunkt steht: denn ohne ihn gäbe es nicht persönlichen Geist in seiner charakteristischen Form und ebensowenig objektivierten Geist mit der Möglichkeit des Nachwirkens.” (Weisgerber 1933c: 184)

Systematisch unterschätzt wird Weisgerber zufolge zudem, in Konkordanz mit der Unterschätzung des Status des objektiven Geistes, die wesentliche Funktion von *Gemeinschaft*:

“Diese drei Seinsformen des Geistes in ihrer Einheit zeigen auch Gemeinsamkeit des Getragenseins im Schichtenbau der Welt. An dieser Stelle zeigt sich nun eine wesentliche Lücke in dem Gedankengang HARTMANNs: die Bestimmung der Träger des Geistes wird nicht hinreichend ausgebaut. Gewiß ist als beherrschende Kategorie des geistigen Bereiches die Kategorie der Gemeinschaft erkannt, [...]. Aber es ist doch für den ganzen Fragenkreis entscheidend, von welcher Art die Gemeinschaftsform ist, deren der objektive Geist zu seiner Entfaltung bedarf, und in der er Gestalt und Wirksamkeit gewinnt.” (ebd.)

Die Beantwortung dieser Frage sei von Hartmann nur im Ansatz und dazu auch noch widersprüchlich und irreführend durchgeführt. Hartmann verkenne die wesentliche Bedeutung des Gemeinschaftsphänomens, indem er es als nicht-geistiges Kollektivphänomen deute und den Zusammenschluss geistiger Gemeinschaften in letzter Instanz an andere als geistige Ursachen knüpfe. Weisgerber zitiert als Beleg die beiden folgenden Stellen bei Hartmann:

“Die Gemeinschaftsphänomene sind eben als solche keine Geistesphänomene, wie eng sie auch mit ihnen verwoben sein mögen. Sie als solche sind vielmehr Kollektivphänomene. Und die zeigen eine andere Eigengesetzlichkeit.” (Hartmann 1949: 191)

“Der Geist vielmehr übernimmt den Zusammenschluß von der niederen Seinsschicht, dem organischen Leben. Und nur die Überformung zum höheren Gebilde, zur aktionsfähigen Einheit und Ganzheit, ist sein Werk.” (ebd. 207)

Weisgerber erkennt klar, dass Hartmanns Theorieansatz die Hervorhebung der Schlüsselposition der Dualstruktur der Instanzen *Gemeinschaft* und *Sprache*, genauer *Sprachgemeinschaft* und *Muttersprache* als *un-* und *überpersönliche* Objektivgebilde nicht erlaubt. Von Weisgerber nicht eigens diskutiert wird die mit seinen Thesen ebenfalls inkompatible Auffassung Hartmanns von der Irrealität der Seinsform des objektivierten Geistes (ebd. 72, 519). Hartmann zufolge wird jedes materialisierte ‘Stück’ objektivierten Geistes der Realität enthoben und in eine Art zeitlosen idealen Seins versetzt, indem es sozusagen als Versteinerung und erstarrte Form gelebten Geistes aus dem Lebensfluss austritt. Für Weisgerber, so müsste man annehmen, kann dieser Ansatz nur Verwirrung stiften, indem er eine vollkommen unnötige Differenzierung einführt, die der gewünschten *Realität* als *Wirklichkeit* und *Wirksamkeit* den Boden zu entziehen droht. Tatsächlich hat Hartmann Schwierigkeiten, die angesetzte Isolierung der Geistesobjektivierungen konsequent zu begründen. Dies macht sich einerseits in Passagen seines Werks bemerkbar, in denen Zeitenthobenheit und das Phänomen von Werkwirkung und fortdauerndem hermeneutischem Rezeptionsprozess zusammengedacht werden (ebd. 294, 519, 546) sollen, andererseits in der Ausblendung und damit fehlenden Begründung des Begriffs von Irrealität in dem Abschnitt seiner Schrift, in dem der Realitätsbegriff diskutiert wird (ebd. 80-84).

Angesichts dieser doch sehr weitreichenden Differenzen ist man dann überrascht, dass an vielen Stellen des Hartmannschen Werks, die das Phänomen der *Sprache* behandeln, scheinbar vollkommene Übereinstimmung zwischen Weisgerber und Hartmann besteht. Dieser Schein trägt jedoch nach Weisgerber, da aus der Sicht Weisgerbers Hartmanns zum Teil zutreffende Ausführungen zur Sprache nicht ausreichend und konsequent fundamntiert, d.h. systematisch situiert sind (Weisgerber 1933c: 184; 186) und somit “auf ein falsches Gleis geschoben” (ebd. 184) würden. Übereinstimmungen finden sich zunächst in der Sicht auf das Verhältnis von Sprache (als Muttersprache) und Individuum. Ebenso wie Weisgerber betont Hartmann, dass das Kind sich seine Sprache nicht schaffe, sondern in die Sprache seiner Umgebung hineinwachse (Hartmann 1949: 213), um dann von ihr ‘durchformt’ und ‘beherrscht’ zu werden:

“So leistet das Kind im Übernehmen der Sprache ein erhebliches Stück geistiger Arbeit; und diese Arbeit ist sein spontaner Einsatz. Denn es formt sich innerlich an ihren Formenreichtum heran. Hat es sie aber erlernt und ist es ihrer mächtig geworden, so ist es von ihr in seinem Denken durchformt, und sie ist über sein Denken mächtig geworden. Was wir «eine Sprache beherrschen» nennen, ist vielmehr das innere Beherrschtsein von ihr.” (ebd. 215)

‘Spiegelgleich’ mit Weisgerber ist auch die Einschätzung des Anteils, den der aus der Masse herausragende ‘sprachmächtige’ Mensch gegenüber der Sprache einnimmt:

“Aber gemessen an dem, was der Einzelne übernimmt – der überkommenen Sprache, «die für ihn dichtet und denkt» –, ist das, was er von sich aus hinzufügt, minimal. Das gilt sogar noch für die seltenen Fälle großen Schöpfertums.” (ebd. 220)

Auch was die Erkenntnisfunktion der (Mutter)Sprache angeht, glauben wir in Hartmann Weisgerber selbst zu hören:

“Das Wort, der Satzbau, die «Wendung», die Redeweise, ja selbst der mit alledem verbundene Tonfall – sie alle haben ihre eigentümliche inhaltsgestaltende Kraft. Sie unterstreichen Bestimmtes an bestimmtem Inhalt, lassen anderes zurücktreten, sie wirken selektiv – nicht nur in der Mitteilung selbst, sondern von ihr zurück auch in der Auffassung. Die geprägten Worte sind, von innen gesehen, Begriffe. Und als Begriffe schneiden sie aus dem vieldimensionalen Kontinuum der erlebten Wirklichkeit bestimmte Stücke heraus; sie begrenzen, teilen ein, registrieren, sondern und verbinden das Aufgefaßte und heben es erst in dieser Überformung ins Bewußtsein. [...] Dadurch erweisen sich Worte und Wendungen als die Vehikel geistiger Inhaltsformungen, als eine unübersehbare Fülle von Kategorien der Auffassung, des Denkens, Begreifens selbst.” (ebd. 217f.)

Versetzt man sich in die Position Weisgerbers, so müsste man nun ungeduldig darauf warten, dass hier nur noch der letzte, entscheidende Rückschluss auf die proeminente Erkenntnisfunktion der Sprache und ihre Sonderstellung im Bereich des objektiven Geistes durchgeführt wird. Und selbst dies deutet Hartmann an zwei Stellen seines Werkes an, obwohl er die Sprache als eines unter anderen “Gebiete[n]” des objektiven Geistes wie “Recht, Sitte [...], politisches Leben, [...] Glaube, Moral, Wissen, Kunst” (ebd. 186) eingeführt hatte: Sprache sei “eminente Geisteswissenschaft” (ebd. 218), in ihr könne man “in nuce die Grundmomente des objektiven Geisteslebens alle

beisammen finden” (ebd. 220). Was also unterscheidet Hartmann noch von Weisgerber, ist es nur die mangelnde Berücksichtigung der Funktion von Gemeinschaft?

Die grundlegende Differenz zu Weisgerber, die schon im Werk von 1933 angelegt war, wird besonders deutlich in der 1940 erschienenen Schrift *Der Aufbau der realen Welt*. Hier wird deutlich, dass die sprachlich geprägten Denkformen oder Weltanschauungen im Sinne von Weltbildern Hartmann zufolge einer Gesetzlichkeit folgen, die auf einer tieferen, das gesamte Sein bestimmenden ontologischen Ebene angesiedelt ist und eine ursprünglichere Erklärung für die Typik der je differenten Denkformen liefert:

“Daran, daß es eine Typik der Weltanschauungen und der hinter ihnen stehenden Denkformen gibt, ist natürlich nicht zu rühren. Aber ihr Problem ist nicht das der Kategorien. Denn die Welt ist eine, und nur der Anschauungen sind viele. Vergleichbar und gegeneinander abhebbar sind die Anschauungen ja auch nur, weil sie sich in einer und derselben Welt begegnen.

Darüber hinaus aber beweist die Typologie der Denkformen gerade durch ihr eigenes Tun, daß die Erhebung über sie sehr wohl möglich ist. Sie beweist es mit der Tat, indem sie sich im Betrachten und Vergleichen faktisch über die Denkformen erhebt. Denn was sie über diese ausmacht, soll ja nicht in der Relativität einer Denkform, sondern schlechthin gelten. [...]

Aber eben die Denkformen und ihre Voraussetzungen sind nicht identisch mit den Kategorien, und zwar weder mit denen der Erkenntnis noch mit denen des Seins. Die Kategorien wechseln nicht mit der geschichtlichen Denkform. Sie gehen durch viele verschiedene Typen der Denkweise und des Weltbildes hindurch, sie sind das Verbindende in ihnen über den Gegensatz der Völker und Zeiten hinweg.” (Hartmann 1964: 19f.)

Wenige Seiten später entwirft Hartmann ein Erklärungsmodell für den Wechsel und Wandel von Denkformen und Weltbildern:

“Weder sie selbst [die Kategorien; B.S.] noch ihre Momente ändern sich dadurch, daß sie im Denken einer bestimmten Denkform eine größere oder kleinere Rolle spielen; vielmehr umgekehrt, weil ihre Rolle im Denken gemeinhin eine unbemerkte bleibt, kann die Dominanz einzelner kategorialer Momente in den Denkformen mannigfach variieren, ohne daß die Kategorie in ihrem Wesen verschoben würde. Auf solchem Variieren beruht sehr wesentlich die Mannigfaltigkeit der Weltbilder und Weltanschauungen.” (ebd. 28)

Dieses Variieren, das man sich anschaulich als unterschiedliche Ausprägung, Aktivierung, Betonung von Koordinatenpunkten oder -stellen in einem holotropen Cluster eines Netzwerks von Kategorien vorstellen kann, ist also verantwortlich für den

Wandel von Denkformen und Weltbildern. Dem Sprachproblem wird also onto- und gnoseologisch das sprachenthobene Kategorienproblem logisch vorgeschoben und es wird dadurch seiner eigentlichen Brisanz beraubt. Damit wird auch verständlich, dass Hartmann die Aufstellung seiner zahlreichen, zum Teil eben auch traditionell anmutenden Kategorien wie *Form – Materie, Inneres – Äußeres, Quantität – Qualität*, etc. (vgl. u.a. ebd. 211f.) nicht durch Reflexion auf Sprache gewinnt, und seine Realontologie somit auch nicht die Dimension erkenntniskritischer Sprachphilosophie annimmt. Die Differenzen zwischen Hartmann und Weisgerber sind demnach entgegen allem Anschein doch sehr weitgehend, und situieren sich im Bereich der auf linguistischer Ebene geführten Auseinandersetzung zwischen Relativismus und Universalismus, die im folgenden Kapitel diskutiert wird.

(ii) Wenn Weisgerber in der beschriebenen Auseinandersetzung mit den theoretischen Ansätzen Durkheims, Vierkandts, Freyers und N. Hartmanns zu zeigen versucht, dass Sprache bzw. Muttersprache ein Objektivgebilde ist, dem Realität zukommt, das ein Gemeinschaftsphänomen ist und nicht in Abhängigkeit sprachenthobener allgemeiner ontologischer Realkategorien gesehen werden darf, so stellt sich im Anschluss an diese theoretische Situierung die Frage, welcher Art die formalen und materialen Beziehungen zwischen Muttersprache und den anderen sozialen Objektivgebilden sind. Zur ersten Orientierung diene folgendes Zitat:

“Muttersprache als *Energieia* umschließt drei Formen des Wirkens, in denen ihr Dasein sich gestaltet. Jede Muttersprache ist eine geistschaffende Kraft, insofern sie aus den Grundlagen des «Seins» und des menschlichen Geistes die gedankliche Welt ausformt, in deren geistiger Wirksamkeit das menschliche Tun sich abspielt. Jede Muttersprache ist eine kulturtragende Kraft, insofern sie als notwendige Bedingung in allem Schaffen menschlicher Kultur darinsteht und deren Ergebnisse mitprägt. Jede Muttersprache ist eine geschichtsmächtige Kraft, insofern sie im Vollzug des Gesetzes der Sprachgemeinschaft eine Gruppe von Menschen geschichtlich zusammenschließt und bewegt.”
(Weisgerber 1964a: 33)

Die Rede von der Muttersprache als ‘geistschaffender Kraft’ bezieht sich auf ihre in Kapitel 3.1.1. diskutierte erkenntniskonstituierende Leistung. Diese stellt die Basis und den Ausgangspunkt für die Frage des Verhältnisses von Muttersprache zu den anderen ‘Kulturgütern’ dar. Weisgerbers Standpunkt in dieser Frage, den wir zunächst behandeln, prägt dann auch die Sicht auf das Verhältnis von Muttersprache und

Geschichte. *Geschichte* wird damit aus dem Konglomerat der anderen Kulturgüter ausgegliedert.

Unter Kulturgüter als solche fasst Weisgerber u.a. Wissenschaft, Kunst, Mythos, Religion, Philosophie, Wirtschaft, Technik, Recht, Sitte. Ausführlich behandelt wird die Frage der Beziehung von Muttersprache und anderen Kulturgütern in zwei Schriften (Weisgerber 1933c; 1950b), wichtige Hinweise zu grundlegenden Fragen finden sich aber auch in anderen Schriften Weisgerbers. Schon das oben angeführte Zitat indiziert, wie nach Weisgerber das Verhältnis von Muttersprache und anderen Kulturgütern grundsätzlich beschaffen ist. Muttersprache ist einerseits *notwendige Bedingung* der anderen Kulturgüter, andererseits eine *mitprägende Kraft*. Notwendige Bedingung ist sie insofern, als sie unsere Erkenntnis-, Denk- und Wahrnehmungsformen konstituiert, die als grundlegender Fundus die Ausdifferenzierung aller kulturellen Tätigkeiten, aller Wissens- und Handlungsbereiche bedingen:

“Alles, was wir an kulturellen Entwicklungen antrafen, wäre **undenkbar** ohne die primäre Wirkung des Tatbestandes ‘Muttersprache’. Bis in die höchsten Leistungen hinein bleibt **bestimmend**, [...] daß das Gesetz der Muttersprache nicht nur den Einzelnen seit den Anfängen seines bewußten Tuns erfaßt und formt, sondern daß es zugleich die Sprachgemeinschaften zu den Keimzellen werden läßt, aus denen geschichtlich-kulturelles Leben **überhaupt erst** erwachsen **kann**. Und so ist es begreiflich, daß das echte Verstehen menschlicher Kultur sich immer wieder zurückverwiesen sieht auf die Kraft, die sich in dem **unentbehrlichen** Sprachgebrauch aller Lebensbereiche als **allgegenwärtig** erweist, die Kraft der Muttersprache.” (Weisgerber 1950b: 248f., Hervorhebung in Dickdruck von B.S.)

An diesem Zitat sieht man, dass Weisgerber das Bedingungsverhältnis zugleich als *formales* und *materiales* kennzeichnet. Als *formales* greift es die Argumentationsfigur der Transzendentalphilosophie Kants auf, insofern als die Muttersprache zur Bedingung der Möglichkeit ‘anderweitigen’ kulturellen Schaffens wird. Dennoch hütet sich Weisgerber vor einer Bestimmung dieses formalen Bedingungsverhältnisses als eines transzendentalen, geht also nicht über die Behauptung hinaus, dass in der unserer Erkenntnis zugänglichen empirisch-geschichtlichen Faktizität Kulturleistungen ohne Sprache nicht denkbar sind und auch faktisch (“allgegenwärtig”) nicht angetroffen werden. Dieses zwar nicht transzendente, sondern gewissermaßen nur empirisch feststellbare Bedingungsverhältnis ist aber ausreichend, um behaupten zu können, dass “die Sprache *nicht* eine Kulturerscheinung [...] wie andere Kulturerscheinungen auch” (Weisgerber 1953: 23) ist, sondern eine “besondere Stellung” (ebd.) einnimmt. Das

diese besondere Stellung begründende notwendige Bedingungsverhältnis ist nun aber nach Weisgerber kein *hinreichendes*. Schon in seiner Habilschrift unterstreicht Weisgerber unmissverständlich, dass andere Kulturleistungen zwar ohne Sprache nicht möglich seien, deswegen aber nicht aus ihr genetisch vollständig ableitbar oder deduzierbar seien (Weisgerber 1924: 164). Entsprechend betont Weisgerber zu wiederholten Malen, dass die Muttersprache nur eine „Teilkraft aus dem übergeordneten Ganzen des Kulturschaffens“ (u.a. Weisgerber 1948: 113) sei, dass sie dieses *mitpräge* (Weisgerber 1964a: 33), *mitbestimme* (Weisgerber 1950b: 169, 248), an ihm *beteiligt* (Weisgerber 1933c: 23) sei. Daraus wiederum leitet sich die These ab, dass es zwischen den ausdifferenzierten und eine Eigendynamik gewinnenden Kulturbereichen und der Muttersprache ein Wechselwirkungsverhältnis gibt, das mithin kein unilaterales, sondern ein je bilaterales sei:

“Eine jede Sprache wird, indem sie mit ihrem Grundbestand an Wortgut und Redemitteln zur Bewältigung der Aufgaben bestimmter Lebensbereiche eingesetzt wird, die dort erzielten Lösungen gemäß ihrem Weltbild mitprägen. Umgekehrt wird sie durch die besonderen Notwendigkeiten und Bedingungen der einzelnen Lebensbereiche Anstöße und Zuwachs erhalten.” (Weisgerber 1950b: 22)

Wie schon in Kapitel 3.1.1. bezüglich der Frage nach dem Realitätsstatus der außersprachlichen Wirklichkeit können wir auch hier feststellen, dass Weisgerber in seiner Argumentation strategisch bestimmte Fragebereiche ausgrenzt, im Indifferenten belässt bzw. ‘abblendet’. Weisgerber hat nicht den Anspruch, eine systematische ‘Kulturtheorie’ im Sinne einer Kulturphilosophie oder Kultursoziologie zu entwickeln, in der etwa die Eigendynamik kultureller Bereiche entwickelt und ihr jeweiliger Status im Kulturganzen profiliert herausgearbeitet würde. Zugleich wird damit anderen ‘Kulturwissenschaften’ das Recht eingeräumt, dieses Feld zu bearbeiten. Ebensovienig wird bestritten, dass von anderen Kulturbereichen ein Einfluss auf die Sprache *qua* Muttersprache möglich ist. Insofern erhebt Weisgerber nicht den möglichen Anspruch einer *radikalen* Weltbildtheorie, die jegliches Tun und Handeln *ausschließlich* auf den Spracheinfluss zurückführt. Andererseits wehrt er sich dagegen, Sprache als mit anderen gleichrangiges und ihnen nebengeordnetes Objektivgebilde zu begreifen (u.a. Weisgerber 1933c: 21).

Diese Grundposition Weisgerbers wirkt sich auch auf sein *methodisches* Vorgehen aus. Aufgrund der notwendigen Präsenz der Muttersprache in jeder Art von

Wechselwirkungsverhältnis zwischen sozialen Objektivgebilden muss die zweifältige Leitfrage zur Untersuchung dieser Verhältnisse lauten:

“Wie wirkt die Sprache, und zwar wesentlich durch ihr Weltbild, in den Aufbau jener Kulturbereiche hinein? Und wie wird umgekehrt die Sprache selbst, und zwar wiederum in ihrem Weltbild, durch die Bedingungen der anderen großen Kräfte des Kulturlebens jeweils mitgeformt?” (Weisgerber 1950b: 88)

Diese Leitfrage muss nach Weisgerber in zwei sich ergänzenden methodischen Verfahren untersucht werden, zum einen in der Analyse des jeweils “grundsätzlichen Verhältnisses von Sprache und Technik, Recht, Wissenschaft usw.” (ebd.), andererseits in *konkreter* Analyse, die etwa bzgl. des Verhältnisses zwischen Sprache und Religion festzustellen habe,

“[...] welche sprachwissenschaftlichen Probleme [...] im Hinblick auf die Religion sich Beachtung verschafft haben und wozu ihre Lösung geführt hat, [und] umgekehrt, in welchen Zusammenhängen des religiösen Lebens sprachliche Tatbestände aufgetreten sind, und wie sie in der religiösen Praxis ebenso wie in der Religionswissenschaft behandelt wurden [...]” (ebd.)

Aufgrund der von Weisgerber selbst angenommenen prinzipiellen Unerschöpfbarkeit dieser Frage (Weisgerber 1948: 113f.) nimmt sich das konkrete Durcharbeiten von Wechselwirkungsbeziehungen von vornherein als unlösbare Sisyphusarbeit aus, die nie vollständig erledigt werden kann, die es aber dennoch lohnt zu beginnen, da sie einen Einstieg in das Verstehen dieser Wechselwirkungen bedeutet, jede konkrete Einzelerkenntnis unseren Verstehenshorizont zunächst eröffnet und sodann erweitert und einen Fundus von anschaulichem Dokumentationsmaterial erarbeitet, der in der Diskussion der grundsätzlichen Frage des Verhältnisses von Sprache zu den anderen Kulturbereichen als Stützfunktion dienen kann.

Die philosophisch zentrale Frage, inwiefern anderen ‘Kulturgütern’ eine eigene Erkenntnisform zukommt bzw. inwiefern sie eine eigene Erkenntnisform unabhängig von Sprache entwickeln, hat Weisgerber, vor allen Dingen in Auseinandersetzung mit Cassirer, negativ beantwortet. Die Diskussion dieser Frage wird im noch folgenden Kapitel zu Weisgerbers Cassirer-Rezeption erfolgen, ihr soll demnach jetzt noch nicht vorgegriffen werden.

In systematischer Hinsicht abgekoppelt von der Frage der Wechselverhältnisse zwischen Sprache und anderen Kulturgütern ist die eingangs zitierte dritte Form des Wirkens der Muttersprache als “geschichtsmächtige Kraft” (Weisgerber 1964a: 33). Der Grund für diese Abkopplung liegt zum einen darin, dass Geschichte nicht primär als Kulturgut aufgefasst wird, sondern als Entwicklungsgeschichte muttersprachlicher Weltbilder und somit in übergreifender Weise die diachronische und prozessuale Dimension der besprochenen Wechselwirkungen unter Kulturgütern betrifft (ebd. 110). Zum anderen rückt die Frage des Verhältnisses von Sprache und Geschichte die Instanz *Sprachgemeinschaft* wieder in den Blick, insofern als *gemeinsame*, d.h. Gemeinsamkeit stiftende Geschichte für Weisgerber untrennbar mit der Teilhabe der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft an der geschichtlichen Entwicklung des muttersprachlichen Weltbildes verknüpft ist.³¹⁴

3.1.3. Erkenntnis der Erkenntnisform – oder: Relativismus versus Universalismus

Bevor wir uns den beiden Fragen *Ist Erkenntnis einzelsprachspezifisch oder universal bedingt?* bzw. *Ist die Art oder Form sprachlich bedingter Erkenntnis als solche wiederum erkennbar?* zuwenden, ist es angebracht, die bisher erarbeiteten Voraussetzungen zur Untersuchung dieser Fragen kurz zusammenzustellen. Die beiden vorherigen Kapitel 3.1.1. und 3.1.2. haben gezeigt, dass Weisgerber Sprache im Sinne von Muttersprache weder als ausschließlichen Erkenntnisgrund noch als ausschließlichen Seinsgrund konzipiert. In gnoseologischer Hinsicht wird aber die *notwendige Beteiligtheit* der Muttersprache an Erkenntnis behauptet, in ontologischer Hinsicht die Notwendigkeit, sie als reales Objektivgebilde aufzufassen. Aus der notwendigen Beteiligtheit der Sprache an Erkenntnis ergibt sich logisch die Unmöglichkeit (ohne Gefahr zu laufen, Unsinniges oder Falsches zu behaupten), das Theorem der muttersprachlich geprägten Erkenntnis in der Erkenntnistheorie *nicht* zu beachten. Sowohl außersprachliche ‘Wirklichkeit’ als auch andere ‘reale’ soziale Objektivgebilde werden nicht von Sprache absorbiert, sondern an Sprache als Zentralinstanz gebunden, ohne ein Recht auf etwaige, von Weisgerber unangetastet gelassene Autonomie zu verlieren, da Weisgerber prinzipiell einräumt, dass Wirklichkeit und andere Kulturgüter auf Sprache einwirken können bzw. mit ihr in einem Wechselverhältnis stehen. Weisgerbers Theorie hat deshalb starke Züge einer

³¹⁴ Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kap. 2.2.3.2.

prototypisch-autopoietischen Erkenntnistheorie, insofern Sprache einerseits als autopoietisches (seine Entwicklung vorwiegend selbstbestimmendes) System konzipiert wird, andererseits eine prototypische Zentralstellung in einem Nexus von mehreren Systemen einnimmt, zu denen es in einem permeablen, osmotisch kausal-reversen Bezug steht. Dieses Konzept erlaubt es, die anderen Systeme (wie etwa Kunst, Wissenschaft etc.) theoretisch in die Peripherie abzurängen oder perspektivisch abzublenden, ohne dass ihr autonomer Status dadurch in Frage gestellt würde. Dieses erkenntnistheoretische Modell unterscheidet sich deutlich von transzendentalen und real-ontologisch begründeten Erkenntnismodellen, die bemüht sind, einen logischen Fixpunkt für erkenntnistheoretische Aussagen zu schaffen und zu legitimieren. Insofern verwundert es auch nicht, dass hinsichtlich der angegebenen Leitfragen dieses Kapitels die Prinzipien von *Unabgeschlossenheit*, *systematischer Vagheit* und *Perspektivität* für Weisgerbers Position essenziell sind. Bevor wir uns der ersten Leitfrage zuwenden (*Ist Erkenntnis einzelsprachspezifisch oder universal bedingt?*), soll kurz rekapituliert und systematisch zusammengefasst werden, was in Kapitel 2.2.3.1. in erstem Ansatz diskutiert wurde.

Sprache als Muttersprache ist für Weisgerber einerseits, und zwar in ihrem ergonalen Charakter, als *forma formata*, *Bestand*. *Bestand* ist einerseits Bestand an isolierbaren, materialisiert auftretenden Zeichen, dann aber auch Bestand an *Bezüglichkeit*, die sowohl materialisiert (etwa einen Bezug oder ein Verhältnis ausdrückende Wörter) als auch unmaterialisiert auftreten kann. Unmaterialisiert können etwa syntaktische Bezugsweisen, Betonungsmuster, grammatische Differenzierungsmuster etc. sein, in herausragendem und systematisch bedeutendstem Sinne aber sind es die Feldverhältnisse, die in ihrer spezifischen Systemhaftigkeit, d.h. als je spezifisches einzelsprachliches Konglomerat solcher Muster einen idiosynkratischen “Stil” (Weisgerber 1954a: 571) ausmachen. Dieser Stil führt zu einer je eigenen Art von ‘Reliefbildung’ bei der Perzeption von Welt. Der Bestand an Zeichen und Bezüglichkeit macht das aus, was Weisgerber zumeist *Zwischenwelt* nennt. Diese *Zwischenwelt* selbst ist in fortlaufender Bewegung begriffen, sie verändert sich und ihre Grundlagen auf diachroner Achse, ist also ein dynamisches System, was sich schon von daher jeder abgeschlossenen Betrachtung verschließt und somit nie endgültig erkannt werden kann. Ist schon das Moment der permanenten Entwicklung als energetisches Moment anzusehen, so besteht die eigentlich energetische Seite von Sprache in ihrer Charakterisierung als *forma formans*. Sprache als “Energiezentrum” (Weisgerber

1973a : 110) ist notwendig *mitbeteiligt* an der Konstitution von Denkleistungen, insofern als sprachliche Inhalte entscheidend an der Konstitution von Allgemeinbegriffen beteiligt sind, sie ist notwendig mitbeteiligt an unserer Konzeption außersprachlicher Wirklichkeit, und sie ist notwendig mitbeteiligt an der Formung anderer Kulturgüter. Diese Mitbeteiligung konzipiert Weisgerber in allen drei Bereichen nicht in unidirektionaler Weise, sondern im Prinzip durchgehend als Wechselwirkung, obwohl die von der Sprache ausgehende Wirkung eine besondere Salienz besitzt und damit prototypisch ausgezeichnet – man könnte in Anlehnung an die Terminologie der kognitiven Linguistik auch sagen: *gehighlightet* – wird. Im Gebrauch der Termini *Innere Sprachform* und *Weltbild* schwankt Weisgerber, was auch damit zusammenhängt, dass er ab 1954 den energetischen Gesichtspunkt von Sprache sozusagen erst für eine intensivere Thematisierung entdeckt. Während *Innere Sprachform* sowohl den Stil, die Differenzierungsart einer Einzelsprache als auch die Art der Formung von Welt im weiten Sinne meinen kann, wird *Weltbild* dreifach gebraucht: ergonal, energetisch und als Überbegriff beider Perspektiven (vgl. dazu besonders Weisgerber 1954a: 574ff.).

Die erste Leitfrage *Ist Erkenntnis einzelsprachspezifisch oder universal bedingt?* führt uns in die Debatte um Relativismus und Universalismus, die in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in der Sprachwissenschaft wieder auflebte und bis heute aktuell geblieben ist. Die philosophischen Wurzeln dieser Debatte reichen über die Auseinandersetzung von Rationalisten und Empiristen im 17. Jahrhundert und den Realismus/Nominalismus-Streit im Mittelalter zurück bis zu Platons und Aristoteles' Sprachauffassung. Sie sollen hier nicht näher erörtert werden, sondern werden nur insofern erwähnt, als sie darauf hinweisen, dass die Grundfiguren von Universalismus und Relativismus in ihren verschiedenen Spielarten zumeist unreflektiert hinter der sprachwissenschaftlichen Debatte stehen. Sprachliche Universalien in ihrer ganz unterschiedlichen Natur (als phonetische, lexikalische, grammatische, pragmatische oder Sprachentwicklungsuniversalien) können je nach theoretischer Fundierung auf *ontologische, logische, gnoseologische* oder *pragmatische* Universalien rückverweisen, sie können als Abbilder oder schlechte Abbilder gesehen, sie können in ein Abhängigkeitsverhältnis von diesen gebracht oder als heterogene Sphäre konzipiert werden, deren Bezüge zu den nicht-sprachlichen Universalien als wissenschaftliche und philosophische Aufgabe angesehen wird. Was Weisgerbers Ansatz betrifft, so lassen sich deutliche Abgrenzungen zu 'trans'-sprachlichen universalistischen Positionen

erkennen, die jedoch nicht immer in aller Deutlichkeit expliziert bzw. ausführlich diskutiert werden. Die wichtigsten Abgrenzungen sind meiner Ansicht nach folgende:

(1) Seine Sprachauffassung wendet sich gegen einen transzendentalistischen gnoseologischen ‘Universalismus’ im Sinne Kants, der die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung und Objektivität in *allgemeinen*, der menschlichen *Vernunft als solcher* zukommenden Formen des Denkens und der Anschauung zu entdecken glaubt. Dies wird deutlich in Weisgerbers Humboldt-Rezeption (Kap. 3.2.1.), in seiner Hochschätzung Hamanns und Herders und deren Metakritik an Kant (Kap. 3.2.2.3) in seiner Cassirer-Rezeption (3.2.2.1) und in Gippers philosophischer Fortführung der Sprachinhaltsforschung im Rahmen einer evolutionären Erkenntnistheorie (3.2.5.).

(2) Weisgerbers Sprachauffassung wendet sich des weiteren gegen die Ansetzung idealer Bedeutungen, die vom Reich der sprachlichen Bedeutungen abgesondert werden können und, wie etwa bei Husserl (2.1.2.3.2.), zur Konzeption einer von Sprache abgehobenen universell-allgemeinen *Logik* führen (Weisgerber 1930a: 33-39), die bei Husserl dann nicht umsonst transzendentales Format gewinnt.³¹⁵

(3) Abgelehnt wird von Weisgerber auch der Universalanspruch der allgemeinen Logik, die Sprachlogik ihrer empirisch entstandenen logischen Insuffizienz überführen zu können und selbige reinigen zu wollen, wie es unter anderem dem Ansatz des frühen Carnap (3.2.3.1.) und des frühen Wittgenstein (3.2.3.3.) entsprach.

(4) Ebenfalls abgelehnt wird der real-ontologische Universalismus N. Hartmanns (3.1.2.), der sprachliche Kategorien auf tieferliegende Realkategorien zurückführen möchte.

(5) Die sprachwissenschaftliche Debatte um Universalismus und Relativismus konzentriert sich zunächst und ‘naturgemäß’ viel stärker auf die Frage nach *sprachlichen* Universalien, was einerseits bedeutet, dass durch den verengteren Fokus auf Sprachphänomene die theoretische Dimension von Universalismus in *langage*, *langue* und *parole* in synchroner und diachroner Perspektive viel deutlicher zum Tragen kommt, trotzdem aber auch bestimmte außersprachliche Gesichtspunkte theoretisch virulent werden können, wie es etwa bei Chomskys Rekurrenz auf Humboldt oder Descartes deutlich wird. Die Diskussion zu den Punkten (1) bis (4) wird, soweit nicht schon erfolgt (N. Hartmann), in den jeweils angegebenen Kapiteln durchgeführt. Wir werden uns im folgenden auf die Diskussion

³¹⁵ Die Diskussion um das Verhältnis von allgemeiner Logik und Sprachlogik war Anfang des 20. Jahrhunderts natürlich nicht auf Husserl beschränkt. Die Ansätze etwa von Lask oder Lotze, die eine Aufwertung der Sprachlogik implizieren und auch auf den jungen Heidegger der Habilitationsschrift nicht wenig Einfluss hatten, werden von Weisgerber allerdings nicht gesondert berücksichtigt. Ein kurzer Hinweis Weisgerbers auf Heideggers Habilschrift (Weisgerber 1930a: 32), der die Tendenz dieser Schrift als Stärkung der Sprachlogik gegenüber einer allgemeinen Logik deutet, lässt vermuten, dass Weisgerber der Kontext der philosophischen Diskussion zumindest nicht fremd war.

des Punkts (5) konzentrieren, in der Weisgerber eine dezidierte Position einnimmt. Die Thematisierung eines pragmatischen ‘Universalismus’ wird in 3.1.4. vorbereitet und im Kapitel zu Weisgerbers Apel-Rezeption (3.2.4.) vertieft.

Die These von sprachlicher Relativität geht sowohl bei Weisgerber als auch bei Whorf von *empirischen* Überlegungen aus, und zwar von der Feststellung der gewaltigen Unterschiede, die zwischen den zahlreichen ‘existierenden’ Sprachen (*langues*) bestehen. Schon 1929 schreibt Weisgerber im Anschluss an eine kleine Sammlung uns exotisch anmutender Art lexikalischer Klassenbildung in anderen Sprachen (etwa: alle runden, viereckigen, schmalen, kurzen Gegenstände bilden jeweils eine Klasse):

“[...] an den meisten außeridg. Sprachen versagen unsere grammatischen Begriffe vollständig; für viele Sprachen scheint noch nicht einmal die Scheidung von Substantiv, Adjektiv und Verb in unserem Sinne zu gelten. – Beim Satzbau sind die Verschiedenheiten mindestens ebenso groß. – So zeigt uns jeder Blick über unseren engsten Sprachkreis hinaus, wie andere Sprachen von den unseren inhaltlich abweichen, und das hat natürlich auch zur Folge, daß die Angehörigen der verschiedenen Sprachstämme und Sprachen entsprechend verschieden denken, eine Tatsache, die jeder unbefangene Beobachter zugeben muß.

Gerade in dieser Hinsicht muß vom Standpunkt des Sprachvergleichers der schärfste Einspruch erhoben werden gegen die [...] oft geäußerte Ansicht, daß im Grunde genommen die Menschen gleichartig dächten, daß die Unterschiede der Sprachen, soweit die inhaltliche Seite in Frage kommt, ziemlich belanglos blieben.” (Weisgerber 1929b: 75)

Die These von sprachlicher Relativität konstatiert also zunächst einmal nur das Faktum, dass es Sprachunterschiede gibt und dass sie eine Auswirkung auf das Denken, in anderen Kontexten auch: auf das Handeln der jeweiligen Sprachangehörigen haben. Als “völlig unverständlich” (ebd.) bezeichnet Weisgerber die Ansicht, dass es zwar viele verschiedene Sprachen und Grammatiken gebe, “aber nur eine Logik” (ebd.).

Dennoch bedeutet diese klare Absage an diese Form des Universalismus nicht unbedingt, dass Weisgerber die These von sprachlicher Relativität in ihrer *radikalen* Form vertritt. Diese würde behaupten, dass Sprache das Denken so stark prägt, dass es selbst in der Reflexion auf die eigene Sprache nicht aus der sprachlich geprägten Denkform ausbrechen kann, in ihr wie in einem Gefängnis befangen bleiben muss. Gegen diese radikale Version der sprachlichen Relativitätsthese wurde dann immer wieder der Einwand vorgebracht, dass in diesem Fall der Sprachvergleich in strengem

Sinne gar nicht in der Lage wäre, Sprachunterschiede festzustellen und somit einer *linguist's fallacy* unterliegen würde (Gipper 1972: 79f.; Hennigfeld 1976: 450; Werlen 1989: 147).

Von vielen Autoren wird das Auftreten der linguistischen Universalitätsthese als Reaktion auf die Relativitätsthese, die sowohl mit Humboldt als auch mit Weisgerber, Sapir oder Whorf in Zusammenhang gebracht werden kann, aufgefasst (u.a. Holenstein 1985: 126ff.; 196, Anm. 36; Werlen 1989: 160; Köller 1988: 222ff.) und neben Greenberg und Jakobson besonders stark an die Person Chomskys gebunden. Die grundlegende Ausgangsdifferenz zwischen linguistischem Relativismus und Universalismus beschreibt Helbig folgendermaßen:

“Während in der romantischen (und neuromantischen) Konzeption Humboldts (und Weisgerbers) das Empfinden und Handeln des Menschen weitgehend als von seiner Sprache determiniert angesehen wird, hinter Sprachverschiedenheiten immer geistige Verschiedenheiten vermutet werden, sind für den cartesianischen (und generativen) Standpunkt im Gegensatz dazu geistige Prozesse allen Menschen gemeinsam und universal. Gerade weil die Sprachen nur im Ausdruck (in der Oberflächenstruktur), nicht aber in ausgedrückten Gedanken differieren, ist für Chomsky eine Übersetzbarkeit immer gewährleistet.” (Helbig 1974: 299)

Für Chomsky sind sprachliche Universalien eine Sache der *Sprachkompetenz*, und zwar im Sinne angeborener Fähigkeit sprachliche Äußerungen zu erzeugen, zu generieren. Chomsky unterscheidet dabei zwischen substanziellen Universalien, die phonetische und semantische Formen umfassen, und formalen Universalien, die den universalen Set von Erzeugungsregeln ausmachen (Chomsky 1965: 22ff.). Da es keine beschränkte Anzahl möglicher Sprachäußerungen gibt, muss man mit einer im Prinzip unendlichen Menge möglicher regelkonformer Anwendungen rechnen. Hier ist auch der theoretische Ort, an dem sprachliche Kreativität situiert wird. Sprachdifferenzen sind also auf die Phänoebene beschränkt (vgl. auch Lenneberg 1967: 364). Sprachuniversalien sind letztlich biologisch bzw. psychologisch bedingte kognitive Invarianten, die als solche das ausmachen, was als sprachliche Kompetenz bezeichnet wird.

Dieser noch recht griffige Gegensatz von linguistischem Relativismus und Universalismus wird in der Folge, durch die Notwendigkeit und Forderung stärkerer Differenzierung des Universalismusbegriffs, immer deutlicher dekonstruiert. Zum einen ist hier Coserius Forderung zu nennen, hinsichtlich sprachlicher Universalität zwischen *möglichen*, *essenziellen* und *empirischen* Universalien zu unterscheiden. Mögliche

Universalien sind demnach linguistische Kategorien, die “hypothetisch sind und nicht im Widerspruch zum Sprachbegriff stehen” (Coseriu 1988: 234). Empirische Nachweisbarkeit ist keine Bedingung für ihre Postulierung. Essenzielle Universalien sind diejenigen, die aus dem Begriff Sprache rational ableitbar sind (ebd.). Empirische Universalien sind dann erst diejenigen, die sich “in allen Sprachen oder wenigstens in allen uns bekannten Sprachen” (ebd. 235) feststellen lassen. Diese Differenzierung entspricht dem sprachpuristischen Anliegen Coserius, sich auf die eigentliche Sprachlichkeit in der Universalienfrage zu beschränken. Methodisch bewusst werden soll jegliche Grenzüberschreitung, in der vorschnell von sprachlichen auf kognitive Universalien geschlossen wird bzw. Universalien, die der sprachwissenschaftlichen, theoretischen Reflexion entspringen, als sprachliche Universalien ausgegeben werden (ebd. 245f.). Meiner Ansicht nach scheitert Coseriu aber mit dieser Forderung. Als Kriterium für die angegebene Art unzulässiger Übergriffe wird die Unterscheidung von Real- und Formalbegriffen eingeführt, wonach ein Realbegriff, wie nach Coseriu etwa der des *Phonems*, ein Begriff ist, der eine sprachliche Kategorie benennt, die ein *Korrelat* in der Wirklichkeit der Sprache habe und demnach als *sprachliche* Universalie postuliert werden darf. Die Postulierung eines jeden Korrelationsverhältnisses zur *Wirklichkeit* der Sprache, wozu nach Weisgerber eben auch der Sprachinhalt oder die Feldverhältnisse zählen, ist aber eine Frage der theoretischen Prämissen und insofern nicht naiv von der Sphäre der ‘Sprachwissenschaft’ trennbar.

Wird von Coseriu also eine deutlichere Differenzierung und methodologische Einschränkung des Universalitätsbegriffs gefordert, so lässt sich andererseits die Tendenz feststellen, dass der Universalitätsbegriff mit dem der Relativität kontaminiert wird, wodurch die Extension und Aussagekraft der Universalitätsthese erheblich eingeschränkt wird. Zahlreiche Untersuchungen ab den 70er Jahren gehen davon aus, dass bestimmte kognitive Grundkonzepte in allen Sprachen auf irgendeine Weise versprachlicht (grammatikalisiert, lexikalisiert etc.) werden, dies aber auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlicher *gradueller* Ausprägung. Talmy hat dies sehr deutlich so formuliert:

“While each language has to some extent a different set of grammatical specifications, there is a great commonality across languages, so one can posit that each set is drawn from an innate inventory of concepts available for serving a structuring function in language.

Further, though, a qualifying property of this inventory can be adduced. It can be observed that grammatically specified concepts range cross-linguistically from ones that are of extremely widespread (perhaps universal) occurrence and of broad application within language, down to ones appearing in a scant few languages with minimal application. Thus, the innate inventory of available structuring notions that is posited here seems to be *graduated* as to significance for the language faculty [...]. For example, the notions ‘entity’ and ‘occurrence’ as expressed by the grammatical categories “noun” and “verb” are of great application and probably universal distribution, the notional category “number” seems roughly middle standing in the ranking, while notions like ‘in the morning’ and ‘in the evening’ are expressed inflectionally on the verb in just a few languages.” (Talmy 1986: 31)

Bei anderen Autoren spricht die Tatsache, dass es einige Sprachen gibt, in denen sprachliche im Sinne von *kognitiven* Universalien nicht grammatikalisiert bzw. lexikalisiert werden, nicht gegen die Annahme von sprachlichen Universalien als solcher (Pinxten 1976: 164ff.). Holenstein betont dementsprechend auch, dass mit der These sprachlicher Universalien nicht impliziert wird, dass ein entsprechender universeller theoretischer Geltungsanspruch erhoben wird. Dies wird nicht nur auf die Extension des Universalitätsbegriffs bezogen, sondern auch auf die in methodischer Hinsicht entscheidende Ersetzung des traditionellen Kausalbegriffs durch den der *statistischen Wahrscheinlichkeit*:

“Die meisten Universalien sind keine absoluten, sondern *near universals*, interkulturelle Invarianten von großer Wahrscheinlichkeit. Diese Einschränkung ist nicht erstaunlich, insofern die Invarianten in der Regel nicht, wie in den traditionellen philosophischen Universalienlehren, logisch (apriorisch) begründet werden, sondern psychologisch und biologisch. Wie bei anderen wissenschaftlichen Hypothesen handelt es sich bei ihnen nur um Aussagen mit hoher statistischer Wahrscheinlichkeit.” (Holenstein 1985: 126)

In anderer Hinsicht, so Holenstein, gingen universalistische Theorien dazu über, die Kombinationsgesetzlichkeit von sprachlichen Differenzierungsmustern zu untersuchen, die in Bedingungssätzen mit wenn-dann-Struktur formuliert werden. Wenn beispielsweise eine Sprache einen Dual ausgebildet habe, so sei bisher kein Fall bekannt, in dem eine solche Sprache keine Pluralformen kenne.

Berücksichtigt man diese ‘Aufweichung’ ‘harter’ universalistischer Positionen, so verwundert es kaum, dass eine große Anzahl von Forschern die Komplementarität von Universalismus und Relativismus vertritt. Für Köller stellt sich

“die *scharfe* Unterscheidung von Universalität und Individualität grammatischer Ordnungsmuster als Scheinalternative heraus. Je nach Abstraktionsebene und Betrachtungsperspektive können an denselben grammatischen Ordnungsmustern universale oder individuelle Differenzierungsfunktionen konstatiert werden [...]” (Köller 1988: 224)

Zu einem ähnlichen Urteil gelangt auch Wotjak hinsichtlich der Untersuchung lexematischer Einheiten (Wotjak 1987b: 2ff.; 1997: 51ff.) oder Weydt hinsichtlich der Partikelforschung (Weydt 1996: 193ff.). Selbst im langjährigen Streit um die Frage, ob unsere Farbwahrnehmung sprachlich gelenkt oder durch ein relativ invariantes, biologisch vorgegebenes Perzeptionsvermögen in Zusammenhang mit dem wahrnehmbaren Farbspektrum geprägt ist, plädiert man heute für eine Berücksichtigung beider Ansätze (Werlen 2002b: 386ff.). Gipper hat mehrfach betont, dass die von ihm und auch von der Sprachinhaltsforschung vertretene Auffassung keineswegs als radikale Relativitätsthese verstanden werden dürfe und universal vorhandene Züge von Sprache gar nicht leugnen wolle, sondern nur die Ansicht einer sozusagen *schwachen* Relativitätsthese vertrete, dass jede Einzelsprache das Denken und Handeln der sie als Muttersprache sprechenden Sprachgemeinschaft zwar nicht völlig bestimme, ihr Einfluss aber doch so signifikant sei, dass er ein legitimes Forschungsinteresse abgebe (Gipper 1972: 73; 1992/93, Bd.5: 52ff.).

Dieser Signifikanzgedanke muss als entscheidendes Kriterium für die Abhebung der unterschiedlichen Ausprägungen von Universalismus und Relativismus angesehen werden, die mehr ist als eine bloße Scheinalternative. Jede Fokussierung universaler Elemente oder universaler Beziehungsformen, seien es angeborene kognitive Denkmuster, universal gültige logische Operationen oder universal gültige Wahrnehmungsformen konzentriert sich auf einen Basissatz von Elementen oder Strukturen, der entweder als sprachunabhängig oder sprachvorgängig postuliert wird oder als in allen, oder in statistisch signifikantem Ausmaß in sehr vielen Einzelsprachen vorhanden bzw. operational virulent angenommen wird. Die Gefahr eines jeden nicht-transzendentalen Universalismus ist aber die, dass eine jede Sammlung empirisch gefundener Universalien dazu führen kann, dass die Schnittmenge des Gleichen als einzig oder vorrangig signifikant angesehen wird. Die Relativitätsthese dagegen tendiert dazu, die idiosynkratische, je spezifisch partikuläre komplexe Systemhaftigkeit von Einzelsprachen als entscheidenden Signifikanzkoeffizienten anzusehen. Selbst wenn es Sprachelemente gäbe (etwa bestimmte Laute, bestimmte Lexeme, bestimmte

Lexematisierungen logischer Operationen wie etwa die des Konjunktors *und*, sprachlicher Markierung von begrifflicher Differenzierung in *belebt / nicht belebt* etc.), die nach bisheriger Erfahrung in allen Sprachen nachweisbar sind, so heißt das noch lange nicht, dass dies die entscheidenden Faktoren von Sprache sind, die auch unser Denken entscheidend prägen. Deswegen geht die Relativitätsthese davon aus, dass die Idiosynkrasie sprachlicher Systeme, selbst wenn sie auf einer Mischung gleicher Grundbestandteile beruhen sollte, gerade auf der Art und Weise ihres je partikularen Kombinationsverfahrens und der Einzigartigkeit des systemischen Gefüges von ganzen Struktursets beruht. Weisgerbers gesamte Feldlehre argumentiert in diese Richtung. Spuren von Universalität, etwa bei mathematischen oder geometrischen Grundbegriffen wie *Zahl, Kreis, Dreieck* etc. werden von der schwachen Relativitätstheorie problemlos absorbiert, speziell von Weisgerber etwa als Absehen und Ausschalten von jeweils partikularen sprachinhaltlichen Bezüglichkeiten (Weisgerber 1929b: 62ff.) aufgefasst, die diese Begriffe in ihrer lexematisierten Form in Einzelsprachen eingehen, wozu unter vielem anderen sowohl der feldhafte Stellenwert des Wortes als auch die syntaktischen Kombinationsmöglichkeiten seiner Verwendung gehören. Können wir also an dieser Stelle auf den gesamten Hintergrund der in 2.2.1. bis 2.2.3. dargestellten Sprachinhaltsforschung Weisgerbers verweisen, die die Besonderheit jeder Einzelsprache und ihre aktive Rolle für die Konstitution von Erkenntnis behauptet, so zeigen die Ausführungen besonders in Kapitel 2.2.4., dass Weisgerber auch der Überzeugung ist, dass die jeweils spezifische Einzigartigkeit von Einzelsprachen konkrete Auswirkungen nicht nur auf das Denken, sondern auch auf das Handeln der zugehörigen Sprachgemeinschaft hat. Verwiesen sei auf die Besprechung des Südtirolkonflikts, die Akkusativierungsthese und die Besprechung des ‘Betätigungssatzes’ als typisch deutschen Satzmodells.

Dass wir Weisgerbers Position in der Auseinandersetzung um Universalismus und Relativismus in der bisherigen Darstellung vorwiegend rekonstruktiv erfassen, liegt vor allem daran, dass Weisgerber selbst nur selten explizit zum ‘Streit’ unter dieser Betitelung Stellung bezogen hat und die These des linguistischen Relativitätsprinzips weitaus stärker mit der Position Whorfs verbunden wird. Er stellt aber unmissverständlich am Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn fest, dass die Nähe seiner Position zu derjenigen Whorfs bis in Einzelheiten offenkundig ist, wobei er betont, dass er die Thesen, die Whorf in den 40er Jahren entwickelte, schon 20 Jahre vorher aufgestellt habe (Weisgerber 1979: 772ff.). Motiviert durch die behauptete

weitgehende Übereinstimmung mit Whorf, den Helbig den “amerikanischen Weisgerber” (Helbig 1974: 151) nennt, wollen wir das Whorfsche³¹⁶ Konzept des linguistischen Relativitätsprinzips in seinen Grundzügen in gebotener Kürze besprechen.

Die einzig explizite Fassung des sprachlichen Relativitätsprinzips findet sich im 1940 veröffentlichten Aufsatz *Science and Linguistics* (Whorf 1952: 1-8):

“We cut nature up, organize it into concepts, and ascribe significances as we do, largely because we are parties to an agreement that holds throughout our speech community and is codified in the patterns of our language. The agreement is, of course, an implicit and unstated one, *but its terms are absolutely obligatory*; we cannot talk at all except by subscribing to the organization and classification of data which the agreement decrees.

This fact is very significant for modern science, for it means that no individual is free to describe nature with absolute impartiality but is constrained to certain modes of interpretation even while he thinks himself most free. The person most nearly free in such respects would be a linguist familiar with very many widely different linguistic systems. As yet no linguist even is in any such position. We are thus introduced to a new principle of relativity, which holds that all observers are not led by the same physical evidence to the same picture of the universe, unless their linguistic backgrounds are similar, or can in some way be calibrated.” (ebd. 5)

Diese Fassung des sprachlichen Relativitätsprinzips bedarf der Erläuterung und kontextlichen Ergänzung schon allein dadurch, dass sich Whorf an dieser Stelle an einen naturwissenschaftlich gebildeten Rezipientenkreis wendet und die prinzipiellen Aussagen seiner These bei anderem Adressatenkreis einerseits ergänzte, andererseits variierte. Wir lassen zunächst die Frage, dass hier in erster Linie von *Nature*erkenntnis die Rede ist, beiseite und konzentrieren uns auf die Frage, was Whorf mit *language* und *patterns of our language* sagen will. Schon die Formulierung *our language* weist darauf hin, dass es Whorf hier um *langue* im Sinne von *Muttersprache* geht. Besonders deutlich wird dies im folgenden Zitat:

“It may even be in the cards that there is no such thing as «Language» (with a capital *L*) at all! The statement that «thinking is a matter of *language*» is an incorrect generalization of the more nearly correct idea that «thinking is a matter of *different tongues*.»” (ebd. 21)

³¹⁶ Detaillierte bio- und bibliographische Angaben zu Whorf (1897-1941) und diesbezügliche weitere Angaben von Literatur finden sich bei Werlen (2002a).

Weitere Stellen lassen sich finden, aus denen deutlich wird, dass der Einfluss der Sprache auf das *picture of the universe*, ganz so wie bei Weisgerber, primär auf die *langue maternelle*, und nicht auf den *langage* oder die *parole* zurückgeht.

“It is not so much in these special uses of language as in its **constant ways of arranging data** and its most ordinary every-day analysis of phenomena that we need to recognize the influence it has on other activities, cultural and personal.” (ebd. 27; Hervorhebung durch Dickdruck B.S.)

Und ebenso wie Weisgerber bindet Whorf die Weltbildprägung muttersprachlicher *langue*-Strukturen im erstgenannten Zitat an die Instanz der Sprachgemeinschaft (*speech community*).

In den meisten seiner Schriften geht es Whorf darum zu zeigen, dass es insbesondere verdeckte *langue*-Strukturen sind, die zu einem je spezifisch einzelsprachlichen ‘Weltbild’ führen. In unserer Hinsicht interessant ist, dass Whorf an einigen Stellen seines Werks erkennen lässt, dass er im Grunde einen sehr weiten Begriff von dem, was *verdeckte Strukturen* sein sollen, hat:

“It is not words mumbled, but RAPPORT between words, which enables them to work together at all to any semantic result. It is this rapport that constitutes the real essence of thought insofar as it is linguistic [...]” (Whorf 1973: 67f.)

Besonders im späten Aufsatz *Language, mind, and reality* (Whorf 1973: 246ff.) legt Whorf nahe, dass es ein sehr komplexes Reich rein struktureller Beziehungen gebe, die eine Art höheres immateriell geistiges Supersystem bilden (ebd. 247). In den meisten seiner linguistischen Analysen, die von vielen Sprachwissenschaftlern dann später als zu amateurhaft kritisiert wurden, bis heute aber dennoch forschungsanregend wirkten, expliziert Whorf aber zunächst einmal genauer, was er unter sprachlichen Strukturbeziehungen versteht. In seiner Unterscheidung von *overt* und *covert categories*, die sich entsprechend phäno- oder kryptotypisch manifestieren (vgl. ebd. 87ff.), geht es Whorf einerseits um klassische grammatische Kategorien wie die Genusmarkierung, die im Englischen phänotypisch, d.h. als offene Kategorie, in der Regel nicht in Erscheinung tritt, die aber dennoch, eben kryptotypisch, vorhanden ist, was an der jeweiligen pronominalen Substitution (*his, her, its*) erkennbar ist. Bei uns weniger bekannten Sprachen wie den nordamerikanischen Indianersprachen, die Whorf in zum Teil langjährigen Feldstudien untersuchte, können Kryptotypen aber oft nicht

mehr am Leitfaden uns bekannter grammatischer Kategorien entdeckt werden, sondern nur durch Aufdeckung gemeinsamer sie bestimmender Inhaltszüge. So differenziere das Navaho zwischen verdeckten Gestaltklassen (runde, lange etc. Gestalt, wobei auch Nicht-Materielles wie *Kummer* (in diesem Fall als *rund*) klassifiziert wird), die nur indirekt über syntaktische Verhältnisse erkennbar seien (ebd. 91). Weiterhin versucht Whorf auch Kolokationsrestriktionen (Verben, die im Englischen nicht mit *up* verbunden werden können) über das Aufspüren inhaltlicher Unterscheidungsmerkmale wie *Dispersion*, *Oszillation*, *gerichtete Bewegung*, die dann als Kryptotypen fungieren, zu erklären. Alle diese Beispiele für die Entdeckung verdeckter Sprachstrukturen verweisen auf die Syntax als dasjenige Forschungsgebiet, von dem eine Aufklärung über Kryptotypen zu erhoffen ist. Tatsächlich hat Whorf auch betont, dass das Wesen der Sprache nicht Wörter, sondern Sätze seien (ebd. 258). An anderer Stelle aber wird diese kategorische Aussage wieder relativiert: Strukturschemata seien “somewhat like the way meaning appears in sentences” (ebd. 253). Verglichen mit Weisgerber wäre eine Beschränkung sprachlicher Bezüglichkeit auf syntaktische Relationen eine unnötige und falsche Reduzierung möglicher Inhaltlichkeit von Sprache, die zum Beispiel den gesamten Komplex von Feldgesetzlichkeit außer Acht lässt. Obwohl Whorf den Feldgedanken meines Wissens wirklich nicht oder nur implizit (durch die automatische Konkurrenz etwa der Kryptotypen) berücksichtigt hat³¹⁷, geht er auch auf andere sprachstrukturelle Differenzen ein, die nicht an die Konzeption von Kryptotypen im engeren Sinne gebunden sind.

Besonders die intensive Beschäftigung mit der Hopi-Sprache hatte Whorf mit sehr grundlegenden Sprachunterschieden sprachtypologischer Dimension konfrontiert, die in Zusammenhang standen mit der ganz andersartigen Versprachlichung von Zeitphänomenen:

“What surprises most is to find that various grand generalizations of the Western world, such as time, velocity, and matter, are not essential to the construction of a consistent picture of the universe. The psychic experiences that we class under these headings are, of course, not destroyed; rather, categories derived from other kinds of experiences take over the rulership of the cosmology and seem to function as well. Hopi may be called a timeless language. It recognizes psychological time, which is much like Bergson’s «duration», but this «time» is quite unlike the mathematical time, *T*, used by our physicists.” (Whorf 1952: 6)

³¹⁷ Auch die Rede vom *rapport* im zuletzt angeführten Zitat scheint in ihrem Kontext eher auf einen syntaktisch aufgefassten *rapport* hinzudeuten.

Zeitphänomene wie Zyklen, Zeitspannen etc. könnten, so Whorf, in der Hopisprache nicht mit Hilfe substantivischer Konstruktionen (*am Morgen, in zwei Wochen, fünf Tage* etc.) versprachlicht werden, sie können nie die syntaktische Funktion eines Subjekts oder Objekts übernehmen, sperren sich also einer Verdinglichung. *Zeit* erscheine in der Hopisprache nur unter der Kategorie der subjektiven Zeit und werde nach den Kriterien von Dauer, Intensität und Tendenz (ebd. 35ff.) klassifiziert. Da Whorf diese Erkenntnis auch in radikaler Form formulierte, dass die Hopi-Sprache “contains no reference to ‘time’, either explicit or implicit” (ebd. 47), löste dies in der Folge zum Teil heftige Kritiken aus (vgl. Gipper 1969: 319ff.; Werlen 2002b: 239ff.), wobei gerade bei der zitierten Äußerung oft übersehen wurde, dass das Wort *time* in Anführungszeichen gesetzt ist und vom Kontext her auf den Zeitbegriff der indoeuropäischen Sprachen verweist. Wesentlich ist aber, dass Whorf die Unterschiede in den “grand generalizations” zum Anlass nimmt, eine neue heuristische Forschungsprämisse aufzustellen, dass nämlich die unterschiedlichen sprachlichen Grundkategorisierungen auch zu einer anderen kategorialen Weltansicht, zu einer anderen “metaphysics” (Whorf 1952: 47) führen. Damit sind wir wieder bei der Frage der Auswirkungen sprachlicher Differenzierungsstrategien angelangt. Während bezüglich der Frage der Sprachstrukturen, der *patterns of language* keine *durchgehende* Übereinstimmung zwischen Whorf und Weisgerber zu konstatieren ist, gibt es hinsichtlich der Frage der Sprachwirkungen sehr starke Affinitäten. Unsere Auffassung ist, dass ähnlich wie Weisgerber auch Whorf den Spracheinfluss nicht radikalisiert, sondern die typisch Weisgerbersche Position eines prototypischen Einflusses, d.h. die logische Figur einer notwendigen, aber nicht hinreichenden Bedingung vertritt, und dies hinsichtlich der Naturerkenntnis, der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns. Dies sei in aller Kürze dokumentiert.

Schon in der oben zitierten Formulierung des sprachlichen Relativitätsprinzips spricht Whorf davon, dass wir Natur sozusagen sezieren, auf- und zerschneiden, gliedern gemäß unserer sprachlichen Kategorien, nirgendwo jedoch nimmt Whorf einen radikal sprachidealistischen Standpunkt ein, der *Natur* den Status einer autonomen Entität rauben würde. Entsprechend sagt Whorf auch klar, dass Naturwissenschaft “of course was not *caused* by this [Indo-European] grammar; it was simply coloured by it” (ebd. 11). Auch was die *Wahrnehmung* angeht, so bemüht sich Whorf an zahlreichen Stellen seines Werks zu zeigen, dass bestimmte Wahrnehmungsmuster in hohem Grade

durch sprachliche Differenzierung vorgefertigt werden und somit auch die Perzeption von ‘Wirklichkeit’ prädisponieren (vgl. besonders ebd. 18ff.), andererseits aber auch wieder behauptet, dass “the visual perception is basically the same for all normal persons past infancy and conforms to definite laws” (Whorf 1973: 163). Weiterhin vertritt Whorf ganz explizit die Auffassung, dass *Denken* eine kognitive Funktion sei, “which is to a large extent linguistic” (Whorf 1973: 66), dass aber Denken und Sprache keinesfalls gleichgesetzt werden dürften (ebd.). Desweiteren sind die Passagen bekannt, in denen Whorf von seinen Erfahrungen als Brandschutzexperte berichtet, die ihn zu der Einsicht führten, dass unser Sprachgebrauch uns durch semantische Fehlinterpretation zu falschen Vorstellungen führen könne, die sich signifikant im *Handeln* niederschlagen. Das bekannteste Beispiel in dieser Hinsicht ist dasjenige der Benzinfässer, die durch die Aufschrift ‘leere Benzinfässer’ zur falschen Einschätzung der mit ihnen verbundenen Brandgefahr verleiteten (Whorf 1952: 27ff.). Zu den weitreichendsten Behauptungen hinsichtlich des Spracheinflusses auf das Handeln gelangt Whorf aber in der Gegenüberstellung der Hopisprache mit den von ihm so bezeichneten SAE (Standard-Average-European)-Sprachen (ebd. 30), indem er davon ausgeht, dass eine Reihe von spezifischen Kulturpraktiken (Tänze, Riten, Vorbereitungskulte der Hopikultur, Geschichtsschreibung, Entstehung der Wissenschaften, Buchhaltung, Rechnungsführung, Zeitmessung, Geldwesen etc.) in Verbindung zur spezifischen Besonderheit der Sprache gesehen werden müssen (ebd. 37-43). Wiederum aber ist es so, dass Whorf von einer einlinig kausalen Determination kulturellen Handelns im weitesten Sinne durch Sprache Abstand nimmt und stattdessen ein Wechselwirkungsverhältnis postuliert:

“By «habitual thought» and «thought world» I mean more than simply language, i.e. than the linguistic patterns themselves. I include all the analogical and suggestive value of the patterns [...], and all the give-and-take between language and the culture as a whole, wherein is a vast amount that is not linguistic yet shows the shaping influence of language. In brief, this «thought world» is the microcosm that each man carries about with himself, by which he measures and understands what he can of the macrocosm.” (ebd. 36)

Zwei Absätze weiter scheint dann aber doch wieder der Spracheinfluss die wichtigere Komponente im Wechselwirkungsverhältnis Sprache - Kultur zu sein:

“Our behavior, and that of Hopi, can be seen to be coordinated in many ways to the linguistically-conditioned microcosm.” (ebd. 37)

Einige Seiten später heißt es dann zu dieser Frage:

“How does such a network of language, culture, and behavior come about historically? Which was first, the language patterns or the cultural norms? In main they have grown up together, constantly influencing each other. But in this partnership the nature of the language is the factor that limits free plasticity and rigidifies channels of development in the more autocratic way. This is because language is a system, not just an assemblage of norms.” (ebd. 43)

Diese Position ist meiner Ansicht nach geradezu kongruent mit derjenigen Weisgerbers, sie zeigt besonders durch das *more autocratic*, dass hier ebenso wie bei Weisgerber letztendlich nach dem Prototypmuster graduell gedacht wird, und der Sprache, und zwar als muttersprachlichem System, als *langue*, ein zentraler, prototypischer Einfluss nicht nur im Wechselwirkungsverhältnis Sprache - Kultur, sondern auch bezüglich der Verhältnisse Sprache - Natur, Sprache - Wahrnehmung, Sprache - Denken zugesprochen wird.

Wir wollen uns nun der zweiten Leitfrage *Ist die Art oder Form sprachlich bedingter Erkenntnis als solche wiederum erkennbar?* zuwenden, bei deren Beantwortung es ebenfalls Parallelen zwischen Whorf und Weisgerber gibt, allein schon dadurch, dass beide im Resultat die Frage bejahend beantworten. Bleiben wir zunächst noch bei Whorf. Obwohl Whorf wiederholt betont, dass der “grammatical background” (Whorf 1952: 21) seiner Muttersprache dem Einzelnen schwer durchschaubar und in der Regel vollkommen unbewusst bleibt, dass der Einzelne den “inexorable laws of pattern” (Whorf 1973: 252) seiner Muttersprache ausgeliefert ist, dass die Fesseln der Sprache sogar unzerreißbar (“unbreakable bonds” (ebd. 256)) sind und den Sprecher zu einer “mere puppet” (ebd. 257), einer Marionette der sprachlichen Strukturgesetze machen, ist es nach Whorf doch möglich, aus diesem Stadium der Borniertheit hervorzutreten, sich die Strukturen der eigenen Muttersprache und anderer Sprachen bewusstzumachen. Diese Aufklärungsarbeit vermag eine kontrastive Linguistik (Whorf 1952: 21) zu leisten, und zwar besonders erfolgversprechend, wenn man durch das Studium einer exotischen Sprache (ebd. 29) dazu gezwungen wird, durch die eigene Sprache vorgegebene Maßstäbe und Kriterien grammatikalischer Kategorisierung abzulegen.

Gelingt dies mit der entsprechenden Hilfe der kontrastiven Linguistik, so kann der Einzelne den neuen und höheren Bewusstseinszustand einer “multilingual awareness” (ebd. 23) erreichen. Interessant ist nun, welche Rolle Whorf auf dieser höheren Bewusstseinsstufe den Sprechern, die sie erreicht haben, und den Sprachen beimisst. Das Wesentliche an den Sprachen ist der ihnen zugrundeliegende, verborgene Komplex und Nexus von reinen Strukturbeziehungen, die in ihrer auf jeweils eine Sprache bezogenen Gesamtheit ein spezielles Ordnungsgefüge ausmachen. Unterschiedliche Sprachen beruhen also letztendlich auf unterschiedlichen Ordnungsgefügen von Relationen. Im Zusammenhang mit der Ablehnung der Idee einer Universalsprache argumentiert Whorf, dass die Diversität und Pluralität der Sprachordnungsgefüge unverzichtbar seien, weil nur so die Monoperspektivität einer partikularen Denk-, Erkenntnis- und Handlungsform aufgebrochen werden könne und die jeweils anderen Ordnungsgefüge als *Korrektive* (“correctives” (ebd.)) fungieren können. Hier herrscht also der für Moderne und Postmoderne entscheidende Gedanke der Pluralität und Diversität als entscheidendes Antidot gegen Totalität vor. Andererseits aber vereinigen sich die diversen Ordnungsgefüge in Whorfs Vision eines rein abstrakten, noumenalen “hyperspace” (Whorf 1973: 247), in dem die sprachlichen Ordnungsgefüge nur Aspekte oder Vektoren innerhalb eines grandiosen semiotischen “realm of patterned relations” (ebd.) sind, an dem neben mathematischen, logischen, musikalischen und überhaupt jeder Art geistigen Strukturrelationen *auch natürliche* (ebd. 248), d.h. in der Natur wirkende und diese bestimmende Strukturrelationen teilhaben. Vorausgesetzt wird nun zusätzlich, dass das Studium der Sprachen Schlüssel und Zugang zu diesem Reich der noumenalen Strukturbeziehungen liefert, dadurch dass eine *Affinität* zwischen Sprach-, allgemein semiotischen und natürlichen Ordnungsgefügen besteht:

“It is the view that a noumenal world – a world of hyperspace, of higher dimensions – awaits discovery by all the sciences, which it will unite and unify, awaits discovery under its first aspect of a realm of PATTERNED RELATIONS, inconceivably manifold and yet bearing a recognizable affinity to the rich and systematic organization of LANGUAGE, including *au fond* mathematics and music, which are ultimately of the same kindred as language.” (ebd. 247f.)

Von der Einsicht in dieses noumenale Reich von Strukturen erhofft sich Whorf “great illumination” (ebd. 263) und den Beginn einer Phase “of human brotherhood”. Kontrastive Linguistik wird also eschatologisch potenziert und mündet in einer letztlich

doch universalen, allumfassenden Hyperstruktur und deren Bewusstwerdung, an der alle Wissenschaften mitarbeiten können. Zwischen den Zeilen lässt Whorf durchblicken, dass er dieses Hyperwissen durchaus für manövrierbar hält, indem er behauptet, dass die größte Bedeutung der kontrastiven Linguistik in ihrer Verwertbarkeit für eine “future technology of thought” (Whorf 1952: 21) liegt. In dieser Vision eines noumenalen Hyperspace geht also die Korrektivfunktion der Sprachen wieder etwas verloren zugunsten des fast organologisch anmutenden integrativen Gedankens, nach dem Sprachen Teil eines holotropen Ganzen sind. Whorf geht also an entscheidenden, sozusagen intimen Stellen seiner theoretischen Konzeption nicht nur über den beschränkten Anspruch einer prototypischen Relativitätsthese hinaus, sondern mündet in letzter Konsequenz in einen holotropen Universalismus, bei dem Erkennbarkeit von Strukturen zwar schwierig, unter systematischem Gesichtspunkt aber *unproblematisch* bleibt, ebenso unproblematisch wie die Aufhebung der Relativität von (Sprach)Perspektiven. Weisgerber hat sich mit diesem Aspekt der Whorfschen Konzeption nicht auseinandergesetzt und immer nur in recht vager Form die Nähe des Whorfschen Ansatzes zu seinem eigenen betont. Was aber die hier dargestellte letzte Konsequenz dieses Ansatzes betrifft, so greift hier von Weisgerbers Position aus am ehesten seine Argumentation gegen den ontologischen Universalismus Nicolai Hartmanns, der ebenso wie Whorf, ungeachtet aller spezifischen Differenzen, sprachliche Relativität im komplexen Netzwerk ontologischer geistiger Prozesse verschluckt.

Unter einer Reihe von Gesichtspunkten erscheint Weisgerbers (vor Whorf entwickelte) Position zu dieser Frage identisch mit derjenigen Whorfs zu sein. Weisgerber zweifelt nicht an der Möglichkeit, die Erkenntnisform von Muttersprachen zu erkennen. Was bei Whorf die *patterns of language* sind, wird von Weisgerber als *Sprachinhalt* und *Feldgesetzlichkeit* gefasst. Wie bei Whorf sind es *verborgene* Sprachstrukturen, die die Erkenntnisformen der Sprachen ausmachen. Sie können erkannt werden, und zwar von der Sprachwissenschaft, insofern sie ihren eigentlichen Forschungsgegenstand überhaupt erst als solchen ausgemacht hat. In den Augen Weisgerbers ist dies bei der Sprachinhaltsforschung der Fall. Ebenso wie Whorf betont Weisgerber aber auch die gewöhnliche Befangen- und Gefangenheit des Einzelnen, dem die Inhaltsstrukturen seiner eigenen Muttersprache (und anderer Sprachen) zumeist ganz unbewusst bleiben, ebenso wie Whorf betont er die Schwierigkeit, sich dieser Inhaltsstrukturen bewusst zu werden, sie zu entdecken, und ebenso wie Whorf hebt

Weisgerber die herausragende Erkenntnisfunktion der Sprachvergleichung zu diesem Zwecke hervor. In Kapitel 2.2.3.3. hatten wir dies schon ausführlich besprochen. Zudem wurde dargestellt, dass Weisgerber, wie wir jetzt sehen, in weiterer Parallele zu Whorf die Pluralität der Sprachen als eine “nötige Vielfalt” (Weisgerber 1964a: 173) ansieht, nicht nur als Abwehr gegen Sprachborniertheit und Monoperspektivität, sondern auch als mögliche Plattform, von der aus durch die Einnahme einer fremden Perspektive Einsicht in die eigene muttersprachliche Sprachbedingtheit erfolgen kann (u.a. Weisgerber 1931c: 447). Auf die heiklen Fragen des unterschiedlichen Werts der Sprachen, das Phänomen der Zweisprachigkeit und die These vom Sprachmächtigen, die im angegebenen Kapitel schon behandelt wurden, brauchen wir hier nicht mehr einzugehen. Zum eigentlichen Kern der Position Weisgerbers gelangt man aber erst, wenn man Weisgerbers Rezeption der berühmten Humboldtschen *Mitte*-Metapher berücksichtigt, aus der dann auch die Divergenzen zu Whorf ersichtlich werden. Weisgerber hat über die Jahre hinweg immer wieder Humboldts *Mitte*-Metapher zum Teil ausführlich diskutiert und als Bestätigung seiner eigenen Position angeführt. Wir wollen versuchen, die systematischen Aspekte dieser Rezeption darzustellen.

Das von Weisgerber zumeist angeführte Humboldt-Zitat von 1820 lautet wie folgt:

“Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen, und unabhängig von ihnen, in der Mitte; [...]” (Humboldt 1996: 19f.)

Das Zitat stellt in mehrfacher Hinsicht eine Herausforderung dar. Die größte Herausforderung besteht in der Behauptung, dass die Summe des Erkennbaren *unabhängig* von den Sprachen in ihrer Mitte liege. Die hier insinuierte Unabhängigkeit ist mehrfach interpretierbar, je nachdem die zuvor angeführte *Wahrheit*, die als Referenzsubjekt im Wort *Erkennbares* präsent ist, ontologisch oder gnoseologisch gedacht wird. In ontologischer Hinsicht könnten, in Absehung von Wahrheit als eines relationalen Verhältnisses, die Dinge *an sich* gemeint sein, in gnoseologischer Hinsicht die Summe aller wahren Übereinstimmungsbeziehungen von intelligibler Leistung und

Ding (an sich), in ontologisch-gnoseologischer Hinsicht auch die im Sinne Kants in den reinen Formen des Denkens und der Anschauung kristallisierte Objektivität *qua* Transzendentalität der Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung. Wir möchten diese Frage hier nicht entscheiden³¹⁸, sondern zunächst fragen, wie Weisgerber mit dieser drohenden Instaurierung einer sprachunabhängigen Objektivität umgeht. Die zu lösende Crux des von Humboldt gestellten Problems besteht darin, überzeugend darzustellen, wie einerseits Sprache Erkenntnis wesentlich konstituiert, andererseits das Erkennbare und somit mittelbar auch das erkennbare Erkannte von Sprache unabhängig sein soll.

Der **erste Schritt** in dieser Argumentation besagt, dass Sprache eine *notwendige*, aber *keine hinreichende* Bedingung für Erkenntnis ist. Humboldt formuliert dieses Argument in direktem Anschluss an obiges Zitat so:

“[...] der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder Eigentümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloss soviel deutlich wird, dass die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch die Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation, und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andren durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt, und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber.” (ebd. 20)

Wichtig an diesem Zitat ist, dass der *Zugang* zum ‘rein objectiven Gebiet’ ‘nur mit und durch die Sprache möglich ist’, also als *notwendig sprachbezogener* deklariert wird, und trotz möglichen Einbezugs personenbezogener Sprachindividualität eindeutig *auch* die *languehafte* Sprachindividualität angesprochen wird, und zwar als “subjectiver” Zugang zur “objectiven Wahrheit”. Allein schon die Distinktion von Objektivität und Subjektivität markiert in logischer Hinsicht dann einerseits die *fehlende Hinreichendheit* der subjektiven sprachlichen Erkenntnis, andererseits schiebt sie der Position eines radikalen Sprachidealismus einen deutlichen Riegel vor. Genau diese Argumentationskoordinaten übernimmt Weisgerber, obwohl nur selten in der expliziten Form des folgenden Zitats:

³¹⁸ Eine ausführlichere Berücksichtigung des genuin Humboldtschen Standpunkts erfolgt erst in Kap. 3.2.1.

“In der Spannung Realismus - Idealismus steht die sprachwissenschaftliche Lösung in einer begründeten Mittelstellung: kein naives Umdeuten einer gedanklichen Welt im Sinne eines einfachen Abbildes von Gegebenheiten “objektiver” Art; aber auch kein Flüchten in eine reine Ideenwelt, über deren Verhältnis zur realen Welt nichts mehr aussagbar ist. [...] keine Leugnung des menschlichen Einschlags in aller menschlichen Erkenntnis, und doch ein weitgehendes Zurückdrängen des Subjektivismus vom Subjekt wie vom Objekt her.” (Weisgerber 1964a: 175)

Als die zwei Spielarten des falschen Subjektivismus fungieren einerseits die realontologischen Theorien, die das Denknötwendige “aus den Gesetzen der «Wirklichkeit»” (ebd. 176), andererseits die erkenntnisidealistischen Theorien, die es “aus der Struktur des menschlichen Geistes” (ebd.) abzuleiten versuchen.

Nachdem also der bisherige Argumentationsgang sein Ziel darin fand, den Sprachzugang als einzig gangbaren Zugang zur objektiven Wahrheit herauszustellen, kann in einem **zweiten Schritt** die Frage angegangen werden, ob und wie denn überhaupt die Perspektivität, Subjektivität und Imperfektibilität des Sprachzugangs ‘eingeholt’ werden kann. Das erste Argument ist hierbei die Voraussetzung, dass eine Reflexion auf die Erkenntnisart einer Sprache möglich ist, dass dies am ehesten über Sprachvergleich gelingt, und dass dadurch, wenn auch keine absolute, so doch zumindest eine höhere Ebene von Spracheinsicht erreicht werden kann. Humboldt drückt diesen Gedanken so aus:

“Die lichtvolle Erkennung der Verschiedenheit fordert etwas Drittes, nämlich ungeschwächt gleichzeitiges Bewusstseyn der eignen und fremden Sprachform. Dies aber setzt in seiner Klarheit voraus, dass man zu dem höheren Standpunkt, dem beide untergeordnet sind, gelangt sey, und erwacht auch dunkel und erst recht da, wo scheinbar gänzliche Verschiedenheit es auf den ersten Anblick gleich unmöglich macht, das Fremde sich, und sich dem Fremden zu assimilieren. Das Gemeinsame liegt auch noch weit mehr in dem Menschen, als in den Sprachen selbst.” (Humboldt 1996: 156)

Auch wenn der letzte Satz eine deutliche Differenz zu Weisgerber anzeigt, gemeinsam ist beiden, dass sie voraussetzen, dass die Möglichkeit zur Einsicht in die Sprachform einer jeden Einzelsprache gegeben ist und dass hierdurch ein höheres erkenntnistheoretisches Reflexionsniveau erreicht wird, welches über den Sprachvergleich erreicht werden kann und den Grad subjektiver Beschränktheit und Befangenheit in Sprache herabzusetzen vermag. In dieser Richtung argumentiert auch Weisgerber: Es bestehe die Aufgabe

“[...] zusätzliche Kriterien für die Scheidung zwischen innersprachlicher Geltung und außersprachlicher Gültigkeit zu gewinnen. Solche können empirisch durch die Sprachvergleichung erbracht werden, bei der es vor allem darauf ankäme, Muttersprachliches auf allgemeinsprachliche Geltung hin zu prüfen [...]” (Weisgerber 1964a: 177)

Für den weiteren Argumentationsgang ist es zunächst unerheblich, dass Weisgerber und Humboldt die Instanz von Gemeinsamkeit bzw. Allgemeingültigkeit unterschiedlich situieren. Wichtig ist vielmehr zunächst, dass der Sprachvergleich als Erkenntnismethode zwei verschiedene Funktionen übernehmen kann, die sich auch bei Whorf gezeigt hatten: einerseits eine *Komplementärfunktion*, andererseits eine *Korrekturfunktion*. In der ersteren Funktion zeigt der Sprachvergleich, dass Einzelsprachen sich in ihrer Perspektivierung von Welt ergänzen und komplettieren und somit auch ein reichhaltigeres Spektrum von Weltansichten eröffnen.

“In diesem Sinne bildet jede Muttersprache mit allen anderen zusammen eine Ganzheit, in der jedes Glied an der bestmöglichen Verwirklichung menschlicher Sprache Anteil hat: «Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen; es erweitert sich zugleich dadurch für uns der Umfang des Menschendaseins, und neue Arten zu denken und empfinden stehen in bestimmten und wirklichen Charakteren vor uns da.»” (Weisgerber 1948: 109; zitiert wird Humboldt ohne bibliographische Angabe)

In der zweiten Funktion geht es darum, dass Sprachvergleich dazu in die Lage versetzen soll, zu einer Berichtigung oder Korrektur einer einzelsprachlichen Weltansicht beizutragen:

“Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer SprachSubjectivität mit der andren, das Subjective abzusondern, und das Object möglich rein davon auszuseiden.” (Humboldt 1996: 20f.)

Auch Weisgerber meint, dass durch Sprachvergleichung “«selbstverständliche» Wirkungen der eigenen Muttersprache” (Weisgerber 1964a: 177) zu berichtigen und zu bereinigen (ebd. 175, 177) seien. Die Tatsache, dass sowohl Humboldt als auch Weisgerber *beide* Funktionen, das “Sich-Ergänzen und Berichtigen” (ebd. 175) als Aufgaben des Sprachvergleichs herausstellen, berührt eine zentrale Frage ihrer

sprachphilosophischen Position. Man kann durchaus behaupten, dass die Ansätze, die (wenn auch unbewusst) die Bedeutung der Komplementärfunktion verabsolutieren, auf der ontologischen Schiene dahin tendieren, in eine Realontologie nach dem Muster N. Hartmanns oder Whorfs, auf gnoseologischer Schiene in einen (starken) Relativismus oder mystisch-indifferenten Holotropismus zu münden. Die Überbetonung der Korrekturfunktion setzt der Sprache fixe objektive Maßstäbe entgegen, die mit Bezug auf objektive Realität oder objektiv vorhandene logische Gesetzmäßigkeiten begründet werden. Bezüglich Whorf, der klar zur ersten Alternative neigt, hatten wir zwar festgestellt, dass er auch die Korrekturfunktion berücksichtigt hatte, allerdings, und das ist das Entscheidende, nur auf der inferioren Ebene einer unbewussten Sprachbefangenheit, die durch Einsicht in die verborgen wirkenden Strukturen aufgeklärt werden kann. Auf der höheren Ebene, auf der sich diese Einsicht eingestellt hat, tritt die Korrekturfunktion stark in den Hintergrund und wirkt allerhöchstens noch in dem Sinne, dass durch die Gewahrung der Reichhaltigkeit und Grandiosität der geistigen Welt ein christlich-pascalscher Appell zu bescheidener Ehrfurcht ausgelöst wird, der die eigene Position im Angesicht des Numinosen relativiert.

Wie aber lässt sich dieses schwankende *Und* Humboldts und Weisgerbers, welches sich weder der Komplementär- noch der Korrekturfunktion ganz verschreiben möchte, legitimieren? Geht man dieser Frage nach, so fällt zunächst auf, dass Weisgerber und Humboldt, letzterer verstärkt in seinen späten Schriften, sich vor einer endgültigen Fundamentierung bzw. Verabsolutierung beider Funktionen verwahren, einerseits dadurch, dass dem Universum der multiplen sprachlichen Weltansichten das Zentrum, die Mitte der objektiven Realität (“objektives Sein” (u.a. Weisgerber 1962c: 31) bei Weisgerber) als Korrektivinstanz gegenübergestellt wird, diese aber in ihrem ontologischen Status sich durch ein privatives oder Entzugsmoment kennzeichnet. Denn objektives Sein, objektive Realität ist nichts fertig Vorliegendes, sondern etwas zu Konstruierendes, und zwar über den Zugangsweg, die Methode der Sprachvergleichung, d.h. über eine Abgleichung jeweiliger idiolingualer Perspektiven. Diese Arbeit ist aber prinzipiell nicht abschließbar, weniger wegen des gewaltigen Umfangs an ‘existierenden’ Sprachperspektiven, sondern viel mehr aufgrund des *temporalen* Aspekts, dass *idealiter* alle *gewesenen*, *gegenwärtigen* und *noch kommenden* Sprachperspektiven in diese Abgleichung einbezogen werden müssten. Diese systematische Unabschließbarkeit bedeutet, dass die Instanz der ‘Mitte’, das ‘objektive Sein’ nie ‘ganz’ da ist, auch nie ‘ganz’ da sein kann, sondern sich im besten Fall nur

eine *asymptotische* Annäherung ergeben kann. Dadurch gewinnt der *Begriff* des objektiven Seins einen anderen Status, er mutiert sozusagen vom Substanzbegriff zum Funktionsbegriff, der eine *regulative* Aufgabe übernimmt, indem er als permanent zu revidierendes Regulativ zugleich den letzten Zweck der Sprachvergleiche als auch deren nie zu erreichendes Ziel vorgibt. Bei Humboldt ist dieser Argumentationsnexus beispielsweise in den folgenden Zitaten präsent:

“Denn jede [Sprache] ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der **Inbegriff aller** [Sprachen] **zu keiner Zeit** ein **vollständiger** Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, **nähern** sich die Sprachen doch **immerfort diesem Ziele**.” (Humboldt 1996: 20; Dickdruck B.S.)

“Die alltäglichste Empfindung und das tiefstinnigste Denken klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache, und sehen jenes Gebiet als ein fernes Land an, zu dem **nur sie**, und sie **nie ganz** führt.” (ebd. 77; Dickdruck B.S.)

Und in subtiler Verschränkung von menschlicher und sprachlicher *qua* nationaler Individualität und Zwecksetzung schreibt Humboldt:

“In Allem, was die menschliche Brust bewegt, **namentlich aber in der Sprache**, liegt nicht nur **ein Streben nach Einheit** und Allheit, sondern auch eine Ahnung, [...] dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist. [...] Die Individualität zerschlägt, aber auf eine so wunderbare Weise, dass sie gerade durch die Trennung das Gefühl der Einheit weckt, ja als ein Mittel erscheint, **diese wenigstens in der Idee herzustellen**. [...] Das Menschengeschlecht [...] ist zu einem Entwicklungsgange bestimmt, in dem wir keinen endlichen Stillstand an erreichtem Ziele wahrnehmen, der vielmehr **jeden solchen Stillstand, seiner Idee selbst nach, zurückweist**.” (ebd. 160; Dickdruck B.S.)

Auch Weisgerber, der in Anlehnung an Humboldt die Aufgaben der Sprachvergleiche wie folgt fixiert,

“[...] 9) Wissenschaftliches Ausmessen der inhaltlichen Verschiedenheit (einschl. Übereinstimmungen). 10) Tragweite der Rede von der sprachlichen Weltansicht. 11) Möglichkeiten der Überwindung der Verschiedenheit. 12) Umgrenzung der sprachlich zu erreichenden »Wahrheit«.” (Weisgerber 1973a: 192)

schließt den lapidaren Satz an:

“Das ist im Ganzen eine **nie abzuschließende** Arbeit.” (ebd.; Dickdruck B.S.)

An dieses Ergebnis des zweiten Schritts des bis jetzt dargelegten Argumentationsgangs schließt Weisgerber in einem **dritten Schritt** die Frage nach der Zirkularität des Erkenntnismediums Sprache an:

“Der altbekannte Zirkel, daß der Mensch auch über die Sprache nicht anders als mit der Sprache nachdenken kann, droht sich als unüberwindliche Schranke auszuwirken.

Erst wer an alle diese Grenzen gestoßen ist, kann den Fortschritt ermessen, den Humboldts Plan eines umfassenden vergleichenden Sprachstudiums gebracht hat: jede Sprache ein Weg, um mit der ihr innewohnenden Kraft die Welt in das Eigentum des Geistes umzuschaffen, die Summe des Erkennbaren zwischen allen Sprachen in der Mitte liegend [...] – diese beiden Gedanken lassen die Möglichkeit erscheinen, jede Muttersprache als einen Weg zu dieser Mitte zu betrachten. Wenn nun die einzelnen Sprachen sich im inhaltlichen Aufbau unterscheiden, dann müßte es möglich sein, diese Verschiedenheit auszuwerten zur Einsicht in die beiden in einer sprachlichen Zwischenwelt sich treffenden Größen: in einer Sprachgemeinschaft wirksame sprachliche Kraft und «objektives Sein».” (Weisgerber 1962c: 30f.)

Nahegelegt wird in diesem Zitat, dass der Ausstieg aus dem Sprachzirkel zwar nie gänzlich möglich ist, dass aber die über den sprachvergleichenden Abgleich sich (jedoch nie absolut) konstituierende regulative Idee des objektiven Seins jeweilige metainterpretative Reflexionen auf ‘Sprache’ über *Sprache*reflexion ermöglicht, ohne der Einzelsprachlichkeit (und Sprachlichkeit überhaupt) ganz entrinnen zu können, was bei Weisgerber in diesem Zitat quasi metaphorisch dadurch ausgedrückt wird, dass sich die beiden Größen *sprachliche Kraft* und *objektives Sein* **in** der sprachlichen Zwischenwelt treffen.

Die Darstellungen der Positionen Whorfs, Humboldts und Weisgerbers zeigen, dass für alle drei Autoren ein ‘Ausstieg’ aus muttersprachlicher Sprachbefangenheit möglich ist und dass der interlinguale Sprachvergleich die aussichtsreichste Methode darstellt, um diesen Ausstieg zu initiieren. Über Whorf hinaus gehen Humboldt und Weisgerber in der Skizzierung der Zirkelproblematik, die besagt, dass auch die metasprachliche Einsicht in Sprachunterschiede der Gefahr der muttersprachlichen Perspektivik unterliegt. Dennoch ist bei beiden Autoren die Idee vertreten, dass der auf Komplementarität und Korrektur basierende Sprachvergleich zwar niemals einen außersprachlichen ‘archimedischen’ Standort einnehmen kann, der eine absolute

Geltung der Kriterien des Sprachvergleichs garantieren würde, dass aber in und durch die Durchführung des Sprachvergleichs zugleich ein übergeordneter Bezugsrahmen des Vergleichs geschaffen wird, der nie absolut oder vollständig sein kann, aber eine graduell weitgehende Loslösung von einzelsprachlicher Perspektivität ermöglicht. Insofern ist die zumeist bezüglich Whorf und Weisgerber vorgebrachte Kritik, sie verträten eine starke oder radikale sprachliche Relativitätsthese (Schaff 1964: 28, 78f.; Bierwisch 1966: 136; Hörmann 1970: 347; Junker 1986: 85f.), unzutreffend.

Nach Einschätzung Werlens, der 2002 einen weitgespannten Überblick über die sprachwissenschaftliche Forschungssituation zur sprachlichen Relativitätsthese gegeben hat, lässt sich seit der Jahrtausendwende besonders in den Vereinigten Staaten eine erneute intensive Zuwendung zu diesem Thema feststellen, an dem in den dreißig Jahren zuvor, von 1970 bis 2000, wenig Forschungsinteresse bestanden habe (Werlen 2002a: 31ff.). Wie bei Werlen wird allerdings der Ansatz der Diskussion vornehmlich mit Whorfs Thesen in Verbindung gebracht, seltener mit denjenigen Humboldts, und fast gar nicht mit Weisgerbers Thesen. Was sich in den heutigen Forschungen allem Anschein nach durchgesetzt hat, nämlich die heuristische Annahme, dass Sprachunterschiede aufdeckbar sind, dass sie durchaus einen hochgradigen und schwer kontrollierbaren Einfluss auf Wahrnehmung, Denken und Handeln der jeweiligen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft ausüben, dieser aber nicht als radikal unhintergebar angesetzt wird, entspricht aber eher Weisgerbers und Humboldts Ansatz als demjenigen Whorfs. Zudem wird in den Forschungen deutlich, dass der muttersprachliche Einfluss durchaus 'tieferliegende' Ebenen von Denk- und Handlungsmustern betreffen kann. Werlen führt als Beispiele Forschungsansätze an, die etwa die einzelsprachindizierte unterschiedliche Konstituierung von Raumstrukturen und Raumwahrnehmung (ebd. 34), unterschiedliche Wahrnehmung von Bewegung und Bewegungsarten (ebd.; vgl. besonders auch Slobin 2000) oder unterschiedliche Imposition geschlechtsspezifischer Werturteile (Werlen 2002b: 389) betreffen. Ähnlich fundamentale Spracheinflüsse nahmen aber schon im Rahmen der kognitiven Linguistik etwa die weithin bekannten Untersuchungen von Lakoff und Johnson an, die zu zeigen versuchten, dass sprachindizierte Metaphern zu sprachbefangenen, unbewusst herrschenden Denk- und Handlungsmustern führen, die beispielsweise dazu führen, dass *Argumentation* nach dem Basiskonzept von *Kriegsführung*, Wahrnehmung und Denken von Zeitphänomenen am Basiskonzept der Ressource *Geld* ausgerichtet, *Kommunikation* als *Informationsübertragung durch eine Röhre* konzipiert wird

(Lakoff/Johnson 2000: 15ff.). Als eine der fruchtbarsten Fortentwicklungen der Ansätze Humboldts und Weisgerbers in theoretischer und empirischer Hinsicht, die jedoch ohne eine explizite Diskussion der Thesen Weisgerbers auskommt³¹⁹, muss der heute institutionell etablierte Ansatz Wierzbickas angesehen werden, die in ihren sprach- und kulturspezifischen Studien universalistische und relativistische Prämissen auf originelle Weise kombiniert hat. Mit Hilfe eines beschränkten Sets sogenannter “semantic primitivs” (Wierzbicka 1992: 10ff.) versucht Wierzbicka, fundamentale einzelsprachspezifische Unterschiede auf der Metaebene eines Textes, der ausschließlich diese *semantic primitivs* benutzt, zu explizieren und dadurch allererst bewusst zu machen. Zwar werden sprachliche Unterschiede auf diese Weise reflektierbar und intersprachlich-‘*universaler*’ Übersetzungstransfer über die metasprachliche Ebene auch möglich, die entscheidenden Einsichten Wierzbickas zeigen aber eher die tiefliegenden und schwer kontrollierbaren *Unterschiede* in der sprachlichen Konzeptualisierung von Welt, die sich signifikant in der Gestaltung von Lebenswelt, Kultur und der Ausprägung von Handlungs- und Gefühlsmustern niederschlagen. Zieht man etwa eine Parallele zu Weisgerbers Divergenz von ‘objektivem Sein’ und sprachlicher Gestaltung desselben, so arbeitet Wierzbicka unter ähnlichen Prämissen. So bestreitet sie etwa nicht, dass bestimmte sprachlich nicht kodierte oder nicht besonders hervorgehobene Gefühle nicht von Angehörigen der diesbezüglichen Sprachgemeinschaft auch gefühlt werden können (ebd. 123f.), nimmt aber gleichwohl an, dass unterschiedliche Sprachen “encourage different, culture-specific, modes of thinking and feeling” (ebd. 124). Ihre empirischen Forschungen, die zumeist an ‘unübersetzbaren’ einzelsprachlichen Schlüsselbegriffen ansetzen, scheuen sich nicht, zu einer *folk taxonomy* sich auszuweiten, die eine Beziehung von Einzelsprache und “national character” (ebd. 441) als durchaus begründbar ansieht.

Diese kurze und notwendigerweise schemenhafte Reprise auf die heutigen Tendenzen in der sprachwissenschaftlichen Forschung im Umkreis des Universalismus-Relativismus-Streits zeigen, dass Weisgerbers Konzept einer oszillierenden dialektischen Bewegung zwischen Relativismus und Universalismus durchaus als Referenz in diesem Kontext dienen könnte.

Zum Abschluss dieses Unterkapitels soll nun aber noch der Frage nachgegangen werden, inwiefern die bis jetzt herausgearbeitete Position eines gemäßigten

³¹⁹ Immerhin benennt Wierzbicka Weisgerber neben Leibniz, Humboldt, Sapir und Whorf als einen derjenigen, die die Bedeutung sprachlicher und kultureller Unterschiedlichkeit zu Recht herausgestellt hätten (Wierzbicka 1992: 19).

Relativismus bei Weisgerber es überhaupt noch gerechtfertigt erscheinen lässt von einem *Muttersprachapriori* zu reden bzw. ein solches zu postulieren. Tatsache ist, dass Weisgerber den Begriff des *Apriori* im Zusammenhang mit dem Phänomen *Muttersprache* nicht selbst aufgebracht hat, dass er sich hinsichtlich der Verwendung dieses Begriffs sehr stark zurückhält und *nie* von einem *transzendentalen* Muttersprachapriori spricht, im Gegensatz zu Gipper, der in diesem Punkt klar von Weisgerber abweicht.³²⁰

Die Deklaration der inneren Sprachform einer Muttersprache zu einer ‘aprioristischen Form’ hatte Porzig 1923 vorgenommen:

“Alles Geistesleben dieser Sprechenden [einer Sprachgemeinschaft; B.S.] hat sich ja von ihrer Kindheit an in den Formen dieser Sprache bewegt; längst ehe sie selbst imstande waren, schwierigere Apperzeptionen zu vollziehen, hatten sie in der gewohnheitsmäßig aufgenommenen Sprache die Formen dazu fertig in sich liegen. Für den Einzelnen sind also die Formen seiner Muttersprache wahrhaft aprioristische Formen der Apperzeption.”³²¹ (Porzig 1923: 165)

Weisgerber hat diese Aussage Porzigs schon in der Habilitationsschrift angeführt (Weisgerber 1924: 167), aber den Begriff des Apriori als solchen dort nicht eigens diskutiert. Porzig verbindet diesen mit dem *individuellen Spracherlernungsprozess*, der sich *notwendig* innerhalb der vorgegebenen und *historisch vorgängigen* Formen einer jeweiligen Muttersprache vollziehen muss. Demgemäß kennzeichnet sich der Gebrauch des Begriffs des Apriori einerseits durch das Moment der Notwendigkeit oder notwendigen Bedingung, die aber andererseits an Sprache / Sprachform als *empirisches* Faktum geknüpft wird, das *ontischen* Charakter hat und dem Wandel *geschichtlicher Veränderung* unterliegt. Hervorgehoben wird die Bedeutung des Apriori für alle Individuen *qua* Menschen, d.h. seine *anthropologische* Funktion im individuellen Spracherlernungsprozess. Zutreffend bezeichnet Stroh in seinem Forschungsbericht zur damaligen allgemeinen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie dieses Apriori als “nachgeburtliches Sozialapriori” (Stroh 1934: 244), welches seiner Ansicht nach sowohl von den Vertretern der Sprachinhaltsforschung als auch von Schmidt-Rohr (ebd. 238) vertreten wurde. Wesentlich ist, dass der Begriff des Apriori seiner *transzendentalen* Funktion, die er bei Kant hat, enthoben wird, und nur noch im Sinne

³²⁰ Roth (2004: 223) bemerkt dies nicht, sondern lässt den von Gipper zeitweilig vertretenen Anspruch auf Transzendentalität auch für Weisgerber gelten, der einen “transzendentalen Schematismus der Muttersprache” vertrete.

³²¹ Porzig definiert nicht den Begriff der Apperzeption, fasst ihn aber (ähnlich wie die damalige Psychologie), dem Kontext nach zu urteilen, im Sinne einer kognitiven Verstehensleistung (und zwar von sprachlichen Äußerungen) und nicht als Ordnung/Koordination sinnlicher Wahrnehmungsleistungen (vgl. Porzig 1923: 164f.).

von *historischer Vorgängigkeit* und *faktischer Notwendigkeit* verstanden wird. Dies trifft im Prinzip auch noch auf Gippers Gebrauch des Aprioribegriffs zu. Im Rahmen seines Beitrags zum 8. Deutschen Kongress für Philosophie (Gipper 1967) führt Gipper zunächst einen Katalog von Kategorisierungsleistungen von Sprache als Muttersprache an, die “unumgängliche Ausgangsbasis allen philosophischen Denkens” (ebd. 410) seien. Sprache sei konstitutiv für den Aufbau der Erscheinungs- und Gegenstandswelt, für die Entwicklung logischer Begriffsverhältnisse wie Gattung und Art, für die Entwicklung der Raum- und Zeitanschauung und für Arten und Möglichkeiten von Aussage und Urteil (ebd. 410f.). Daraus leitet Gipper die Schlussfolgerung ab:

“Mit der Spracherlernung wird dieses vielschichtige Gefüge mit all seinen menschlichen Sehweisen und Wertungen im Individuum aufgebaut und bestimmt hinfort den Verstehenshorizont, lange bevor eigenverantwortliches Denken und Handeln einsetzt.

Wird dies in seiner ganzen Tragweite gesehen, dann erscheint es nicht mehr zu kühn, tatsächlich von einem *anthropologischen Apriori mit historischer Bedingtheit zu sprechen.*” (ebd. 411)

Die Auseinandersetzung mit Kant wird in diesem Beitrag nicht argumentativ durchgeführt, sondern nur angedeutet, einerseits durch die Behauptung, dass sowohl die reinen Anschauungsformen als auch Begriffs- und Urteilsformen in und durch Sprache entstehen, andererseits durch Gippers Forderung einer “Kritik der historischen Vernunft” (ebd. 413), die nicht nur Kants Kritiken Konkurrenz macht, sondern zudem eindeutig Transzendentalität durch faktische Historizität ersetzt. Insofern erscheint es inkonsequent, wenn Gipper einige Jahre später kategorisch behauptet:

“Diese vorgegebenen, intersubjektiv und überindividuell geltenden sprachlichen Strukturen stellen die Bedingung der Möglichkeit individuellen Redens dar, sind also, kantisch gesprochen, eine transzendente Bedingung a priori für jeden sinnvollen Sprachgebrauch.” (Gipper 1974: 141)

Es wäre falsch anzunehmen, dass Gipper in diesen 7 Jahren, die zwischen beiden Aussagen liegen, zu Kants Verständnis des Apriori-Begriffs übergewechselt sei. Richtig ist insofern die schon von Willems vorgebrachte Kritik einer “wissenschaftlich zweifelhafte[n] Nivellierung des Begriffes «transzendental»” (Willems 1995: 57) und der Fügung “Bedingung der Möglichkeit” (ebd. 59). Tatsächlich besteht ja durchaus die Möglichkeit, dass ein jegliches empirisches Faktum problemlos zu einer Bedingung der Möglichkeit gemacht werden kann (die Vorhandenheit eines Autos etwa als Bedingung

der Möglichkeit des Autofahrens), was noch längst keine 'transzendentalen Weihen' verleiht, auch wenn die Kombination zweier Abstraktiva empirische Entzogenheit suggeriert. Transzendental wird die Reflexion auf die 'Bedingung der Möglichkeit' dann, wenn es um die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung *überhaupt* geht, wenn also weder faktische noch zeitlich-historische noch subjektive Kriterien berücksichtigt werden. In diesem Sinne würde auch die im erstgenannten Zitat vorgetragene Ansicht Gippers, dass es einen Moment in der individuellen Sprachontogenese gebe, an dem "eigenverantwortliches Denken und Handeln" einsetze (unabhängig von den kaum durchdachten, wirren Implikationen hinsichtlich des Verantwortungsbegriffs), zu einem prinzipiell aufhebbaren Apriori führen, was einer beanspruchten Transzendentalität widerstreitet. Meines Erachtens lässt sich Gippers unscharfe und zum Teil widersprüchliche Argumentation dadurch erklären, dass er bemüht ist, zwei heterogene Theorien zur Leistung sprachlicher Erkenntnis systematisch für die philosophische Grundlegung der Sprachinhaltsforschung zu nutzen, nämlich die evolutionäre Erkenntnistheorie und Apels Transzendentalpragmatik, die beide, allerdings von ganz unterschiedlichen Standorten aus, in eine Auseinandersetzung mit Kants transzendentalen Aprioribegriff getreten waren. Die Diskussion der Anleihen Gippers und, bezogen auf Apel, auch Weisgerbers sollen in den entsprechenden Abschnitten des Kapitel 3.2. besprochen werden. Ein weiterer systematischer Gesichtspunkt, der in Gippers angeführten Zitaten implizit thematisiert wird, ist derjenige, inwiefern die These von der historischen Entstehung unserer Erkenntnisleistungen in und durch die Sprache mit einer transzendental sich verstehenden Sprachkritik zu vereinbaren ist. Da diese Frage geradezu prototypisch im Zentrum der Sprachphilosophie Cassirers steht, so soll auch dieser Fragestellung erst im entsprechenden Kapitel zur Beziehung Cassirers (3.2.2.1) zur Sprachinhaltsforschung nachgegangen werden.

Kommen wir nun zu Weisgerbers Position in dieser Frage zurück, so lässt sich, besonders im Kontrast zu Gipper, feststellen, dass Weisgerber eine ausgesprochen starke Zurückhaltung an den Tag legt, die konsequenterweise die bisher erarbeitete These einer 'prototypischen' Funktion der Muttersprache im Erkenntnisprozess voll und ganz bestätigt. Um es wiederholend zusammenzufassen, vertritt Weisgerber den Standpunkt, dass Sprache eine notwendige Bedingung für die *Konstitution* von Erkenntnis ist, dass Sprache bei allen kulturellen Leistungen notwendigerweise *kofunktionell mitbeteiligt* ist, dass sie Denken und Handeln *mitbestimmt*, und dass sie das *einzig* soziale Objektivgebilde ist, dem diese Kofunktion notwendig zukommt und

die demnach notwendigerweise *berücksichtigt* werden muss, wenn über Erkenntnisleistungen und Erkenntnis als solche reflektiert wird. Man könnte also vorläufig konjekturieren, dass Weisgerber, selbst wenn Kants transzendentes Apriori nicht angetastet werden soll, betonen würde, dass es notwendig sei, das Muttersprachapriori als faktisch notwendiges *zusätzlich* zu berücksichtigen, da ansonsten kein angemessener Begriff der *faktischen* Erkenntnis erreicht wird. Ebenso wie schon bei der Frage der Konstitution von Erkenntnis die Möglichkeit nicht ausgeschlossen wird, dass eine sprachunabhängige Realität zur Konstitution von Erkenntnis *beitragen* könnte, wird bezüglich des *Gültigkeits- und Wahrheitsanspruches* von Erkenntnis ein *objektives Sein* als regulative Idee zugelassen, aber auch hier ist die Sprachvermitteltheit von Wahrheit als Notwendigkeit angesetzt, wobei durch Sprachreflexion vermittelte Wahrheitsansprüche auf empirischem Wege erstellt werden und nie mit Absolutheitsanspruch auftreten können.

Weisgerbers Konzept des Muttersprachapriori hat also konsequenterweise nicht die Bedeutung, dass Erkenntnis *vollkommen* sprachbedingt ist, sondern nur, dass sie *auch* sprachbedingt ist. Sprachbedingtheit ist somit *a fortiori* aufhebbar, und *idealiter* sogar ganz aufhebbar. Dies wird in den folgenden Zitaten, die aus einem Text stammen, der im Rahmen einer Sendereihe des ORF zum Thema *Sprache und Erkenntnis* vorgetragen wurde und zu der auch Philosophen wie Apel und Gadamer Beiträge zusteuernten, sehr deutlich ausgedrückt:

“So stehen die Erkenntnisbemühungen des einzelnen vor so vielen sprachlichen Vorgegebenheiten, daß diese für ihn kaum überwindbar sind und mindestens für ihn persönlich den Charakter eines a priori annehmen müssen.” (Weisgerber 1972d: 39)

“Das was dem einzelnen unter der Verbindlichkeit muttersprachlicher Weltgestaltung noch nicht einmal als Problem auftaucht, das wird in den Bemühungen besonders aufgeschlossener Mitglieder der Sprachgemeinschaft zur wissenschaftlichen Frage, und in dem weltweiten Arbeiten der Erkenntnislehre soweit geprüft, daß der tatsächliche Aufschlußwert von immer größeren Teilen der Sprachzugriffe erwiesen werden kann. Es wird allerdings immer ein Kern bleiben, dem man mit sprachlichen Mitteln nicht beikommen kann. Wieweit man diesem den Charakter eines sprachlichen Apriori zuerkennen kann, hängt mit ab von der Stellung, die man der Sprachengabe unter den Kräften des menschlichen Lebens zuerkennt. Fragt man weiter nach «reiner Erkenntnis», so wird man alles Sprachliche hinter sich lassen müssen, – wenn das gelingt.” (ebd. 43)

3.1.4. Pragmatik und Hermeneutik der *langue*

Aus den dargelegten Untersuchungen des letzten Kapitels geht hervor, dass die Diskussion um Universalismus oder Relativismus für Weisgerber auf der Ebene der *langue* geführt werden muss. Ein auf individueller oder allgemein-menschlicher Sprachkompetenz beruhender Universalismus, wie er etwa von Chomsky vertreten wurde, trifft Weisgerber zufolge gar nicht die entscheidende Problematik, die für Weisgerber vielmehr darin besteht, ob es gerechtfertigt erscheint, die regulative Idee einer 'wahren' universalen *langue* in der 'Mitte' der vielen ('relativen') *langues* zu vertreten. Der fast ausschließliche Fokus auf das Phänomen der *Muttersprache* wird gnoseologisch begründet und hat zur Folge, dass sowohl individuelle Sprachkompetenz als auch individuelle Sprachperformanz methodisch, ontologisch und gnoseologisch nur in striktem Bezug und ausschließlicher Rückkopplung an das Kollektivum *Muttersprache* von Belang sind. Diese Einsicht, zu der wir schon im Laufe des Kapitels 2.2.3.2. gelangt waren, hat sich noch einmal deutlich bestätigt. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die Zurückdrängung des individuellen Aspekts von Sprache, vor allem natürlich der systematischen Funktion der *parole*, dazu führt, dass sowohl die *pragmatische* als auch die *hermeneutische* Dimension von Sprache vornehmlich auf der Ebene der *langue* situiert werden. Dies weckt den Verdacht, dass Weisgerber die auch sprachphilosophisch bedeutsamen Dimensionen von Pragmatik und Hermeneutik entscheidend verkürzt hat. Da Weisgerber die Problematik von Pragmatik und Hermeneutik aber eher ausgeblendet als diskutiert hat, werden die Implikationen und der Stellenwert seiner Position eigentlich erst dann deutlich, wenn er Prämissen und Erkenntnisse, die pragmatisch und/oder hermeneutisch orientierter Sprachphilosophie entstammen, als Bestätigung seiner Positionen reklamiert. Dass diese Problematik eine systematische ist, zeigt sich auch daran, dass sie in Kapitel 3.2., wo es um Weisgerbers Rezeption sprachphilosophischer Ansätze geht, wiederholt zur Diskussion stehen wird. Wir werden uns deshalb in diesem Kapitel darauf beschränken können, den Horizont für diese Diskussion vorzubereiten, indem wir die entscheidenden Grundpositionen Weisgerbers aufzeigen.

Im Gegensatz zur oft recht ungeschminkt deutlichen theoretischen Degradierung der Funktion der *parole* scheint Weisgerber das Problem des *langage* oft eher umgehen zu wollen. In Kapitel 2.2.1. hatten wir schon darauf hingewiesen, dass *langage* in Weisgerbers Terminologie als *Sprachbegabung* oder *allgemein-menschliche*

Sprachfähigkeit gefasst wird. Bisweilen scheint es so, als wolle Weisgerber den Status dieser allgemein-menschlichen Sprachfähigkeit gar nicht antasten und in Konkurrenz zum Phänomen *Muttersprache* stellen. Im folgenden Zitat klassifiziert Weisgerber die Rolle des sprachlichen Tuns des Menschen in Bezug auf ihn als *Mensch* einerseits, als *Gemeinwesen* andererseits, wie folgt :

“Als Mensch, insofern seine gesamten sprachlichen Möglichkeiten wurzeln in der allgemein-menschlichen Sprachfähigkeit, jener für die ganze Menschheit gültigen Bedingung, die ihm überhaupt erst eine «sprachliche» Sicht eröffnet. Was damit als Vorbedingung hereinkommt, lehrt schon ein erster Blick auf das nicht-sprachfähige Tier. Als Gemeinwesen, insofern schon die kleinste sprachliche Handlung beweist, daß jeder Mensch in sprachlicher Hinsicht Ordnungen folgt, die nicht in ihm persönlich begründet sind.” (Weisgerber 1962b: 53f.)

Weisgerber postuliert also hier nicht nur im traditionell-anthropologischen Sinne, dass die allgemein-menschliche Sprachfähigkeit den Menschen dem Tier gegenüber auszeichnet, sondern kennzeichnet diese Sprachfähigkeit auch als notwendige Bedingung jeglichen sprachlichen Tuns, was durch die Wendung “überhaupt erst” sogar noch den Schluss nahelegt, dass Weisgerber dieser Bedingung einen geradezu transzendentalen Charakter verleiht. Die Relativierung eines solchen möglichen Anspruchs wird im Text aber in direktem Anschluss vorgenommen, indem eine weitere superlativische Wendung ebenso kategorisch betont, dass jegliche, auch die “kleinste” sprachliche Handlung den Ordnungen der *langue*, und nicht denen des *langage* (oder der *parole*) folgt. Auf der Ebene von Sprache als *langue*, *langage* und *parole* fungiert der *langage* zwar als notwendige Bedingung, andererseits aber auch *nur* als notwendige Bedingung von sprachlichem Tun. Damit dieses sich verwirkliche, damit Sprachkompetenz auch in Sprachperformanz umgesetzt werde, bedarf es der notwendigen *und* hinreichenden Bedingung des Einflusses der Muttersprache. Dies wird im folgenden Zitat deutlich:

“Die Möglichkeit sprachlicher Weltgestaltung ist in der menschlichen Sprachkraft als solcher angelegt; Zeugnisse für ihre Verwirklichung müssen wir der Gemeinschaftsform von Sprache entnehmen. Was hat das zu bedeuten?

Zunächst scheint es zur Erklärung auszureichen, daß die Sprachgemeinschaft nötig ist zur Überlieferung von Sprachgut; denn rein individuelles Sprachgut könnten wir weder fassen noch beurteilen, ganz abgesehen davon, daß es mit dem Einzelnen auch wieder unterginge. Muttersprache als Form des geschichtlichen Bestandes von Sprache – das ist nicht anders möglich. Diesen Satz müssen wir

aber noch weiterführen: Sprachgemeinschaft als systematischer Ort der geschichtlichen Entfaltung von Sprachkraft – das ist das eigentliche Phänomen, das dahintersteht, ebenso wirkungsvoll wie rätselhaft.” (Weisgerber 1964a: 84)

Die hier vorgenommene terminologische Ummünzung von *Sprachfähigkeit* in *Sprachkraft*, die Weisgerber im Rahmen seines Programms einer energetischen Sprachwissenschaft vornimmt (vgl. ebd. 21), ist nicht zufällig, sondern will das Phänomen des *langage* als eines statischen Fundus uminterpretieren zur bloßen Potenz von Kraftentfaltung, wobei sich Kraft erst dann als eine solche und damit als wirkliche und wirksame erweist, wenn sie von *Muttersprache* ‘fermentiert’ wird. “Zeugnisse” der Verwirklichung von Sprachkraft könnte man somit nicht nur als ‘Manifestationen’, sondern mit gutem Recht auch als wahre Zeugnisse, als Zeugungsakte der muttersprachlichen Sprachkraft interpretieren. So überrascht es auch nicht mehr, dass Weisgerber in einer späteren Schrift unmissverständlich die methodischen Konsequenzen aus der Degradierung von *langage* und *parole* zieht:

“Die primäre Rolle der Sprachgemeinschaft als Ursprungsstätte, Geltungsbereich und Wirkungsraum macht die Bearbeitung der darin beschlossenen Tatbestände zum notwendigen Bestandteil der Erforschung unter dem Gesichtspunkt der Muttersprache einer Sprachgemeinschaft. [...] So gewiß bei dieser Arbeit die Erfahrung menschlicher Sprachenergie und die Beobachtung individueller Sprachaktivität unentbehrlich sind, so sicher werden diese erst ausdeutbar von dem Untergrund einer geltenden Sprache aus. Was außerhalb von solchen Wechselbeziehungen sprachlich geschieht, bleibt individuell rudimentär und menschheitlich unanalysierbar.” (Weisgerber 1973a: 209f.)

Mit dieser recht radikal anmutenden Ansicht steht Weisgerber gar nicht so allein wie man annehmen könnte. In der erst kürzlich erschienenen kommentierten Ausgabe von Nachlass-Schriften und -dokumenten Saussures hat Johannes Fehr einige Zitate (Saussure 1997: 59ff.) Saussures aus den Notizen zur Genfer Antrittsvorlesung aufgeführt, die vom Inhalt her der Auffassung Weisgerbers sehr nahe kommen, nicht nur was das Verhältnis von *langage* und *langues* betrifft,

“[...] das Studium der Sprache [*langage*] <als einer> menschlichen <Tatsache> [*fait humain*] ist ganz oder beinahe ganz im Studium der Sprachen [*langues*] enthalten. Der Physiologe, der Psychologe <und der Logiker> können lange reden, der Philosoph mag in der Folge die kombinierten Resultate der Logik, der Psychologie und der Physiologie aufgreifen, niemals, ich erlaube es mir zu sagen, werden die elementarsten Phänomene der Sprache [*langage*] vermutet oder klar

wahrgenommen, klassifiziert und verstanden, wenn man nicht in erster und letzter Instanz auf das Studium *der Sprachen* [<langues>] zurückgreift.” (ebd. 60)

sondern auch dasjenige von *parole* und *langue(s)*:

“Auch wenn man annimmt, daß die Ausübung der Rede [>parole<] beim Menschen <eine natürliche Funktion darstellt>, was der grundlegend falsche Standpunkt ist, den bestimmte anthropologische und linguistische Schulen einnehmen, müßte man immerhin noch ganz entschieden [>absolutent<] daran festhalten, daß die Ausübung dieser Funktion für die Wissenschaft nur von der Seite der Sprache [>langue<] oder von der Seite der *existierenden* Sprachen [>langues<] her zugänglich ist.” (ebd. 59f.)

Die Auffassung, dass der Systemcharakter (*langue*), im Weisgerberschen Sinne die Inhalts- und Feldbezüge einer Sprache, von Einzelsprachen (*langues*) die individuelle Sprachverwendung (*parole*) determiniert, hatten wir bezüglich Weisgerber schon in Kapitel 2.2.3.2. dargelegt. Wesentlich in diesem Zusammenhang war, dass Weisgerber zufolge die Muttersprache den Einzelnen beherrscht (u.a. Weisgerber 1954c: 91), dass dieser für die “Existenz der Muttersprache” “ziemlich belanglos” (Weisgerber 1930d: 65) ist und jeglicher Sprachgebrauch letztlich nur als “Aktualisierung eines sprachlichen Weltbildes” (Weisgerber 1950b: 22) verstanden wird. *Sprechhandeln* wird somit eigentlich zur Manifestation eines untergründig wirkenden *Sprachhandelns*, d.h. eines Handelns der Sprache selbst, die auf das Individuum als Manifestationsmedium angewiesen ist. Symptomatisch ist, dass Weisgerber die These vom Sprechhandeln als Sprachhandeln just in dem Moment vertritt (Weisgerber 1973d: 125), in dem er in der von Maas und Wunderlich in der Bundesrepublik Deutschland erstmals als Theorie lancierten Pragmatik Beistand und Unterstützung in der Auseinandersetzung mit dem Funk-Kolleg erfährt (vgl. 2.1.3.4.) und sich aus diesem Grund zunächst bemüßigt fühlt, die Sache der Pragmatik als aktuellen und potentiellen ‘Kampfgenossen’ zu vertreten. Das Beharren auf der Vorgeordnetheit der *langue* läuft aber dann doch wieder auf die These hinaus, dass es nicht vonnöten ist, Pragmatik neben Semantik als eigene Dimension von Sprache zu berücksichtigen, sondern vielmehr die Pragmatik als Pragmatik der *langue* der Semantik bzw. Sprachinhaltlichkeit einzuverleiben. Diese Auffassung macht sich dann auch geltend bezüglich der in der Sprachsoziologie damals stark diskutierten Frage der sozial bedingten Sprachbarrieren, die Weisgerbers Meinung nach von ihm schon Jahrzehnte

vorher einer Lösung zugeführt worden sei. Unter dieser Lösung versteht Weisgerber, dass es darum gehe, “emanzipatorisch” (ebd.130) zu wirken, indem man versuche, den Einzelnen vom Grundschulalter an in das Inhaltsgefüge seiner Muttersprache einzuweißen und ihm so ein möglichst in die Sprache ‘hineingebildetes’ Schalten und Walten in und mit der Muttersprache zu ermöglichen.

Die systematische Degradierung der *individuellen* Erscheinungsformen von Sprache, die mit einer Aufwertung der Funktionen der *langue* als eines nach Weisgerber primär *kollektiven* Phänomens einhergeht, zieht gewichtige theoretische Konsequenzen nach sich. Während die theoretische Degradierung des *langage* im Sinne von individueller Sprachkompetenz insbesondere zur Ablehnung eines Sprachuniversalismus führt, wie er etwa von Chomsky vertreten wurde, hat die theoretische Degradierung der *parole* viel weitgehendere Folgen:

(1) In erster Linie führt sie bei Weisgerber zur Konsequenz, dass der weitgefächerte Bereich der Pragmatik als Epiphänomen einer *langue*-zentrierten Sprachwissenschaft abgehandelt werden kann. Damit werden ganze ‘Regionen’ pragmatisch fundierter Forschungsansätze, seien sie linguistischer, literaturwissenschaftlicher, philosophischer oder allgemein semiotischer Provenienz von Weisgerber marginalisiert bzw. von ihm gar nicht eigens thematisiert. Von all diesen Marginalisierungen sind für uns nur die Fälle interessant, in denen Weisgerber primär pragmatisch fundierte philosophische Ansätze affirmativ rezipiert, was natürlich zur Untersuchung der Frage herausfordert, wie und ob diese scheinbare Unvereinbarkeit zu erklären ist. Dies trifft insbesondere auf die Rezeption Apels (Kap. 3.2.4.) zu, dessen Transzendentalpragmatik starke Bezüge zur sprachwissenschaftlichen Pragmatik aufweist, andererseits aber auch auf die Rezeption des späten Wittgenstein (3.2.3.3.).

(2) Sie führt andererseits dazu, dass Weisgerber den beiden Thesen gegenüber abgeneigt ist, dass Dialogizität bzw. sprachliche Interaktion zwischen Individuen als Wesensmoment von Sprache angesehen werden muss und dass darüberhinaus jede individuelle sprachliche Äußerung keine bloße Manifestation von *langue* ist, sondern diese kontinuierlich und in jedem Moment verändert. Dieser Aspekt wird nicht nur in Bezug auf Apel, sondern schon in Weisgerbers Humboldt-Rezeption eine wichtige Rolle spielen (3.2.1.1.).

(3) Zudem führt sie dazu, dass Weisgerber *Texten* als gegliederten ‘Makroäußerungen’ und als besonderer Form von *parole* wenig oder gar kein systematisches Interesse entgegenbringt und die in den 70er Jahren entstehende

Textlinguistik kaum mehr wahrgenommen hat. Die Tendenz zur Unterbewertung von Texten zeigt sich unter anderem auch schon daran, dass etwa im Gegensatz zu Glinz und Erben Weisgerber seine Untersuchungen nie anhand von Textkorpusanalysen zu belegen versucht hat. Insofern leuchtet es ein, dass aus Weisgerbers Schriften keine philosophischen Implikationen für den Bereich der Hermeneutik etwa im Sinne Schleiermachers, also als Auslegungs- und Verstehenslehre, die sich primär als Textexegese versteht, herauszulesen sind. Dazu passt auch, dass Weisgerber nie explizit Hermeneutik als solche thematisiert. Hermeneutik wird vielmehr in *langue* ‘eingesogen’. Dies sieht man etwa daran, dass nach Gipper “die Erhellung der transzendental-hermeneutischen Dimension der Einzelsprachen unumgängliche Vorbedingung für eine vollgültige Beurteilung einzelsprachlicher Philosophiesysteme” (Gipper 1967: 413) sein soll. Einzelsprachen als Muttersprachen avancieren hier also sogar zur transzendentalen Bedingung eines jeden Verstehensprozesses, einer jeglichen Auslegung, so dass man durchaus feststellen kann, dass die Sprachinhaltsforschung die Hermeneutik der *parole* durch eine Hermeneutik der *langue* ersetzen möchte. Auch Weisgerber sieht in der ein gemeinsames (sprachliches) Weltbild stiftenden Muttersprache die “Möglichkeit des Sich-Verstehens”³²² (Weisgerber 1933c) begründet. So verwundert es auch nicht, dass die einzige Textanalyse, die Weisgerber vornimmt (vgl. Weisgerber 1961a), vom Interesse an Übersetzungsproblemen geleitet ist, wo also ein hermeneutisches Problem als *languespezifisches* behandelt werden kann. Dass eine solche *Hermeneutik der langue* zu ganz neuen Problemhorizonten führt, und zwar über die schon bei Weisgerber vertretene Doppelbedeutung hinaus, dass die *langue* sowohl ‘Subjekt’ als auch ‘Objekt’ der Hermeneutik sein kann, wird dann erst in Kap. 4 thematisch.

3.2. Die philosophischen Implikationen der Sprachinhaltsforschung im Kontext anderer sprachphilosophischer Ansätze

Entsprechend der in Kapitel 1.2. formulierten Zielsetzung geht es in diesem Kapitel darum, unter Berücksichtigung erfolgter, oft wechselseitiger Rezeptionsprozesse die sprachphilosophischen Theoreme der Sprachinhaltsforschung in einen weiteren Kontext sprachphilosophischer Ansätze zu stellen. Je nach behandeltem

³²² Der entsprechende Kontext legt nahe, dass Weisgerber mit *Sich-Verstehen* das *Einander-Verstehen* meint, und nicht das *Sich-selbst-Verstehen*.

Autor geht es nicht nur um Weisgerbers Strategien zur Legitimation seiner Thesen, sondern auch um erfolgte Abgrenzungen bzw. erkennbare Differenzen.

Die Auswahl der besprochenen Autoren wurde schon zu Beginn des Kapitels 3 vorgestellt. Hauptkriterium für die Auswahl ist, dass eine Rezeption von der oder durch die Sprachinhaltsforschung tatsächlich stattgefunden hat und dass diese für die thematische Situierung der philosophischen Implikationen selbiger auch relevant erscheint. Die Reihenfolge der jeweiligen Unterkapitel ist nicht einlinig motiviert, sondern folgt sowohl chronologischen als auch inhaltlichen Kriterien. Der Beginn wird mit den beiden Sprachphilosophen gemacht, die von Weisgerber am intensivsten rezipiert wurden, Humboldt und Cassirer. Die Auseinandersetzung mit den Thesen Hönigswalds und Herders steht in enger Beziehung zu derjenigen mit Cassirer. Die Abgrenzung zu Carnap bleibt zwar blass, ist aber wichtig, da sie auf einer Grundentscheidung beruht, die für viele sprachphilosophische Ansätze wesentlich ist. Auch die Rezeption Mauthners und Wittgensteins reduziert sich auf einige wenige grundsätzliche Aussagen, deren wesentlichste die Erkennbarkeit des Sprache-Welt-Bezugs betrifft. Mit der Position Apels und der der evolutionären Erkenntnistheorie kommen zwei sprachphilosophische Ansätze ins Spiel, die erst in den späten 50er bzw. 70er Jahren entwickelt wurden und von der Sprachinhaltsforschung als legitimationsstützend aufgefasst wurden.

Die Diskussion der jeweiligen Ansätze ist problemorientiert, da dieses Kapitel eine differenzierte Sicht auf Fragen ermöglichen soll, die in Kapitel 3.1. schon aufgeworfen, aber noch nicht erschöpfend beantwortet wurden. Dazu gehören die Fragen nach der Art des Sprachapriori, nach anderen als sprachlichen Erkenntnisformen, nach der Erkenntnismöglichkeit des Sprache-Welt-Bezugs, nach der Ausgrenzung individueller Sprachleistungen, nach der Ausgrenzung der Pragmatik. Die Frage der näheren Bestimmung dessen, was wir *Hermeneutik der langue* genannt haben, wird dagegen erst zureichend in Kapitel 4 thematisiert werden.

3.2.1. Weisgerber und Humboldt

Humboldt war für Weisgerber sicher der wichtigste sprachphilosophische Ideengeber, und es gibt kaum eine Schrift Weisgerbers, in der nicht auf Humboldt verwiesen würde. Insofern ist auch verständlich, dass sich zur Bezeichnung der *Sprachinhaltsforscher* der Alternativterminus *Neuhumboldtianer* (entsprechend

Neuhumboldtianismus/Neohumboldtianismus für *Sprachinhaltsforschung*) eingebürgert hat (vgl. etwa Werlen 2002a: 275ff.). Weisgerbers Humboldt-rezeption setzt kurz vor dem Abschluss der Ausarbeitung der Habilschrift ein, was im unveröffentlichten Manuskript selbiger dadurch deutlich wird, dass zu Weisgerbers Thesen passende Humboldt-Zitate nachträglich als Randnotiz vermerkt wurden und Humboldt selbst im Textverlauf erst ab Seite 154 (von insgesamt 200 Seiten) erwähnt wird. Auf diese Tatsache hatte erstmals Ehlers (Ehlers 2000: 64) hingewiesen und vermutet, dass die Entdeckung Humboldts dazu geführt haben könnte, dass die Bedeutung Saussures in der Folge von Weisgerber so stark heruntergespielt wurde (ebd. 65).³²³ Die intensive Lektüre Humboldts wurde vermutlich durch Cassirers 1923 erschienenen ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* (Cassirer 1997a) angeregt und führte dazu, dass Humboldt fortan zum prototypischen Gewährsmann der sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Position der Sprachinhaltsforschung wurde. Damit verband sich der Anspruch, Humboldt wiederentdeckt und sein Denken einer fast hundert Jahre andauernden Resonanzlosigkeit bzw. fehlenden oder falschen Rezeption entrissen zu haben (vgl. Weisgerber 1962b: 19; 1964a: 31). Dass Humboldt im Zuge der zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorherrschend werdenden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft tatsächlich weitgehend³²⁴ ignoriert bzw. unzureichend rezipiert worden sei, darin sind sich die Humboldt-Forscher bis heute nahezu einig (vgl. u.a. Scharf 1983: 150; Bahner in Bahner / Neumann 1985: 323ff.; Mueller-Vollmer 1991: 110ff.). Uneinigkeit besteht dagegen in der Frage, ob Humboldt von der Sprachinhaltsforschung angemessen rezipiert wurde.

Im Folgenden soll zunächst (3.2.1.1.) eine kurze orientierende Übersicht gegeben werden, wie Weisgerbers Humboldt-rezeption von der Humboldt-forschung beurteilt wurde. Das heute gängige und fast einstimmig vertretene Urteil, dass Weisgerber Humboldt verkürzt bzw. verfälscht habe, ist meiner Ansicht nach nicht in vollem Umfang gerechtfertigt und bedarf einer differenzierteren Analyse, die in der Folge vorgenommen wird (3.2.1.2.). Auf der Grundlage der Ergebnisse dieser Analyse wird dann die Frage gestellt, welchen systematischen Stellenwert die

³²³ Man könnte – zwar sicherlich in unterstellender Weise, aber bestimmt auch nicht ganz zu Unrecht – vermuten, dass Weisgerber froh war, einen Gewährsmann für seine Position gefunden zu haben, der nicht in unmittelbarer Zeitgenossenschaft lebte / gelebt hatte, zudem nicht französischsprachiger Schweizer und nicht, wie Cassirer, deutschsprachiger Jude war, und außerdem auch noch den von Weisgerber anvisierten umfassenden gesellschaftlich-politisch-philosophischen Horizont sprachwissenschaftlicher Relevanz eröffnete.

³²⁴ Natürlich darf nicht vergessen werden, dass Humboldt nie wirklich vergessen wurde und letztlich auch, man denke nur an von der Gabelentz oder Saussure, entscheidend auf die sprachwissenschaftlichen Positionen gewirkt hat, die entsprechende Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft einleiteten.

sprachphilosophischen Positionen Humboldts und Weisgerbers insbesondere im Vorblick und Horizont der noch zu besprechenden konkurrierenden sprachphilosophischen Ansätze einnehmen (3.2.1.3.).

3.2.1.1. Allgemeine Situierung der Kritik an Weisgerbers Humboldt-Rezeption

Zu Weisgerbers Humboldt-Rezeption gibt es, entgegen der gewöhnlichen Tendenz zur Ignorierung Weisgerbers, eine recht ausgebreitete Literatur. Betreffs ihrer generellen Einschätzung kann man Ivo (Ivo 1994d: 195) zustimmen: Nach einer ersten Phase, in der Weisgerbers Humboldt-Rezeption nicht in Frage gestellt wurde, wurde diese ab den 70er und dann besonders in den 80er Jahren vor allem von der nun sich intensivierenden Humboldt-Forschung sehr stark kritisiert. Diese Tendenz hält bis in die Gegenwart an.

Paradigmatisch für die erste Phase ist die umfangreiche Studie von Jost (Jost 1960), der unter der Leitthematik des berühmten Humboldt-Satzes von der Sprache als *ergon* und *energeia* einen minutiösen Abgleich der Theorien Humboldts und Weisgerbers unternahm und zu dem immer wieder diskutierten Urteil gelangte, man könne Weisgerber einen "*Humboldt redivivus*" (ebd. 124) nennen und dürfe

"ohne Übertreibung sagen, daß Humboldts Sprachphilosophie erst jetzt, und dies vor allem dank Weisgerbers anregender Forschung, wissenschaftlich fruchtbar zu werden verspricht." (ebd. 128)

Dieses Urteil stützte sich auf eine zuvor erarbeitete dreiseitige tabellarische Übersicht über 'Entsprechungen' (vgl. ebd. 124) bei Humboldt und Weisgerber. Ein großer Teil dieser Entsprechungen diente dann aber späteren Kritikern gerade als Beweis für die unüberbrückbaren Differenzen zwischen beiden Autoren. Geht man die vermuteten Entsprechungen durch, so muss man den späteren Kritikern Recht geben. Als eines unter zahlreichen Beispielen nicht mehr nachvollziehbarer 'Entsprechungen' sei folgendes zitiert:

"[Humboldt:] Immer ist von der Rede als der lebendigen Sprachwirklichkeit auszugehen; [Weisgerber:] Entsprechend steht die *Muttersprache* als die geschichtlich erscheinende Form von «Sprache» im Mittelpunkt." (ebd. 125)

Widersprüchlich wird Josts Argumentation aber besonders dadurch, dass er einerseits, wie das Zitat vermuten lässt, mit Weisgerber dahingehend übereinzustimmen scheint, dass die individuelle Sprechfähigkeit der Tätigkeit und Wirkung der Muttersprache untergeordnet werden muss, andererseits aber an späteren Textstellen vehement die Ansicht vertritt, dass es kein muttersprachliches Weltbild gebe, sondern nur unzählige viele individuelle Sprachweltbilder, die nie im Kollektiven aufgehen (ebd. 168ff.).³²⁵

Die meisten Autoren in dieser ersten Rezeptionsphase hinterfragen allerdings erst gar nicht, ob Weisgerbers Humboldt-Rezeption 'statthaft' ist. Unter den zahlreichen Beispielen, die hier aufgeführt werden könnten, sei nur auf entsprechende Verweise in der amerikanischen Humboldt-Forschung aufmerksam gemacht, die die Humboldt-Renaissance problemlos mit dem Namen Weisgerber verbinden (u.a. Brown 1967: 13, 118; Penn 1972: 10), wohl auch wegen ihrer Unkenntnis der Weisgerber-Schriften (bzw. der deutschen Sprache).

Von ostdeutsch-marxistischer Warte aus wurde wiederum schon recht früh bemängelt, dass Weisgerber Humboldt einseitig auffasse (Meier 1957: 177ff., später u.a. Albrecht 1972: 105, Helbig 1990: 59f.) und chauvinistisch-nationalistisch auslege. Andererseits hielt sich dort bis in die 80er Jahre das zähe Vorurteil, Humboldt sei Romantiker und seine Thesen im Grunde überholt, so dass auch erst mit der dort einsetzenden Humboldt-Forschung³²⁶ ein Interesse an eingehenderer Begründung dieser Kritik entstand.

Auf westdeutscher Seite setzt im Grunde die Kritik an Weisgerbers Humboldt-Rezeption auch schon weit vor den 80er Jahren ein, denn schon die erste polemische 'Attacke' Boehlichs (1955) (vgl. Kap. 2.3.1.3.) auf Weisgerber wirft diesem eine Vernutzung Humboldts für ideologische Zwecke vor. Dieser Angriff bleibt aber noch ein Einzelfall. Im Zuge der beschriebenen Auseinandersetzungen Anfang der 70er Jahre steht Weisgerbers Humboldt-Rezeption weiterhin nicht im Zentrum des Interesses und wird nur bisweilen thematisiert (u.a. Heeschen, V. 1972: 60f.). Wie schon erwähnt, setzt dann in den 80er Jahren die eigentliche und ausführlich begründete Kritik an Weisgerber ein, insbesondere durch Junker, Borsche und Ivo. Folgt man dem Bericht Rütters (2000: 13), so herrschte auf dem einzigen und bislang zugleich letzten Kongress zu Weisgerber die fast einhellige Meinung vor, dass Weisgerbers Humboldt-

³²⁵ Weisgerber hat sich dennoch über den Ehrentitel *Humboldt redivivus* gefreut und Jost sehr wohlwollend rezensiert (Weisgerber 1962d; siehe auch 1961b: 33).

³²⁶ Vgl. dazu Scharf (1989: 150); für Scharf beginnt die Wende der ostdeutschen Sicht auf Humboldt Ende der 70er Jahre, durch Arbeiten von W. Neumann, Junker, Bondzio, Welke u.a.

Interpretation diesem nicht gerecht werde bzw. Humboldt sehr selektiv auslege. Diese Formulierung mutet sogar noch euphemistisch an, denn das Fazit anderer Kritiker sieht viel düsterer aus: Weisgerber halbiere (Ivo 1994d: 206), verfälsche und negiere (ebd. 196) Humboldt, er rezipiere ihn gar nicht, sondern adaptiere ihn bloß (Lösener 2000: 199) und blockiere somit geradezu eine wirkliche Humboldt-Rezeption (Junker 1986: 83). Diese Urteile werden damit begründet, dass Weisgerber das spezifisch dialektische Denken Humboldts missachte, indem er nur eine Seite dieses Denkens berücksichtige und die andere bewusst verdränge. Diese andere Seite sei aber nicht nur wesentlich für ein Verständnis besagter Dialektik, sondern konstituiere zudem auch den eigentlichen Wesenskern von Humboldts Denken. Weisgerbers Rezeptionsstrategie ließe sich so beschreiben, dass Weisgerber nur die Textstellen aus Humboldts Werk zitiert, die eine Übereinstimmung mit seinen eigenen Ansichten suggerieren, gegenteilige Argumente Humboldts aber unterschlage (Junker 1986: 82f.; Lösener 2000: 199; Ivo 1994d: 198, 201).

3.2.1.2. *Der halbierte Humboldt*

Die andere Seite Humboldts betrifft nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe von Aspekten seines Sprachdenkens. Als Zugang bietet sich die Interpretation des Humboldtsatzes, dass Sprache kein Werk, kein *ergon*, sondern eine Tätigkeit, *energeia*, sei, besonders auch dadurch an, dass die Kritik an Weisgerber vor allem an sie geknüpft wird. Die entsprechende Passage bei Humboldt lautet wie folgt:

“Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie ist selbst kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn. Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen.” (Humboldt 1996: 418)

Die entscheidende Divergenz der Interpretationen dieses berühmten Humboldtzitats betrifft die Rolle und Funktion des Individuums und seines jedesmaligen Sprechens.

Während Weisgerber, wie weiter unten noch belegt wird, die Totalität des Sprechens mit der *langue*, der Muttersprache identifiziert und sie als das eigentlich Wesentliche deklariert, vertritt die Humboldtforchung heute nahezu einhellig die Ansicht, dass das individuelle jedesmalige Sprechen, trotz des nachgeschobenen konzessiven Nebensatzes, eine entscheidende Funktion in Humboldts Sprachdenken erfüllt. Zwar wird in der Regel nicht bestritten, dass man Humboldt so interpretieren müsse, dass es eine Wechselbeziehung, einen wechselseitigen Einfluss von Sprachsystem und je vollzogenem individuellem Sprechakt gebe, dass letzterer aber nicht zum sekundären Prinzip degradiert werden dürfe (u.a. Junker 1986: 74f.; Ivo 1994d: 224). Die diesbezügliche Argumentation führt zu ihrer Legitimation verschiedene Stränge von Humboldts Sprachdenken an, die im Folgenden vorgestellt werden.

Zunächst lassen sich weitere Humboldtstellen finden, in denen die zentrale Funktion des individuellen Sprechakts und seines Einflusses auf die *langue* deutlich hervorgehoben wird. Folgendes Zitat diene als Beispiel :

“Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird noch einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, dass die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichsweise eine solche ist, dass aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit [...]” (Humboldt 1996: 227f.)

In der Gegenüberstellung mit dem ersten Zitat zeigt sich hier exemplarisch das für Humboldt typisch dialektische Denkverfahren, denn nun ist es das Individuum und sein jedesmaliges Sprechen, welches im Bezug *uneigentlich* - *eigentlich* auf der Seite des Eigentlichen zu stehen kommt.

Ein weiteres Argument, welches die Übergewichtung von *langue* oder *Muttersprache* einschränkt, wird in Humboldts grundsätzlichen Bemerkungen zur Problematik von *Idiolekt* und *Soziolekt* gesehen:

“Eine Nation hat freilich im Ganzen dieselbe Sprache, allein schon nicht alle Einzelnen in ihr, wie wir gleich im Folgenden sehen werden, ganz dieselbe, und geht man noch weiter in das Feinste über, so besitzt wirklich jeder Mensch seine eigne.” (ebd. 228)

“Es gibt mehrere Stufen, auf denen die Allgemeinheit der Sprachformen sich [...] individualisirt, und das individualisierende Princip ist dasselbe: das Denken und Sprechen in einer bestimmten Individualität. Dadurch entsteht die Verschiedenheit in der Sprache der Einzelnen, wie der

Nationen. Es ist überall nur ein Mehr oder Weniger. Man muss daher bis zur letzten Stufe herabsteigen. Man könnte zwar die Gränze da finden wollen, wo die Sprache, wenn auch individuell nuanciert, sich doch derselben Wörter bedient. Aber auch dies ist schon bei den verschiedenen Classen einer Nation nicht ganz der Fall, [...].“ (ebd. 228f.)

Wichtig ist, dass Humboldt diese ‘Einwürfe’ in wissenschaftstheoretischem Sinn verstanden wissen will, da sie “aus dem Gebiete der allgemeinsten Sprachuntersuchung” (ebd. 228) – nach heutigem Sprachgebrauch also der *allgemeinen Sprachwissenschaft*, die ja Weisgerber vertreten möchte, nicht zu verbannen seien. Dies muss so verstanden werden, dass in jedem sprachwissenschaftlichen Unternehmen, das das Phänomen der *Muttersprache* als *langue* erforschen möchte, die Phänomene von Diversität und Varianz auf den ‘unteren’ Ebenen individueller oder gruppenspezifischer Kompetenz und Performanz in *prinzipieller* Form zu berücksichtigen sind.

Warum der Einfluss des jedesmaligen individuellen Sprechens auf die Muttersprache prinzipieller Natur ist, wird in den folgenden Zitaten deutlich:

“Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volk Alles das bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, von der ich weiter unten reden werde, ihre Formen, dem allgemeinen Verständnis unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermassen hergestellt.” (ebd. 227)

Nach Humboldt gibt es einen wechselseitigen Einfluss von Muttersprache auf den Einzelnen und vom Einzelnen auf die Muttersprache, wobei beide Einflussrichtungen als gleichgewichtig angesehen werden müssen. Wie Ivo (Ivo 1994d: 258) zurecht festgestellt hat, variiert Humboldt nicht in der Bezeichnung des Charakters dieser Einflüsse: Der Einfluss der Sprache auf den Einzelnen wird als *Macht*, der des Einzelnen auf die Sprache als *Gewalt* begriffen. Dieser Wechselbezug muss als dialektische Einheit begriffen werden. Der Einfluss des Individuums auf die Sprache ist hierbei *Gewalt* in dem Sinne, dass er, so Humboldt, Sprache modifizieren kann:

“Die Modificirung der Sprache in jedem Individuum zeigt eine Gewalt des Menschen über die Sprache, so wie wir im Vorigen ihre Macht über ihn dargestellt haben. Diese letztere kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kräfte anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen, jene erstere, von ihm ausgehende, ist ein rein dynamisches, in dem auf ihn ausgeübten Einfluss liegt die Gesetzmässigkeit der Sprache, in der aus ihm kommenden Rückwirkung das Princip ihrer Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag, und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschliessen wollte.” (ebd. 229)³²⁷

Die Gewalt des Individuums über die Sprache gewinnt also insbesondere dadurch prinzipiellen Charakter, dass ihr das Prinzip der Freiheit in dem Sinne zukommt, dass Sprache so verändert werden kann, dass die Veränderung nicht aus den Gesetzmäßigkeiten der *langue* vorhergesagt werden kann. Dies wird in der Regel so interpretiert, dass die Sprachnorm für die jeweiligen Sprechakte nicht in umfassendem und ausschließlichem Sinne bindend ist, sondern einen prinzipiellen Freiheitsspielraum dafür lässt, dass die Norm selbst verändert wird (Junker 1986: 83; Ivo 1994a: 163ff.; Simon 1981a: 115; Saffer 1996: 178f.). Zudem wird im obigen Zitat der Einfluss des Individuums mit dem Prädikat *dynamisch* ausgezeichnet, wodurch er gegenüber dem (‘bloß’ physiologischen) Einfluss der Sprache hervorgehoben wird und als *vorrangiges* Energieprinzip erscheint.

Nach den bisherigen Darstellungen verwundert es nicht, dass auch der Begriff der *Weltansicht* bei Humboldt in der dialektischen Spannung von individueller und kollektiver Sprache einbegriffen ist:

“Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eigenen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht und eine neue Eigentümlichkeit hinzubringt. [...] und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht.” (Humboldt 1996: 433f.)³²⁸

³²⁷ Dieses und voriges Zitat aus der Schrift Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues [1827-1829] werden mit nur geringfügigen stilistischen Abweichungen ins späte Kawi-Werk [1830-1835] aufgenommen (Humboldt 1996: 438f. bzw. 439f.).

³²⁸ Sollte man, da Humboldt bzgl. der individuellen Weltansicht seine Argumentation hier auch auf impliziten Schlussfolgerungen aufbaut, die nötige explizite Klarheit vermissen, so findet man diese in einer Passage der Schrift Ueber den Dualis [1827]: “Die Sprache ist aber durchaus kein Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden [...]” (ebd. 135).

Insofern scheint das Urteil Schmitters gerechtfertigt, dass “sowohl die spezifische Sehweise eines Individuums im jedesmaligen Sprechen, als auch die Sehweise einer ganzen Sprachgemeinschaft” (Schmitter 1987: 95) den Humboldtschen Begriff der sprachlichen Weltansicht bestimmen.

Die bisher aufgeführten Argumente versuchen die These zu untermauern, dass gegenüber der Sprache als *langue* oder *Muttersprache* dem Individuum und seinen Akten der *parole* von Humboldt ein *gleichwesentlicher Rang* eingeräumt wird. Dieser dialektischen Spannung von *langue* und *parole* fügt Humboldt aber noch eine neue Dimension hinzu, und zwar diejenige von Intersubjektivität bzw. intersubjektiver Diskursivität, die wiederum dialektisch angelegt ist und sozusagen quer zur ersteren angelegt ist. Das folgende Zitat zeigt an, welche Formen von Intersubjektivität gemeint sind:

“Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dass die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Andern, oder mit sich, wie mit einem Andern, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab. Diese, das Menschengeschlecht in zwei Classen, Einheimische und Fremde, theilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung.” (Humboldt 1996: 137f.)

Schon an dieser Textstelle, die erstmals in der Schrift *Ueber den Dualis* [1827] erscheint und dann, wie auch die folgenden zwei Zitate, von Humboldt in *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* [1827 – 1829] übernommen wird, wird die Wechselrede zwischen Individuen als konstitutiv für alles Sprechen *und* für die Entstehung von Muttersprache angesehen. Zöge man jedoch nur dieses Zitat in Betracht, so könnte man noch im Sinne Weisgerbers argumentieren, dass die Erhebung der Wechselrede zur logisch-genetischen Bedingung für Muttersprache nicht entscheidend für die Beantwortung der Frage wäre, welche Wirkung und welchen Einfluss die Muttersprache *nach* ihrer Konstituierung (in logischem Sinne) auf den Einzelnen hat. Die Wechselrede wäre somit ein unumgängliches Moment für die Entstehung der Muttersprache, aber dennoch ein unwesentliches Moment in Bezug auf die *a posteriori* sich entwickelnde Macht der Muttersprache. Dass Humboldt dies nicht habe sagen wollen, leitet man (u.a. Borsche 1990: 162ff.; Ivo 1994a: 130ff.) insbesondere aus zwei Humboldtschen Textstellen ab, die in direktem Anschluss an

obiges Zitat stehen. Im zunächst folgenden Zitat wird nicht nur bestätigt, dass die Wechselrede wesentliches und ursprüngliches Moment von Sprache ist, sondern es wird auch deutlich, dass sie entscheidend den Begriff von Sprachobjektivität bestimmt:

“Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiederung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blossen Denkens nach einem dem *Ich* entsprechenden *Du*, der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreißt, und, dem Subject gegenüber, zum Object bildet. Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.” (Humboldt 1996: 138f.; vgl. auch 201)

Entscheidend ist hier, dass sich Objektivität in einer vollendeteren Form “nur”, und das heißt also: notwendigerweise, über den intersubjektiven Abgleich subjektiver Entwürfe von Objektivität konstituiert. Die intersubjektive Konstitution von Objektivität, und dies drückt der Komparativ *vollendeter* aus, hat also einer monologischen oder dem Dialog Individuum - *langue* entspringenden Konstituierung von *langue* voraus, dass sie dem unerreichbaren Ideal von Objektivität *näher kommt*, und zwar indem sie die in jeder Objektivität notgedrungen verborgene Differenz nicht unterschlägt. Humboldt geht im weiteren Textverlauf dann noch einen Schritt weiter, indem er in dieser Form einer nicht unterschlagenden intersubjektiven Objektivität auch den Ursprung und Ort der freiheitlichen Veränderung von Objektivität, und das heißt von Sprachnorm und *langue* verankert :

“[...] die Sprache [...] kann nur gesellschaftlich, nur indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort muss also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. *Ich* und *Er* sind wirkliche verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heissen mit andren Worten *Ich* und *Nicht-ich*. *Du* aber ist ein dem *Ich* gegenübergestelltes *Er*. Indem *Ich* und *Er* auf innerer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem *Du* Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein *Nicht-ich*, aber nicht, wie das *Er*, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung

gemeinsamen Handelns. In dem *Er* selbst liegt nun dadurch, ausser dem *Nicht-ich*, auch ein *Nicht-du*, und es ist nicht bloss einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt.“ (ebd. 139; vgl. auch 202)

Das Phänomen von Pronominalität wird also von Humboldt hier nicht im Sinne syntaktischer oder textlinguistischer Referenzialität, sondern im sprachphilosophischen Sinne als sprachkonstituierendes ‘urtypisches’ Phänomen diskutiert.³²⁹ Die Emphasisierung des Dialogs zwischen *Ich* und *Du* markiert hier die entscheidende Sprachkonstellation, in der die jeder Objektivität inhärierende Subjektivität als Ort der freiheitlich spontanen *Sprachveränderung* in Funktion treten kann, als lebendiger Dialog bzw. als intersubjektive *Sprechkonstellation*.³³⁰ Die dem Wechselbezug von *Ich* und *Du* inhärente sprachbildende Potenz fehlt dagegen dem *Ich-Er-* und dem *Du-Er-*Bezug, die somit als defiziente, unvollkommenere Modi eines Wechselbezugs erscheinen. Man könnte Humboldt so interpretieren, dass die Einbeziehung, Berücksichtigung oder Reflexion auf eine andere individuelle sprachliche ‘Weltansicht’, die monologisch vollzogen wird, der also die prinzipiell unbegrenzte und unkalkulierbare Möglichkeit des spontanen Widersprechens entzogen ist (wie etwa im Dialog mit literarischen Werken etc.), wesenskategorisch dem *Ich-Du-Dialog* nachgeordnet ist. Charakteristisch für Humboldts dialektisches Sprachdenken ist aber nun, dass diese Wesenskategorie der *Dialogizität* auch auf der Ebene der Sprachen, der *langues* zum Tragen kommt und als lebendiger Dialog unter (individuellen, nationalen) Sprachen konzipiert wird:

“Das Bewahren der [Sprach-]Nationalität ist nur dann wahrhaft achtungswürdig, wann es zugleich den Grundsatz in sich fasst, die scheidende Gränze immer feiner, und daher immer weniger trennend zu machen, sie nie zu beengender Schranke werden zu lassen. Denn nur dann fliesst es aus einem wirklichen Gefühl für die Veredlung des Individuums und der Menschheit her, welche das letzte Ziel alles Strebens sind.“ (ebd. 277)

³²⁹ Interessant ist in dieser Hinsicht, dass Humboldt Pronominalität im sprachphilosophisch ‘urtypischen’ Sinne nicht ganz von ‘linguistischer’ Pronominalität abkoppelt, nicht so sehr, weil er im Anschluss an diese Passagen zu sprachvergleichenden und sprachgenetischen Untersuchungen von Pronominalität übergeht, sondern vor allem dadurch, dass ihm scheinbar sehr daran gelegen war, dass sich als Entsprechung zur urtypischen *Ich-Du-Wechselrede* eine in allen Sprachen feste Referenzialität des *Ich* und *Du* nachweisen lasse, bzw. es zumindest keine referenzielle Austauschbarkeit zwischen *Ich* und *Du* gebe (also nicht etwa zwischen *Ich* und *Er*, insofern ja die Verwendung eines Pronomens der dritten Person Singular anstelle des *Du* ein durchaus frequentes Faktum darstellt). In dieser Beziehung verwirrt Humboldt die Daten, die er von der japanischen Sprache zur Verfügung hatte, wo eine solche feste Referenz scheinbar nicht vorliegt (vgl. dazu Kameyama 1996: 85f.).

³³⁰ Obwohl Humboldt Fichte im Zusammenhang dieser Überlegungen nicht erwähnt, kann man Humboldts Position durch das Aufgreifen des Fichteschen Terminus *Nicht-Ich* als implizite Kritik an Fichte auffassen, bei dem sowohl Erkenntnis als auch die Konstitution der Subjekt-Objekt-Beziehung aus der Dialektik von *Ich* und *Nicht-Ich* entspringt und die Dimension des *Du* erkenntnistheoretisch derivativ bleibt. Eine genauere Untersuchung dieser Frage muss hier unterbleiben. Heuristisch interessant wäre natürlich die Frage, inwiefern die Tendenz zur Abblendung der Dimension des *Du* mit einer höheren Bereitschaft zu sprachchauvinistischer *langue*-Betonung einhergeht, die sich bekanntlich bei Fichte ja auch findet und von Weisgerber bisweilen auch affirmativ angeführt wird (vgl. u.a. Weisgerber 1933c: 224; 1950a: 226, 231).

Wenn auch weniger explizit betont als bzgl. der personalen Wechselrede, so scheint doch der lebendige Dialog zwischen Sprachen, getragen von der Bereitschaft aller Sprachgemeinschaftsangehörigen, sich von einer anderen Sprache etwas sagen zu lassen, was die eigene Sprache nicht sagt, auch die Basis für einen wirklich fruchtbringenden Sprachvergleich zu sein.

Ausgehend von der Überzeugung, dass auch der Humboldtsche Begriff der *Zwischenwelt* nur auf der Grundlage der Wesenskategorie von Intersubjektivität zu begreifen ist, hat Tilman Borsche ihn, in bewusstem Kontrast zu Weisgerber, auf der Ebene personaler Dialogizität situiert :

“So stellt sich in der Rede wirklich eine ‘Zwischenwelt’ dar, nicht aber zwischen Ich und Nicht-Ich, denn diese lassen der Rede keinen freien Raum, sondern zwischen Ich und Du. Diese Zwischenwelt ist eine freie und zugleich gesetzmäßige – die Welt, in der wir wirklich leben. Sie wird in einem unendlichen Gespräch gebildet und stellt sich als die vielfältige Übereinstimmung und Differenz ihrer Ansichten dar.” (Borsche 1990: 166f.)

Die oben angeführten ‘harten’ Urteile gegenüber Weisgerbers Humboldt-Rezeption, dass er Humboldt ‘halbiere’ und negiere, beruhen fast allesamt darauf, dass Weisgerber die bis hierher dargestellten Ansichten Humboldts unterschlagen habe. Im einzelnen wird herausgestellt, (1) dass Weisgerber die wesentliche Rolle, die das Individuum bei Humboldt einnimmt, negiert (Heeschen, V. 1970: 60; Dittmann 1980: 53). Der Einzelne werde von Weisgerber unterworfen (Ivo 1994a: 164) und zum “inneren Gegner” (Ivo 1994d: 222) seiner Sprachkonzeption gemacht, nicht das Individuum sei sprachkreativ, sondern allein die Muttersprache (Lösener 2000: 205). (2) Dementsprechend lasse sich bei Weisgerber auch eine strikte “Abwertung der Rede” (ebd. 204), des jedesmaligen individuellen Sprechens feststellen, und ineins damit die Ausblendung der von Humboldt intendierten Verbindung von individueller sprachlicher Tätigkeit mit dem *Energeia*-Aspekt von Sprache (Borsche 1981: 61ff.; Junker 1986: 75ff.; Pegatzky 1994: 33). (3) Damit werde das individuelle Sprechen auch des ihm von Humboldt zuerkannten Gewaltaspekts, d.h. seiner sprachverändernden Potenz beraubt (Junker 1986: 83; Saffer 1996: 182). Individuelle Sprechakte sind für Weisgerber nichts als reine Aktualisierungen der Muttersprache (Lösener 2000: 205). (4) Somit verliert Weisgerber auch den Blick für soziale Divergenzen, die unter dem Diktat der Muttersprache unwesentlich werden (Junker 1986: 81). (5) Die Wesenskategorie der Dialogizität bei Humboldt werde von Weisgerber komplett ignoriert und durch den

Leitgedanken der Konformität in und gegenüber der Muttersprache ersetzt (Ivo 1994d: 203ff.).

Meiner Ansicht nach sind diese Kritiken an Weisgerber gerechtfertigt. Tatsächlich blendet Weisgerber den Aspekt der Dialogizität bei Humboldt vollkommen aus und devalorisiert eindeutig die Rolle des Individuums, des jedesmaligen Sprechens und der in ihm liegenden sprachverändernden Potenzialität. Obwohl Weisgerber, wie schon in Kap. 2.2.3.2. diskutiert wurde, in den 60er Jahren dem *sprachmächtigen* Menschen einen beschränkten Einfluss auf die Muttersprache zugestand, stellt er bezüglich der Interpretation des *Energieia*-Begriffs bei Humboldt mehrfach unmissverständlich klar, dass er es für eine “Fehlinterpretation[en]” halte, “daß Humboldt das Schwergewicht des Sprachlichen auf die Tätigkeit des Sprechens verlegen wolle” (Weisgerber 1953/54a: 374).³³¹ Weisgerber begründet seine Interpretation damit, dass Humboldt die “Totalität dieses Sprechens” (Humboldt 1996 : 418) gerade als Ganzheit, als Muttersprache, gegenüber den jeweiligen Sprechakten, der Summe der einzelnen Sprechakte habe abheben wollen (Weisgerber 1953/54a: 374ff.). Weisgerber gelangt zum Fazit:

“Und was er [Humboldt; B.S.] vor allem begreiflich machen will, ist *Muttersprache* als «Totalität» (nicht Summe!) des «Sprechens» (aller Aktualisierung einer Sprache), also die «sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes», als «geistiger Prozeß», der einer Menschengruppe zugeordnet ist, als «Emanation» des Geistes einer Sprachgemeinschaft.” (ebd. 377)

Dass in besagtem Zitat zwar der Begriff der Totalität durchaus Spielraum lässt für eine mögliche Referenz auf Sprache im Sinne von Muttersprache, kann nicht als Argument verwendet werden, um den systematischen Stellenwert all der anderen grundlegenden Aussagen Humboldts zu Rolle und Funktion von Individuum und *parole* zu negieren. Insofern kann auch Gippers Versuch, Weisgerbers Humboldt-Interpretation zu rechtfertigen, nicht überzeugen. Gipper wiederholt im Grunde nur Weisgerbers Argumentation und betont, es sei “gewiß” (Gipper 1992/93, Bd. 1: 30), dass Humboldt mit dem Begriff *Tätigkeit* nicht den einzelnen Sprechakt gemeint habe. Noch im Jahr 2000 vertritt Gipper die Ansicht, dass Weisgerbers Sprachdenken “ganz im Sinne Humboldts” (Gipper 2000: 25) sei und den “Humboldtischen Ansatz in vielfältiger Weise” (ebd.) sogar noch erweitere.

³³¹ Ähnlich unmissverständlich auch: Weisgerber (1962b: 21; 1963d: 269).

Das Argument, dass Weisgerber Humboldt *nicht* 'halbiert' habe, ist also meiner Ansicht nach nicht aufrechtzuerhalten. Die nun folgenden Ausführungen sollen dennoch zu einer in der bisherigen Forschung noch nicht entwickelten Differenzierung der Argumente zur Beurteilung von Weisgerbers Humboldt-Rezeption führen. Ohne in unnötige Wiederholungen bzgl. der Konzeption des *Energieia*-Begriffs bei Weisgerber zu verfallen³³², sei zunächst in aller Kürze dargestellt, in welchen Hinsichten Humboldt Weisgerber interessiert.

Der Begriff *Energieia* wird von Weisgerber nicht als (Sprech)-Tätigkeit des Individuums verstanden, sondern primär an die Muttersprache als *langue* geknüpft und als *Wirkung* interpretiert. Dabei lassen sich nach Weisgerber drei Formen von Wirkung unterscheiden:

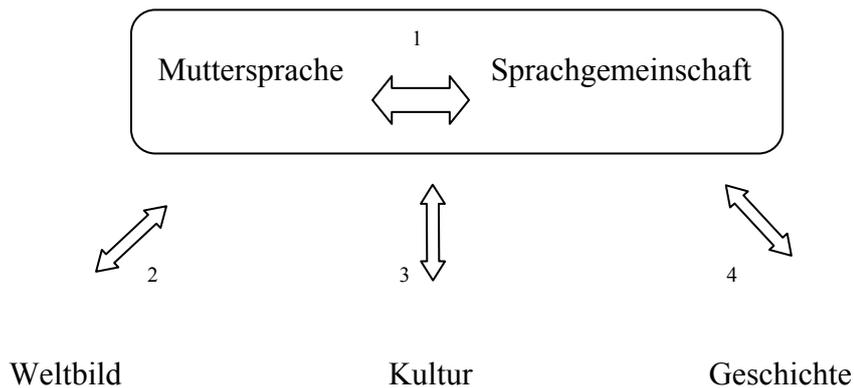
“Muttersprache als *Energieia* umschließt drei Formen des Wirkens, in denen ihr Dasein sich gestaltet. Jede Muttersprache ist eine geistschaffende Kraft, insofern sie aus den Grundlagen des «Seins» und des menschlichen Geistes die gedankliche Welt ausformt, in deren geistiger Wirksamkeit das menschliche Tun sich abspielt. Jede Muttersprache ist eine kulturtragende Kraft, insofern sie als notwendige Bedingung in allem Schaffen menschlicher Kultur darinsteht und deren Ergebnisse mitprägt. Jede Muttersprache ist eine geschichtsmächtige Kraft, insofern sie im Vollzug des Gesetzes der Sprachgemeinschaft eine Gruppe von Menschen geschichtlich zusammenschließt und bewegt. Erforschung einer Sprache bedeutet also Aufdecken dieser drei Formen der *Energieia* [...]” (Weisgerber 1964a: 33)

Diese Grundansicht vertritt Weisgerber meines Wissens schon ab 1948 (also noch vor der eigentlichen Ausgestaltung seiner energetischen Sprachwissenschaft) und behält sie von da an bei.³³³ Da Wirkung von Weisgerber immer auch als Wechselwirkung verstanden wird³³⁴, könnte man das System sprachbezogener Wirkungsbeziehungen wie folgt schematisieren:

³³² Vgl. Kap. 2.2.4.

³³³ Vgl. Weisgerber (1948: 111; 1952b: 7; 1957: 7f.; 1962b: 31). Zur Vorstellung der drei Wirkformen scheint Weisgerber sukzessive gelangt zu sein: In der Habilschrift, also zu Beginn seiner Humboldt-Rezeption, verbindet Weisgerber den *Energieia*-Begriff mit der Konstitution des erkenntnisleitenden sprachlichen Weltbilds (Weisgerber 1924: 199), 1930 spricht er schon von der Wirkung “im Leben der Menschheit [und] der Völker” (=Sprachgemeinschaften) (Weisgerber 1930d: 59), 1933 wird “die Welt der darzustellenden Objecte” (Humboldt 1996: 19) zur Kulturwelt, auf die das sprachliche Weltbild Wirkungen ausübt (Weisgerber 1933c: 65), 1939 werden die Wirkformen der Weltbildkonstitution und der Wechselwirkung von Muttersprache und Entwicklung des geschichtlichen Lebens der Sprachgemeinschaft herausgestellt (Weisgerber 1939: 11).

³³⁴ Zur differenzierteren Diskussion vgl. Kap. 2.2.4.



FIGUR 12

Grundlegend ist die Wechselwirkungsbeziehung 1 zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Da die Wechselwirkungsbeziehungen nach Weisgerber aber auch ‘transitieren’, ist es für ihn selbstverständlich, dass etwa auch Sprachgemeinschaft und Weltbild bzw. Muttersprache und Geschichte in einem Wechselwirkungsverhältnis stehen, obwohl im Zitat die geschichtsmächtige (Wirk)-Kraft der Muttersprache stärker an die Sprachgemeinschaft, die weltbildkonstituive Wirkung stärker an die Muttersprache gekoppelt wird. Bei Humboldt wird Weisgerber vor allen Dingen in Hinsicht der Wechselwirkungen 1 und 2 fündig. Wechselwirkung 1, die die weltbild- und erkenntniskonstituierende Funktion von Muttersprache betrifft, wurde in Kapitel 3.1.3. schon ausführlich besprochen, wobei sich herausstellte, dass Weisgerber in diesem Punkt Humboldts Auffassungen sehr nahe steht. Den zweiten Fokus seiner Aufmerksamkeit richtet Weisgerber auf Textstellen bei Humboldt, die die für ihn grundlegende Beziehung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft betreffen. Ganz besonders an dieser systematischen Stelle, an der es, in Humboldtscher Terminologie, um das Verhältnis von *Nation* (seltener *Volk*) und *Sprache* im Sinne von Muttersprache geht, setzte die Kritik an, die die Unterschlagung der anderen dialektischen Komponente, d.h. der bedeutenden Funktion von *Individuum* und *parole* für ‘Sprache’ einklagte. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf diejenigen Textstellen, die Weisgerber für seine Interpretation reklamiert.

In dieser Hinsicht muss es Weisgerber nicht schwer gefallen sein, entsprechende Textstellen bei Humboldt ausfindig zu machen, da es ihrer eine ganze Reihe gibt, die einen wesentlichen Bezug von Nation (im Sinne von Sprachgemeinschaft) und Sprache behaupten. Schon 1820 schreibt Humboldt:

“Im Grunde ist die Sprache [...] die Nation selbst, und recht eigentlich die Nation.” (Humboldt 1996: 27)

Einige Jahre später, in *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* [1827-1829] heißt es in ähnlich kategorischer Weise:

“Die Sprachen aber werden nur von Nationen erzeugt, festgehalten und verändert, die Vertheilung des Menschengeschlechts nach Nationen ist nur seine Vertheilung nach Sprachen, und auf diese Weise ist sie es allein, welche die sich in Individualität der Allheit nähernde Entwicklung der Menschheit zu begünstigen vermag.” (ebd. 161)

Schon hier deutet sich an, dass Humboldt zwar von der Erzeugung der Sprachen durch die Nationen spricht, eigentlich aber eine durch die Identifikationsgleichung implizierte Wechselwirkungsbeziehung postuliert; dies wird im fortlaufenden Text ziemlich unmissverständlich ausgedrückt, insofern die Nation einerseits Sprache erzeugt, andererseits in ihrer inneren Entwicklung und in äußeren Manifestationsakten von Sprache wesentlich abhängig ist:

“Dass die menschlich geistige Kraft, die doch wahrhaft individuell nur im Einzelnen erscheint, sich auch in Bildung einer Mittelstufe nationenweis individualisieren musste, liegt zwar im Allgemeinen in dem den Begriff der Menschheit nothwendig bedingenden Charakter der Geselligkeit, allein ganz bestimmt in der Sprache, die nie das Erzeugniss des Einzelnen, schwerlich das einer Familie, sondern nur einer Nation seyn, nur aus einer hinreichenden Mannigfaltigkeit verschiedner, und doch nach Gemeinsamkeit strebender Denk- und Empfindungsweisen hervorgehen kann. Die Sprache aber dankt selbst dieser Kraft ihren Ursprung, oder was der richtigere Ausdruck seyn dürfte, die bestimmte nationale Kraft kann nur in der bestimmten nationalen Sprache, diesen Lauten, diesen analogischen Verknüpfungen, diesen symbolischen Andeutungen, diesen bestimmenden Gesetzen innerlich zur Entwicklung, äusserlich zur Mittheilung kommen.” (ebd. 162)

Auch lassen sich weitere Stellen bei Humboldt finden, in denen wie hier im Zitat (“nie das Erzeugniss des Einzelnen”) die sprachbildende Potenz des Einzelnen stark reduziert (bzw., wie hier scheinbar, ganz aufgehoben) wird:

“dass ihre [der Sprache; B.S.] Rückwirkung [auf das Individuum; B.S.] um so bestimmender ist, als in ihr das vermittelt ganzer Zeiträume und Nationen in Masse Hervorgebrachte auf das Individuum

einwirkt, dessen selbst schon, durch die Gleichheit der Einwirkungsursachen ähnlich gestimmte Individualität ihr nur wenig zu widerstehen vermag.” (ebd. 68)

Es wäre ein leichtes, diesen Zitaten noch weitere hinzuzufügen, was aber im bezweckten Argumentationsverlauf nicht nötig ist, dazu kann man auch die entsprechenden ‘Zitatensammlungen’ Humboldts bei Weisgerber³³⁵ nachschlagen. Auffallend ist allerdings an den zuletzt angeführten Zitaten, dass Humboldt seine Urteile immer wieder in *kategorisch-apodiktischer Form* formuliert (“Die Sprachen aber werden *nur* von Nationen erzeugt”; sie sind “*nie* das Erzeugniss des Einzelnen”; “die bestimmte nationale Kraft kann *nur* in der bestimmten nationalen Sprache zur Entwicklung kommen”). Dies trifft auch auf das folgende Zitat zu:

“Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängt, sogar **ausschliesslich** so.” (ebd. 224 ; fast identisch 434; Hervorhebung durch Dickdruck von B.S.)

Insofern in diesem Zitat die Apodiktizität des Urteils durch die Selbstkorrektur als reflektierte und mit allem Bedacht gewählte Urteilsform erscheint, könnte man daraus ableiten, dass Weisgerber sich nun doch nicht zu Unrecht auf Humboldt beruft. Auch diese Argumentation halte ich aber für verfehlt, da sie die spezifische Ausprägung von Humboldts dialektischem Denken nicht berücksichtigt. Humboldt scheut nicht davor zurück, bestimmte Perspektiven auf Sprache bis ins letzte ‘Extrem’ auszugestalten, um sie dann von einer anderen Perspektivik, also nicht so sehr durch vereinzelte kontrastierende Urteile, als vielmehr durch ganze Argumentationsstränge, zu relativieren. Dies sehen die heutigen Humboldtforscher und Weisgerberkritiker zwar auch, werfen die Nichtberücksichtigung dieser textspezifischen Dialektik auch zu Recht Weisgerber vor (Ivo 1994d: 198; Lösener 2000: 199; Saffer 1996: 176), verfallen aber ab und an in den gleichen Fehler (was in der Folge kurz aufgezeigt werden soll). Aber auch dies ist nicht der eigentlich springende Punkt, sondern vielmehr die Tatsache, dass Humboldts dialektisches Sprachdenken sich in ein holistisches ausweitet, das verschiedenste Sichten auf Sprache prismatisch vereinigt, ohne ihre scheinbaren apodiktischen Gegensätzlichkeiten aufzuheben. Sprachphilosophisch (und sprachwissenschaftstheoretisch) eingelöst wird und wurde aber, nicht nur von Weisgerber, immer nur ein jeweils halber Humboldt. Dies wird im Laufe dieses und

³³⁵ Vgl. etwa Weisgerber (1948: 111ff.; 1950a: 222ff.).

auch der folgenden Unterkapitel deutlich werden. Es scheint also so zu sein, als fordere Humboldts holotroper Multiperspektivismus geradezu eine Verkürzung seines dialektisch-holistischen Ansatzes heraus, um in der dadurch ermöglichten intensiveren Durcharbeitung den partikularen und scheinbar antinomischen Positionen ein stärkeres Profil zu verleihen. In diesem übergreifenden Sinne nimmt Weisgerber einen systematischen Ort ein, der durchaus der Partikularität bezichtigt werden darf. Ihn aber ganz ins Abseits zu stellen, läuft Gefahr, der gleichen verkürzten Humboldt-Sicht zu verfallen, die man bei Weisgerber vorschnell festzustellen glaubt.

In Anbetracht dieser grundsätzlichen Feststellungen lässt sich nun auch zu den Kritiken an Weisgerber Stellung nehmen, die meiner Ansicht nach unberechtigt sind. Obwohl Borsche als einer der besten Humboldt-Kenner die dialektische Denkweise Humboldts immer wieder hervorhebt, verfällt er doch in den Fehler, vor allem wenn es um den Kontrast zu Weisgerber geht, ganz unhumboldtisch die von Weisgerber unterschlagene Seite Humboldts *überzubewerten*, wie etwa im folgenden Zitat:

“Als [...] Ergebnis der Interpretation des Humboldtschen Sprachbegriffs bleibt festzuhalten, daß für Humboldt das Wesen der Sprache, ihre Energieia, **allein** im jedesmaligen Sprechen der Individuen begründet ist.” (Borsche 1981: 67f.; Hervorhebung durch Dickdruck von B.S.)

Ähnlich einseitig werden auch der im jedesmaligen Sprechen inhärente Gewaltaspekt gegenüber dem Machtaspekt der Sprache als *langue* (ebd. 222) und die individuelle Weltansicht gegenüber der durch die *langue* vermittelten Weltansicht (ebd. 267f.) in eine Vorrangstellung gehoben. Und auch Ivo lässt sich zum falschen apodiktischen Urteil ‘verleiten’:

“Humboldts sprachkritische Überlegungen gründen also **nicht** in der These von der Sprache als Weltansicht.” (Ivo 1994b: 80; Hervorhebung durch Dickdruck von Ivo [!])

Weniger als ‘Verstoß’ gegen Humboldts dialektisches Denken, sondern eher als Unkenntnis und ideologisierte Verkürzung der Position Weisgerbers müssen Urteile gelten, die Weisgerbers Sprachdenken vorwerfen, es berücksichtige nur die *statische*, die *Ergon*-Seite des Humboldtschen Sprachbegriffs:

“Wenn Weisgerber von ‘Energieia’ spricht, meint er genau das, was Humboldt mit ‘Ergon’ meinte, die Seite der «Wörter und Regeln».” (Lösener 2000: 200)

“Die Aufhebung der Geschichtlichkeit und des Subjekts gehören bei Weisgerber zusammen und verleihen der Muttersprache einen uniformen und statischen Charakter.” (ebd. 204)

“An die Stelle von Humboldts historischer Gleichgewichtung und einer systematischen Dominanz der Thematisierung der Sprache als Prozeß tritt bei Weisgerber die Dominanz der Thematisierung der Sprache als Produkt.” (Ivo 1994d: 206)

Auch für Saffer ist Weisgerbers Sprachdenken “ausschließlich statisch” (Saffer 1996: 153), wobei sich Saffer noch zu Unrecht auf Junker beruft, der aber gerade einer der wenigen ist, der trotz seiner Kritik an Weisgerber ausreichend differenziert feststellt, dass Weisgerbers Energieia-Begriff zwar nicht den “Kern der Intention Humboldts” (Junker 1986: 78) treffe, aber immerhin aus der statisch orientierten Betrachtung Saussures herausführe, indem er die *langue* dynamisiere (ebd.). Andere Fehlurteile wie etwa dasjenige Ivos, dass der Mitte-Gedanke Humboldts für Weisgerber nicht konstitutiv sei (Ivo 1994d: 219), leiten sich dann leicht aus der einmal vollzogenen ideologischen Verkürzung des Horizonts ab.³³⁶

Obwohl nun der thematische Bereich, in dem sich die große Mehrheit der kritischen Einwände gegen Weisgerbers Humboldt-Rezeption situiert, dargestellt worden ist, ist damit die Thematik der ‘Halbierung’ Humboldts noch nicht zureichend erfasst. Zwei weitere Aspekte sollen in der Folge noch in gebotener Kürze besprochen werden, nicht nur weil auch sie sporadisch mit einer Kritik an Weisgerber verbunden wurden, sondern auch deswegen, weil sie meine These von der fast unmöglichen Einlösbarkeit von Humboldts holistischem Sprachdenken argumentativ stützen.

Zunächst darf über dem Gegensatz von *langue* und *parole* der Status des *langage* bei Humboldt nicht vergessen werden. Auf überzeugende Weise hat Köller die Korrelation dieser drei Weisen von Sprache bei Humboldt in knapper Form zusammengefasst:

“So sehr Humboldt einerseits darum bemüht ist, die historisch gewachsenen Sprachen als eigenständige geistige Welten und geistige Handlungssubjekte zu kennzeichnen, so sehr ist er andererseits auch darum bemüht, die *geistigen Kräfte* herauszustellen, die der strukturbildenden Macht der einzelnen Sprachen in einem gegenläufigen Sinne entgegenarbeiten. Diese eigentlich noch grundlegenden

³³⁶ Dies heißt, wie ich schon mehrfach betont habe, nicht, dass Weisgerber in allen Belangen verteidigt werden soll. Borniert sind beispielsweise seine beiläufig hingeworfenen Bemerkungen, Humboldt “lagen scharfe Formulierungen [...] nicht recht” (Weisgerber 1929b: 86), bzw. er sei “nie zu einer systematischen Durchführung” (Weisgerber 1973a: 116) einer energetischen Sprachbetrachtung gelangt.

geistigen Kräfte, die sowohl die Ausbildung der einzelnen Sprachen ermöglicht haben als auch deren Fortentwicklung bedingen, resultieren für Humboldt aus dem angeborenen *Sprachvermögen* des Menschen. In diesen Kräften repräsentieren sich für ihn nicht nur universale geistige Fähigkeiten, die quer durch alle Sprachen und Kulturen zu beobachten sind, sondern auch die Grundvoraussetzungen dafür, die vorhandenen Sprachformen flexibel zu verwenden und im *Sprechvorgang* selbst die vorhandenen Sprachformen schöpferisch den jeweiligen Ausdrucksintentionen anzupassen.” (Köller 1988: 242)

Die These von der “eigentlich noch grundlegenderen” geistigen Kraft des *langage* im Verhältnis zu *langue* und *parole* findet sich in folgendem Zitat von Humboldt sehr schön bestätigt:

“Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nicht anders hervorbringen kann, als ich thue, und da der Grund hiervon in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung ohne Unterbrechung unter ihnen gewesen seyn mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich diese Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhangender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher nur meiner augenblicklichen individuellen, nicht meiner ursprünglichen wahren Natur fremd.” (Humboldt 1996: 226)

Diese wahre, ursprüngliche Natur kann aber bei Humboldt ebensogut als universales Sprachvermögen, als “Eine Sprache”, die “das ganze Menschengeschlecht” (ebd. 424) besitzt, als universale Grammatik oder als universales Vernunftvermögen im Sinne Kants³³⁷ interpretiert werden. Weitgehend einig ist sich aber die moderne Humboldtforchung in dem Punkt, dass es, unabhängig von einer jeweiligen Favorisierung eines dieser Universalaspekte, gar keinen Sinn macht, die Universalität von Sprache bei Humboldt aus ihrer wesenhaften Korrelation mit dem *langue-* und *parole-*Phänomen auszukoppeln, denn dies würde wiederum bedeuten, dass Humboldt halbiert oder gar gedrittelt würde. Zur Zielscheibe der Kritik ist hier bekanntermaßen besonders Chomsky geworden, wobei der wohl gewichtigste Vorwurf derjenige ist, dass Chomsky nicht beachtet habe, dass der unbegrenzte Gebrauch, den der Mensch von einer begrenzten Anzahl von Regeln und Prinzipien mache, bei Humboldt keine Angelegenheit der *rule-governed creativity*, sondern der *rule-changing creativity* sei (so u.a. Coseriu 1970: 55)³³⁸, was eindeutig besagt, dass ein Verständnis von *langage* als

³³⁷ Zum Verhältnis zu Kant siehe weiter unten Kap. 3.2.1.3.

³³⁸ Zu dieser Streitfrage, die ja auch schon in Kap. 3.1.3. angesprochen wurde, gibt es eine breitgestreute Literatur. Hingewiesen sei hier auf die detaillierte Studie von Scharf (1983), in der auch die Forschungsliteratur bis zu diesem Datum dokumentiert wird, und auf Saffer (1996: 41-49).

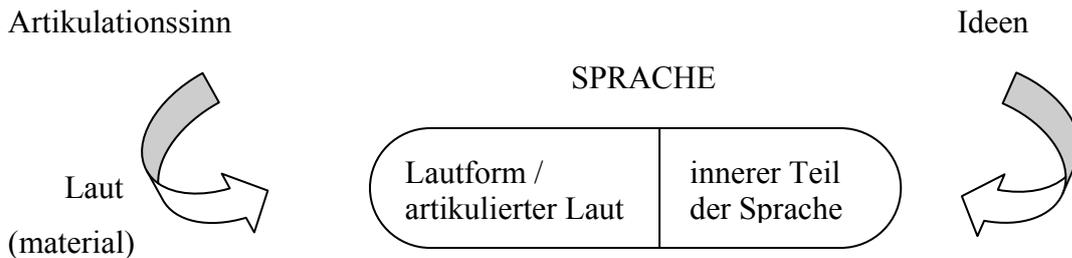
festem Set angeborener grammatischer Strukturen das normverändernde ‘Gewalt’potential der *parole* bei Humboldt unterschlägt. In diesem Zusammenhang wurde dann auch bisweilen die Meinung vertreten, dass der einseitig verzerrenden universalistischen Humboldt-Rezeption Chomskys die einseitig relativistische Rezeption Weisgerbers als komplementärer Gegenpart gegenüberstünde (Helbig 1990: 60; Junker 1986: 85f.; Mueller-Vollmer 1991: 112). Der Vorwurf gegen Weisgerber lautet also hier, dass er (neben dem *parole*-Aspekt) auch den *langage*-Aspekt des Humboldtschen Sprachdenkens unterschlage. Dass dies meiner Ansicht nach differenzierter zu beurteilen ist, wurde schon schon in Kap. 3.1.3. dargestellt und braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Zum Abschluss sei noch auf den Begriff der *inneren Sprachform* bei Humboldt eingegangen, der in seiner Rezeptionsgeschichte zu den unterschiedlichsten Interpretationen geführt hat und um den sich eine Art mythische Aura gebildet hat. Von Humboldt zwar mehr als nur einmal, wie manchmal behauptet wird, erwähnt (Humboldt 1996: 457; 463; 674), oft aber auch durch terminologische Varianten vertreten, scheint seine forschungsanregende und interpretationsstimulierende programmatische Kraft bis heute nicht erschöpft. Im Rahmen dieser Arbeit ist es natürlich vollkommen unmöglich, die Forschung zu diesem Thema angemessen zu berücksichtigen. Mir geht es nur darum zu zeigen, dass Humboldt auch diesen Begriff in bisher noch nicht erwähnte komplexe dialektische Bezüge einspannt. Da auch hier in der Rezeption bestimmte Verkürzungen und Ausblendungen üblich sind, und dies für die sprachphilosophische Rezeption Folgen hat, ist eine kurze Diskussion dieser Thematik unvermeidlich.

Der berühmte Paragraph 21 des Kawi-Werks [1830-1835] mit der Überschrift “Innere Sprachform” (ebd. 463) beginnt wie folgt:

“Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformen, auch verbunden mit dem regesten Articulationssinn, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz innerer und rein intellektueller Theil macht eigentlich die Sprache aus; [...]” (ebd.)

Zur Veranschaulichung meiner Interpretation dieses Zitats und ihm verbundener anderer Textstellen diene folgendes graphische Schema :



FIGUR 13

In den vorhergehenden Paragraphen hatte Humboldt schon die wesentliche Bedeutung des Lautcharakters von Sprache erörtert, wobei der Sprachlaut sich vom tierischen Laut dadurch unterscheidet, dass ersterem die “Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit” (ebd. 440) zukomme, d.h. jeder sprachliche Laut ist artikulierter Laut. Quasi im Vorgriff auf spätere Erkenntnisse der strukturalistischen Phonologie hebt Humboldt in der Folge hervor, dass die bedeutungsdifferenzierende Funktion der Laute (ebd. 444) und ihre Einbettung in ein Lautsystem (ebd. 446) ein wesentliches Merkmal der Sprachlaute sei. Der Artikulationssinn lässt sich demzufolge als menschliche Fähigkeit zur Produktion und rezeptiver Identifikation von bedeutungsdifferenzierenden Lauten verstehen. Die *Lautform* der Sprache betrifft aber nicht nur die Phoneme, sondern umfasst alle bedeutungsdifferenzierenden Spracheinheiten, von Phonem, Morphem, Lexem bis zu Satz und Text. Das Problem der Interpretation des obigen Abschnitts besteht nun zunächst darin, dass die Rede von den *auf die Sprache Bezug habenden Ideen* impliziert, dass diese Ideen außerhalb von Sprache situiert werden, wobei der Satzanschluss mit *Dieser* irritiert, wenn man dieses *Dieser* als rückverweisende identifizierende Referenz liest, da dann die Ideen ja zugleich Teil der Sprache wären und außerhalb von Sprache stünden. Dass man annehmen muss, dass hier gar kein identifikatorischer, sondern nur ein partitiver Rückverweis vorliegt, im Sinne von: *Dieser auf die Ideen bezogene ihr ganz innere Theil*, zeigt der fortlaufende Text des obigen Zitats:

“er ist der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht es, dass die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen vermag, was ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die grössten Köpfe der späteren Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre Beschaffenheit hängt von der Übereinstimmung und dem Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen.” (ebd. 463f.)

Schon dieser kurze Auszug zeigt, dass Humboldt eine Wechselwirkung, ein ‘Zusammenwirken’ zwischen innersprachlichen und außersprachlichen Gesetzen annimmt, wobei der innere Teil der Sprache sowohl innersprachlich mit der Lautform, als auch außersprachlich mit den Gesetzen des Denkens und Anschauens, aber auch denen des Fühlens in Verbindung steht, wobei die Rede von der ‘Übereinstimmung’ zu verstehen gibt, dass diese als Maß fungiert, in dem Sinne, dass Übereinstimmung *graduell* verwirklicht werden kann.

Auf dieser Basis beruht nun die Fortsetzung des Humboldtschen Gedankenexperiments, in dem er zu erwägen gibt, dass der intellektuelle, innere Teil der Sprache eigentlich nicht der entscheidende Grund für die Verschiedenheit der Sprachen sein dürfte, da er im Prinzip bei allen Menschen (und demnach in allen Sprachen) gleich sein müsse (ebd. 464), so dass man vermuten könnte, dass der Grund für Sprachverschiedenheit allein in der *Verknüpfung* des inneren Teils der Sprache *mit der Lautform* läge. Diese Hypothese ersetzt Humboldt aber im Textverlauf sofort durch die andere, dass man vielmehr davon ausgehen müsse, dass sich auch Verschiedenheiten “in dem bloss ideellen, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden [...], die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren” (ebd. 465), wozu Humboldt dann Beispiele von ‘mangelhafter’ sprachlicher Ausbildung von Modus- oder Tempusformen beim Verb angibt (ebd.). Somit gibt es also nach Humboldt also Verschiedenheiten im *inneren Teil der Sprache*, die dennoch nicht isoliert vom Bereich der *außersprachlichen Ideen* betrachtet werden können. Dass außer- oder übersprachliche Gesetze des Denkens und Anschauens hier in Betracht gezogen werden und als eigenständige Gesetzlichkeit angesetzt werden, ist mit Sicherheit auf die immer wieder festgestellte starke Präsenz Kants in Humboldts Denken zurückzuführen. Dementsprechend scheint es so, als könnten die Kantschen reinen Begriffe und Urteilsformen und die reinen Formen der Anschauung als letzter Grund und als Maßstab für den inneren Teil der Sprache angesehen werden. Dies scheint aber nur als eingeschränkte, partikuläre Hypothese Geltung beanspruchen zu dürfen, insofern als Humboldt schon in dieser Textpassage eine weitere wesentliche ‘Wirkinstantz’, neben den Gesetzen des Denkens und der Anschauung, ins Spiel bringt:

“Andrentheils sind aber auch hier [im inneren Teil der Sprache; B.S.] Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach blossen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nemliche in immer verschiedenen Bedeutungen darstellen kann, ins Unendliche geht.” (ebd. 464f.)

Auf die “Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform” (ebd. 473), gekennzeichnet als “synthetisches Verfahren und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Wortes, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt” (ebd. 473), wirken Gefühl und Phantasie als Kräfte, die auch der Laut(form)-seite der sprachlichen Synthesis zugeschrieben werden:

“Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache [also: Lautform + innerer Teil der Sprache; B.S.] äussert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen die einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben.” (ebd. 474)

Humboldt gelangt dann in der Folge zu der These, dass man ein “künstlerisch schaffendes Princip” (ebd. 477) annehmen müsse, welches als ästhetisches Prinzip die Gelungenheit und Vollendetheit der sprachlichen Synthesis bemisst:

“Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgibt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung.” (ebd.)

Die bisherigen Erörterungen zeigen, dass der Begriff der inneren Sprachform bei Humboldt schwerlich isoliert, als autonome Instanz, auftritt, sondern in unterschiedlichen dialektischen Wechselwirkungsverhältnissen verankert wird, die einen notwendig bestehenden und nur künstlich sezierbaren Wesenszusammenhang ausmachen. Auch wenn man die innere Sprachform mit dem ‘inneren, intellektuellen Teil’ der Sprache identifiziert, so steht doch dieser (1) mit der Lautform der Sprache, (2) mit den darin sich manifestierenden Kräften der Phantasie und des Gefühls, (3) mit den Gesetzen des Denkens und Anschauens und (4) mit dem ästhetischen Prinzip der

gelungenen Verbindung all dieser Teile in Wechselwirkung. Zieht man zudem noch in Betracht, dass bei Humboldt der allgemeine Begriff der sprachlichen Form sowohl als *forma formata* als auch als *forma formans* (vgl. Hartmann 1957: 286ff.) verstanden werden muss, dass Sprache und geistige, intellektuelle Kraft in stetiger Wechselwirkung stehen (vgl. ebd. 548ff., 567), dass die innere Sprachform ebenso wie die äußere in ständiger Veränderung und Entwicklung begriffen ist, wobei als ‘Wirkfaktoren’ “nicht bloss die ursprüngliche Anlage der Nationaleigentümlichkeit [...], sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung und jedes äussere Ereigniss, welche die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe” – mit anderen Worten: sprachinterne und sprachexterne, individual- und kollektivsprachliche Wirkfaktoren – in Rechnung zu stellen sind.

Am Begriff der inneren Sprachform wird also im Vergleich zum Energiea-Begriff in gesteigerter Form deutlich, dass die Zentralbegriffe des Humboldtschen Sprachdenkens in eine Art holistische Dialektik eingespannt sind, der gegenüber jede Rezeption fast notwendigerweise in partikularen Perspektivismus verfallen muss, will sie diesen Holismus nicht auf epigonale Weise reproduzieren. Tatsächlich ist in der Rezeption zumeist eine der vielen Facetten des Begriffs der inneren Sprachform zur wesentlichen stilisiert worden. Coseriu etwa identifiziert “die Gestaltung der einzelsprachlichen Bedeutungen, sowohl der grammatischen als auch der lexikalischen” (Coseriu 1970 : 55) mit der inneren Sprachform, Borsche legt Wert darauf, dass der Humboldtsche Formbegriff, auch der der inneren Form, als Maß für das modifizierende Sprechen aufgefasst werden muss (Borsche 1989 : 60f.), Schmitter betont die Bedeutung des ästhetischen Prinzips in der Vereinigung von äußerer Lautform und innerer Sprachform (Schmitter 1987: 93ff.). Stenzel ist einer der sicherlich ganz wenigen, die die gleichursprüngliche Wesenhaftigkeit des *Lautcharakters* von Sprache bei Humboldt zur Grundlage seiner erstmals 1934 erschienenen *Philosophie der Sprache* (Stenzel 1969) gemacht hat, wobei sowohl die autonomen Funktionen von Intonation, Sprachmelodie und Rhythmus als auch der Aspekt der ästhetischen Korrespondenz von Lautform und Inhalt berücksichtigt sind. Weisgerber selbst hat, dies wurde schon ausführlich besprochen³³⁹, in seinen frühen Schriften unter dem Begriff der inneren Sprachform (ähnlich wie Coseriu) die begrifflichen und syntaktischen Formungsmöglichkeiten von Einzelsprachen verstanden (etwa Weisgerber 1926 : 251),

³³⁹ Vgl. Kap. 2.2.3.

später dann den aus seiner Sicht energetischen Aspekt von Sprache mit dem Begriff der inneren Sprachform Humboldts in enge Verbindung gebracht (bes. Weisgerber 1954a : 574ff.), die wesentliche Funktion des Lautes und der Lautform scheint aber bei Weisgerber einen Humboldt gegenüber deutlich reduzierten Stellenwert einzunehmen.³⁴⁰

Die ‘Halbierung’ Humboldts scheint also ein fast unausweichliches Phänomen zu sein, das nicht auf Weisgerbers Rezeption beschränkt bleibt, sondern eher ein generelles Problem der Humboldt-Rezeption ist. Zum Abschluss sei dargelegt, zu welchen Folgen dies in sprachphilosophischer Hinsicht führt.

3.2.1.3. Sprachphilosophische Implikationen

Die allgemeine Tendenz einer Verkürzung des dialektisch-holistischen Ansatzes Humboldts in der Humboldt-Rezeption macht sich auch in der im engeren Sinne philosophischen Interpretation Humboldts bemerkbar. Dabei scheint die jeweilige Entscheidung für eine Favorisierung der entsprechenden ‘Theoriesegmente’ hinsichtlich *parole*, *langue*, *langage* auch die Entscheidung für die ‘richtige’ philosophische Lesart Humboldts festzulegen.

Wir beginnen mit der heutzutage überwiegend vertretenen Favorisierung der *parole*-Perspektive bei Humboldt, die neben der sprachverändernden Potenz des jedesmaligen Sprechens insbesondere auch das Moment der *Dialogizität*, der Wechselrede zwischen Ich und Du zum Ausgangspunkt der sprachphilosophischen Interpretation Humboldts machen.³⁴¹ Dieses Verständnis kann sich auf explizite Formulierungen Humboldts berufen, in denen Anrede und Erwiderung als Bedingung der Möglichkeit (1) des Sprechens (“die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiderung bedingt” (Humboldt 1996: 138)), (2) des Denkens (“der Mensch bedarf [...] zum blossen Denken eines dem *Ich* entsprechenden *Du*” (ebd. 201)), (3) von Objektivität (“die Objectivität ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich sieht, was nur in einem andren [...] denkenden Wesen möglich ist” (ebd.)), (4) von Verstehen (“der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat” (ebd. 196)). Von mehreren Autoren wird deshalb Humboldt als Entdecker der pragmatischen

³⁴⁰ Vgl. zur Bedeutung des Lautes bei Weisgerber Kap. 2.2.1.

³⁴¹ Meiner Ansicht nach spaltet sich das Moment der *Dialogizität* besonders durch Habermas’ und Apels Einfluss zu einem *eigenständigen* Theoriesegment ab (vgl. dazu insbesondere 3.2.4.).

Dimension von Sprache und Vordenker der "heutigen Konsenstheorien der Wahrheit" (Ivo 1994a: 130f.) angesehen (vgl. auch Ivo 1994d: 244; Braun 1996: 28; Saffer 1996: 163ff., Roth 2004: 206, 460ff., 473), womit etwas unspezifisch auf Habermas' Universalpragmatik und Apels Transzendentalpragmatik verwiesen wird, in welchen der intersubjektive, kommunikative Abgleich von Geltungsansprüchen die solipsistische Transzendentalität Kants ersetzen möchte.

Die besondere Schwierigkeit einer solchen Interpretation liegt nun darin, dass es eben auch Theoriesegmente gibt, die einer ausschließlichen Favorisierung dieser Interpretation auffällig widersprechen. Als diskussionswürdig wird dabei von den Vertretern der intersubjektiven Humboldt-Interpretation besonders die Kant-Präsenz in Humboldt empfunden, und zwar insbesondere das transzendente Theorem, dass reine Formen der Anschauung und des Verstandes letztendlich doch auch Sprache in allen ihren Erscheinungsformen bedingen. Bezogen auf Sprache fungiert bei Humboldt in Aufnahme einer Tradition, die über Leibniz und das Mittelalter bis in den Neuplatonismus zurückreicht, die Idee einer allgemeinen, universalen oder logischen Grammatik als systematischer Ort der allgemeinen und universalen *Verstandesfunktionen* (vgl. dazu Simon 1974: 48ff.; Borsche 1981: 207ff.), deren Herausarbeitung Humboldt zufolge aber erst Kant in verbindlicher Form geleistet hat. Dieser 'reine Fundus' an Denk- und Verstandesfunktionen begründet dann allererst die Möglichkeit der Rede von der "Eine[n] Sprache" (Humboldt 1996: 424), auf die jegliches Sprechen der Menschen bezogen bleibt, die abweichendes individuelles Bedeuten dennoch verständlich sein lässt und auf der dann auch, wenn auch nur teleonomisch, die Möglichkeit des Sprachvergleichs ruht. Aus dieser Sicht kann aber jegliche sprachliche Intersubjektivität nur als abkünftiger Wesensmodus von Sprache erscheinen. Wie gehen nun die Vertreter der intersubjektiven Humboldt-Interpretation mit diesem Widerspruch um?

Für Saffer, der zudem durch eine umfangreiche Zusammenstellung von Zitaten zeigt, dass Humboldt von den frühesten bis zu den spätesten Schriften den Bezug auf die reinen Verstandesgesetze niemals fallenlässt (Saffer 1996: 155; auch Borsche 1981: 241), bleibt dieser Widerspruch ungelöst (Saffer 1996: 156). Borsche dagegen geht davon aus, dass Humboldt sich einerseits gescheut habe, in direkte Konfrontation mit Kant und der Philosophie im allgemeinen zu treten (Borsche 1989: 62) und andererseits aufgrund der Befangenheit im traditionellen philosophischen Denkhabitус trotz immer wieder bemerkbarer substanzieller Zweifel nicht bereit war, die These von der

Bedingtheit von Sprache durch reine Verstandesgesetze ganz fallenzulassen (Borsche 1981: 241). Insofern interpretiert Borsche den aufgezeigten Widerspruch als einen, den Humboldt zwar 'innerlich' stark beschäftigte, den er aber zu lösen nicht bereit war. Dass überhaupt die Wechselrede als Grundfundament von Sprache in Konkurrenz zu den reinen Verstandesgesetzen treten kann, wird primär aus der Betonung der unabdingbaren Wesentlichkeit des Ich-Du-Bezugs bei Humboldt abgeleitet, wobei sich bei Humboldt Zitate finden lassen, die belegen, dass gerade der Ich-Du-Bezug von einer rein logischen Grammatik gar nicht erfasst wird, so dass letztere in direkter Ideenkonkurrenz als defizient markiert wird. Dies zeigt etwa das folgende Zitat:

“Das Pronomen in seiner wahren und vollständigen Form wird in das Denken bloss durch die Sprache eingeführt, und ist das Wichtigste, wodurch ihre Gegenwart sich verkündet. Solange man nur das Denken logisch, nicht die Rede grammatisch zergliedert, bedarf es der zweiten Person gar nicht, und dadurch stellt sich auch die erste verschieden. Man braucht dann das Darstellende nur vom Dargestellten, nicht von einem Empfangenden und Zurückwirkenden zu unterscheiden.” (Humboldt 1996: 202)

Die Schwierigkeit, mit diesem Problem umzugehen, zeigt sich dann auch in der Frage, ob Humboldts Sprachdenken als transzendentes zu verstehen ist. Hier gehen die Meinungen sehr stark auseinander. Hennigfeld etwa sieht in Humboldts Sprachphilosophie einen “transzendentalen Idealismus” (Hennigfeld 1976: 437), den er zwar nicht mit dem Kantischen Transzendentalismus identifizieren möchte, dessen eigentlichen “Begründungszusammenhang” (ebd. 438) er dann aber doch an die Postulierung einer “überindividuelle[n] transzendente[n] Subjektivität” knüpft, von der sowohl die “individuelle” als auch die “nationale Subjektivität” (ebd.) abhingen, so dass hier im Grunde Humboldt doch ein transzendentaler Ansatz Kantischer Provenienz zugeschrieben wird. Braun und Saffer bezeichnen Humboldts Sprachdenken explizit als “transzendental” (Braun 1996: 27) bzw. “quasi transzendental” (Saffer 1996: 163), und zwar im transzendental-pragmatischen Sinne, insofern Sprache notwendig auf Intersubjektivität angelegt sei. Jürgen Roth ist der Auffassung, dass das Moment der Dialogizität das eigentlich transzendente bei Humboldt ist und begreift Humboldts Ansatz als “transzendentaldialogische Anthropologie” (Roth 2004: 473), in der die “Gesellschaftlichkeit der Sprache und des Menschen” eine “transzendentaldialogische (Wesens-)Begründung” (ebd. 206) erhielten. Borsche äußert sich, wie viele andere, nicht explizit zur Frage der Transzendentalität, betont aber, dass die Einheit von

Sprache sich im jedesmaligen Sprechen je neu konstituiere (Borsche 1989: 60f.). Dieser Gesichtspunkt, dass die Sprech-Energie, die sprachverändernde Gewalt des Individuums ein fundamentaler Aspekt des Humboldtschen Sprachdenkens sei, führt dann auch Junker dazu, von einer Ersetzung des Kantischen Apriori durch ein relatives oder historisch sich je neu konstituierendes Apriori zu sprechen (Junker 1986: 69). Junker gerät hier natürlich an die Grenze einer sinnvollen Verwendung des Apriori-Begriffs, da dieser auf *jeweilige* historische Vorgängigkeit reduziert und somit in permanenter Veränderung begriffen ist, wodurch der Unterschied von *a priori* und *a posteriori* hinfällig wird. Wesentlich konsequenter und überzeugender ist in dieser Hinsicht die Position Simons. Für ihn liegt die entscheidende Einsicht Humboldts ebenfalls in der potenziellen sprachverändernden Gewalt individueller Sprechhandlungen, derzufolge Bedeutungen und Begriffe niemals endgültig fixiert werden können, da sie auf diachroner Ebene einer permanenten freiheitlich-produktiven Neuinterpretation und damit substantziellen Veränderung unterliegen und auf synchroner Ebene ins Prisma unbestimmt vieler verschiedener individueller Interpretationen zerstäubt sind. Nach Simon verliert damit ein jedes Regelsystem, sei es ein System grammatischer Regeln oder ein System transzendentaler Regeln der Synthesis die Funktion absoluter oder apriorischer Vorgabe, so dass Humboldts Sprachkonzeption aus dieser Sicht unvereinbar mit der Beanspruchung apriorisch *allgemeingültiger* Geltungsansprüche ist (Simon 1971: 111, 116). „Das Besondere,“ - so Simon - „nicht das Universale, ist hier Bedingung der Möglichkeit produktiver Synthesis“ (ebd. 111).

Aus diesen Darlegungen wird meiner Ansicht nach deutlich, dass eine sprachphilosophische Interpretation Humboldts, die auf der Favorisierung der Gesichtspunkte der *parole* und des *Dialogisierens* aufbaut, zu heterogenen Theoremen, zu einem unterschiedlichen Umgang mit offenkundigen Antinomien und zu Differenzen in der Einschätzung der Transzendentalität (im Kantischen Sinne) des Humboldtschen Ansatzes führt. Interessant ist nun, dass die Kritiken an Weisgerber aus betont sprachphilosophischer Perspektive auf dem Argument beruhen, dass Weisgerbers Favorisierung der *langue*-Perspektive einen unzulässigen *transzendentalen* Anspruch aus Humboldts Denken ableite. Weisgerber vertrete, so Simon, wie Whorf einen „einzelsprachlich aufgefächerten «Transzendentalismus»“ (Simon 1971: 115; vgl. auch 1981: 115, 207), „einen apriorisch-muttersprachlichen Kraftmechanismus“ (Junker 1986: 79), einen „transzendentalen Automatismus“ (ebd.), einen „transzendentalen Schematismus der Muttersprache“ (Roth 2004: 223). Dieser Vorwurf kann aber

einerseits, wie gezeigt, gar nicht als systematisches Gegenargument gelten, und trifft andererseits auch nur ganz eingeschränkt auf Weisgerber zu, da er von Transzendentalität gar nicht spricht und sein Muttersprachapriori nur im Sinne eines postnatalen, als historische Vorgängigkeit zu verstehen ist, wobei ja gerade Junker ein noch viel 'extremes' historisches Apriori in Humboldts Ansatz auszumachen glaubt. Solche Argumentationsstrategien machen klar, dass die Aversion gegen Weisgerber dazu verleitet, das Theoriesegment der Beeinflussung des Menschen durch die *langue*, welches als partikulares dialektisches Moment einen systematischen Platz in Humboldts holistischer Dialektik einnimmt, ohne sachliche Gründe auszugrenzen.

Diesen letzteren Vorwurf kann man allerdings, in retroversen Sinne, auch Weisgerber und allgemein denjenigen machen, die die *langue*-Perspektive in der Humboldt-Interpretation favorisieren. Weisgerber blendet tatsächlich nicht nur den *parole*-Aspekt aus, sondern auch denjenigen des intersubjektiven *Dialogisierens*. Die noch zu besprechende Apel-Rezeption Weisgerbers wird zeigen, ob Weisgerber hier zu einem Umdenken gelangt ist. Auffallend ist, dass Weisgerber aber ebenso wie die Vertreter der *parole*-Perspektive den *langage*-Aspekt für diskussionswürdig erachtet und, wenn auch nur ansatzweise und sporadisch, um eine Assimilation dieses Standpunktes bemüht ist, wie ausführlich in Kap. 3.1.3. gezeigt wurde. Dabei vermeidet er aber eine Diskussion des Kantischen Hintergrundes des *langage*-Aspekts bei Humboldt, zudem ist der ihn interessierende *langage*-Aspekt eher der einer universalen *hyperlangue* als teleonome, ideelle Korrektivinstanz für Sprachvergleiche als derjenige eines universellen menschlichen Sprach- bzw. Verstandesvermögens.

Gipper ist in dieser Hinsicht expliziter als Weisgerber. Ähnlich wie Weisgerbers Kritiker ist auch er davon überzeugt, dass Humboldt die Bindung an Kant nie ganz aufzugeben bereit war (Gipper 1992/93, Bd.1: 89ff.) und dass dies einen eher hemmenden Einfluss auf die konsequente Ausgestaltung der neuartigen, 'revolutionären' Momente seines Sprachdenkens gezeitigt habe (ebd. 19). Neuartig und revolutionär ist für Gipper aber das Theoriesegment der *langue(s)*, d.h. die These, dass die jeweiligen Einzelsprachen das menschliche Denken und Handeln grundlegend bestimmen.

Auch in einem Forschungsansatz wie demjenigen Werlens, der in deutlicher Distanz zu Weisgerber und klarer Zentrierung auf Whorf die Frage sprachlicher Relativität und sprachlicher Weltbilder thematisiert, werden bezüglich Humboldt zwar die einschlägigen Zitate hinsichtlich der Funktion der individuellen Sprechhandlungen

und der menschlichen Wechselrede angeführt, aber theoretisch nicht weiter berücksichtigt (Werlen 1994: 53ff.), was insofern verständlich ist, als ein Eingehen auf diesen Diskussionspunkt aus dem abgesteckten thematischen Bereich herauszuführen drohte.

Die Sprachphilosophie Ernst Cassirers, die hauptsächlich auf Kant und Humboldt aufbaut, betont dagegen den *langage*-Aspekt bei Humboldt bzw. integriert Humboldt in das Projekt einer *langage*-zentrierten Sprachphilosophie. Hier stellt sich natürlich die Frage, wieso Weisgerber trotz dieser offensichtlichen Differenz so viel Interesse für Cassirer aufbrachte. Dies wird im unmittelbar folgenden Kapitel untersucht. Nur so viel sei gesagt, dass Cassirer, ähnlich wie Weisgerber, die pragmatische Dimension Humboldts quasi unbeachtet lässt und den *langue(s)*-Aspekt neben dem zentralen des *langage* zumindest mitberücksichtigt, so dass er schon aus diesem Grund für Weisgerber interessant war.

Die Darstellung der Humboldt-Rezeption Weisgerbers und der darauf basierenden Kritik an Weisgerber hat zu folgendem vorläufigen Ergebnis geführt: Sprachphilosophische Ansätze, die sich auf Humboldt berufen, haben weitgehend die Tendenz, ein bestimmtes Theoriesegment der Humboldtschen Sprachphilosophie, das den grundlegenden Erscheinungsformen von Sprache – *langue(s)*, *langage*, *parole*, *Dialogizität* – zugeordnet werden kann, zu favorisieren, so dass aus systematischer Hinsicht eine Favorisierung und theoretisch differenziertere Ausarbeitung des *langue(s)*-Aspekts ebenso sehr berechtigt ist wie die der jeweils anderen Favorisierungen. Abgesehen wurde in unserer Erörterung von anderweitigen sprachphilosophischen Humboldt-Rezeptionen, die unsere These der generellen Tendenz zur Partikularisierung Humboldts zusätzlich bestätigen könnten, aber keinen direkten Bezug zu Weisgerbers Humboldt-Rezeption herstellen. Verzichtet wurde auch auf eine Diskussion des Ansatzes von Stenzel, der in Opposition zu den anderen Ansätzen dem Lautcharakter von Sprache besondere Aufmerksamkeit widmet und vielleicht aus diesem Grund eine forschungstheoretische Ausnahme darstellt. Zudem wird keines der Humboldtschen Theoriesegmente bzgl. *langue(s)*, *langage*, *parole* und *Dialogizität* ganz ausblendet.³⁴²

³⁴² Vgl. zum *parole*-Aspekt (Stenzel 1969: 14ff.), zum *langage*-Aspekt (ebd. 66ff.) und zum *langue(s)*-Aspekt (ebd. 90ff.) und zum Aspekt der *Dialogizität* (ebd. 39ff.), wobei Stenzel bzgl. des muttersprachlichen Einflusses auf sprachliche Bedeutungskonstitution auch auf Schriften Weisgerbers verweist (ebd. 108). Auch die kurze Rezension von Weisgerbers *Muttersprache und Geistesbildung* (Stenzel 1929) zeigt, dass Stenzel Weisgerbers Denkansatz positiv beurteilt, die Überbetonung des *langue*-Aspekts aber ablehnt.

Zusätzlich ist festzuhalten, dass die Erörterungen dieses Kapitels den Eindruck erwecken könnten, als lasse sich die posthumboldtsche Sprachphilosophie lediglich als partikuläre Ausdifferenzierung des holistischen Fundaments der Humboldtschen Sprachphilosophie verstehen. Die Aufstellung dieser These, obwohl sie möglich wäre, ist nicht beabsichtigt. Wie in einigen der Folgekapitel noch ersichtlich wird, gibt es Denkrichtungen, die Humboldts Ansatz sozusagen als ganzen einklammern³⁴³ bzw. zu ‘transzendieren’³⁴⁴ beanspruchen. Dies heißt aber nicht, dass die bisher erarbeitete Perspektive nicht auch in diesen Fällen forschungstheoretisch nützlich sein kann.

3.2.2. Weisgerbers Bezug zu Cassirer, Höningwald und Herder – Betonung des *langage-* bzw. *hyperlangue-*Aspekts

Die Bearbeitung der Bezüge Weisgerbers zu Cassirer, Höningwald und Herder in einem Unterkapitel hat systematische Gründe, da alle drei den *langage*-Aspekt von Sprache im Sinn des *hyperlangue*-Aspekts besonders betonen, dennoch aber auch den *langue(s)*-Aspekt berücksichtigen.

3.2.2.1. Weisgerber und Cassirer

Cassirer (25 Jahre älter als Weisgerber) war für Weisgerber mit Sicherheit derjenige Vertreter der zeitgenössischen Philosophie, bei dem er die stärksten Affinitäten zur eigenen Position sah. Die Auseinandersetzung mit Cassirer beginnt in der Habilitationsschrift und findet vor allem in der Vorkriegszeit statt, obwohl Name und Ansatz Cassirers bis in die späten Schriften eine ständige Referenz bleiben. Weisgerbers Cassirer-Rezeption ist meinen Kenntnissen zufolge bisher nur in einem

Wenn ich es recht beurteile, ist Stenzels *Philosophie der Sprache* (Erstausgabe 1934) in der weiteren sprachphilosophischen Diskussion (zu Unrecht) weitgehend unberücksichtigt geblieben. Stenzel geht es vor allem darum, das in den Phänomenen des Tonfalls und Klangs, des Rhythmus⁷ und der Sprachmelodie sich manifestierende *sinnliche* Moment der Humboldtschen Synthesis von Laut und Begriff (oder auch: innerem Teil der Sprache) als *Wesensmoment* von Sprache zu begreifen und gebührend zu berücksichtigen, und nicht darum, anderweitige partikularisierende Humboldt-Rezeptionen zu kritisieren. Aus diesem Grund würde eine ausführlichere Diskussion des Stenzelschen Ansatzes unserem Argumentationszusammenhang nichts Neues hinzufügen. Für unsere Belange wichtig ist allein die Tatsache, dass die Einnahme eines ‘unorthodoxen’ Standpunkts dies- oder jenseits der Perspektivierung von *parole*, *langue(s)*, *langage* und *Dialogizität* unserer These nicht widerspricht, dass *alle* dieser Perspektivierungen ein Recht auf theoretische Berücksichtigung im Ausgang von Humboldts Sprachdenken beanspruchen dürfen.

³⁴³ Besonders offensichtlich bei Lafont (1999: bes. 5-54), für die mit Hamann, Herder und Humboldt die Instauration des sogenannten *meaning holism* beginnt, der die Welt- und Wirklichkeitskonstitution in Sprache hineinverlegt und damit der Außenwelt den Status einer eigenständigen Instanz bezüglich der Behandlung des Referenzproblems versagt. Vgl. dazu auch Kap. 3.2.3.1.

³⁴⁴ Damit beziehen wir uns auf Heidegger, der alle vier Erscheinungsweisen von Sprache bei Humboldt als ‘uneigentliche’ herausstellt. Vgl. dazu Kap. 4.1.

einzigem Artikel (Roeder 1994: 157-194)³⁴⁵ ausführlicher behandelt worden, der an gegebener Stelle kommentiert wird (3.2.2.1.2.). Bis in die 70er und 80er Jahre konnte man des öfteren das pauschale, oft wohl unbesehen übernommene Vorurteil lesen, dass Cassirer und Weisgerber affine sprachphilosophische Ansätze verträten.³⁴⁶

3.2.2.1.1. Grundlegende Aspekte der Sprachphilosophie Cassirers

In der Folge sollen drei grundlegende Aspekte der Sprachphilosophie Cassirers kurz vorgestellt werden, da ohne deren Verständnis eine Einschätzung der Rezeption Weisgerbers nicht möglich ist: (i) Cassirers Konzept einer der Sprachentwicklung zugrundeliegenden Logosgenese, (ii) Sprache als eine symbolische Form unter anderen, (iii) die Frage der Transzendentalität des Cassirerschen Ansatzes. Aus dieser Erörterung wird auch hervorgehen, in welche Richtung Cassirers Humboldt- und Kant-Rezeption tendiert.

(i) Ebenso wie Weisgerber sieht Cassirer in Humboldts Grundthese, dass Sprache nicht als Abbild, Repräsentation oder Mittel zur Bezeichnung einer bereits distinkt vorhandenen Außenwelt zu verstehen sei, sondern sowohl unsere Wahrnehmung als auch unser Denken und somit auch die von uns erfahrene Welt allererst konstituiere, eine (oder *die*) entscheidende Basiserkennnis Humboldts (u.a. Cassirer 1997a: 5, 43; 1997b: 240, 270f.), sozusagen die Geburtstheze des erst viel später sich als Paradigma durchsetzenden *linguistic turn*. In einem auf den ersten Blick eher unscheinbaren Gesichtspunkt weicht Cassirer aber von Ansätzen ab, wie sie z.B. von Weisgerber, Saussure und – in erkenntnistheoretischem Sinne – auch dem Neukantianismus vertreten wurden: Die sprachliche Konstitutionsleistung ist zwar eine, die als sie selbst *Synthese* von Laut und Inhalt, von Sinnlichem und Intelligiblem ist, andererseits aber fungieren sprachliche Einheiten, also etwa ein Wort, auch als *Fixierung* vorsprachlich empfundener, angeschauter und begriffener Ordnungsstrukturen bzw. Verhältnisse. Sprache konstituiert und schafft Entitäten nicht aus einem gänzlich indistinkten Chaos heraus, sondern hilft vielmehr, Empfindungs-, Anschauungs- und Denkkomplexe zu fixieren, die ohne diese Fixierung dem Menschen wieder entgleiten würden (vgl. Cassirer 1997b: 270), nicht intellektuell verfügbar

³⁴⁵ J. Roth (2004: 128-134, 140-144) hat neuerdings Weisgerbers Cassirer-Rezeption ebenfalls ausführlicher besprochen, verlässt sich aber in den entscheidenden Argumentationen ganz auf Roeder (ebd. 132, Anm. 383, 133, Anm. 387, 140, Anm. 411).

³⁴⁶ Vgl. u.a. Penn 1972: 10; Albrecht 1972: 131; für Helbig fungiert Cassirer unter der Rubrik "Andere Vertreter der inhaltsbezogenen Grammatik" (Helbig 1974: 145), bei Roeder finden sich Belege analoger Einschätzungen aus den 80er Jahren (Roeder 1994: 176).

wären. Diese Fixierung benennt Cassirer mit dem Terminus *Symbol* (Cassirer 1997a: 17ff.). Die sprachliche Fixierung von ‘Verhältnissen’ ist eine Abstraktionsleistung, die etwas Mehrgliedriges eingliedrig repräsentiert und somit eine neue Operationsbasis für Denken, Wahrnehmen und Empfinden schafft. In *dieser* Hinsicht beruht Cassirers Sprachsicht tatsächlich auf der Ansetzung einer grundlegenden *Repräsentationsfunktion* von Sprache, wobei *Repräsentation* nicht im abbildtheoretischen Sinne missverstanden werden darf, sondern im Grundgedanken auf Humboldt rekurriert, dass das sprachliche Zeichen dem es konstituierenden Subjekt als Objekt gegenübertritt.

Sprachliche Symbolisierung folgt damit einem ganz bestimmten logischen Schema: jedes sprachliche Symbol synthetisiert ‘relationale Komplexe’ in einer Einheit. Indem diese Einheit aber nicht isoliert dasteht, sondern sozusagen als Münze im sprachlichen Verkehr benutzt wird, wird sie handhabbar, verfügbar und kann Stoff und Ausgangspunkt dafür werden, dass differenziertere oder höherstufigere Syntheseleistungen vollzogen werden können. Entsprechend geht Cassirer von der These aus, dass sprachlicher Symbolisierung wesensmäßig das Moment einer logischen Genese inhäriert. Diese These geht nicht auf Humboldt zurück, sondern stellt einen spezifischen Zug des Cassirerschen Ansatzes dar. Diese aller sprachlichen Symbolisierung inhärente logische Genese lässt sich nach Cassirer nun aus der Entwicklung der Sprache, und das heißt aus derjenigen vieler verschiedener Sprachen³⁴⁷, rekonstruieren. Obwohl Cassirer betont, dass keine *Isomorphie* zwischen der historisch-chronologischen Sprachentwicklung und der logischen Genese bestehe (Cassirer 1997a: 237), vollzieht sich letztere dennoch in und durch die Entwicklung der Sprachen, also in einem historischen Prozess. Die Konzeption der logischen Genese selbst ist sehr stark kantisch geprägt und bestimmt die gesamte inhaltliche Struktur von Cassirers Hauptwerk zur Sprachphilosophie, dem ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* zur Sprachthematik. Da eine ausführliche Darstellung der Logogenese erstens zu einer resümierenden Kurzfassung des umfangreichen Hauptwerks Cassirers ausarten würde, sie zweitens in unserem thematischen Zusammenhang auch nur in ihrem allgemeinen Anspruch interessiert und drittens von Göller (1986) in systematischer Form aufgearbeitet wurde, seien hier nur ihre wesentlichen allgemeinen Momente aufgeführt.

Die erste Phase der Logogenese in Sprache bezeichnet Cassirer als “Phase des sinnlichen Ausdrucks” (Cassirer 1997a: X; 124). In ihr geschieht der Übergang von

³⁴⁷ Zu der für unsere Belange wesentlichen Differenz von *Sprache* und *Sprachen* bei Cassirer siehe weiter unten in diesem Kapitel.

tierischer zu menschlicher Sprache dadurch, dass Affekt- und Erregungslaute zu Bedeutungslauten werden (ebd. 139), indem der Ausstoß dieser Laute nicht mehr situativ bzw. durch automatische instinktive Koppelung an bestimmte Reize gebunden ist, sondern in relativer Unabhängigkeit von solchen Bindungen erfolgt. Die zweite Phase der Logosgenese in Sprache ist die des “anschaulichen Ausdrucks” (ebd. X; 149). Cassirer widmet dieser Phase einen Großteil seines Werkes und zieht besonders hier eine Reihe empirischer sprachwissenschaftlicher Untersuchungen zur historischen Entwicklung von Sprachen heran. Cassirers Anliegen ist es, anhand dieser empirischen Erkenntnisse plausibel zu machen, dass die Vorstellungen des Raumes und der Zeit sowie die Herausarbeitung des Zahlbegriffs, des Dingbegriffs und des Ichbegriffs³⁴⁸ erst “mühsam” (vgl. Cassirer 1990: 208) und auf sukzessive sich steigerndem Abstraktionsniveau (ebd. 209) in und durch die sprachliche Entwicklung erfolgen und nicht vor jeglicher Sprachentwicklung schon ‘da’ sind. Göller hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass Cassirer sich in der Aufstellung der entscheidenden Vorstellungen bzw. Begriffe zwar an Kants *Kritik der reinen Vernunft* orientiert, keineswegs aber in strenger Parallele zu Kant. So dienen z.B. *nicht* die Kantischen Kategorien oder reinen Verstandesbegriffe *als Leitfaden* für Cassirers Rekonstruktionsversuch, sondern nur die beiden reinen Formen der Anschauung (Raum und Zeit), der bei Kant nicht als Kategorie fungierende Zahlbegriff und die die Synthesis der Apperzeption ermöglichende Einheit der inneren Anschauung des Ich. Die Entstehung des Dingbegriffs wird im Rahmen der Entstehung der Raumvorstellung abgehandelt. Dennoch zeigt die wiederholte Rekurrenz auf Kant, dass es Cassirer darum geht, die Kantische Denkleistung als solche einerseits zu würdigen und zu bewahren, andererseits sie insofern zu modifizieren, als gezeigt werden soll, dass ‘reine’ Formen der Anschauung und des Verstandes sich als solche erst im Laufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung herausbilden. Die Wortwahl Cassirers zeigt, dass er bzgl. der *Raumanschauung* es noch möglichst vermeidet, von einem *Raubegriff* zu sprechen. Da sich die Raumanschauung aber durch ihre immer abstrakter werdende Fixierung in sprachlichen Symbolen entwickelt, kommt Cassirer gar nicht um die Tatsache herum, dass sich diese Entwicklung über diejenige der “Raumwörter” (Cassirer 1997a: 152), “Raumbezeichnungen” (ebd. 167), “Raumverba” (ebd. 165), “Raumsubstantiva” (ebd. 164) vollzieht, d.h. über sprachliche *Begrifflichkeit*. Bezüglich der Anschauungsform der Zeit spricht Cassirer dann auch schon vom “Zeitbegriff” (u.a.

³⁴⁸ Vgl. dazu im einzelnen Cassirer (1997a: 149-249) und Göller (1986: 74-94).

ebd. 174). Herauszuheben ist bezüglich der ‘Phase des anschaulichen Ausdrucks’, dass vor allem die Vorstellung des Raumes und der Zeit als gleichförmige, abstrakte Kontinua und die Vorstellung der Zahl als reiner Relationsbegriff nach Cassirer erst eine *sehr späte* Erscheinung oder Errungenschaft der menschlichen Entwicklung darstellt.

Die allgemeine Orientierung an Kant und dessen Unterscheidung von reinen Anschauungsformen, reinen Verstandesbegriffen und reinen Urteilsformen zeigt sich in Cassirers Werk weiterhin dadurch, dass Cassirer dem Kapitel zur Phase des anschaulichen Ausdrucks noch eines zur “Sprache als Ausdruck des begrifflichen Denkens” (ebd. XI; 249-279) und eines zur “Sprache als Ausdruck der logischen Beziehungsformen” (ebd. 280-300) folgen lässt, wobei aber die Charakterisierung als *Phase* fallengelassen wird. Dies hat mit Sicherheit damit zu tun, dass die sprachliche Differenzierung begrifflichen und beziehentlichen Denkens mit der Entwicklung der ‘Anschaulichkeit’ Hand in Hand geht, also (in grober Perspektive) synchron verläuft. Zudem hat es den Anschein, als gehe es Cassirer in diesen beiden wesentlich kürzer gehaltenen Kapiteln gar nicht mehr um die Ausarbeitung eines systematischen, d.h. hier Vollständigkeit anstrebenden Anspruchs, sondern eher um die an einigen Exempeln dargestellte spezifisch logische Leistung der Sprache. In der Sache orientiert sich Cassirer hier vor allem an sprachwissenschaftlichen Kriterien. Bezüglich der Differenzierung des begrifflichen Denkens unterscheidet Cassirer zwischen der qualifizierenden Begriffsbildung, die merkmalsorientiert ist und durch sprachliche Fixierung und Unterscheidung von Merkmalen diese allererst erfahrbar macht, und der klassifizierenden (bzw. generalisierenden) Begriffsbildung, in der bestimmte Merkmale oder Merkmalskomplexe in Klassen zusammengefasst (etwa durch Flexions- und Kasusmorpheme, Genusmarkierung etc.) und damit unter dem Gesichtspunkt eines Ordnungsprinzips organisiert werden. Bezüglich der sprachlichen Entwicklung logischer Beziehungsformen nimmt Cassirer keine systematische Einteilung mehr vor, sondern führt einige Sprachphänomene wie die Ausbildung der Hypotaxe (ebd. 288ff.), die Verwendung des Relativpronomens und der Kopula an, wobei die Verwendung der Kopula als universaler Beziehungsausdruck in Kontrast zu anderen Phänomenen ausdrücklich als eine sehr späte (und nur in einigen Sprachen gelungene) Errungenschaft der Sprachentwicklung herausgestellt wird, zumal auch den universellen Gebrauch behindernde inhaltliche Restriktionen zu überwinden waren (ebd. 294f.).

Das wesentliche Moment der Sprachentwicklung besteht also nach Cassirer darin, dass in ihr und durch sie “universelle Konzepte und Kategorien [...] langsam” (Cassirer 1990: 211) hervortreten. Sprache eröffnet den Weg zum Bereich des “wissenschaftlichen Denkens” (Cassirer 1997a: VI), zur “eigentliche[n] «Erkenntnislehre»” (ebd.). In terminologisch recht breiter Varianz fasst Cassirer diesen Bereich universeller Kategorien als ‘objektiven Geist’ (vgl. Cassirer in Krois 1983: 164f.), als ‘Bereich der exakten Erkenntnis der (theoretischen) Mathematik und Naturwissenschaften’ (Cassirer 1997b: 56), als ‘theoretisches Bewusstsein’, welches “zu seiner abschließenden und endgültigen Gestalt” (ebd. 57) gelangt ist, als ‘Logos’ und ‘Vernunftgehalt’ (vgl. Cassirer in Krois 1983: 164f.).

Was die Funktion und transformationelle Genese von Sprache selbst angeht, so besteht ihre Hauptfunktion zunächst darin, den Zugang zum Reich des logisch-diskursiven Denkens (Cassirer 1997b: 138) zu ermöglichen. Mit der zunehmenden Erschließung und Ermächtigung dieses ‘reinen’, ‘logischen’ und ‘wissenschaftlichen’ Denkens scheint Sprache aber ihren Dienst getan zu haben. Obwohl Cassirer bisweilen (ebd.) betont, dass dem nicht so sei, erhält Sprache in der anvisierten letzten Phase der Logosgenese einen äußerst hybriden und geradezu schizoiden Doppelstatus. Einerseits reinigt sie sich, kommt zu sich selbst und gewinnt ihre wahre Autonomie (Cassirer 1997a: 279; 1997b: 399, 483), andererseits scheint sie sich – und hier fühlt man sich an die typische Struktur von Transformationsmythen erinnert – gerade durch das Abwerfen ihrer empirischen Hüllen selbst aufzulösen:

“Er [der Geist; B.S.] muß zu einer reinen Erfassung der Welt fortschreiten, in der alle Besonderheiten, die sich aus der Rücksicht auf den Erfassenden selbst ergeben, getilgt sind. Sobald diese Forderung einmal gestellt und sobald sie bewußt in ihrer Notwendigkeit anerkannt ist, müssen auch die Säulen des Herkules, die die Sprache aufgestellt hat, überschritten werden. Und mit diesem Übergang erst erschließt sich das Gebiet der eigentlichen, der strengen »Wissenschaft«. In ihren symbolischen Zeichen und Begriffen ist alles ausgelöscht, was irgendwie bloßen Ausdruckswert besitzt. Hier soll kein einzelnes Subjekt mehr, sondern hier soll lediglich die Sache selbst «zur Sprache kommen». Das scheint auf der einen Seite freilich eine ungeheure Verkümmernng zu bedeuten: denn die Bewegung der Sprache scheint nunmehr angehalten, ihre «innere Form» scheint zur bloßen Formel erstarrt zu sein. Aber was dieser Formel an Lebensnähe und an individueller Fülle mangelt – das ersetzt sie auf der anderen Seite durch Universalität, durch ihre Weite und ihre allgemeine Gültigkeit. In dieser Allgemeinheit sind nicht nur die individuellen, sondern auch die nationalen Unterschiede aufgehoben. Der Pluralbegriff der »Sprachen« besteht nicht länger zu Recht: er ist verdrängt und ersetzt durch den Gedanken der *Characteristica universalis*, die als »*Lingua universalis*« auf den Plan tritt.

Und damit erst stehen wir nun auch an der Geburtsstätte der mathematischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnis.“ (ebd. 396)

In expliziter Anlehnung an Leibniz' Utopie der *Lingua universalis* sieht Cassirer also das Telos der Sprachentwicklung in ihrer grundlegenden Transformation in eine *Mathesis universalis*. Universale Sprache wird zur mathematischen Formelsprache, die alle Schlacken des Empirischen abwerfen muss, und das heißt auch, die die den natürlichen Sprachen spezifische Synthesis von Laut und Inhalt und die an konkrete und körperliche Erfahrung gebundene Begrifflichkeit der natürlichen Sprachen aufgeben muss. Cassirer hebt mehrfach hervor, dass gerade die Lösung und Befreiung von den Bedingungen der empirischen, d.h. uns als Menschen möglichen Anschauung eine zentrale Bedingung für die Ausgestaltung des Reiches des wissenschaftlichen Denkens ist (ebd. 21f.; 398ff.), wobei *wissenschaftliches Denken* bei Cassirer in der Regel auf *mathematisch-naturwissenschaftliches Denken* eingeschränkt wird. Cassirers Sprachphilosophie mündet damit in letzter Konsequenz in eine Logos-Metaphysik, wobei die Logosgenese als Entelechie konzipiert ist. Das obige Zitat zeigt zudem, dass in der letzten Transformationsphase, in der die Herrschaft der reinen mathematischen Erkenntnis einsetzt, neben dem *Subjekt* auch das Moment der historischen Entwicklung bzw. der *Genese als solcher* seine Funktion erschöpft zu haben scheint, wodurch beide in gewissem Sinne instrumentalisiert, zumindest aber der ontologische Status ihrer Funktionalität degradiert wird, indem sie zur irgendwann überflüssigen Hilfsfunktion werden.

Auch der Cassirersche Sprachbegriff ist von vornherein von der Perspektive auf das Telos der Logosgenese geprägt. Dies wird besonders auch in der Humboldt-Rezeption deutlich. Schon 1923 hatte Cassirer Humboldts Sätze “Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnis der Wahrheit beruht, wird also auf dem Weg der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objektive das eigentlich zu Erringende.” (Humboldt 1996: 20) wie folgt kommentiert:

“Das ist der Gedanke, durch den Humboldt fortan dauernd mit der Grundlegung des kritischen Idealismus³⁴⁹ verknüpft bleibt: daß das Objektive nicht das Gegebene, sondern das erst zu Erringende, nicht das an sich Bestimmte, sondern das zu Bestimmende ist.” (Cassirer 1923: 119)

³⁴⁹ Mit der Bezeichnung *kritischer Idealismus* meint Cassirer seinen eigenen Ansatz, der die idealistischen Elemente Humboldts mit den kritischen Kants verbindet (vgl. Cassirer 1923).

An dieser Favorisierung des von uns so bezeichneten *langage*-Aspekts von Humboldts Sprachbetrachtung hält Cassirer in all seinen Schriften fest (vgl. u.a. Cassirer 1997a: VII, 104; Cassirer 1997b: 398), und über Humboldt hinausgehend ist er der Überzeugung, dass das Humboldtsche Postulat der 'Mitte' "sich seither mehr und mehr seiner konkreten wissenschaftlichen Erfüllung genähert" (Cassirer 1997a: VII) habe. Ebenso wie bei Humboldt sind es "ursprüngliche Kräfte der »Vernunft«" (Cassirer 1997b: 398), die in der Sprache walten und implizit auf Kants Vernunftkritik verweisen. Die Wahl der Bezeichnung *langage* für Cassirers Begriff *Sprache* wird auch dadurch gestützt, dass sie in Cassirers 1933 in französischer Übersetzung erschienenem Artikel im *Journal de Psychologie normale et pathologique* (Cassirer 1933) durchgehend gewählt wurde.³⁵⁰ Anders als Humboldt, der *Sprache*, der Zweideutigkeit von *langage* entsprechend, sowohl im Sinne von *Sprachvermögen* als auch im Sinne von *Lingua universalis* verwendet, betont Cassirer im Grunde nur den zweiten Aspekt, von *Sprachvermögen* ist in seinem Werk meines Wissens kaum die Rede.

Die Konzentration auf das Objektiv-Allgemeingültige, auf den "überpersönlichen" (vgl. auch Cassirer in Krois 1983: 165) objektiven Geist verdrängt die subjektiv-individuelle Sprachseite ins Abseits. In systematischem Sinne wird demnach auch der gesamte *parole*-Aspekt bei Cassirer vernachlässigt, wenn nicht sogar komplett abgeblendet.³⁵¹ Die Humboldtsche individuelle Sprachenergie (in ihrer systematischen Funktion) wird gar nicht beachtet (vgl. u.a. Cassirer 1923: 120). Vermutlich siedelt sie sich für Cassirer auf einer vernachlässigbar niederen Ebene ab, da bei ihm das Partikulare auf dem Niveau der *langues* verortet wird. Entsprechend wird auch das Humboldtsche Wesensmoment der *Dialogizität* zwar aufgeführt und zitiert, aber nicht als Grundmoment von Sprache angesehen. Vielmehr wird die Ich-Du-Konstellation, wenn sie diskutiert wird, als zu überwindendes Moment aufgefasst, welches in frühen Phasen der Logogenese zur Genese der allgemeinen Raumvorstellung (Cassirer 1997a: 153f.), des abstrakten Zahlbegriffs (ebd. 203) wie zur Ausbildung des Ichbegriffs (ebd. 232) beigetragen hat. Später ordnet Cassirer die Ich-Du-Gebundenheit auch dem mythischen Denken zu, dem es noch nicht gelingt, sich vom *Du* zum *Es* zu befreien (Cassirer 1997b: 73). In diesem Zusammenhang muss auch bemerkt werden, dass die große Sympathie, die Cassirer für Bühler hegte (vgl. Cassirer

³⁵⁰ Die Übersetzung von Paul Guillaume, einem der damals führenden Gestaltpsychologen, war, so darf man annehmen, wohl von Cassirer autorisiert.

³⁵¹ So auch Göllers Urteil (1986: 123).

1997b: 128), in der Sache nur darin begründet lag, dass Cassirer sprachpsychologische und sprachpathologische Forschungen, insbesondere die durch Bühler und seine Frau durchgeführten, deshalb schätzte, weil sie ihm von Seiten der ontogenetischen Sprachentwicklungsforschung Aufschluss und Bestätigung für die individuelle Logogenese, des sozusagen mikrokosmischen Spiegels der universalen Logogenese, gaben. Dass, wie Kniesche (1992: 533) nahelegt, Cassirers Begriffs-“Trichotomie” (ebd.) *Ausdruck - Darstellung - Bedeutung* aus dem ab Ende der 20er Jahre intensivierten Austausch mit Bühler resultiere, mag durchaus für die ersten zwei Begriffe gelten, der Begriff *Bedeutung* ist aber bei Cassirer für die sprachentobene Erkenntnis im Bereich der ‘reinen’ Wissenschaften reserviert (Cassirer 1997b: 67, 138). Zu bedenken bleibt zudem, dass der dem *Du* zugeordnete Begriff des *Appells* bei Bühler (Bühler 1999: 28) von Cassirer vollkommen ignoriert wird.

Im Gegensatz zu den Aspekten von *parole* und *Dialogizität* wird der Aspekt der *langues* bei Cassirer sehr stark beachtet. Die Einzelsprachen sind das Feld *par excellence*, wo in tausendjähriger mühsamer Arbeit die Logogenese ‘beackert’ wird. Cassirer geht nicht nur, wie eingangs schon dargestellt wurde, davon aus, dass Sprache Welt konstituiert, er übernimmt auch Humboldts ‘nationale’ Weltbildthese als Selbstverständlichkeit:

“Die Verschiedenheit der Welten ist für den erkenntnistheoretischen *Idealisten* nicht nur kein Problem, sondern eine Selbstverständlichkeit. Wie Brechlinen, durch deren verschiedene Brechungsflächen der Gegenstand, den man betrachtet, immer verschieden erscheint, sind die Sprachen Medien, durch die das Durchgesehene sich von stets neuen Seiten präsentiert.” (Cassirer 1995: 155)

Zudem wird die einzelsprachliche Weltbildthese nicht nur übernommen, sondern zum Teil auch detailliert ausgeführt und in nahezu allen ihren wesentlichen Grundpostulaten vertreten:

- (1) Sprache konstituiert unsere Begriffsbildung. Sie bestimmt, was wir als Gegenstand, Eigenschaft, Veränderung, Tätigkeit etc. erfahren (Cassirer 1997a: 238), und die sprachlichen Begriffe sind es auch, an denen der Prozess der gedanklichen Abstraktion und der logischen Begriffsbildung ansetzt (Cassirer 1997a: 251), (bis letztere dann später ‘autonom’ geschehen kann.)
- (2) Sprache konstituiert, oder beeinflusst zumindest sehr stark, unsere Wahrnehmung. Diese schon im 1. Band der *Philosophie der symbolischen*

Formen vertretene These (vgl. Cassirer 1997a: 255) wird im 3. Band ausführlich besprochen. Dazu verweist Cassirer in einem längeren Abschnitt auf den von Gelb und Goldstein beschriebenen Fall einer Farbennamenamnesie bei einem Patienten (Cassirer 1997b: 259-265), den auch Weisgerber schon 1926 in ausführlicher Schilderung (Weisgerber 1926: 242-248) als zentrales Argument, ja geradezu als Beweis für ebendiese These angeführt hatte.³⁵²

- (3) Sprache übt eine Wirkung aus, und zwar nicht nur in ihrer wahrnehmungs- und begriffskonstituierenden Funktion. Sie wirkt auf unsere Empfindungen, unsere Willensbildung (Cassirer 1995: 134) und unsere Handlungen (u.a. Cassirer 1997b: 244).
- (4) Cassirer zieht auch in Betracht, dass Sprache aufgrund ihr eigentümlicher besonderer Formen der "Synthesis des Mannigfaltigen" (Cassirer 1997a: 272) unabhängig von einer konkreten Anschauung Begriffe schaffen kann. Hiermit sind Phänomene der Sprachentwicklung gemeint, bei denen etwa wie in der Wortbildung aus dem Stoff der Sprache selbst neue Sprachformen erzeugt werden, die dann ebenfalls unser Denken, Wahrnehmen etc. bestimmen.
- (5) Cassirer vertritt, wenn auch nur *en passant*, den Feldbegriff. Während er 1923, also noch vor seiner 'Entdeckung' in der deutschen Sprachwissenschaft im 1. Band der *Philosophie der symbolischen Formen* eher in Humboldtschem Stil formuliert wird ("Jetzt schlägt in der Tat ein Schlag tausend Verbindungen, die alle in der Setzung des Zeichens zum mehr oder minder deutlichen Mitschwingen gelangen." (Cassirer 1997a: 45)), wird er in der späten Schrift *An Essay on Man* als Selbstverständlichkeit erwähnt (Cassirer 1990: 206).

Cassirer vertritt die durch diese Postulate gekennzeichnete sprachliche Weltbildthese bis in seine späten Schriften und widmet ihr auch zum Teil gesonderte Artikel (Cassirer 1995; 1942). Allerdings ist Cassirers Aufmerksamkeit immer auf die Logogenese gerichtet, die sich in den einzelnen Sprachen manifestiert. Unterschiede zwischen

³⁵² Cassirer erwähnt Weisgerber zwar nicht, kannte aber dessen Artikel, wie aus dem Text einer Postkarte Cassirers an Weisgerber vom 21.10.1926 hervorgeht, die ich im Nachlass Weisgerbers fand und deren Kopie mir vom Leiter des Weisgerber-Archivs im Brüder-Grimm-Museum in Kassel, Herrn Dr. Bernhard Lauer, freundlichst genehmigt wurde. Der kurze Text der Postkarte lautet wie folgt:

"Für die freundliche Zusendung Ihres Aufsatzes über das "Problem der inneren Sprachform" sage ich Ihnen meinen besten Dank. Er ist für mich von ganz besonderem Interesse, da ich gegenwärtig mit der Ausarbeitung des III. Bandes der «Philos. d. symbol. Formen» beschäftigt bin, der sich in seiner ganzen Problemstellung mit den von Ihnen behandelten Fragen nahe berührt u. besonders auch die psychopathologischen Erfahrungen heranzieht. Bei einem Besuch in Frankfurt konnte ich soeben diese Probleme eingehend mit Goldstein u. Gelb besprechen. Es scheint sich mir hier eine sehr wichtige Konvergenz in der Frage der Einzelwissenschaften zu ergeben – und ich begrüße es sehr, daß auch von Seiten eines Fachvertreters der vergl. Sprachwissenschaft dieser Zusammenhang betont wird." (Cassirer 1926).

Da der Psychiater Goldstein Cassirers Cousin war und mit diesem in regem Austausch stand (vgl. Kniesche 1992: 533), ist es natürlich nicht ganz gewiss, ob die Anregung zur Beachtung dieses Falles in erster Linie Weisgerber zu verdanken ist.

Einzelnsprachen interessieren Cassirer in der Regel überhaupt nicht. Im Rahmen der Besprechung des Phänomens der einzelsprachlich je unterschiedlichen Motivation von sprachlichen Klassenbildungen delegiert Cassirer die Untersuchung dieses Phänomens an die Sprachwissenschaften (Cassirer 1997a: 269). Der Grund hierfür liegt mit Sicherheit darin, dass Sprachunterschiede ein peripheres Phänomen bleiben, da sie einfach nur eine bestimmte Varianz der eingeschlagenen Wege zur Einheit des Logos *qua* reine wissenschaftliche Erkenntnis darstellen. Auch die für Humboldt und Weisgerber so wesentliche Funktion des Sprachvergleichs ist für Cassirer nur ein erster, noch unzureichender und vorläufiger Schritt zur Befreiung aus der Sprachbefangenheit (Cassirer 1990: 266). Die Fokussierung der Perspektive auf den *langage* als *hyperlangue* spiegelt sich in der prädominanten Verwendung des Singulars *Sprache* in den Schriften Cassirers, und wenn von *Sprachen* die Rede ist, so mündet die jeweilige Auswertung dieser Untersuchungen regelmäßig in Erkenntnissen, die auf *die Sprache* bezogen werden (vgl. u.a. Cassirer 1997a: 237, 270; 1997b: 267f.). Dass im Reich der reinen Wissenschaften der Pluralbegriff der *Sprachen* nicht länger zu Recht bestehe, hatten wir schon im weiter oben angegebenen Zitat³⁵³ lesen können. So verwundert es auch nicht, dass nach Cassirer auch die sprachlichen Weltbilder im Bereich der reinen Wissenschaft keine Macht mehr haben, dass sie problemlos abgelegt werden können:

“[Einmal im Reich der reinen Wissenschaft angelangt, muss sich der Gedanke; sinngemäße Ergänzung B.S.] nicht nur vom Hier und Jetzt, von dem jeweiligen Ort und jeweiligen Augenblick losreißen, sondern über das Ganze von Raum und Zeit, über die Grenzen der anschaulichen Darstellung und Darstellbarkeit überhaupt hinausgreifen. Wie vom Mutterboden der Anschauung, so löst er sich nun auch vom Mutterboden der Sprache ab. Und doch könnte ihm eben diese letzte und höchste Anstrengung nicht gelingen, wenn er nicht zuvor durch die Schule der Sprache hindurchgegangen wäre. In ihr hat er die Kraft gesammelt und konzentriert, die ihn schließlich über sie selbst hinaushebt. Die Sprache war es, die ihn den Kreis des anschaulichen Daseins durchmessen lehrte; die ihn vom sinnlich-Einzeln zum Ganzen, zur Totalität der Anschauung erhob. Jetzt befriedigt er sich auch in dieser Ganzheit nicht mehr; sondern er stellt über sie hinaus die Forderung der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit auf. Ihr vermag die Sprache nicht mehr zu genügen: denn so sehr auch in ihrem Aufbau die ursprünglichen Kräfte der »Vernunft« walten, so stellt doch jede Sprache je eine eigene «subjektive Weltansicht» dar, von der sie sich nicht lösen kann noch will. Vielmehr ist eben diese Verschiedenheit, diese Differenzierung erst das Medium, in dem sie sich entfalten, – ist sie gleichsam die Luft, in der allein sie atmen kann. Gehen wir dagegen von den Worten der Sprache zu den Charakteren der reinen Wissenschaft, insbesondere zu

³⁵³ Siehe S. 399f.

den Symbolen der Logik und der Mathematik fort, so scheint uns hier gewissermaßen ein luftleerer Raum zu umfassen.” (Cassirer 1997b: 398)

Hier haben wir gleichsam das Fazit der Cassirerschen Sprachphilosophie, worin deutlich wird, dass die *Sprachen* und ihre einzelsprachlichen Weltbilder als funktionale Momente der Entwicklung des *langage* als *Lingua universalis* angesehen werden, wobei selbst letztere dann im Telos der Logosgenese aufgeht, oder, wenn man so will, untergeht.

Dass Cassirer, wie eingangs erwähnt wurde, häufig als Vertreter der Weltbildthese ‘pauschal’ mit Weisgerber in eine Linie gestellt wurde, lässt sich wohl zumeist auf eine mangelnde Kenntnis der Schriften Cassirers zurückführen. Aber selbst Spezialisten ihres Fachs, wie etwa Werlen bezüglich der Thematik des sprachlichen Relativismus, verkennen oft die Gewichtung der Funktionen von *langage* und *langues* bei Cassirer. Werlen lässt diesen Unterschied bei Cassirer in systematischer Hinsicht unberücksichtigt (vgl. Werlen 1989: 104f.; 2002a: 276ff.). Selbst Göller klärt dieses Verhältnis nicht befriedigend. Obwohl er erkennt, dass sich Cassirer für die Unterschiede der einzelsprachlichen Weltbilder nicht interessiert (Göller 1986: 56), impliziert er des öfteren eine unhinterfragte Gleichsetzung von *Sprache* und *Sprachen* durch Wendungen wie “die Sprache [...] d.h. eine jede Einzelsprache” (ebd. 48, [mehrfach]). Eine diesbezügliche *Problematisierung* fehlt auch in anderen systematischen Darstellungen der Position Cassirers (z.B. Neumann 1981; Kniesche 1992). Meiner Ansicht nach gänzlich unzutreffend ist die These Lennebergs (1954/55), dass Cassirer den sprachlichen Weltbildgedanken in späten Schriften ganz aufgegeben habe.

(ii) Nach Cassirer ist *Sprache* eine *symbolische Form unter anderen*. Cassirer bestimmt den Begriff der symbolischen Form extensional allerdings nicht eindeutig. Systematisch behandelt werden in den drei Bänden der Philosophie der symbolischen Formen nur *Sprache*, *Mythos* und *Wissenschaft* als symbolische Formen. Allerdings finden sich hier in einzelnen Passagen wichtige grundsätzliche Bemerkungen zu den weiteren symbolischen Formen *Kunst* und *Religion*. In seinem späten Werk *An Essay on Man* behandelt Cassirer in jeweiligen kurzen Kapiteln neben diesen fünf symbolischen Formen noch zusätzlich die *Geschichte*. Hinweise darauf, dass Cassirer auch *Recht*, *Wirtschaft*, *Technik*, *Ethik*, *Moral* als symbolische Formen in Betracht gezogen hat, beruhen nicht auf systematischen Ausführungen, sondern auf vereinzelt

Erwähnungen, die sich in Cassirers Gesamtwerk finden lassen.³⁵⁴ In systematischer Hinsicht betrifft die Thematik der multiplen symbolischen Formen die Frage, ob es neben Sprache andere Formen der Wirklichkeitskonstitution gibt und welchen Status *Sprache* als symbolischer Form im Vergleich zu diesen anderen zukommt. Diese Frage ist auch zentral für Weisgerbers Cassirer-Rezeption.

Cassirer hat den Begriff der symbolischen Form auch intensional nie eindeutig geklärt. In der Regel verwendet er diesen Begriff so, dass symbolische Formen *Systeme* sind, die als Matrix für eine je spezifische Organisation oder Ordnung von Syntheseleistungen dienen, d.h. sie sind *funktionale Ordnungssysteme*. Jede symbolische Form hat ein eigenes inneres Ordnungsprinzip, weshalb Cassirer auch behauptet, dass jede symbolische Form eine eigene "innere Form" (Cassirer 1997a: 12) aufweise. Anlass für unterschiedliche Interpretationen gibt der Begriff der symbolischen Form besonders deshalb, weil Cassirer einerseits nahelegt, dass eine jede symbolische Form sich als eigenes Ordnungssystem durch alle Entwicklungsstadien des objektiven Geistes hindurch als Konstante durchhält, andererseits aber die symbolischen Formen *als solche* auch als *Phasen* (bes. Cassirer 1990: 345) in diesem Prozess bezeichnet, demzufolge also bestimmte symbolische Formen nur ein beschränktes temporäres 'Dasein' hätten, so dass sie in andere symbolische Formen übergehen, wie es ja auch die Überlegungen zum Verhältnis von *Sprache* und *reiner Wissenschaft* nahelegten. Cassirers Position lässt sich aber auch so deuten, dass beide Interpretationsansätze ihr eigenes Recht haben. Dies sei kurz erläutert.

Bezüglich der phasenunabhängigen, zeitenthobenen Signifikanz der symbolischen Formen scheint sich Cassirer im ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* an Kants drei Kritiken zu orientieren:

"Das mathematisch-naturwissenschaftliche Sein erschöpft in seiner idealistischen Fassung und Deutung nicht alle Wirklichkeit, weil in ihm bei weitem nicht alle Wirksamkeit des Geistes und seiner Spontaneität befaßt ist. In dem intelligiblen Reich der Freiheit, dessen Grundgesetz die Kritik der praktischen Vernunft entwickelt, in dem Reich der Kunst und im Reich der organischen Naturformen, wie es sich in der Kritik der ästhetischen und der teleologischen Urteilskraft darstellt, tritt je eine neue Seite dieser Wirklichkeit heraus. Diese allmähliche Entfaltung des kritisch-idealistischen Begriffs der Wirklichkeit und des kritisch-idealistischen Begriffs des Geistes gehört zu den eigentümlichen Zügen des Kantischen Denkens und ist geradezu in einer Art Stilgesetz dieses Denkens begründet." (Cassirer 1997a: 10)

³⁵⁴ Vgl. Göller (1986: 30) und die dort angegebenen Hinweise.

In Analogie zu Kants drei Kritiken müsste man also davon ausgehen, dass bestimmte symbolische Formen nicht primär auf *theoretische Erkenntnis* ausgerichtete Syntheseleistungen organisieren, sondern ebenso gut auch auf Belange der praktischen Vernunft bzw. der ästhetischen Urteilskraft zentriert sein können. Bestätigung für diese Perspektive bieten auch andere Textstellen aus dem ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* (Cassirer 1997a: 9, 14, 24) und besonders eine Stelle aus dem späten *An Essay on Man*:

“Die Wissenschaft gibt uns Ordnung im Denken; die Moral gibt uns Ordnung im Handeln; die Kunst gibt uns Ordnung in der Auffassung der sichtbaren, greifbaren und hörbaren Erscheinungen.” (Cassirer 1990: 257)

Zudem betont Cassirer, dass die Erkenntnis “nur eine einzelne Art der Formgebung darstellt” (Cassirer 1997a: 8), die erst zusammen mit allen anderen symbolischen Formgebungen den eigentlichen, übergreifenden Weltbegriff (ebd. 7) schaffe, der nicht als Fixierbares, als Resultat der Gestaltung der Welt vorliege, sondern als Aufgabe und Telos, als Gestaltung *zur* Welt begriffen werden müsse (ebd. 10ff.; ebenso Cassirer 1990: 337). “Die Kritik der Vernunft”, so Cassirer, wird zu einer “Kritik der Kultur” (Cassirer 1997a: 11). Die Begriffe *Kultur* oder *objektiver Geist* dienen Cassirer als Oberbegriffe für die symbolischen Formen ebenso wie die drei ‘Stämme’ der Vernunft, denen sich die symbolischen Formen zuordnen lassen.

Entscheidend ist aber nun, und dies wird in der Forschung zu Cassirer nicht ausreichend beachtet, dass die symbolischen Formen an der Gestaltung mehrerer Vernunftstämme *zugleich* beteiligt sein können. Wenn eine bestimmte symbolische Form hinsichtlich *eines* Vernunftstamms als überwundene Phase gelten kann, so heißt das noch nicht, dass sie es auch in Hinsicht auf einen anderen Vernunftstamm ist. Zu dieser Hypothese, dass jede symbolische Form in sich bezüglich ihrer Leistung hinsichtlich der Vernunftstämme eine Mehrdimensionalität aufweist, tritt eine zweite Mehrdimensionalität in Konkurrenz, insofern ein jedes Phänomen von unterschiedlichen symbolischen Formen ‘behandelt’, d.h. auf je spezifische Weise integriert, geordnet und aufgefasst werden kann. Diese zweite Form der Mehrdimensionalität fasst Cassirer mit Hilfe seiner These von der Modalität der Erfassung bestimmter Phänomene bzw. Phänomenrelationen:

“Bezeichnen wir etwa schematisch die verschiedenen Relationsarten – wie die Relation des Raumes, der Zeit, der Kausalität usf. – als $R_1, R_2, R_3 \dots$, so gehört zu jeder noch ein besonderer «Index der Modalität» $\mu_1, \mu_2, \mu_3 \dots$, der angibt, innerhalb welches Funktions- und Bedeutungszusammenhangs sie zu nehmen ist. Denn jeder dieser Bedeutungszusammenhänge, die Sprache wie die wissenschaftliche Erkenntnis, die Kunst wie der Mythos, besitzt sein eigenes konstitutives Prinzip, das allen besonderen Gestaltungen in ihm gleichsam sein Siegel aufdrückt.” (ebd. 31)

So wird nach Cassirer etwa das Phänomen des Raumes oder das der Zeit in der Kunst (Cassirer erwähnt den ‘ästhetischen’ Raum in Malerei und Architektur, die Zeit als Rhythmus, Metrik in der Musik (ebd. 30; vgl. auch Cassirer 1990: 221, 226)) nach anderen Ordnungsprinzipien als denen der wissenschaftlich-theoretischen Erkenntnis erfasst. Andererseits aber besitzen die jeweiligen symbolischen Formen kein starres eindimensionales, d.h. *nur* ästhetisches oder *nur* theoretisches Ordnungsprinzip, sondern ‘arbeiten’ selbst auf mehrdimensionale Weise. Dies wird besonders deutlich in Cassirers Bemerkungen zur Funktion und Arbeitsweise der symbolischen Form des Mythos. In *theoretischer* Hinsicht scheint der Mythos nicht mehr als nur eine Vorstufe des sprachlich sich entwickelnden abstrakten Denkens zu sein, auf der noch keine Unterscheidung von Dingen und Eigenschaften gelingt (Cassirer 1997b: 72), das Denken noch nicht zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu unterscheiden vermag und nicht zur Ebene der Darstellung durchdringen kann (ebd. 80). In *praktischer* Hinsicht aber, und zwar gerade *wegen* seines Defizienzmerkmals in theoretischer Hinsicht, dass das ‘Sein’ immer nur in der Form des *Du*, des Subjekts gegenübertreten kann und die Ebene des abstrakten *Es* nicht erreicht wird, erweist sich dieses Organisationsmerkmal gerade als Vorteil, und zwar “als jene Form des Wissens, in der sich uns die Wirklichkeit, nicht sowohl von Gegenständen der Natur, als vielmehr von anderen «Subjekten» erschließt” (ebd. 93). Aus diesem Grunde sei es auch falsch, wenn man die symbolischen Formen des Mythos und der Sprache auseinander ableiten wolle, denn dies komme einer “Nivellierung, einer Aufhebung ihres eigentümlichen Gehaltes gleich.” (Cassirer 1997c: 80). Diese Schlussfolgerungen werden meiner Ansicht nach auch durch das folgende Zitat bestätigt:

“Mögen sie [die symbolischen Formen; B.S.] alle im Aufbau der geistigen Wirklichkeit als Organe zusammenwirken – so hat doch jedes dieser Organe seine eigentümliche Funktion und Leistung. Und es entsteht die Aufgabe, diese Leistungen nicht bloß in ihrem einfachen Nebeneinander zu

beschreiben, sondern sie in ihrem Ineinander zu verstehen, sie in ihrer relativen Abhängigkeit wie in ihrer relativen Selbständigkeit zu begreifen.“ (ebd. 79f.)

Dies könnte man durchaus so verstehen, dass jede symbolische Form sozusagen ein *prototypisches* Ordnungsverfahren besitzt, auf dieses aber eben nicht festgelegt ist. Im Prinzip müsste man sogar damit rechnen, dass die Prototypizität historisch wandelbar ist. Leider hat Cassirer diese Frage nicht systematisch geklärt, sie auch nicht systematisch bei der intensiven Auseinandersetzung mit Sprache und Mythos berücksichtigt, sondern es bei den angeführten Hinweisen belassen, die aber meiner Ansicht nach ein ausreichendes argumentatives Potenzial besitzen, um systematisch berücksichtigt werden zu können. *Sprache* und *Wissenschaft* wären in dieser Hinsicht prototypisch auf die Organisation und Entwicklung der theoretischen Erkenntnis zentriert, aber nicht auf diese Leistung beschränkt. Dazu passt auch folgendes Zitat:

“ [...] beide [Sprache und wissenschaftliche Erkenntnis; B.S.] stehen **in erster Linie** im Dienste der rein theoretischen Objektivierung: sie bauen die Welt des »Logos«, als gedachten und gesprochenen Logos, aus.“ (Cassirer 1997b: 79; Hervorhebung durch Dickdruck von B.S.)

Zu korrigieren und zu präzisieren wäre damit die in der Cassirer-Rezeption oft vertretene Ansicht, dass der symbolischen Form der Sprache eine Sonderrolle zukomme, da sie alle anderen symbolischen Formen umfasse (Göller 1986: 14, 48, 55; Werlen 1989: 104; Gadamer 1990: 408) bzw. dass es *nur einen einzigen* phänomenologischen Entwicklungsprozess gebe, der vom Mythos über die Sprache zur reinen Wissenschaft führe (Friedman 2004: 140). Ebenfalls unpräzise, da nur auf den Bereich der theoretischen Erkenntnis bezogen, ist Göllers Gegenüberstellung eines theoretischen und eines “natürlichen” (Göller 1986: 31, 45) Weltbegriffs bei Cassirer und die Folgerung, dass es in jeder symbolischen Form um Erkenntnis bzw. die Aufstellung eines Erkenntnisanspruchs gehe (ebd. 46). Die Frage, inwiefern die von uns diagnostizierte Prototypizität bei Cassirer von derjenigen Weisgerbers differiert, wird im folgenden Unterkapitel (3.2.2.1.2.) behandelt.

(iii) Als letzter wesentlicher Gesichtspunkt, der bei einer differenzierten Abgrenzung der Positionen Cassirers und Weisgerbers zu beachten ist, soll nun noch untersucht werden, wie Cassirer den Aspekt der Transzendentalität in seiner Philosophie der symbolischen Formen berücksichtigt. Um zu verstehen, an welcher Diskursstelle und in welcher Funktion *Transzendentalität* in Cassirers Philosophie ins Spiel kommt,

ist es notwendig, auf die Basisvoraussetzung von Cassirers Philosophie zurückzukommen, an der Cassirer seit seiner frühen wichtigen Schrift *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* von 1910 (Cassirer 1974) immer festgehalten hat: dem Primat des Funktions- vor dem Substanzbegriff. Ein jedes ‘Etwas’, sei es Empfindung, Wahrnehmung, Ding, Gegenstand, Anschauung, Begriff ist für uns nur ein solches, d.h. kann von uns nur erfahren oder erkannt werden, wenn es als Glied oder Moment einer Synthesisleistung fungiert. Die Ansicht oder Behauptung, etwas bestehe oder existiere schon als solches vor einer jeglichen Synthesisleistung, wird als Irrmeinung einer dogmatischen Metaphysik verworfen. Auch *Ich* und *Welt*, *Subjekt* und *Objekt* entstehen als solche, als ‘Entitäten’, erst dadurch, dass sie in ein Verhältnis gesetzt werden. Alle ‘Substanzen’ sind symbolisch fixierte “Gewebe von Relationen” (Cassirer 1993: 18), die sobald sie fixiert sind, sogleich und mit absoluter Notwendigkeit neue Relationen eingehen.³⁵⁵ Dass jede Gegenstandserfahrung auf und in einer Verhältnissetzung beruht und auch eine solche ist, ist nach Cassirer auch der entscheidende Erkenntnisfortschritt – die kopernikanische Wende –, den wir Kant zu verdanken haben (Cassirer 1997b: 13, 367; 1923: 123), der aber – mit Ausnahme Humboldts³⁵⁶ – in der Nachfolge Kants nicht in seiner wesentlichen Bedeutung berücksichtigt wurde.

Auf der Basis dieser grundlegenden Übereinstimmung weicht Cassirer aber in einem entscheidenden Punkt von Kant ab. In einer Radikalisierung des Prinzips der Verhältnissetzung gibt es für Cassirer keine “formlose Masse von Eindrücken” (Cassirer 1997b: 11), weder von Empfindungen (Cassirer 1997a: 149) noch von Wahrnehmungseindrücken (Cassirer 1997b: 11, 13; 1997c: 212), sondern diese sind in “Grund- und Urformen” (Cassirer 1997b: 11) der Synthesis immer schon in sich vermittelt, und zwar schon auf einer sozusagen vorbegrifflichen Stufe, d.h. die beiden Vermögen der Anschauung und des Verstandes sind nun nicht mehr wie bei Kant die notwendigen und unverzichtbaren Agenten der Synthesis, sondern Synthesis kann auch ohne die spontane Leistung des Verstandes vollzogen werden.³⁵⁷ Aus dem Arsenal der

³⁵⁵ Dieses Grundprinzip, das 1910 (Cassirer 1974) noch für den begrenzten Rahmen der naturwissenschaftlich-mathematischen Erkenntnis aufgestellt und begründet wird, dient Cassirer in der Folge (ab 1913) für eine breite Auseinandersetzung mit zeitgenössischen erkenntnistheoretischen Ansätzen (Cassirer 1993: 1-154) und fungiert in allen späteren Werken als die Basisvoraussetzung von Cassirers Philosophie (vgl. u.a. Cassirer 1997a: 11, 24ff., 40f.; 1997b: 13ff.; 1995: 121ff.; 1990: 110).

³⁵⁶ Cassirers früher Aufsatz zu Kants Präsenz in Humboldts Sprachphilosophie (Cassirer 1923) betont denn auch durch den gesamten Text hindurch, dass Humboldt den Aspekt der Synthesis im Kantischen Sinne in seinem eigentlichen Sinne verstanden und auf die Sprache übertragen habe.

³⁵⁷ Dass in diesem Aspekt der entscheidende Unterschied nicht nur zu Kant, sondern auch zum Neukantianismus liegt, betonen auch Friedman (2004: 107) und Göller (1986: 108f.). Insbesondere mit der Marburger Schule des Neukantianismus (Cohen und Natorp) gemein hat Cassirer den allgemeinen Anspruch, Kants drei Kritiken der Vernunft in einer einheitlichen kritischen Kulturphilosophie zu ‘synthetisieren’ (vgl. Göller 1986: 21ff.). Selbst Cassirers Primat des Funktionsbegriffs wird etwa von Natorp (vgl. ebd. 23) oder auch von Hönigswald positiv aufgenommen. Eine vorbegriffliche Vorstrukturiertheit von Wahrnehmungseindrücken ist aber für die Neukantianer undenkbar. Göller hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass das entscheidende Motiv dafür, dass sich Cassirer

Kantischen Vermögen wählt Cassirer die Einbildungskraft als verantwortlichen Agenten dieser vorbegrifflichen Synthesisleistungen (ebd. 12). Dieses Theorem bringt die gesamte architektonische Struktur des Kantschen transzendentalen Argumentationszusammenhangs zum Einsturz und ebnet den Weg für den Primat des Genetischen in Cassirers Philosophie. Sowohl die Anschauungsformen von Raum und Zeit als auch die reinen Verstandesbegriffe als auch der Ichbegriff entwickeln sich erst relativ spät im Verlauf einer allgemeinen Genese des menschlichen Selbst- und Weltverständnisses und beruhen auf ursprünglicheren vorbegrifflichen Syntheseleistungen.

Kant greift demzufolge einerseits zu weit, andererseits zu kurz. Seine Reflexionen auf die transzendentalen Bedingungen von Erfahrung gehen unhinterfragt von einem 'Zustand' der Erkenntnisvermögen von Anschauung und Verstand aus, der nach Ansicht Cassirers nur einer bestimmten Phase ihrer genetischen Entwicklung entspricht. Eine metrisch-homogene Raum- und Zeitanschauung ist nach Cassirer einerseits erst Ergebnis einer mühsamen, historisch sich vollziehenden Logosgenese, der Kant immer schon voraus ist, andererseits weist die Tendenz besonders der mathematisch-naturwissenschaftlichen Entwicklung von unsere dreidimensionale natürliche Anschauung überschreitenden, begrifflich entwickelten 'unanschaulichen' neuen Raum- und Zeitkonzepten darauf hin, dass die Logosgenese noch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten hat, die auf eine Loslösung von den uns möglichen Formen der Anschauung hindeutet und einen Aufstieg in einen Bereich perspektiviert, hinter dem Kant insofern zurückbleibt, als hier die Synthesisleistungen sich nur noch an pur Abstraktem vollziehen.³⁵⁸

Der Einbezug des genetischen Moments heißt für Cassirer jedoch nicht, dass damit die Idee von Transzendentalität aufgegeben werden muss. Die Genese des Logos, oder allgemeiner: des objektiven Geistes, soll nach Cassirer nicht als psychologische, sondern als "transcendental[e]" (Cassirer 1923: 120) verstanden werden, deren Transzendentalität uns jedoch nicht einfachhin zugänglich ist, sondern sich vielmehr im

vornehmlich auf die Analyse der symbolischen Formen von Sprache und Mythos (die gegenüber dem Neukantianismus vollkommen neue Untersuchungsbereiche darstellten) konzentrierte, darin lag, dass gerade hier auf vorbegrifflicher Ebene die Begriffsgenese ihren Ort hat (ebd. 109).

³⁵⁸ Wir wollen hier nicht die müßige Frage stellen, wer Recht hat, Cassirer oder Kant. Vom Standpunkt Kants aus kann natürlich zu bedenken gegeben werden, dass es Kant, was die projektierte mögliche Entwicklung der Logosgenese angeht, um die Bedingung der Möglichkeit menschlicher Erfahrung geht, und andererseits ein bestimmter konstatierbarer empirisch-historischer Zustand des menschlichen Anschauungs- und Begriffsvermögens noch nichts darüber aussagt, ob nicht auch in einer frühen Phase der Logosgenese ein Bezug auf homogen-metrische Raum- und Zeiterfahrung für die Konstitution von Erfahrung vorausgesetzt werden muss, auch wenn dieser Bezug dem entsprechenden 'archaisch' synthetisierenden Bewusstsein de facto nicht präsent gewesen sein mag.

Prozess der Genese fortschreitend mehr und mehr offenbart.³⁵⁹ Nach Cassirer ist es Humboldts Verdienst, insbesondere hinsichtlich der Sprache die genetische Entwicklung bzw. Selbstentfaltung der Transzendentalität des objektiven Geistes erkannt zu haben (ebd. 120, 127). Die Einsicht in die transzendentalen Bedingungen unserer Erkenntnis stellt für Cassirer eine *Aufgabe* dar (ebd. 105), die sich an der *regulativen* Idee von Transzendentalität auszurichten hat (Cassirer 1997b: 560; 1923: 106). Auch eine allgemeine Reflexion auf die *Geltungsbedingungen* von Erkenntnis ist deswegen nur asymptotisch und im Prinzip niemals abschließbar zu erreichen.³⁶⁰ In einer Hegelschen Denkfigur wird Transzendentalität von Cassirer zugleich an die *Totalität* der Synthesisleistungen gebunden, insofern sie sich erst *in* ihnen, d.h. in Vermittlung mit dem Prinzip der Immanenz zu offenbaren vermag (Cassirer 1997b: 560). Transzendentalität erweist sich somit selbst auch wieder dem Primat der Funktion unterworfen, insofern sie nur in funktionalem Verhältnis zu Immanenz offenbarungsfähig ist. So wird auch Cassirers Satz “Das Symbolische ist vielmehr Immanenz und Transzendenz in Einem” (Cassirer 1997b: 450) verständlich. Die Analyse der Bedingungen der Möglichkeit von Objektivität und Allgemeingültigkeit der “Gestalten” (ebd. 67) des objektiven Geistes ist für Cassirer deshalb nur als nie abschließbare “rekonstruktive Analyse” (ebd.) zu leisten, die methodisch in immer zu wiederholendem Neuansatz in doppelter Richtung zu verlaufen habe, vom *terminus a quo* zum *terminus ad quem* und von diesem wieder zurück (ebd. 63-67).

Eine möglicherweise zweite Differenz zu Kants Verständnis von Transzendentalität lässt sich meiner Ansicht nach im Horizont der jetzt besprochenen ersten und grundsätzlichen Differenz verstehen. Cassirer hat mehrfach betont, dass die allgemeine Erkenntnistheorie nicht nur die Erkenntnis im engeren Sinne der begrifflichen wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern alle Grundformen des *Weltverstehens* zu berücksichtigen habe (Cassirer 1997a: V). Mit dem *weiteren* Begriff des *Verstehens* meint Cassirer die nicht primär auf Erkenntnis ausgerichteten Synthesisleistungen, wie sie etwa in den symbolischen Formen der Kunst oder Religion vollzogen werden. In diesem Zusammenhang fordert Cassirer eine “prinzipielle[n] Erweiterung” (Cassirer 1997a: V) der Erkenntnistheorie bzw. dass “die «transzendente Frage» in einem umfassenderen Sinne zu stellen” (Cassirer 1997b: 18) sei. Dies besagt aber nur, dass *alle* Synthesisleistungen, vorbegriffliche wie begriffliche,

³⁵⁹ Vgl. in diesem Sinne auch schon die frühe Schrift Cassirers von 1913 (Cassirer 1993: 21f.).

³⁶⁰ Wenn Cassirer, wie wir zuvor sahen, dennoch des öfteren von abschließbaren, endgültigen Erkenntnissen spricht, so dürfte dies streng genommen nur als Annäherung an ein regulatives Ideal gemeint sein können.

erkenntniszentrierte wie ethisch-praktisch und ästhetisch orientierte in ihrer Totalität und unaufhebbaren Verflochtenheit an der Totalität des objektiven Geistes partizipieren bzw. sie genetisch konstruieren, und somit auch als Ganzes in ihrer zu rekonstruierenden transzendentalen Funktionalität zu berücksichtigen sind.³⁶¹ Es besagt meiner Ansicht nach nicht, dass jede symbolische Form sozusagen ein relatives Apriori darstelle, welches in Konkurrenz zu den anderen relativen Apriori der anderen symbolischen Formen trete, wie es u.a. Roeder (1994: 162) nahelegt. Transzendentalität ist vielmehr nach Cassirer eine regulative Idee, welcher zufolge die Totalität der Synthesisleistungen durch eine allumfassende transzendente Gesetzmäßigkeit bestimmt ist. In diesem Sinne gibt es für Cassirer nur *ein* absolutes Apriori, welches als regulative Idee anzusetzen ist, und nicht mehrere relative Apriori.

3.2.2.1.2. Weisgerbers Cassirer-Rezeption

Das von manchen gefällte Urteil, dass Weisgerbers Cassirer-Rezeption oberflächlich sei³⁶², ist meiner Ansicht nach verfehlt. Weisgerber selbst hat immer wieder betont (u.a. Weisgerber 1961b: 34; 1973a: 115; 1974c: 16f.), dass die Lektüre des Sprachbandes der *Philosophie der symbolischen Formen* wohl die wichtigsten Anregungen für die Ausarbeitung seines eigenen Standpunktes gegeben habe. Obwohl er dabei besonders hervorhebt, dass Cassirer ihm die Augen für Humboldts Sprachphilosophie geöffnet habe, hat er sich auch direkt mit Cassirers eigener Position auseinandergesetzt. Diese Auseinandersetzung geschieht fast ausschließlich in der Zeit vor 1934, wobei sich hier drei 'Etappen' markieren lassen: (i) die frühe Rezeption in der Habilschrift, (ii) die Zeit des versuchten Dialogs im Anschluss an die Habilschrift, (iii) die zweite ausführlichere Rezeption 1933.

³⁶¹ Ein weiteres Mal sei darauf hingewiesen, dass die Frage, ob Cassirer hier gegenüber Kant Recht zu geben sei, wohl nie endgültig zu 'lösen' ist. Exemplarisch und dementsprechend auch umstritten (vgl. u.a. Kniesches Kritik an Göller (Kniesche 1992: 549)) ist Göllers Cassirer-Lektüre vom Standpunkt Kants aus. Folgerichtig lehnt Göller in allen wesentlichen Punkten alles Unkantische an Cassirer ab. Ausgehend von der Überzeugung, dass alles Verstehen *auch* Erkenntnis sei (Göller 1986: 34) und dass Sprache für das Verstehen / die Erkenntnis aller Synthesisleistungen der anderen symbolischen Formen notwendig sei, gelangt Göller zur Schlussfolgerung, dass Sprache keine symbolische Form neben anderen, sondern die eigentlich universale symbolische Form sei (ebd. 49, 53, 122, 125). Wollte man die sprachliche Erkenntnisleistung aber geltungskritisch legitimieren, so müsse dafür auf Geltungsbedingungen reflektiert werden, die aller empirischen Entwicklung enthoben seien. Abgelehnt wird demzufolge der Cassirersche Ansatz einer genetischen Entwicklung von Anschauungsformen und Begriffen, denen fälschlicherweise transzendentaler Status verliehen werde (ebd. 115, 127f.). Die aufgeführten Mängel an Cassirer ließen sich nach Göller dann eben nur dadurch beheben, dass Kants Kritik der reinen Vernunft sozusagen auf Sprache appliziert wird. An Cassirer richtet Göller den posthumen Appell, es "hätte [sein; B.S.] Thema sein müssen", wie sich aus der geltungsnoematischen Struktur des Urteils die Struktur des sprachlichen Ausdrucks ableiten lasse (ebd. 132), wie sprachliche Synthesis nach den "universellen Methoden der Logik" (ebd. 131) erfolge, wie sich die "methodische Kontrolle der (natürlichen) Sprache" (ebd. 133) geltungskritisch rechtfertigen und durchführen lasse etc. Ein solcherart Kantisch bereinigter Cassirer wäre dann aber auch eben kein Cassirer mehr.

³⁶² P. Hartmann (1959: 108) behauptet in einer kurzen Anmerkung, Weisgerber habe nur die ersten Seiten des Sprachbandes der *Philosophie der symbolischen Formen* zur Kenntnis genommen. Roeder (1994: 157, 186) lässt Weisgerbers Cassirer-Rezeption erst 1929 beginnen, weiß also um einen Großteil derselben gar nichts, Ehlers, der Weisgerbers Habilschrift kennt, bemängelt (wie noch gezeigt werden soll, zu Unrecht), dass Weisgerber Cassirer nur vorstelle, nicht aber kritisch befrage (Ehlers 2000: 59).

(i) Die Auseinandersetzung mit Cassirer in der Habilschrift bezieht sich auf dessen ein Jahr zuvor erschienenen ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen*, in dem Cassirer seine sprachphilosophischen Thesen zur *Sprache* als symbolischer Form erstmals präsentierte. Dass die Lektüre Cassirers für Weisgerber besonders wichtig war, sieht man, ganz unabhängig von den erwähnten Selbstzeugnissen Weisgerbers, daran, dass der gesamte dritte und letzte Teil (Teil C) der Habilschrift mit der Überschrift “Kulturelle und erkenntnistheoretische Grundlagen: die Sprache im Rahmen der Gesamtkultur” (Weisgerber 1924: 150-200) am Leitfaden der Philosophie Cassirers entwickelt wird. Wie Weisgerber später mitteilt, hatte die Lektüre Cassirers eine Art Erkenntnisschub bewirkt, der “weder dem eigenen Nachdenken” (Weisgerber 1961: 34) noch Schriften anderer Autoren gelungen sei. Die Habilschrift selbst, ursprünglich als Untersuchung zum Thema “Sprachwandel als Kulturwandel” (vgl. ebd.) geplant, erhielt auf Drängen des ‘Doktorvaters’ F. Sommer einen neuen Titel, der der Konzentration auf die erkenntnistheoretische Problematik Rechnung tragen sollte.

Besagter Teil C der Habilschrift stellt zunächst in gedrängter, synthetischer Form das Konzept der Cassirerschen Philosophie der symbolischen Formen vor. Aus dieser ‘Einführung in Cassirer’ ergibt sich, dass Weisgerber mit Cassirer in folgenden Punkten übereinstimmt:

- (1) Das sprachliche Symbol *konstituiert* unsere Wahrnehmung, unsere Anschauung und Begriffsbildung (Weisgerber 1924: 160).
- (2) Das sprachliche Symbol fixiert bzw. repräsentiert eine Synthesisleistung und dient damit als *Fixpunkt* im Prozess der *Genese* von Anschauungsformen und Begriffen (ebd. 158ff.).³⁶³ Weisgerber stellt hierbei die spezifisch Cassirersche ‘Auswahl’ der Kategorien, d.h. auch die Neueinführung der Zahl als begriffliche gefasste Anschauung, nicht in Frage (ebd. 165).
- (3) Die Ansetzung von Kunst, Mythos, Religion etc. als symbolischer Formen wird nicht in Frage gestellt.

Die Kritik an Cassirer wird sehr vorsichtig formuliert, sie wird als zu erwägender Einwand vorgebracht und wird begründet. Dabei rekurriert Weisgerber auch auf

³⁶³ Interessant ist, dass Weisgerber, der ja eigentlich das Phänomen des Sprachwandels thematisieren wollte, die These von der Sprachgenese, die bei Cassirer zwar von der historischen Entwicklung von Einzelsprachen abgekoppelt werden soll, dennoch aber, als generelle Entwicklung von *langage*, die Verbindung zu dieser historischen Entwicklung weder ganz abstreifen kann noch will, nicht vom Standpunkt der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft hinterfragt. Eine solche Kritik hatte 1924 H. F. J. Junker in der Streitberg-Festschrift präsentiert (Junker 1924: 13ff.), und Weisgerber musste sie kennen, da er in seiner Habilschrift auf genau diesen Aufsatz referiert (vgl. Weisgerber 1924: 2).

Cassirer-Stellen, die seine eigene Ansicht zu stützen vermögen.³⁶⁴ Die kritischen Einwände betreffen zwei Aspekte, erstens das Verhältnis der symbolischen Form der Sprache zu den anderen symbolischen Formen, zweitens das Verhältnis der symbolischen Form der Sprache zu derjenigen der Wissenschaft.

(1) Wie viele andere Cassirer-Interpreten nach ihm betont auch Weisgerber, dass Sprache bei Cassirer an allen anderen symbolischen Formen mitbeteiligt sei (ebd. 162, 164). Cassirer selbst betone, dass Sprache "Mitte und Vermittlung zwischen der theoretischen und ästhetischen Weltbetrachtung" (ebd. 164; Cassirer 1997a: 273) sei. Da Sprache bei allen Synthesisleistungen anderer symbolischer Formen die erste und am systematischsten mitbeteiligte symbolische Form sei, so sei "ihre vergleichende Erforschung die wesentlichste Vorbedingung aller Semiologie" (Weisgerber 1924: 164). Weisgerber möchte nicht so weit gehen zu behaupten, dass die anderen symbolischen Formen aus Sprache entstanden seien und räumt zudem ein, "selbstverständlich findet bei diesen Wechselwirkungen [zwischen den symbolischen Formen] auch eine Beeinflussung der Sprache statt" (ebd. 164). Hier wird also wieder einmal deutlich, dass Weisgerber Sprache als Erkenntnisform unter anderen und mit diesen in Wechselwirkung stehend fasst, wobei aber der Sprache eine *prototypische* Zentralfunktion zukommt.

(2) Die Abtrennung der symbolischen Form der Wissenschaft von der Sprache ist nach Weisgerber zumindest sehr fragwürdig. Es gebe keine nicht-sprachlich arbeitende Wissenschaft, selbst die Operation mit abstrakten Symbolen etwa in Mathematik oder Chemie sei lediglich als "technische Weiterentwicklung" (ebd. 163) zu begreifen, die, wenn sie intellektuell verarbeitet werden soll, an Sprache gebunden bleibe. Cassirer betone selbst, dass die Verbindung des rein begrifflichen, wissenschaftlichen Denkens zu seinen sprachlichen Wurzeln nie aufgehoben werde, da jedes spätere Moment der logischen Genese die früheren Momente mit einschließe (ebd. 163; Cassirer 1997a: 280). Zudem gibt Weisgerber zu bedenken, dass Cassirer die Fortwirkung der nicht rein intellektuellen Momente von Sprache unterschätzt. All unserer Begriffsbildung liege eine in jeder Einzelsprache anders vollzogene Fixierung von *Empfindungen* zugrunde, die als Grundtönung selbst in abstraktester Begriffsbildung noch vorhanden sei und nie ganz abgestreift werden könne (ebd. 171). Desweiteren fügt Weisgerber der Cassirerschen Distinktion von qualifizierender

³⁶⁴ Ein Grund mehr, dass die Behauptung von der oberflächlichen Cassirer-Rezeption Weisgerbers als ungerechtfertigt zurückgewiesen werden muss.

(merkmalsorientierter) und klassifikatorischer Begriffsbildung (durch ‘Reihenbegriffe’) noch die Begriffsbildung durch *Situationsbegriffe* (Weisgerber nennt das Wort *Regen* als Beispiel (ebd. 174)) hinzu, mit deren Hilfe wir weder Merkmale aussondern noch klassifizieren, sondern bestimmte *Wahrnehmungskomplexe* (etwa komplexe Bewegungsabläufe) fixieren, die entscheidenden Einfluss auf den Fortgang abstrakterer Begriffsbildung haben. Darüberhinaus würden diese symbolischen Fixierungen von Empfindungs- und Wahrnehmungskomplexen noch sprachlicher ‘Deklation’ zugänglich, indem die einmal entstandene Fixierung sich über die *Wortarten* (ebd. 176) verbreiten kann (so kann zum Beispiel das Substantiv *Regen*, welches für sich schon Substanz oder Prozess ‘bedeuten’ kann, auch verbal gefasst werden etc.).³⁶⁵ Weisgerber zieht aus diesen vorgebrachten Argumenten den Schluss, dass die Postulierung eines Gebiets und damit auch einer symbolischen Form der reinen Wissenschaft eines zuvor durchgeführten, im Prinzip alle Einzelsprachen umgreifenden ‘universalen’ Sprachvergleichs bedürfte (ebd. 180), und korrigiert damit die idealistische Position Cassirers in dieser Frage durch Humboldts Forderung nach einem universellen Sprachvergleich. Die vorschnelle Annahme des sich selbst als ‘kritisch’ verstehenden Idealismus Cassirers, dass eine ‘sprachfreie’ reine Wissenschaft möglich sei, droht Weisgerber zufolge ohne eine vorgeschobene universale Sprachkontrastivik unkritisch zu werden, indem sie im idealistischen Eifer bestrebt ist, nicht nur die sinnlichen Wurzeln des Intelligiblen frühzeitig abzuschneiden, sondern auch dort zu konformieren, wo Differenzen noch (oder vielleicht immer) ein Recht auf Berücksichtigung haben.

(ii) Wie schon erwähnt wurde, hatte Weisgerber den 1926 erschienenen Text (Weisgerber 1926) seiner am 28.5.1925 gehaltenen Antrittsvorlesung Cassirer zugeschickt, worauf dieser sich per Postkarte bedankte und “Konvergenz in der Frage der Einzelwissenschaften” feststellte. Schon hier deutet sich an, dass Cassirer Weisgerber dem Bereich der Einzelwissenschaften zuordnet, ihn aber nicht als Diskussionspartner bezüglich der übergreifenden philosophischen Position wahrnimmt. Dies kann man Cassirer aber auch nicht vorwerfen, denn die Habilschrift bleibt unveröffentlicht und Weisgerber publiziert, wie es analog schon bezüglich der Saussure-Rezeption festzustellen war, keine systematische Stellungnahme mehr zu Cassirers Ansatz als ganzem. Vielmehr finden sich einzelne Argumentationsstränge der

³⁶⁵ Auch hier liefert Weisgerber ein seine Argumentation stützendes Zitat aus Cassirers Text, der die Bedeutung der Wortarten für die Begriffsbildung herausstreicht (Cassirer 1997a: 237, in Weisgerbers Exemplar der Erstausgabe 231).

Habilschrift über eine Reihe von Weisgerbers Veröffentlichungen verteilt.³⁶⁶ Im April 1931 nahm dann Weisgerber, ebenso wie Bühler und Cassirer, am XII. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie an Cassirers Hamburger Universität teil. Wie der von Cassirer verfasste Arbeitsbericht zur Sektion *Sprachpsychologie* (Cassirer 1995: 152-156) zeigt, wurde Weisgerber, obwohl er in seinem Beitrag (Weisgerber 1932c) den Vorrang des Sprachvergleichs vor psychologisch orientierten Untersuchungsrichtungen sehr allgemein zu erweisen sucht, nur als Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft wahrgenommen (vgl. Cassirer 1995: 154f.). Weiterhin geht aus dem Arbeitsbericht hervor, dass Bühler von Cassirer mit sehr viel mehr Aufmerksamkeit bedacht wurde als Weisgerber. Bühler hatte nicht nur die Leitung der Kongresssektion *Sprachpsychologie* übernommen (ebd. 152). Sein Diskussionsbeitrag erscheint zudem direkt im Anschluss an die Position Weisgerbers mit der Behauptung, dass die “Ordnung der Empfindungen nicht durch die Sprache bestimmt wird” (ebd. 155). Dieser Weisgerber diametral entgegengesetzten Auffassung folgt zwar ein ‘Statement’ Cassirers, das Weisgerber implizit Recht gibt, explizit scheint aber, dem Arbeitsbericht und damit der Wahrnehmung Cassirers folgend, diese grundlegende Meinungsverschiedenheit nicht mehr weiter diskutiert worden zu sein. Cassirers Sympathie für Bühler scheint die Motivation dafür gewesen zu sein, Weisgerbers Position nicht die Resonanz zu geben, die aus sachlichen Gründen eigentlich erwartbar gewesen wäre.

(iii) 1933 nimmt Weisgerber dann noch einmal ausführlicher Stellung zur Frage des Verhältnisses von *Sprache* zu den anderen Cassirerschen symbolischen Formen. Die Auseinandersetzung findet sich im ersten Teil der längeren Schrift *Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur* (Weisgerber 1933c), dem im Gegensatz zum zweiten Teil noch nicht der Druck anzumerken ist, zu den Fragen von Rasse und Gemeinschaft dezidiert Stellung zu beziehen. Cassirers³⁶⁷ Position wird meiner Ansicht nach in Konzentration auf die sachlichen Fragen diskutiert. Dabei behält Weisgerber die Strategie bei, zu erweisen, dass Sprache an den symbolischen Formen des Mythos (ebd.

³⁶⁶ Schon 1926 wird Sprache, sicher in Anlehnung an Cassirer, als “funktionale Realität” (Weisgerber 1926: 242, sogar in Sperrdruck hervorgehoben) bezeichnet, und weitere kurze Fußnotenverweise auf Cassirers Begriff des Symbols und seine Funktion folgen (ebd. 246f.). In *Muttersprache und Geistesbildung* (Weisgerber 1929b) finden sich zwar wieder einige zustimmende Verweise auf Cassirer (seine wichtige Leistung allgemein, ebd. 5, die Funktion des Symbols / Zeichens, ebd. 36, der Zahlbegriff, ebd. 74, die innere Sprachform, ebd. 86) sowie eine eineinhalbseitige knappe Stellungnahme zu den zentralen Differenzen, der Rolle der Sprache im Verhältnis zu den anderen symbolischen Formen und speziell zur symbolischen Form der reinen Wissenschaft (ebd. 110f.), diese werden aber nicht mehr im Stil der Habilschrift ausführlich begründet. Zudem handelt es sich beim knappen, 9-zeiligen Einwand zur symbolischen Form der Kunst (ihr fehle das Kennzeichen des Gemeinschaftlichen) um keine begründete Auseinandersetzung mit Cassirer mehr, sondern um die thesenartige Proklamation bzw. bloße Anzeige des eigenen Standpunkts. Weitere sporadische Verweise finden sich z.B. in Weisgerber (1930d: 64; 1931c: 446).

³⁶⁷ Cassirer ist 1933, im Jahr der Veröffentlichung dieser Schrift, nach England emigriert.

27ff.), der Wissenschaft (ebd. 51ff.) und der Kunst (ebd. 78f.) mitbeteiligt ist. Interessant ist jedoch, dass Weisgerber bezüglich des Mythos einräumt, dass in dieser symbolischen Form die “Wirksamkeit anderer Erkenntniskräfte” (ebd. 49) angenommen werden müsse, die nicht auf rein sprachliche Bedingtheit reduzierbar seien, sondern von der spezifischen Eigendynamik der jeweiligen mythischen, religiösen bzw. mystischen Denkweisen geprägt seien. Ebenso wird hinsichtlich der symbolischen Form der Kunst betont, dass keine Bedenken bestünden “die Selbständigkeit der künstlerischen Erkenntnis anzuerkennen” (ebd. 78). Hinsichtlich des Verhältnisses von Sprache zu wissenschaftlicher Erkenntnis behält Weisgerber seine Position der Habilschrift bei und präsentiert nochmals den Einwand, dass Cassirer den allen Begriffen inhärenten Gefühls- und Empfindungsmomenten zu wenig Gewicht beimesse (ebd. 52f.).

Nach 1945 finden sich in Weisgerbers Schriften zwar immer wieder Verweise auf Cassirer, bei denen aber Cassirers Position in der Regel nicht mehr diskutiert wird, bis auf – meiner Kenntnis nach – eine Ausnahme (Weisgerber 1950b: 234f., 239, 243ff.), die aber keine neuen Argumente vorlegt.

Angesichts der Ergebnisse der vorgelegten Diskussion der Cassirer-Rezeption Weisgerbers ist deren Darstellung durch Roeder (1994: 157-194) nicht haltbar. Ausgehend von der falschen Ansicht, dass Weisgerber die ‘relativen Apriori’ der anderen symbolischen Formen durch “ein absolutes Apriori der Sprache” (ebd. 185) ersetzt habe³⁶⁸, meint Roeder, wieder in Unkenntnis Weisgerbers, dass auch die tief humanistische Idee einer “harmonische[n] (sprachliche[n]) Einheit der Menschheit” (ebd. 178) bei diesem ganz fehle. Während Cassirers Sprachphilosophie das Individuum, seine Freiheit und Autonomie im Umgang mit Welt zum beherrschenden Prinzip habe³⁶⁹ (ebd. 174), gehe es Weisgerber um die Eingliederung des Menschen in volkliches Leben (ebd. 169). Dieses Argument wird dann durch entsprechend breite Zitierung von kompromittierenden Aussagen Weisgerbers zur Zeit des Naziregimes soweit gestützt, dass die Dichotomie – hier der rassistisch-expansionistisch orientierte Weisgerber, dort der humanistisch orientierte Cassirer (ebd. 184) – die Berücksichtigung möglicher Gemeinsamkeiten von vornherein blockiert.

³⁶⁸ Im Anschluss an Roeder schlagen auch Tomus, Knobloch und, wie schon erwähnt, J. Roth die gleiche Taste an. Tomus meint, dass der wichtige Unterschied Cassirers zu den “«völkischen»” (Tomus 2004: 95) Sprachphilosophen darin bestehe, dass bei Cassirer Sprache nicht die einzige apriorische Form der Apperzeption sei und zudem eine Überwindung des sprachlichen Weltbildes vorgesehen sei, Knobloch betont, dass bei Cassirer Sprache “kein semantisches Gefängnis ohne Ausbruchsmöglichkeit wie Weisgerbers «Muttersprache»” (Knobloch 2000: 149) sei.

³⁶⁹ Wie wir sahen, ist Cassirers Sprachphilosophie sicher nicht als Hervorhebung des Standpunktes des Individuums zu verstehen, weswegen auch diese Ansicht stark ideologisch zugeschnitten ist.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass Weisgerbers Position sich dadurch von derjenigen Cassirers abgrenzt, dass einerseits der Sprache im Verhältnis zu den anderen symbolischen Formen ein stärkeres *prototypisches* Gewicht verliehen wird, wobei aber nicht negiert wird, dass es andere Erkenntnisformen gibt und dass diese auch einen Einfluss auf Sprache haben. Der wesentliche Unterschied betrifft aber das Verhältnis von Sprache zur symbolischen Form der reinen Wissenschaft, da im Unterschied zur *langage-* oder *hyperlangue-*zentrierten Auffassung Cassirers bei Weisgerber die *langues* und ihr Vergleich in erkenntnistheoretischer Hinsicht *methodischen Primat* behalten. Da schon der universelle Sprachvergleich eine Art unendliche, unabschließbare Aufgabe darstellt, rückt das regulative Ideal einer universalen Spracheinsicht und damit das Moment der (endgültigen) Wahrheitsfindung in einen wissenschaftspraktisch fernen Bereich, während Cassirer sich von der Entwicklung der Logik und speziell der Mathematik und Naturwissenschaften eine Operationalisierung dieses Ideals verspricht.

3.2.2.2. *Weisgerber und Hönigswald*

Hönigswald ist auch heute noch einer der weniger bekannten (vielen unbekannt) Philosophen, so dass man die Frage nach dem *quid juris* seiner Berücksichtigung in dieser Arbeit eher als bei anderen Philosophen erwartet. Zwei Gründe lassen sich für die Besprechung der Bezüge zwischen Weisgerber und Hönigswald vorab angeben: Zum einen hat Weisgerber des öfteren Hönigswalds sprachphilosophischen Ansatz als seinem sehr nahestehend gekennzeichnet, zum anderen hat Hönigswald sich intensiv mit Cassirer (und dieser mit ihm) auseinandergesetzt. Zudem verbindet Cassirer und Hönigswald das charakteristische Merkmal, dass beide einerseits sehr stark dem Neukantianismus³⁷⁰ verbunden waren, andererseits aber in wesentlichen Punkten von diesem abwichen.

Von den biographischen Daten ist in unserem Zusammenhang zu erwähnen, dass Hönigswald (geb. 1875), ein Jahr jünger als Cassirer, der gleichen Generation wie Cassirer angehörte³⁷¹, wie dieser jüdischer Abstammung war, ab 1916 als außerordentlicher und ab 1919 als ordentlicher Professor in Breslau lehrte, 1930 von Breslau nach München berufen und 1933 von den Nazis zwangsweise in den Ruhestand

³⁷⁰ Wenn hier von *dem* Neukantianismus die Rede ist, so ist klar, dass diese etikettierende Verwendung differenzierungsbedürftig wäre, zumindest hinsichtlich der beiden bekannten neukantianischen Schulen. Für unsere Belange ist diese Differenzierung nicht notwendig, sie würde zu weitab führen. Zur Einordnung Hönigswalds in diesem Sinne vgl. u.a. Ollig (1979: 88-93).

³⁷¹ Zur Erinnerung: Weisgerber wurde 1899 geboren.

versetzt wurde.³⁷² Hönigswald veröffentlichte danach noch einige Artikel und Monographien im Ausland, unter anderem sein umfangreiches Werk *Philosophie und Sprache*. Im Rahmen der Judenpogrome wurde er 1938 von den Nazis verhaftet und ins Konzentrationslager Dachau deportiert. Durch Unterstützung von Freunden gelang Hönigswald 1939 die Flucht in die Vereinigten Staaten. Dort konnte er allerdings akademisch nicht mehr Fuß fassen. Hönigswald starb kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs 1947 in New Haven.

Vor der Nazidiktatur einer der renommiertesten deutschsprachigen Philosophen, war Hönigswald nach dem Krieg nahezu vergessen. Trotz einer heute wieder stärkeren Beachtung³⁷³ ist sein Bekanntheitsgrad immer noch recht beschränkt. Obwohl dieser Bruch in der Hönigswald-Rezeption in allererster Linie den historisch-politischen Umständen zuzuschreiben ist, erschwert sicherlich auch der fast schon hermetische, schwer verständliche Denkstil Hönigswalds einen Zugang zu ihm. Einerseits als besonders scharfsinniger, brillanter Denker angesehen³⁷⁴, stößt sich die Rezeption am enigmatischen und auf den ersten Blick paradoxen Argumentationsverfahren Hönigswalds.

Diese scheinbare Paradoxie ergibt sich allerdings erst im Nachvollzug der Argumentationen Hönigswalds. Ihr Ausgangspunkt entspricht, wie Wolandt zutreffend feststellt, noch ganz den neukantianischen Forderungen, dass Philosophie im vollen Sinne Wissenschaft bleiben müsse, dass sie ihre Probleme nicht anders als in einem durchgängig bestimmten System zu entfalten habe und dass in der Selbstbegründung der Philosophie der Erkenntnistheorie der Primat gebühre (vgl. Wolandt 1973: 56). Ebenso wie Cassirer erweitert Hönigswald aber die Gesamtgrundlegung der Philosophie um Dimensionen, die von den Neukantianern unberücksichtigt geblieben waren bzw. nicht als Bereiche für Geltungsgrundlegungen angesehen worden waren, wie etwa Sprache, Psychologie und Pädagogik. Man müsste sogar noch hinzufügen, dass es im Prinzip für Hönigswald *keinen* Wissenschaften zugänglichen gegenständlichen *Bereich* gibt, der nicht in gleichermaßen grundlegender Weise zur Gesamtgrundlegung der Philosophie beiträgt. Ebenso wie Cassirer setzt sich Hönigswald den Anspruch, eine

³⁷² Mitverantwortlich an Hönigswalds Entfernung aus dem Amt war auch Heidegger, der eines von drei Negativgutachten zu Hönigswald verfasst hatte. Weiteres hierzu bei Vahland (1995) und Rockmore (1997: 171-179).

³⁷³ Besonders dank der Bemühungen Wolandts, Schmied-Kowarziks und Orths.

³⁷⁴ Vgl. dazu etwa Gadammers Urteil zu den "glänzend geschriebenen Bücher[n]" (Gadamer 1962: 156) Hönigswalds. Gadamer hatte im übrigen drei Semester bei Hönigswald studiert und eine Vorlesung Hönigswalds Wort für Wort stenografiert (Grondin 1997: 162). Selbst Heideggers vernichtendes Gutachten bescheinigt Hönigswald "Scharfsinn", der aber mit dem Attribut "besonders gefährlich" (zit. nach Vahland 1995: 1147) belegt wird.

umfassende Kulturtheorie zu entwerfen, die die Konzentration des Blicks auf die drei Kantischen Stämme der Vernunft als perspektivische Verengung auffasst.

Alle Ausführungen Hönigswalds kreisen dabei auf abstraktester und fundamentalster Ebene um die beiden Pole, die in terminologischer Variation als *Subjekt* und *Objekt*, als *Ich-Bestimmtheit* und *Ist-Bestimmtheit*, als *Monadologie* und *Theorie der Gegenständlichkeit* bezeichnet werden, wobei schon jetzt darauf hingewiesen werden muss, dass nicht nur der Begriff der *Gegenständlichkeit* bei Hönigswald als noch abstrakterer ‘Dach’begriff fungieren kann, als logische Quelle und Bedingung der Möglichkeit des Auseintretens von Subjekt und Objekt (u.a. Hönigswald 1997: 18), sondern auch der der *Monas*, die die Funktion der Bedingung der Möglichkeit für Gegenständlichkeit einnehmen kann (ebd. 135). Die Korrelation dieser beiden Pole wird bei Hönigswald, wie an der Wendung *Bedingung der Möglichkeit* ersichtlich wird, an das methodische Element der transzendentalen Bedingungsstruktur geknüpft, in dem Sinne etwa, dass jegliche Ich-Bestimmtheit nur möglich ist, wenn es Ist-Bestimmtheit gibt und umgekehrt, dass es den Begriff des Subjekts nur geben kann, wenn es den des Objekts gibt und umgekehrt. Dieses Moment der transzendentalen wechselseitigen Bedingtheit macht dann auch die *Geltung* eines jeden Moments *und* ihres funktionalen Bezugs aus. Auf diesem Kern eines abstrakten Gefüges von Geltungsrelationen, von Bedingungsgefügen, die um die Pole von *Gegenständlichkeit* und *Monas* kreisen, ruht nun das gesamte Gebäude von Argumentationen, die sich in ihrer inhaltlichen Reichweite auf alle Gebiete des Gegenständlichen und seines Erkennens erstrecken können. Jegliche Problementfaltung in Hönigswalds Schriften muss unter diesen Vorzeichen gelesen werden, und alle Problementfaltungen in ihrer *Gesamtheit* entfalten sich zum *System der Philosophie*, welches nicht wie etwa bei Hegel oder auch bei Cassirer als genetisch-logisch sich selbstentfaltendes gesehen wird, sondern im Grunde in seiner Gesamtheit schon da ist und ‘nur’ der analytischen Detektion des ihn tragenden Bedingungsgefüges bedarf. In diesem Sinne ist die Kennzeichnung von Hönigswalds Ansatz als “transzendentalanalytische[n] Korrelations-Dialektik” (Schmied-Kowarzik in Hönigswald 1997: LII) eine meiner Ansicht nach äußerst treffende Bezeichnung für Hönigswalds philosophischen Ansatz, in der alle wesentlichen Grundvoraussetzungen von Hönigswalds Denkansatz aufgenommen sind.

In zwei wesentlichen Punkten weicht Hönigswald von Cassirers Position ab. Zum einen hält Hönigswald trotz aller Betonung der Relationalität auch in späten

Schriften in methodischer Hinsicht an der Bedeutung des *Substanzbegriffs* fest, d.h. an der Rechtmäßigkeit der Ansetzung *für sich* bestehender Elemente jeweiliger dialektischer Korrelationsbeziehungen. Zum anderen spielt das Moment der genetischen Entwicklung, etwa das der sich in Geschichte vollziehenden Logosgenese bei Cassirer, für Hönigswald keine entscheidende Rolle, im Gegensatz, alle Betrachtungen zu *Geschichte* bzw. zum Moment der Entwicklung *per se* werden in letzter Instanz immer wieder ihres dynamischen Moments beraubt, indem sie in konstanter und geradezu persistenter Reflexion auf die ‘hinter’ ihnen liegenden, ‘transzendentalen’ Geltungs- bzw. Bedingungsstrukturen befragt werden. Dies zeitigt, besonders hinsichtlich der Frage nach der Funktion von Sprache, weitaus größere Differenzen zwischen beiden Ansätzen, als Cassirer selbst wahrhaben wollte.³⁷⁵

In einer Art virtuoser Korrelationsdialektik *fordern sich* bei Hönigswald nicht nur alle Wesenselemente von Sprache *gegenseitig*, sondern darüberhinaus auch *Sprache* und *Natur*, *Sprache* und *Gegenständlichkeit*. In diesem Systemgeflecht gleichwesentlicher *Bedingungsstrukturen* finden alle Erscheinungsweisen von Sprache, Sprache als *langue*, als *langage*, als *parole*, als *intersubjektive Verständigung* ihren Platz. Die Konzentration auf die jeweiligen transzendentalen Bedingungsstrukturen führt dann dazu, dass die weiteren ‘Systemplätze’, die das *Individuum* als Monas, die *Pluralität der Individuen* als Monaden, die *Gemeinschaft* als Monade von Monaden auf Subjektseite, die *Gegenstände* und *referierten Sinnbestimmtheiten* auf Objektseite einnehmen, als *gleichursprüngliche Voraussetzungsinstanzen* betrachtet werden. Damit gibt es keinen identifizierbaren *einzelnen* Agenten einer Wirklichkeitskonstitution mehr, sondern alle beteiligten Agenten, Sprache, Ich und Gegenständlichkeit, sind *zusammen*, aufgrund ihrer notwendigen transzendentalen gegenseitigen Verwiesenheit, verantwortlich für die Konstitution von Wirklichkeit. Die wesentlichsten Bedingungsrelationen der zirkelhaften Bedingungsstruktur in diesem *Sprache, Ich* und

³⁷⁵ Die gegenseitige Rezeption der beiden Philosophen zeugt von respektvoller Hochschätzung der jeweiligen Leistung des anderen und erstreckt sich über einen langen Zeitraum. Die wichtigen Stationen dieser wechselseitigen Rezeptionsgeschichte seien hier kurz skizziert. 1909 wendet sich Cassirer, noch vor der Publikation seiner wichtigen frühen ‘Programmschrift’ *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* (Cassirer 1974) gegen Hönigswalds These, dass angenommen werden müsse, dass Gegenstände außerhalb aller Beziehung zur Erkenntnis stünden, und ihnen eine reale Existenz unabhängig von unserer Erkenntnis zugesprochen werden müsse (Cassirer 1909: 95). 1912 bespricht Hönigswald in einer längeren Rezension Cassirers *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, und beharrt hierbei auf der unverzichtbaren methodologischen Funktion des *Substanzbegriffs* (Hönigswald 1912: bes. 2885-2902). Cassirer meint aber 1913 schon feststellen zu können, dass Hönigswald mittlerweile *de facto*, d.h. in der Art seines Argumentationsverfahrens, die wesentliche Bedeutung bzw. den eigentlichen Vorrang des Funktionsbegriffs vor dem Substanzbegriff eingesehen habe (Cassirer 1993: 23ff.). Auch nach Erscheinen des ersten wirklich resonanzträchtigen Werks Hönigswalds, der *Einführung in die Denkpsychologie* (erste Auflage 1921 als Typoskript), das erst 1925 in zweiter Auflage allgemein zugänglich wurde, sieht Cassirer in Hönigswald einen der ganz wenigen zeitgenössischen ‘Mitstreiter’ seiner Philosophie des Primats der Funktion (Cassirer 1993: 92-97). Hönigswald hält aber auch in späteren Schriften weiterhin, und zwar in explizitem Verweis auf Cassirer, daran fest, dass der Substanzbegriff gegenüber dem Funktionsbegriff sein methodisches Eigenrecht bewahre (u.a. Hönigswald 1970 [1937]: 82ff.).

Gegenständlichkeit umgreifenden transzendentalen Hypersystem seien an einigen Textbeispielen dokumentiert:

- 1) *langue* und *parole* fordern sich gegenseitig, *parole* kann, wie bei Humboldt, *langue* verändern:

“Das Sprechen selbst, also das Sprechen in einer bestimmten Sprache, vollzieht sich immer schon im Zeichen einer unbeschränkten Vielheit möglicher Gesichtspunkte [...]. Die Sprache fordert solche Vielheit von vornherein schon [...] Jedenfalls erschließen sich dem Sprechenden an gegebenen Ausdrucksmöglichkeiten immer wieder neue Relationen, die sich dann unter besonderen geschichtlichen Umständen älteren gegenüber vergleichsweise stabilisieren können.” (Hönigswald 1970: 152f.)

- 2) *parole* und *intersubjektive Verständigung* sind Korrelatbegriffe, fordern sich gegenseitig:

“Man hat sich daran gewöhnt zu beklagen, daß die Sprache dem Tiefsten gegenüber, das die Seele bewegt, versage, daß sie die Menschen nicht sowohl verbinde als vielmehr trenne. Man übersieht dabei, daß die $\mu\upsilon\nu\acute{\alpha}\varsigma$ Voraussetzung aller Verständigung ist. Gerade die Unmöglichkeit, die «Iche» auszutauschen, gerade die Unüberschreitbarkeit, die Ineffabilität des «Individuums» gibt dem Begriff der Verständigung Sinn und Gehalt [...]. «Verständigung» liefert geradezu den Korrelatbegriff zu jener dimensionierten Einzigkeit, zur Unvertauschbarkeit des Ich.” (Hönigswald 1997: 238)

- 3) Die *langues* sind notwendig auf *langage* im Sinne einer *hyperlangue* bezogen :

“Die Sprache legt sich also, wir wiederholen es, nicht in die Vielzahl der «Sprachen» auseinander, sondern diese Vielzahl selbst, die einzigartige Tatsache dieser Vielzahl, *ist* recht eigentlich «die» Sprache. Nicht etwa als bildete diese die «Summe» der Sprachen; oder gar, als sei sie wie gesagt eine Sprache neben allen anderen. Sie erscheint vielmehr als ein Ausdruck für die Gemeinschaft aller Sprachen, eben als Sprachen, d.h. als Ausdruck für die Fülle der Beziehungen, die die Sprachen, weil sie Sprachen sind, miteinander verknüpfen.” (Hönigswald 1970: 135)

- 4) *Sprache* in all ihren Erscheinungsformen ist notwendig bezogen auf *Gegenständlichkeit*, wobei dieser Bezug zwar auch als *Referenzbezug*, aber

nicht *ausschließlich* als solcher konzipiert wird. Der Begriff der *Gegenständlichkeit* fordert den der prinzipiell möglichen *interlingualen Übersetzbarkeit* und damit sowohl den der *langues* als auch den des *langage* als *hyperlangue* und den der *intersubjektiven Verständigung*:

“Vor allem wird klar, wie auch der Erlebnisgegenstand als solcher erst durch seinen Bezug auf den Begriff der Objektivität überhaupt bedingt ist, wie auch ihn die Bedingungen des von der Tatsache des Erlebenseins unabhängigen Gegenstandes, des Gegenstandes im eigentlichen Sinne, beherrschen. Denn nur in Rücksicht auf die Möglichkeiten seines Gebrauchs im Dienste der Bestimmung des Gegenstandes (in diesem eigentlichen Sinne), nur im Hinblick auf sein Verhältnis zu dem Begriff der Wahrheit ist auch Erlebtes (Sinn, Wortbedeutung) Gegenstand;” (Hönigswald 1965: 271)

“Ich «weiß» um mich, wenn ich um den Gegenstand weiß, ich bestimme ihn «mir» und damit im Prinzip auch jedem «anderen». Der Gegenstand ist grundsätzlich *verständigungsbezogen*; und sofern er auch in der Verständigung, was seinem Begriff gemäß ist, beharrt: *sprachbezogen*.” (Hönigswald 1997: 237f.)

“Und ebenso besagt natürlich der Satz, daß kein Sinnbestand denkbar ist, vor dem eine Sprache prinzipiell haltzumachen hätte, daß mithin jede in jede andere auch «übersetzbar» sein müsse, das genaue Gegenteil dessen, daß die eine sich nach der anderen Sprache zu «richten» habe. [...] Es können also vollständig heterogene, inkommensurable, ja schlechthin auseinanderstrebende Umstände sein, kraft deren sich die Sprachen als übersetzbar erweisen; es kann auch hinsichtlich der Gliederung der jeweils in Betracht kommenden Mittel zwischen ihnen *völlige* Diskrepanz bestehen; sie können aber als Sprachen ihren gemeinsamen Gegenstandsbezug, d.h. ihre intermonadische Funktion und damit auch ihre Übersetzbarkeit ineinander grundsätzlich nie verleugnen.” (Hönigswald 1970: 139)

Es verwundert kaum, dass natürlich auch die Sprachen als *langues* bzw. die *langue* als *Muttersprache* bei Hönigswald ihren Platz im System der wesentlichen Bedingungen finden. In einigen Passagen finden wir Äußerungen, die in dieser Form auch von Weisgerber stammen könnten:

“Die Muttersprache ist die Sprache, in die man, wie der Ausdruck lautet, «hereingeboren» wird. Wir dürfen diesen Ausdruck nunmehr methodisch abwandeln. Die Muttersprache stellt dasjenige Sprachindividuum dar, in dem die *μωύς*, zunächst ohne überhaupt um andere Sprachindividuen zu wissen, in diesem Sinne gleichsam «naturhaft», den Bedingungen sprachlicher Verständigung genügt. In

ihm trägt sie, so darf man sagen, der «primären» Zeichenhaftigkeit der Sprache Rechnung; d.h. in ihm präsentieren sich ihr die «Dinge». [...] Die «Muttersprache» kennzeichnet daher die Art, auf welche das sprechende Individuum sich überhaupt selbst, eben als Glied eines sprachlichen Verständigungsbezugs, einer sprachlichen Verständigungsgemeinschaft, erfaßt. In ihr ergreift es m.a.W. seine präsentielle Konstanz in der Gemeinschaft; durch sie gliedert es sich deren Ueberlieferung ein, wird es besser gesagt selbst zum Mitträger dieser Ueberlieferung und damit allererst mögliche «geschichtliche» Potenz. Denn in ihr «will» und «handelt» es auch, wie und weil es in ihr denkt.” (Hönigswald 1970: 184f.)

Hier – in diesem 1937 geschriebenen Text – haben wir sozusagen *in nuce* den ganzen Weisgerber vorliegen. Hönigswald setzt nun an dieser Analyse so an, dass er das Hineingeborenen in die Muttersprache als notwendigen logischen Ausgang zur Gewährleistung des eigenen Sprechens als muttersprachbezogen und zur Erlernung anderer Sprachen ansieht, und damit zur Bedingung des Eintritts in die *hyperlangue*bezogene Verständigung und die damit verbundene eigentliche Erkenntnis von Gegenständlichkeit (vgl. Hönigswald 1937: 265; 1970: 185). Nur unter Berücksichtigung der weitergehenden Bedingungskorrelationen wird die im Kontext des obigen Zitats geäußerte, in kurzer Andeutung verbleibende Kritik an Weisgerbers Ansatz verständlich:

“Man leugnete gelegentlich den Begriff «Muttersprache», weil er «nur Abstraktion», also kein «Ding» sei; und man behauptete wiederum ihr Recht als das eines «sozialen Objektgebildes». Beide Gesichtspunkte aber, sowohl der popularphilosophische Terminus «Ding» als auch das wissenschaftlich keineswegs fest umrissene «soziale Objektgebilde» dürfen nun, selbst wenn man dieses letztere als «Wirklichkeit in der Gesamtheit» für näher gekennzeichnet hielte ³⁷⁶, durch eine prinzipienwissenschaftliche Analyse für überholt gelten.” (Hönigswald 1970: 186)

Weisgerber hatte, vielleicht auch angeregt durch Hönigswalds Berufung nach München ³⁷⁷, diesem 1930 ein Exemplar seines Artikels ‘*Neuromantik*’ in der *Sprachwissenschaft* (Weisgerber 1930b) zugeschickt ³⁷⁸, wo er sich allerdings nicht mit Hönigswald selbst, sondern mit der Kritik von Funke auseinandergesetzt hatte. Hönigswalds Reaktion, obwohl im Grundton sehr freundlich, bleibt sehr reserviert und betont die außerordentlich schwierige philosophische Aufgabe, der Sprachwissenschaft ein philosophisches Komplement als “Theorie des Urteiles und des Begriffes oder der

³⁷⁶ Hier wird im Text per Fußnote auf Weisgerbers *Muttersprache und Geistesbildung* (Weisgerber 1929b) verwiesen.

³⁷⁷ Wo Weisgerber schon 1921 ein Semester bei Voßler studiert hatte, der nun Hönigswalds Kollege war.

³⁷⁸ Dies geht aus dem Brief Hönigswalds an Weisgerber (Hönigswald 1930) hervor, den ich im Weisgerber-Archiv gefunden habe. Auch in diesem Fall Dank an Herrn Dr. Bernhard Lauer, der mir als Leiter des Archivs freundlicherweise eine Kopie dieses Briefes gestattete.

Methode” (ebd. 1) an die Seite zu stellen. Dies lieferte Hönigswald dann erst 1937 in *Philosophie und Sprache* (Hönigswald 1970). Dennoch ist das spätere Konzept in vielen Grundzügen auch schon in der zweiten Auflage der *Einführung in die Denkpsychologie* (Hönigswald 1965) von 1925 präsent. Ebenfalls 1930³⁷⁹ findet sich dann in Weisgerbers Artikel *Sprachwissenschaft und Philosophie zum Bedeutungsproblem* eine längere, sechs Seiten umfassende Auseinandersetzung mit Hönigswalds Bedeutungs begriff (Weisgerber 1930a: 39-45). Weisgerber stellt mit extensiven Zitatbelegen heraus, dass der Begriff *Bedeutung* bei Hönigswald sowohl “Gesetz des Erlebens, des Gestaltens, der Bestimmtheit des «Ich», der Möglichkeit objektiver Setzungen” (ebd. 42) und der “Möglichkeit des Wahrheitsbezugs” (ebd.) beinhalte. Zunächst noch als “Reichtum von inhaltlichen Bestimmungen” (ebd.) deklariert, hält Weisgerber dann einige Zeilen später mit allerdings immer noch vorsichtig formulierter Kritik nicht mehr zurück:

“«Bedeutung» als Strukturbeschaffenheit des Psychischen, als Strukturgesetzlichkeit des psychischen Geschehens, als «Definitionselement für alles Sinn- und Geltungsbezogene, sodann aber auch für Sinn und Geltung selbst» (s.o.) usw. zeigt bei aller Gemeinsamkeit so viele auseinanderstrebende Züge, daß der Begriff selbst dadurch übermäßig vielwertig wird.” (ebd.)

Nachdem sich Weisgerber in den auf dieses Zitat folgenden Seiten am Doppelbezug der Bedeutung, Bedingung der Möglichkeit für Erleben und ebenso für den Gegenständlichkeits- bzw. Wahrheitsbezug zu sein, sozusagen ‘die Zähne ausgebissen hat’, stellt er seine eigene Position dar:

“Der Sprachvergleichler wird in diesen grundlegenden Erörterungen unbedingt wieder die soziale Denkbestimmtheit und Denkgebundenheit vermissen, die sich aus dem sog. «Bedeutungsbereich» einer Sprache für eine ganze Sprachgemeinschaft ergibt. D.h. vor allem: «interindividuell» sein, mehr als «für mich» sein, ist in seiner bei weitem häufigsten Form nicht die Folge eines unmittelbaren «Wahrheitsbezuges», sondern zunächst nur möglich im Rahmen einer Sprachgemeinschaft, gemäß dem in der Sprache dieser Gemeinschaft niedergelegten Weltbild, das jeder Angehörige dieser Gemeinschaft mit der Spracherlernung von frühester Kindheit an übernimmt als für ihn «natürliches» Weltbild. Eine «Wortbedeutung» ist, hat Geltung, zweifellos unabhängig davon, ob sie mir gegenübergetreten war, aber dieses Sein, diese Geltung ist deshalb noch nicht allgemein, ist nicht «für mich und für jeden», sondern zunächst nur für den Bereich einer Sprachgemeinschaft, und erst so gesehen läßt sich die Frage nach dem «Wahrheit-Sein» in erneuter Vertiefung stellen.” (ebd. 45)

³⁷⁹ Ich vermute, erst *nach* der Veröffentlichung des Neuromantik-Artikels.

Die Tatsache, dass Weisgerber in vielen späteren Schriften immer wieder auf Hönigswald verweist (u.a. Weisgerber 1950b: 332; 1954a: 572; 1964b: 110) und dabei auch spätere Schriften zitiert, dass er zum Teil auch lange Zitate in affirmativer Intention präsentiert (u.a. Weisgerber 1950a: 13), dass er Ende 1933 die Schriften des mittlerweile aus dem Amt entfernten Hönigswald als “eindringlichste[n] Überlegungen über Natur und Grundlagen des Denkens” (Weisgerber 1933c: 85) und über den Begriff der Bedeutung bezeichnet, scheint darauf hinzudeuten, dass Weisgerber Hönigswald sehr schätzte, sich aber über den eigentlichen Ansatz Hönigswalds nicht recht Klarheit zu verschaffen wusste. Dies ist nicht weiter verwunderlich, da Hönigswalds Korrelationsdialektik selbst bei Einsicht in ihre reversiven Begründungsstrukturen immer wieder dazu verleitet, für partikuläre Argumentationsstrategien ‘benutzt’ zu werden, wohl auch aus dem Grund, dass sie durch die Konzeption eines holistischen Systems von Geltungsbezügen zur Rechtfertigung eines jeden Ansatzes herangezogen werden kann.³⁸⁰ So argumentiert etwa Tomus mit Hönigswald gegen Weisgerber, der Begriff *Sprache* sei bei Hönigswald kein Exklusionsbegriff, da er aus dem der Verständigung hergeleitet sei (Tomus 2004: 104). Nahegelegt wird hier, dass der Begriff der “interkulturelle[n] Kommunizierbarkeit” (ebd.) bei Hönigswald ein fundamentaleres Statut als der der Muttersprache habe. In ganz anderer Hinsicht unterliegt dieser Gefahr auch Orth, der (ähnlich wie Cassirer selbst) weitgehende Parallelen zwischen Hönigswald und Cassirer feststellt (Orth 1997: 49-72).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass Hönigswald ein sehr rares Konzept von Sprachphilosophie entwickelt hatte, in welchem die vier im Ausgang von Humboldt identifizierten Erscheinungsweisen von Sprache (*langage, langues, parole* und *intersubjektive Verständigung/Dialogizität*) scheinbar gleichberechtigt in ein System transzendentaler Bedingungsrelationen gestellt werden. Dieses System dialektisch aufeinander verweisender Geltungsbeziehungen lässt konsequenterweise jede Art von Unterschiedlichkeit in einer Art Mono-Logos abstrakter Geltungsrelationen aufgehen. Im Gegensatz zu Cassirer ist dieser Logos geschichtsenthoben. Obwohl alle Erscheinungsweisen von Sprache gleichermaßen in diesen dialektischen Mono-Logos hineinverweisen, gewinnt der Aspekt von Sprache als (*langage qua hyperlangue*) besonderes Gewicht, da er die Differenzen prismatisch in einem Begriff aufgehen lässt, der als Münze im Reich der transzendentalen Geltungsdiskussion einsetzbar ist, wie es

³⁸⁰ Vgl. dazu u.a. auch Orth (1997: 38) und Tomus (2004: 104), die beide die Gefahr der Allbegründbarkeit bzw. eines transzendentalen Geltungspositivismus bei Hönigswald sehen. So verstanden entbehrt auch Heideggers Kritik an Hönigswalds “leerlaufende[r] Dialektik” (vgl. Vahland 1995: 1147) in der Sache [!] nicht einer gewissen Berechtigung.

im schon zitierten Satz “Die Sprache legt sich also, wir wiederholen es, nicht in die Vielzahl der «Sprachen» auseinander, sondern diese Vielzahl selbst, die einzigartige Tatsache dieser Vielzahl, *ist* recht eigentlich «die» Sprache” (Hönigswald 1970: 135) besonders deutlich wird. *Hyperlangue* wird somit bei Hönigswald nicht wie bei Cassirer zum utopischen Ziel und zur Richtschnur einer geschichtlichen Entwicklung, sondern transzendentes Geltungsprinzip. Ein wesentlicher Kontrast nicht nur zu Weisgerber, sondern auch zu Cassirer und ebenso zu Humboldt besteht zudem darin, dass der in der heutigen analytischen Sprachphilosophie so wichtige Aspekt der (*internal*) *reality*, des außersprachlichen Status von Gegenständlichkeit bzw. die damit einhergehende Aufwertung des Referenzbezugs³⁸¹ bei Hönigswald nicht in strikter Abhängigkeit (von den Erscheinungsweisen) von Sprache gesehen wird. Mit einfachen Worten ausgedrückt: Gegenständlichkeit hat neben und ‘außerhalb’ von Sprache einen autonomen Status, sie bedingt Sprache ebenso wie sie durch Sprache bedingt wird. Obwohl Weisgerber, und hier steht er nicht allein da, Hönigswald vermutlich nicht in ganzem Umfang begriffen hatte, zeigen seine Einwände gegen ihn, dass er nicht dazu bereit war, den letzterwähnten Aspekt des Hönigswaldschen Ansatzes zu akzeptieren und ihm seinen Ansatz der ‘Hermeneutik der *langue*’ und ihrer im Humboldtschen Sinne approximativen Annäherung an Wahrheit über den Sprachvergleich entgegengesetzte.

3.2.2.3. Weisgerbers Herder-Rezeption

Schon eingangs dieses Kapitels wurde behauptet, dass sich Weisgerbers Herder-Rezeption auf der Grundlage seiner Cassirer-Rezeption besonders deutlich verstehen lässt. In systematischer Hinsicht hat dies damit zutun, dass Weisgerber Herder, wie schon Cassirer und Hönigswald, als Muttersprachapologeten liest, obwohl sie dem Aspekt der *hyperlangue* stärkeres (prototypisches) Gewicht beimessen als der Rolle der Muttersprache. Dies soll nun gezeigt werden. Dabei sollen (i) zunächst die Kernthesen von Herders sprachphilosophischem Ansatz herausgestellt werden, bevor dann (ii) die Herderrezeption Cassirers und Weisgerbers kritisch gesichtet wird.

(i) Für die Zwecke unserer Untersuchung reicht es aus, drei Schriften Herders zu berücksichtigen, die 1767/68 verfassten Fragmente *Über die neuere deutsche Literatur*

³⁸¹ Der Aspekt der Referenz wird in Kap. 3.2.3. im Zentrum der Diskussion stehen.

(Herder 1985a)³⁸², die 1770 verfasste und 1772 erstveröffentlichte *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (Herder 1985b) sowie die Schrift *Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft* (Herder 1988) von 1799. Während in den *Fragmenten* sprachphilosophische Thesen in exkursartigen ‘Rhapsodien’ und in feuilletonistischem Stil angesprochen werden, sind die zwei letztgenannten Schriften zwar eher dem Textgenre *Philosophische Untersuchung* zuzuordnen, behalten aber auch hier den feuilletonistischen Duktus bei. Aus diesem Grund werden nicht *alle* sprachphilosophisch relevanten Thesen von Herder in einem philosophischen Begründungsdiskurs zu legitimieren versucht. Dies stellt aber nicht in Abrede, dass seine Thesen für spätere sprachphilosophische Ansätze wichtig waren und einige ihrer grundlegenden Thesen in ihrer zentralen Aussage vorwegnahmen. Dies ist mit Blick auf Cassirer, Weisgerber und Humboldt bei folgenden Thesen der Fall:

1) Mit Hilfe sprachlich konstituierter künstlicher Symbole lernen wir denken, d.h. wird unser Denken allerst *bestimmtes Denken*.

Diese These lässt sich aus der berühmten Passage zum *Ursprung der Sprache* ableiten, in der Herder am Beispiel der Wahrnehmung des Schafes schildert, wie durch die Fixierung eines bestimmten Merkmals, bei Herder das “Blöcken” des Schafes (Herder 1985b: 723), der “Ozean von Empfindungen, der [...] alle Sinnen durchrauschet” (ebd.), angehalten und damit über das sprachliche Zeichen die Wiedererkennung von etwas, die Korrelation zweier Empfindungen mit einem einzigen ‘äußeren’ Etwas ermöglicht wird. Zu Recht wurde immer wieder darauf hingewiesen (u.a. Schmidt 1968: 56f.; Simon 1974: 23ff.), dass Sinnlichkeit, Verstand und Sprachvermögen bei Herder als einheitlicher Bedingungskomplex verstanden werden müssen, der für Herder zugleich als entscheidendes Wesensmerkmal des Menschen fungiert. Aufgrund seiner Fähigkeit zu Reflexion und *Besinnung* ist der Mensch – anders als das Tier – dazu in der Lage, Merkmale aus dem Fluss der Empfindungen herauszuheben, bedarf aber zu ihrer Kennzeichnung und damit auch zur Ausübung von Reflexion und Besinnung der *sinnlichen* Fixierung. Dies leisten die Worte, die einen Besinnungs‘inhalt’ *lautlich* fixieren. Die wechselseitige Bedingtheit von Sinnlichkeit und Verstand ist eine notwendig verschränkte, insofern es ohne Worte keine Besinnung,

³⁸² Die erste Ausgabe von 1767 ist in drei Sammlungen erschienen (Herder 1985a: 161-540), die zweite, umgearbeitete und verkürzte Auflage (ebd. 541-650) wurde von Herder 1768 verfasst, sie erschien aber erst nach seinem Tod (vgl. dazu den Kommentar in Herder, *Werke* Bd. 1, 1201ff.).

ohne Besinnung keine Worte gibt.³⁸³ In der späteren *Metakritik* an Kant stellt Herder dann folgerichtig auch die These auf, dass es keine apriorischen Anschauungsformen von Raum und Zeit gebe. Anschauungen sind sinnlich vollzogene Synthesisleistungen, die je und je ‘angefunden’, d.h. ‘sinnlich’ konstituiert (und dann sprachlich fixiert) werden:

“ [...] in unserer Sprache deutet dies Wort [*Anschauung*] selbst schon an, daß an dem Gegebenen als an einem nicht etwa nur *Gefundenen*, sondern sich nahe Gebrachten, also auf gewisse Weise sich *Angefundenen* die Seele Teil nehme. Wird diese dunkle Empfindung Apperzeption: so nennen wirs nicht Anschauen, sondern *Innewerden*.” (Herder 1998: 345)

Die weiteren Passagen der *Metakritik* entwickeln dann die zweite zentrale These Herders, die später auch von Cassirer vertreten wird:

2) Die Begriffe von Raum und Zeit entstehen erst allmählich in einem sprachgenetischen Prozess.

Raumerfahrung ist für Herder zunächst gebunden an die körperliche Erfahrung, dass der eigene Körper Raum besetzt oder ‘erfüllt’. Andere Raumstellen werden über die Korrelation an sprachlich fixierte Entitäten erfahren. Ähnlich wie Cassirer ist Herder der Überzeugung, dass Ortung der Dinge im Raum in einem langwährenden mühsamen Prozess mit Hilfe immer differenzierterer sprachlicher Mittel zur Bezeichnung räumlicher Verhältnisse erfolgte (ebd. 350ff.). Der abstrakte Raumbegriff sei allererst “geworden” (ebd. 354), er ist das Ergebnis einer vorherigen Sprachgenese.

Die an die Diskussion des Raumbegriffs sich anschließende des Zeitbegriffs beginnt dann schon mit der Überschrift: “*Genese des Begriffs der Zeit, nach Datis der menschlichen Natur und Sprache*” (ebd. 357). Mit Absicht werden hier zwei Quellen des Zeitbegriffs angeführt, die *menschliche Natur* und die *Sprache*. Sieht man näher hin, was Herder mit der ersten Quelle meint, so fühlt man sich fast an den frühen Heidegger erinnert. Zeiterfahrung entsteht im Umgang mit den Dingen unseres täglichen Lebens, in der Besorgung der immer wiederkehrenden Handlungen, sie ist geknüpft an unsere Praxis, unsere “Lebensweise” (ebd. 357), die das Aufmerken auf Tages-, Monats- und

³⁸³ Dies behauptet auch Simon, der hier die entscheidende (noch vor Kants *Kritik der reinen Vernunft* geäußerte) Position Herders gegenüber der Tradition sieht: “Wesentlich für Herders Position ist die Aufhebung der traditionellen Trennung zwischen Vernunft auf der einen und sinnlicher Kondition des Menschen auf der anderen Seite. [Bei Herder] wirken die dem Menschen eigene Sinnlichkeit [...], Besonnenheit und Sprachvermögen zusammen. Sie sind im Grunde dasselbe, denn nur in dieser Einheit sind sie nach Herder überhaupt denkbar.” (Simon 1974: 24ff.).

Jahreszeiten erfordert. In diesem Umgang mit seiner, wie Heidegger dann später sagen würde, ‘zuhandenen’ Welt und in der *Zeitigung* des Menschen selbst entsteht allererst der Zeitbegriff:

“Allerdings *ward* also mit dem Lauf der Zeiten und ihren Veränderungen dem Menschengeschlecht eine »Anschauung« der Zeit, nicht aber a priori, auch nicht zur metaphysischen Spekulation, sondern aus Bemerkungen, auf praktische Zwecke hinaus sehend. Den leisen Gang der Zeit, ihren nie zurückkehrenden Fortschritt, in großen Veränderungen ihren Wandel- und Kreisgang sollte der Mensch wahrnehmen, um sich darnach selbst zu *zeitigen*, d.i. ihm gleichförmig oder zuvorkommend zu leben.” (ebd. 358)³⁸⁴

Die Zeitverhältnisse, die im praktischen Umgang mit den Dingen dem Menschen aufgehen, an ihnen entstehen, verlangen dann, so könnte man Herders Argumentation rekonstruieren, nach sprachlicher Fixierung. Dem praktischen Umgang mit Welt entsprechend sind es nach Herder primär die “*Tat- und Leidensworte* (verba)” (ebd. 358), an denen Zeitverhältnisse markiert werden. Spätere Differenzierungen rekurren auf schon vorhandene sprachliche Mittel zur Ortsbezeichnung und schaffen sich im Laufe der Sprachentwicklung weitere Mittel wie Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen, um Zeitverhältnisse auszudrücken.

Der fortlaufende Text der *Metakritik* nimmt dann in der Folge eine Wendung, in der sich die bisher durchaus feststellbare Affinität zu Cassirers Thesen verliert. Herder konstruiert eigene metakritische Kategorientafeln, die letzten Endes am Leitfaden der Sinnesvermögen, insbesondere dem Sehen und Hören, erstellt werden. Ganz ‘uncassirerisch’ und natürlich auch ‘unkantisch’ avanciert bei Herder nun klar die physiologische Konstitution des Menschen zum Anhaltspunkt nicht nur seiner Raum- und Zeiterfahrung, sondern auch seiner Begriffsbildung und verdrängt die zuvor als elementare Quellen angegebenen Instanzen des Umgangs mit Welt und der Sprache ins zweite Glied. Aus zeitgeschichtlich späterer Perspektive erscheint diese Wende im Argumentationsgang der *Metakritik* als inkonsequent, da der in und durch Sprache sich herausbildende Konnex von Begrifflichkeit eine eigene Dimension darstellt, die in logischer Hinsicht keiner Kohärenzbeziehung zur Struktur der sinnlichen Wahrnehmung bedarf.

Die dritte These Herders sei etwas vorsichtig wie folgt formuliert:

³⁸⁴ Wie aus dem Zitat ersichtlich wird, hört die Parallele zu Heidegger dann aber schnell wieder auf, da Herder dann unwillkürlich doch den abstrakten Zeitbegriff als letzten Maßstab der *Zeitigung* ansetzt.

3) *Muttersprache* spielt eine wesentliche Rolle für die (von der Philosophie intendierte) Erkenntnis (von Wahrheit).

Bezüglich der ersten beiden Thesen war bisher noch unspezifisch von *Sprache* die Rede. Besonders in den *Fragmenten* vertritt Herder die spätere Weisgerbersche These, dass es die *Muttersprache* ist, die unser Denken prägt, und somit auch die Entstehung der abstrakten Begriffe von Raum und Zeit und die Symbolkonstitution schlechthin:

“Sie [die Muttersprache] druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir *mittelst Worte* in unsere Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten [...] in sie ist unsere Denkart gepflanzt und unsere Seele und Ohr und Organen der Sprache sind mit ihr gebildet [...]” (Herder 1985a: 407f.)

Da Herder in der *Metakritik* den Begriff des *Apriori* auf zeitlich-geschichtliche Vorgängigkeit beschränkt und den transzendentalen Aprioribegriff als widersinnig ablehnt,

“Im gemeinen Gebrauch bezieht sich das Wort a priori nur auf das *was folgt*; bloß in Beziehung hierauf heißt a priori: denn aus dem Leeren schließet sich nichts. Woher dies prius sei? ob eine *Erfahrung*, d.i. ein *inneres Datum* nach den Regeln meines Verstandes, oder ein *äußeres* nach Maßgabe meiner Sinne? wird damit nicht ausgemacht. Sich von sich selbst unabhängig zu machen, d.i. aus aller ursprünglichen, innern und äußern Erfahrung sich hinauszusetzen, von allem Empirischen frei über sich selbst sich *hinaus zu denken*, vermag niemand. Das wäre ein prius vor allem a priori; damit hörte, ehe sie anfang, die Menschenvernunft auf.” (Herder 1998: 324f.)

liegt der Schluss nahe, dass Herder, wie Schmidt behauptet, “«*Muttersprache*» als *faktisches Apriori jeder Vernunfttätigkeit*” (Schmidt 1968: 61) begreift. Zieht man andere Textstellen zu Rate, ist diese Behauptung aber zumindest zu relativieren, und zwar zunächst schon aufgrund der Tatsache, dass es Herder für möglich hält, muttersprachlich-unbewusste Differenzierungen ‘*philosophisch*’ zu erkennen und zu verdeutlichen:

“Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die *sinnlich klar* an den Worten kleben [...]. Wenn also eine philosophische Methode unserer Erziehung und Bildung

analogisch sein soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hilfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand leugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur *Definition* kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Teilbegriff, und da wir vorher bloß *unterschieden*, so fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden: so *erkennen* wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der *Merkmale* bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die *analytische*: diese muß notwendig die *Begriffe des gesunden Verstandes* zum Grunde legen, und von hier aus sich zu Höhen der abstrahierenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen *gegeben*; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkürliche Worterklärungen von *Raum, Zeit, Geist, Tugend* u.s.w. voraussetzen [...].” (Herder 1985a: 423f.)

Herder vertritt hier also Thesen, die scheinbar eine deutliche Affinität zu Weisgerbers Ansatz zeigen. Dies täuscht aber, da Herder andererseits in wichtigen Aspekten Standpunkte der späteren analytischen Sprachphilosophie einnimmt. Zunächst behauptet Herder, dass die Philosophie beständig Gefahr laufe, “den *Gedanken implicite mit eben dem* [sprachlichen] *Ausdruck zu denken*” (ebd. 424) und gerade im Bereich abstrakter Begrifflichkeit der “Leersinn des Menschen” (Herder 1998: 326) mit diesen Begriffen “am meisten spielt” (ebd.). Vorsicht ist also geboten hinsichtlich eines *unkritischen* Gebrauchs abstrakter Begriffe. *Kritisch*, d.h. reflektiert wird nach Herder dieser Gebrauch erst, wenn er auf den *Sprachgebrauch als unbewusst befolgter Norm* reflektiert. Dies wird noch besonders hervorgehoben dadurch, dass etymologische Untersuchungen nach Herder nichts Wesentliches zu dieser Reflexion beitragen (“Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten und analytisch bestimmen läßt: sondern wie er *gebraucht* wird, ist die Frage” (Herder 1985a. 423)). Wichtig ist dann vor allem die Behauptung Herders, dass diese Reflexion in die Lage versetzt, Fälle zu erkennen, in denen der Sprachgebrauch uns in die Irre führt, zu falschem Denken verleitet:

“Es muß diese allgemeine Betrachtung der menschlichen Erkenntnis durch und mittelst Sprache eine negative Philosophie geben; wie weit sich die menschliche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher heben kann? wie weit man sich ausdrücken und erklären sollte, weil man sich nicht weiter ausdrücken und erklären kann? Wie vieles würde man hier ausfegen können, was wir sagen, ohne daß wir was dabei denken: falsch denken, weil wir es falsch sagten: sagen wollen, ohne daß wir es denken können.” (ebd. 557)

Die von Herder als Programm aufgestellte ‘negative Philosophie’, die noch im Sinne Weisgerbers sozusagen mit der Analyse der durch die Norm einer Einzelsprache

gesetzten Inhalte beginnen soll, mündet dann aber in ein Konzept, welches stark affine Züge sowohl mit dem später vertretenen Normalsprachenprogramm der analytischen Sprachphilosophie aufweist, etwa in Bezug auf die These der *systematically misleading expressions* im Sinne Ryles (Ryle 1963), als auch mit dem Reformstreben der idealsprachlichen analytischen Philosophie, das, in der Tradition der Wiener Schule, ebenso wie Herder falsches Sagen und darauf beruhendes falsches Denken mit eisernem Besen ‘ausfegen’ möchte. So verwundert es auch nicht, dass sich auch bei Herder wieder die Idee des hinter den Sprachen liegenden *Einen Verstandes* findet:

“Da nun derselbe Eine menschliche Verstand in mancherlei Sprachen seine Begriffe anders konstruieret, d. i. bindet, trennt und andeutet, da mit den Zeiten sich die Bedeutung des Symbols ändert und jetzt diesem, jetzt jenem Nebenbegriffe Raum gibt, da endlich gerade mit abgezogenen, allgemeinen Begriffen der Leersinn der Menschen am meisten spielt, so wird jene leichte Wissenschaft, welche die Möglichkeit, die Prinzipien und den Umfang aller Erkenntnisse a priori bestimmt, erschweret.” (Herder 1998: 326)

Die ironisierende Kritik an Kant darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Herder hier dennoch ernsthaft an der Idee des ‘Einen Verstandes’ festhält, nur ist der Weg zu ihm weitaus beschwerlicher, müssen doch die Hindernisse der Sprachtäuschung, der sprachlichen Entwicklung der Begriffe und der Sprachverschiedenheit überwunden werden. Idealtypisch favorisiert Herder hier also einerseits den *langage*-Aspekt von Sprache in seiner Version als *hyperlangue*-Aspekt, der auch von Humboldt und Cassirer mit dem ‘einen’ Verstand, d. h. dem einzelsprachübergreifenden menschlichen Verstandesvermögen verbunden wird, andererseits aber auch das im *langage*-Aspekt beinhaltete zweite Moment des *Sprachvermögens* als eines alle Menschen gemeinsam auszeichnendes *anthropogenes Kennzeichen*. Zusätzlich wird von Herder auch der Aspekt der *Referenz* betont, der bei Humboldt und Cassirer implizit von der Konstitutionsleistung von Sprache abhängig gemacht wird.

Dennoch bleibt auch der *langues*-Aspekt bei Herder wichtig. In einer Art Hymne auf die Muttersprache wird in den *Fragmenten* “die kleine Anzahl philosophischer Abstraktionen, ein künstlich aufgeworfener Maulwurfshügel” (ebd. 638) dem “Weltmeer” (ebd.) Muttersprache gegenübergestellt, dem wir den ganzen “Umfang von Begriffen, [...] die ganze Welt von Kenntnissen” (ebd.) verdanken. An anderer Stelle wirbt Herder in schwärmerischem Stil dafür, dass ein Verständnis von Literatur, von allen menschlichen Kenntnissen, von “Wahrheit, Schönheit und Tugend” (ebd. 559) nur

möglich ist, wenn wir uns in das “Landesgewächs” (ebd.) der “Nationalsprache” (ebd.) mit allen ihren Tugenden und Schwächen gleichsam hineinbilden. Somit hat es den Anschein, als könne eine jede ‘analytische’, ‘negative’ Philosophie keinesfalls auf die ‘breite’, wenngleich vielleicht nur propädeutische Phase der intensiven Untersuchung der Einzelsprachen verzichten. Ist schon die Muttersprache ein ‘Weltmeer’, so erscheint diese Aufgabe angesichts der Pluralität der Muttersprachen als geradezu unlösbar:

“So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an: sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen [...] sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt: sie ist die Rinde, die ihn auf dem unermäßlichen Ozean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahrt: sie bringt in die sonst verwirrende Mannigfaltigkeit der Sprachen Einheit.” (ebd. 408)

Auch wenn man feststellen mag, dass Herder diese Position, die ganz im Sinne Weisgerbers die kaum zu überwindende Befangenheit in Muttersprache, ihre zentrale Funktion für jeden Sprachvergleich und den Sprachvergleich als solchen hervorhebt, in der späteren *Metakritik* im Zuge einer stärkeren Akzentuierung einer “*Physiologie der menschlichen Erkenntniskräfte*” nicht mehr explizit aufnimmt, so weisen doch die dort präsentierten Leitfragen (“wie kamst du zu dir und deinen Begriffen? Wie hast du diese ausgedrückt und angewandt, verkettet und verbunden? woher kommst, daß du ihnen allgemeine, notwendige Gewißheit zueignest?” (Herder 1998: 342)) auf das Problem der muttersprachlichen Genese der Begriffe zurück.

Dennoch bleibt Herders Ansatz sehr ambivalent, und bestimmte Philosopheme kontrastieren stark mit den jeweiligen scheinbar so affinen späteren sprachphilosophischen Ansätzen. Dies hat sicher auch damit zu tun, dass Herders Stärken nicht so sehr im systematischen, als vielmehr im ‘rhapsodischen’ Denken liegen. Indiz hierfür ist auch, dass eine vierte, uns schon bekannte These meines Wissens einzig und allein und kontextuell merkwürdig isoliert in einem kurzen Abschnitt des *Ursprungs der Sprache* lanciert, will sagen in die Diskussion geworfen, aber nicht mehr weiter verfolgt wird, nämlich die These von der wesensmäßig auf *Dialogizität* ausgerichteten Sprache:

“Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urteil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogiere, oder zu dialogieren strebe; der erste menschliche

Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit andern dialogieren zu können! Das erste *Merkmal*, was ich erfasse, ist *Merkmal* für mich, und *Mitteilungswort* für andre!“ (Herder 1985b: 733)

Herder berücksichtigt also alle vier herausgestellten Erscheinungsweisen von Sprache und zusätzlich dazu noch den Aspekt der *Referenz*, setzt aber, so würde ich behaupten, den Schwerpunkt seiner sprachphilosophischen Reflexionen am Ideal einer philosophisch rekonstruierbaren *hyperlangue* an, deren einzelsprachliche Brechungen prinzipiell einsehbar sein können, sowohl was den Referenzbezug als auch die erkenntniskonstituierende Leistung angeht. Anders als bei Hönigswald, für den Sprache im Singular zur Münze einer allgemeingültigen Währung im Verkehr allgemeiner Geltungsansprüche wird, lebt Herders Ansatz von einem eher naiven Vertrauen in die Kraft der Reflexion, die sich der ‘Schlacken’ des Empirischen nicht entledigen will und allem Transzendenten misstraut. Cassirer gegenüber fallen deutliche Parallelen betreffs der These der sprachgenetischen Logogenese ins Auge, obwohl Herder den dann bei Cassirer vollzogenen genaueren Umriss der Verwirklichung dieses ‘Ideals’ nicht vornimmt.

(ii) Während bei Humboldt die unterschiedlichen, zum Teil antinomisch konzipierten Reflexionen auf Sprache und ihre Erscheinungsweisen ‘durchkomponiert’ in einem holistischen System integriert werden, bleiben sie bei Herder noch im Zustand unterschiedlicher, gewissermaßen disparater Philosopheme befangen. Dies mag der Grund dafür sein, dass sowohl Cassirers als auch Weisgerbers Herder-Rezeption stark ausblendend und selektiv verfahren. Die eigentliche Auseinandersetzung mit disparaten Theoriesegmenten wird in der Humboldt-rezeption vorgenommen, von Herders Ideen werden nur die angeführt, die ins eigene System passen.

Bei Cassirer steht die intensive Beschäftigung mit Humboldt in keinem Vergleich zu den wenigen Bemerkungen, die Herders sprachphilosophische Ideen thematisieren. Im relativ frühen Aufsatz zu den Kantischen Elementen in Humboldts Sprachauffassung werden die *Metakritiken* Hamanns³⁸⁵ und Herders aber nur ganz allgemein als erste ‘Zeugnisse’ angeführt, die die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Funktion der Sprache für unser Erkenntnisvermögen einklagen (Cassirer 1923: 107f.). Cassirer verzichtet aber darauf, diese Metakritiken und die Berechtigung ihrer

³⁸⁵ Hamanns *Metakritik über den Purismus der Vernunft* von 1784 (Hamann 1951: 281-289) stimmt mit Herder in der Annahme überein, dass eine Reflexion auf das menschliche Anschauungs- und Verstandesvermögen ohne Berücksichtigung ihrer sprachlichen Determiniertheit nicht möglich ist. Der wohl markanteste Unterschied zu Herder, der dann auch zu Auseinandersetzungen mit diesem führte (vgl. Herder 1998: 1062-1134), liegt darin, dass Hamann die These vom göttlichen Ursprung der Sprache, allerdings in intellektuell subtiler und zugleich mystischer Form, nicht aufgeben wollte. Da Weisgerber Hamann nur sporadisch erwähnt, sich mit dessen Metakritik aber nicht auseinandersetzt, verzichten wir in dieser Arbeit auf eine explizite Berücksichtigung Hamanns.

jeweiligen Geltungsansprüche zu diskutieren. Auch im Sprachband der *Philosophie der symbolischen Formen* beschränkt sich die kurze, zwei Seiten umfassende Besprechung Herders darauf, herauszustellen, dass die in den Wortsymbolen sich vollziehende Synthesis schon auf vorbegrifflicher Ebene stattfindet und damit die starre Distinktion, hier Anschauung, da Begriff, überwinde:

“Der Naturgegebenheit der Perzeptionen steht nicht mehr ein künstliches System von Zeichen gegenüber, sondern die Perzeption schließt selbst, kraft ihrer geistigen Eigenart, schon ein eigentümliches Formmoment in sich, das, vollständig entwickelt, in der Form des Wortes und der Sprache sich darstellt. Daher ist die Sprache [...] für ihn niemals ein bloß Gemachtes, sondern ein von innen her und notwendig Gewordenes. Sie ist ein Faktor im synthetischen Aufbau des Bewußtseins selbst [...]”
(Cassirer 1997a: 97)

Cassirer vermeidet also insbesondere eine Auseinandersetzung mit Herders *Metakritik*. Eine solche hätte zeigen müssen, dass trotz der affinen Thesen hinsichtlich der Konstitutierung des Raum- und Zeitbegriffs Cassirer keineswegs die antikantische Wendung zu einer Physiologie des menschlichen Erkenntnisvermögens unterschrieben hätte. Eine solche Argumentation war Cassirer wohl zu aufwendig und hätte zu einem Umweg geführt, dessen Mühe sich für Cassirer im Rahmen der von ihm gesteckten Ziele wohl nicht lohnte.

Im Gegensatz zu Cassirer finden sich bei Weisgerber recht häufig Bezugnahmen auf Herder. Aber auch Weisgerber verfährt in seiner Herder-Rezeption stark selektiv, da im Prinzip nur zwei Philosopheme Herders thematisiert werden. Zum einen wird immer wieder im Rahmen zeichentheoretischer Reflexionen betont, anfangs auch in explizitem Bezug zu Cassirer (Weisgerber 1926: 246), dass Herder schon gezeigt habe, dass das sprachliche Symbol die Fixierung einer konstitutiven Synthesisleistung darstelle, wodurch allererst Erkenntnis und Denken ermöglicht werde, so dass das in dieser sprachlichen Leistung beschlossene Merkmal der Besonnenheit auch anthropologisch als Wesensmerkmal des Menschen angesehen werden müsse (u.a. Weisgerber 1933c: 50; 1948: 112; 1962c: 62; 1975a: 201). In zwei Texten Anfang der 30er Jahre ‘benutzt’ Weisgerber dann aber Herder, um *gegen* Cassirer zu argumentieren. Mit Berufung auf Herders Anschauung, dass “alles Erkennen mit Hilfe von Merkmalen Sprache ist” (Weisgerber 1930d: 63) wird die Ansetzung mehrerer symbolischer Erkenntnisformen, insbesondere die der reinen Wissenschaft, bei Cassirer in Frage gestellt (auch Weisgerber 1933c: 52f.). Diese Argumentationsstrategie, die zumindest fragwürdig ist,

da Herder die Frage anderer als sprachlicher Erkenntnisvermögen nicht explizit diskutiert, nimmt Weisgerber später aber nicht mehr auf. Vielmehr avanciert Herder bei Weisgerber schon 1933 (ebd. 9f.), besonders aber in den Nachkriegsschriften (Weisgerber 1948: 114; 1950a: 225; 1950b: 8ff.) zu einem der frühen Apologeten der Muttersprache. Besonders markant ist in diesem Zusammenhang die Einführung in *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur* (Weisgerber 1950b), einem der Bände von Weisgerbers Hauptwerk, die unter dem Titel "Herders Entdeckung" (ebd. 7) über etwa fünf Seiten (ebd. 8-12) aus Herders *Fragmenten* ausgiebigst zitiert, und zwar eben die Stellen, in denen Herder zum großen Loblied auf die Muttersprache ansetzt, sie schwärmerisch besingt und zudem feststellt, dass allein sie es sei, die der menschlichen Erkenntnis Umriss, Gestalt und Schranken setze. In diesem Versuch, Herder auf den Philosophen der Muttersprache einzuschränken, geht Weisgerber allerdings besonders in einem Aspekt zu weit, nämlich mit der Behauptung, dass die Idee einer Idealsprache und der Gedanke der 'Besserung' von Sprache für Herder keine Rolle spiele, was eindeutig falsch ist:

"Kurz, es ist die Wendung, die eine Sprache in all ihren Erscheinungen nicht mit den vorgegebenen Massen [sic] einer irgendwoher genommenen Vorstellung einer Idealsprache mißt, sondern sie als etwas Einmaliges anerkennt, als eine natürliche gewachsene, in dieser Form an ihrer Stelle richtige und notwendige Lösung einer Aufgabe, an der die Menschheit sich in mannigfaltiger Weise versucht. Und ihm kommt es nun nicht auf Urteil und Besserungsversuch an, sondern auf das Erfassen des Reichtums des Bestehenden." (ebd. 8f.)

Wenn Weisgerbers Humboldt- und Cassirerrezption oft zu Unrecht als ideologisch kritisiert wurde, da sich Weisgerber dort mit den widerstrebenden Theoremen auseinandersetzte und gegen sie argumentierte, wäre in diesem Fall eine solche Kritik, die bezüglich Weisgerbers Herder-Rezeption meines Wissens noch nicht vorgebracht wurde, wirklich berechtigt.

3.2.3. Gegen den methodischen Vorrang des Referenzproblems – Weisgerbers Bezug zu Carnap, Mauthner und Wittgenstein

Mehr als bei den vorherigen Kapiteln ist es in diesem erforderlich, den gewählten methodischen Ansatz und die Funktion dieses Kapitels zu erläutern und zu rechtfertigen. Zunächst einmal fällt in diesem Zusammenhang auf, dass eine eigentliche

Rezeption oder Auseinandersetzung Weisgerbers mit den im Titel genannten drei Sprachphilosophen nicht wirklich stattgefunden hat. Stattdessen richtet Weisgerber gegen ihre Ansätze eine Art Blockade auf, obwohl er auch wieder andeutet, dass es Gemeinsamkeiten geben könne. Meiner Ansicht nach hat dies damit zu tun, dass Weisgerber sich gegen verschiedene Spielarten von Sprachphilosophie 'sträubt', die das Referenzproblem methodisch in den Vordergrund rücken, d.h. ihm methodisch einen anderen, wichtigeren Rang beimessen als es bei Weisgerber der Fall ist. Diese Sichtweise hat zur Konsequenz, dass hier in theoretisch-systematischer Hinsicht der Ort erreicht ist, von dem aus die Bezüge nicht nur zu den drei genannten Philosophen reichen, sondern zu einem ganzen Paradigma von Sprachphilosophie, und zwar insbesondere zur anglo-amerikanischen Tradition der analytischen Sprachphilosophie, ihrer Ausdifferenzierung in ideal- und normalsprachliche analytische Sprachphilosophie und ihre späteren Ausläufer. Eine erschöpfende Diskussion all dieser Bezüge ist natürlich vollkommen illusorisch und würde den gesetzten Rahmen dieser Arbeit sprengen. Was aber diskutiert werden soll, das sind die entscheidenden Relaisstellen, die Weisgerbers Ansatz und andere bisher diskutierte Spielarten der sprachlichen Weltbildthese mit dem hier anvisierten anderen Paradigma von Sprachphilosophie – auch in Abgrenzung – verbinden. Diese Prämissen bestimmen auch das methodische Vorgehen. Die drei genannten Philosophen werden einerseits in idealtypischer Funktion, als Vertreter eines je bestimmten Denkansatzes innerhalb des 'referenzbezogenen' Paradigmas von Sprachphilosophie, besprochen, weil sie, im Gegensatz zu anderen Philosophen, die von Weisgerber ganz außer Acht gelassen werden, zumindest von ihm erwähnt werden; andererseits, und zwar wegen der Beschränkung auf die genannten Relaisstellen, soll es um keine erschöpfende Diskussion ihrer Ansätze gehen, sondern nur um die entscheidende Differenzierung gegenüber Weisgerber, wobei die Perspektive auf den weiteren Horizont anderer Ansätze zumindest indiziert werden soll.

3.2.3.1. Die Kritik an Carnap als Kritik am sprachanalytischen Idealsprachenprogramm

Die Fokussierung des sprachphilosophischen Interesses auf so etwas wie eine Idealsprache gewinnt zu Anfang des 20. Jahrhunderts verstärkte Bedeutung, wobei gemeinhin in Frege, Russell, dem frühen Wittgenstein und Carnap die wichtigsten (aber

beileibe nicht einzigen) Vertreter dieses Forschungsansatzes gesehen werden. Die Idee einer Idealsprache reicht bekanntlich aber viel weiter zurück, wobei Leibniz hier einer der wichtigsten Vordenker war. Festzuhalten ist aber auch, dass, wie wir bereits sahen, die Idee einer idealen *langue* in Humboldts Ansatz ebenfalls integriert ist. Nicht unwichtig ist sicherlich auch der Tatbestand, dass viele idealsprachlich ausgerichtete Philosophen (u.a. Leibniz, Frege, Russell, Carnap) ihren Zugang zur Sprachphilosophie von der Mathematik bzw. den sogenannten exakten Naturwissenschaften aus gewannen. Dies spiegelt sich auch in den Zielen des Idealsprachenprogramms, wie es zuerst von Frege und dann von Carnap entwickelt wurde und dem wir uns nun zuwenden wollen.

Grundsätzliche Prämisse bzw. methodologisch notwendiges Postulat der Idealsprachler ist die klassische 2-Welten-Theorie, derzufolge Gegenstände bzw. Sachverhalte der ‘wirklichen’ Welt mit Hilfe des Instrumentariums³⁸⁶ Sprache abgebildet werden. Die Beziehung zwischen Sprache und wirklicher Welt ist Referenzbeziehung: Sprache referiert auf Welt, Welt wird mit Hilfe von Zeichen sprachlich bezeichnet. Beansprucht wird also hier, dass ein Korrespondenzverhältnis zwischen Sprache und wirklicher Welt besteht. Die Idealsprachler möchten nun die Verwendung sprachlicher Zeichen in sprachlichen Aussagen an dem Kriterium messen, ob sie erstens in überhaupt sinnvoller Weise ein solches Korrespondenzverhältnis aufstellen, und zweitens, ob sie es auch berechtigterweise aufstellen. Ziel der Idealsprachler ist, dass eine *eindeutige* Entscheidung darüber möglich ist, ob wahr oder falsch referiert wird. Dies impliziert aber die Forderung, dass die Referenz als solche auch eindeutig sein muss. Dieser Forderung entspricht aber die ‘natürliche’ Sprache nicht. Sie ist zwar propädeutisch wichtig für den Aufbau wissenschaftlicher Systeme, andererseits aber voller Mehrdeutigkeiten, so dass sie zu Täuschungen und Verwechslungen verleitet. Eindeutigkeit von Referenz muss also allererst bewerkstelligt werden, was auf zwei Weisen, in einem engeren oder weiteren Rahmen geschehen kann. In engerem Rahmen ginge es darum, eine *künstliche* Sprache zu konstruieren, in der uneindeutige Referenz strikt vermieden wird, im weiteren Rahmen darum, die normale Sprache so zu *reformieren*, dass auch hier alles uneindeutige Referieren ausgeschaltet wird.

Für alle späteren idealsprachlichen Programme grundlegend geblieben ist Freges berühmt gewordener Versuch (Frege 1892), Eindeutigkeitsbedingungen für sprachliche

³⁸⁶ Auch nach Lafont (1999: 120) setzt die anglo-amerikanische analytische Sprachphilosophie generell die Konzeption von Sprache als “tool” voraus.

Referenzleistungen zu bestimmen, die ihrerseits klare Kriterien für die (wiederum eindeutige) Entscheidung über Wahrheit und Falschheit bereitstellen sollten. Bezüglich der Referenzleistungen wird prinzipiell zwischen zwei Ebenen unterschieden, der Referenz mittels eines Wortes (oder singulären Terms, d.h. einer referenziell äquivalenten paraphrastischen Umschreibung eines Wortes) und der mittels eines Aussagesatzes. Auf Wortebene will Frege Eindeutigkeit durch folgende grundsätzliche definitonische Restriktionen erreichen: Ein "Wort, Zeichen, Zeichenverbindung, Ausdruck" (ebd. 31) wird von Frege "Eigenname" (ebd.) genannt. "Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand selbst, den wir damit bezeich[n]en" (ebd. 30). Verschiedene Bezeichnungen (wie etwa *Morgenstern* und *Abendstern*) haben insofern die gleiche 'Bedeutung', als sie auf den gleichen Gegenstand referieren. Der Bedeutungsbegriff wird damit extensional konzipiert. Ein 'Eigenname' hat nur dann eine (wahre) Bedeutung, wenn ihm ein Gegenstand entspricht. Die sprachlich, inter- und intralingual (vgl. ebd. 27) unterschiedliche Bezeichnung gleicher Gegenstände wird als "Sinn des Zeichens" (ebd. 26), und damit intensional, definiert. Nicht jedem Zeichensinn muss eine Bedeutung entsprechen, d.h. es gibt Ausdrücke, Wörter etc., die fiktive Gegenstände bezeichnen, – Frege führt als Beispiel den Namen "Odysseus" (ebd. 32) an, dem kein realer 'Gegenstand' entspricht und der damit bedeutungslos ist. Mit dem Terminus "Vorstellung" (ebd. 29) möchte Frege alle mit einem Wort, Ausdruck etc. verbundenen Konnotationen bezeichnen, die für die Frage der Eindeutigkeit von Referenz unerheblich bleiben sollen und aus der wissenschaftlichen Klärung des Wahrheitswertes von Bedeutungen ausgeklammert werden.

Auf Satzebene wird der Sinn eines Satzes mit dem Terminus "Gedanke" (ebd. 32) gefasst. Recht unscharf bleibt die Definition dieses Terminus hinsichtlich der Abgrenzung zu dem, was auf Wort-/Ausdrucksebene als *Vorstellung* gekennzeichnet wurde. Ein Gedanke soll "nicht das subjective Thun des Denkens, sondern dessen objective[r] Inhalt" (ebd. 32) sein, "der fähig ist, gemeinsames Eigenthum von Vielen zu sein" (ebd.). Deutlich ist das Bestreben, 'subjektive' Urteile von 'objektiven' Urteilen zu unterscheiden, es bleibt aber unausgeführt, ob z.B. Logik, grammatische oder Sprachgebrauchsnormen als Kriterium für eine solche Unterscheidung dienen sollen. In enger Korrespondenz zur Wort-/Ausdrucksebene wird die Bedeutung eines Satzes mit dessen "Wahrheitswerth" (ebd. 34f.) gleichgesetzt. Notwendige Bedingung für die Wahrheit eines Satzes, auf logischer Ebene eines Urteils, ist, dass der

entsprechende Satz kein bedeutungsloses Wort- oder Ausdruckselement enthält (ebd. 34).

Carnap, der ebenso wie der frühe Wittgenstein in diesen Grundprämissen mit Frege übereinstimmt, hat dann in seinem Aufsatz *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache* (Carnap 1931) in besonders konziser und auch polemischer Form genauer dargelegt, nach welchen Kriterien seiner Ansicht nach Sätze überhaupt sinnvoll auf ihre Wahrheit befragt werden können. Ebenso wie für Frege gilt als erste Wahrheitsbedingung für Sätze, dass sie keine Ausdrücke, „Wörter“ (ebd. 220) enthalten dürfen, die keine Bedeutung (im Fregeschen Sinne) haben. Zweitens müssen Sätze nach grammatischen Syntaxregeln korrekt formuliert sein (ebd. 227). Drittens darf es in der mit dem Satz vollzogenen Prädikation keine Vermischung logischer Sphären geben (ebd. 227ff., 235). Carnap setzt dabei aber ein nicht weiter problematisiertes Hintergrundwissen um vorhandene ‘logische’ Wortschatzklassen (etwa “Eigenschaften von Körpern, von Zahlen usw.” (ebd. 228)) voraus, welches die Vorentscheidung darüber trifft, ob ein Satz überhaupt zur Wahrheitsprüfung ‘vorgelassen’ wird. Neben logischer und grammatikalischer Verträglichkeit ist zur Feststellung der Wahrheit von Sätzen entscheidend, ob sie empirisch überprüfbar sind. Komplexe Sätze sind in einem Wahrheitsüberprüfungsverfahren auf immer einfachere Sätze zurückzuführen, bis sie in der Form nicht mehr weiter vereinfachbarer Protokoll- oder Erfahrungssätze (ebd. 236) empirisch verifiziert werden können.

Die Forderung nach empirischer Überprüfbarkeit setzt jedoch nicht automatisch die Position eines naiven Realismus voraus. Wie Glauner (1998: 32; auch Schmitter 1987: 222) zurecht feststellt, sind sowohl Freges als auch Carnaps Position sowohl idealistisch als auch realistisch interpretierbar, da in methodologischer Hinsicht die Sphären des Logischen und Realen in einem Korrespondenzverhältnis stehend vorausgesetzt werden, damit aber in ontologischer Hinsicht kein Entscheid über das Ansich von Realität gefällt ist. Ginge es nach Carnap selbst, so wäre sowohl ein jeder erkenntnistheoretischer als auch ontologischer Realismus bzw. Idealismus ein sinnloses Unternehmen, da es auf der Annahme sinnloser Scheinsätze beruht (Carnap 1931: 237), die unzulässige Schlüsse über die Existenz externer Entitäten³⁸⁷ aufstellen. Allein in methodologischer Hinsicht ist eine logisch purifizierte Rede von Gegenständen und Erfahrung erlaubt.

³⁸⁷ So dann in abgewandelter Terminologie auch beim späteren Carnap (1992: 81).

Der offensichtlichste Schwachpunkt des Idealsprachenprogramms, vor allem wenn es tatsächliche oder wissenschaftliche Sprachen reformieren und mehr als bloßes Propädeutikum einer logischen Kalkülsprache sein möchte, ist der Anspruch, extensive Bereiche von Sprachgebrauch aus dem wissenschaftlichen Diskurs legitimerweise ausschließen zu dürfen. Dies beginnt bei der versuchten Beseitigung bzw. Vermeidung aller Vagheit und alles ‘Fiktiven’³⁸⁸, setzt sich fort in Carnaps Ausgrenzung der sinnlosen Scheinsätze und Scheinbegriffe der Metaphysik, fordert aber die wohl breiteste Front der Kritik dadurch heraus, dass nach Carnap auch eine jede “Wertphilosophie und Normwissenschaft” (ebd. 220), eine “jede Ethik oder Ästhetik als normative Disziplin” (ebd. 237) dem “Urteil der Sinnlosigkeit” (ebd.) verfällt. Wenn schon Frege kategorisch behauptete, dass sprachlich formulierte Imperative “keine Bedeutung, sondern nur einen Sinn” (Frege 1892: 38) haben, so geht Carnap mit seinem Postulat der Sinnlosigkeit aller normativen Wissenschaft weit über Frege hinaus.

Im Rahmen dieser Arbeit ist nach dieser kurzen Skizzierung der wesentlichsten Aspekte der Ansätze Freges und Carnaps besonders die Frage interessant, von welchen Blickwinkeln aus welche Aspekte wie kritisiert wurden. Dabei stellen wir die Frage zurück, wie vom Standpunkt der anglo-amerikanischen *Ordinary Language Philosophy* auf diesen Ansatz der *Ideal Language Philosophy* reagiert wurde, und betrachten zunächst kurz die sprachphilosophischen ‘Richtungen’, deren Differenzierung sich uns mittels der Orientierung an Humboldt über ihre jeweilige Favorisierung der Momente *parole*, *Dialogizität*, *langage* und *langue(s)* ergeben hatten.

Wesentlichstes Argument derjenigen, die den *parole*- oder den *Dialogizitätsaspekt* favorisieren, ist die auf die bekannte Formel gebrachte These: “*meaning determines reference*” (Lafont 1999: xii). Wörter sind keine feststehenden Elemente eines Bausteinkastens, die in eine fixe Korrelation zu Gegenständen gebracht werden können, sondern sind *Interpretationen* von Welt (u.a. Apel 1959: 170; Simon 1981b: 278; Köller 1988: 195; Saffer 1996: 56). Sprachlich bezeichnete Tatsachen, so z.B. schon der frühe Apel, würden dem Menschen nie “in ihrer reinen Tatsächlichkeit” (Apel 1959: 170) bekannt, sondern müssen “zuerst im Lichte von Worten «aufgehen» [...], die eine Beziehung zu den menschlichen Lebensinteressen ausdrücken” (ebd.). Die Voraussetzung, dass Referenz empirisch verifizierbar sei, sehe von der Sprachgeleitetheit von Referenz vollkommen ab (Simon 1974: 65). Sprachliche

³⁸⁸ Dass der Umgang mit dem Problem des ‘Fiktiven’ noch heute ein wesentlicher Gesichtspunkt in der Auseinandersetzung um das Ideal- oder Formalsprachenprogramm der analytischen Sprachphilosophie darstellt, zeigt u.a. der Ansatz Laueners (1992: 856ff.).

Referenzleistungen stellen in jedem Akt von Sprachverwendung prinzipiell je neu vollzogene Vorschläge referenzieller Zuordnung dar, die zwar zumeist traditionelle Referenzleistungen bestätigen, diese aber ebensogut auch verschieben und verändern können (Simon 1981b: 280). Ein weiteres zentrales Argument betrifft den Ausschluss der Sphäre pragmatischer Aussagen aus dem Wissenschaftsdiskurs, der implizit auf das Modell eines ‘Verhör’-Diskurses reduziert wird, indem nur Ja- oder Nein-Antworten auf Fragen nach der Wahrheit von Aussagen als sinnvoll zugelassen werden (Schmidt 1969: 37ff.), was zu einer “öde[n] Denkmechanik” (Köller 1988: 234), zu einer “»Logisierung« der Erfahrung” (Friedman 2004: 90) führt. Weiterhin wird kritisiert, dass die Konzeption der *Ideal Language Philosophy* eine sterile, geschichtslose Konzeption von Wissenschaft und Wahrheit vertritt, da gerade die Vagheit und geschichtliche Veränderung von Bedeutung notwendige Bedingung für die produktive, fruchtbare Entwicklung von Wissenschaft und überhaupt für unsere Erkenntnis von Welt ist (u.a. Apel 1976: 134f.; Simon 1981b: 281; Köller 1988: 188). In diesem Zusammenhang weist der späte Apel zudem darauf hin, dass mit Kuhns bahnbrechender Arbeit zur Struktur wissenschaftlicher Revolutionen “die Abhängigkeit auch des wissenschaftlichen Denkens und seines möglichen Fortschritts von geschichtlich bedingten »Paradigmen« eines *Weltvorverständnisses*” (Apel 1998: 483) zureichend gezeigt wurde. Auffallend ist an diesen Argumenten, dass sie alle *auch* auf den Anteil der *langue* als Vorleistung eines jeden sprachreferenziellen Aktes verweisen, wobei aber der Referenzakt nicht in vollkommener *langue*-Abhängigkeit gesehen wird.

Was die Gegenargumente gegen Carnap vom *langage- qua hyperlangue*-Aspekt betrifft, so vertreten insbesondere Humboldt, Weisgerber und Cassirer die Auffassung, dass die Annäherung an eine ideale Sprache (d.h. an den *langage* als *hyperlangue*, oder an eine ‘logische’ Sprache als Verwirklichung des Logos) einer unendlichen, nie ganz erreichbaren Approximation entspricht und deshalb als Ideal gefasst werden muss. Cassirer konzipiert diese Annäherung als Logogenese, die durch Sprachentwicklung hindurch sich vollzieht. Entscheidend war dabei, dass die in dieser Logogenese sich offenbarende ‘Logik’ selbst Veränderungen unterworfen ist und sich uns somit nicht in ihrer endgültigen Gestalt zeigt, sondern in einem geschichtlich determinierten Moment ihrer Entwicklung. Dies kontrastiert eindeutig mit Carnaps Prämisse einer geschichtsunabhängigen, ‘absoluten’ Logik.³⁸⁹ Auch bei einer *hyperlangue*-zentrierten

³⁸⁹ Cassirer hat meines Wissens diese Differenz zu Carnap nicht explizit diskutiert. Friedman dokumentiert aber mit Stellenangaben aus Carnaps 1928 erschienenem Werk *Der logische Aufbau der Welt*, dass Carnap deutlicher als bisher angenommen nicht nur

Sprachphilosophie ist Logik demnach kein Organon zur Reglementierung sprachlicher Referenzleistungen, sondern ein aufgegebenes Ideal, das sich nur durch Berücksichtigung im Prinzip *aller* sprachlichen Konstitutionsleistungen ergeben kann, wobei die Bestimmung von Referenz in starker, wenn auch nicht, wie bei Weisgerber, in ausschließlicher Abhängigkeit von sprachsystemhafter Konstitution gesehen wird.

Weisgerbers Kritik an Carnap beschränkt sich auf wenige über seine Publikationen verstreute kurze kritische Kommentare: ausgehend vom *langue(s)*-Standpunkt stellt er erwartungsgemäß heraus, dass Carnap die sprachliche Konstitution von Welt sozusagen überspringt bzw. ungerechtfertigterweise limitieren möchte. Dabei argumentiert Weisgerber vor allem gegen Carnaps Kampf gegen die Scheinbegriffe und wirft ihm eine aggressive Einstellung (Weisgerber 1933c: 92) vor³⁹⁰, die in letzter Konsequenz dazu führen müsste, dass Geisteswissenschaften und Philosophie aus dem Wissenschaftsdiskurs ausgeschlossen würden (ebd. 95). Wiederholt betont Weisgerber, und hier könnte man sagen ganz im Sinne Herders: eine jegliche wissenschaftliche und “sinnvolle [im Sinne Carnaps] metaphysische Arbeit kann nicht die Tatsache übersehen, daß ihre Gegenstände ihr überhaupt nur durch Sprache hindurch faßbar sind” (Weisgerber 1950b: 234). Gefordert sei demnach als Propädeutikum einer jeden Wissenschaft und Philosophie die schwierig zu leistende Aufklärung darüber, welche ungeklärten sprachlichen Vorverständnisse in den wissenschaftlich verwendeten Begriffen enthalten sind (Weisgerber 1933c: 95; 1962c: 319ff.). Weisgerber fährt dann fort:

“Für eine solche Aufgabe fehlen die dringlichsten Voraussetzungen, solange wir den inhaltlichen Aufbau der Muttersprachen nicht überschauen. Nicht nur handelt es sich um die Analyse der Tausende von Sprachen der Erde, sondern auch noch um die Methoden der Bestandsaufnahme, die wir im Sinne der inhaltbezogenen Grammatik zu erarbeiten suchen.” (Weisgerber 1962c: 322)

Einmal mehr bekräftigt Weisgerber also seine These, dass sich erst über die Inhaltserforschung der Muttersprache und einen prinzipiell unbeschränkten Sprachenvergleich die Frage einer allgemeingültigen, ‘logischen’ oder idealen Sprache und damit auch das einer allgemeingültigen Referenz stellen darf. Die wenigen kritischen Einwände Weisgerbers hat Gipper dann später durch das Argument ergänzt,

gegen Natorp, sondern implizit auch gegen Cassirers genetische Sicht der ErkenntnisKonstitution Position bezogen habe (Friedman 2005: 88f.).

³⁹⁰ Auch Friedman behauptet ganz unabhängig von Weisgerbers Ansicht, dass Carnaps Aufsatz von 1931 “nicht bloß philosophisch motiviert war” (Friedman 2004: 34), sondern als ideologische Kampfschrift (insbesondere gegen Heidegger) konzipiert war.

dass vom Theorem der Feldbestimmtheit eines jeden Wortes nicht nur abstrakte wissenschaftliche Begriffe, sondern vor allem eben auch ‘einfache’, ‘simple’ Gegenstände wie *Tisch*, *Stuhl*, *Hocker*, deren empirische Verifizierung nach Carnap unproblematisch ist, nur durch einen komplexen sprachlichen Differenzierungsprozess zu solchen, d.h. zu einem *Tisch*, *Hocker* und *Stuhl* werden (vgl. dazu Gipper 1969: 74; 1987: 268ff.).

Interessant in diesem Zusammenhang ist der in einem frühen Aufsatz von 1959³⁹¹ unternommene Versuch Apels, trotz scheinbarer Disparatheit Gemeinsamkeiten der Ansätze Carnaps und Weisgerbers auf einer tieferliegenden Ebene zu entdecken. Demnach entsprächen die bei Weisgerber allerdings erst aufzudeckenden Inhalts- und Feldstrukturen einer Muttersprache als relationale semantische ‘einzelsprachliche Universalien’ dem von Carnap und dem logischen Empirismus anvisierten System logischer, in Syntax und Semantik sich manifestierender Relationalität (Apel 2002a: 120ff.). Apel interpretiert Weisgerber zudem vollkommen unorthodox so, dass auch bei Weisgerber der referenzielle Bezug zu den Sachen selbst als mögliche Bestimmung von Sprachinhalten vorgesehen sei. Apel hat in dieser Hinsicht nicht Unrecht, gewichtet meiner Ansicht nach aber diesen Umstand falsch, da der Bezug zu den Sachen selbst von Weisgerber in methodologischer Hinsicht in die ideale Endphase einer jeden sinnvollen sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Arbeit versetzt wird. Apel bezieht sich auf einen Aufsatz Weisgerbers (Weisgerber 1956/57), in dem dieser, wie übrigens auch an anderen Stellen (u.a. Weisgerber 1962c: 206), unter die Möglichkeiten der Bestimmtheit von Wortinhalten auch “die unmittelbare Wechselbeziehung zu den >Sachen<” (Weisgerber 1956/57: 68; 1962c: 206) zählt. Er unterschlägt aber, dass Weisgerber diese Möglichkeit dann *de facto* als rein theoretische ausgibt, mit der eigentlich nicht zu rechnen sei (ebd.). Gerade *diese* charakteristische Position Weisgerbers, die den Bezug zu einem Außen theoretisch nicht aufgeben möchte, ihn aber *de facto* als nur sprachvermittelten zulassen möchte, fasst Apels Interpretation nicht. Sie zeigt aber zu Recht, wenn auch indirekt und eher implizit, dass die Frage der Referenz und des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit von Weisgerber nicht, wie viele meinen, ganz ausgeblendet werden. Die weiterführende Argumentation Apels, die dann dann den entscheidenden Unterschied zwischen Weisgerber und Carnap in Carnaps Exklusion ganzer Sprachverwendungsbereiche sieht (Apel 2002a: 122ff.), stimmt weitgehend mit schon erwähnten Argumentationen

³⁹¹ Apel (2002a: 106-137)

Weisgerbers und anderer Kritiker überein. An dieser Stelle unserer Untersuchung ist dieser kurze Blick auf Apels Kommentare deswegen so interessant, weil sie zeigen, dass die Fokussierung des Referenzproblems eine Frage der theorieinternen Gewichtung darstellt und keine radikale Entweder-Oder-Disjunktion darstellt. In der Praxis weitet sich dieser methodologische Unterschied aber zu einem epistemologischen ‘gap’ aus, d.h. zu Theorieansätzen, die in epistemologischer Hinsicht nicht mehr vereinbar erscheinen. Diese Einsicht ist meiner Ansicht nach entscheidend auch für die Kontrastierung Weisgerbers mit Mauthner und Wittgenstein. Bevor diese vorgenommen wird, sei zumindest in groben Zügen und zum Zwecke einer sehr allgemeinen Kontextualisierung angedeutet, von welchem *Leitgedanken* aus Vertreter einer *Ordinary Language Philosophy*, denen dann oft auch der späte Wittgenstein zugerechnet wird, die Idealsprachler kritisierten.

Wenn man Rortys klassische Anthologie *The Linguistic Turn* zu Rate zieht, die einen guten Einblick in die Diskussionen um *Ideal vs. Ordinary Language Philosophy* bietet, fällt auf, dass vom Standpunkt der *Ordinary Language Philosophy* der uns schon bekannte Einwand begegnet, dass eine auf Reform oder Konstruktion beruhende ideale Sprache den sprachlichen Umgang mit Welt artifisialisiert und dabei nicht bemerkt wird, dass eine jede Normalsprache trotz aller Paradoxien und Mehrdeutigkeiten dennoch in der Lage ist, unseren Umgang mit Welt hervorragend zu orientieren.³⁹² Einen zweiten Einwand, der immer wieder vorgebracht und im Prinzip Austin als Urheber zugeschrieben wird (u.a. Urmson 1992: 235; Hampshire 1992: 241), könnten wir auch als ‘Herderthese’ bezeichnen. Er besagt, dass eine jede Normalsprache äußerst reichhaltige und subtile kognitive Differenzierungen vornimmt, an welche die in philosophischer Praxis vorgenommenen oft bei weitem nicht heranreichen. Ihre Aufklärung, die durchaus auch feldähnliche (paradigmatische) Vernetzungen (Hampshire (1992: 241) spricht mit Rekurs auf Austin von einem “system of graduated differences”) des Wortschatzes in Betracht ziehen muss, sollte als “indispensable preliminary to any philosophical advance” (ebd. 244) verstanden werden.

In unserem thematischen Zusammenhang weit interessanter ist aber die meiner Ansicht nach unverkennbare Tendenz der mannigfaltigen Ansätze zur *Ordinary Language Philosophy*, dass die Referenzfrage einen methodologisch zentralen Rang einnimmt. Ganz offensichtlich ist dies in dem bekannten Aufsatz Ryles zu den

³⁹² So u.a. Malcolm (1992: 111-124), der entsprechende Ansichten Moores zu verteidigen sucht.

Systematically misleading expressions (Ryle 1963)³⁹³ der Fall, in dem die Irreführung sprachlicher Ausdrücke an den “states of affairs” (ebd. u.a. 13f.) oder “facts” (ebd. u.a. 14) gemessen wird, bleibt aber keineswegs auf Ryle beschränkt (vgl. u.a. Urmson 1992: 235). Die Untersuchung der Normalsprache ist vielmehr generell am Ziel ausgerichtet, Erkenntnisse sowohl über die sprachliche Interpretation von Welt als auch über diese selbst, über die “non-linguistic world” (ebd.) zu erlangen. Dementsprechend setzt Ryles Bestreben der Sprachreinigung und Sprachaufklärung zwar im Gegensatz etwa zu Carnap an der Normalsprache an, geht aber von der Prämisse einer im Prinzip möglichen Klärung referenzieller Akte aus.

Die Orientierung an der methodologischen Leitfrage der Referenz lässt sich meines Erachtens dann auch bei den Ansätzen feststellen, die zu einem radikalen Zweifel an der Möglichkeit einer Klärung des sprachlichen Referenzbezuges gelangen, gemeinhin aber, wie etwa der späte Wittgenstein, dennoch der *Ordinary Language Philosophy* zugerechnet werden. Nach Lafont bewirkt gerade dieser radikale Zweifel – und das heißt u.a. auch die Wiederentdeckung des Humboldtschen Privatsprachenarguments bei Wittgenstein, die Entdeckung des pragmatischen Spektrums von Sprache bei Morris, Wittgenstein, Peirce und Austin, die Defokussierung des auf Aussagesätze beschränkten Forschungsinteresses – eine Aufwertung des ‘kommunikativen’ sprachtheoretischen Ansatzes, der dann zum wichtigsten Kontrahenten des ‘kognitiven’, auf logische Strukturen ausgerichteten sprachtheoretischen Forschungsparadigmas avanciert (vgl. Lafont 1999: 120). Meiner Ansicht nach zeigt der sich besonders bei Quine und Davidson intensivierende radikale Zweifel an einer endgültigen Klärung der Referenzfrage, an den Dogmen des Repräsentationalismus, der von der Möglichkeit eines *matching* von Wirklichkeits- und Sprachstrukturen ausgeht, und die in Reaktion darauf von Putnam, Donnellan und anderen entwickelten Thesen zur Möglichkeit einer *direct reference* (vgl. ebd.), die die theoretischen Probleme der Sprachbefangenheit der *indirect reference* zu lösen hoffen, dass in der anglo-amerikanischen sprachanalytischen Philosophie das Problem der Referenz sich konstant als zentrale methodologische Leitfrage durchhält. Zu hinterfragen wäre allerdings sowohl die von Lafont implizierte *Ursächlichkeit* der gekennzeichneten paradigmatischen Verschiebungen als auch die *starre Gegenübersetzung* von anglo-amerikanisch referenzorientierten Sprachtheorien und kontinentalen Theorien, die die sprachliche Konstituiertheit von Welt proklamieren. An

³⁹³ Die Publikation in *Logic and Language* ist ein Neuabdruck der Erstveröffentlichung aus dem Jahre 1931/32.

der folgenden kurzen Besprechung Mauthners wird sich an einem Fall zeigen, dass die Referenzorientiertheit keine allein anglo-amerikanische Angelegenheit ist und der radikale Zweifel an der möglichen Klärung des Referenzbezuges nicht erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beginnt. Gegen Lafont könnte man etwa auch den Vorschlag vorbringen, zwischen zwei Arten von Sprachphilosophie zu unterscheiden, einer, die die Möglichkeit von Referenz postuliert, eine andere, die an ihr radikal zweifelt. Hier verlief dann die Spaltung quer durch die Kontinentalblöcke hindurch. Angebracht wäre es demnach, wenn man das Vorurteil einer antagonistischen Opposition von kontinentalen und anglo-amerikanischen Sprachtheorien dahingehend revidiert, dass man nur noch behauptet, dass sich der methodologische Status der Referenzfrage verschiebt, nicht aber, dass diese in kontinentaler Sprachphilosophie gar nicht existent ist. Damit ist, denke ich, der Kontext aufgezeigt, in dem die folgende kurze Kontrastierung von Weisgerbers Ansatz mit demjenigen Mauthners und des späten Wittgenstein angesiedelt ist.

3.2.3.2. Mauthners Verzweiflung am Referenzproblem

Fritz Mauthner starb 1923, also noch bevor Weisgerber seine Habilitationsschrift abgeschlossen hatte. Weisgerber bezieht sich dort und auch später des öfteren auf Mauthner, vermeidet aber eine ausführliche Diskussion Mauthners.

Mauthner verfasste seine sprachphilosophischen (und sprachwissenschaftlichen) Arbeiten erst im letzten Lebensdrittel, also zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Meine Untersuchungen stützen sich in der Hauptsache auf die drei Bände der *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*³⁹⁴ (Mauthner 1923, I-III) und die posthum erschienene Abhandlung *Die drei Bilder der Welt* (Mauthner 1925).

Mauthners Sprachkritik gilt und galt als besonders radikal.³⁹⁵ Diese Radikalität gründet auf zwei wesentlichen Prämissen, die zunächst kurz erläutert werden sollen. Die erste Prämisse ist eine ontologische. In enger Anlehnung an entsprechende Thesen Machs vertritt Mauthner eine radikal sensualistische Anschauung, derzufolge allein unsere Sinneseindrücke oder Sinnesempfindungen *wirklich* sind (Mauthner 1923, III: 15). Abgeleitet von dieser Prämisse wird, korrelativ zum radikalen Sensualismus, die

³⁹⁴ In erster Auflage 1901/02, in zweiter 1906 erschienen. Ich zitiere, wie in der Mauthner-Forschung auch üblich, aus der 3. erweiterten Aufl. von 1923, von der dann 1963 und 1982 noch jeweils Nachdrucke herausgegeben wurden.

³⁹⁵ Dies ist sicherlich ein Grund dafür, dass Mauthner sich über mangelnde Rezeption beklagte. Die Mauthner-Forschung hat allerdings gezeigt, dass Mauthner sehr lebhaft aufgenommen und rezensiert wurde, dass aber der Nicht-Akademiker Mauthner in akademischen Kreisen tatsächlich ignoriert oder mit kurzen Kommentaren 'abgetan' wurde (vgl. dazu u.a. Kilian 2000: 109ff.).

These des radikalen Materialismus vertreten, dass die sinnlich wahrgenommene Außenwelt aus einem chaotischen *fluxus* materieller Prozesse besteht. Die Natur, so Mauthner, kennt keine Ordnung (ebd. 6). Häufig findet sich deswegen bei Mauthner auch das Bestreben, Wahrnehmungsvorgänge oder ‘außenweltliche’ Wirklichkeit auf möglichst ‘elementare’ Bestandteile zurückzuführen: unser Sehen sei eigentlich nichts anderes als eine Netzhautreizung (ebd. 5), was gesehen werde, sei eigentlich nichts anderes als “Tausende und Tausende von Punkten” (ebd. II: 689; vgl. auch Mauthner 1925: 67), jeder vernommene Ton sei eigentlich nur eine Luftbewegung (Mauthner 1923, III: 5) etc. Die zweite Prämisse ist erkenntnistheoretischer Art, ihr entspricht ein radikaler Skeptizismus³⁹⁶, der auch als ‘reiner Nominalismus’ oder ‘negativer Platonismus’ bezeichnet werden könnte, wie an folgenden Zitaten deutlich wird:

“Wir haben von der Welt keine anderen Bilder als sprachliche; wir wissen von der Welt nichts, weder für uns selbst noch zur Mitteilung an andere, als was sich in irgend einer Menschensprache sagen läßt. Eine eigene, etwa übermenschliche Sprache hat die Natur nicht; die Natur ist stumm, nur der Mensch kann etwas über sich und die Natur aussagen.” (Mauthner 1925: 2)

“Die Sprache kann niemals zur Photographie der Welt werden [...]” (Mauthner 1923, I, 523)

“Die Sprache eines Einzelmenschen ist nicht ein falsches Bild seines Denkens, sondern ein falsches Bild seiner Außenwelt; [...]” (ebd. 193)

Alles Wissen, alle Erkenntnis ist für Mauthner also sprachlich konstituiert, aber diese Erkenntnis wird am Maßstab der Außenwelt gemessen und kann diesem nie genügen. Sie liefert ein Abbild der Wirklichkeit, aber eben ein falsches.

“So ist es die Sprache allein, die für uns dichtet und denkt, die uns auf einiger Höhe die Fata Morgana der Wahrheit oder Welterkenntnis vorspiegelt, die uns auf der steilsten Höhe losläßt und uns zuruft: Ich war dir ein falscher Führer! Befreie dich von mir!” (ebd. 713)

Diese Befreiung kann aber nie gelingen. Mauthner stellt kategorisch fest:

“Eine Befreiung aus dieser Unfreiheit gibt es nicht.” (ebd. 500)

³⁹⁶ So Mauthner selbst (1923, III: 616).

Diese Basisthese durchzieht und bestimmt Mauthners gesamtes Werk. Er ist geradezu besessen vom Gedanken, dass Referenz grundsätzlich nicht gelingen bzw. einem Wahrheitsanspruch nicht genügen kann. Sprache als einziges Erkenntnismedium wird damit zu einem gigantischen fiktionalen Appendix, welcher sich einer unerkennbaren Natur auflagert wie eine krankhafte Metastase. Diese These gewinnt für Mauthner besonders dadurch Evidenz, dass wir, als Menschen, Einsicht haben in den Tatbestand, dass unsere Sinne nur einen beschränkten Ausschnitt von Wirklichkeit empfinden und wahrnehmen können. Da nun “die Kategorien unserer Sprache in einer notwendigen Abhängigkeit von unseren Sinnesorganen stehen” (ebd. 80), unsere Sinne aber “Zufallssinne sind” (ebd.), kann “unsere Vernunft (sie ist ja Sprache) nur eine Zufallsvernunft sein” (ebd., II: 689).

Dennoch schreibt Mauthner einige tausend Seiten über ‘Sprache’, gelangt also auch zu sprachkritischen Aussagen, die als ‘positive’ Erkenntnisse Geltung beanspruchen und auch sprachreformerische Vorschläge unterbreiten. Meiner Ansicht nach ist Mauthner aber immer so zu verstehen, dass um all diese Erkenntnisse in allen Fällen eine Klammer gesetzt und mit einem negativen Vorzeichen versehen werden muss, auch wenn dies von Mauthner, allein schon aus stilistischen Gründen, nicht in allen Fällen explizit deutlich gemacht wird. Bei dieser Erforschung des Reichs der Sprachfiktion kommt Mauthner zu Thesen, die zu allen vier von uns herausgestellten Erscheinungsweisen von Sprache (*parole*, *Dialogizität*, *langage* und *langue(s)*) Stellung beziehen.

Zunächst scheint es so, als würde für Mauthner Sprache nur in ihrer Erscheinungsweise als *parole* in Betracht zu ziehen sein:

“Die Sprache ist aber kein Gegenstand des Gebrauchs, auch kein Werkzeug, sie ist überhaupt kein Gegenstand, sie ist gar nichts anderes als ihr Gebrauch. Sprache ist Sprachgebrauch.” (ebd. I: 24)

Dieser Gebrauch ist, für sich betrachtet, das betont Mauthner immer wieder, nichts anderes als die jeweiligen physiologischen Sprechbewegungen (ebd. 16ff., 176f.). Sprache nur ein einziges Individuum, so würden diese Sprechbewegungen im Nichts verpuffen. Die Idee der *Dialogizitätsthese*, dass mindestens zwei Sprechpartner notwendig sind, damit aus diesen Sprechbewegungen ‘mehr’ werde, findet sich dann auch bei Mauthner, ausgedrückt mit Hilfe der skurrilen Telephonmetapher:

“Die Sprachbewegungen³⁹⁷ des unter sprachlosen Mitmenschen allein redenden Individuums wären aber gar nicht Sprache. Ein einzig sprechender Mensch unter sprachlosen Volksgenossen ist ebensowenig vorstellbar wie ein redender Gott, der den Menschen die Sprache erst schenkte. Oder er wäre wie der Teilnehmer an einem ausgedehnten Telephonnetze, das keinen zweiten Teilnehmer hätte.” (ebd. 17)

Konsequenterweise behauptet Mauthner dann auch, dass Sprache nur “zwischen den Menschen” (ebd., II: 708) lebt und nur zwischen ihnen entstanden sein kann. Sprache wird damit umso “nützlicher” (ebd.) und “reicher” (ebd.), “je größer die Zahl der Menschen ist, zwischen denen sie lebt.” (ebd. 708f.) Durch den Gebrauch mehrerer Teilnehmer entstehen dann Gebrauchsregeln, die eine gegenseitige Verständigung ermöglichen. Sprache wird zum Gesellschaftsspiel. Mauthner hält aber ‘eisern’ daran fest, dass Sprache deswegen nicht überbewertet werden dürfe, sie habe lediglich einen ‘Scheinwert’, diene als fiktives Medium nur der Orientierung, um sich verständigend in einer letztlich unerkennbaren Welt zurechtzufinden:

“Die Sprache ist nur ein Scheinwert wie eine Spielregel, die auch umso zwingender wird, je mehr Mitspieler sich ihr unterwerfen, die aber die Wirklichkeitswelt weder ändern noch begreifen will. In dem weltumspannenden und fast majestätischen Gesellschaftsspiel der Sprache erfreut es den einzelnen, wenn er nach der gleichen Spielregel mit Millionen zusammen denkt, [...]” (ebd., I: 25)

Durch die Einführung des Spielregel-Gedankens kommt dann unweigerlich die *langue als Muttersprache* ins Spiel, d.h. im von uns rekonstruierten Argumentationsverlauf zur Geltung. In direktem Anschluss an oben zitiertes ‘Telephonnetz’-Zitat heißt es:

“Sprache werden diese Bewegungen erst durch ihre über das Individuum und über die Wirklichkeit hinausgehende Eigentümlichkeit, daß sie bei einer Gruppe von Menschen die gleichen [sind; B.S.], daß sie dadurch verständlich, daß sie nützlich sind. Als sozialer Faktor erst wird die Sprache [...] etwas Wirkliches. Eine soziale Wirklichkeit ist sie; abgesehen davon ist sie nur eine Abstraktion von bestimmten Bewegungen.” (ebd. 17f.)

Und einige Zeilen weiter:

³⁹⁷ Mauthner spricht sonst eher von *Sprechen* oder *Sprechbewegungen*. In Mauthners Sinne sind aber natürlich Sprechbewegungen gleich Sprachbewegungen, was durch die ungewöhnliche Komposition nur noch deutlicher wird.

“Wo ist also das Abstraktum «Sprache» Wirklichkeit? In der Luft. Im Volke, zwischen den Menschen.” (ebd. 19)

Sprache gewinnt also, obwohl Mauthner nie müde wird, das *cave* des Abstraktionsgedankens stets beizufügen, den typisch Weisgerberschen Zug einer *sozialen Wirklichkeit*, gar einer Art *Zwischenwelt*, und zwar nicht zwischen zwei Individuen, sondern ‘*im Volke*’. So überrascht es auch nicht, dass weitere Gemeinsamkeiten mit Weisgerbers Thesen auftauchen. Die gemeinsam gebrauchte Muttersprache vermittelt eine gemeinsame Weltanschauung (ebd. 25), einen gemeinsamen “Realkatalog der Welt” (ebd. 76), eine gemeinsame “Weltkenntnis” (ebd. 22), und selbst der Muttersprachapriori-Gedanke fehlt nicht:

“Wie dem auch sei, kein Mensch hätte für sich allein genügend Erfahrungen gesammelt, um aus ihnen heraus das ungeheure Gerüst seiner Muttersprache (in deren latenten Klassifikationen all seine Welterkenntnis und all sein Schließen, also all sein Denken apriorisch steckt) aufbauen zu können;[...].” (ebd. 179f.)

Fast noch radikaler als bei Weisgerber ist alles Denken und Wahrnehmen³⁹⁸ bei Mauthner sprachbestimmt. Obwohl er bemüht ist, jeglichen ‘Sprachinhalt’ als Gebrauchswert, als “Ladenwert” (ebd. 176) des Sprechens hinzustellen, entgleitet doch dieser ‘Wert’ eben *als Wert*, nämlich als kollektivierte und kollektive Geltung besitzende Wertmünze, dem Bereich der *parole* und ‘rutscht’ sozusagen unwillkürlich in den der *langue als Muttersprache*.

Diese unscharfe Grenzlinie zwischen *parole* und *langue als Muttersprache* macht sich auch da bemerkbar, wo es um die *Wirkung* von Sprache geht. Die Macht des Sprachgebrauchs (“Der Sprachgebrauch ist ein Tyrann, er beherrscht [...] das, was wir Denken zu nennen pflegen.” (ebd. 46)) ist zugleich Macht der Sprache (“Die Sprache zwingt uns alle” (ebd. 610)), deren Einfluss die allgemeine Denk- und Wahrnehmungsbestimmung noch übersteigt, insofern sie, nicht nur im Bereich ethischer oder religiöser Normvorstellungen³⁹⁹, sondern auch im Kontext gesellschaftlich-politischen Handelns (vgl. ebd. 25) als Instrument von Ideologisierung dient. Wie nahe Mauthner mit dieser These einer ubiquitären Sprachwirkung Weisgerber steht, zeigen

³⁹⁸ Auch Mauthner (1923, II: 688) ist der Ansicht, dass die menschliche Farbwahrnehmung sprachlich gelenkt wird.

³⁹⁹ In den *Beiträgen zu einer Kritik der Sprache* heißt es beispielsweise: “Die meisten Menschen sind nur gut, weil der Begriff der Güte einmal besteht, und weil in ihnen eine Neigung wirkt, sich die Bezeichnung «gut» wie einen Orden zu erwerben.” (Mauthner 1923, I: 46). In seinem vierbändigen Monumentalwerk *Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande* (Stuttgart 1920-23) hat Mauthner im übrigen eine eigene ‘Studie’ zu diesem Thema vorgelegt.

Auszüge aus der 1920 erschienenen Schrift *Muttersprache und Vaterland* (Mauthner 1920), die im Gegensatz zur beißenden Kritik der spätesten Schriften noch stark positiv-affirmative Züge trägt. Hier wurde Muttersprache in schwelgenden Tönen als einigendes Band des Volkes, als gegenüber den künstlichen Instanzen von Staat und Nation einziges, natürliches und einigendes Band des Volkes gepriesen:

“Geworden sind – wie wir erst seit etwa 100 Jahren wissen – auch Muttersprache und Volk, nur sind sie viel früher, viel langsamer, viel unbewußter geworden, organischer als Nation und Staat; daraus allein mag es zu erklären sein, daß wir Sprache und Volk wie Teile unseres Ich lieben, wirklich wie unsern Augapfel, daß wir zu ihnen ein Verhältnis des Herzens haben, während wir zu den jüngeren, schnelleren, bewußteren Gestaltungen von Nation und Staat nur ein Verhältnis des Verstandes aufbringen.” (Mauthner 1920: 56f.)

Ganz und gar weisgerberisch wird Muttersprache zum höchsten Kulturgut und teuersten Schatz des Volkes, so dass Volk und Sprachgemeinschaft gleichbedeutend werden.

“So ist die Gemeinsamkeit der Muttersprache wirklich das Höchste, was der Mensch in seinem innersten Gewissen an Gemeinsamkeit vorfindet: der gemeinsame Besitz alles dessen, was ihm teuer und unverlierbar ist an den Gütern der Kultur und des Geistes.” (ebd. 60)

Der zentralen Funktion von Sprache, sei es, dass sie alles Denken und Wahrnehmen bestimmt, sei es, dass sie höchstes Kulturgut ist, entspricht es dann auch, dass Mauthner, auch in den spätesten Schriften, der Sprachwissenschaft den höchsten Rang unter allen Geisteswissenschaften verleihen möchte. Sprachwissenschaft ist “die Geisteswissenschaft par excellence [...], in welcher Psychologie, Logik, Metaphysik, Moral, Ästhetik [...] nebst Theologie schon enthalten sind” (ebd., II: 19). Welche Aufgaben aber hat Sprachwissenschaft, wenn sie sich doch im Grunde nur mit Fiktivem beschäftigt?

Der scheinbare Widerspruch ⁴⁰⁰, dass Mauthner neben der erkenntnistheoretischen radikalen Sprachkritik auch eine konkretere sprachwissenschaftliche betrieb, muss nicht als solcher interpretiert werden. Mauthner hat schon in den *Beiträgen* interessante Einzeluntersuchungen zur “Unbestimmtheit des grammatischen Sinns” (ebd., II: 1-55) durchgeführt, bei denen grammatische Phänomene der deutschen Sprache wie Genusmarkierung, Pluralbildungen, Tempus-

⁴⁰⁰ Eisen (1929: 13) sieht einen unvereinbaren Widerspruch zwischen diesen beiden Arten von Sprachkritik.

und Passivformen beim Verb auf ihren ‘Inhalt’ befragt werden. Ähnlich wie dann später bei Weisgerber wird paraphrastisch und in Bezug auf ein zunächst gar nicht weiter hinterfragtes Weltwissen beschrieben, was ein bestimmter Wortinhalt ist bzw. was bestimmte grammatische Phänomene leisten. Die damals durchaus moderne und nicht auf Mauthner oder Weisgerber beschränkte Untersuchungsrichtung, die die Divergenz sprachlicher und ‘realer’ Kategorien (besonders evident etwa bei der Genusmarkierung) feststellte, arbeitete also methodologisch mit dem Verweis auf eine Wirklichkeitsebene, deren sprachliche Beschreibung und Konstituiertheit scheinbar nicht mehr hinterfragt wird. Bei Mauthner, mehr als bei Weisgerber, hat es aber den Anschein, als sei er sich dieser scheinbaren Inkohärenz durchaus bewusst. Denn erstens spickt Mauthner seine Texte immer wieder mit deutlichen ‘Warnhinweisen’, die daran erinnern, dass auf grundlegender Ebene der referenzielle Tatbestand nur Sprachfiktion oder elementare, rein physisch-physiologische Wirklichkeit sein kann. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, der Unterschied von *jagen* und *laufen* herausgearbeitet, um dann aber festzustellen:

“Da haben wir zwei Worte, jagen und laufen, die sich ebenso weit voneinander entfernen wie denken und sprechen, und die dennoch zusammenfallen, bis in ihre Bewegungsdifferentiale.” (ebd., I: 232)

Insofern könnte man versucht sein zu behaupten, dass Sprachkritik trotz des erkenntnistheoretischen Abgrunds, in den sie führt, an und für sich selbst eine gewisse Befriedigung verleiht, oder eine Lust im Reich des Sprachlichen zu wildern, ohne sich verpflichtet zu fühlen, die eigentlich permanent geforderte negative Einklammerung der getätigten Aussagen in jedem Fall gesondert zu präsentieren. Gleiches wäre im übrigen auch von Weisgerber zu behaupten. Die praktisch vollzogene, bei Weisgerber oft ein wenig naiv wirkende Analyse des Sprachinhalts kann in methodischer Hinsicht auch davon Abstand nehmen, die zur Deskription in metasprachlicher Absicht benutzte Objektsprache in jedem Falle und sofort wieder auf ihre eigene Inhaltlichkeit zu befragen.

Deutlicher noch und weit systematischer als in den *Beiträgen* taucht dieser scheinbare Widerspruch im posthum erschienenen Werk *Die drei Bilder der Welt* (Mauthner 1925) auf. Anhand der drei Wortarten der Substantive, Verben und Adjektive, die sich nach Mauthner dadurch auszeichnen, dass sie “Wirklichkeit

bezeichnen wollen und nicht bloß Beziehungen von Wirklichkeiten” (ebd. 25)⁴⁰¹, möchte Mauthner zeigen, dass, da es im Grunde nur elementare Sinnesempfindungen gibt, eigentlich nur *eine* Wortart, nämlich die der Adjektive, uns ein wirklichkeitsnahes Weltbild (ebd. 57) vermittelt. Verben fügen den reinen, nach Mauthner raum- und zeitlosen Empfindungen (ebd. 58) eine Zeitbeziehung hinzu, wodurch in die Wirklichkeitswelt nicht nur Bewegung und Veränderung hineininterpretiert wird, sondern auch menschliche Absichten, Zwecksetzungen etc. konzipierbar werden. Substantive schaffen Entitäten, die nach Mauthner allesamt fiktiv sind, Erfindungen, die durch die Etablierung dieser Wortart vom konkretesten Gegenstand (selbst ein Apfel ist eigentlich kein konkretes ‘Ding’, sondern ein Empfindungskonglomerat (ebd. 35f.)) bis zu abstraktesten Entitäten reichen. Bei diesem, “in halbem Ernst” (ebd. 48) vorgenommenen sprachkritischen Gedankenspiel wird der oben genannte Widerspruch dadurch evident und systematischer, dass es darum geht, wortartbezogene sprachgrammatische Kategorisierungen zu korrigieren, was auf die Möglichkeit sprachinterner Sprachreform hinausläuft und in der etwas absurden Forderung gipfelt, eine rein adjektivische Sprache zu erfinden (ebd. 67), die diese Kategorienfehler vermeiden würde. Eine solche Sprache wäre also, was ihre Referenzleistung betrifft, womöglich wirklichkeitsgetreuer. Die erkenntnistheoretische Kluft einer prinzipiellen Unerkennbarkeit und unüberbrückbaren Distanz zur puren Wirklichkeit würde aber auch sie nicht überwinden können, so dass selbst diese skurrile Sprachreform letztendlich dem negativen Zeichen vor der Klammer zum Opfer fallen würde.

In diesem kurz gehaltenen ‘Rundgang’ durch den Bereich von Mauthners Sprachkritik, der sich mit der Erscheinungsweise von Sprache als *muttersprachliche langue* verbinden lässt, zeigte sich also am Ende des Rundgangs einmal mehr, dass trotz der vielfältigen und zum Teil fast schon überraschenden Ähnlichkeiten mit Weisgerbers Ansatz in der Frage der Referenz und ihrer negativen Beantwortung durch Mauthner der entscheidende Unterschied zwischen beiden Positionen liegt.

Bezüglich der Erscheinungsweise von Sprache als *langage* oder *hyperlangue* bezieht Mauthner eine deutliche Position:

“«die Sprache» gibt es nicht; das Wort ist ein so blasses Abstraktum, daß ihm kaum mehr etwas Wirkliches entspricht.” (Mauthner 1923, I: 4)

⁴⁰¹ Diese Behauptung ist natürlich schon für sich genommen problematisch.

Die menschliche Sprachfähigkeit lässt sich reduzieren auf die *Sprechfähigkeit*, die dem Menschen aufgrund der physiologischen Entwicklung seiner Sprechorgane angeboren ist (ebd. 17f.). Dennoch, das wurde bereits gezeigt, entwickeln sich durch den Gebrauch der Sprechorgane die jeweiligen Muttersprachen. Unberücksichtigt blieb aber bisher, dass Mauthner, ähnlich wie Cassirer, der Sprachentwicklung sehr viel Beachtung zuwendet. In Sprach- und Wortgeschichte offenbart sich ihm zufolge die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit (ebd. 12).⁴⁰² Dabei trägt Mauthner auch Gedanken vor, die ähnlich wie Cassirer zu zeigen versuchen, dass unsere Begriffe von Raum und Zeit sowie unsere Dingvorstellung sich durch Sprachentwicklung erst allmählich konstituiert haben (ebd., III: 102-131). Diese Logogenese bleibt bei Mauthner aber Genese einer Fiktion, sie enthebt den Menschen nicht ins Reich reiner Erkenntnis, sondern verführt ihn in ein Reich immer zweifelhafterer Scheinwirklichkeiten. Ein allgemeingültiges Reich logischer Wahrheiten gibt es nach Mauthner nicht (ebd., II: 14f.), ebensowenig eine “innere Logik” (Mauthner 1925: 5), eine Universallogik als philosophische oder Denkgrammatik einer einzigen menschlichen Sprache:

“Und so unverseuchbar spukt das Gespenst von einem absoluten Denken auch in guten Köpfen, daß unbewußt und unklar, aber überall neben der Existenz mangelhafter Individualsprachen, die der Hoheit des Denkens nicht ebenbürtig sein sollen, ein besonderes Abstraktum, «menschliche Sprache» genannt, angenommen wird, welches dann eine Art philosophischer Vollkommenheit besitzen soll, aus dem man sogar eine philosophische Grammatik herauspressen möchte. Wie steht es aber um diese Dinge? Die menschliche Sprache an sich ist – wie gesagt – ein Abstraktum, ein unfaßbarer Schatten wie die alten Seelenvermögen; die menschliche Sprache an sich besitzt überhaupt keine Grammatik, geschweige denn eine philosophische Grammatik. [...] Grammatik einer einzelnen Volkssprache ist möglich, [...]” (Mauthner 1923, I: 193)

Auf einzelsprachlicher oder ‘volkssprachlicher’ Ebene unterscheidet Mauthner dann zwischen Grammatik und Logik. Während die Grammatik ihren Ausgang von der Wirklichkeitswelt genommen habe, sich dann aber immer stärker auf Regelmäßigkeit und interne Systemkohärenz konzentriert habe, bedenke die Logik wieder das eigentliche Ausgangsverhältnis von Sprache zu Wirklichkeit, könne dabei aber nicht den Rahmen von Sprache überschreiten.

⁴⁰² Auf dieser These beruht auch die gesamte Arbeit am berühmten *Wörterbuch der Philosophie* (München u.a. 1910).

“Die Grammatik jeder Sprache ging von der Wirklichkeitswelt aus, schuf aber dann in der Erinnerungswelt selbständige Bequemlichkeiten, Omnibusse, Assoziationen, Gleise. Die Logik hatte nichts als die grammatikalische Sprache, um sich daran zu halten; aber die Logik ist doch nur ein Sammelname für die Bemühung, in der Erinnerungswelt den Lageplan der Wirklichkeitswelt nicht zu verlieren oder vielmehr ihn zu finden. Grammatik und Logik sind also nur zwei verschiedene Seiten der gleichen Menschensprache. Grammatikalisch gut heißt die Sprache, wenn sie zum Austausch der Erinnerungswerte bequem, glatt, leicht ist; logisch gut heißt sie, wenn die Erinnerungswerte den Wirklichkeitswerten nicht zu fern sind.” (Mauthner 1923, III: 2f.)

Da sich also die Logik um das sprachliche Referenzproblem kümmert, wäre es durchaus denkbar, dass ein Vergleich der Einzelsprachlogiken zu einer allgemeinen Logik aufsteigen könnte, zu einer allgemeinen Lösung des Referenzproblems. Das aber ist nach Mauthner nicht möglich.

“Es wäre eine schöne und fast unlösbare Aufgabe der Fachleute, die Logiken der anderen Sprachgruppen zu schreiben. So, wie das aber bisher versucht worden ist, scheint mir jeder Versuch ergebnislos zu sein. Jeder Versuch, die Logik der dravidischen, chinesischen usw. Sprache durch Vornahme einer Übersetzung in die Muttersprache zu gewinnen, wird zu einer ungewollten Fälschung. [...] Sigwart läßt sich [...] die Äußerung entschlüpfen, er könne sich nur innerhalb der entwickelten Sprachen eine Logik aufstellen wollen. Dieses Geständnis ist wertvoll. Die ganze Logik des Aristoteles ist nichts als eine Betrachtung der griechischen Grammatik von einem interessanten Standpunkte aus. Hätte Aristoteles Chinesisch oder Dakotaisch gesprochen, er hätte zu einer ganz anderen Logik gelangen müssen [...]” (ebd. 3f.)

Diese These der Einzelsprachabhängigkeit der Logik wird später von anderen Autoren immer wieder vertreten werden, bei Mauthner führt sie aber letztendlich wieder zurück zum Kollaps in die Unlösbarkeit des Referenzproblems. Wie ein Kartenhaus fallen die schönen Gebäude von Logik, Grammatik und Sprechhandlung aufgrund ihrer unhintergehbaren Fiktizität wieder in sich zusammen, denn ‘verifizierbar’ (d.h. im Sinne Mauthners endgültig an der Wirklichkeit messbar) ist letztlich keines von ihnen. Selbst ‘empirische Begriffe’ wie *Apfel* sind, im Gegensatz zu Carnaps Vorstellung, nicht verifizierbar und durch eine Kluft von der sensualistischen Wirklichkeit getrennt. Weder also gibt es für Mauthner das Ideal einer reinen Erkenntnis wie bei Cassirer, noch die von Carnap ins Auge gefasste Lösung des Referenzproblems, derzufolge nur ein Teil unseres Denkens verhext ist.

Mauthner hat sich explizit zur erkenntnistheoretischen Position des “Agnostizismus” (Mauthner 1925: 124) bekannt. Als Konsequenz aus der Erkenntnis

der 'Nichtpassbarkeit' von Sprache/Denken und Wirklichkeit lässt Mauthner, im Stile letzter agonistischer Reprisen, drei mögliche Grundhaltungen aufscheinen, deren erste das Lachen und die Komik als anthropogene Mittel des Umgangs mit dem Disparaten sind:

“Reine Kritik ist im Grunde nur ein artikuliertes Lachen. Jedes Lachen ist Kritik, die beste Kritik. Wenn durch Zufall oder Kunst zwei Dinge zueinandergebracht werden, die durchaus nicht zueinander passen, so lacht der natürliche Mensch.” (Mauthner 1923, III: 632)

Die Unmöglichkeit, dass Sprache sich ihrer unvollkommenen Abkunft entledigen könne, und somit die Unmöglichkeit, Sprache ganz losgelöst vom 'kruden' Wirklichkeitsbezug zu beschreiben, lässt dann das Lachen zur Tragikomik, der zweiten von Mauthner anvisierten Grundhaltung, gerinnen:

“Tragikomisch wäre der Clown, der im Zirkus bis zur Spitze einer freistehenden Leiter emporklettern und dann versuchen wollte, seine Leiter zu sich emporzuziehen. Er würde das Schicksal der Philosophie teilen und herunterfallen. Wer die Naivität verloren hat, lacht auch den Clown nicht mehr aus. Wer sie behalten hat, der muß auch über die Sprachkünstler lachen, die auf Wortleitern in die Höhe klettern wollen und glauben, sie könnten während des Aufstiegs das Wort von der Erde lösen.” (ebd.)

Das Nicht-mehr-recht-lachen-können endet dann in einer “himmelsstillen, himmelsheiteren Resignation oder Entsagung” (ebd. 634). In den letzten Zeilen von *Die drei Bilder der Welt* lässt Mauthner aber dann doch, nur für einen Moment, den Himmel sich öffnen, und es erscheint eine in unserer Arbeit jetzt erstmals sich meldende neue Erscheinungsweise von Sprache, nämlich die paradoxe Utopie eines wortlosen Begreifens, das uns in anderer Form als bildlose Sprache dann in unserer Untersuchung zu Heidegger noch beschäftigen wird:

“Überall wo echte Kunst waltet – vielleicht selbst wieder ein unerreichbares Ideal, dem die Größten sich nur annähern können –, begreift ein Genie die eine Welt ohne Begriffe, ohne Sprache. Vielleicht gibt es auch im echten Denken, der sogenannten Philosophie, solche Weihstunden des wortlosen Begreifens. Morgenstunden des Erwachens, wo plötzlich der Schleier des Tages fällt und wie in tagheller Nacht der Zugang zu dem Geheimnisse des All-Einen offen steht. Der Zugang schließt sich wieder, sobald der Sucher den ersten Schritt auf dem geschauten Wege zu gehen wagte. Die Helle wird wieder dunkel, sobald er die Augen öffnet. Das Begreifen zerfällt, sobald er es für sich oder andere in Begriffe oder Worte bannen will. Das All-Eine war nur im schweigenden Ich verbunden; beim ersten

lauten Worte verschwindet herabstürzend jede Einheit, auch die des Ich. Nichts läßt sich mehr sagen.” (Mauthner 1925: 169f.)

Was nun die Reaktionen auf Mauthner betrifft, so fällt auf, dass Cassirer und Weisgerber im Prinzip dieselbe Rezeptionsstrategie verfolgen. Sie wissen um den entscheidenden Unterschied ihrer Positionen zu Mauthner und vermeiden es wohl gerade deswegen, die (besonders bei Weisgerber) auffallende Koinzidenz bestimmter Thesen in Einzelfragen besonders herauszustellen. Dies führt dazu, dass Mauthner mit einer eindeutigen Abwehrgeste zurückgewiesen und im Detail nicht behandelt wird.

Cassirer kritisiert an Mauthner, dass er am Referenzproblem als Abbildproblem und an einem dementsprechend naiven Wirklichkeitsbegriff hängenbleibe und den entscheidenden dialektischen Schritt ‘nach vorne’ nicht vollziehe, dass sich durch Sprache eine neue, spezifisch menschlich-geistige Welt eröffne:

“Die Skepsis sucht die Nichtigkeit der Erkenntnis und der Sprache darzutun – aber was sie zuletzt beweist, ist vielmehr die Nichtigkeit des Maßstabes, an dem beide hier gemessen werden. Es ist die innere Auflösung, die Selbstersetzung der Grundvoraussetzungen der «Abbildtheorie», die sich in der Entwicklung der Skepsis methodisch und folgerecht vollzieht. [...] Der letzte Schein irgendeiner mittelbaren oder unmittelbaren Identität zwischen Wirklichkeit und Symbol muß getilgt, – die Spannung zwischen beiden muß aufs äußerste gesteigert werden, damit eben in dieser Spannung die eigentümliche Leistung des symbolischen Ausdrucks und der Gehalt jeder einzelnen symbolischen Form sichtbar werden kann. Denn dieser ist in der Tat nicht aufweisbar, solange man an dem Glauben festhält, daß wir die «Wirklichkeit» als ein gegebenes und selbstgenügsames Sein [...] besitzen. [...] In Wahrheit aber kann der Sinn jeder Form nicht in dem gesucht werden, was sie ausdrückt, sondern nur in der Art und Weise, in dem Modus und der inneren Gesetzlichkeit des Ausdrucks selbst. In dieser Gesetzlichkeit der Bildung, also nicht in der Nähe zum unmittelbar-Gegebenen, sondern in der fortschreitenden Entfernung von ihm liegt der Wert und die Eigenart der sprachlichen Gestaltung wie der Wert und die Eigenart der künstlerischen Gestaltung beschlossen.” (Cassirer 1997a: 137f.)

Weisgerber beschränkt sich, wenn er Mauthner erwähnt, in der Regel auf ganz kurze Bemerkungen. Schon in der Habilitationsschrift nimmt er zweimal auf Mauthner Bezug. In der ersten Passage wird zustimmend “die unbedingte Abhängigkeit der Wissenschaft, der logischen insbesondere, von der Sprache” (Weisgerber 1924: 163) konstatiert, aber sogleich warnend hinzugefügt, dass Mauthners Aussagen ansonsten kaum haltbar seien und nur durch eine “Kritik des Gesamtwerks gewürdigt und auf ihre wirkliche Bedeutung zurückgeführt werden” (ebd.) könnten. Am Ende der Habilschrift

wird dann betont, dass es entgegen der von Mauthner demonstrierten " Hoffnungslosigkeit" (ebd. 199) durchaus möglich sei, bis zu einem gewissen Grade zu einer objektiven Einsicht in Struktur und Leistung der Muttersprachen zu gelangen, insbesondere durch den Vergleich verschiedenster Sprachen. Spätere Verweise auf Mauthner gehen über diese Kritik nicht hinaus (u.a. Weisgerber 1929b: 5), bzw. verstecken sie in Halbsätzen.⁴⁰³ Schaut man auf den eigentlichen Unterschied zwischen Mauthner und Weisgerber, so liegt er anders als bei Cassirer, der das Referenzproblem in Sprache und Logik aufgehen lässt, in einer abgrundtiefen Differenz ihrer methodologischen Gewichtung, da das Referenzproblem bei Weisgerber erst nach Abschluss eines umfassenden Sprachvergleichs epistemologisch zureichend behandelt werden kann, bei Mauthner aber im Vordergrund einer jeglichen sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Untersuchung steht. Unbestritten bleibt natürlich, dass sich daraus eine ganz und gar konträre Bewertung des ontologischen und gnoseologischen Status von Sprache ergibt. Dieser Gegensatz entsteht aber meiner Ansicht nach erst als Folge der ursprünglichen methodologischen Differenz. Recht hat meiner Ansicht nach deswegen auch Leinfellner-Rupertsberger mit ihrer lapidaren Feststellung, Mauthners Philosophie und seine Art zu philosophieren "wären im englischen Sprachraum wahrscheinlich besser aufgenommen worden" (Leinfellner-Rupertsberger 1992: 495). Eine vorschnelle Parallelisierung der Anliegen Whorfs und Sapirs mit demjenigen Mauthners, wie Lütkehaus (2000: 24) es suggeriert, ist fragwürdig, da hier ähnlich gelagerte Differenzen wie zwischen Weisgerber und Mauthner überspielt werden.

3.2.3.3. Die Untheoretisierbarkeit der Referenz bei Wittgenstein

Ähnlich wie Mauthner wird auch Wittgenstein von Weisgerber nur mit einigen kurzen Bemerkungen kommentiert, d.h. eine Berufung auf Wittgenstein wird ebenso wie bei Mauthner strikt vermieden. Das deutet darauf hin, dass sich Weisgerber einer grundlegenden Differenz zu Wittgenstein bewusst war. Dennoch kann man u.a. bei Christmann lesen, dass Wittgenstein neben Weisgerber, Porzig, Trier, Cassirer und Heidegger einer der bedeutendsten "Vertreter der deutschen Tradition" (Christmann 1966: 442) der These vom Weltbild der Sprache sei. Ich möchte in der gebotenen Kürze

⁴⁰³ In Weisgerber (1962c) findet sich z.B. ein kurzer Hinweis auf Mauthners Thesen in *Die drei Bilder der Welt*, wobei dann im Nebensatz eingewandt wird, dass es sich bei den drei Bildern der Welt nicht um sprachliche Nachbilder, sondern um vielmehr um 'Leitbilder' handele (vgl. ebd. 301).

zeigen, dass in letzter Instanz die Untheoretisierbarkeit der Referenz die entscheidende Differenz zwischen Wittgensteins und Weisgerbers Position darstellt. Die Konzentration auf diese Frage, aber auch auf die der Gewichtung der vier Erscheinungsweisen *parole*, *Dialogizität*, *langage* und *langue(s)* bei Wittgenstein leitet unsere Untersuchung, die also keinen Anspruch auf eine extensive Wittgensteininterpretation stellt.

Wenn man (wie etwa Christmann) davon ausgeht, dass es Gemeinsamkeiten zwischen Wittgenstein und Weisgerber gibt, so wird man nur den späten Wittgenstein ‘im Visier’ haben. Ganz darf der frühe Wittgenstein aber nicht ausgeschlossen werden, da er unverzichtbare Hinweise auf die Situierung seines späteren Ansatzes im Kontext der besprochenen sprachphilosophischen Positionen gibt. Für unsere Belange ist eine Bezugnahme auf den *Tractatus logico-philosophicus* (Wittgenstein 2002a) von 1921/22 für den frühen Wittgenstein und auf die *Philosophischen Untersuchungen* (Wittgenstein 2002b)⁴⁰⁴ für den späten im wesentlichen ausreichend.

Unübersehbar ist, dass der Ansatz des *Tractatus* in zentralen Forschungsperspektiven und -prämissen ein abbild- und korrespondenztheoretischer ist, der dem idealsprachlichen Forschungsprogramm Freges (und dem Logischen Atomismus Russells) sehr stark verpflichtet ist.⁴⁰⁵ Wie bei Frege bedeutet “der Name [...] den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung.” (Wittgenstein 2002a: 3.203). Gegenständen ist wesentlich, dass sie in einem Sachverhaltsbezug stehen (ebd. 2.01 - 2.02). Sachverhaltsbezüge sind “Tatsachen” (ebd. 2), das “was der Fall ist” (ebd. 1). Denkbar (ebd. 2.0121) sind nur die *logisch* möglichen Tatsachen. Im Denken, durch Gedanken machen wir uns ein Bild der Sachverhalte und der an ihnen beteiligten Gegenstände, durch Sprache drücken wir dieses Bild aus (ebd. 2.1 - 3). Im Gefolge Freges geht es auch Wittgenstein um die Garantie *eineindeutiger* Abbildungsverhältnisse, die von der Umgangssprache nicht zur Verfügung gestellt werden kann (“Es ist menschenunmöglich, die Sprachlogik aus ihr unmittelbar zu entnehmen” (ebd. 4.002)). Bedeutungsambige Wortzeichen müssen deswegen in eineindeutige Symbole transferiert werden, um logisch operationalisierbar zu werden:

⁴⁰⁴ Zur leichteren Identifizierbarkeit der angeführten Zitate wird von der bisherigen Zitierweise abgewichen und der international befolgten Norm entsprochen, nach der Zitate aus dem *Tractatus* mit der im Text gewählten jeweiligen Ordnungsziffer, aus den *Philosophischen Untersuchungen* mit Angabe des Paragraphen zitiert wird.

⁴⁰⁵ Vgl. dazu auch das entsprechende Bekenntnis Wittgensteins im Vorwort zum *Tractatus* (Wittgenstein 2002a: 9f.).

“(Im Satze »Grün ist grün« – wo das erste Wort ein Personennamen, das letzte ein Eigenschaftswort ist – haben diese Worte nicht einfach verschiedene Bedeutung, sondern es sind *verschiedene Symbole*.)

So entstehen leicht die fundamentalsten Verwechslungen (deren die ganze Philosophie voll ist).

Um diesen Irrtümern zu entgehen, müssen wir eine Zeichensprache verwenden, welche sie ausschließt, indem sie nicht das gleiche Zeichen in verschiedenen Symbolen, und Zeichen, welche auf verschiedene Art bezeichnen, nicht äußerlich auf die gleiche Art verwendet. Eine Zeichensprache also, die der *logischen* Grammatik – der logischen Syntax – gehorcht.” (ebd. 3.323 - 3.325)

Erfordert ist also eine logisch bereinigte Sprache, deren Symbole als logische Einheiten Eineindeutigkeit *und* eineindeutige Kombinierbarkeit zu Sätzen bzw. Satzaussagen garantieren, deren eindeutiger Sinngehalt dann daraufhin befragt werden kann, ob ein Korrespondenzverhältnis zu Gegenständen und Sachverhalten logisch möglich oder unmöglich ist. Da Denkbarkeit und logische Möglichkeit als notwendige Bedingung dafür postuliert wird, dass etwas als Tatsache auch berechtigterweise und damit wahrhaft wirklich ist (ebd. 1 - 2.02), ist die Wahrheit eines Korrespondenzverhältnisses von Sprache und Wirklichkeit von dessen logischer Möglichkeit abhängig. *Unsinnig* sind nach Wittgenstein deshalb alle Aussagen, die in logisch unbereinigter Sprachform, d.h. im Verlass auf normalsprachliche ‘Wortzeichen’ einen Wahrheits- oder Falschheitsanspruch erheben (ebd. 4.003). Im Kontext dieser Argumentation steht auch der oft zitierte Satz zu Mauthner:

“Alle Philosophie ist »Sprachkritik«. (Allerdings nicht im Sinne Mauthners.)” (ebd. 4.0031)

Dieser Situierungsindikator ist im Rahmen der Argumentation des *Tractatus* eher unproblematisch, hatte doch Mauthner, wie wir sahen, vom Idealsprachenprogramm des logischen Empirismus immer Abstand genommen. Dennoch zeigt diese lapidare Aussage, dass Mauthner im *Tractatus* schon präsent ist, dass er wahrgenommen wird. Man könnte sogar sagen, dass der Name Mauthner wie eine Chiffre für die Tendenzen des *Tractatus* steht, der die Grenzen des Logischen enger zieht als Russell und dann später Carnap. Nach Wittgenstein kann die logische Form von Sätzen nicht wiederum sprachlich dargestellt werden, sie kann *sich* nur *zeigen* (ebd. 4.121). Diese Voraussetzung führt Wittgenstein zur Ablehnung der Russellschen Lösung einer logischen Typentheorie (ebd. 3.332) und in letzter Konsequenz auch zur Ablehnung einer logisch-transzendentalen Reflexion der logisierten Sprache auf sich selbst. Daraus

ergibt sich in weiterer Konsequenz das Extrem, dass auch das Konzept des vorstellenden Subjekts überflüssig, weil logisch reduplizierend, wird (ebd. 5.6 - 6). Apel kommentiert dies zutreffend so:

“Indem das Subjekt schlechterdings identisch ist mit dem formalen Weltentwurf der reinen transzendentalen Sprache, fällt jede Reflexivität, jede Rückbezüglichkeit des Subjekts auf seinen sprachlichen Weltentwurf weg. Es verhält sich alles so, als ob es überhaupt kein Subjekt gäbe. Es gibt nur die realen Tatsachen so, wie sie durch die Sprache immer schon für uns abgebildet sind.” (Apel 2002a: 242)

Zudem eröffnet sich am Ende des *Tractatus* neben dem Logischen selbst eine weitere nicht sinnvoll beschreibbare ‘ontologische Region’, ein Bereich jenseits des Logischen, der sich nach Wittgenstein nur *zeigen* soll, aber dennoch eine *lebensweltlich relevante* Dimension hat.

“Wir fühlen, daß, selbst wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.” (Wittgenstein 2002a: 6.52)

“Es gibt allerdings Unausprechliches. Dies *zeigt* sich, es ist das Mystische.” (ebd. 6.522)

Dadurch, dass auf dieses Zeigen hingewiesen wird, dass das Sich-Zeigende als solches und als Relevantes und Ontisches benannt wird, entsteht eine ontologisch paradoxe Situation, indem ontologische Sinnhaftigkeit mit logischer Unsinnigkeit kollidiert, wobei die Logik wie versteinert in ihrem Schneckenhaus der logischen Sinnhaftigkeit verharrt. Und gerade hier taucht die Leitermetapher Mauthners wieder auf.

“Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.) Er muß diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.

Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.” (ebd. 6.54 - 7)

Was Wittgenstein in der Folge selbst tat, das war sein Ausstieg aus all den Postulaten, die ihre Hoffnung in die Eineindeutigkeit der logischen Welt setzten. Die Schweigeparole wird dennoch beibehalten, aber theoretisch ganz anders motiviert.

Wittgensteins sprachpragmatische Wende vollzieht sich Ende der 20er Jahre mit seiner Übersiedlung nach England, sie schlägt sich in seinen dortigen Vorlesungen Anfang der 30er Jahre nieder und später in ausgereifter Form in den 1936-1946 ausgearbeiteten und 1953 veröffentlichten *Philosophischen Untersuchungen* (Wittgenstein 2002b). Die Frage der Entwicklung dieser seiner Position lassen wir unberücksichtigt.

Die sprachpragmatische Wende lässt sich durch eine einfache und gleichwohl fundamental andere Fragerichtung kennzeichnen. Gefragt wird nicht nach dem sprachlich referierten Gegenstand (was ist X?), sondern nach dem Gebrauch sprachlicher Zeichen (was heißt es, X zu sagen?)⁴⁰⁶: “Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.” (Wittgenstein 2002b: § 43). Da der Sprachgebrauch von Wittgenstein auch als “*Sprachspiel*” (ebd. § 7) bezeichnet wird, welches bestimmten *Regeln* folgt, so entsteht für unsere Hinsicht auf den späten Wittgenstein besonders die Frage, inwiefern es eventuell doch die *langue* bzw. eine primär aus der *langue* sich ableitende Norm den Sprachgebrauchs ist, die diesen bestimmt⁴⁰⁷ bzw. ob und wie sich die *parole* dieser Norm gegenüber als das eigentlich Bestimmende erweist. Aus der Klärung dieser Frage wird dann auch ersichtlich werden, inwiefern die Frage der Referenz für Wittgenstein noch eine Rolle spielt.

Für eine prinzipielle Vorordnung der *parole* vor der *langue* sprechen drei Argumente. Es gibt nämlich drei Faktoren, die den jeweiligen Sprachgebrauch unvorhersehbar machen und somit gegen die Möglichkeit der Orientierung an einer unabhängig vom Gebrauch existierenden Wort- oder Sprachbedeutung opponieren.

(1) Obwohl gerade der Begriff der Regel sich aus der *Rekurrenz* (‘Regelmäßigkeit’) des Sprachgebrauchs ergibt (vgl. ebd. §§ 5ff.), ist jeder Sprachgebrauch *eingebettet in eine Lebensform*, d.h. (neben innersprachlichen auch) in *außersprachliche Kontexte*, die einerseits vom Sprachgebrauch mitgeschaffen werden, andererseits aber als solche auch den Sprachgebrauch bestimmen. In diesem Sinne kann eine veränderte, eine andere, neue, ungewöhnliche außersprachliche Situation zur Bedeutungsveränderung oder -verschiebung des Sprachgebrauchs führen. Unaufhörlich kreisen Wittgensteins Überlegungen um erdachte Handlungssituationen, in denen

⁴⁰⁶ Vgl. Schmidt (1968: 152).

⁴⁰⁷ Diese Behauptung stellt z.B. Simon auf, der vom Standpunkt einer ‘radikalen’ ‘*parole*-Philosophie’ einen in Humboldts Sinne möglichen kreativen ‘jedesmaligen’ Gebrauch strikt von Wittgensteins “vorgängig geregelte[m] ‘Sprachspiel’” (Simon 1981b: 284) abgrenzt. Abgesehen davon wurde, man denke nur an Saussure, die Analogisierung von Sprache / Sprachregeln und Spiel / Spielregeln ja auch in Bezug auf die *langue* vorgenommen. Eisen (1929: 70) gibt übrigens noch einige interessante Hinweise, dass diese Analogisierung, die ja auch Mauthner vorgenommen hatte, noch vor Mauthner gang und gäbe war.

Sprachgebrauch sich zu bewähren hat und sich einspielt. Ein Bruch im Verstehen einer Äußerung kann dann z.B. dadurch entstehen, dass etwas, was vorher da war, nun kaputt oder zerstört ist (ebd. § 41) und aus dem Umfeld der Tätigkeiten, mit denen der Sprachgebrauch “verwoben” (ebd. § 7) ist, verschwunden ist. In einem früheren Text zieht Wittgenstein die Möglichkeit in Betracht, dass eine andere Art von Erziehung auch Grundlage zur Entstehung ganz anderer Begriffe sein könnte.⁴⁰⁸ Egal ob es sich um den Umgang mit ‘Sachen’ oder um zwischenmenschlichen Umgang handelt, in beiden Fällen geht Wittgenstein davon aus, dass der als außersprachlich markierte Bereich der Lebensform (der ‘Tätigkeiten’) potenziell jederzeit zu einer Veränderung der Sprachgebrauchsbedeutung führen kann.

(2) Wittgenstein argumentiert weiterhin, dass es im Prinzip eine unendliche Menge von Redesituationen gibt, in denen eine ungrammatische Sprachverwendung durchaus Bedeutung haben und damit sinnvoll sein kann. Eine vorgängige, sich auf die *langue* oder die Norm einer *langue* beziehende Festlegung möglicher Bedeutungen verfällt der falschen Tendenz, unorthodoxen Sprachgebrauch aus der Sprache auszuschließen (ebd. §§ 497–500).

(3) Wir haben nach Wittgenstein keinen Zugang zu ‘inneren Zuständen’ wie (privater) Empfindung (u.a. ebd. §§ 270ff.) oder (privater) Vorstellung (u.a. ebd. §§ 382ff.) und sind deswegen auf einen permanenten kognitiven Abgleich von Sprachäußerungen und sinnlicher Wahrnehmung von äußerer Wirklichkeit (Gegenstandswahrnehmung, Gestik, Mimik, Verhalten eines Menschen etc.) angewiesen. Die These, dass Wörter als ‘Namen’ aufzufassen seien, denen eine bestimmte Bedeutung entspreche, stellt eine *petitio principii* dar, da sie eine wenn auch abstrakte Gleichheit von Vorstellungen, Empfindungen etc. voraussetzt. Sie übersieht, dass dies nur über besagten Abgleich erschlossen wird. Dieser Abgleich ist aber im Prinzip unabschließbar, sowohl was die Sprachäußerungen als auch ihre jeweiligen ‘Wirklichkeitskorrelate’ betrifft.

Auch wenn sich Wittgenstein also dagegen wehrt, das Verstehen von Äußerungen an das Wissen von in der *langue* verankerten Bedeutungen zu knüpfen, so bedarf es doch des Moments der *Gemeinsamkeit*, damit Verstehen möglich wird. Dementsprechend wendet sich Wittgenstein gegen die Auffassung, dass aufgrund der Unerforschbarkeit der persönlich mit Sprechäußerungen verbundenen Empfindungen

⁴⁰⁸ Vgl. dazu Saffer (1996: 200).

oder Vorstellungen jeder seine eigene Privatsprache⁴⁰⁹ (vgl. ebd. §§ 243ff.) spricht. Vielmehr folgt jeder Sprachgebrauch Handlungsregeln, d.h. in rekurrentem Sprachgebrauch entstehenden “*Gepflogenheiten*” (ebd. § 199): “Es kann nicht ein einziges Mal nur ein Mensch einer Regel gefolgt sein.” (ebd.). Regelbefolgung setzt also intersubjektive Kontrolle und Bestätigung voraus, und verleiht damit dem Moment der *Dialogizität* von Sprache zentrale Funktion. Sprachgebrauch kann sich nicht *privatim* einspielen (ebd. § 202), sondern bedarf *mindestens* zweier Teilnehmer am Sprachspiel. Wittgenstein trifft allerdings keine explizite Unterscheidung (im Sinne Humboldts) zwischen intersubjektiver, dialogischer Redesituation und dem Sprachgebrauch in einer Sprachgemeinschaft, so dass kein Kriterium geliefert wird, welches die *Dialogizität* von Sprache gegenüber der muttersprachlichen *langue* und den ihr verbundenen Teilnehmern einer Sprachgemeinschaft auszeichnen würde.

Gemeinsamkeit ergibt sich nicht nur durch rekurrenten Sprachgebrauch mehrerer Sprachteilnehmer, die den sich im Gebrauch konstituierenden Regeln folgen, sondern auch aufgrund der von Wittgenstein ins Spiel gebrachten “Familienähnlichkeiten” (ebd. § 67). Wittgenstein führt diesen Begriff am Beispiel der Verwendung des Wortes *Spiel* ein und durch die Frage, was allen Spielen gemeinsam sei (ebd. § 66). Wichtig ist, dass sich nach Wittgenstein Gemeinsames in zwei Dimensionen zeigen kann, und zwar in den kognitiven Strukturen unserer Perzeption und im Sprachgebrauch selbst. Schon die einführenden Sätze weisen darauf hin:

“Sag nicht: »Es *muß* ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht >Spiele<« – sondern *schau*, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. Denn wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe.” (ebd.)

Ebenso wie man sich später in der prototypischen Linguistik auf das prototypische Verfahren der Wahrnehmungspsychologie beruft, so legen zahlreiche, und wie im obigen Zitat sogar graphisch hervorgehobene Textstellen (etwa auch die Überschrift von § 72 “*Das Gemeinsame sehen*”) in fast aufdringlicher Weise nahe, dass Familienähnlichkeiten für Wittgenstein zunächst einmal prototypisch wahrgenommene oder vorgestellte kognitive Muster sind. Zwar werden sie dann in rekurrentem

⁴⁰⁹ Mauthner verwendete den Terminus *Individualsprache* (vgl. Mauthner 1923, I, 192f.). Nach Mauthner spricht jedes Individuum seine eigene Individualsprache aufgrund der Tatsache, dass es jeweils nur einen individuell differenten Ausschnitt der Muttersprache beherrscht. Der Terminus ist demzufolge zwar auch eine Abstraktion, aber im Gegensatz zu *Sprache* eine noch zulässige (ebd.).

Sprachgebrauch erst zu Mustern, die intersubjektiv oder kollektiv referierbar werden, und konstituieren sich in gewissem Sinne also auch erst durch den Sprachgebrauch, andererseits aber führt Wittgenstein hier auch wieder die alte Unterscheidung von Original und sprachlichem Abbild ein (ebd. §§ 71-77) und spricht von *zwei* möglichen Unschärfen (ebd. § 77), einer kognitiven und einer sprachlichen. Dabei geht Wittgenstein sogar, fast gegen seine eigenen Absichten, so weit zu sagen, dass “das Wort eine Familie von Bedeutungen haben muß” (ebd.). Die Vermutung, dass also vielleicht doch ein Halt in einer prototypischen Semantik gefunden werden könne, will Wittgenstein aber nicht zulassen, denn im Prinzip können immer wieder neue Familienähnlichkeiten und Verwandtschaften gefunden werden, wobei Wittgenstein in zwei Varianten interpretiert werden kann, erstens, dass die Grenzen der prototypischen Bedeutung unscharf (bis gar nicht vorhanden) sind, und zweitens, dass neue Anwendungen auch den prototypischen Nukleus verschieben können:

“[...] ich *kann* so dem Begriff >Zahl< feste Grenzen geben, d.h. das Wort »Zahl« zur Bezeichnung eines fest begrenzten Begriffs gebrauchen, aber ich kann es auch so gebrauchen, daß der Umfang des Begriffs *nicht* durch eine feste Grenze abgeschlossen ist. Und so verwenden wir ja das Wort »Spiel«. Wie ist denn der Begriff des Spiels abgeschlossen? Was ist noch Spiel und was ist keines mehr? Kannst du die Grenzen angeben? Nein. Du kannst welche ziehen: denn es sind noch keine gezogen.” (ebd. § 68)

In diesem Zitat wird durch die Formulierung “es sind noch keine gezogen” besonders deutlich, dass sich Wittgenstein gegen die Vorherrschaft der These von in der *langue* vorgegebenen semantischen Prototypen wehrt. Die Destruktion dieser Vorherrschaft wird durch zwei differente Argumentationsstrategien versucht, einerseits durch die Einführung der (allerdings nicht explizit reflektierten) Differenz von kognitiver Wahrnehmungsprototypik und Sprachgebrauchsprototypik, andererseits durch das Argument einer prinzipiellen Offenheit prototypischer Strukturen, wobei diese Offenheit eindeutig mit dem Gewaltakt der *parole* (im Humboldtschen Sinne) verbunden wird. Dass es so etwas wie ein fixes paradigmatisches Bedeutungsfeld in *langue* gebe, wird von Wittgenstein deshalb auch deutlich abgelehnt:

“Man sagt mir : »Du verstehst doch diesen Ausdruck? Nun also, – in der Bedeutung, die du kennst, gebrauche auch ich ihn.« – Als wäre die Bedeutung ein Dunstkreis, den das Wort mitbringt und in jederlei Verwendung hinübernimmt.” (ebd. § 117)

Im zweiten Teil der *Philosophischen Untersuchungen* wird als Begründung für die Unsinnigkeit einer solchen Vorstellung angeführt, dass die Intention der jeweiligen Wortverwendung bei einer solchen Vorstellung unberücksichtigt bleibe:

“Denk dir, Einer sagte: jedes uns wohlbekannte Wort, eines Buchs z.B., habe in unserem Geiste schon einen Dunstkreis, einen >Hof< schwach angedeuteter Verwendungen in sich. [...] Machen wir nur Ernst mit dieser Annahme! – Da zeigt es sich, daß sie die *Intention* nicht zu erklären vermag.” (ebd. S. 500)

Mit ‘Intention’ scheint aber nicht nur die Sprechabsicht, sondern auch die jeweils individuelle Absicht der Verknüpfung von privater Perzeption und Wortverwendung als auch ein privat erstellter semantischer ‘Dunstkreis’ dieser selben Wortverwendung gemeint zu sein (vgl. ebd. § 380). Intention erhält dadurch einen derart hohen Grad an Privatheit und Komplexität, dass Fremdintentionen in intersubjektiv vollzogenem Sprachgebrauch weitgehend unzugänglich bleiben müssen. Typisch für Wittgenstein ist, dass das Gespenst *Sprache als langue* zwar auftaucht und als Gespenst genannt wird, aber zugleich auch wieder aller Erklärungskraft beraubt wird. Die bekannte Äußerung “Wie erkenne ich, daß diese Farbe Rot ist? – Eine Antwort wäre: »Ich habe Deutsch gelernt.«” (ebd. § 381)⁴¹⁰ steht eingerahmt im Kontext von Äußerungen, die die Unzugänglichkeit des individuellen Verknüpfungsprozesses von Vorstellung und Sprachverwendung betonen.

All diesen Argumentationen, die inhaltlich also stark changieren, ist die Tendenz gemeinsam, dass sich Gemeinsamkeit der Sprachverwendung nicht durch den Rekurs auf irgendeine außerhalb des Sprachgebrauchs liegende Instanz erklären lässt. Dementsprechend kann es auch nicht Aufgabe der Grammatik sein, den Gebrauch von Zeichen zu *erklären*: “Grammatik [...] beschreibt nur, aber erklärt in keiner Weise, den Gebrauch der Zeichen.” (ebd. § 496). Zwar ergibt sich im Zuge aller Sprachverwendung so etwas wie *langue* bzw. ein jeweiliges muttersprachliches System sich einspielender Regeln, Wittgenstein belegt aber einen jeden Versuch, dies theoretisch fixieren zu wollen, mit einem Veto. Eben dieses Veto erstreckt sich auch auf ein jedes *Referenzpostulat*. Referenz wird in fundamentaler Weise prekär, indem sie grundsätzlich nicht endgültig fixierbar ist. Weder ist Referenz auf Begriffe (bzw. ihre

⁴¹⁰ Ähnliche, noch explizitere Verweise auf den Einfluss der Muttersprache auf Farbwahrnehmung und deren sprachliche Kategorisierung finden sich im *Braunen Buch* Wittgensteins (vgl. dazu die Angaben und Ausführungen Saffers (1996: 212)).

Intensionen) eindeutig bestimmbar, seien es nun allgemeinsprachliche oder logisch ‘reine’ (vgl. besonders §§ 79-81), noch Referenz auf Dinge oder Wahrnehmungen. Dadurch aber, dass die referierte ‘Welt’ bei Wittgenstein als dem Sprachgebrauch notwendig korrelierende zweite Instanz permanent präsent ist, aber eben als kategorisch unfixierbare Instanz voller Störfaktoren, ist das Referenzproblem als ‘Stachel im Fleisch’ zwar omnipräsent, aber unerklärbar.⁴¹¹ Referenz findet also permanent statt, von ihr lebt jeder Sprachgebrauch, sie lässt sich aber nicht *theoretisch* verorten. Deswegen sollen nach Wittgenstein Philosophie als Sprachkritik und Grammatik auf Spracherklärung verzichten (§§ 109, 126) und sich auf Sprach(gebrauchs)beschreibung beschränken. Diese ist ‘horizontal’ angelegt, als Beispielsammlung, als Simulierung gewöhnlichen und ungewöhnlichen Sprachgebrauchs, als Anwalt all der Fälle, die das Normative sprengen und grenzüberschreitend sind, seien es vollkommen unorthodoxe Sprechintentionen, seien es unorthodoxe inner- oder außersprachliche Redekontexte. Philosophie als Erklärung, die autokratisch Grenzen zieht, ist immer vorschnelle Erklärung: sie behandelt Fragen wie Krankheiten (§ 255) und holt sich dabei selbst Beulen (§ 119) und einen durch Sprache verhexten Verstand (§ 109). Sie bedarf der anderen, der therapeutischen Philosophie, die sich selbst zur Ruhe bringt, die “nicht mehr von Fragen gepeitscht wird” (§ 133) und alles so lässt, wie es ist (§ 124). Die heilsame Ruhe ergibt sich aus der Einsicht in die Untheoretisierbarkeit von Bedeutung und Referenz.

Der große Unterschied zu Mauthner⁴¹² liegt darin, dass Mauthner nie aufhört, an der Unmöglichkeit einer Erfüllung der Referenzbeziehung, d.h. eines Wissens um Wahrheit der sprachlichen Referenz, zu leiden, was sich im Bild der Leitermetapher dadurch ausdrückte, dass der Clown bei Wegzug der Leiter zu Boden fällt. Für Wittgenstein besteht gerade in der falschen Haltsuche das zu Therapierende, und das wäre bezogen auf Mauthner die ‘krankhafte’ Fixiertheit auf eine elementar-physiologische Wirklichkeit als Referenzkorrelat von Sprache. Gelingt es, auf diese Haltsuche zu verzichten, d.h. weder Referenzobjekte noch Bedeutung in ontologischen Strukturen fixieren zu wollen, kann der freischwebende Künstler im Netz ohne Ränder, genannt Sprachgebrauch, sich nach Belieben umsehen, ohne des Leiterkontakts zur Erde zu bedürfen.

⁴¹¹ Die Feststellung, dass der späte Wittgenstein die klassische Referenzsemantik in Frage stelle, findet sich dementsprechend oft in Kommentaren zu Wittgenstein (vgl. u.a. Schmidt 1969: 20; Saffer 1996: 212; Braun 1996: 40; Apel 2002a: 254).

⁴¹² Was die vielen Parallelen in einzelnen Theoremen und in der Wahl der Metaphorik angeht, siehe insbesondere Leinfellner-Rupertsberger (1992: 508).

Die Rezeption Wittgensteins durch die Sprachinhaltsforschung ist schnell resümiert. Weisgerber ignoriert Wittgenstein, mit Ausnahme einiger verstreuter Nennungen und kurzer Kommentare in einem seiner Hauptwerke (Weisgerber 1962c: 58, 71). Die Kommentare paraphrasieren nur einige Thesen Wittgensteins⁴¹³ und gelangen dann schnell zu dem Schluss, dass eine konsequente Ausführung der von Wittgenstein geforderten funktionalen Beschreibung von Sprachspielen in den energetischen Grundgedanken einer Beschreibung des Sprachinhalts und seiner Geltung als Norm zu münden habe (ebd. 58). Der muttersprachlichen *langue* wird also flugs, ohne Wittgenstein wirklich verstehen zu wollen, ihr Daseinsrecht verliehen. Ausführlicher als Weisgerber hat sich dann Gipper mit Wittgenstein auseinandergesetzt (Gipper 1969⁴¹⁴: 77-95).

Gippers Diskussion Wittgensteins ist eindeutig von der Fragehinsicht bestimmt, ob denn nicht eine Affinität zwischen Wittgensteins Position und den philosophischen Prämissen der Sprachinhaltsforschung bestehe. Obwohl Gipper die Anlage des *Tractatus* angemessen erfasst (ebd. 77-85), wird er dann doch aufgrund seiner Frageintention dazu verleitet, die Sätze des *Tractatus*, dass die “Grenzen meiner Sprache [...] auch die Grenzen meiner Welt” (Wittgenstein 2002a: 5.6 - 5.62) seien, so zu interpretieren, als hätte Wittgenstein hier die “Sprachbedingtheit des menschlichen Denkens” (Gipper 1969: 85) im Sinne eines “Primat[s] der Muttersprache” (ebd.) anerkannt, obwohl man annehmen muss, dass es Wittgenstein an dieser Stelle ‘nur’ um die Welt einer logisch bereinigten Sprache ging. Bezüglich der *Philosophischen Untersuchungen* spürt Gipper, dass sich Wittgenstein gegen die Annahme einer autonom anzusetzenden semantischen Sprachinhaltswelt wehrt (ebd. 91f.). Gipper zitiert u.a. Anmerkung (a) zu § 139, in der es um die Wahl des richtigen, treffenden Worts geht und explizit verneint wird, dass unabhängig vom Sprachgebrauch auch noch die Existenz eines abstrakten “Etwas” im Sinne eines semantischen Feldes angesetzt werden müsse. Nach Gipper stellt sich die Sache so dar, dass Wittgenstein die bedeutende Rolle der Muttersprache und das Gesetz des Feldes zwar “geahnt” (Gipper 1992/93, Bd.2: 78), aber nicht erkannt habe (Gipper 1969: 92ff.). Einige der ‘treffendsten’ Aussagen – etwa dass die Erkenntnis der Farbe Rot mit dem Erlernen der Muttersprache gegeben sei (Wittgenstein 2002b: § 381) – stünden zwar an der Schwelle der rechten Erkenntnis, würden aber nicht richtig ausgewertet (Gipper 1969: 91). Gipper

⁴¹³ Weisgerber beruft sich hier jedoch nie auf Wittgensteins Texte, sondern auf die 1961 publizierte Bonner Habilitationsschrift von Specht zu den sprachphilosophischen und ontologischen Grundlagen im Spätwerk Wittgensteins.

⁴¹⁴ In erster Auflage 1963 erschienen.

macht also nicht den Fehler, Wittgenstein zum Sprachinhaltsphilosophen zurechtzubiegen, bringt aber andererseits auch kein Verständnis für den eigenen Anspruch von Wittgensteins Ansatz auf, sondern kann ihn in seiner Anmessung an die Prämissen der Sprachinhaltsforschung nur als noch mangelhaften Ansatz erfahren.

Für unsere Untersuchung besonders interessant ist, dass auch von anderer, keineswegs *langue*zentrierter Seite aus Wittgenstein der (Gippersche) Vorwurf gemacht wurde, er habe die “systembestimmten Voraussetzungen der Sprachverwendungsmöglichkeiten [...] nicht oder unzureichend berücksichtigt” (Schmidt 1969: 32)⁴¹⁵ bzw. die semantische Konstellativität nicht zureichend von der Konstellativität des situativen Äußerungskontextes unterschieden (Glauner 1998: 62). Diese Äußerungen kann man meiner Ansicht nach als Indiz dafür nehmen, dass die herausgestellten unterschiedlichen Erscheinungsweisen von Sprache sich doch immer wieder zu Wort melden, dass *sie alle* Berücksichtigung einfordern. Während Wittgenstein eine Hermeneutik der *parole* entwickelt, die auf der These der Untheoretisierbarkeit der *Referenz* fundiert ist und dem Phänomen der *langue* sein ontologisches Daseinsrecht verweigert, verfährt Weisgerber umgekehrt so, dass er die Hermeneutik der *parole* als zweitrangige, untergeordnete Aufgabe in der Hermeneutik der *langue* aufgehen lässt. Implizit vorgenommene Bewertungen, welcher Ausschluss weniger ‘sträflich’ ist, sollten, unabhängig davon, dass sie wohl kaum je befriedigend begründet werden können, zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, wie stark die jeweiligen Favorisierungen der herausgestellten Erscheinungsweisen von Sprache miteinander verflochten sind.

3.2.4. Apels transzendente Sprachpragmatik und die Sprachinhaltsforschung Weisgerbers und Gippers

Das nun zu thematisierende Rezeptionsverhältnis unterscheidet sich grundlegend von den bisher besprochenen. Apel war Schüler Weisgerbers⁴¹⁶, hat einen stark beachteten Aufsatz in der Weisgerber-Festschrift von 1959 veröffentlicht⁴¹⁷ und noch 1979 einen Artikel für die Gipper-Festschrift beigetragen. Bis etwa 1974 vertritt Apel explizit die Auffassung, dass Weisgerber und die Sprachinhaltsforschung einen

⁴¹⁵ Schmidt argumentiert aus sprachpragmatisch-handlungstheoretischer Perspektive.

⁴¹⁶ Apel nennt Weisgerber noch in seiner Habilitationsschrift seinen “Lehrer” (Apel 1963: 15).

⁴¹⁷ Dieser Aufsatz ist ins zweibändige frühe Hauptwerk Apels *Transformation der Philosophie* aufgenommen worden (Apel 2002a: 106-137) und wird aufgrund der einfacheren Zugänglichkeit auch nach dieser Ausgabe zitiert.

wesentlichen Beitrag für die Entwicklung der Sprachphilosophie leisten können. Weisgerber selbst ist von Apels frühen Schriften begeistert. In den Jahren nach 1974 ist dann allerdings eine immer stärkere Entfremdung zwischen Apel und Weisgerber bzw. Gipper feststellbar. Es kommt aber nie zu einer öffentlich ausgetragenen Auseinandersetzung, vielmehr herrscht eine Art friedliche Toleranz, die allerdings immer stärkere Züge von Nichtbeachtung annimmt. Die folgende Diskussion dieses Rezeptionsverhältnisses orientiert sich an diesen Rahmenbedingungen. Sie möchte die Gründe darlegen, warum und in welcher Funktion Weisgerber zunächst für Apel interessant war (3.2.4.1.) und dann durch die immer stärkere Fokussierung des transzendentalpragmatischen Aspekts von Sprache in eine zweitrangige Position abgedrängt wurde (3.2.4.2.), wobei sich uns besonders die Frage stellt, in welche Richtung sich die nach und nach entstehende Divergenz zwischen Apel und Weisgerber bzw. Gipper entwickelt und wie sie aufgrund des bisher erarbeiteten theoretischen Horizonts beurteilt werden kann. Zur Beantwortung dieser Frage trägt auch die Untersuchung der Apel-Rezeption bei Weisgerber und Gipper bei (3.2.4.3.).

3.2.4.1. Weisgerber-Affinität beim frühen Apel

Wie Apel aus späterer retrospektiver Perspektive selbst feststellt, zeichnete sich der Beginn seines Philosophierens durch die Überzeugung aus, dass Bedeutsamkeit und Sinnkonstitution nicht durch Rekurs auf ein transzendental reines Bewusstsein, also von einem externen absoluten Standpunkt aus angemessen erfassbar bzw. begründbar seien, sondern unhintergebar eingebunden seien in eine perspektivisch beschränkte lebensweltliche und sprachliche Praxis (Apel 1998: 20, 513ff.). Dabei orientierte sich Apel anfangs an den Positionen seiner beiden „Lehrer“⁴¹⁸ (Apel 1963: 15), einerseits an Rothacker, der in einer, so Apel, „lebensphilosophisch inspirierte[n] Erkenntnis- und Kulturanthropologie“ (ebd. 513) davon ausging, dass jede kulturelle Leistung, jedes Werk in einer bestimmten dogmatischen Perspektivik befangen sei, die zwar nie ganz zu beseitigen sei, die aber dennoch durch die Arbeit der Geisteswissenschaften bewusster gemacht werden könne, andererseits an Weisgerbers sprachphilosophischen Prämissen der Sprachinhaltsforschung. Beide Positionen mögen für Apel besonders dadurch interessant gewesen zu sein, dass sie eine Dogmatikkritik von ‘innen’, also im

⁴¹⁸ Auch die unveröffentlichte Dissertation über Heidegger wurde, so Apel, auf dem „Hintergrund“ (Apel 1998: 513) der Position Rothackers verfasst.

Bewusstsein der eigenen Perspektivbefangenheit, anstreben und sich dabei nicht von der drohenden Zirkularität ihres Standpunktes abschrecken ließen, sondern mit heuristischem Optimismus diese Aufgabe angingen.

Dabei läuft Weisgerber Rothacker recht schnell den Rang ab. Im Artikel der Rothacker-Festschrift von 1958 betont Apel zwar zunächst die wichtige Einsicht Rothackers, dass jegliches Werk, jegliche kulturelle Institution bestimmten Dogmatiken im Sinne von interessegeprägten Sinnentwürfen verpflichtet sei (Apel 1958: 62f.), gelangt aber im Textverlauf zu der fundamentaleren These, dass jeglicher Sinnentwurf und jegliche geistes- und naturwissenschaftliche Erkenntnis, und ineins damit auch eine jede metasprachliche Reflexion auf diese Erkenntnisse (ebd. 68) an die Muttersprache “als letzten dogmatischen «Rahmen» im Sinne eines erkenntnisanthropologischen Aprioris” (ebd.) geknüpft sei:

“Die Muttersprache, inhaltlich betrachtet, ist die erste und letzte Dogmatik der menschlichen Weltvorstellung.” (ebd.)

Auch in den folgenden Schriften, insbesondere dem Aufsatz in der Weisgerber-Festschrift 1959 (Apel 2002a: 106-137) und der Habilschrift von 1963 (Apel 1963) finden sich zahlreiche Passagen, die Weisgerbers Standpunkt nicht nur bestätigen, sondern ihm zusätzlich noch die ‘Weihe’ philosophischer Bedeutsamkeit verleihen. Den Ansprüchen des logischen Empirismus begegnet Apel mit der Behauptung, dass ein jeglicher Denkansatz, und strebe er noch so allgemeingültig zu sein bzw. rein logischen Gesetzen zu folgen, unwiderruflich unter dem “Sinnapriori der Umgangssprache” (ebd. 27) stehe, das aufgrund des Umstandes, dass es immer schon vorausgesetzt werden müsse und sogar – wenngleich durch Setzung von Anführungszeichen in relativierter Form – als “«transzendente[s]»” (ebd. 26) bezeichnet wird. Dieses umgangssprachliche Sinnapriori wird dahingehend spezifiziert, dass es “in Form von Satzbauplänen⁴¹⁹, Kategorien, Begriffen, ja von Wortbedeutungen aller Art” (ebd. 27), in “grammatischen Fügungsweisen und in den Wortinhalten vorgeprägt ist, [...] in denen eine Jahrtausende währende Geschichte menschlicher Welterfahrung geronnen ist” (ebd.), so dass es von Apel dann auch ganz explizit als “Sinnapriori der Muttersprache” (ebd. 40) bezeichnet wird. Zuvor schon hieß es in der Weisgerber-Festschrift:

⁴¹⁹ Gerade zur Frage der Satzbaupläne hatte Weisgerber kurz zuvor (bes. Weisgerber 1962c) gesondert veröffentlicht.

“Die Struktur der Muttersprache folgt also dem Einzelmenschen gleichsam in seine Erlebnisse hinein.” (Apel 2002a: 123)

Hier finden sich also zentrale Thesen Weisgerbers, zudem unter Benutzung Weisgerberscher Termini, gebündelt bestätigt, angefangen von der Weltbildfunktion der Sprachinhalte über die Einzelsprachabhängigkeit von Logik und Denken bis zur These des in Geschichte sich kondensierenden kollektiven Weltbilds der Muttersprache. Darüber hinaus vollzieht Apel ohne Zögern den Schritt zur Transzendentalisierung der Funktion der Muttersprache, den Weisgerber selbst nur äußerst zaudernd und mit Einschränkung gehen wollte.

Die Affinitäten beschränken sich aber nicht nur auf diese Aspekte, sondern erstrecken sich auch auf die wahrheitstheoretischen Thesen Weisgerbers. Diese stellen nach Apel “das faszinierende Motiv, die geheime Philosophie” (ebd. 107) der Sprachinhaltsforschung dar. Apel vertritt die auch von uns weiter oben schon entwickelte These, dass Weisgerber sich an Humboldts regulativer Idee von Wahrheit ausrichte (ebd. 106f.), nach der nur eine im Prinzip unabschließbare (auf Sprachvergleich beruhende) hermeneutische Reflexion auf die jeweiligen einzelsprachlich geprägten Welt- und Sinnentwürfe sich einer Wahrheitsentdeckung im Sinne fortschreitender, aber nie endgültig einzulösender Wahrheitsaufdeckung nähern kann (ebd. 135ff.). Auch nach Apel hat sich Hermeneutik auf das “Weltverständnis der Sprachen” (ebd. 136), d.h. auf die Offenlegung der in jeder Einzelsprache je anders vollzogenen Entdeckungen und Verdeckungen zu richten. Abzulehnen sei demgegenüber ein Wahrheitsbegriff, der sich in Verkennung des transzendentalen Sinnaprioris der Mutter- und Umgangssprache und ihrer wahrheitskonstitutiven Funktion an dem Ideal eines absolut gedachten Maßstabs der Richtigkeit und den methodischen Prinzipien von Verifikation und Falsifikation ausrichtet (ebd. 135). Obwohl vorsichtig als rhetorische Frage formuliert, kann man das folgende Zitat als (durch den Folgetext von Apel auch affirmierten) Kennzeichnung der philosophischen Aufgabe oder gar ‘Mission’ der Sprachinhaltsforschung verstehen:

“Ist vielleicht die inhaltlich orientierte Sprachwissenschaft unserer Tage dazu berufen, die hermeneutische Eruierung der geschichtlichen Weltgehalte der großen Kultursprachen, die Vico inaugurierte, fortzusetzen und damit der ungeschichtlich-konstruktiven Sprach- und Erkenntniskritik des

logischen Positivismus eine historisch-hermeneutische Kritik der Voraussetzungen unseres Denkens entgegenzusetzen?“ (ebd. 130) ⁴²⁰

Zahlreiche weitere Passagen der Habilitationsschrift zeigen ⁴²¹, dass Apel diese seine Einschätzung der bedeutsamen Rolle der Sprachinhaltsforschung auch 1963 noch vertrat (vgl. Apel 1963: 40, 77, 95).

Neben der geschilderten Argumentationslinie, die auf der Prämisse der Unhintergebarkeit der umgangssprachlichen Einzelsprache als erstem konstitutivem Moment der Welterschließung beruht, entwickelt Apel schon in der Rothacker-Festschrift eine zweite, die dem umgangssprachlichen Sinnapriori ein zweites komplementäres Apriori zur Seite stellt, das 1963 so genannte “Leibapriori” ⁴²². Dies ist für unsere Belange vor allem deswegen wichtig, weil diese zweite Argumentationslinie einerseits eine starke Affinität zu Weisgerbers *wirkungsbezogener* Sprachwissenschaft aufbaut, andererseits aber auch – neben der Rekurrenz auf die pragmatische Zeichentheorie, auf die wir noch zu sprechen kommen – eine weitere Argumentationsbasis für die immer stärkere Zuwendung zur Pragmatik liefert.

Apel setzt in seiner Argumentation an der damals vieldiskutierten ‘kopernikanischen Wende’ in der Mikro- und Quantenphysik an, die zum Ergebnis gelangt war, dass auf mikrophysischer Ebene eine jede experimentelle Beobachtung die scheinbar objektiven Abläufe in der Natur in notwendiger und unaufhebbarer Weise manipuliert, dass also zumindest auf mikrophysischer Ebene jeder ‘beachtete’ Naturvorgang dadurch, dass er beachtet wird, von dieser Beachtung nicht mehr losgelöst werden kann, sondern mit dieser zusammen ein *einziges* Phänomen darstellt. Eben dies geschieht nach Apel auch, nur in subtilerer und weithin unbeachteter Form, bei jeder menschlichen Wahrnehmung, Vorstellung und Äußerung (Apel 1958: 71). In terminologischer Anlehnung an Heidegger ist das ‘In-der-Welt-Sein’ des Menschen nicht durch eine Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, sondern durch ein fundamentaleres ursprüngliches Wechselwirkungsverhältnis von Umwelt und Mensch

⁴²⁰ Die Tatsache, dass Apel noch 1959 die Möglichkeit in Betracht zog, in Heidegger eine Bestätigung und ein komplementäres philosophisches Fundament für das Projekt der Sprachinhaltsforschung zu finden, wird in direktem Anschluss an dieses Zitat deutlich, indem Apel der ersten rhetorischen Frage eine zweite folgen lässt: “Und wenn dem so ist: Kann dabei Heideggers Begriff der Wahrheit die notwendige philosophische Voraussetzung abgeben?” (Apel 2002a: 130), die dann in der Folge ebenfalls bejaht wird (ebd. 137, Anm. 36). Wir kommen auf diesen Aspekt in Kap. 4.4.2. zurück.

⁴²¹ Etwa die Aussage, dass “die deutsche Philosophie und Sprachwissenschaft auf dem besten Wege” (Apel 1963: 42) sei, das metakritische Erbe Hamanns, Herders und Humboldts einzulösen, wobei die Identifikation der ‘deutschen Sprachwissenschaft’ mit Weisgerber explizit vorgenommen wird (ebd.).

⁴²² Apel (1975: 264ff.); der hier zitierte Text stellt einen Wiederabdruck des erstmals 1963 veröffentlichten Aufsatzes dar. Außer der Tatsache, dass der Terminus *Leibapriori* erst 1963 eingeführt wurde, bringt der Text von 1963 gegenüber dem aus der Rothacker-Festschrift für unsere Belange keine neuen Gesichtspunkte.

geprägt, bei dem ein jeder ‘Akt’, sei er offen eingreifend oder (scheinbar) bloß perzeptiv, immer schon einen ‘Eingriff’ bedeutet:

“Das «In-der-Welt-sein» des endlichen Menschen ist, als transzendente Bedingung der Möglichkeit der Konstitution von «Welt» [...], immer schon «Eingriff». [...] Hinter jeder dogmatischen Weltperspektive steckt ein leibhafter Eingriff des Menschen in seine natürliche und soziale Umgebung [...]” (ebd.)

Dieses “Prinzip” (ebd. 74) wird dann mit dem Terminus “*Technognomie*” (ebd.) bezeichnet und als “erkenntnisanthropologische Kategorie” (ebd.) ausgegeben. Apel möchte aber keineswegs, dass dies im Sinne eines subjektzentrierten Idealismus missverstanden wird. Vielmehr, und an dieser Position wird Apel immer festhalten, müsse vorausgesetzt werden, dass die uns begegnende Welt nicht *allein* von unserem Eingriff konstituiert wird, sondern dass sich ‘etwas’ auch von sich her zeigt. Dieses Prinzip wird mit dem Terminus “«*Physiognomie*” (ebd. 75) bezeichnet.

Technognom ist nun in allererster und fundamentalster Weise die Sprache, wobei explizit die Parallele zu Weisgerbers ‘Wortung der Welt’ gezogen wird:

“Die fundamentalste und zugleich vor aller Differenzierung nach «Kunst», «Technik» usw. liegende und in ihr fortlebende Technognomie scheint mir in der Sprache stattzufinden, sofern in ihr vor aller technischen «Verwendung» der Sprache als Zeichensystem zur Repräsentation einer als bekannt angesetzten «Welt» die menschliche «Inkarnation» des wahrnehmbaren Sinns als «Wortung der Welt» (s. oben den Hinweis auf L. WEISGERBER) stattgefunden haben muß. Jeder Sprachlaut ist ursprünglich, bevor er ein Gedächtniszeichen ist, eine Art ausgestreckte Faust, die den Menschen über Wind und Wetter und sich selbst als Gegenspieler der Natur informiert.” (ebd.)

In der Weisgerber-Festschrift wird dann der neutrale Terminus *Sprache* im Zusammenhang des Wechselbezugs von Physio- und Technognomie an die jeweiligen ‘Sprach- und Kulturgemeinschaften’ geknüpft:

“Selbstverständlich ist dieser im ganzen Stil des Lebens fortgesetzte Leibeingriff in die Umgebung selbst immer schon gesteuert von dem Weltverständnis einer Sprach- und Kulturgemeinschaft, aber er stellt gleichwohl immer erneut das Grundmodell dar, aus dem heraus sich das standpunktbedingte, perspektivisch zentrierte Welterschließen überhaupt begreifen läßt. Darin eben ist die im Weltbild der Sprache erschlossene Wahrheit dogmatisch, daß sie stets zurückweist auf die, trotz aller Exzentrik des reflexiven Denkens, zur Gewinnung einer Wirklichkeitsperspektive erforderliche Zentrik des präreflexiven, aspektkonstitutiven Leibeingriffs des Menschen in die Welt.” (Apel 2002a: 133f.)

Weisgerbers der ‘wirkungsbezogenen’ Sprachforschung zugeordneter Terminus der *Gerichtetheit der Sprachzugriffe* wird dann von Apel angeführt als treffende Kennzeichnung dieses technognomen Geschehens:

“[...] denn diese Gerichtetheit⁴²³ unterscheidet sich ja eben darin von der weltlosen Systematik eines rein logischen Sprachsystems (als eines Systems tautologischer Umformungen mit Variablen für «Tatsachen überhaupt»), daß sie letztlich aus der Leibzentrik der lebendigen Sprache als eines Makroanthropos her die kontinuierliche Richtung empfängt. Denn es ist ja erkenntnisanthropologisch offenbar ein und dieselbe Struktur des weltöffnenden und sich aus der eröffneten Welt wiederum korrektiv bestimmenden Leibeingriffs, die, gleichsam als kulturelle Fortsetzung unserer relativ stabilen Sinnesorganisation, alle konkrete Welt-»Wahrnehmung« ermöglicht und die auch in der Inkarnation des Weltsinnes am Sprachleib sich ausprägt.” (ebd. 134)

In diesen frühen Texten Apels überwiegt also noch die stark weisgerberaffine Anschauung, dass die Sprache selbst als Muttersprache der *eigentliche*, hinter allen individuellen sprachlichen ‘Leibeingriffen’ stehende kollektive Anthropos ist, an dem und durch den sich – durchaus im Sinne der Weisgerberschen energetischen Wechselwirkung, in der Muttersprache und Sprachgemeinschaft im prototypischen ‘energetischen’ Wirkungszentrum stehen – die Wechselwirkung von Technognomie und Physiognomie vollzieht. Ebenso wie bei Weisgerber mündet diese Anschauung in die Unterordnung des Einzelnen unter die Muttersprache, wie aus folgendem Zitat aus der Rothacker-Festschrift deutlich wird:

“Überindividuelle und bleibende, geschichte-gründende Bedeutung kann solche echte Weltbegegnung des Einzelnen gewinnen, wenn sie durch ihn das Gruppenorganon einer Muttersprache leise tangiert, es gleichsam punktuell neubelebt als Stätte der Wechselwirkung von Physiognomie und Technognomie.” (Apel 1958: 76)

Hier vertritt Apel also noch den eminent Weisgerberschen Standpunkt, dass das wahrhaft sprachmächtige Individuum durch einen besonders glücklichen und genialen Sprachakt auf das ‘Gruppenorganon’ Muttersprache einzuwirken vermag, es aufgrund der in Humboldtschem Sinne verstandenen ‘Gewalt’ zu modifizieren vermag, immer aber in den angelegten Gleisen der Muttersprache verbleibend.

⁴²³ Mit explizitem Verweis auf Weisgerber im Text.

Die ab 1959 dann zunächst sehr zögerlich einsetzende Aufwertung des Einzelnen gegenüber der Macht der *langue* ist zweifellos verbunden mit Apels wachsendem Interesse an der Pragmatik, die, wie schon aus den Darlegungen zu Weisgerbers Sprachinhaltsforschung hervorging, ja auch in der Linguistik erst Ende der 60er Jahre wiederentdeckt wurde und dann rasch zum herrschenden Forschungsparadigma avancierte. Schon 1959 hatte Apel Morris intensiv rezipiert.⁴²⁴ Obwohl er dessen behaviouristische Grundorientierung ablehnt (Apel 1959: 179), die von der Generalisierbarkeit und Beschreibbarkeit des menschlichen Sprechverhaltens ausgeht, fällt auf, dass der entscheidende Aspekt, durch den Morris für Apel interessant wird, die später so wichtige *Vorordnung* der Pragmatik vor Semantik und Syntax ist:

“Für Morris ist nicht nur bei der Pragmatik ebensogut wie bei der Semantik oder Syntax ein rein formaler von einem empirisch-deskriptiven Aspekt zu unterscheiden: sondern der formale Aspekt der Pragmatik umgreift seinerseits auch die logische Syntax und die logische Semantik. Denn die «Semiotik» als «Wissenschaft vom zeichenvermittelten Verhalten des Menschen» ist in ihrem grundlegenden Ansatz selbst eine Pragmatik.” (ebd. 171)

Diese Einsicht wird von Apel aber noch nicht wirklich fruchtbar gemacht. Scheinbar ging es Apel zunächst darum, im Gegensatz zu Morris das menschliche Sprech- und Sprachverhalten nicht als reaktiven Verhaltenspattern zu begreifen, sondern als hermeneutischen Akt, der jedoch den Vorgaben der *langue* nicht recht entfliehen kann. Als ‘usurpative’ Alternative meldet sich aber auch schon der ur-pragmatische Begriff des Kommunikativen an. In der Weisgerber-Festschrift (wie gesagt, ebenfalls von 1959) verbindet er sich noch mit dem ansonsten bei Apel sehr vernachlässigten Konzept der *hyperlangue*, und zwar ganz im Weisgerber-Humboldtschen Sinne als regulatives Korrektiv und ideales Maß einer sprachvergleichenden Hermeneutik:

“Dies [dass Weltbilder nur im dogmatisch-einzelsprachlichen Sinne ‘richtig’ sind; B.S.] hindert nicht, daß jede Sprache auch gleichzeitig, alle Dogmatik menschlicher Standpunkte transzendierend, im schlechthin allgemeingültigen Logos überhaupt verwurzelt ist, wodurch allein menschliche Kommunikation, Übersetzung einer Sprache in die andere und schließlich auch eine vergleichende inhaltbezogene Sprachwissenschaft möglich wird.” (Apel 2002a: 132)

⁴²⁴ Apel (1959) ist als Auseinandersetzung mit den Schriften von Morris konzipiert.

1963 vertritt Apel dann zwar immer noch die Position Weisgerbers, dass nur der Sprachmächtige zur Weiterentwicklung und Veränderung der Muttersprache beitragen kann, aber prinzipiell wird dies für einen jeden Sprachteilhaber gefordert:

“Der Mensch kann als Sprachwesen die Situation seines In-der-Welt-seins ändern. Gerade deshalb ist aller «Sinn» durch zukünftige Praxis «vermittelt».” (Apel 1963: 35)

“Offensichtlich besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen einem «Sprachgebrauch», der die Phänomene der Erfahrung als Fälle bzw. als empirisches Material unter konventionelle Begriffe und Gesichtspunkte subsumiert [...] und einem Verhalten, das die Sprache gleichsam als Sinninkarnationspotenz ins Spiel bringt, um mit ihrer Hilfe eine echte Neu-«wahr»-nehmung des Seienden zu bewerkstelligen.” (ebd. 38)

Ab 1962 setzt dann Apels intensive Rezeption von Peirce ein, die zu seiner Herausgabe der Schriften Peirce’ (ab 1967) und der gleichzeitigen Entwicklung der transzendentalen Sprachpragmatik führt. Hier vollzieht sich dann eine emanzipative Lösung von Weisgerber, obwohl Apel seine frühen Aufsätze und unter ihnen auch den Beitrag zur Weisgerber-Festschrift als Belege seiner Denkentwicklung in die erstmals 1973 erschienenen zwei Bände seiner Programmschrift *Transformation der Philosophie* aufnimmt.

3.2.4.2. Apels transzendente Sprachpragmatik: Entfernung von Weisgerber

Da Apels sprachpragmatischer Ansatz heutzutage weitgehend bekannt ist und es nun nicht mehr darum geht, diesen Ansatz und seine allmähliche Ausgestaltung bis ins Detail nachzuverfolgen, beschränke ich mich auf eine kurze Synthese der Hauptgedanken Apels mit dem begrenzten Ziel, die sachliche Entfernung zu Weisgerber deutlich werden zu lassen.

Wiederholt betont Apel (u.a. 1974; 1979), dass das Peirce-Morris-Modell⁴²⁵ einer dreistelligen Semiose (“A sign, or representation, is something which stands to somebody for something in some respect or capacity” (zit. nach Apel 1979: 102)) die wesentlichsten Implikationen für die Entwicklung seines transzendental-pragmatischen Ansatzes lieferten. Die *Auszeichnung* der *pragmatischen* Zeichenrelation scheint aber erst durch Searles 1969 präsentierte Sprechakttheorie und Habermas’ 1970/71

⁴²⁵ Ursprünglich bekanntlich von Peirce entwickelt, vor Bekanntwerden seiner Schriften und vor Morris aber auch schon von Ogden/Richards vertreten.

erschienene Vorarbeiten⁴²⁶ zur *Theorie des kommunikativen Handelns* angestoßen worden zu sein. Sie knüpft sich an die entscheidende Einsicht, dass es nicht nur eine pragmatische Beziehung zwischen Zeichen und Zeichenbenutzer gibt⁴²⁷, sondern dass eine jede Sprechhandlung, und seien es auch noch so ‘neutral’ wirkende propositionale Äußerungen, in unhintergebar und notwendiger Weise Geltungsansprüche⁴²⁸ gegenüber einem anderen Zeichenbenutzer aufstellt. Somit fordert diese jeder Proposition inhärente Sprechakthaftigkeit, als unhintergebare Bedingung eines jeden Sprachgebrauchs, zu einer Stellungnahme des Angesprochenen, und das heißt, potenziell eines jeden möglichen Sprachspiel-Teilnehmers, heraus. Sinn und Bedeutung einer jeden Äußerung lassen sich also nicht mehr auf rein syntaktisch-semantischer Ebene klären, sondern nur über die Reflexion auf ihre kommunikative Funktion. Apel nimmt deshalb, ebenso wie vor ihm Habermas (vgl. dazu Apel 1972: 47), an, dass jeder Sprechende neben einer Sprachkompetenz auch eine *kommunikative Kompetenz* (ebd.) besitze, die es ihm erlaube, explizit und implizit erhobene Geltungsansprüche als solche aufzufassen und darauf zu reagieren, was nicht nur in jedem Sprachspiel unbewusst geschieht, sondern auch eine unhintergebare Bedingung für die ‘Existenz’ von Sprachspielen darstellt. In dieser Nichthintergebarkeit liegt begründet, dass Apel der Auffassung ist, das Prädikat *transzendental* für seine Sprachpragmatik berechtigterweise in Anspruch nehmen zu dürfen (Apel 1998: 290ff.). In der späten Phase seines Philosophierens konzentrierte Apel sich dann immer stärker auf die Herausarbeitung der ethischen Implikationen dieser sprachtheoretischen Prämissen. Das folgende Zitat zeigt sehr schön den Argumentationsverlauf, der diese ethischen Implikationen ins Spiel bringt:

“Es handelt sich hier also um eine pragmatische Erweiterung des Begriffs sprachlicher Bedeutung im Sinne der semantisch vorstrukturierten illokutionären Kraft von Sprechakten. Daraus habe ich den Schluß gezogen, daß das »Prinzip der Ausdrückbarkeit« in einem doppelten Sinn zu verstehen sei:

- Erstens in dem Sinn, daß man im Prinzip sagen *kann*, was man meint (ungeachtet einer faktisch immer bestehenden *pragmatischen Differenz* zwischen der *linguistischen* Kompetenz und der allgemein *kommunikativen Kompetenz*, derart, daß die letztere genötigt und in der Lage ist, Mängel der eigenen

⁴²⁶ Darauf weist Apel (1972: 47) selbst hin.

⁴²⁷ Nach Apels Ansicht beschränkt sich Bühlers Organonmodell ebenso wie Morris’ pragmatische Zeichentheorie noch auf eine eindimensionale Interpretation der pragmatischen Zeichenfunktion, da sie die Implikationen, die zwischen den Zeichenbenutzern entstehen, theoretisch nicht zureichend reflektieren (Apel 1998: 449).

⁴²⁸ Als universale Geltungsansprüche werden aufgeführt: der Verständlichkeitsanspruch, der Wahrheitsanspruch und der normative Richtigkeitsanspruch (Apel 1998: 316; vgl. auch 447ff.). Zur besonderen Rolle des vierten universalen Geltungsanspruchs der Wahrhaftigkeit vgl. ebd.

Sprachkompetenz oder der konventionellen Ausdrucksmittel der Sprache durch nichtwörtlichen Sprachgebrauch und durch parasprachlichen Zeichengebrauch zu kompensieren).

- Zweitens in dem Sinne, daß man auch im Prinzip *genötigt* ist, alle Bedeutungsintentionen *sprachlich explizit* zum Ausdruck zu bringen, wenn der zur Bedeutungsintention gehörige Geltungsanspruch der *intersubjektiven Verständlichkeit* öffentlich einlösbar sein soll. Die *intersubjektive Gültigkeit der Bedeutung* konstituiert sich also erst auf der Ebene der sprachlichen Ausdrücklichkeit.“ (ebd. 434f.)

Es liegt also in der Struktur von Sprache beschlossen, dass Geltungsansprüche nicht nur faktisch in jedem Sprechakt erhoben werden, sondern aufgrund dieser Struktur auch transzendental notwendig darauf angelegt sind, von jedem anderen, der meinen Sprechakt sprachlich verstehen kann, eine Stellungnahme einzufordern. Um die Möglichkeit der potenziellen Stellungnahme eines *jeden* anderen aber zu gewährleisten, ist gefordert, dass der verborgene Geltungsanspruch auch *öffentlich* explizit gemacht wird. Nur so ist es möglich, dass der *theoretisch* nur über eine diskursive Auseinandersetzung allgemein legitimierbare jeweilige Geltungsanspruch auch *praktisch* legitim wird. Kantisch gesehen wird damit die Kommunikationsgemeinschaft nicht nur zum transzendentalen Subjekt der reinen, sondern auch der praktischen Vernunft, wobei sich regulativer theoretischer und praktischer Diskurs zu einer Einheit verdichten. Dies wird im folgenden Zitat deutlich:

“Wenn das *transzendente Subjekt*, das der Idee nach die *Einheit der Sinninterpretation* und der *Wahrheits-Konsensbildung* verbürgen würde, in Kommunikationsprozessen allererst zu realisieren ist – und man müßte mit Peirce noch hinzufügen: wenn es keinerlei metaphysische Garantie hinsichtlich der definitiven Konsens-Bildung gibt –, dann zeigt sich, daß schon in der transzendentalpragmatischen Idee des »theoretischen Diskurses« der *Verständigung* über *Sinn- und Wahrheits-Geltungsansprüche* auch eine *Kommunikationsethik* des »praktischen Diskurses« der Verständigung über *moralische Geltungsansprüche* vorausgesetzt ist. Kurz: Die Argumentationsgemeinschaft setzt eine Ethik der Kommunikationsgemeinschaft voraus.“ (ebd. 315f.)

Dieses Projekt einer universalen Diskursethik hat allerdings, und dessen ist sich Apel bewusst, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, deren drei hier angeführt seien: 1) das heute wie früher und jederzeit akute Problem, dass Verständigungsdiskurse zwar initiiert werden und womöglich auch die in ihnen verborgenen Geltungsansprüche ans Licht befördern, dennoch aber in einem scheinbar unaustilgbaren antagonistischen Dissens verbleiben, 2) der Versuch, sich der Forderung des idealen diskursethischen Imperativs der öffentlichen Verständigung und Auseinandersetzung über

Geltungsansprüche zu entziehen, 3) die theoretische Infragestellung, ob dieser diskurstheoretische Imperativ überhaupt sinnvoll aufgestellt werden kann. Problem 1 versucht Apel dadurch zu entschärfen, dass *zwei* differente Ethiken konzipiert werden, wobei Ethik B als situations- und geschichtsbezogene Verantwortungsethik durchaus auf Täuschungsmanöver, d.h. alle Spielarten strategischer Kommunikation zurückgreifen darf, um *in the long run* auch real die Bedingungen dafür zu schaffen, dass ein an der idealen Diskursethik A ausgerichteter Diskurs auch wirklich und somit tatsächlich konsensorientiert und konsensinteressiert einsetzen kann (Apel 2002b: 92). Die hier nicht weiter diskutierbare Kontroverse mit Habermas (vgl. Apel 1998: 649-839) betrifft die grundsätzliche Frage, ob das Dissensproblem transzendental auffangbar ist oder ob es letztlich in einer nie ganz ausrottbaren geschichtlichen Kontingenz befangen bleibt, die nur empirisch abzarbeiten bzw. durch den Rekurs auf den Rechtsgedanken abzufangen ist. Problem 2 wird entgegnet, dass ein jeder (auch unsystematisch oder unreflektiert ins Spiel gebrachter) radikaler Skeptizismus oder radikaler Relativismus einen ‘performativen Selbstwiderspruch’ (Apel 1998: 455ff.) eingeht, der die beanspruchte Gültigkeit der eigenen Position selbst diskreditiert. Diesen Vorwurf muss sich sogar Habermas gefallen lassen (ebd. 655f., Anm. 7). Problem 3 kann sich mit Problem 2 überschneiden. Es besteht darin, dass die theoretischen Bemühungen zur Aufklärung des Sprachproblems gar nicht erst zur Einsicht gelangen (oder vor ihr haltmachen), dass Sprache aufgrund ihrer Struktur, und das heißt a priori zu einem Verständigungsdialog über sie selbst und über alles mit ihr Beanspruchte auffordert. Hier liegt also ein Mangel an Einsicht vor, der nach Apel auch einfach geschichtlich bedingt sein kann. So wird etwa besonders Wittgenstein und Heidegger, deren bedeutende Rolle Apel darin sieht, dass sie den Weg zur Einsicht geöffnet haben, dass Sprache essenziell mit Lebenspraxis verbunden sei, vorgeworfen, sie hätten den letzten entscheidenden Schritt zur Erkenntnis des Kommunikationsapriori und der mit ihm verbundenen Implikationen nicht vollzogen (u.a. Apel 2002a: 268-275). Die Sprache so zu lassen, wie sie ist, ist für Apel ein Skandalon, das aber keineswegs die Bedeutung Wittgensteins oder Heideggers antastet, sondern einer entwicklungsgeschichtlich bedingten Borniertheit zuzuschreiben ist.

Wir sind nun in der Lage, wieder zur Gegenüberstellung von Weisgerber und Apel zurückzukehren. Man könnte ein viertes Problem⁴²⁹ in die Diskussion bringen, welches den Grund für die immer wieder auftretenden Dissense in der Sprache selbst

⁴²⁹ Ein fünftes Problem wird sich dann in der Diskussion um Heideggers Sprachphilosophie auftun.

verankert sieht, dergestalt, dass keine diskursive Auseinandersetzung diesen Grund recht zu fassen bekommt, so dass die Idee einer a priori von Sprache selbst geforderten dialogischen Diskursivität die im Prinzip unsichere Voraussetzung aufstellt, dass die in Sprache bzw. jeweiliger Einzelsprache inkarnierte Dogmatik einer diskursiven Reflektierbarkeit gegenüber *offen* ist. Es wäre also die Frage in Betracht zu ziehen, ob sich einzelsprachliche Dogmatik nicht weit hartnäckiger als angenommen einem bewusst auf sie reflektierenden Diskurs verschließt, so dass ein auf Konsens ausgerichteter Diskurs einer besonderen theoretischen Anstrengung zur Aufklärung einzelsprachlicher Dogmatik bedürfte. Diese Argumentation würde Apels Paradigma nicht außer Kraft setzen, vielmehr setzte sie ihm ein Alternativparadigma zur Seite, das *komplementäre, präliminare* Beachtung einforderte. Für uns besonders interessant ist, dass Apel (ebenso wie Habermas) sich dieses Problems durchaus bewusst ist, es aber nicht befriedigend zu lösen vermag bzw. aus dem Zentrum seines Interesses rückt.

Schon in einem weiter oben angeführten Zitat heißt es, dass die illokutionäre Kraft von Sprechakten 'semantisch vorstrukturiert' (Apel 1998: 434) sei. Explizit bezieht Apel zu diesem Problem an anderer Stelle eine recht deutliche Position:

“Allerdings lassen sich die normativ-idealisierten Konstrukte der explikativen Linguistik auch als Modelle im Sinne einer abstraktiven *theoretischen Deskription* und *Funktions-Erklärung* von Leistungen der natürlichen Sprache auffassen und heuristisch verwenden, und insofern verschiebt sich mit dem internen Erkenntnisinteresse zugleich auch die Fragestellung im Sinne einer *empirisch-analytischen Linguistik*. Es interessiert jetzt nicht primär die Möglichkeit der *normativen Sinnexplikation* im Lichte idealisierter Konstrukte [...], sondern die Möglichkeit, gewissermaßen im Lichte eines solchen Besserverstehens des möglichen Sinns der einzelnen Sprachfunktionen die sogenannten »Beobachtungsdaten« der natürlichen Sprache adäquater zu beschreiben und hinsichtlich ihres Zustandekommens *erklären* zu können. Die Pointe dieser veränderten Fragestellung läßt sich vielleicht am besten dadurch charakterisieren, daß jetzt die Sprache nicht länger als *subjektiv-intersubjektives Medium* bzw. als *Bedingung der Erkenntnis* im Interesse der Verbesserung dieser Bedingungen expliziert, sondern als *empirisches Objekt* der selbst sprachbedingten Erkenntnis thematisiert wird. Das Kontinuum zwischen erkenntnis- und sprachkritischer Philosophie und normativ-hermeneutischer Wissenschaft löst sich daher auf, und die Explikate der Sprach-Rekonstruktion liegen nicht länger auf derselben Ebene wie die natursprachlichen Explicanda, sondern figurieren als Bestandteile der Metasprache, mit deren Hilfe die empirisch-analytische Sprachtheorie ihre sprachlichen Daten beschreibt.” (Apel 1998: 311f.)

Obwohl sich Apel hier nicht mehr auf Weisgerbers Projekt von Sprachwissenschaft bezieht, wird aus dem Zitat deutlich, dass Apel eine Linguistik, die

die Leistungen natürlicher Sprachen und ihre Funktionen beschreibt und erklärt (also das, was Weisgerber immer auch zu tun beanspruchte), als komplementäre Hilfswissenschaft nicht nur begrüßt, sondern, wie es in direktem Anschluss an obiges Zitat heißt, auch für “möglich und sogar notwendig” (ebd. 312) erachtet. Die Abwendung von Weisgerber als Protagonist einer deskriptiven Linguistik macht es Apel möglich, die Kritik vorzubringen, dass der empirisch-analytischen Linguistik⁴³⁰ der Blick auf die Sprache als Bedingung der Erkenntnis fehle. Somit wird ein erkenntnistheoretisches Defizit diagnostiziert, welches erlaubt, das Konkurrenzpotential eines semantisch-syntaktischen Sprachapriori gar nicht erst zu ‘entfesseln’.

Zu anderer Gelegenheit taucht dieses Problem erneut auf, und zwar in der Reaktion auf Searles mit ungläubigem Erstaunen zur Kenntnis genommene Wende in dessen 1987 erschienener Schrift *Intentionality*. Gegen Searle, der sprachliche und im engeren Sinne pragmatische Bedeutung von Bedeutungsintentionen und mit ihnen verbundenem außersprachlichen Welthintergrundwissen abhängig sein lassen will, argumentiert Apel unter Berufung auf ein Apriori von Sprache im Sinne von *Konvention* und geltender *Norm*:

“Searle II [behauptet] in *Intentionalität* eine einseitige Abhängigkeit der sprachlich ausgedrückten Bedeutung von der fundamentaleren Bewußtseinsintentionalität [...]. [Aber] hinsichtlich der *intersubjektiven Verständlichkeit und Gültigkeit* besteht doch, wie im vorhergehenden gezeigt, eine Priorität der *sprachlichen Bedeutungskonvention* gegenüber der *Bedeutungsintention*, sofern diese auf die *sprachliche Ausdrücklichkeit* angewiesen ist. Dies gilt nach Austin und Searle I sogar in dem Sinne, daß nicht nur die Bedeutung der *propositionalen Satzinhalte*, sondern darüber hinaus auch die *illokutionäre Kraft* der Sprechakte durch Sprachkonventionen präeterminiert sein kann. Im Sinne der impliziten Lehre der Sprechakttheorie von Austin und Searle I konnte man also meines Erachtens zu der folgenden Schlußfolgerung gelangen: Nicht nur hinsichtlich der *Sachverhaltsrepräsentation der sprachlichen Propositionen*, sondern auch hinsichtlich der in performativen Teilsätzen ausdrückbaren *illokutionären Kraft von Sprechakten* sind unsere Bedeutungsintentionen von sprachlichen *Konventionen* als Bedingungen der Möglichkeit intersubjektiver *Sinngeltung* abhängig.” (ebd. 435f.)

Nach dem hier erreichten Stand der Diskussion müsste man meiner Ansicht nach vernünftigerweise dafür plädieren, dass sich unter der Perspektive eines möglichen Abgleichs von Weisgerbers *langues-* und Apels *Dialogizitätsparadigma* Sprach- und Kommunikationsapriori komplementär ergänzen, d.h. dass die Aufklärung von

⁴³⁰ Als Vertreter wird von Apel Schnelle benannt, ein ehemaliger Weisgerber-Schüler, der sich aber von Weisgerber emanzipierte und der in Deutschland neueingeführten generativen Transformationsgrammatik verpflichtet war.

Einzel Sprachdogmatik und die kommunikative Abarbeitung von Geltungsansprüchen (unter anderem auch derjenigen der in Sprachinhalten inkarnierten) in einer Art hermeneutischem Zirkel stattfinden muss, wobei sich die 'Welt' der Sprachinhalte und der Geltungsansprüche in wechselseitiger Dependenz je neu konstituieren. Gar nicht einmal unähnlich, zumindest was die wechselseitige Abhängigkeit von sprachlich vorgegebener Welterschließung und in kommunikativer Praxis vollzogener Reflexion darauf angeht, argumentiert auch Habermas:

“Gewiß eröffnet jede Umgangssprache mit der Ontologie, die ihrer Grammatik eingeschrieben ist, der Sprachgemeinschaft einen Horizont möglicher Deutungen. Ob sich die sprachlich entworfenen Möglichkeiten auch in dieser Welt bewähren, ist aber eine andere Frage. Die grammatisch möglichen Äußerungen finden erst *ihren* Sitz in funktionierenden Sprachspielen, wenn es sich in der Praxis herausstellt, daß die semantisch festgelegten Gültigkeitsbedingungen auch faktisch erfüllt werden können. Das hängt nicht von der welterschließenden Kraft der Sprache ab, sondern von Erfolgen der innerweltlichen Praktiken, die durch sie möglich gemacht werden. Die Praxis in der Welt, die sich an Geltungsansprüchen orientiert und zu Lernprozessen führt, sedimentiert sich in Ergebnissen, die ihrerseits auf das welterschließende Hintergrundwissen zurückwirken.” (Habermas 1992: 43)⁴³¹

Das, was Habermas hier mit meiner Ansicht nach deutlicheren Worten als Apel ausdrückt, gilt trotz aller transzendentalen Auszeichnung der sprachpragmatisch fundierten Aushandlung von Geltungsansprüchen auch für Apel. Das Muttersprachapriori ist zwar auch Gegenstand dieses kommunikativen Aushandlungsdiskurses, gleichzeitig aber auch ein nicht ganz auszuschaltender Bedingungsfaktor desselben, von dem man nie mit Gewissheit wissen kann, ob er tatsächlich und vollständig einem bewussten, rationalen Diskurs zugänglich ist.⁴³²

3.2.4.3. Apel-Rezeption durch Weisgerber und Gipper

Angesichts der Tatsache, dass Apel einer der wenigen Philosophen ist, der Weisgerber zumindest in der ersten Phase seines Philosophierens systematisch berücksichtigt, mag es verwundern, dass Weisgerber nur selten explizit auf Apel Bezug

⁴³¹ Der Frage, inwieweit Habermas einem Sprachapriori verpflichtet ist, können wir in dieser Arbeit nicht gesondert nachgehen. Verwiesen sei aber auf die eingehende Studie Lafonts, die genau diese Frage untersucht (Lafont 1999: 125-360). Lafont ist der Ansicht, dass bei Habermas die kommunikative Rationalität auf einem nicht immer bewusst reflektierten konstitutiven Sprachapriori gründet.

⁴³² Interessant ist, dass aus einem anderen 'Lager', und zwar vom *parole*-orientierten Standpunkt Humboldtscher Provenienz aus, Simon gegen Apel (sozusagen eine Wegstrecke lang im Sinne Weisgerbers) argumentiert, dass das Faktum eines trotz vorhergehenden rationalen Diskurses nicht mehr aufhebbaren Dissenses in letzter Konsequenz vor die Aufgabe stellt, sich über die in und mit Sprache vermeinte Inhaltlichkeit der Begriffe auseinanderzusetzen (Simon 1981a: 148).

nimmt. Weisgerber beschränkt sich, besonders in Schriften Anfang der 60er Jahre, d.h. nach den wichtigen ersten Festschrift-Beiträgen Apels, auf einige wenige Verweise auf Apel, die aber eine eindeutige und volle Zustimmung zu dessen Position ausdrücken, wie das folgende Zitat, stellvertretend für Verweise ähnlichen Charakters (besonders Weisgerber 1964a: 177, 194) zeigt:

“Den weitesten Rahmen zeigen neuerdings die Überlegungen von K. O. Apel, «Der philosophische Wahrheitsbegriff als Voraussetzung einer inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft». Hier erscheinen der Tiefe der Fragestellung, der Eindringlichkeit philosophischer Ergründung und der Einschätzung der Sprachfragen nach bessere Vorbedingungen für förderlichen Austausch beisammen zu sein als je zuvor.” (Weisgerber 1962c: 74)

Dass Weisgerber dann auch die Habilschrift von Apel intensiv gelesen hatte, findet in seinen Schriften kaum einen Niederschlag.⁴³³ Ein Blick in Weisgerbers Exemplar des ersten Bandes der *Philosophie der symbolischen Formen* zeigt aber, dass Weisgerber nach 1963 Cassirers kurzen Abriss der Behandlung des Sprachproblems in der Philosophiegeschichte (Cassirer 1997a: bes. 55-98) noch einmal intensiv mit der Brille Apels gelesen hatte.⁴³⁴ Mit diesen Zeugnissen einer ausgeprägten Zustimmung zum frühen Apel hat es dann aber auch sein Bewenden. Auffallend ist insbesondere, dass Weisgerber die dann folgende Wendung Apels zum Pragmatismus nicht mehr kommentiert, und das heißt zugleich, auch nicht mehr zum Thema einer möglichen Diskussion macht. Dass Weisgerber Apels pragmatische Wende nicht mitmachen möchte, zeigt sich besonders am Festhalten an seinem Begriff von Geltung und Gültigkeit, der in den späten Schriften nicht mehr verändert wird⁴³⁵, zum Teil sogar, wie symptomatisch in einer der allerletzten Veröffentlichungen Weisgerbers (Weisgerber 1981b), noch in seiner reinen und exklusiven Betonung der muttersprachlichen Geltung nachdrücklich bestätigt und zusätzlich zu einem der grundlegendsten Termini der Sprachinhaltsforschung aufgewertet wird. Geltung wird als immer schon wirkende “Seinsweise” (ebd. 287) gekennzeichnet, die sich in und durch Sprache *qua* Muttersprache manifestiere, und ist für Weisgerber damit nicht auf

⁴³³ Apels Schrift wird aber in Weisgerber (1964a) im Literaturverzeichnis angegeben und fungiert somit auch als Referenz für die oben angegebenen Verweise (Weisgerber 1964a: 177, 194).

⁴³⁴ Dies zeigen zahlreiche Randbemerkungen, die auf Apels Habilschrift verweisen. Gleich zu Beginn des Kapitels (Cassirer 1997a: 55; die Paginierung stimmt mit derjenigen der Erstausgabe von 1923, die Weisgerber besaß, in diesem Falle überein) findet sich die handschriftliche Randnotiz “Sehr wichtig jetzt K. O. Apel” mit anschließender bibliographischer Angabe der Habilschrift. Ich danke nochmals dem Leiter des Weisgerber-Archivs im Brüder-Grimm-Museum in Kassel, Herrn Dr. Bernhard Lauer, der mir die Einsicht in Teile von Weisgerbers Privatbibliothek ermöglichte.

⁴³⁵ Vgl. die wichtigsten Stellen bei Weisgerber zum Geltungsbegriff ab 1962: (Weisgerber 1962c: 47ff.; 1963d: 268; 1964a: 87; 1973a: 73, 128; 1981b: 288ff.).

das rationale Begründungsverfahren des kommunikativen Diskurses angewiesen. Von einer expliziten Kontrastierung seines mit Apels Geltungsbegriff findet sich meines Wissens in Weisgerbers Schriften keine Spur. Insofern muss auch die These von Willems – meiner Kenntnis nach der einzige, der außerhalb der Sprachinhaltsforschung stehend zum Rezeptionsverhältnis Apels zu Weisgerber Stellung genommen hat⁴³⁶ –, dass Weisgerbers Texte, *auch* hinsichtlich des Geltungsbegriffs (Willems 1995: 46), “in mancher Hinsicht unverkennbar Elemente des Ansatzes von Apel vorweg[nehmen]” (ebd. 45), als unzutreffend bzw. nur bedingt für den frühen Apel zutreffend zurückgewiesen werden. Willems kurze Analyse begeht den Fehler, dass sie affine Positionen zwischen Apel und Weisgerber anhand von Zitaten aus den frühen Apelschriften aufzeigt, diese aber ohne weitere Erläuterung auch für die späte Position Apels geltend machen möchte.

Gippers Apel-Rezeption hat mit Weisgerbers vieles gemeinsam, unterscheidet sich aber von dieser in einigen nicht unwesentlichen Aspekten. Wie Gipper selbst später berichtet (Gipper 1987: 17f.), hat er bei seinem Vortrag auf dem von Gadamer 1966 organisierten Philosophie-Kongress zum *Problem der Sprache* Apels in den frühen Schriften vorgenommene Transzendentalisierung der Funktion der Muttersprache dankend aufgenommen (Gipper 1967: 410, 425) und Apels in der Weisgerber-Festschrift skizzierte Aufgabe der Sprachinhaltsforschung, dem Positivismus eine “historisch-hermeneutische Kritik der Voraussetzungen unseres Denkens entgegenzusetzen” (Apel 2002a: 130), auf eben diesem Kongress als Programm und Aufgabe von Sprachwissenschaft deklariert. Gemeinsame und zentrale Aufgabe von Sprachinhaltsforschung und Philosophie sei “die Einholung der transzendental-hermeneutischen Dimension der natürlichen Sprachen in das moderne philosophische Denken” (Gipper 1967: 425), die auf dem Wege der Aufklärung der in geschichtlicher Veränderung begriffenen Inhaltsstrukturen der Muttersprachen von einer so genannten “Kritik der historischen Vernunft” (ebd.) geleistet werden soll. Eine gleichsinnige Inanspruchnahme der Position Apels findet sich dann auch in Gippers Schriften Anfang der 70er Jahre (Gipper 1971: 60; 1972: 245).

Als deutliches Signal der mittlerweile vonstatten gegangenen Entfernung Apels von Weisgerber/Gipper muss Apels 1979 verfasster Artikel (Apel 1979) für die Gipper-

⁴³⁶ In Roths erst kürzlich veröffentlichter Arbeit zu Weisgerber, die sogar auf dem Fundament einer ‘transzendental-dialogischen’ Position aufbaut, findet sich bezüglich des Verhältnisses Apel - Weisgerber nur der kurze Hinweis, dass sich Apel da, wo er den “gesellschaftlichen und geschichtlichen Aspekt des Begriffs des Sprachsystems [...] einführen möchte”, “[I]nteressanterweise” (Roth 2004: 195, Anm. 596) auf Weisgerber beziehe.

Festschrift gelesen werden, in dem Apel nicht nur eine systematische Begründung für die Unverzichtbarkeit der Berücksichtigung der drei semiotischen Zeichendimensionen (der syntaktischen, semantischen und pragmatischen) für eine jede Vollständigkeit beanspruchende Sprachphilosophie vorlegt, wobei die pragmatische Dimension als entscheidende und grundlegendste Dimension den anderen beiden gegenüber ausgezeichnet wird (ebd. u.a. 104, 110, 130), sondern zudem auch keine einzige Schrift aus dem Umkreis der Sprachinhaltsforschung mehr erwähnt und weder Gipper noch Weisgerber namentlich nennt. Zwar hat Gipper Apel diese offensichtliche Abgrenzung der Positionen sicherlich auch übel genommen, dennoch führte dies, wie noch zu sehen sein wird scheinbar, zu keinem Abbruch der Beziehungen zu Apel. Zunächst nutzte Gipper die drei Jahre später (1982) sich ergebende Möglichkeit, in der Apel-Festschrift zu dessen 60. Geburtstag eindeutiger zur Differenz der Positionen Stellung zu beziehen. Anders als Apel zuvor bezieht sich Gipper schon im Titel seines Beitrags "Das Sprachapriori. Ein Ergänzungsvorschlag zur Erkenntnistheorie Karl-Otto Apels" (Gipper 1992/93, Bd. 2: 117-134) direkt auf Apel. Die vorsichtige Wahl des Wortes *Ergänzungsvorschlag* zeigt einerseits, dass es Gipper scheinbar um die Herausstellung des Gemeinsamen und nicht um Konfrontation geht. Andererseits macht die Kennzeichnung Apels als "alter Weggefährte aus der Bonner Zeit" (ebd. 117) auch der Öffentlichkeit klar, dass Apels Bestreben, seine anfängliche Verwurzelung im nun als 'reaktionär' angesehenen Lager der Sprachinhaltsforscher zumindest teilweise zu verschleiern, nicht 'ungestraft' hingenommen wird. Im fortlaufenden Text werden dann die Differenzen zu Apels Position besonders in drei Hinsichten deutlich, (1) der Interpretation des Apelschen Begriffs *Leibapriori*, (2) der Klärung des Gipperschen Verständnisses des *Apriori*-Begriffs als solchen und seine Anwendung auf Sprache, (3) der Vorrangigkeit des *Sprachaprioris* vor dem *Kommunikationsapriori*.

(1) Der weite Begriff des *Leibapriori*, welcher eine jede menschliche Handlung, worunter auch scheinbar 'passive' Wahrnehmungsakte und 'geistige' Sprechakte fallen, als wechselbezogene Einheit von physiognomem und technognomem Eingriff in Welt begreift, wird von Gipper in *eingeschränkter* Hinsicht verstanden als die Gesamtheit der "biologischen, d.h. sinnesphysiologischen Voraussetzungen" (ebd. 121) unseres Wahrnehmungsvermögens, die uns nur einen begrenzten und in bestimmter Art geformten Ausschnitt von Wirklichkeit erfahren lassen. Wie das folgende Kapitel (3.2.5.) dann deutlicher zeigen wird, übernimmt Gipper hier die Anschauung der evolutionären Erkenntnistheorie, deren Ursprünge insbesondere von Lorenz und

Uexküll entwickelt wurden und die von Vollmer dann theoretisch systematisch begründet wurde. Demnach ist es wissenschaftlicher Forschung möglich, eine Einsicht in die Bedingungen unseres Wahrnehmungsvermögens zu gewinnen: obwohl diese nie endgültigen Charakter haben kann und immer revisionsbedürftig bleibt, kann sie Grenzen der Wahrnehmung metareflexiv bestimmen und immer erneut auch überschreiten. Diese Art Metareflexion wird also als primär *theoretische* Einsicht bzw. in der Folge als mögliches *theoretisches Korrektiv* verstanden, und nicht wie bei Apel als immer schon und primär *praktisch* vollzogener Eingriff in Welt und *praktisch aufgestellter Geltungsanspruch*, der erst in der Folge nach theoretischer Vergewisserung und Legitimation verlangt.

(2) Schon hinsichtlich des Leibapriori bedeutet also das *a priori* nur so etwas wie in eine *faktische* Notwendigkeit, einen Rahmen von Wahrnehmungsmöglichkeiten, der jedem Menschen in anthropologischer Hinsicht mit und nach seiner Geburt, also *postnatal* vorgegeben ist. Ganz in diesem Sinne fungiert auch das Apriori der Muttersprache, von Gipper nun *Sprachapriori* (ebd. 117; 123) genannt, nämlich als unausweichliche faktische Rahmenbedingung, als je geschichtlich vorgegebene Struktur, in der sich die Spracherlernung eines jeden Menschen nach seiner Geburt vollziehen muss (ebd. 123). Gipper plädiert also für die Aufstellung zweier Aprioribegriffe, das Leib- und das Sprachapriori, wobei beide Aprioribegriffe entformalisiert und detranszendentalisiert werden. Denn es geht nicht mehr um ein Apriori im Sinne einer *logischen* bzw. *transzendentallogischen* Vorbedingung von Erfahrung, sondern um eine faktisch-historische Vorgegebenheit, die als solche selbst zeitlicher Entwicklung und Veränderung unterliegt und sich im Erfahren selbst und durch es verändert.

(3) Gipper beharrt dann darauf, dass das Sprachapriori grundlegender ist als “alle anderen «Apriori», die Apel in den letzten Jahren ins Auge gefaßt hat, um von daher auch einer Lösung der großen Menschheitsprobleme der Gegenwart näherzukommen: das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft, die transzendente Pragmatik und Hermeneutik” (ebd. 132). Im 1987 erschienenen Buch mit dem Titel *Das Sprachapriori* (Gipper 1987), in dem Gipper über sein in den 80er Jahren durchgeführtes Forschungsprojekt zum Spracherlernungsprozess bei Kleinkindern berichtet, heißt es dann in expliziter Abgrenzung zu Apel:

“Mein Hauptargument zur Begründung der Notwendigkeit einer Berücksichtigung des Sprachapriori bei allen erkenntnistheoretischen und fundamentalphilosophischen Fragen besteht in der schlichten und m. E. nicht widerlegbaren Feststellung, daß die Sprache, und das heißt in concreto, jeweils eine natürliche Sprache, als unverzichtbare Bedingung der Möglichkeit der dazu erforderlichen gedanklichen Reflexionsprozesse gegeben sein muß.” (ebd. 18)

In diesem Buch werden auch die oben angeführten Argumente zum Leibaprioribegriff (ebd. 129ff.) und zum Aprioribegriff als solchem (ebd. 56ff.) wiederholt. Der im Vorwort ausgesprochene Dank an Apel, der in der Reihe der aufgeführten Kollegen und Mitarbeiter an erster Stelle genannt wird, für hilfreiche und klärende Gespräche kann als Bestätigung für die Vermutung angesehen werden, dass Gipper und Apel keinen Anlass dazu sahen, aufgrund der Differenzen ihrer theoretischen Positionen den persönlichen Dialog abubrechen, sondern sich freundschaftlich verbunden fühlten und gegenseitig respektierten. In der Sache kann die gepflegte Zurückhaltung auch als Indiz dafür betrachtet werden, dass sich Apel durchaus des starken und nicht eindeutig ausschaltbaren Arguments der Sprachapriorithese bewusst war, wie ja schon die obigen Ausführungen zur Position des späten Apel nahelegten, die eine komplementäre Funktionalität von (Leib-), Sprach- und Kommunikationsapriori zu vertreten scheinen.

In übergreifender Sicht erweist sich die wechselseitige Rezeption zwischen Apel und Weisgerber/Gipper als Exempel einer theoretischen Profilierung der Bezüge zwischen der oben so bezeichneten *Dialogizitäts*-Perspektive und der *langue(s)*-Perspektive auf Sprache. Sie führt also nicht nur ein weiteres Beispiel möglicher Interrelationen und Verschränkungen der aufgewiesenen Sprachperspektivierungen vor, sondern zugleich ein weiteres Beispiel dafür, dass die von Weisgerber und Gipper favorisierte *langue(s)*-Perspektive als *eine unter anderen systematischen* Perspektivierungen und Thematisierungen von Sprache ernstgenommen werden sollte.

3.2.5. Gippers Sprachinhaltsforschung und die neurophysiologisch-biologischen Erkenntnistheorien

Schon mehrfach bestand Anlass zum Hinweis, dass Gippers Interesse an der evolutionären Erkenntnistheorie Vollmers und ihrer naturwissenschaftlichen Grundlegung (insbesondere durch Uexküll und Lorenz) sehr groß war und dass er deren Thesen mit den Zielen der Sprachinhaltsforschung in Verbindung bringen wollte. Die Behandlung dieser Thematik rechtfertigt sich zudem durch den Tatbestand, dass

Vollmer selbst sich explizit auf Weisgerbers These vom sprachlich konstituierten Weltbild bezieht und sie argumentativ verwendet. Im ersten Teil dieses Kapitels (3.2.5.1.) soll diskutiert werden, inwiefern hinsichtlich dieser Aspekte von einer Affinität der Positionen gesprochen werden kann, wobei es sich als nützlich erweist, zuvor kurz auf Gippers Uexküll-Rezeption einzugehen, da Gipper an ihr seine eigene Position erarbeitet, die dann in der Zustimmung zu Vollmer resultiert. Eigentlich interessant wird diese Untersuchung (3.2.5.2.) aber erst dadurch, dass der ‘Koalition’ der Sprachinhaltsforschung mit der evolutionären Erkenntnistheorie eine konkurrierende ‘Koalition’ als Alternative gegenübergestellt wird, wenngleich es sich sicherlich um keine starre Opposition handelt. Es handelt sich hierbei um die ‘Koalition’ von Autopoiesis-Theorien und dem pragmatisch-hermeneutischen Sprachparadigma. Da die Autopoiesis-Theorien mehr und mehr zu einem generellen wissenschaftstheoretischen Paradigma avancieren und die Grenzen ihres Ursprungs aus der Biologie längst überschritten haben, ist es natürlich vollkommen unmöglich, hier auch nur annähernd erschöpfend diese erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Strömung zu Wort kommen zu lassen. Da es hier aber nur um die Skizzierung des argumentativen ‘Feldes’ geht, wird stark selektiv auf solche Textzeugen verwiesen, die in unserem Argumentationszusammenhang signifikante Aussagen machen und dem Ziel der paradigmatischen Kontrastierung Genüge leisten.

3.2.5.1. Der Bezug von Sprachinhaltsforschung und biologischen Erkenntnistheorien

Die Erkenntnis, dass die sinnesphysiologische Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen beschränkt ist, wurde sowohl von Weisgerber als auch von Gipper als unbestreitbare Tatsache angesehen (u.a. Weisgerber 1954a: 572f.; 1962c: 62f., 253; Gipper 1956: 4). Wie schon in Kap. 3.1. erwähnt, schenkte Weisgerber dieser Frage keine ausgeprägte Aufmerksamkeit, vielleicht auch in der ‘Befürchtung’, der biologischen Evolutionstheorie dadurch zu viel theoretisches Gewicht beimessen zu müssen.⁴³⁷

Gipper dagegen unternimmt schon 1963⁴³⁸, in der ersten Auflage der *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung* (2. Aufl.: Gipper 1969), den Versuch, über die Rezeption

⁴³⁷ Für diese Vermutung spricht eine Passage aus Weisgerber (1964a), in der er den Gedanken der Entstehung der Sprache durch einen ‘natürlichen’ Mutationsprozess strikt ablehnt: “Und es ist kein Weg sichtbar von einer «Tiersprache» zu menschlicher Sprache, weder im Sinne der Entwicklungslehre noch in dem Rechnen mit Mutationen u. ä.” (ebd. 187).

⁴³⁸ Fast 40 Jahre später nimmt Gipper (2001) noch einmal Stellung zur Rolle Uexkülls für die Sprachinhaltsforschung, wobei aber gegenüber der frühen Arbeit keine neuen Aspekte einfließen.

Uexkülls (die sich über mehr als 100 Seiten erstreckt) zu “einer neuartigen Begründung des Eigenweltgedankens im Hinblick auf den Menschen” (ebd. 367) zu gelangen. Es geht Gipper dabei um eine möglichst umfangreiche Dokumentation der damals vorliegenden Forschungsergebnisse im Bereich von Biologie, Sinnesphysiologie und Neurologie bezüglich der Wahrnehmungsprozesse bei Lebewesen und deren (um den Sprachaspekt) erweiterte Deutung auf der Basis der Umwelt- und Bedeutungslehre Uexkülls.⁴³⁹ Revolutionär an Uexkülls Ansatz war, dass *Wahrnehmung* und *Aktion/Handlung* von Lebewesen als symbiotische, funktionale Verbindung von Innen- und Außenwelt perzipierender Lebewesen verstanden wurde, wobei *Bedeutung* aus der Interaktion des Organismus mit seiner Umwelt entsteht und somit nicht auf den Menschen beschränkt bleibt. Gerade die letztere These war besonders für Cassirer interessant, der sogar geplant hatte, in einem vierten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* Uexkülls biologische Erkenntnistheorie besonders zu berücksichtigen.⁴⁴⁰

Die symbiotische Verbindung von Innen- und Außenwelt versucht Uexküll mit Hilfe der Begriffe *Merkwelt*, *Wirkwelt* und *Umwelt* zu fassen. Anhand von sehr plakativen und besonders eingängigen Veranschaulichungen (Uexküll/Kriszat 1983: 15-100, insbesondere 58ff.)⁴⁴¹ zeigt Uexküll zunächst, dass ein jedes Lebewesen aufgrund der Beschränktheit seines Wahrnehmungsapparates einen je spezifischen und von jedem anderen artmäßig verschiedenen Lebewesen stark differenten Ausschnitt von Wirklichkeit *qua* Außenwelt perzipiert, der als *Merkwelt* gekennzeichnet wird. Die Merkwelt ist die sinnlich wahrgenommene, also gesehene, gehörte, getastete, geschmeckte etc. Außenwelt. Diese je nach Lebewesen andersartig beschränkte und gestaltete Merkwelt liefert dann auch den Set von signifikanten Weltmomenten, auf die es selbst agierend Bezug nimmt. Bei niederen Lebewesen mag dies nach festgelegten instinktiven Handlungsmustern geschehen, bei höheren Lebewesen erhöht sich die Varianzbreite möglicher Aktionsformen. Wichtig ist aber, dass ein jedes Lebewesen nur auf diejenigen Perzeptionen reagieren kann, die Teil seiner Merkwelt sind. Jede Reaktion eines jeden Lebewesens verändert in der Folge in Abhängigkeit von merkweltlicher Perzeption seine äußere Umgebung, wobei aber nur diejenigen

⁴³⁹ Diese wurde in der Zeit von 1909 bis 1940 ausgearbeitet.

⁴⁴⁰ So Orth (1997: 71); Uexküll war von 1925-1936 Professor in Hamburg, erlebte also auch die Phase, in der Cassirer Rektor der Hamburger Universität war. Die Hochschätzung Uexkülls schlägt sich in Cassirers Werken zwar nicht so manifest wieder, wie es aufgrund der Pläne Cassirers zu vermuten wäre, es lassen sich aber im publizierten Werk immer wieder wichtige Verweise auf Uexküll finden (u.a. Cassirer 1990: 47ff.).

⁴⁴¹ Die zitierte Ausgabe ist eine Zusammenstellung zweier Texte, der erstmals 1934 mit Georg Kriszat gemeinsam veröffentlichten *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen* und der erstmals 1940 von Uexküll (allein) publizierten *Bedeutungslehre*.

Veränderungen für das jeweilige Lebewesen signifikant sind, die rekursiv auf es zurückwirken, d.h. von diesem auch wieder als Rückwirkungen perzipiert werden können. Wiederum ist es nur ein Ausschnitt von Wirklichkeit, der als *Wirkwelt* bezeichnet wird und als Wirkungs‘raum’, d.h. ‘Raum’ von Aktion und Gegenaktion, erfahren werden kann. Die *Umwelt* eines Lebewesens konstituiert sich aus seiner *Merk- und Wirkwelt* (ebd. 15ff.). *Bedeutung* resultiert dann für Uexküll aus der Interaktion eines jeden Organismus mit seiner Umwelt, sie ist ein Beziehungs- oder Funktionsbegriff (ebd. 108ff.). Bedeutungsträger können nur diejenigen Momente der Außenwelt sein, die Teil der Merk- und Wirkwelt des Lebewesens sind und mit diesem in einen perzeptiven und aktionalen Funktionskreis treten. Dabei berücksichtigt Uexküll auch schon die Tatsache, dass Bedeutung nie als konstant und situationsunabhängig vorhanden angenommen werden darf, sondern auch vom jeweiligen dispositionellen Aktivierungszustand des perzipierenden Systems abhängt (ebd. 57)⁴⁴². Wesentlich ist also am Uexküllschen Ansatz, dass die wahrgenommene Außenwelt eine spezifische und je nach Lebewesen differente Konstitutionsleistung darstellt, wobei wahrnehmendes System und wahrgenommene Außenwelt systemisch aneinander gekoppelt sind und eine durch Interaktion gekennzeichnete funktionale Einheit bilden.

Für Gipper, der schon seit 1956 an einer Verbindung der Leib- und Sprachapriorithesen interessiert war (Gipper 1956: 4), war Uexküll nur in bestimmten Hinsichten interessant. Den Gipperschen Vorstellungen entsprechen zunächst die Anschauungen von der spezifischen Konstitutionsleistung einer jeden Wahrnehmung, der spezifischen Begrenztheit von Wahrnehmung und die Wechselwirkungsdynamik von Wahrnehmung und Aktion, von Innen- und Außenwelt. Was nun die Umwelten von Tieren und Pflanzen angeht, so beschränkt sich Gipper darauf, hier auf einer knappen Seite Uexkülls Thesen kurz zu skizzieren und ihnen voll und ganz zuzustimmen. Ergänzungsbedürftig bzw. zu korrigieren ist Uexkülls Ansatz nach Gipper aber in seiner Anwendung auf den Menschen. Kritisiert wird an Uexküll, dass er in eher “aperçuartigen” (Gipper 1969: 374) Bemerkungen und theoretisch unzureichend begründet davon ausgehe, dass es soziologisch-psychologische Faktoren, “Lebensgewohnheiten, Interessen und Neigungen” (ebd.), sind, die neben der allgemeinen sinnesphysiologischen Begrenztheit und Form der Wahrnehmung die spezifische Merk- und Wirkwelt des Menschen bestimmen, so dass etwa ein Wald von

⁴⁴² An dieser Stelle des Textes wird geschildert, wie sich je nach ‘Stimmung’ und Zustand des Krebses die Bedeutung der Seerose für ihn ändert.

einem Jäger, Botaniker, Dichter, Spaziergänger je anders wahrgenommen werde (vgl. ebd.; Uexküll/Kriszat 1983: 110). Die anschließende breite Diskussion von Standpunkten der philosophischen Anthropologie können wir hier übergehen, da sie nicht das eigentliche und entscheidende Argument gegen Uexküll liefert. Sie zeigt zwar, dass der Mensch als Mängelwesen (Gehlen etc.) sich bis zu einem bestimmten Grad von sinnesphysiologischer Determinierung lösen kann, gelangt aber nicht zu der für Gipper entscheidenden Einsicht der Sprachinhaltsforschung (ebd. 430ff.), dass die der bewussten Reflexion sich weitgehend entziehende Befangenheit im sprachlichen Weltbild die eigentliche und wesentliche, der sinnesphysiologischen komplementäre geistige Bedingtheit für die Konstitution von menschlichen Merk- und Wirkwelten ist (ebd. 477f.). Neigungen, Interessen können nicht nur viel leichter als sprachliche Konditionierung in reflektiver Anstrengung und willentlich 'kontrolliert' werden, sondern resultieren auch in letzter Konsequenz aus sprachlicher Konditionierung. Dies ist das zentrale Argument, dass zur Aufstellung der 2-Filter-These⁴⁴³ führt, nach der alle Perzeptionen, die durch den Filter unseres physiologisch beschränkten Wahrnehmungsapparates gelangen, sprachlich modifiziert werden. Da Gipper, zumindest in der Schematisierung der Filterthese (ebd. 466) eine ständige Wechselwirkung beider Filterleistungen ansetzt, muss davon ausgegangen werden, dass der Sinnesfilter nicht kategorisch dem Sprachfilter vorgelagert ist, sondern seinerseits von Sprache auch modifiziert werden kann, entsprechend der Weisgerberschen These, dass Sprache Wahrnehmung auch lenken oder fokussieren kann. Integrierbar wäre in dieses Konzept von Wechselwirkung auch der Uexküllsche Gedanke, dass sich der Mensch spezifische "Merkzeuge wie Werkzeuge" (Uexküll/Kriszat 1983: 168) schafft, die die Grenzen seiner naturbedingten Wahrnehmungs- und Handlungskapazitäten zu überschreiten erlauben.

Gippers These, dass Merk- und Wirkwelt des Menschen also sowohl sinnesphysiologisch als auch sprachbedingt konstituiert wird, hatte auch Apel schon 1959, allerdings nur in Form einer kurzen Nebenbemerkung, vorgebracht:

"Genaugenommen ist m. E. in der Morrisschen Semiotik sogar das Bedeutungs- und Wahrheitsproblem im tierischen Leben übersprungen. Denn die Tiere reagieren im zeichenvermittelten Verhalten ja gar nicht auf die objektiven Eigenschaften der «Umgebung» (so Morris!) schlechthin, sondern – wie v. Uexküll gezeigt hat – auf die «Wirk-» und «Merktöne» einer jeweils

⁴⁴³ Vgl. dazu das entsprechende Schema (ebd. 466).

gattungsspezifischen «Umwelt», in der die neutrale Periphyse immer schon für das Einzeltier in einer Art Gattungssprache ausgelegt ist. Wollte man spekulativ werden, so könnte man vielleicht – gleichsam in Fortsetzung des geisteswissenschaftlichen Gesichtspunktes «nach unten» – behaupten: die Konstitution der tierischen «Merk-» und «Wirkwelt», die gleichursprünglich mit dem jeweiligen Bauplan und Instinktverhalten einer Tiergattung «sich ereignet», ist in der Phase der biotischen Evolution das Vorspiel und Analogon zu den individuellen Sinnereignissen der menschlichen Sprachgeschichte, welche die Geisteswissenschaften nachzuverstehen suchen.” (Apel 1959: 179f.)

Interessant ist dieses Zitat Apels vor allem deswegen, weil es, wie wir später noch deutlicher sehen werden, sich in einem diffusen Zwischenbereich zweier möglicher Uexküll-Rezeptionen situiert. Einerseits legt es wie Gipper nahe, dass *Gattungsbaupläne* zur Konstitution von Merk- und Wirkwelten ihre Verlängerung in der sprach(*gemeinschaft*)lichen Konstitution von Welt finden, was der dieser Phase von Apel entsprechenden Nähe zur Sprachinhaltsforschung (und zu Rothacker) korrespondiert, andererseits wird es im Rahmen einer Kritik an Morris’ Semiotik und Pragmatik vorgebracht und lanciert damit schon den Gedanken einer *dialogischen* Verständigung, die zudem auf der Konstitution *individueller* Sinnereignisse basiert. Dieser hier im Keim enthaltene Kontrast sollte sich dann in der Divergenz zwischen der evolutionären Erkenntnistheorie Vollmers und des Autopoiesisparadigmas geschichtlich entfalten. Bevor dieses Thema nun angegangen wird, sei aber noch darauf hingewiesen, dass Uexküll selbst eine sowohl zu Gipper als auch zu Apel stark konträre Auffassung hinsichtlich der ‘Metastase’ der menschlichen Merk- und Wirkwelt hatte.

Es ist wohl in erster Linie das Erstaunen des Forschers darüber, dass die unzähligen artspezifischen Umwelten sich einander ergänzen und zu einander passen, also eine Art organisches oder eben ökologisches Hypersystem bilden, welches Uexküll dazu führt, von einer Partitur, einem harmonischen Tönen der “Naturtechnik” (Uexküll/Kriszat 1983: 154ff.) zu sprechen, in der die jeweiligen Organismen kontrapunktisch aufeinander bezogen sind. Die Fähigkeit des Menschen, technisch mit Hilfe von Artefakten in das natürliche ökologische System einzugreifen, verurteilt Uexküll als zerstörerisch und anmaßend (ebd. 160) und empfiehlt eine ökologische Ethik:

“Unser Vorzug vor den Tieren besteht darin, daß wir den Umkreis der angeborenen Menschennatur erweitern können. Zwar können wir keine neuen Organe schaffen, wir können aber unsere Organe mit Hilfsmitteln versehen. Sowohl Werkzeuge wie Werkzeuge haben wir geschaffen, die jedem

von uns, der sie anzuwenden versteht, die Möglichkeit bieten, seine Umwelt zu vertiefen und zu erweitern. Aus dem Umkreis der Umwelt führt keines hinaus.

Nur die Erkenntnis, daß alle Umwelten als Stimmen in die Weltpartitur hineinkomponiert sind, eröffnet uns den Weg, der aus der Enge der eigenen Umwelt hinausführt.

Nicht das Aufblasen unseres Weltraumes um Millionen von Lichtjahren hebt uns über uns selbst hinaus, wohl aber die Erkenntnis, daß außer unserer persönlichen Umwelt auch die Umwelten unserer menschlichen und tierischen Mitbrüder in einen allumfassenden Plan geborgen sind.“ (ebd. 168)

Hier scheint deutlich der Schöpfergott als Komponist der Weltpartitur durch, die der Mensch zu erkennen bestrebt sein und die sein Handeln bestimmen sollte, obwohl Uexküll davon ausgeht, dass dies dem Menschen vollständig kaum gelingen könne (ebd.). Diese ‘romantische’ und zugleich auch wieder moderne Position Uexkülls sticht von der eher euphemistischen Forschungsheuristik Gippers ab, der den kritischen Gedanken der Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts unbeachtet lässt und davon überzeugt ist, dass eine Einsicht in die sprachliche Konstitution unserer ‘Umwelt’ (im Sinne Uexkülls) möglich ist und ein faszinierendes und ‘verlockendes’ (vgl. Gipper 1969: 470f.) Forschungsmotiv darstellt.

Diese Anschauung verbindet Gipper mit Vollmer⁴⁴⁴. Wie Gipper selbst schreibt, hatte er Vollmer nach Abschluss seines 1987 erschienenen Buches zum *Sprachapriori* (Gipper 1987) kennen gelernt und nach der Lektüre Vollmers eine Übereinstimmung “an entscheidenden Stellen mit meiner Auffassung” (ebd. 128) festgestellt.⁴⁴⁵ Vollmer selbst, wie wir noch sehen werden, nahm explizit Bezug auf sprachphilosophisch virulente Thesen Gippers und Weisgerbers. Vollmers erstmals 1975 erschienene Promotionsschrift *Evolutionäre Erkenntnistheorie*⁴⁴⁶, die 1983 schon in dritter Auflage (Vollmer 1983)⁴⁴⁷ publiziert wurde, geht von drei ‘harten’ Thesen oder Grundvoraussetzungen aus, die in der Tradition von Konrad Lorenz und Popper stehen: Sie bezieht (1) die Position des *hypothetischen Realismus*, misst (2) dem *evolutionären Entwicklungsgedanken* “universelle Gültigkeit” (ebd. 3) zu und geht (3) davon aus, dass objektive, reale Weltstrukturen und subjektive Wahrnehmungs- und

⁴⁴⁴ Vollmer (geb. 1943) kam aus den Naturwissenschaften (Promotion 1971 in theoretischer Physik) zur Philosophie (Promotion 1974). Bemerkenswert ist, dass der Rekurs auf Weisgerber und Gipper (allem Anschein nach) nicht durch das entsprechende wissenschaftssoziologische Umfeld bedingt war, sondern aus sachlichen Gründen erfolgte.

⁴⁴⁵ Meines Wissens hat Gipper, der damals schon emeritiert war, nicht mehr ausführlich zu Vollmer Stellung genommen.

⁴⁴⁶ Im 1981 verfassten Nachwort zur dritten Auflage beansprucht Vollmer für sich, als erster eine ausgearbeitete evolutionäre Erkenntnistheorie vorgelegt zu haben. Autoren wie Ditfurth, Benesch, Bresch, Riedl hätten seinen Ansatz fortgeführt (Vollmer 1983: 212). Wir beschränken uns, insbesondere natürlich wegen der expliziten Weisgerber-Referenz bei Vollmer, hier also auf den ‘Protagonisten’ der evolutionären Erkenntnistheorie und diskutieren nicht eigens die anderen Ansätze.

⁴⁴⁷ Und 2002 in achter Auflage.

Erkenntnisstrukturen *erkennbar* sind. Zumindest die Postulate (1) und (3) entsprechen dem heuristischen Forschungsparadigma der Sprachinhaltsforschung.

Das Postulat des *hypothetischen Realismus* beruht insbesondere auf drei wesentlichen Subpostulaten, erstens dem Realitätspostulat (*“Es gibt eine reale Welt, unabhängig von Wahrnehmung und Bewußtsein.”* (ebd. 28)), zweitens dem Strukturpostulat (*“Die reale Welt ist strukturiert.”* (ebd. 29)), drittens dem (im vorherigen Text noch nebengeordneten) Erklärbarkeitspostulat (*“Die Tatsachen der Erfahrungswirklichkeit können analysiert, durch «Naturgesetze» beschrieben und erklärt werden.”* (ebd. 33)).⁴⁴⁸ Umschrieben wird das Postulat des hypothetischen Realismus dann auch entsprechend wie folgt:

“Wir nehmen an, daß es eine reale Welt gibt, daß sie gewisse Strukturen hat und daß diese Strukturen teilweise erkennbar sind, und prüfen, wie weit wir mit diesen Hypothesen kommen.” (ebd. 35)

Auf Konrad Lorenz, der die kantischen Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung biologisch begründen wollte, beruft sich Vollmer bezüglich der Hypothese, dass eine Einsicht in Wahrnehmungs- und Erkenntnisstrukturen möglich ist (ebd. 56), auf Popper bezüglich der Frage, dass es nicht nötig sei, einen Beweis für die aufgestellten Hypothesen zu erbringen, sondern Faktoren wie Theoriekonsistenz und -kohärenz, Erklärungswert und prinzipielle Überprüfbarkeit von induktiven Hypothesen nach dem fallibilistischen Prinzip zu ihrer (prinzipiell einer Revision oder gar Substitution offenen) Legitimierung ausreichen (ebd. 115). Der subjektive Anteil, d.h. die berühmte Erkenntnisbrille ist dadurch erfassbar, dass in unterschiedlichen naturwissenschaftlichen Beobachtungs- und Überprüfungsverfahren Erkenntnisperspektiven als solche durchaus beobachtbar oder ‘einfangbar’ werden, insbesondere wenn unterschiedliche Wahrnehmungsperspektiven (experimentell) operationalisiert und sodann auf die Kohärenz ihrer jeweiligen Beobachtungsergebnisse befragt werden (ebd. 122-126). Ziel oder erwarteter Effekt des Forschungsprogramms des hypothetischen Realismus ist die *“Entanthropomorphisierung unseres Weltbildes”* (ebd. 39). Als Beispiel für eine gelungene Entanthropomorphisierung wird von Vollmer u.a. die Ersetzung des ptolemäischen durch das kopernikanische Weltbild genannt (ebd.).

Das zentrale Argument für die Plausibilität des hypothetischen Realismus ist der Evolutionsgedanke, für ihn wird, wie schon erwähnt, universelle Gültigkeit

⁴⁴⁸ Die anderen genannten Postulate können in unserem Zusammenhang vernachlässigt werden, vgl. dazu Vollmer (1983: 28-34).

beansprucht. Das Argument selbst lautet wie folgt: Wenn unsere Wahrnehmungs- und Erkenntnisstrukturen nicht zumindest teilweise mit den Strukturen der Wirklichkeit übereinstimmen würden, hätten wir die Evolution nicht überlebt (ebd. 106). Wir haben sie aber bis jetzt überlebt, *ergo* muss es zumindest eine “*partielle Isomorphie* (Strukturgleichheit)” (ebd. 119) zwischen den Strukturen der realen Welt und den menschlichen Wahrnehmungs- und Erkenntnisstrukturen geben.

Was nun die menschlichen Wahrnehmungs- und Erkenntnisstrukturen angeht, recurriert Vollmer, ohne dies eigens zu problematisieren, auf ein traditionelles Schichtenmodell (ebd. 120), in dem die Gippersche Idee des *Filters* integriert ist. Die “reale Welt (Ding an sich)” (ebd.) affiziert nach diesem Modell direkt nur das menschliche Empfinden, welches als rein passive Rezeptionsinstanz konzipiert wird, aus diesem Empfinden konstituiert sich die Wahrnehmung, die in Wechselwirkung mit vorwissenschaftlicher Erkenntnis / Erfahrung tritt, welche ihrerseits eine Wechselwirkung mit wissenschaftlicher Erkenntnis, Beobachtung und Theorien eingeht. Schematisch sieht dies so aus: Empfinden → Wahrnehmen ↔ Erfahren ↔ theoretisches Erkennen. Demnach nimmt Vollmer *keine* Einwirkung höherer Wahrnehmungs- und Erkenntnisstrukturen auf die Empfindung an, zudem bleibt unklar, ob es schichtenübergreifende Wechselwirkungen gibt. Alle Erkenntnisstrukturen zusammen wirken als “Filter” (ebd. 120), die im Laufe der Evolution entstanden sind und möglicher weiterer (evolutiver) Veränderung unterliegen können.

*Sprache*⁴⁴⁹ erfüllt nun hinsichtlich dieses Sets an Erkenntnisinstanzen eine Sonderrolle insofern, als sie als “«Medium» [...] zwischen Erkenntnis und Wirklichkeit” (ebd. 141) ins Spiel komme. An dieser Stelle seiner Argumentation greift Vollmer explizit auf Weisgerbers Begriff der *Zwischenwelt* zurück:

“Nun spielt aber die Sprache doch eine eigenständigere Rolle [...]. Sie schiebt sich gewissermaßen *zwischen* Welt und Erkenntnis; man spricht daher auch von einer «sprachlichen Zwischen-Welt» (Weisgerber) oder wenigstens vom «Vermittlungscharakter der Sprache» (Gipper). In einer etwas schematischen Zerlegung der Beziehung zwischen realer Welt und Erkenntnis kann man deshalb das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit einerseits (a), das von Sprache und Erkenntnis oder Sprache und Denken andererseits (b,c) untersuchen.” (ebd. 141f.)

Diese Argumentation stellt auf den ersten Blick vor ein Problem: Da Empfinden, Wahrnehmen, Erfahrung und Erkenntnis schon als subjektive ‘Filterapparate’ konzipiert

⁴⁴⁹ Welche Erscheinungsform von Sprache Vollmer dabei impliziert, wird weiter unten thematisiert.

sind, fragt es sich, in welcher Beziehung der ‘Sprachfilter’ zu diesen Filtern steht. Die von Vollmer sehr knapp durchgeführte Diskussion der im Zitat genannten Verhältnisse (a) und (b,c) gibt darüber weitgehend Aufschluss. Betreffend das Verhältnis (a) vertritt Vollmer die Ansicht, dass Sprache eine *eingeschränkte* Filterwirkung ausübt. Sprache bestimmt nicht das, was wir an äußeren Reizen empfinden oder wahrnehmen, dies wird vielmehr durch sinnesphysiologische Filter moduliert. Allerdings helfe Sprache bei der Organisation von Erfahrung und bei der Formulierung von Erkenntnis, so dass Sprache eine Art Sonderfilter hinsichtlich der Erkenntnisinstanzen *Erfahrung* und *theoretische Erkenntnis* darstellt (ebd. 142f.). Dies wird durch die Diskussion der Verhältnisse (b) und (c) bestätigt. Sprache beeinflusst zwar Denken und Erkennen, ist aber mit diesen nicht identisch. (Verwiesen wird u.a. auf eine postulierte praktische, vorsprachliche oder sprachunabhängige Intelligenz bei Tieren, Kleinkindern, Sprachbehinderten etc.). Sowohl die Filter der 4 Wahrnehmungs- und Erkenntnisinstanzen als auch der Sprachfilter (als gewissermaßen doppelter Filter bei den zwei höheren Erkenntnisinstanzen *Erfahrung* und *Erkenntnis*) können als Modulierapparaturen selbst zum Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung werden, ihre subjektive Zutat zum Objektiven kann zumindest ansatzweise aufgedeckt werden. Dies wird auch dadurch deutlich, dass Vollmer meint, bestimmte Funktionen im Sinne von Arten von Filterwirkungen sowohl hinsichtlich der sinnesphysiologischen als auch der sprachlichen Filter ausmachen zu können. Beide können *selektiv*, *perspektiv* und *konstruktiv* wirken (ebd. 43, 141). Die Veränderungsleistungen aller drei Modulationswirkungen, auch der konstruktiven, sind aber prinzipiell erkennbar, d.h. ihre Zutat oder Privation bezüglich des Objektiv-Realen und somit dieses selbst sind rekonstruierbar bzw. erkennbar.

Stellt man die Frage, inwiefern Vollmers Ansatz mit Weisgerbers und Gippers übereinstimmt, so muss man zunächst feststellen, dass das Postulat der Möglichkeit einer rekonstruierbaren Objektivität oder realen Welt einen gemeinsamen Zug der Ansätze darstellt. Weiterhin rekuriert Vollmer, ohne es allerdings mit gewünschter Deutlichkeit herauszustellen, auf Sprache als *langue*, weil er einerseits von Sprache immer nur im Sinne von *Struktur* spricht, andererseits außer Chomsky nur die Autoren (Weisgerber, Gipper, Whorf) berücksichtigt, die die Erscheinungsweise der Sprache als *langue* favorisieren. Ein entscheidender Unterschied zu Weisgerber und Gipper besteht aber darin, dass Sprache nicht als *alle* Wahrnehmungs- und Erkenntnisstrukturen

betreffender Filter konzipiert ist. Dieser Unterschied ist weit folgenreicher, als man auf den ersten Blick meinen möchte.

Dadurch, dass die Sprache nur eine *partielle* Filterleistung vollbringt, wird diese naturalisiert, prinzipiell auf gleiche Stufe mit den sinnesphysiologischen Filterleistungen gestellt und ebenso wie letztere am Maß des rekonstruierbaren Realen gemessen. Für Vollmer ist deswegen auch die Frage, ob Einzelsprachen Wirklichkeit, bzw. nach ihm Erkenntnis und Erfahrung, je anders konzipieren oder ob es eine universale Sprachstruktur *qua* Sprachkompetenz in Chomskyschem Sinne ist, die als Filter angesetzt werden muss, eine *sekundäre*. Beide Möglichkeiten werden als *gleichwertige* Hypothesen zugelassen (vgl. ebd. 141-146 und 146-150) und als solche nicht weiter diskutiert, sondern im Raum stehen gelassen. Wichtig ist Vollmer nur klarzustellen, dass man seinem Ansatz entsprechend weder einen “naiven Realismus” (ebd. 142) noch einen “transzendentalen Lingualismus” (ebd.) vertreten könne, sondern nur einen hypothetischen Realismus, der die subjektiven Filterleistungen an einer einzigen Ebene von Realität misst, die es zu rekonstruieren gilt.

Damit aber verliert Sprache, und überhaupt jegliche Art ‘geistiger’ oder typisch menschlicher Strukturierung von Wirklichkeit die Fähigkeit, der Instanz *natürliche Realität* als *echte* Konkurrenz gegenüberzutreten. Nimmt man dies an, dann hat das entscheidende Konsequenzen für die ‘Evaluierung’ von Vollmers Ansatz. Erstens kann ganz unspezifiziert sprachliche oder technische oder geistige Konstruktion von Wirklichkeit als neues Medium fungieren, welches in Konkurrenz zur ‘natürlichen Umwelt’ eine spezifisch differente Umwelt schafft, die *ihrerseits eine Anpassung verlangt*. Zweitens, und gewissermaßen sogar unabhängig von der ersten Annahme, ist es noch gar nicht ausgemacht, ob die ‘subjektiven Erkenntnisstrukturen’ wirklich *in the long run* sich als überlebenstüchtig erweisen. Schon Uexküll hatte, wie wir sahen, angenommen, dass die von Menschen konstruierte Welt, d.h. u.a. auch die Welt der Artefakte und die technisch konzipierte Welt, in Konkurrenz zur ‘natürlichen Umwelt’ treten kann. Gerade dieser ‘Mechanismus’ der Interferenz zweier Umwelten ist zudem nach evolutionstheoretischem Zeitmaß ein noch sehr junges Phänomen, dessen Erfolg noch abzuwarten bleibt. Weiterhin passt gerade das ‘fortschrittliche’ evolutionstheoretische Theorem, die Entstehung qualitativer Sprünge als kein ontologisches Rätsel mehr aufzufassen, sondern als ‘natürliches Phänomen’ zu deuten (Vollmer selbst weist auf Lorenz’ Begriff der *Fulguration* hin (ebd. 82), andere Autoren bevorzugen Termini wie etwa *Emergenz* oder *Hyperzyklus*), und zwar so, dass durch die

Entstehung des qualitativ Neuen auch das Hintergrundmedium ('Natur') als solches verändert wird, zur These, dass die subjektiven Wahrnehmungs- und Erkenntnisstrukturen *nicht* als partielles Phänomen auf der Hintergrundfolie einer einzigen und nivellierten Basisrealität zu konzipieren sind, sondern eine spezifische Eigendynamik entwickeln.

Dieser Eigendynamik widmen die Autopoiesistheorien ihre Hauptaufmerksamkeit. Dabei geht die Variante des radikalen Konstruktivismus so weit, dass die ontologische Instanz des 'Realen' als rational zu berücksichtigende Instanz ganz verschwindet. Eine andere Richtung der Autopoiesistheorien geht nicht so weit, sondern glaubt, dass es legitim und gerechtfertigt ist, zumindest an der Idee von 'Realität' festzuhalten. Gerade in diesem heuristischen 'Design' der forschungsprogrammatischen Eckpunkte scheinen ja nun Weisgerber/Gipper und gemäßigte Autopoiesis-Vertreter übereinzustimmen, denn auch Weisgerber und Gipper gehen von einer Eigendynamik der sprachlichen Welt-Konstruktion aus, halten aber an der Idee von 'Realität' fest. Wir werden aber sehen, dass sich bei den von uns ausgewählten Autoren, die die gemäßigte Autopoiesistheorie vertreten, eine neue Divergenz zu den Thesen der Sprachinhaltsforschung ergibt, die wiederum mit der Favorisierung einer je spezifischen Erscheinungsweise von Sprache zu tun hat.

3.2.5.2. Autopoiesistheorien und Sprache

Wie schon erwähnt, sind grundlegende Züge der Autopoiesistheorien, als deren Begründer, die auch den Terminus *Autopoiesis* Anfang der 70er Jahre einführten, wohl zu Recht Maturana und Varela gelten können, heute in fast allen Wissenschaftszweigen und auch in der Wissenschaftstheorie mehr oder weniger bewusst virulent, unter anderem auch in der Fremdsprachdidaktik, wo die Sicht auf Sprache und Sprachlernen (etwa im Konzept des *autonomen Lernens*) womöglich weit intensiver als in der Linguistik oder Sprachphilosophie vom Autopoiesisparadigma geprägt wird. Angesichts der Unmöglichkeit, die Extension dieses Paradigmas auch nur ansatzweise gebührend zu berücksichtigen, geht es uns nur um die Kontrastierung uns interessierender Grundzüge im bisher verfolgten Fragekontext. Im Blickpunkt steht dabei einmal die Sicht auf Sprache aus neurophysiologischer Sicht im Kontrast zu Vollmer, wobei wir

auf Arbeiten von Gerhard Roth und Peschl rekurrieren⁴⁵⁰, andererseits eine Thematisierung des Sprachaspekts, die ebenfalls die Differenz zu Vollmer deutlich macht, darüber hinaus aber auch die im folgenden Kapitel einsetzende Beschäftigung mit Heidegger in den Horizont hereinnimmt. Dazu referieren wir auf Texte von Varela und Winograd/Flores.

Vom neurophysiologischen Standpunkt aus erscheint es diesen Forschern nicht mehr gerechtfertigt, menschliche Empfindung oder Wahrnehmung als Repräsentation einer objektiv/real vorliegenden Außenwelt verstehen zu wollen. Keine Differenz zu Vollmer besteht in der Frage, dass das menschliche Wahrnehmungs- und Empfindungsvermögen begrenzt ist. Es wird also zunächst einmal keineswegs bestritten, dass es durchaus sinnvoll und auch möglich ist, im Rahmen der uns zur Verfügung stehenden naturwissenschaftlichen Überprüfungsverfahren dem menschlichen Wahrnehmen nicht zugängliche Bereiche eines hypothetischen Konstrukts von 'Realität' anzunehmen und über sie Aussagen zu machen (Roth 1992a: 321f.). Diese Aussagen werden aber weit stärker als bei Vollmer 'eingeklammert', und zwar aufgrund von Forschungsergebnissen, die zeigen, dass nicht nur einige wenige, sondern scheinbar *alle* sinnlich rezipierten Umweltreize im menschlichen Gehirn komplett *entspezifiziert* werden (Roth 1992a: 290; 1992b: 118f.). Es handelt sich bei ihnen auch um keine Information, die sozusagen 'unangetastet', so wie sie ist, ins Gehirn gelangt. Vielmehr wird jeder Umweltreiz vom aufnehmenden System interpretiert und konstruiert:

“Aus der Unspezifität der Antworten der Sinnesrezeptoren gegenüber den spezifischen Umweltereignissen folgt aber die für die Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie fundamentale Tatsache, daß alle Eigenschaftsunterschiede der Wahrnehmungsinhalte nach Modalitäten (Sehen, Hören, Fühlen usw.), den primären (Farbe, Bewegung, Tonhöhe) und sekundären Qualitäten (eine bestimmte Farbe, ein bestimmter Klang) und auch den Quantitäten (Intensitäten) nicht direkt mit den Eigenschaften der Umweltereignisse verbunden sind; sie sind also prinzipiell konstruierte Eigenschaften.” (Roth 1992a: 290)

Die Konstruktion der Wahrnehmungsinhalte ist dabei primär abhängig vom je aktuellen Zustand und der 'Rezeptionsgeschichte' (Peschl 1994: 28, 32) des aufnehmenden Systems. Da dieses in permanenter Veränderung begriffen ist, ist es auch illusorisch,

⁴⁵⁰ Gerhard Roth (geb. 1942) kam aus Philosophie und Geisteswissenschaften zur Neurobiologie, die Forschungsschwerpunkte Peschls (geb. 1965) liegen in den Bereichen Wissenschaftstheorie und Kognitionswissenschaften.

von feststehenden Mustern und gleichbleibenden Formen der Reizverarbeitung auszugehen, und zwar besonders auch deswegen, weil sinnesphysiologische Reizverarbeitung von kognitiver nicht strikt zu trennen ist.

Für die kognitive Reizverarbeitung spielt Sprache eine ganz wesentliche Rolle. Einen besonders interessanten Ansatz präsentiert meiner Ansicht nach Peschl, der in auffälliger Analogie zu linguistischen Prototyptheorien aufzeigt, dass man davon ausgehen muss, dass neurophysiologische (synaptische) Schaltkomplexe bzw. Erregungsmuster prototypisch organisiert sind, d.h. abweichende Reizinformationen in Orientierung an bestimmten eingespielten prototypischen Schaltmustern kohärenzstiftend verarbeiten. Sprachliche Einheiten und Muster fungieren hierbei als in permanenten rekursiven Feedbackschleifen hergestellte Fixierung, Bestätigung und Inzentivierung komplexer neuronaler *state spaces* oder *activation spaces* (ebd. 81), die aber nie gleich bleiben, sondern im Lernprozess eines jeden Organismus in permanenter Veränderung begriffen sind. Sprache als kognitives System steht also in enger Verbindung/Wechselwirkung zur neuronalen Reizverarbeitung, die ebenfalls systemisch organisiert ist. Sprache dient nicht zur Komplexitätsreduzierung, indem sie komplexe neuronale Systemzustände an kognitive Signale bindet, sondern wird, vor allem aufgrund ihrer Eigenschaft der *Externalisierung* (ebd. 302f.), d.h. der Möglichkeit der Fixierung außerhalb des Systems (als Sprachsymbol bzw. in Konsequenz als jegliches semiotische Symbol), zu einem aufgelagerten neuen und eigenen System, welches autopoietisch relevante Signifikanz gewinnt. Hier kommt also, in durchaus ähnlicher Weise wie in der Sprachinhaltsforschung angenommen, Sprache als strukturiertes, wenngleich selbst in Veränderung begriffenes System, ins Spiel, mithin Sprache als *langue*, die auf Wahrnehmung einen erkennbaren Einfluss ausübt. Zumeist jedoch wird dieser Aspekt von Sprache in den Autopoiesistheorien eher in den Hintergrund gedrängt und derjenige der dialogisch-kommunikativen *Strukturkoppelung* emphatisiert.

Dies hat sicherlich damit zu tun, dass vom evolutionstheoretisch-biologischen Standpunkt aus schon soziale Phänomene bei nicht-menschlichen Lebewesen aus ko-ontogenetischer Strukturkoppelung resultieren (Maturana/Varela 1987: 195-218), d.h. dass die Interaktion von Organismen mit ihren Artgenossen autopoietisch signifikant wird, indem die Systementwicklung und Systemerhaltung eines jeden einzelnen autopoietischen Systems (Lebewesens) notwendig an die Bindung und Interaktion mit artgleichen Systemen geknüpft ist. Schon hier ist es also nicht nur der interne Zustand

eines autopoietischen Systems, der über die Reizverarbeitung entscheidet, sondern zugleich der Zustand der emergenten hyperzyklischen Systemkoppelung.

Bedeutung wird hierbei auf neurophysiologischer Ebene aufgefasst als Wirkung eines ‘physikochemischen Ereignisses’ in einem autopoietischen System, als Zuordnung und Einordnung eines solchen Ereignisses in diesem System und zusätzlicher Verknüpfung mit einer Verhaltensreaktion (Roth 1992b: 110f.). In der Folge sind es aber auch kognitive Umweltreize, d.h. z.B. Wörter und Sätze (ebd. 127), die systemisch verarbeitet werden und so Bedeutung erzeugen. Dabei konkurriert eine *geschlossene, private Semantik* (ebd. 106f.; Peschl 1994: 299) mit einer *öffentlichen*, insofern bei höheren Lebewesen nicht mehr nur der eigene Systemzustand darüber entscheidet, welche Bedeutung ein kognitiver Umweltreiz im System erhält, sondern die erhöhte Fremdwahrnehmungskapazität nun auch dazu in die Lage versetzt, die eigene Bedeutungskonstitution als Kontrast zu der eines anderen autopoietischen Systems zu erfahren, so dass evolutionstheoretisch eine zweite, im Prinzip separate rekursive Feedbackschleife entsteht, die mit der ersten integriert werden muss. Mit der dem Menschen möglichen Externalisierung von Bedeutung werden dann Fixpunkte geschaffen, an denen die phylogenetisch zunächst auf bilaterale Interaktion angewiesene kognitive Strukturkoppelung einen neuen Halt findet, d.h. ein aus überlappenden Semantiken (Peschl 1994: 302) entstehendes externes kognitives Bedeutungsgeflecht, welches selbst systemischen Charakter annimmt, aber auf permanente Aktivierung angewiesen ist und sich im Prozess dieser Aktivierungen selbst verändert.

Bedeutungserzeugung kann demzufolge auf vier Ebenen stattfinden, was in den Autopoiesistheorien aber nicht immer in hinreichender Deutlichkeit herausgestellt wird. *Bedeutungserzeugung* ist erstens durch den *internen* Zustand eines autopoietischen Systems bedingt, zweitens durch die Art der zu verarbeitenden generellen an das autopoietische System ‘herantretenden’ Umweltreize, drittens durch die Interaktion mit anderen autopoietischen Systemen, insbesondere denen gleicher biologischer Art, viertens durch die ‘Interaktion’ mit externalisierten öffentlichen Semantiken. Schon Maturana und Varela hatten betont, dass sprachliche Strukturkoppelung bei Menschen einen “neuen Bereich von Phänomenen [...], nämlich das *Reich der Sprache*” (Maturana/Varela 1987: 226) hervorbringen, der als eigene Koppelungsinstanz zu berücksichtigen sei. Auch nach Roth konstituieren sprachliche Bedeutungen ein eigenes und eigendynamisches System, wobei Bedeutungen sich zu einem “*Bedeutungsfeld*” zusammenfügen (Roth 1992b: 110). Die hier am *Feldgedanken* aufscheinende Analogie

zur Sprachinhaltsforschung findet man bei Peschl hinsichtlich anderer zentraler Theoreme der Sprachinhaltsforschung:

“Die Sprache und die kulturellen Prozesse entwickeln eine Form der *Eigendynamik*, deren *Substrat* die *neuronale Dynamik* der teilnehmenden kognitiven Systeme ist. Im folgenden Sinne könnte man ihnen fast «*symbiotischen*» Charakter zuschreiben: einerseits verwenden sie die neuronale Dynamik der kognitiven Systeme um ihre eigene Dynamik zu konstituieren und andererseits haben sie eine starke Wirkung und einen starken Einfluß auf eben diese Dynamik, die sie generiert. [...] Diese Eigendynamik breitet sich über die *sprachlichen Konstrukte* (oder allgemeiner, über die Konstrukte der Artefakte) über eine ganze Population aus. Der selbstreferentielle Charakter der Sprache ermöglicht es sogar, daß sich Symbole und ihre Bedeutungen selbst innerhalb der Domäne der Sprache modifizieren. Sprache ist jedoch kein abstraktes oder «metaphysisches» und statisches Gebilde – sie ist vielmehr ein *hoch dynamischer Prozeß*, dessen Substrat die neuronale Struktur und ihre Dynamik ist. Die Sozietät von kognitiven Systemen ist in diese physischen Prozesse und Interaktionen eingebettet und stellt zugleich auch ihr Substrat dar. Kultur und Sprache sind das Resultat *konstruktiver Prozesse*, die innerhalb des neuronalen Repräsentationssystems stattfinden aber zugleich eben dieses in seiner Dynamik (auch des Lernens) beeinflussen. Wir haben es auch hier mit einem geschlossenen rekursiven System von Interaktionen zu tun, das durch die Dynamik der kognitiven Systeme, der Umweltdynamik und der Interaktionen zwischen all diesen Systemen charakterisiert ist.” (Peschl 1994: 313)

Sprache, d.h. sprachliche Konstrukte werden einerseits als hochdynamischer, sozietärer Prozess bestimmt, andererseits wird ihr innerhalb eines rekursiven mehrschichtigen Koppelungsprozesses auch eine Rückwirkung auf die neuronale Struktur, besser gesagt die prozessuale neuronale Systemerhaltung zugesprochen. Diese Bestimmungen, aus einer ganz anderen Perspektive als derjenigen der Sprachinhaltsforschung gewonnen, zeigen überraschend analoge Züge zu den Theoremen Weisgerbers auf, die Sprache als *energetischen (d.h. dynamischen)* und *sprachgemeinschaftlichen (sozietären) Prozess* der ‘Wortung von Welt’ konzipieren und von einer *Wirkung der Sprache* auf die sinnesphysiologische Verarbeitung von Wirklichkeit ausgehen.

Dennoch aber scheint es mir⁴⁵¹, als neigten die Autopoiesistheorien eher dazu, bei der Thematisierung des Sprachaspekts die Erscheinungsweise von Sprache als *Dialogizität* zu privilegieren. Dies hat sicherlich mit dem schon erwähnten Umstand zu tun, dass in der Perspektive der Autopoiesistheorien das System Sprache als Eigenstruktur erst aus der autopoietischen Koppelung der kognitiven Systeme der einzelnen Sprachindividuen entsteht. Diese Koppelung wird zudem als Prozess einer in

⁴⁵¹ Diese Vermutung müsste natürlich in einer breiter angelegten Untersuchung bestätigt werden, die hier nicht durchgeführt werden kann.

jedem sprachlichen Akt stattfindenden Koppelung hermeneutischer Interpretationen aufgefasst, die als solche das, was das System jeweils ist, immer neu bestimmen, d.h. sowohl bestätigen als auch verändern können. Dialogisch produzierte hermeneutische Interpretation generiert also immer neu das Sprachsystem, was aber dennoch nicht bedeutet, dass dieses als Eigenfaktor einer anzurechnenden Wirkung ganz außer Acht gelassen werden dürfte. In der Suche nach passenden Paradigmen schiebt sich allerdings das *Dialogizitätsparadigma* vor das *langue(s)*-Paradigma. Dies wird zum Beispiel daran deutlich, dass die Auffassung besteht, dass die *denotative* Funktion von Sprache in Abhängigkeit und auf der Basis systeminterner und systemgekoppelter ‘Konnotation’ (als ‘Ko-Denotation’) und *Konsensualität* entstehen und bestehen kann (Roth 1992b: 109; Winograd/Flores 1988: 17, 49; Peschl 1994: 311). Besonders interessant für uns ist dabei, dass die hier entstehende Paradigmenmarkierung in ihrer geisteswissenschaftlich-philosophischen Verlängerung zur Privilegierung von Sinn- und Bedeutungskonstitution in hermeneutisch-dialogischen Akten bzw. praktisch-semiotischer Kommunikation gegenüber der Konzeption von Sprache als referenzieller Wirklichkeitsrepräsentation führt. Diese Privilegierung wurde mit Bezug auf den frühen Heidegger der *Sein und Zeit*-Phase und Gadamer explizit (meines Wissens) erstmals von Winograd/Flores vorgenommen, die betonten, dass die frühe Hermeneutik Heideggers den notwendigen Wandel vom alten Repräsentationsparadigma zum neuen hermeneutischen Interpretationsparadigma eingeleitet hätten (Winograd/Flores 1988: 27ff.). Varela stimmt dieser These (auch in Bezug auf die paradigmatische Rolle Heideggers) dann ausdrücklich zu (Varela o.J.: 73f., 91) und nimmt zugleich eine deutliche Abgrenzung zu neokantianischen evolutionären Erkenntnistheorien und damit implizit zur Position Vollmers vor, denen vorgeworfen wird, dass sie das Moment der interpretativen Strukturkoppelung nicht oder viel zu unzureichend berücksichtigten und dem alten Repräsentationsparadigma verpflichtet seien (ebd. 83). Ganz ebenso argumentiert auch G. Roth, der sich explizit auf Vollmer bezieht (Roth 1992a: 277; 324). Was die Vorordnung des *Dialogizitätsparadigmas* vor das *langue(s)*-Paradigma betrifft, so findet sich eine aufschlussreiche Anmerkung in der Schrift von Winograd/Flores:

“The widely mentioned ‘Sapir-Whorf hypothesis’ is a related but somewhat simpler account, in that it emphasizes the importance of a language-determined ‘word-view’ without relating it to tradition and interpretation.” (Winograd/Flores 1988: 29, Anm. 6)

Diese Anmerkung, die für sich isoliert steht und nicht weiter erläutert wird, ist zweifach interpretierbar, einmal in dem Sinne, dass sich *Dialogizitäts-* und *langue(s)-*Paradigma zu ergänzen haben, andererseits in dem Sinne, dass das *Dialogizitätsparadigma* das umfassendere und weitreichendere ist, welches das *langue-*Paradigma als Teiltheorie in sich enthält.

Wie dem auch sei, festzuhalten ist auf jeden Fall, dass das *langue(s)-*Paradigma nicht ‘auszurotten’ ist, dass es auch vom neurophysiologischen bzw. biologischen erkenntnistheoretischen Standpunkt aus in *beiden* heute konkurrierenden Paradigmen, dem der evolutionären Erkenntnistheorie und dem der Autopoiesistheorien, präsent ist.

3.2.6. Resümee

Ausgehend von der Frage der sprachphilosophischen Implikationen der Sprachinhaltsforschung drängten sich die vorwiegend sprachwissenschaftlich signifikanten Begriffe von *langue*, *langage* und *parole* als heuristische Leitbegriffe auf, die sich dann im Laufe der Untersuchung als ergänzungsbedürftig erwiesen. Neben den drei ‘klassischen’ (von uns so genannten) *Erscheinungsweisen* von Sprache erwiesen sich diejenige von *Dialogizität* und die Thematisierung der *Referenz* als eigenständige Aspekte. Die Erscheinungsweise von *langage* lässt sich zudem spalten in die Fokussierung von *langage* als *Sprachvermögen* bzw. *langage* als *hyperlangue*. Die methodologische Bindung an dieses ‘Begriffsfeld’ hatte zur Folge, dass die besprochenen philosophischen Positionen auf der Basis eines sozusagen ‘fachfremden’ begrifflichen ‘Systems’ situiert wurden, das ihnen aber nicht einfach von außen angetragen wurde, sondern auf das sie allesamt selbst ganz eindeutig Bezug nehmen.

Diese Perspektivik, als Folge des interdisziplinären Ansatzes dieser Arbeit, führte zu verschiedenen Erkenntnissen: (1) Es wurde gezeigt, dass *alle* herausgestellten Erscheinungsweisen von Sprache wichtig sind, je nach philosophischem Ansatz aber unterschiedlich akzentuiert werden, wobei die jeweilige Akzentuierung einem prototypischen ‘*highlighting*’ gleichkommt. (2) Mit Hinsicht auf die für unsere Arbeit zentrale Frage, welche philosophische Bedeutung der Sprachinhaltsforschung zukommen mag, kann als Ergebnis des Kapitels 3 gelten, dass die Akzentuierung der Rolle der *langue(s)* zum ‘Konzert’ oder ‘System’ der philosophischen Thematisierung von Sprache dazugehört und damit auch eine Art ‘Daseinsrecht’ in diesem Konzert hat. Dies wurde auch dadurch deutlich, dass die Frage des Einflusses der *langue* als

Sprachsystem bzw. in engerem Sinne der zuerst gelernten *langue* als *Muttersprache* in fast allen besprochenen Ansätzen berücksichtigt wird. Da die Systemstelle der *langue(s)*-Profilierung initiatorisch von dem Ansatz Weisgerbers, dann auch denjenigen Whorfs und Gippers, besetzt wird, ist meiner Ansicht nach die Forderung gerechtfertigt, Weisgerber auch in sprachphilosophischer Hinsicht ernstzunehmen. Dieses Plädoyer muss keineswegs bedeuten, dass die Profilierung der *langue(s)*-Perspektive anderen Profilierungen gegenüber vorzuziehen sei, und ist auch so nicht gedacht. (3) Als ‘Nebenprodukt’ der Untersuchung hat sich herausgestellt, dass, ganz im Sinne des Erkenntnisschemas der Prototypentheorie, die Fokussierung einer bestimmten Erscheinungsweise von Sprache nicht dazu führt, dass diese Erscheinungsweise verabsolutiert wird, sondern stärker oder schwächer profilierte Beziehungen zu den anderen Erscheinungsweisen von Sprache beinhaltet. So betont Weisgerber den Aspekt der *langue(s)* und favorisiert die Verbindung zur *hyperlangue*, Cassirer betont die *hyperlangue* und favorisiert die Verbindung zur einzelsprachlichen *langue*, Apel betont die *Dialogizität* und favorisiert die Verbindung zur einzelsprachlichen *langue* etc. Wichtig ist diese Erkenntnis auch in einer anderen Hinsicht. Allein die in dieser Arbeit besprochenen Ansätze zeigen, dass der Aspekt der *Referenz* auch in Ansätzen, die diesen Aspekt nicht profilieren, durchaus ernsthaft berücksichtigt wird, unter anderem eben auch von Weisgerber oder etwa der evolutionären Erkenntnistheorie Vollmers, der wiederum Weisgerbers Ansatz zu integrieren versucht. Damit wird dem gängigen Vorurteil von der sprachphilosophischen ‘Kontinentalfurche’ *Reference vs. Meaning Holism*⁴⁵² ein wenig entgegengearbeitet, denn es zeigt sich, dass die Berücksichtigung der sprachlichen Referenz in der kontinentalen ‘hermeneutischen’ Sprachphilosophie keineswegs ganz unterschlagen wurde.

Die Konzentration auf die sprachwissenschaftlichen Leitbegriffe bedeutete aber nicht, dass dadurch Problemstellungen, die traditionell als philosophische markiert werden, ganz ausgeblendet werden sollten. So lässt sich etwa die Frage nach dem Transzendentalitätsanspruch über die alleinige Orientierung an den sprachwissenschaftlichen Leitbegriffen nicht zureichend beantworten, ebenso die Frage des Stellenwerts etwaiger nicht-sprachlicher Erkenntnisformen oder die des jeweiligen erkenntnistheoretischen Konzepts von ‘Außenwelt’. Diese Fragen mussten naturgemäß auch aufgeworfen werden, rückten in der gewählten Perspektivierung aber ins zweite

⁴⁵² Vgl. Lafont (1999), deren Arbeit auf diesem Vorurteil beruht, und sich dann zum Ziel setzt, zum Abbau dieser Spaltung beizutragen.

Glied. An einigen Stellen unserer Untersuchung zeigte sich, dass dieser Perspektivenwechsel fruchtbar sein kann.⁴⁵³ Beabsichtigt war also nicht, die gewählte methodische Perspektivierung als *Konkurrenz* zu traditionell ‘philosophischen’ Perspektivierungen einzuführen, sondern als *komplementären* Ansatz, den zu berücksichtigen sich lohnt. Auch das nun folgende Kapitel hält an diesen methodischen Prämissen fest.

4. Heideggers Sprachphilosophie und ihr Bezug zu Weisgerber

Wie der Titel anzeigt, richtet sich das Forschungsinteresse in diesem Kapitel insbesondere auf die Frage, inwiefern es einen Bezug zwischen Heideggers Sprachphilosophie⁴⁵⁴ und Weisgerbers Sprachinhaltsforschung gibt. Eine erste Rechtfertigung dieser Fragestellung wurde schon in Kapitel 1 vorgebracht. Die ausführlichen Untersuchungen in Kapitel 3 und die mit ihnen durchgeführte Bestimmung der philosophischen Implikationen der Sprachinhaltsforschung Weisgerbers haben dazu geführt, dass die oben genannte Fragerichtung nun in differenzierter Form ausgewiesen werden kann. Es stellt sich einerseits die generelle Frage, wo Heidegger im Rahmen des skizzierten sprachphilosophischen Kontextes zu situieren ist, und andererseits die spezifischere Frage, in welcher Hinsicht er der von Weisgerber vertretenen Perspektivierung von Sprache gemäß dem *langue(s)*-Paradigma nahesteht.

Aus methodischen Gründen soll zunächst Heideggers Sprachphilosophie selbst besprochen werden. Die wenigen Stellen in den vorherigen Kapiteln, an denen Heidegger erwähnt wurde, ließen schon durchblicken, dass die Rolle seines Sprachdenkens – so etwa Heidegger als Gegner des Repräsentationalismus (Winograd / Flores), als Vorläufer einer pragmatischen Sprachauffassung (Apel), als Apologet einer Auffassung von Sprache als ‘Numinosum’ – sehr heterogen eingeschätzt wurde und wird. Da diese *ad hoc* sehr unterschiedlichen Einschätzungen insbesondere auch mit der

⁴⁵³ Etwa was die Einschätzung von Cassirers Ansatz betrifft, wo aus ‘philosophischer’ Perspektive heraus der entscheidende Unterschied zwischen *hyperlangue*- und *langue(s)*-Favorisierung nicht immer zureichend beachtet oder ganz ausgeblendet wurde.

⁴⁵⁴ Heidegger selbst hätte sich gegen eine Verwendung des Terminus *Sprachphilosophie* zur Bezeichnung seiner Auffassungen zum Thema *Sprache* ausgesprochen (vgl. u.a. SuZ 166). [Zusatzanmerkung: Zur Angabe von Heideggers Schriften benutzen wir die international üblichen Kürzel, die im Literaturverzeichnis den angeführten Werken beigelegt sind, die Seitenangaben sind, bei den Textausgaben der *Gesamtausgabe*, die am Seitenrand angeführten der jeweiligen Einzelausgabe.]

Tatsache zu tun haben, dass Heideggers Sprachphilosophie in eine frühe und eine späte Phase eingeteilt werden kann, sollen die für unsere Untersuchung wesentlichen Aspekte dieser beiden Phasen dargestellt und diskutiert werden (4.1. und 4.2.). Hierbei ist es, wenn Heideggers Ansatz ernstgenommen werden soll, unerlässlich, der von ihm erarbeiteten Terminologie Rechnung zu tragen, da sich gerade in ihr und durch sie das Spezifische an Heideggers Sprachphilosophie zeigt. Da diese Terminologie nicht nur einige wenige Begriffe betrifft, sondern gewissermaßen eine eigene, idiolektale und sehr komplexe 'Welt' entwirft, schien es mir angebracht, in den Kapiteln 4.1. und 4.2. eine stark immanent ausgerichtete Analyseverfahren zu wählen. Die unsere Arbeit *orientierende Leitfrage*, wo Heideggers Sprachauffassung im Bezugsrahmen der bisher aufgestellten Paradigmen der Sprachperspektivierung (*langue(s)*, *langage als hyperlangue*, *Dialogizität*, *parole*) verortet werden kann und in welcher Weise er Thesen des *langue(s)*-Paradigmas vertritt, ist meiner Meinung nach aber nur befriedigend zu beantworten, wenn auf die in der Heidegger-Forschung bislang fast gänzlich unbeantwortete Frage eingegangen wird, mit Hilfe welcher *sprachlichen* Strategien Heidegger sein spätes Projekt einer Philosophie der Sprache verwirklicht (4.3.). Die Verwendung dieser Sprachstrategien ist zudem bei Heidegger aus seiner Philosophie, und zwar ursprünglich auch aus der seiner frühen Phase, heraus begründet, was in der bisherigen Heidegger-Forschung nicht systematisch beachtet wurde. Da die sprachlichen Strategien an die *langues* als *Muttersprachen* gebunden sind, verweisen sie einerseits auf den Weisgerberschen Standpunkt, andererseits tragen sie stark idiosynkratische Züge, die einer sehr eigenwilligen Hermeneutik der *langue(s)* entstammen und selbst eine hermeneutische Auslegung herausfordern. Die Aufklärung dieser Gesichtspunkte, deren Vollständigkeit nicht beansprucht werden soll und die zudem auch dem einer jeden Hermeneutik inhärenten Prinzip des Unabschließbaren widersprechen würde, liefert dann die Basis für die Sichtung der Argumente, die eine Nähe zwischen Weisgerbers und Heideggers Sprachsicht behaupten (4.4.).

4.1. Die Rolle von Sprache beim frühen Heidegger

4.1.1. Vorbemerkungen

Hauptanliegen dieses Kapitels ist, zu zeigen, wie aus der frühen Sprachphilosophie Heideggers argumentationslogisch das Bedürfnis nach einem andersartigen Sprechen und nach der Verwendung besagter sprachlicher Strategien entwickelt wird. Es geht weder um eine allgemein gehaltene Einführung in Heideggers Sprachdenken noch um seine möglichst vollständige Paraphrasierung, solche Arbeiten liegen auch schon zur Genüge vor. Wir konzentrieren uns in erster Linie auf Heideggers 1927 publiziertes erstes Hauptwerk *Sein und Zeit* (SuZ) und die entsprechenden Vorarbeiten dazu, eine Abhandlung und einen Vortrag mit dem identischen Titel *Der Begriff der Zeit*, beide aus dem Jahr 1924 und in der Gesamtausgabe in einem Band veröffentlicht (BZ), sowie die Vorlesung aus dem Sommersemester 1925, die von den Herausgebern mit dem Titel *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs* versehen wurde (PGZ). Erst am Ende dieses Kapitels wird kurz auf die Frage eingegangen, in welcher Form die ganz frühen Sprachthematizierungen Heideggers (etwa in seiner Habilschrift) im Rahmen unserer Argumentation von Relevanz sind.

Desweiteren empfiehlt es sich einigen Vorurteilen vorzubeugen, die sich schon hier melden könnten. Wenn ich in der Auswertung meiner Untersuchung mich nicht scheuen, die sprachwissenschaftlichen Termini und von mir so benannten 'Erscheinungsweisen' von Sprache – *langue(s)*, *parole* etc. – als Bezugsfolie zu benutzen, so könnte dies von Heideggeradepten als von vornherein irrelevant und unangemessen erachtet werden. Dies ist meiner Meinung nach aber eine falsche Vormeinung. Es wird sich als durchaus fruchtbar erweisen, Heideggers Sprachauffassung in einen Bezug zu diesem begrifflichen Horizont zu bringen, da sich so deutlicher zeigen lässt, wie und ob Heidegger diesen Horizont 'transzendiert'. Ein weiteres Vorurteil besteht in der Auffassung, dass Heidegger eigentlich erst *nach* der sogenannten Kehre Sprache in systematischer und grundlegender Form thematisiert habe und Äußerungen zur Sprache sich in *Sein und Zeit* auf wenige Passagen beschränkten.⁴⁵⁵ Demgegenüber vertrete ich die Ansicht, dass der *Sinn* der späteren

⁴⁵⁵ Ein solches Urteil wird von Heidegger selbst nahegelegt durch entsprechende Selbstinterpretationen (UzS: 92f., 137; vgl. auch von Herrmann 1964: 181, 188), in denen er bekennt, dass er erst nach 1934 zu seiner eigentlichen Sprachsicht gefunden habe und sich zuvor hinsichtlich die Sprachfrage betreffender Äußerungen bewusst zurückgehalten habe. Einerseits verweist Heidegger in diesem Zusammenhang dann auf die Bedeutung des § 34 in *Sein und Zeit*, andererseits darauf, dass seine Zurückhaltung gerade

Sprachauffassung nur über eine Analyse der frühen Schriften erkennbar wird, in denen zudem Sprache weit umfangreicher thematisiert wird, als es den Anschein hat.

4.1.2. Vorbedingungen zur Fokussierung der Sprachfrage

Um die Fokussierung der Sprachfrage in den frühen Schriften angemessen beurteilen zu können, sind einige Vorbedingungen zu erfüllen. Die Erläuterung dieser Vorbedingungen bezieht sich auf vier Aspekte: (i) den in *Sein und Zeit* entwickelten übergreifenden Kontext, in dem sich die Sprachfrage situiert, (ii) den für die Sprachfrage schon spezifischeren Kontext des *In-der-Welt-seins*⁴⁵⁶ als Grundverfassung des Daseins, (iii) die daraus sich ergebende Ablehnung der gängigen Subjekt-Objekt-Spaltung, (iv) die hinsichtlich der Sprachfrage wesentliche und oft in ihrem Zusammenhang nicht beachtete Differenz von *Eigentlichkeit* und *Uneigentlichkeit*. Eine ausführliche und erschöpfende Darstellung dieser Vorbedingungen kann Bände füllen und stellt ja gewissermaßen auch das Anliegen von *Sein und Zeit* dar. Da unser Interesse sich auf die Sprachfrage richtet, sollen die genannten Vorbedingungen nur ‘angezeigt’ werden, und zwar deshalb, weil ohne ihre Berücksichtigung ein angemessenes Verständnis der Sprachfrage nicht möglich ist.

(i) *Sprache* wird in *Sein und Zeit* vornehmlich in der *Fundamentalanalyse des Daseins* (SuZ 41-230) thematisiert. Wie der Titel *Sein und Zeit* aber schon anzeigt, geht es Heidegger eigentlich um eine Analyse von *Sein* und von *Zeit* bzw. um die “Frage nach dem Sinn von Sein” (SuZ 5). Schon hier erhebt sich aus Heideggers Sicht eine gewisse Gefahr, die darin besteht, dass vorgenommene Differenzierungen, wie die von *Dasein* und *Sein*, zu abgespaltenen, vergegenständlichten Instanzen gemacht werden. Es geht also von vornherein darum, dass die zugrundeliegende Einheit ontologischer Differenzierungen nicht aus dem Blick gerät. Die wesentlichen ontologischen Differenzierungen, die Heidegger herausstellt, sind folgende: Das *Dasein* zeichnet sich vor allem anderen *Seienden* dadurch aus, dass es das einzige Seiende ist, dem es “in seinem Sein *um* dieses Sein selbst geht” (SuZ 12). Dem *Dasein* eignet also, im Unterschied zu anderem Seienden, ein Verstehen seines eigenen Seins und dadurch

dadurch motiviert gewesen sei, dass die Sprachthematik von früh an seinen Denkweg entscheidend bestimmt habe, mit anderen Worten, dieses Problem zentral, aber noch unbewältigt war. Diese Aussage widerspricht aber keineswegs der These, dass in der frühen Phase schon entscheidende, ‘wegweisende’ Einsichten gewonnen wurden.

⁴⁵⁶ Heidegger zieht eine Kleinschreibung des letzten Glieds (*-seins*) dieses syntagmatischen Kompositums vor, wohl um trotz der Substantivierung des Verbs den verbalen Aspekt zu betonen. Wir folgen der (‘ungrammatischen’) Heideggerschen Schreibweise, ohne uns schon jetzt auf eine Problematisierung grammatischer Streitfragen einzulassen.

auch die Möglichkeit des Verstehens von Sein überhaupt. Dies ist dadurch möglich, dass das Dasein aus sich 'hinaus-steht', d.h. dass ihm die Möglichkeit von Bezughaftigkeit und Selbstbezughaftigkeit überhaupt gegeben ist. Der Terminus *Existenz* wird von Heidegger dementsprechend reserviert für das Sein desjenigen Seienden, welches hinaus-gehen ('*ek-sistere*') kann bzw. immer schon hinaus-steht, nämlich des Daseins. Der ontologische 'Grund', der ein solches Hinaus-gehen *qua* Existenz ermöglicht, ist die *Zeit* (SuZ 17). Nur weil das Dasein zeitlich ist, weil *Zeitlichkeit* der Sinn des Seins des Daseins ist (SuZ 17), kann das Dasein ek-sistieren. Das Hinaus-gehen legitimiert dann auch die Verwendung des Terminus '*Da-sein*', da das Dasein das einzige Seiende ist, was so etwas wie ein *Da*, einen zeitlichen und dann auch (in *Sein und Zeit* zeitderivativ) räumlichen 'Ort' entstehen lässt, an dem Bezughaftigkeit als solche 'entspringen' kann, an dem also Anderes als solches überhaupt 'in den Blick' kommen kann. Das Andere erschließt sich hierbei als Sein, als Zeit oder als zeitliches Sein des Daseins, so dass also gegenüber einer rein ontischen Dimension am Dasein sich in seiner Existenz eine ontologische Dimension eröffnet. Ohne Dasein gibt es also Heidegger zufolge kein Sein und keine Zeit, dennoch lassen sich Sein und Zeit nicht auf bloße Funktionen des Daseins reduzieren. Insbesondere das Sein gewinnt eine eigene, die endlichen Daseine übergreifende eigene Zeitlichkeit, die Heidegger später als 'Seinsgeschichte' explizit thematisiert. Dennoch aber gibt es Sein und Seinsgeschichte erst durch und mit dem Dasein, so dass die Fundamentalanalyse des Daseins für ein Seinsverständnis unverzichtbar ist. Die Fundamentalanalyse des Daseins ist selbst eine Form des Existierens, die das Sein des Daseins thematisiert. Um diesen Sachverhalt, die Ausrichtung des Existierens auf das Seinhafte, zu bezeichnen, verwendet Heidegger den Terminus *existenzial* (SuZ 12). In diesem Sinne ist die Fundamentalanalyse des Daseins eine existenziale. Das existenziale Verstehen ist also ein ausgezeichnetes Verstehen, durch welches das Seinhafte eigens thematisiert wird. Dieses existenziale Verstehen ruht aber auf dem Boden des *existenziellen* Verstehens, in welchem das Dasein von vornherein und immer schon 'hinaus-stehend' existiert. Der Terminus *existenziell* soll im Unterschied zu *existenzial* also anzeigen, dass bei ersterem keine explizite Abhebung oder Thematisierung des Seinhaften vorgenommen wird.

(ii) Die *existenzielle* Grundverfassung des Daseins fasst Heidegger mit dem Terminus *In-der-Welt-sein*. Das menschliche Dasein ist niemals isoliert zunächst für

sich da, sondern steht immer schon⁴⁵⁷ (selbst, so müsste man sagen, im pränatalen Stadium im Modus des Mit-daseins) in einem pragmatischen Umgangsverhältnis zu seiner Um- und Mitwelt (SuZ 66), d.h. in einem Weltzusammenhang. *Welt* gibt es erst für das Dasein, *Weltlichkeit* ist eine Seinsart des Daseins (SuZ 65). Das, was als Welt uns begegnet, die Dinge und die anderen Mit-Daseine, steht für uns immer schon in einem ursprünglichen *Bewandtniszusammenhang* (PGZ 231; SuZ 84), in einem Um-zu-Nexus. Eine vorgängige, unabgehobene Orientierung in unserer Umwelt nimmt Dinge und andere Menschen nicht zuerst als isolierte, für uns beziehungslose Entitäten wahr, sondern immer schon eingebettet in diesen Um-zu-Nexus. Ein Baum kann so zum Beispiel als Schattenspender, als Brennstoff, als Wegbegrenzung, als Orientierungshilfe, als Sichtversperrer etc. wahrgenommen werden, andere Menschen als Versorger, Liebeszuwender, Feinde etc. Welt schließt sich uns von vornherein in einem *pragmatischen* Nexus auf, insofern alles Begegnende für uns *Bedeutung* hat und in einem *Verweisungszusammenhang* (SuZ 76ff.) steht. Aus ontologischer Perspektive sind Dinge für uns deshalb zu allererst *pragmata* (PGZ 250 ; SuZ 68), in Heideggers Terminologie *Zuhandenes* oder *Zeug* (SuZ 68ff.), und nicht *Vorhandenes* oder *Gegenstände*. Unabgehoben ist Welt also im praktischen Umgang mit Dingen und Menschen (anderen Mit-Daseinen) Heidegger zufolge immer schon *erschlossen*, unabhängig davon, ob diese Erschlossenheit selbst thematisiert wird. Diesen ursprünglich pragmatischen Umgang mit Umwelt nennt Heidegger den *besorgenden* (SuZ 57), so dass das In-der-Welt-sein wesenhaft als *Sorge* (SuZ 192f.) bezeichnet werden kann, imgleichen das Sein des Daseins (SuZ 180). *Welt* und *Dasein* sind demnach gleichursprünglich, ohne Dasein gibt es keine Welt, und jedes Dasein ist notgedrungen in der Welt, ist, wie Heidegger auch sagt, in sie *geworfen* (SuZ 221).

(iii) Würde man behaupten wollen, dass die hier angezeigte Analyse des Verhältnisses von Dasein und Welt sich mit gängigen anthropologischen oder erkenntnistheoretischen Theorien vereinbaren lässt, nach denen der Mensch ein spezifisches Sonderwesen ist, das sich neben anderen Wesen und Dingen im Kosmos *qua* Raumbehälter befindet, oder ein Subjekt, das in seinem Inneren ein außerhalb von ihm isoliert vorhandenes Objekt erkennt, so würde und hat Heidegger sich dieser Ansicht heftig erwehrt. Erkenntnis von Dingen ist nach Heidegger nur ein ganz besonderer und spezifischer Seinsmodus des In-der-Welt-seins (SuZ 61ff.) und verlangt ein Absehen und Sich-Enthalten vom primär hantierend-pragmatischen Umgang mit

⁴⁵⁷ In den *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs* wird dieses Verhältnis als *apriorisches* gefasst (PGZ 215).

Welt, beruht also auf der ontologischen Vorgängigkeit des pragmatischen Weltumgangs. Die Spaltung von Subjekt und Objekt beruht also nach Heidegger auf einer spezifischen “Defizienz” (SuZ 61) des ursprünglichen Dasein-Welt-Verhältnisses. Obwohl die Subjekt-Objekt-Spaltung also durchaus aus dem Daseins-Welt-Verhältnis entspringt, hat sie zur Folge, dass Subjekt und Objekt als isoliert vorhandene Seiende betrachtet werden, deren Bezüge auf der Basis ihres Nebeneinander-vorhanden-Seins nun erforscht werden sollen, wobei diese Bezüge zum schwer lösbaren metaphysischen Rätsel werden. Verdeckt wird dadurch, dass ‘Subjekt’ und ‘Objekt’ schon vorgängig in einem Seinsverhältnis stehen, das somit gar nicht mehr in den Blick kommt und vergessen, “unsichtbar” (SuZ 59) wird. Die Subjekt-Objekt-Spaltung ist aber nur ein Moment in einer umfassenderen Verdeckungsgeschichte, deren Logik Heidegger in der Philosophie nach der sogenannten ‘Kehre’ eindringlicher untersuchen wird. Bezüglich der Sprachfrage ist dieses Verdeckungsgeschehen Heidegger zufolge insofern folgenreich, als die von Descartes an zunehmende Verfestigung der Identifizierung des Subjekts mit dem Ich die Sicht auf das eigentliche ‘Subjekt’ oder Wer des Daseins versperrt, welches nicht mit dem Ich identisch ist, sondern im ‘Selbst’ gründet. Darauf kommen wir in direkter Folge noch zu sprechen. Ebenso verdeckend ist die Bevorzugung der *Aussage* als Ort der Wahrheit im Sinne einer *adaequatio rei et intellectus*, die sich aus der Subjekt-Objekt-Spaltung ergibt. Auch dies sei hier nur angezeigt und soll erst weiter unten erläutert werden.

(iv) Die Berücksichtigung der Unterscheidung von *Eigentlichkeit* und *Uneigentlichkeit* ist unserer Meinung nach entscheidend nicht nur für eine angemessene Beurteilung der Sprachthematisierung in *Sein und Zeit*, sondern auch für das Verständnis des späteren Sprachdenkens Heideggers. Wie wir noch sehen werden, ist es aber eher üblich, dass diese Unterscheidung in dieser Hinsicht entweder gar nicht oder nur unzureichend beachtet wird. Dies mag damit zusammenhängen, dass die eigentliche Analyse dieses Unterschieds erst im zweiten Abschnitt des ersten Teils von *Sein und Zeit* beginnt, das heißt *nach* der ersten und wesentlichen Behandlung der Sprachthematik und textlich in einem gewissen Abstand von ihr. Bevor wir auf diese Unterscheidung eingehen, bedarf es aber noch einer vorgeschobenen Klärung. Nicht nur für die Sprachthematik, sondern für das In-der-Welt-sein überhaupt des Daseins erörtert Heidegger (noch vor der Behandlung der Sprachthematik) die Frage nach dem Wer des Daseins (SuZ 113-130). Gesagt wurde im letzten Abschnitt, dass dieses Wer Heidegger zufolge nicht das Ich, sondern das Selbst ist. Das Selbst ist also mit dem Ich nicht zu

verwechseln. Das Selbst, so betont Heidegger mehrmals, ist eine “*Weise zu existieren*” (SuZ 267, vgl. auch 114) oder das Wie des In-der-Welt-seins und kein (vorhandenes) Seiendes. Das Selbst ist also nicht ‘personengebunden’. Das Selbstsein des Daseins kann zudem ausdrückliches und *eigentliches* Selbstsein des Daseins selbst sein, es ist davon abgesehen aber immer auch schon ein ‘Mitsein mit anderen’, und es ist in irgendeiner Weise immer auch gebunden an das ‘Man’, welches für die jeweiligen Daseine zum ‘Man-selbst’ wird, wenn es dem Dasein seine Weise zu sein vorgibt, abnimmt, andersherum, wenn das Dasein seine Entwürfe, sein Verstehen, seine Weise zu sein an das Man-selbst delegiert, sie sich von ihm abnehmen und vorgeben lässt. Die Versuchung, das Uneigentliche bei Heidegger nur mit dem Man zu verbinden bzw. das Man rein pejorativ zu deuten, als Hort aller Übel, ist groß und geschieht immer wieder in der Heideggerforschung. Bezüglich der Beziehung des Man zu Sprache werden wir darauf noch zu sprechen kommen. Die Differenz von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit ist aber die entscheidende Differenz, die sich quer durch ‘Sprache’, ‘Rede’ und ‘Verstehen’ zieht, an der sich Sprache von Sprache, Rede von Rede und Verstehen von Verstehen trennt. In *Sein und Zeit* wird diese Differenz fast ausschließlich auf das Selbstsein des Daseins fokussiert, obwohl der Ausblick auf ein eigentliches Mitsein auch angesprochen wird. Ein daseins- und mitseinstranzendierendes Eigentlichsein wird aber erst in der Spätphilosophie entwickelt und mündet in das Ereignisdenken. Wie dies geschieht, wird sich im Laufe der Untersuchungen noch zeigen. Zunächst sei aber in der hier gebotenen Kürze noch angezeigt, wie Heidegger das eigentliche Selbstsein des Daseins einführt und begründet.

In seinem besorgenden In-der-Welt-sein ist das Dasein, ob auf zuhandene Dinge oder Mitmenschen bezogen, immer schon sich vorweg, besorgend-entwerfend mit dem Möglichsein beschäftigt. Die primäre Seinsart des Daseins ist demnach nicht das Wirklich- oder Notwendigsein, sondern das Möglichsein (SuZ 143f.), das das Dasein existenzial *ist*. Die Möglichkeit als Existenzial bestimmt weit mehr, weit ursprünglicher als die Wirklichkeit den Charakter des In-der-Welt-seins, des Besorgens, das nicht nur immer auch auf die Zukunft bezogen ist, sondern im ek-statischen Abstand so etwas wie Wahl und Wahlmöglichkeit allererst schafft. Das eigene ‘Sein-können’, sein Möglichsein wird dem Dasein aber erst dann wirklich und *eigentlich* aufgeschlossen, wenn es als *ganzes*, d.h. schlechthin und allein das Dasein betreffendes, in den Blick kommt. Diese Aufschlussfunktion kann aber einzig und allein nur das Phänomen des Todes leisten. In existenzialer Hinsicht kann das Dasein nur durch den Tod ganz sein,

d.h. zu einem Ende gelangen, zudem kann kein anderes Seiendes dem Dasein seinen Tod abnehmen. Im Tod geht es dem Dasein schlechthin nur um sich selbst, um die äußerste Möglichkeit des Nichtseins (vgl. dazu bes. SuZ 233f., 250ff.). Wenn das Dasein sich als 'Sein zum Tode' begreift, dann weiß es um die Möglichkeit, sich als einmalig daseiendes Dasein zu verstehen, das sich als Selbst übernehmen kann und als *eigentliche* Ganzheit existiert. Um sich als Selbst zu übernehmen, bedarf es für Heidegger der *Entschlossenheit* zur Wahl des eigenen Selbst (SuZ 270), welcher ein eigentliches *Erschließen* von Welt korrespondiert.

Die Differenz von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit durchzieht wie eine Furche die Philosophie Heideggers, da sie selbst ein Streben nach Eigentlichkeit darstellt. Es wäre aber verfehlt, deswegen die Uneigentlichkeit 'abzuwerten', vielmehr gehört sie existenzial ebenso zum Menschen und zum Sein wie die Eigentlichkeit. Dies wird an der Sprachfrage noch deutlicher werden.

4.1.3. Verstehen und Rede

Verstehen und *Rede* fungieren bei Heidegger in *Sein und Zeit* zusammen mit *Befindlichkeit* und *Verfallen* als *Existenzialien*. Auf Anhieb versteht der Leser die zwei Existenzialien *Verstehen* und *Rede* als *sprachliche* Existenzialien. *Sprache* selbst wird nicht explizit als Existenzial aufgeführt, wird aber im Zusammenhang der Analyse des Verstehens und der Rede (auch in terminologischer Hinsicht) berücksichtigt. *Sprache* nimmt also eine gewisse Außenseiterrolle ein, da sie im System der *Existenzialien* nicht explizit auftaucht. Dass sie aber dennoch einen systematischen Ort im System der Existenzialien hat und zugleich aus diesem System hinausweist, wird in Kapitel 4.1.4. gezeigt. Was nun die vier Existenzialien *Befindlichkeit*, *Verstehen*, *Rede* und *Verfallen* angeht, so stellen sie keine gleichgearteten Existenzialien dar und ihr Verhältnis zueinander stellt ein bekanntes Interpretationsproblem dar. Auf dieses Problem werden wir im Verlauf der folgenden Analysen zu sprechen kommen, wobei wir uns zunächst auf die Analyse der Existenziale *Verstehen* (4.1.3.1.) und *Rede* (4.1.3.2.) konzentrieren, die *scheinbar* einzigen sprachlichen Existenziale. Dass nicht nur sie sprachlichen Charakter haben, zeigt dann Kapitel 4.1.4.

4.1.3.1. Verstehen

Schon in der Anführung der Vorbedingungen zur Fokussierung der Sprachfrage (4.1.2.) wurde gesagt, dass Heidegger schon zu Beginn von *Sein und Zeit* das Dasein als dasjenige Seiende kennzeichnet, dem es um sein Sein geht, dem ein Seinsverständnis und damit auch ein Verstehen seiner selbst (des Seins des Daseins) eignet (SuZ 12). Damit wurde vorgängig schon auf das Existenzial des Verstehens hingewiesen. Verstehen wird zudem in der Folge ausgewiesen als die “Seinsart des Daseins als Seinkönnen” (SuZ 143) oder auch als “Sein solchen Seinkönnens” (SuZ 144). Im Verstehen entwirft sich das Dasein also in seinem Möglichsein.

Eingeführt wird das Verstehen als existenziale Struktur des *In-Seins* (SuZ 53ff.; 130ff.). Das *In-Sein*⁴⁵⁸ als existenzialanalytischer Terminus soll formal das Sein des Daseins anzeigen, insofern es die wesenhafte Verfassung des *In-der-Welt-seins* hat (SuZ 54). Die besondere Funktion der Analyse des In-Seins besteht darin, dass sie einerseits die *Einheit* des Wer des Daseins und der Weltlichkeit zeigt, insofern als das Dasein immer schon im Bewandnis- oder Verweisungszusammenhang seiner Umwelt ‘wohnt’, mit diesem sozusagen symbiotisch verwachsen ist. Andererseits zeigt die Analyse des In-Seins auf, dass diese Einheit als solche überhaupt nur gegeben ist über den Weg einer ‘Ausfaltung’ dieser Einheit, die nur geschehen kann, weil das Dasein als solches existiert, das heißt ein ek-statisches, hinaus-stehendes Wesen hat, so dass also Einheit als Differenz möglich wird. Wenn nun *Verstehen* als ein grundlegendes existenziales Strukturmoment des In-Seins genannt wird, so heißt das, dass sich im Verstehen die Einheit von Dasein und Welt konstituiert bzw. entfaltet. Im Verstehen wird, so Heidegger, Welt erschlossen. Es gibt aber nach Heidegger noch eine zweite Seinsart, die die gleiche ‘Funktion’ innehat, nämlich die *Befindlichkeit*, die sich in *Stimmungen* bekundet. Befindlichkeit und Verstehen sind also die Grundmodi, die grundlegenden Seinsarten, in denen das Verhältnis von Dasein und Welt sich entfaltet. Wichtig ist, dass nach Heidegger die Befindlichkeit nicht ausgeklammert werden darf, jedes Verstehen also immer auch ein ‘gestimmtes’ ist (SuZ 339f.).⁴⁵⁹ Verstehen ist nicht nur gebunden an Befindlichkeit, als sozusagen heterogener existenzialer Dimension,

⁴⁵⁸ Im Gegensatz zum In-der-Welt-sein zieht Heidegger beim Kompositionsglied Sein in der Kombination In-Sein die Großschreibung vor.

⁴⁵⁹ Auf diesen zwei existenzialen Grundmodi des In-Seins bzw. zugleich des In-der-Welt-seins beruht dann letztlich auch Apels frühe Heidegger-Rezeption, die die wesentlich ‘neue’ Erkenntnis Heideggers darin sieht, dass das fundamentalpragmatische In-der-Welt-sein von einem Leib- und Sprachapriori geprägt ist, eben in Anknüpfung an das Leibmoment der Befindlichkeit und das Sprachmoment des Verstehens.

Verstehen 'ist' als solches nur, wenn etwas 'ek-statisch' aus sich hinaustritt, wenn etwas 'aus-gelegt' oder ausgefaltet wird. Diese Ausfaltung wird dann in zweifacher Hinsicht von Heidegger analysiert, einerseits als *Auslegung* und andererseits als *Rede* im Sinne einer notwendigen *Artikuliertheit* des 'Aus-gelegten'. Während die *Rede* einen eigenen existenzialen Status zugewiesen bekommt, wird die *Auslegung* von Heidegger im Zusammenhang mit dem Existenzial des Verstehens behandelt.

Es empfiehlt sich, an der *Auslegung* drei Momente zu unterscheiden. Das erste Moment der Auslegung ist die auch im griechischen Wort *logos* oder *legein* vorhandene Bedeutungsvariante des *Herauslegens*, welches Heidegger auch als ursprüngliches 'Herausheben' (PGZ 359f.) eines Moments des Bewandniszusammenhangs kennzeichnet, das durch diese Heraushebung erst einem Verstehen zugänglich wird. In den *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs* wird sogar betont, dass das mit diesem Herausheben verbundene ">Ansprechen von etwas als etwas<" (PGZ 360) nicht notwendig in sprachlicher Form geschehen muss, sondern ein Etwas als Etwas auch auf 'vorsprachliche' Weise in den Blick rücken kann. Die *Als-Funktion* als solche gibt es also auch in nicht-sprachlich artikulierter Form. Die sprachliche *Artikulation* der Als-Funktion eröffnet dann aber erst eigentlich die Möglichkeit, das Etwas als Etwas zu verstehen. In sprachlicher Artikulation wird die Auslegung 'Bestandteil' des Zeugzusammenhangs, sie wird Teil von Welt (SuZ 224). Nach Heidegger besagt die sprachliche Artikulation der Als-Funktion in und mittels der *Aussage*, dem Wortsinn des griechischen 'Pendants' von *Aussage* (*logos apophantikos*) folgend, dass etwas sich als etwas von sich selbst her zeigt (SuZ 154f.). Diese ursprüngliche Bedeutung von Aussage wandelt sich Heidegger zufolge dann aber. Die ursprüngliche Funktion, nach der im *Als* etwas als Sich-selbst-Zeigendes erblickt wird, lässt das im *Als* Gegenstehende zu einem abgetrennten Etwas werden, legt also den Grund für die Gegenständigkeit des als-haft Erblickten, für seine Auffassung als *Objekt*. Weiterhin wird die Aussage selbst zu einem Objekt (bzw. zu einem objektivierbaren Modus des subjektiven Erkennens), insofern gefragt wird, inwiefern die Aussage als Urteil mit dem von ihr getrennten Objekt oder Sachverhalt korrespondiert (SuZ 154ff.). Für Heidegger darf die Auslegung als Artikulation der Als-Funktion aber nicht als vom Subjekt getrenntes Objekt aufgefasst werden, allerdings rückt sie, wie schon gesagt, als artikuliertes Etwas in den Zeugzusammenhang, wird also Teil des Bewandniszusammenhangs. Damit ergibt sich das dritte Moment von *Auslegung*, dass Ausgelegtes als solches das jeweils neue Auslegen des Daseins mitbestimmt, dass sich

Auslegung also auch auf schon Ausgelegtes beziehen kann, wie das etwa im Falle der Textinterpretation der Fall ist. Die damit in Zusammenhang stehenden Ausführungen Heideggers zum *hermeneutischen Zirkel* koinzidieren aber nur teilweise mit dem von uns herausgestellten dritten Moment von Auslegung.

Das Geschehen des hermeneutischen Zirkels des Auslegens wird von Heidegger mit Hilfe der Termini *Vorhabe*, *Vorsicht* und *Vorgriff* dargestellt (SuZ 150f.). Mit dem Terminus *Vorhabe* soll gesagt werden, dass jede Auslegung aus einer bestimmten Situativität des Daseins in seinem jeweiligen Bewandtniszusammenhang ihren Ausgang nimmt. Der Begriff *Vorsicht* zeigt an, dass mit der Vorhabe auch ein Um-zu-Verhältnis verbunden ist, dass die Auslegung also mit einer umweltlich-besorgenden Zweckhaftigkeit verbunden ist.⁴⁶⁰ Der Terminus *Vorgriff* soll besagen, dass die Auslegung sich *zumeist, aber nicht notwendigerweise*, an eine durch frühere Auslegungen schon ausgebildete Begrifflichkeit bzw. Weltausgelegtheit hält. Diese Charakteristik des Vorgriffs wird in der Diskussion der Funktion von *Sprache* noch eine wichtige Rolle spielen. Die entsprechende Textstelle, die beim jetzigen Argumentationsstand (und auch dem entsprechenden in *Sein und Zeit*) noch nicht vollkommen durchsichtig sein kann, lautet folgendermaßen:

“Die Auslegung kann die dem auszulegenden Seienden zugehörige Begrifflichkeit aus diesem selbst schöpfen oder aber in Begriffe zwingen, denen sich das Seiende gemäß seiner Seinsart widersetzt. Wie immer – die Auslegung hat sich je schon endgültig oder vorbehaltlich für eine bestimmte Begrifflichkeit entschieden; sie gründet in einem *Vorgriff*.” (SuZ 150)

In diesem Zitat zeigt sich die vorgenannte Differenz von *Eigentlichkeit* und *Uneigentlichkeit*, wobei an dieser Stelle noch unklar bleibt, ob die seinsgemäße, d.h. *eigentliche* Begrifflichkeit auch auf ‘vor-ausgelegte’ Begriffe angewiesen ist, oder nur darauf, *überhaupt* in Begriffen zu sprechen, die eine bestimmte Auslegungshinsicht vorzeichnen.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass sich Verstehen in und durch Auslegung vollzieht. Zugleich wurde deutlich, dass hierbei die Artikuliertheit des Ausgelegten ein unverzichtbares Moment darstellt. Die Artikulierungsfunktion ordnet Heidegger der *Rede* zu, die im Folgenden erörtert werden soll.

⁴⁶⁰ An diese beiden Momente knüpft sich letztlich die Berufung der Autopoiesistheorien auf Heidegger, wobei die Tendenz besteht, die Momente der leibhaft-praxiologischen Bedingtheit von Verstehen und Auslegen in ein Subjekt zu verlegen, das sich seine Welt konstituiert. Die Tendenz Heideggers, Dasein und Welt (nicht im Sinne eines platten Realismus) ihr ‘An-sich’ zu bewahren, wird dabei ausgeblendet. Ein Phänomen kann sich in den Autopoiesistheorien nicht wie bei Heidegger ‘von sich her’ zeigen.

4.1.3.2. *Rede*

Der grundlegende Charakter der existenzial-ontologischen Struktur *Rede* ist für Heidegger, wie schon mehrfach gesagt, ihre Artikulationsfunktion. So heißt es dann auch bei Heidegger: “Rede ist die Artikulation der Verständlichkeit” (SuZ 161) bzw. “Rede ist das »bedeutende« Gliedern der Verständlichkeit des In-der-Welt-seins” (SuZ 161). Als Interpretationsschwierigkeit (vgl. von Herrmann 1964: 181ff., Bock 1966: 17ff., Hennigfeld 1982: 235) wurde oft die Tatsache angesehen, dass das Existenzial der *Rede* in strukturell-systematischer Hinsicht keine Homogenität zu den anderen beiden Existenzialien *Verstehen* und *Befindlichkeit* aufweist. Die Inhomogenität zeigt sich in zweierlei Hinsicht. Erstens dadurch, dass *Befindlichkeit* und *Verstehen* in *Rede* artikuliert werden, das heißt, so könnte man veranlasst sein zu meinen, des Mediums *Rede* bedürfen, um sich überhaupt auszudrücken. *Rede* könnte in diesem Sinne auch als Voraussetzung dafür gedacht sein, dass es überhaupt *Befindlichkeit* und *Verstehen* gibt. Dies scheint der noch vor der eigentlichen Analyse der *Rede* geäußerte Satz “*Befindlichkeit* und *Verstehen* sind gleichursprünglich bestimmt durch die *Rede*” (SuZ 133) aufgrund des Wortes *bestimmt* nahezulegen. *Rede* wäre somit der eigentliche, tiefere Grund, und damit der Ursprung der Gleichursprünglichkeit von *Verstehen* und *Befindlichkeit*.⁴⁶¹ Spätere Stellen, insbesondere der Satz “*Die Rede ist mit Befindlichkeit und Verstehen existenzial gleichursprünglich*” (SuZ 161) spricht aber gegen eine solche Interpretation. *Rede* als Artikulation soll nach Heidegger weder als Medium noch als tieferer Grund gedacht werden, vielmehr erschließt sich Welt aufgrund der Einheit und Gleichursprünglichkeit der drei Existenziale *Rede*, *Verstehen* und *Befindlichkeit*, wobei dann die *Rede* von der Bestimmung so gedeutet werden muss, dass sie nicht unidirektional, sondern zwischen allen drei Existenzialien wechselwirkend besteht. Die zweite Inhomogenität besteht darin, dass in der Zeitlichkeitsanalyse des Daseins, dem zweiten Abschnitt des ersten Teils von *Sein und Zeit* also, der *Befindlichkeit* und dem *Verstehen* (sowie dem *Verfallen*, dem vierten Existenzial, auf das erst im nächsten Unterkapitel eingegangen wird) spezifische Zeitekstasen als primäre Zeitigungsweisen zugeordnet werden – der *Befindlichkeit* die Zeitigung in der ‘Gewesenheit’, dem *Verstehen* die in der Zukunft –, die *Rede* aber

⁴⁶¹ Vgl. dazu auch Hennigfeld (1982: 222), der eine entsprechende Kritik Stassens, der hier eine Widersprüchlichkeit bei Heidegger sieht, referiert und kommentiert.

dann nach Heidegger nicht “primär” (SuZ 349) in einer bestimmten Ekstase zeitigt, sondern in ihrer Artikulierungsfunktion an allen drei Zeitigungsekstasen, d.h. der Zeitigung von Gewesenheit, Gegenwart und Zukunft, beteiligt ist. Da die Erschlossenheit von Welt und mit ihr die existenziale Selbsterschlossenheit des Daseins in der vollen und das heißt *ganzen* Ekstasis der drei Zeitigungsweisen begründet ist, scheint es zudem angebracht, die von Heidegger vorgenommene Zuordnung von Zeitigungsweisen und existenzialen Grundstrukturen nicht überzuinterpretieren, was auch durch die Verwendung des Wortes *primär* von Heidegger nahegelegt wird. Auch wenn Verstehen primär in der Ausrichtung auf die Zukunft gründet, Befindlichkeit in der auf Gewesenheit, so muss hier kein Ausschließlichkeitsverhältnis vorliegen.⁴⁶² Auch diese Interpretationsschwierigkeit rüttelt also nicht an der grundlegenden These, dass Rede, Befindlichkeit und Verstehen deswegen existenzial-ontologische Grundstrukturen genannt werden, weil sich in ihnen die Seinsart des Daseins als existierendes, d.h. zur Ekstasis und Zeitigung ‘befähigtes’ Seiendes manifestiert. Rede steht deswegen, ebenso wie Befindlichkeit und Verstehen, in einem intrinsischen Bezug zur Grundverfassung des Daseins, dem In-der-Welt-sein.

Dies macht Heidegger in der folgenden Textpassage deutlich:

“Wenn die Rede, die Artikulation der Verständlichkeit des Da, ursprüngliches Existenzial der Erschlossenheit ist, diese aber primär konstituiert wird durch das In-der-Welt-sein, muß auch die Rede wesenhaft eine spezifisch *weltliche* Seinsart haben. Die befindliche Verständlichkeit des In-der-Welt-seins *spricht sich als Rede aus*. Das Bedeutungs ganze der Verständlichkeit *kommt zu Wort*. Den Bedeutungen wachsen Worte zu. Nicht aber werden Wörterdinge mit Bedeutungen versehen.” (SuZ 161)⁴⁶³

Damit soll gesagt sein, dass Bedeutungen nicht als ideale logische Entitäten abgekoppelt für sich bestehen, sondern als artikulierte “Verlautbarung” (PGZ 387) ursprünglicher ‘Bedeutung’ im Bewandtniszusammenhang des besorgenden In-der-Welt-seins des Daseins gesehen werden müssen. Wortbedeutung ist somit ‘gefrorene’ Bedeutung des ursprünglich pragmatisch-umweltlichen Bewandtniszusammenhangs. Genauer müsste gesagt werden, diesem Bewandtniszusammenhang entwächst Rede und konstituiert ihn *gleichermaßen*. Auch die Befindlichkeit, die sich in Stimmungen äußert, darf nach Heidegger nicht so verstanden werden, als würden im Innern verschlossene

⁴⁶² Allerdings wirkt besonders die Interpretation der *Furcht* als eine primär in der ‘Gewesenheit’ zeitigende Stimmung (SuZ 341ff.) als eine etwas forcierte und Systemzwängen folgende Analyse.

⁴⁶³ Vgl. in gleichem Sinn auch (BZ 28; PGZ 287).

Stimmungen mittels der Rede nur bisweilen und mehr oder weniger adäquat ausgedrückt, vielmehr ist Befindlichkeit immer auch schon ‘draußen’, sie offenbart und bekundet sich “im Tonfall, der Modulation, im Tempo der Rede, »in der Art des Sprechens«” (SuZ 162), ist also, wenn auch zumeist nicht propositional expliziert, dennoch immer artikuliert.

Da zur Welt nicht nur das ‘Zeug’, sondern auch die anderen ‘Daseine’ zählen, umschließt die intrinsische Verbundenheit von Rede und In-der-Welt-sein auch die Verbundenheit von Rede und *Mitsein* (als *mit anderen ‘Daseinen’ in der Welt sein*). Schon 1924 schreibt Heidegger:

“Das Miteinander=reden ist [...] die Grundweise des *Miteinander=seins=in=der=Welt*. Das etwas Besprechen, das Zu- und Abreden »in einer Sache« hat den Charakter des Aufgehens mit den anderen im Besprochenen. Die besorgte Umwelt in ihrer Bedeutsamkeit als das, worüber gesprochen wird im Besorgen, nicht etwa die Redenden oder gar die Rede sind ausdrücklich gegenwärtig.” (BZ 28)

Gleichbedeutende Formulierungen finden sich dann auch in *Sein und Zeit* (vgl. SuZ 161f.). In der Vorlesung von 1927 *Die Grundprobleme der Phänomenologie*, die als Ausführung des ungeschriebenen Teils von *Sein und Zeit* gelesen werden muss, heißt es dann noch genauer bezüglich des ‘Aufgehens mit den anderen im Besprochenen’:

“Ein Dasein teilt sich sich aussprechend dem anderen mit, heißt: aussagend etwas aufweisend teilt es mit dem anderen Dasein dasselbe verstehende Verhältnis zu Seiendem, worüber ausgesagt wird. In der Mitteilung und durch sie kommt ein Dasein mit dem anderen, dem Adressaten, in dasselbe Seinsverhältnis zu dem, worüber die Aussage geht, wovon die Rede ist. Die Mitteilungen sind nicht ein Schatz aufgehäufter Sätze, sondern sie sind zu fassen als Möglichkeiten, durch die der eine mit dem anderen in dasselbe Grundverhältnis zum Seienden kommt [...]” (GdP 299)

Hiermit sind Fragen nach Konsens oder Dissens, nach Fehlinterpretation oder gelungener Interpretation noch nicht gestellt. Man könnte auch sagen, dass durch die Artikulation in *Rede* allererst die existenzial-ontologische Basis dafür geschaffen ist, dass Stimmungen und ‘illokutionäre Akte’ als solche überhaupt verstanden und wahrgenommen werden können. Dies wird besonders auch in Heideggers Skizzierung der “existenzialen Möglichkeit” (SuZ 163) des *Hörens* und *Schweigens* deutlich, in welchen sich das “existenziale Offensein des Daseins als Mitsein für den anderen” (SuZ 163) bekundet. Hören kann sowohl einstimmendes ‘Folgen’ und ‘Mitgehen’ bedeuten als auch ‘Nicht-Hören’ und ‘Widersetzen’. Und auch im Schweigen bekundet sich eine

Form von Stellungnahme, die auf der Basis des ursprünglichen Verstehenkönnens gründet (SuZ 164).

Diese existenzial-ontologische Basis besteht also einerseits, wie jetzt schon mehrfach betont, im In-der-Welt-sein (und unter anderem dem zugehörigen Mit-sein) des Daseins, andererseits aber auch, und zwar aus der Perspektive der Zeitlichkeitsanalyse, in den zugrundeliegenden Zeitigungsweisen des Daseins. Auch dies wird eindeutiger als in *Sein und Zeit* in den *Grundproblemen der Phänomenologie* ausgesprochen:

“Die [...] Zeitbestimmungen sind nur, was sie sind, sofern sie der Zeitlichkeit entspringen, indem diese sich ausspricht. Mit dem Jetzt, Dann und Damals spricht sich das Gewärtigen, die Zukunft, das Behalten, die Gewesenheit, und das Gegenwärtigen, die Gegenwart aus.” (GdP 377)

Von dieser zweifachen Basis aus müssen dann auch die Anklänge an sprachwissenschaftliche Untersuchungen und Begriffe verstanden werden, die im Zusammenhang der weiteren Analyse der Rede bei Heidegger auftauchen. Dies betrifft einerseits den einmaligen und kurzgehaltenen Hinweis auf die damalige sprachwissenschaftliche Diskussion zum Verhältnis von *Aktionsarten* und *Zeitstufen*, andererseits die Anführung von *vier konstitutiven Momenten* der Rede.

Bezüglich der Diskussion um Aktionsarten und Zeitstufen bezieht sich Heidegger in *Sein und Zeit* im Rahmen der sowieso kurzgehaltenen Analyse der Zeitlichkeit der Rede in einer Anmerkung auf Arbeiten Wackernagels und Herbig. Während Herbig Artikel von 1896 sich besonders mit der Frage beschäftigte, welches grammatische Phänomen ursprünglicher, d.h. sprachgeschichtlich früher aufgetreten sei (Herbig 1896: 170f.), wobei Herbig die Aktionsart als den morphematisch markierten Zeitstufen vorgängiges Phänomen ansieht, geht es Wackernagel einige Jahrzehnte später nicht in erster Linie um die Klärung dieser Frage – hier verweist er vielmehr auf Herbig Ergebnisse (Wackernagel 1920: 152) –, sondern um eine auf Sprachvergleichen beruhende Differenzierung dieser Begriffe. Heidegger gibt nun einerseits zu erkennen, dass er zumindest Kenntnis dieser doch recht spezifischen Forschungsliteratur aus dem Bereich der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft besitzt, andererseits betont er unmissverständlich, dass die Frage nach der möglichen grammatischen Ausdrückbarkeit von Zeitphänomenen oder der geschichtlichen Entstehung dieser Sprachformen ihren

Ausgang vom ontologischen ‘Apriori’ der ekstatischen Einheit der Zeitlichkeit, bzw. so muss man ergänzen, seinem Korrelat, dem In-der-Welt-sein des Daseins, nehmen müsste:

“Die Tempora ebenso wie die übrigen zeitlichen Phänomene der Sprache, »Aktionsarten« und »Zeitstufen«, entspringen nicht daraus, daß die Rede sich »auch« über »zeitliche«, das heißt »in der Zeit« beegnende Vorgänge ausspricht. [...] Die Rede ist *an ihr selbst* zeitlich, sofern alles Reden über ..., von ... und zu ... in der ekstatischen Einheit der Zeitlichkeit gründet. Die *Aktionsarten* sind verwurzelt in der ursprünglichen Zeitlichkeit des Besorgens, mag dieses auf Innerzeitiges sich beziehen oder nicht.” (SuZ 349)

Was die *vier konstitutiven Momente von Rede* betrifft, so müssen Heideggers Argumente auch hier aus der Perspektive der Daseinsanalytik verstanden werden. Allerdings ist der Argumentationskontext hier wesentlich verwickelter. Heidegger legt seine Auffassung bezüglich dieser vier Momente von Rede systematisch⁴⁶⁴ in den *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs* und in *Sein und Zeit* dar. Die vier Momente von Rede werden folgendermaßen bezeichnet: 1) die *Kundgabe*, das *Worüber* der Rede, 2) das *Geredete* als solches, 3) die *Mitteilung*, 4) das *Sichaussprechen* (vgl. PGZ 361ff.; SuZ 161f.). Für die Interpreten Heideggers, die sich allein im Horizont der Philosophie Heideggers bewegen, stellen diese Momente kein Interpretationsproblem dar und sie werden recht zügig und im Prinzip paraphrasierend abgehandelt (vgl. u.a. von Herrmann 1964. 183ff.; Biemel 1969: 493; Hennigfeld 1982: 224f.). Interpretationsprobleme bestehen aber in mehrfacher Hinsicht, wenn der weitere Kontext dieser Redeanalyse beachtet wird. Erstens schlägt Heidegger hier eine Brücke von *Rede* zu *Sprache* :

“Die vier Strukturmomente gehören in der Einheit zum Wesen der Sprache selbst, und jede Rede ist von diesen Momenten wesentlich bestimmt; dabei können die einzelnen Momente zurücktreten, aber sie fehlen nie.” (PGZ 364)

⁴⁶⁴ In der Abhandlung *Der Begriff der Zeit* (von 1924) geht Heidegger zwar auch auf diese Momente ein (BZ 29f., 33), gelangt aber noch nicht zu der systematischeren Fassung der *Prolegomena*, die dann in *Sein und Zeit* beibehalten wird.

Zweitens grenzt er seine Analyse gegenüber anderen “Definitionen des >Wesens der Sprache<, die man bisher versucht hat: als >Symbol<, als >Ausdruck der Erkenntnis<, als >Kundgabe von Erlebnissen<, als >Mitteilung< oder als >Gestaltung des Lebens<” (PGZ 364 ; ebenso SuZ 163) ab. Drittens sieht Lafont⁴⁶⁵ in Heideggers Analyse “a clear parallel with the functions analyzed by Bühler” (Lafont 1999: 57), glaubt also, dass eine Deutung dieser Analyse Heideggers von sprachwissenschaftlichen Prämissen aus unproblematisch ist. Es lohnt sich also, die Analyse Heideggers etwas sorgfältiger zu betrachten.

Zunächst sei erläutert, wie Heidegger die vier Momente von Rede meiner Ansicht nach versteht. Beim ersten Moment der Kundgabe fällt sofort auf, dass die *Kundgabe* Heideggers aus sprachwissenschaftlicher Perspektive sehr vieles umfasst, einerseits nämlich das *Dargestellte* im Sinne Bühlers, andererseits aber auch die *Kundgabe* und der *Appell* Bühlers. Denn das Worüber der Rede, was nach Heidegger die Kundgabe ausmacht, ist ihm zufolge nicht nur das in einer Aussage Ausgesagte oder das durch Rede Referierte, sondern auch das mit Rede *Bezweckte* (Bühlers Appellfunktion), d.h. in modernerer Terminologie der illokutionäre Akt, d.h. der sich im Gesagten ausdrückende Befehl, Wunsch etc. Was in der Forschung überhaupt nicht beachtet wird, ist, dass Heidegger hier in enger Anlehnung an die von ihm geschätzten *Logischen Untersuchungen* Husserls argumentiert.⁴⁶⁶ Bei Husserl heißt es unter anderem:

“Den Inhalt der Kundgabe bilden die kundgegebenen psychischen Erlebnisse. Den Sinn des Prädikates *kundgegeben* können wir in einem engeren und weiteren Sinne fassen. [...] So ist z.B., wenn wir über einen Wunsch aussagen, das Urteil über den Wunsch kundgegeben im engeren, der Wunsch selbst kundgegeben in einem weiteren Sinne. [...] Das Verständnis der Kundgabe ist nicht etwa ein begriffliches Wissen von der Kundgabe, nicht ein Urteilen von der Art des Aussagens; sondern es besteht bloß darin, daß der Hörende den Sprechenden anschaulich als eine Person, die dies und das ausdrückt, auffaßt (apperzipiert), oder wie wir geradezu sagen können, als eine solche wahrnimmt. Wenn ich jemandem zuhöre, nehme ich ihn als Sprechenden wahr, ich höre ihn erzählen, beweisen, zweifeln, wünschen usw. [...] Die gemeinübliche Rede teilt uns eine Wahrnehmung auch von psychischen Erlebnissen fremder Personen zu, wir «sehen» ihren Zorn, Schmerz usw.” (Husserl 1993b: 33f.)

⁴⁶⁵ Zum gleichen Urteil gelangt auch J. Roth (2004: 162, Anm. 472), der es allerdings bei einer beiläufig angebrachten Bemerkung belässt, die nicht näher begründet wird.

⁴⁶⁶ Die verschobene, partielle terminologische Parallelität zu Bühler ergibt sich dann eher daher, dass Bühler Husserl intensiv studiert hatte und man vermuten muss, dass auch er in der Wahl seiner Termini Anleihen bei Husserl nahm.

Einen direkten Hinweis auf Husserl finden wir auch schon an einer früheren Textstelle der *Prolegomena*, in der die Kundgabe mit der *intentio*, die Mitteilung mit dem *intentum* verbunden wird, und dies im Zusammenhang mit der Diskussion des Begriffs der kategorialen Anschauung bei Husserl.⁴⁶⁷

Den Begriff der Mitteilung finden wir dementsprechend bei Husserl auch in Korrelation zu dem der Kundgabe:

“[...] Mitteilung wird aber dadurch möglich, daß der Hörende nun auch die Intention des Redenden versteht. Und er tut dies, sofern er den Sprechenden als eine Person auffaßt, die nicht bloße Laute hervorbringt, sondern zu ihm spricht, die also mit den Lauten zugleich gewisse sinnverleihende Akte vollzieht, welche sie ihm kundtun, bzw. deren Sinn sie ihm mitteilen will. [...] Was den geistigen Verkehr allererst möglich und die verbindende Rede zur Rede macht, liegt in dieser durch die physische Seite der Rede vermittelten Korrelation zwischen den zusammengehörigen physischen und psychischen Erlebnissen der miteinander verkehrenden Personen. Sprechen und Hören, Kundgabe psychischer Erlebnisse im Sprechen und Kundnahme derselben im Hören, sind einander zugeordnet.” (ebd. 33)

Mitteilung wird dann auch bei Heidegger als gemeinsame Teilhabe, als Übereinstimmung bzw. als sich gemeinsames Halten im Horizont des *Intentum* aufgefasst, und damit, und das ist ganz wesentlich, von der Dynamik der zwischen Ich und Du hin- und herspielenden illokutionären Akte *gelöst*:

“Mitteilung muß aus der Struktur des Daseins als mit dem Anderen sein verstanden werden. Sie ist nicht so etwas wie ein Transport von Erkenntnissen und Erlebnissen aus dem Innern eines Subjekts in das Innere des anderen, sondern sie ist das Offenbarwerden des Miteinanderseins in der Welt, und zwar aus der entdeckten⁴⁶⁸ Welt selbst her, die im Miteinandersprechen offenbar wird. Im Miteinandersprechen über etwas werden nicht Erlebnisse hin und her zwischen Subjekten ausgetauscht, sondern im Sprechen miteinander ist das Miteinandersein bei der besprochenen Sache selbst, und erst aus dieser her – im je schon Mitsein in der Welt – erwächst das Sichverstehen.” (PGZ 362f.)

Sehen wir, bevor wir weitere Schlüsse ziehen, zuerst noch auf die beiden anderen Momente von Rede, das *Geredete* als solches und das *Sichaussprechen*. Bezüglich des *Geredeten* beschränkt sich Heidegger darauf, es als *Gesagtes als solches* in Abgrenzung vom referierten ‘Gegenstand’ zu kennzeichnen (PGZ 362; SuZ 162), womit er einerseits

⁴⁶⁷ Weiter unten wird noch explizit auf die wichtige Bedeutung von Husserls Konzept der kategorialen Anschauung für Heidegger eingegangen. Was hier nicht weiter erläutert werden kann, ist die Tatsache, dass Heidegger die Untersuchungen Husserls zu Kundgabe und Mitteilung aus der ersten Logischen Untersuchung zu Ausdruck und Bedeutung auf der Folie der sechsten Logischen Untersuchung, der für ihn wesentlichsten, interpretiert.

⁴⁶⁸ In *Sein und Zeit* verwendet Heidegger dann den Terminus *Entdeckung* für eine ausgezeichnete Art des Erschlossenseins, diejenige des Seins.

auf die Rede in ihrer Eigenschaft als Artikuliertes verweist, also auf sie als sprachliche Entität, andererseits wird aber auch mitangesprochen, dass das sprachliche ‘Material’ in der Rede eine Referenzfunktion übernimmt. Wenn wir hier von *Referenz* sprechen, so heißt das nach Heidegger allerdings nicht, dass ein Subjekt mit Hilfe sprachlichen Materials auf Objekte referiert, sondern dass sich Welt in Artikuliertem ‘offenbart’. Während beim Referenzgedanken die Referenz eine herzustellende ist, eine Beziehung, die im Prinzip zwischen zwei autonomen, unbezogenen Entitäten geknüpft wird, beruht die Verbindung von Artikulation und Welt bei Heidegger auf einer vorgängigen Einheit, der Zeitlichkeit bzw. dem In-der-Welt-sein. Das *Sichaussprechen* wird von Heidegger in einen direkten Zusammenhang mit der existenzialen Struktur der Befindlichkeit gebracht. Sichaussprechen ist “Bekundung des befindlichen In-Seins” (SuZ 162; vgl. auch PGZ 363), die sich, wie schon vorher erwähnt wurde, sprachlich in Tonfall, Modulation etc. der Rede äußert.

Was nun die erwähnten Interpretationsschwierigkeiten angeht, so lässt sich, bis auf die Frage des Brückenschlags zu *Sprache*, die im jetzt folgenden Unterkapitel untersucht wird, Folgendes sagen: Die Einteilung der vier Momente von *Rede* ist nicht sprachwissenschaftlich motiviert, sondern wurzelt in der Daseinsanalytik und den in ihr aufgezeigten existenzial-ontologischen Strukturen des In-der-Welt-seins des Daseins. Dies wird von Heidegger auch explizit gesagt:

“Sprechen ist als *Sichaussprechen*⁴⁶⁹ des In- und Mitseins das Sein zur Welt – Rede.” (PGZ 361)

Die *Kundgabe* charakterisiert also nach Heidegger den Einheitsbezug von Dasein und Welt als in Rede artikulierten, die *Mitteilung* das existenziale Strukturmoment des Mitseins als in Rede artikuliertes, das (eingeschränkte) *Sichaussprechen* das existenziale Strukturmoment der Befindlichkeit als artikuliertes und das *Geredete* die Artikuliertheit als solche von Rede. Die Termini *Kundgabe* und *Mitteilung* entstammen einer Auseinandersetzung mit den *Logischen Untersuchungen* des frühen Husserl, das heißt dem Text Husserls, den Heidegger immer schätzte und der seiner Ansicht nach nicht nur der Daseinsanalytik am nächsten kam, sondern ihre Entstehung gewissermaßen auch in Gang brachte. Die Abgrenzung zu anderen Wesensdefinitionen von Sprache ist entsprechend dadurch motiviert, dass ‘Sprache’ (zunächst einmal als

⁴⁶⁹ An dieser Stelle ist *Sichaussprechen* nicht im Sinne eines Moments der Rede, sondern als alle vier Momente umgreifendes Wesensmerkmal von Rede gemeint.

‘Rede’) Heidegger zufolge nicht von der Grundverfassung des Daseins, seinem In-der-Welt-sein, losgekoppelt werden darf. Diesen Vorwurf macht Heidegger insbesondere Cassirer (und vice-versa)⁴⁷⁰, so dass es auch nicht überrascht, die für Cassirer zentralen Begriffe des *Symbols* und des *Ausdrucks* unter den kritisierten zu finden. Die etwas ausführlichere Besprechung der vier Momente von Rede hatte aber auch die Funktion zu zeigen, dass es Heidegger nicht um die von der Sprachwissenschaft und später dann auch von Apel fokussierte Frage geht, inwiefern mit sprachlichen (illokutionären) Akten Geltungsansprüche aufgestellt und als Appell an den Angesprochenen gerichtet werden, derart, dass die Entscheidung über die Reaktion oder die Bewertung des erhobenen Geltungsanspruchs zur Diskussion steht. Dies ist für Heidegger eine sekundäre Frage. Ebenso sekundär wäre für Heidegger die Perspektive einer pragmatischen Zeichentheorie im Sinne etwa von Ogden/Richards, Morris oder Peirce, nach welcher die wesentliche Rolle des Angesprochenen die des Interpreten ist. Zu beachten ist allerdings, dass Heidegger (ebenso wie Husserl an den zitierten Stellen) das Phänomen der propositional-illokutionären Doppelfunktion von Sprechakten schon (also in sprachwissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht sehr früh) erkannt hat, diesem aber keine entscheidende Erkenntnisfunktion beimessen wollte. Entscheidend wird für Heidegger vielmehr ein ganz anderer Gesichtspunkt, nämlich die Differenz von ‘Eigentlichkeit’ und ‘Uneigentlichkeit’, die sich quer durch die bedeutungstheoretischen ‘Dreiecke’ zieht. *Dass* dies so ist, wird aber erst wirklich deutlich, wenn die Funktion von *Sprache* und ‘*Gerede*’ bei Heidegger analysiert wird.

4.1.4. ‘*Gerede*’ als *langue* und die ‘*Zweideutigkeit*’

Konzentriert man sich auf eine Interpretation von *Sein und Zeit*, so erscheint der Begriff *Sprache* unterbestimmt. Auf der Suche nach hilfreichen definitiven Bestimmungen fällt dann ins Auge, dass *Sprache* scheinbar dem Phänomen *Rede* nachgeordnet erscheint. Die zwei meistbeachteten Bestimmungen lauten:

“Das existenzial-ontologische Fundament der *Sprache* ist die *Rede*.” (SuZ 160f.)

“Die Hinausgesprochenheit der *Rede* ist die *Sprache*.” (SuZ 161)

⁴⁷⁰ Darauf werden wir in Kapitel 4.4. noch näher eingehen.

Das Verhältnis von Rede und Sprache wird erst deutlicher, wenn man das, was Heidegger mit dem Terminus *Gerede* bezeichnet, näher analysiert. Wie wir jetzt zeigen wollen, muss man *Gerede* als *langue* verstehen, wobei es zahlreiche Übereinstimmungen mit dem *langue*-Begriff Weisgerbers und dem der *langue* als Macht bei Humboldt gibt. Entsprechend den 'Funktionen' des Geredes bei Heidegger ist die Analyse von *Gerede* dreistufig: (i) erstens geht es darum, das Gerede und sein 'Subjekt', das Man (Man-selbst), als positive, d.h. existenziale Grundstrukturen zu erfassen, (ii) zweitens geht es um Macht und Wirkungen des Geredes, (iii) drittens um seinen Verdeckungscharakter. (iv) Im Gefolge dieser Analyse stellt sich dann bei Heidegger die Frage, inwiefern ein Ausweg aus der *langue* möglich ist. Die Diskussion dieser Frage hängt aufs engste mit dem von Heidegger so benannten Phänomen der *Zweideutigkeit* zusammen.

(i) Heidegger führt den Terminus *Gerede* in *Sein und Zeit* wie folgt ein:

“Der Ausdruck »Gerede« soll hier nicht in einer herabziehenden Bedeutung gebraucht werden. Er bedeutet terminologisch ein positives Phänomen, das die Seinsart des Verstehens und Auslegens des alltäglichen Daseins konstituiert. Die Rede spricht sich zumeist aus und hat sich schon immer ausgesprochen. Sie ist Sprache. Im Ausgesprochenen liegen dann je schon Verständnis und Auslegung. Die Sprache als die Ausgesprochenheit birgt eine Ausgelegtheit des Daseinsverständnisses in sich. [...] Die Ausgesprochenheit verwahrt im Ganzen ihrer gegliederten Bedeutungszusammenhänge ein Verstehen der erschlossenen Welt und gleichursprünglich damit ein Verstehen des Mitdaseins Anderer und des je eigenen In-Seins.” (SuZ 167)

Die Aus- oder Hinausgesprochenheit von Rede entpuppt sich also als Sprache bzw. als in Sprache verwahrtes vorgegebenes Ausgelegtsein von Welt. Welt erscheint dadurch in schon vorgegebene Bedeutungszusammenhänge gegliedert. Heidegger betont zudem, dass es sich hier um kein negatives Phänomen handelt, sondern um ein existenziales Phänomen, das die Seinsart des Daseins betrifft. Auch wenn diese Seinsart das *alltägliche* Sein des Daseins betrifft, so gehört sie doch notwendig zum Dasein und ist deswegen existenzial. Das folgende, *Sein und Zeit* vorausliegende Zitat erläutert diese Notwendigkeit und erinnert zugleich stark an das Muttersprachapriori Weisgerbers:

“Das Gerede kann aber nunmehr als die Verwahrungsart der Auslegung verstanden werden. [...] Im Gerede verhärtet sich die Auslegung zur Ausgelegtheit. Das bei der Geburt »zur Welt gekommene« Dasein wächst in solcher Ausgelegtheit auf und in eine solche hinein.” (BZ 34f.)

Das folgende Zitat aus den *Prolegomena* schließlich definiert diese Ausgelegtheit, in die jedes Dasein hineinwächst, als *alltägliche*, (an anderen Stellen bevorzugt Heidegger die Bezeichnung *öffentliche*) und bringt sie in Verbindung mit dem *Man*, welches sich als ‘Subjekt’ oder Träger dieser Ausgelegtheit zeigt:

“Diese als Gerede herrschende und verfestigte Auslegung der Welt und des Daseins bezeichnen wir als die *alltägliche Ausgelegtheit des Daseins*.

Jedes Dasein bewegt sich in einer solchen Ausgelegtheit, die zumeist mit der Ausgelegtheit der Generation einer bestimmten Zeit zusammenfällt und sich mit ihr modifiziert. Diese Ausgelegtheit beschließt in sich, was man im öffentlichen Miteinandersein über die Welt und das Dasein sagt. Das, was *man* sagt, hat die Führung aller Auslegung und damit die Zeitigung des Verstehens übernommen, das heißt, das, was *man* sagt, ist es eigentlich, was über die verschiedenen Seinsmöglichkeiten des Daseins verfügt.” (PGZ 374f.)

Obwohl in diesem Zitat schon die Macht des *Man* und der öffentlichen Ausgelegtheit angesprochen ist, muss beachtet werden, dass das *Man* ebenso wie das Gerede ein ursprünglich ‘positives’, d.h. existenziales Phänomen ist:

“Das *Man* ist ein Existenzial und gehört als ursprüngliches Phänomen zur positiven Verfassung des Daseins.” (SuZ 129)

Faktisch, oder wie Heidegger betont, “*zunächst*” (SuZ 129) beginnt jedes Dasein “in der durchschnittlich entdeckten Mitwelt. *Zunächst* »bin« nicht »ich« im Sinne des eigenen Selbst, sondern die Anderen in der Weise des *Man*.” (SuZ 129).

In den *Prolegomena* verknüpft nun Heidegger explizit den Terminus *Sprache* mit dieser öffentlichen Ausgelegtheit im *Man* und kennzeichnet die Seinsart von Sprache genauer:

“Die Verhärtung der Ausgelegtheit erfährt aber darin noch eine Steigerung, daß die mitgeteilte Rede immer ausgesprochen ist und die Gesprochenheit der Ausgelegtheit (nichts anderes ist die Sprache) ihr Wachstum und ihren Verfall hat. Die Sprache selbst hat die Seinsart des Daseins. Es gibt nicht Sprache überhaupt als freischwebendes Wesen, an dem die verschiedenen sogenannten Einzelexistenzen Teil hätten. Jede Sprache ist – wie das Dasein selbst – in ihrem Sein *geschichtlich*. Das scheinbar gleichmäßige freischwebende Sein einer Sprache, in dem das Dasein sich immer zunächst bewegt, ist nur ihre Unzugehörigkeit zu einem bestimmten jeweiligen Dasein, d.h. ihr nächster Seinsmodus im *Man*.” (PGZ 373)

Das Wesen der Sprache, und zwar im Sinne von Sprache als *langue*, ist also nur deswegen scheinbar so abstrakt und überindividuell kollektiv, weil es nach Heidegger – allerdings nur als Wesen der Sprache im Sinne des Geredes – im Man gründet. Auf dem Fundament der vorgegebenen Auslegungsleistungen des Man beginnt ein jedes Dasein faktisch sein Sprechen und seine Auslegung von Welt. Dass Sprache die Seinsart des Daseins hat, heißt, dass sie notwendig mit der Existenz des Daseins verbunden ist, im Verstehen und Auslegen ‘lebt’. Sie gewinnt ein ‘eigenes’ geschichtliches Sein dadurch, dass sie das im Man vollzogene Verstehen konserviert. Schon hieran sieht man, dass die Seinsart der Sprache im Man für Sprache grundlegend ist, obwohl noch gar nicht die Frage berührt ist, ob Sprache sich auf diese ihre Verfasstheit beschränkt. Deutlich ist zunächst nur, dass Sprache als *langue* nach Heidegger berechtigterweise als *existierende* Entität angesehen werden muss. Im Folgenden wird gezeigt, dass nach Heidegger diese Entität eine starke Wirkung auf bzw. Macht über das Dasein ausübt.

(ii) Sprache als *langue qua Gerede* übt in verschiedenen Hinsichten Macht über jedes Dasein aus. Die Grundwirkung dieser Macht besteht darin, dass ein jedes Dasein in vorgegebene Interpretationsbahnen gezwängt wird, – man könnte also auch durchaus im Sinne Weisgerbers oder Humboldts sagen: dass sie an bestimmte Weltansichten gebunden wird. *Langue* als *Gerede*, so Heidegger, “regelt zunächst alle Welt- und Daseinsauslegung” (SuZ 127). Damit ist in Weisgerberschem oder Humboldtschem Sinne gesagt, dass der durchschnittliche öffentliche Diskurs, die stereotypen Meinungsäußerungen, auf die Heidegger immer wieder zu sprechen kommt, verwurzelt sind in einem ‘tieferliegenden’ sprachlichen Weltbild. Indem Heidegger explizit auf das Hineinwachsen in dieses sprachliche Weltbild aufmerksam macht, wird es implizit auch als *muttersprachliches* ausgewiesen.

Zudem regelt und bestimmt Heidegger zufolge das Gerede auch die *Befindlichkeit* des in es verwickelten Daseins:

“Die Herrschaft der öffentlichen Ausgelegtheit hat sogar schon über die Möglichkeiten des Gestimmtseins entschieden, das heißt über die Grundart, in der sich das Dasein von der Welt angehen läßt. Das Man zeichnet die Befindlichkeit vor, es bestimmt, was man und wie man »sieht«. (SuZ 169f.)

Entscheidend ist zudem, dass auch das ‘Mitdasein’ oder ‘Miteinandersein’ von der öffentlichen Ausgelegtheit, dem Gerede als *langue*, bestimmt wird:

“Das im Gerede sich haltende Dasein ist als In-der-Welt-sein von den primären und ursprünglich-echten Seinsbezügen zur Welt, zum Mitdasein, zum In-Sein selbst abgeschnitten. Es hält sich in der Schweben und ist in dieser Weise doch immer bei der »Welt«, mit den Anderen und zu ihm selbst.” (SuZ 170)

In den *Prolegomena* hatte Heidegger sogar noch deutlicher formuliert, dass im ‘Normalfall’ eine jede intersubjektive Aushandlung von Weltinterpretationen auf dem Boden dieser gemeinsamen Man-Welt stattfindet:

“[...] die Welt ist immer schon primär als die gemeinsame Welt gegeben, und es ist nicht so, daß auf der einen Seite zunächst einzelne Subjekte wären, die jeweils ihre eigene Welt hätten, und daß es nun darauf ankäme, die verschiedenen jeweiligen Umwelten der einzelnen aufgrund irgendeiner Verabredung zusammenschieben und daraufhin zu vereinbaren, wie man eine gemeinsame Welt hätte. So stellen sich die Philosophen die Dinge vor, wenn sie nach der Konstitution der intersubjektiven Welt fragen. Wir sagen: das erste, was gegeben ist, ist diese gemeinsame Welt des Man [...]” (PGZ 339)

(iii) Man sieht nach der bisherigen Charakterisierung des Geredes und des ihm korrelativen ‘kollektiven Subjekts’ des Man, dass die Kriterien zur Aufstellung der vier existenzialen Strukturen des In-der-Welt-seins – *Befindlichkeit*, *Verstehen*, *Rede* und *Verfallen* – heterogen sind. Das *Verfallen* bezeichnet die Seinsart des der öffentlichen Ausgelegtheit des Man verschriebenen Daseins in sprachlicher *und* befindlicher Hinsicht. Heidegger exerziert die Analyse einer solchen befindlichen Verfallenheit am Beispiel der *Neugier* als eines der Modi des befindlichen Verfallenseins. Die Verfallenheit, so scheint es zunächst einmal, rückt deshalb in methodischer Hinsicht *neben* die Grundexistenzialien des Daseins, weil ihre Macht und ihr Einfluss entscheidend sind. Das Sich-Aufhalten des Daseins in der öffentlichen Ausgelegtheit des Geredes entlastet (SuZ 127) nach Heidegger das Dasein von dem eigenen, ganzen Sein-können, es nimmt dem Dasein die eigene Verantwortlichkeit ab (SuZ 127) und bewirkt, dass das Sein-können des eigenen Selbst und das des Mit-Daseins “verloren” wird, d.h. gar nicht erst in den Horizont des Möglichen gerät (SuZ 128). Damit *versperrt*, *verdeckt* und *verhindert* es die Sicht auf diese Möglichkeit. Die *Neugier* entspricht dieser permanenten Flucht vor dem eigenen Selbst (BZ 38). Aus der Perspektive der Zeitlichkeitsanalyse entspricht der *Neugier* die Unfähigkeit zum Verweilen, zur Auseinandersetzung mit einer Sache und zur Fähigkeit, sich aus der vollen zeitlichen Ekstasis, der Ganzheit des eigenen Selbst in einen Bezug zu Welt zu setzen. Die *Neugier* springt immer nur vom Jetzt zum nächsten Jetzt, sie bewirkt

sozusagen einen permanenten ‘Urlaub’ von eigentlicher Auseinandersetzung, und erzeugt oder verstärkt zugleich die Auffassung einer homogen fließenden Zeit (BZ 70ff.).

(iv) In *Sein und Zeit* folgt der Analyse der *Neugier*, die wir hier nur kurz umrissen haben, diejenige der *Zweideutigkeit*, als der neben Gerede und Neugier dritten “Seinstendenz” (SuZ 346) des *Verfallens*. Das Strukturmoment der *Zweideutigkeit* wird in der gängigen Literatur zur (frühen) ‘Sprachphilosophie’ Heideggers durchweg unberücksichtigt gelassen, es wirkt auf den ersten Blick wie ein in systematischer Hinsicht unnötiger Zusatz in der Analyse des Verfallens. Meiner Ansicht nach verbirgt sich in ihm aber das *entscheidende* Moment für ein Verständnis der weiteren Entwicklung von Heideggers Sprachdenken.

Das Strukturmoment der *Zweideutigkeit* soll besagen, dass alles, *eigentliches und uneigentliches* Verstehen, Reden und Sich-Befinden gleichermaßen auf die Ebene des öffentlich Beredeten gezogen wird, es verfällt damit dem Mechanismus, immer schon bekannt zu sein, immer schon gewusst zu sein, eine Neuigkeit zu sein, die sofort wieder veraltet und irgendwann auch schon einmal so von jemand anderem gesagt worden ist. Jeder Daseins- und Seinsentwurf wird damit zu einem beliebigen, kontingenten, im Prinzip unwesentlichen Bestandteil eines Ideenarsenals, das so, aber ebensogut auch anders aussehen könnte. Alles *Artikulierte*, sobald es publik, publiziert oder einfach nur artikuliert wird, verfällt *notwendig* diesem Mechanismus, es wird “über Nacht als längst bekannt geglättet” (SuZ 127), es ist für die Öffentlichkeit sofort “veraltet” (PGZ 386). Da Artikulation aber ein existenziales Strukturmoment des Daseins und seines In-der-Welt-seins ist, ist dieses Verfallen ein *unausweichliches*, nämlich mit der Existenz des Menschen gegebenes und kein kontingentes Geschehen. Deshalb ist die *Zweideutigkeit* ‘überall’ präsent, sie betrifft die Welt, das Mitsein und sogar das Selbstsein des Daseins (SuZ 173). Indem alles sprachlich Artikulierte und jede Befindlichkeit notwendig in den Sog der öffentlichen Ausgelegtheit gerät, bewirkt sie eine generelle, existenzial verankerte Unsicherheit in der Frage, was *eigentlich* und was *uneigentlich* ist, worin sich auch der eigentliche Grund für Heideggers Begriffswahl verbirgt. Indem sich die *Zweideutigkeit* auch “auf das Sein des Daseins zu ihm selbst” (SuZ 173) erstreckt, wird dieses selbst sich unsicher, ob es, wenn es vermeint, sein eigenes ganzes Sein-können ‘ergriffen’ zu haben, dies auch wirklich ergriffen hat. Die *Zweideutigkeit* bewirkt eine kategorische, da existenziale Unsicherheit hinsichtlich der Unterscheidung von Sein und Seiendem und, auf tieferer

Ebene, von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit (SuZ 173; PGZ 384). Deswegen bezeichnet Heidegger sie als “Steigerung des Verfallens” (PGZ 384; vgl. auch SuZ 178). Man müsste sogar sagen, dass die Zweideutigkeit nicht nur eine Steigerung des Verfallens ist, sondern dessen ‘tiefstes Wesen’. Heidegger vergleicht ihre Wirkung mit derjenigen eines ‘Wirbels’, sozusagen eines schicksalhaften Maalstroms:

“Die Bewegungsart des Absturzes in die und in der Bodenlosigkeit des uneigentlichen Seins im Man reißt das Verstehen ständig los vom Entwerfen eigentlicher Möglichkeiten und reißt es hinein in die beruhigte Vermeintlichkeit, alles zu besitzen bzw. zu erreichen. Dieses ständige Losreißen von der Eigentlichkeit und doch immer Vortäuschen derselben, in eins mit dem Hineinreißen in das Man charakterisiert die Bewegtheit des Verfallens als *Wirbel*. [...]

Zur Faktizität [des Daseins; B.S.] gehört, daß das Dasein, *solange* es ist, was es ist, im Wurf bleibt und in die Uneigentlichkeit des Man hineingewirbelt wird.” (SuZ 178f.; vgl. auch PGZ 388)

Aus dieser Analyse der *Zweideutigkeit* ergibt sich das entscheidende Moment für das Verständnis der auf *Sein und Zeit* folgenden ‘Sprachphilosophie’ Heideggers insofern, als *alles in Sprache Artikulierte* notwendig der öffentlichen Ausgelegtheit verfällt. Heidegger wird im Gefolge von *Sein und Zeit* mehr und mehr dahin tendieren, Eigentliches *nicht (offen) artikuliert* zu sagen, um es so der öffentlichen Ausgelegtheit zu entziehen. Diese Tendenz setzt sich erst allmählich durch und korreliert immer mit einem Dennoch-Sagen, auf das sich die öffentliche Auslegung Heideggers verständlicherweise stützt. Heideggers Strategie des nicht offen artikulierten Sagens wird dagegen nur ansatzweise bemerkt und in der philosophischen Auslegung Heideggers nicht zureichend berücksichtigt.

4.1.5. *Parole, Dialogizität, langue(s)* und der Zugang zu Sein und Sprache

Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass aus der Daseinsanalyse heraus die in dieser Arbeit herausgestellten Erscheinungsweisen von Sprache als *parole, Dialogizität, langue(s)* nach Heidegger in der Grundverfassung des Daseins, dem In-der-Welt-sein, begründet sind (und korrelativ in der mit diesem In-der-Welt-sein verbundenen Zeitlichkeit). Folgt man Heideggers Analyse, so müsste man sagen, dass *parole, Dialogizität* und *langue* fundamentalontologisch zusammengehören, *parole* wäre demnach zwar die *Rede* eines jeden Daseins, diese ist aber zugleich Mit-Rede, die sich immer schon an ein anderes Dasein im Bewandtniszusammenhang der Mit- und

Zeugwelt wendet und artikuliert ist als *langue*. Aus diesem Horizont heraus muss auch der Kommentar Heideggers zu Humboldts Betrachtungen zur Bedeutung der Pronomina verstanden werden, dass das Ich, Du und Er (und mit ihnen das Hier, Da und Dort) als fundamentale “Daseinsbestimmungen” bzw. “Daseinsadverbien” (PGZ 343f. ; SuZ 119f.) verstanden werden müssten, die gleichursprünglich im In-der-Welt-sein des Daseins verankert sind. Humboldts Philosophie der *parole*, der *Dialogizität* und der *langue* hätten also ihren gemeinsamen ontologischen Grund in der fundamentalontologischen Konstitution des Daseins.

Die bisherige Analyse hat aber auch gezeigt, dass die ebenfalls grundlegende existenziale Struktur des ‘Verfallens’, die sich in sprachlicher Hinsicht als *Gerede* manifestiert und als *langue*hafte, öffentlich werdende Kristallisation von Auslegungen offenbarte, *prima facie* einen jeden Redeakt und eine jede Mit-Rede ‘überschattet’. Bei dieser Analyse will Heidegger nicht stehenbleiben, ihm geht es um eine Befreiung aus dem Verfallen, um einen Zugang zum ‘Eigentlichen’, d.h. um eine ‘eigentliche’ *parole*, eine ‘eigentliche’ Mit-Rede und eine ‘eigentliche’ sprachliche Artikulation von Rede. Das heißt nicht, dass nach Heidegger die Verfallenheitsstrukturen einfach abzuschütteln bzw. ganz abzulegen sind, da sie ja existenzial zur Grundverfassung des Daseins gehören, also niemals einfach ‘übersprungen’ werden können. Wie Heidegger diese Schwierigkeit zu lösen versucht, wird in 4.2. und 4.3. thematisiert.

Wir wollen nun noch kurz darauf eingehen, welche (uns interessierenden) *Grundtendenzen* es in der *Rezeption* der frühen ‘Sprachphilosophie’ Heideggers gibt, die die Differenz von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit *nicht* berücksichtigen. Meiner Ansicht nach kann man vier Grundtendenzen unterscheiden:

1) Als fundamental wird die Einsicht Heideggers herausgestellt, dass Sprache kein Mittel ist, unabhängig vom Subjekt vorhandene Dinge zu *repräsentieren*, Sprache und Rede vielmehr in einem *vorgängigen* lebensweltlichen und vor allen Dingen *pragmatischen* Handlungszusammenhang gründet. Dieses Philosophem kann in ganz unterschiedliche weitere Argumentationszusammenhänge ‘eingebaut’ werden. Es sei hier exemplarisch verwiesen auf Rortys Verwendung dieses Arguments im Sinne seines skeptisch-relativistischen Pragmatismus (Rorty 1991: 52; 1992b: 372f.), auf Winograds und Flores’ Verwendung im Sinne ihrer Autopoiesis-Theorie (Winograd/Flores 1988: 27-37) und auf Apels Auseinandersetzung mit Heidegger. Schon 1959 schrieb Apel:

“«Sein und Zeit» aber scheint bei erster Annäherung der pragmatischen Dimension der Bedeutung noch weit radikaler als Morris den Vorrang vor der formallogischen und der Tatsachenrichtigkeit einzuräumen.” (Apel 1959: 183)

An Heidegger wird also hervorgehoben, dass Sprache *nicht wirklichkeitsabbildend* ist.

2) Apel bringt dann schon in seiner frühen Heidegger-Rezeption den pragmatischen Bewandtniszusammenhang von Rede in direkte Verbindung zum Phänomen der *Umgangssprache*, also zum Moment der *langue*:

“Die «mit der Sprache denkende» Seinshermeneutik Heideggers unterscheidet sich freilich dadurch grundlegend von der «semiotischen Methode», daß sie die Sprache nicht als gegenständlich verfügbares System, sozusagen als «medium quod» der Erkenntnis, behandelt, sondern von vornherein eben jene apriorische «medium quo»-Funktion der Umgangssprache für das ontologische Weltvorverständnis (und d.h. für das geschichtlich wesentliche Denken) zu mobilisieren suchte [...]. Mit anderen Worten: Jenes auch von Wittgenstein bemerkte Mysterium der Sprache, daß man über ihre innere Form nicht eigentlich reden, sondern letztlich nur durch Mitentwurf, durch hinhörend-«entsprechende» Vollstreckung ihrer immanenten «Energieia» die Form zum Erscheinen bringen kann, begründet das methodische Geheimnis der (hermeneutischen) Phänomenologie Heideggers.” (Apel 1959: 182)

Hier wird an Heidegger hervorgehoben, dass er auf die *apriorischen Funktionen von Umgangssprache und ihrer Gegründetheit in praxiologischen Zusammenhängen* aufmerksam gemacht habe.⁴⁷¹

3) Für andere Interpreten Heideggers ist gerade die Verbindung von *parole*- und *langue*-Ebene die entscheidende Problematik. Gerade diejenigen, die zunächst einmal Heideggers Analyse in allen Einzelheiten nachverfolgen wollen, wie etwa Hennigfeld, stellen als problematisch heraus, dass beim frühen Heidegger eine “positive Bestimmung der Sprache” (Hennigfeld 1982: 239)⁴⁷² als Pendant zur pejorativ-negativen Analyse des *Geredes* fehle, was sich dann auch in der Zeitlichkeitsanalyse niederschlägt, in der die Akzentuierung des *Geredes* nicht nur die Aussparung der positiven Funktion von Sprache zur Folge habe, sondern zudem noch die weitgehende Aussparung der Redeanalyse.

⁴⁷¹ Vgl. dazu ausführlicher 4.4.2. und 4.4.3.

⁴⁷² Hennigfeld (1982: 239) führt als weiteren Vertreter dieser Ansicht Pöggeler an.

Hier wird also im Prinzip auf dem Fundament der gängigen *parole/langue*-Distinktion moniert, dass das Verhältnis von *parole* und *langue* bei Heidegger nicht klar werde und in systematischer Hinsicht inhomogen konzipiert sei.

4) Lafont (2000:78f.) schließlich glaubt im Rekurs auf Heideggers Einführungspassagen der Analyse des *Geredes* (SuZ 167f.) erkennen zu können, dass Sprache als *langue* bei Heidegger der eigentliche und verborgene letzte Grund für alle Rede- und Verstehensleistungen des Daseins ist:

“In this way, language comes to be identified in its ontic and at the same time ontological status as responsible for Dasein’s particular understanding of being, the very fact from which *Being an Time* took its point of departure.” (Lafont 2000: 79)

Für Lafont lässt sich Heidegger deshalb zu den *Meaning-Holisten* rechnen und vertritt letztlich die gleiche Ansicht wie die *langue*-Theoreme Humboldts. Aus dieser Interpretationshinsicht ergibt sich zwangsläufig, dass die Analysen von Rede und Verstehen eigentlich zweitrangig sind und im tieferen Grund der *langue*-Funktion gründen. Die Unterscheidung von Rede und Sprache sei deswegen auch unangemessen (“a distinction so utterly inappropriate” (ebd. 77)).⁴⁷³ Eben diese Position, nur mit anderen Schlussfolgerungen verbunden als bei Lafont, findet sich auch beim späten Apel noch. Sich beziehend auf eine Passage Heideggers zur ‘alltäglichen Ausgelegtheit’, also zur Sprache in ihrer uneigentlichen Seinsweise als ‘Gerede’⁴⁷⁴, stellt Apel fest:

“Es versteht sich, daß diese Passage nicht ohne weiteres in den Kontext einer Wittgensteinschen *Sprach-* bzw. *Sinnkritik* hineinpaßt; sie enthält vielmehr den Schlüssel zu einer *Sprachhermeneutik* und verweist auf die sogenannte »Vorstruktur des verstehenden In-der-Welt-seins« als solche eines »je schon« sprachlich erschlossenen und vorgeprägten »Vorverständnisses« der Lebenswelt.” (Apel 1998: 469)

Hier wird Heidegger also als *Vertreter der langue-Weltbildthese* angesehen, wobei *langue* mit *Gerede* identifiziert wird.

Quintessenz: Wenn Heidegger auf dieser Ebene des *langue*- oder Weltbildphilosophen ‘festgefroren’ wird, was dadurch möglich wird, dass die Analysen zum ‘Gerede’ auf *langue* (als Muttersprache) *ganz allgemein* übertragen werden, dann

⁴⁷³ Vgl. dazu ausführlicher 4.4.2.

⁴⁷⁴ Die Kernstelle der zitierten Passage lautet: Der “alltäglichen Ausgelegtheit, in die das Dasein zunächst hineinwächst, vermag es sich nicht zu entziehen, in ihr und aus ihr und gegen sie vollzieht sich alles echte Verstehen, Auslegen, Mitteilen, Wiederentdecken und neu Zueignen.” ([SuZ 169] Apel 1998: 469).

fehlt nur noch, in jeweils anderer Perspektivik dasjenige als fehlend herauszustreichen, was der jeweils eigene Ansatz an Neuem bringt. Das ist bei Lafont die Referenzbeziehung, bei Apel die diskursive Überprüfung von Geltungsansprüchen.

Diese Positionen wurden von uns deshalb ausgewählt, weil sie eine markante Referenz zu den sprachlichen Erscheinungsweisen von *parole*, *Dialogizität* und *langue* herstellen; sie machen vor dem Versuch Heideggers, aus der ‘gewöhnlichen’ *parole*, *Dialogizität* und *langue* auszubrechen, Halt. Ihre Kritik an diesem Ausbruchsversuch wird hier noch nicht besprochen. Er soll vielmehr zunächst einmal nachvollzogen bzw. verstanden werden. Aus der Perspektive von *Sein und Zeit* ist dieser Ausbruchsversuch nur als eröffneter Horizont, als anstehende Aufgabe da. Diese wird aber schon ansatzweise skizziert als alle drei genannten Erscheinungsweisen von Sprache (i-iii) betreffende.

(i) Die *parole*hafte Rede und das Verstehen des jeweiligen Daseins hat schon in *Sein und Zeit* die Funktion einer *gewaltsamen* Interpretation, wobei die ‘Gewaltsamkeit’ als Gegengewicht gegen die ‘Macht’ der öffentlichen Ausgelegtheit auftritt:

“Die *Seinsart* des Daseins *fordert* daher von einer ontologischen Interpretation, die sich die Ursprünglichkeit der phänomenalen Aufweisung zum Ziel gesetzt hat, daß *sie sich das Sein dieses Seienden gegen seine eigene Verdeckungstendenz erobert*. Die existenziale Analyse hat daher für die Ansprüche bzw. die Genügsamkeit und beruhigte Selbstverständlichkeit der alltäglichen Auslegung ständig den Charakter einer *Gewaltsamkeit*.” (SuZ 311)

Man fühlt sich hier an Humboldts Dialektik von Macht und Gewalt der Sprache erinnert, was, wie wir noch sehen werden (vgl. 4.4.1.), zum Teil tatsächlich zutrifft. Humboldts ‘Gewaltakte’ der *parole* sind jedoch, bis auf den Ausnahmefall einer Passage bei Humboldt nicht mit der Differenz von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit zu fassen, sondern sind der Motor einer je nur minimalen Veränderung der Struktur der *langue*, wohingegen Heidegger zu einer nicht offen artikulierten Form des anderen Sagens finden möchte.

(ii) Bezüglich des *dialogischen* Moments der echten, d.h. eigentlichen Mitrede schreibt Heidegger schon in den *Prolegomena*:

“Diese Möglichkeit eines echten Mitredens besteht jedoch und dokumentiert sich vor allem darin, daß die Entdecktheit [im Sinne von SuZ: ‘eigentlicher Erschlossenheit’; B.S.], die mit einem Wort gegeben ist, sich mit bestimmten Sätzen berichtigen und weiter ausbilden kann. Ja, die ausgesprochene

Rede kann allererst dazu verhelfen, Seinsmöglichkeiten, die man vorher schon immer unausdrücklich erfahren hat, nun allererst zu ergreifen. [...] So kann Rede, vor allem *Dichtung*, sogar neue Seinsmöglichkeiten des Daseins freiwerden lassen.“ (PGZ 375f.)

Hier zeigt sich im Ansatz die später erst ausgearbeitete These vom möglichen ‘eigentlichen’ Dialog zwischen Dichter und Denker. Dialogisch wird Heidegger dann auch das Verhältnis zwischen ‘eigentlich’ Sagemdem und der ‘eigentlichen’ Sprache konzipieren.

(iii) Die eigentliche Schwierigkeit besteht für Heidegger Ende der 20er Jahre aber noch darin, wie Sprache, als *langue und ‘eigentliche’ Sprache* zu denken sei. Dass Heidegger schon 1927 in diese Frage ‘vordenkt’ zeigt zum Beispiel eine Passage aus dem 1927 gehaltenen Vortrag *Phänomenologie und Theologie* (Wm 45-77), in dem Heidegger Sagen (als ‘eigentliches’ Sprechen) und Denken als ein “Entsprechen (Sagen) gegenüber dem, was sich zeigt” (Wm 75) bestimmt. Dass sich Sein in einer Art unmittelbarer Weise zeigt, war eine der frühen Thesen Heideggers, die schon in der Auseinandersetzung mit Husserl entstand. Dass Sprache diesem Sich-Zeigen entsprechen müsse, mutet also wie eine Art natürlicher Weiterführung dieser Fragestellung an. Gleichwohl stellte sie für Heidegger eines der schwierigsten Probleme seines Denkwegs dar. Hier besteht für die Interpretation auch die Möglichkeit zu fragen, wie sich die Entwicklung dieser Fragestellung aus den frühen Schriften ergab. Da dies im Kontext der in dieser Arbeit angestrebten Ziele eine eher zweitrangige, werk- und denkgeschichtliche Frage darstellt, sei hier zum Abschluss dieses Kapitels nur skizzenhaft angedeutet, wie man diese allmähliche Annäherung (die allerdings in keiner Identitätsbeziehung endet) von Sprach- und Seinsfrage konzipieren könnte.

Wie Heidegger später mehrfach schilderte (ZSD 47, 83-86; Sem 375-378), war es vor allem der von Husserl in den *Logischen Untersuchungen* unternommene Versuch, gegen den Psychologismus, gegen Kant und die neukantianische Geltungsphilosophie die Möglichkeit eines ‘direkten’ phänomenologischen Zugangs zu idealen Gegebenheiten zu erweisen. In dieser Hinsicht ist für Heidegger insbesondere Husserls Konzept der *kategorialen Anschauung* (Husserl 1993c: 128-164) zentral, mit welchem Husserl eben diesen direkten Zugang begründen wollte. Heideggers Bemühungen gehen, schon vor 1919, verstärkt aber erst seit 1919 (ZSD 86) in die Richtung, das Problem der kategorialen Anschauung, das Husserl Heidegger zufolge in seiner Wendung zu einem transzendentalen Subjektivismus wieder hatte fallen lassen,

für sich zu klären. In den *Prolegomena* findet diese Auseinandersetzung mit dem Konzept der kategorialen Anschauung Husserls dann einen ersten Abschluss, der zugleich mit der Ausarbeitung des Projekts von *Sein und Zeit* zusammenfällt. Der Paragraph 6 der *Prolegomena* handelt auf mehr als 30 Seiten (PGZ 63-99) vom Problem der kategorialen Anschauung, welches sozusagen ein Bindeglied der frühen Phänomenologie Husserls zum Projekt von *Sein und Zeit* darstellt. Wesentlich für Heidegger an der kategorialen Anschauung ist, dass sich ideale Gegebenheiten *von sich aus* zeigen und nicht an Urteilsfunktionen des Verstandes gebunden sind (Sem 375ff.), in der Terminologie von *Sein und Zeit*, dass sich Sein ebenso wie Seiendes von sich her zeigt, obwohl, das muss betont werden, Sein sich überhaupt nur demjenigen Seienden, das ein Seinsverständnis haben kann, also dem Dasein, zeigen kann. Die ausführliche Auseinandersetzung mit dem Konzept der kategorialen Anschauung in den *Prolegomena*, die wir hier nicht nachzeichnen wollen,⁴⁷⁵ mündet bei Heidegger in die Erkenntnis:

“Das Entscheidende der Entdeckung der kategorialen Anschauung ist: Es gibt Akte, in denen ideale Bestände sich an ihnen selbst zeigen, die nicht Gemächte dieser Akte, Funktionen des Denkens, des Subjektes sind.” (PGZ 97)

Schon in der 1915 eingereichten und 1916 publizierten Habilitationsschrift⁴⁷⁶ Heideggers zur Kategorien- und Bedeutungslehre des Johannes Duns Scotus lässt sich erkennen, dass Heidegger schon früh den Problemkreis der kategorialen Anschauung im Visier hatte, indem er als ‘bemerkenswerten Gedanken’ (FS 256) bei Duns Scotus herausstreicht, dass

“nämlich unter dem Modus *essendi* nicht nur die reale *Naturwirklichkeit*, sondern auch das *unsinnlich Logische*, das Erkannte als Erkanntes und damit *jedes Gegenständliche überhaupt* verstanden werden muß. Der Modus *essendi* deckt sich mit dem durch die Urkategorie des «ens» umschriebenen universalen Bereich des «Etwas überhaupt». Die Bedeutungslehre hat sonach entsprechend der alles betreffenden Funktion der Bedeutung eine universale Tendenz. Das deutet darauf hin, daß Duns Scotus sich des Herrschaftsbereiches der Bedeutungskategorien klar bewußt war.” (FS 256)

⁴⁷⁵ Eine solche Nachzeichnung lässt sich nicht in ein paar wenigen Abschnitten erledigen und würde deshalb den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Sie setzt zudem nicht nur eine intensive Beschäftigung mit dem frühen Husserl und dessen Wende voraus, sondern auch eine solche mit Heideggers (früher) Kantinterpretation. Im berühmten Kantbuch von 1929 *Kant und das Problem der Metaphysik* versucht Heidegger besonders in der Interpretation des Kantschen Schematismuskapitels (KM 88-113) zu zeigen, dass der Kantsche Schemabegriff letztendlich die Möglichkeit einer intelligiblen oder eben kategorialen Anschauung voraussetzt. Eine ausführliche und umfangreiche Analyse des Verhältnisses von Heidegger zu Husserl hat in exemplarischer Form von Herrmann (2000), desjenigen Heideggers zu Kant Borges Duarte (2002) vorgelegt.

⁴⁷⁶ In der *Gesamtausgabe* in Band 1 *Frühe Schriften* enthalten (FS 132-353).

Ohne auf die Rolle von Duns Scotus selbst einzugehen, der sich später auch gar nicht als eigentlicher Autor des von Heidegger benutzten Textes herausstellte, zeigt sich allein schon an diesem Zitat, dass Heidegger erstens betont, dass “das *unsinnlich Logische*” sich ebenso wie “reale *Naturwirklichkeit*” zeige (bzw. ‘sei’), zweitens, dass dieses Sich-Zeigen dasjenige einer universalen Bedeutung sei, die aber auch über sprachlich fixierte und artikulierte Bedeutungen zugänglich sei. Die Schwierigkeit der Habilitationsschrift bestand vor allem darin, dass Heidegger, der beim Neukantianer Rickert habilitierte, einerseits noch daran festhalten wollte, dass die Frage der Wahrheit von Bedeutungen im Zusammenhang einer Urteilstheorie bzw. der Frage nach der Geltung von Urteilen behandelt werden muss, Bedeutungskategorien demnach erst im Bezug auf den Urteilssinn eine erhöhte und “erkenntnistheoretische Dignität” (FS 279) erhalten, andererseits aber durch offensichtliche Bezugnahme auf Husserl vom Paradigma des Vorrangs des Urteils Abschied zu nehmen begann. Was nun aber die Verweise auf Husserl angeht, so hebt Heidegger zwar die Bedeutung des Konzepts einer reinen, universalen Grammatik hervor (FS 270f.), die für den frühen Husserl phänomenologisches Forschungsziel war und abgelöst von den kontingenten Sprachgrammatiken gedacht war, wendet aber implizit schon gegen Husserl ein, dass die vorgängige Leistung der Sprache bzw. der jeweiligen Einzelsprachen für den Aufbau einer allgemeinen ‘Denklogik’ ein ebensolches Recht⁴⁷⁷ auf Berücksichtigung hätte. In diesem Sinne zeigt die Habilitationsschrift eher, wie sich Heidegger von den ersten ihn bestimmenden philosophischen Paradigmen zu lösen und einen eigenen Denkansatz zu gewinnen suchte, als dass sie eine wirkliche Vorzeichnung des später entwickelten Konzepts von Sprache gäben, wie es dann in *Sein und Zeit* bzw. den im engeren Sinne vorbereitenden Arbeiten dazu ausgearbeitet wurde.⁴⁷⁸

Diese kurz gehaltene Skizzierung der Rolle der Frühschriften im Kontext der Sprachthematik rechtfertigt meiner Ansicht nach die Entscheidung, sie nicht systematisch in unserer Arbeit zu berücksichtigen. Im Folgenden soll nun gezeigt

⁴⁷⁷ Hier verweist Heidegger einerseits auf eine Passage in Lotzes Logik (FS 266), andererseits auf Voßlers Kritik an Husserl (FS 280f.), wodurch, wie wir in 2.1. gezeigt haben, er in die Nähe der Husserlkritischen Strömung der Sprachwissenschaft gerät, zu der auch Weisgerber zählte.

⁴⁷⁸ In der Sache nicht wesentlich abweichende Urteile zur Bedeutung der Habilitationsschrift finden sich bei Kapferer (1984: 20f.), Schweppenhäuser (1988: 34f.), Kisiel (1993: 371), Grotz (2000: 94) und Friedman (2004: 51). Eben dieses Urteil trifft auch auf die 1920 gehaltene Vorlesung Phänomenologie der Anschauung und des Ausdrucks zu, in der es Heidegger vorrangig um eine Abgrenzung zu Natorp und Dilthey geht. Andererseits finden sich hier schon Bestimmungen des Begriffs Bedeutsamkeit sowie die später zentralen Begriffe des Daseins und “Mit-da-seins” (PAA 81), die deutliche Denkversuche in die Richtung von *Sein und Zeit* darstellen.

werden, wie Heidegger in der auf *Sein und Zeit* folgenden Phase seines Philosophierens die Frage, wie denn ‘eigentliche’ Sprache zu denken sei, zu beantworten suchte.

4.2. Die Rolle von Sprache beim späten Heidegger

4.2.1. Vorbemerkungen

Die Trennung zwischen frühem und spätem Heidegger beruht auf der berühmten *Kehre* im Denken Heideggers, die die Seinsproblematik nicht im Ausgang von der Fundamentalanalyse des *Daseins*, sondern, so könnte man vorläufig sagen, von der des *Seins* selbst angeht.⁴⁷⁹ Der Vollzug dieser ‘Kehre’ ist ein allmählicher, der zudem in Schüben auf verschiedenen thematischen Ebenen geschieht. Dies wird schon daran deutlich, dass Heidegger selbst unterschiedliche Stationen seines Denkwegs als entscheidende bzw. als Einstieg in die Kehre bezeichnet. In einer 1943 notierten Anmerkung zum 1930 erstmals gehaltenen Vortrag *Vom Wesen der Wahrheit* wird der Einstieg in die Kehre in Bezug auf eine bestimmte Textstelle dieses Vortrags markiert (Wm 89, Anm. a), in einer Anmerkung zum *Brief über den »Humanismus«* notiert Heidegger “>Ereignis< seit 1936 das Leitwort meines Denkens” (Wm 148), und bezüglich der angemessenen Fassung der Gedanken zum Wesen der Sprache nennt Heidegger einen noch späteren Zeitpunkt, “beinahe ein Jahrzehnt” (UzS 93) nach seiner ersten, eigens dem Sprachthema gewidmeten Vorlesung von 1934. Da *Sein*, *Ereignis* und *Sprache* im Denken der Kehre zusammengehören, zeigt sich also, dass die Ausgestaltung dieses Denkens nicht in einem Moment vor sich ging, einer einzigen entscheidenden Einsicht zu verdanken war, sondern einer längeren ‘Inkubationszeit’ bedurfte.

Wir werden der Frage der allmählichen Entwicklung der Kehre weniger Aufmerksamkeit schenken, sondern unsere Untersuchung primär problemorientiert ausrichten. Dies hat einerseits damit zu tun, dass die Äußerungen Heideggers zur Sprachthematik in seiner späteren Phase über viele Schriften verteilt sind, andererseits liegt uns daran, die wesentlichen Argumentationsstellen seines Sprachdenkens deutlich zu machen. Nur so kann transparent werden, wie der spezifische Sprachgebrauch

⁴⁷⁹ Dass hiermit, wie viele Interpreten meinten, keine radikale Abkehr von der Daseinsperspektive verbunden war, muss heute als gesichert gelten, vgl. dazu von Herrmann (1997) und das entsprechende Vorwort von Borges Duarte (ebd. 9-20).

Heideggers und sein Rekurs auf ‘sprachliche Strategien’, die in 4.3. thematisiert werden, motiviert ist.

Wie schon in Kapitel 4.1. werden zunächst (4.2.2.) unerlässliche Vorbedingungen für das Verständnis der ‘späten’ Thematisierung von Sprache ‘geklärt’ werden. Diese Vorbedingungen betreffen insbesondere die These Heideggers, dass die bisherige *Seinsgeschichte* eine *Verfallsgeschichte* ist, und zwar deswegen, weil es die wesentliche ‘Funktion’ von Sprache sein wird, einen ‘Ausweg’ aus dieser Verfallsgeschichte zu ermöglichen. Für den Fortgang der Untersuchung ist dann wichtig, dass man sich vergegenwärtigt, dass die für die Daseinsebene herausgestellte Differenz von *Eigentlichkeit* und *Uneigentlichkeit* sich in anderer Form auch auf Seinsebene finden lässt. *Eigentliches* Sein, so könnte man sagen, manifestiert sich in *eigentlicher* Sprache. Wie diese zu denken ist, soll in Kapitel 4.2.3. thematisiert werden. Dabei wird deutlich werden, dass die Zuspitzung des *Seinsdenkens* im *Ereignisdenken* zu einem Denk- und Sprachdilemma, einer Art Denk- und Sprach‘not’ führt, einer scheinbar unauflösbaren Aporie. Die Dringlichkeit ihrer Bewältigung misst sich an der Diagnose der Seinsgeschichte als Verfallsgeschichte. Auf diesem Stand der Untersuchung angelangt, kann dann (4.2.4.) die Frage thematisiert werden, welche Rolle die jeweiligen Muttersprachen für Heidegger spielen bzw. wie die zwischenzeitlich (insbesondere von 1934 bis 1936) herausgehobene Verbindung von *eigentlicher* Sprache an den *Volks-* bzw. *Sprachgemeinschaftsgedanken* zu beurteilen ist. Zum Abschluss (4.2.5.) wird dann die Frage diskutiert, welche Interpretations-, Umgangs- und Verstehensmöglichkeiten die Radikalität Heideggers in der Sprachfrage evoziert. *In extremis* stellt sich die Alternative einer radikalen Ablehnung der Position Heideggers bzw. ihrer ‘existenzialen’ Übernahme. Diese Diskussion eröffnet den Horizont für die Beurteilung der im dann folgenden Kapitel untersuchten Frage nach dem ‘Sinn’ der sprachlichen Strategien Heideggers.

4.2.2. Vorbedingung zur Fokussierung der Sprachfrage: die bisherige ‘Seinsgeschichte’ als ‘Verfallsgeschichte’

Wie aus den Analysen in Kapitel 4.1. hervorging, zeichnet sich das Dasein als einziges Seiendes Heidegger zufolge dadurch aus, dass es das Sein von Seiendem verstehen kann. Dieses Verstehen ist fundamentalontologisch ein *zeitigendes*, d.h. möglich aufgrund der Zeitlichkeitsstruktur des Verstehens. Der unausgearbeitete zweite

Teil von *Sein und Zeit*, so zeigt schon die einleitende Explikation des Gesamtentwurfs (SuZ 19), hätte erarbeiten sollen, dass das Sein selbst, also das, ‘was’ ‘als Sein’ verstanden wird, zeitigend bzw. Zeit selbst *ist*. Dieser Gedanke wird schon ab 1927, in den *Grundproblemen der Phänomenologie* aufgenommen, insbesondere aber mit der ‘Besinnung’ auf den Ereignisbegriff in den von 1936-1938 verfassten *Beiträgen zur Philosophie* (BzP) im Terminus *Seinsgeschichte* gefasst.

Seinsgeschichte kann es nach Heidegger nicht abgelöst vom Dasein und dessen Seinsverständnis geben, da, wie wir schon sahen, es gar kein Sein ohne Dasein gibt (GdP 26). Versuche eines Seinsverständnisses in abgehoben explizierter Form, also nicht in der unabgehobenen des In-der-Welt-seins, gab und gibt es in der Form von *Metaphysik*, als philosophisches Fragen nach dem Sein bzw. dem Seienden als Ganzem und als solchem, also durchaus als spezifisch seinsverstehendes Unternehmen des Daseins. Heidegger bezweifelt aber, dass in der *Geschichte der Metaphysik*, die deutlich geschieden wird von der *Geschichte des Seins*, ein angemessener Zugang zur Seinsproblematik gewonnen wurde. Ganz im Gegenteil ist er vielmehr davon überzeugt, dass die Frage nach dem Sein, die insbesondere bei Vertretern der vorsokratischen Philosophie noch gestellt wurde, im Verlauf der Entwicklung der Metaphysik zunehmend verstellt oder verbaut wurde, insofern in zunehmender Ausschließlichkeit und sich intensivierender Wirkung die Frage nach dem Sein durch die nach dem Seienden als solchem bzw. der Seiendheit des Seienden ersetzt wurde. Insofern ist die Geschichte der Metaphysik nach Heidegger nicht nur eine Geschichte zunehmender Verstellung des Seinsverständnisses, sondern auch eine solche zunehmender Verfallenheit ans Seiende. Die Geschichte der Metaphysik versteht Heidegger allerdings als signifikante “Phase” (ÜA 19) der Seinsgeschichte, die durch Abwesenheit des Seinsverständnisses gekennzeichnet ist (vgl. BzP 227f.). Die Geschichte der Metaphysik ist nicht zu verwechseln mit einer der gewöhnlichen *historischen* Studien zur Geschichte der Philosophie, sondern ist nur dann *Geschichte*, wenn sie im Bezug auf die Seinsfrage gesehen wird und damit einen ursprünglichen oder eigentlichen Zeitbezug aufweist. Die Geschichte des Seins darf dementsprechend nach Heidegger nicht als historischer Ablauf nach dem Maßstab des homogenen, naturwissenschaftlich bestimmten Zeitbegriffs verstanden werden, sondern als ‘ursprüngliche Zeitigung’. Die Rede von “Zeiträumen” (u.a. BzP 277), ‘Phasen’ oder ‘Etappen’ kann deshalb irreführend sein, sie ist nach Heidegger nur deswegen gerechtfertigt, weil eine ursprüngliche Zeitigung auch ‘Weilen’, ‘Augenblicke’ kennt und sich ja zudem in die

Ekstasen des Gewesenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen erstreckt. Insofern ist auch verständlich, dass es für Heidegger nach dem gewöhnlichen Zeitmaß *innerhalb* oder *während* der Dekadenzgeschichte der Metaphysik Ansätze eines eigentlichen Seinsverständnisses geben kann. Wollte man eine Art ‘logische’ Entwicklung der Seinsgeschichte skizzieren, was Heidegger bisweilen auch unternahm (u.a. BzP 277f.), so beginnt die Seinsgeschichte in ihrem *ersten* Anfang (nach Heidegger bei einigen Vorsokratikern wie Anaximander, Heraklit oder Parmenides) mit einer noch erfahrbaren und nachvollziehbaren, aber nicht eigentlich durchgeführten Thematisierung der Seinsfrage, um dann aber in einer bis heute währenden sich steigernden⁴⁸⁰ dekadenten Entwicklung diese vollkommen aus dem Blick zu verlieren. Heidegger sieht es als seine Aufgabe oder Mission an, einen neuen *zweiten* Anfang⁴⁸¹ der Seinsgeschichte vorzubereiten und seine Konturen sichtbar werden zu lassen. Ebenso wie das Dasein nur durch den Bezug auf sein *ganzes* Sein-können *eigentlich* verstehen und existieren kann, mithin über das radikale ‘vorlaufende Gewärtigen’ seines Nicht-Seins, seines Todes, so ist für Heidegger auch die Seinsgeschichte eine *finite*, die sich dann vollendet, wenn sie sich *ganz*, sozusagen im Angesicht von Ganzsein und Nichtsein, ‘ergriffen’ hat.⁴⁸²

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Metaphysik nimmt in Heideggers Werk sehr großen Raum ein und erstreckt sich im Grunde auf alle wichtigen Denker und Denkstationen der philosophisch-metaphysischen Tradition. Die jeweiligen Interpretationen bleiben nicht im Allgemeinen stecken, sondern weiten sich in umfangreiche und detailliert begründete Einzeluntersuchungen aus. In systematischer Hinsicht ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass hier an diesem Ort, an Heideggers Interpretation der Metaphysikgeschichte, die mit den jeweiligen Autoren verbundenen Interpretationen Heideggers und daran anknüpfend seine eigene grundlegende Position angezweifelt werden können und angezweifelt wurden. Eine differenzierte Übersicht über diese Auseinandersetzungen ist aber an sich schon eine kaum oder nur arbeitsteilig zu leistende Arbeit und muss angesichts der uns interessierenden Fragestellung ausgeblendet werden. Wir beschränken uns deswegen darauf, eine nur grob skizzierte Orientierung zu geben, warum, neben dem schon angegebenen übergeordneten Grund (statt nach dem Sein nach dem Seienden zu fragen), nach Heidegger die

⁴⁸⁰ Zum Moment der Steigerung vgl. (ZSD 56).

⁴⁸¹ Zu der These von den zwei Anfängen vgl. den gesamten Band *Über den Anfang* (ÜA).

⁴⁸² Zur ‘Vernetzung’ des daseinsmäßigen ‘Seins zum Tode’ und der Endlichkeit der Seinsgeschichte vgl. (BzP 230).

Metaphysikgeschichte eine der zunehmenden Verfallenheit bzw. Seinsvergessenheit ist.⁴⁸³

Die Verstellung der Frage nach dem Sein beginnt für Heidegger insbesondere mit der platonischen und aristotelischen Philosophie, in der die Differenzierung der ursprünglichen Frage nach dem Sein, – das sich im ursprünglichen Begriffshorizont von *physis* und *aletheia* noch von sich aus hervorbrachte, aufging oder zeigte –, dieses in Dass-Sein und Was-Sein zerlegte, die den Ausgang für die Übersetzung in die späteren Begriffe von *existentia* und *essentia* bildeten. Die Teilung des Seins in dasjenige, was verborgen ist, und dasjenige, was sich zeigt, lässt die gemeinsame ‘Wurzel’ des einheitlichen Seins vergessen und führt zu einer Art Eigendynamik der Ausgestaltung der Separierung des Seins. Der Fokus der Aufmerksamkeit richtet sich bei Platon darauf, wie sich die *idea* als Was-Sein im Anwesenden zeigt bzw. dann in der Folge (bei Aristoteles) auf das, was sich im Sich-Zeigenden, im Anwesenden beständig durchhält, auf die *ousia*, die dann später zur Suche nach der grundlegenden *substantia* wird. Für die Entwicklung des Dass-Seins entscheidend ist der aristotelische Begriff der *energeia*, von Aristoteles nicht im Sinne eines Wirkresultats gedacht, sondern, so Heidegger, als “das in der Unverborgenheit da-stehende Anwesen des Her- und Hin- und Aufgestellten” (NII 368), als in verbalem Sinne verstandenes ‘An-wesen’ des Werks. Die Übersetzung von *energeia* in *actualitas* bekundet schon einen ersten entscheidenden Wandel in der Auffassung von *Wirklichkeit*, die nicht nur im Sinne von *aktuell vorhanden* verstanden wird, sondern ebenfalls in Anlehnung an Aristoteles’ Lehre von den vier *archai* als ursächlich *Bewirktes*. Kausalität wird somit nach Heidegger auf dem Boden der Teilung des Seinsbegriffs gedacht und wird in der Folge immer stärker als Ursache-Wirkungs-Relation auf der Ebene des Seienden verstanden.

Die ‘Teilung’ des Seins zieht diejenige des Wahrheitsbegriffs nach sich. Wahrheit, nach Heidegger ursprünglich als *aletheia* im Sinne von Unverborgenheit gedacht, wird zu einer Frage der gelungenen Korrespondenz, der Angleichung (*homoiosis*) zweier Instanzen. Ursprünglich noch eine Frage der Angleichung von ‘verborgenem’ Wesen und ‘sichtbarer’ Existenz, wird Wahrheit auch schon bei Aristoteles zu einer Frage des *logos*, des richtigen Aussagens, welches freilich in der griechischen und noch in der thomistischen Philosophie nicht vom Sein bzw. höchsten Seienden abgekoppelt, sondern mit diesem in einer analogen Beziehung steht. Erst mit

⁴⁸³ Skizzierungen der Metaphysikgeschichte hat Heidegger mehrfach und unterschiedlich akzentuiert vorgenommen. Als ausführlichere Skizze bietet sich etwa ein Abschnitt in Nietzsche II (N II 363-416; 417-438) an, schematische Übersichten finden sich u.a. in (BzP 289) und (GdS 26).

Descartes und der radikalen Trennung von Sein/Seiendem und Bewusstsein und der damit einhergehenden Instauration des Subjekts als *ego cogitans*, wird Wahrheit vollends zur *richtigen* Anwendung des *subjektiven* Urteilsvermögens, welches über Entgegenstehendes, über *Objekte* urteilt. Objekte werden verstanden als Gegenstände des Vorstellens, deren Realität und Erfahrung dann bei Kant nur noch im Bezug auf die subjektiven Vermögen von Sinnlichkeit und Verstand begründet werden können. In der Subjekt-Objekt-Spaltung und der mit dieser einhergehenden Verlagerung der Wahrheit in das subjektive Urteilsvermögen liegt der Keim für die letzte Phase der Metaphysikgeschichte beschlossen, der Vorstellung, dass das Seiende nicht nur durch das subjektive Verstandesvermögen erkannt, vorgestellt wird, sondern auch hergestellt, fabriziert, ‘gestellt’ und ‘bestellt’ werden kann. Dem entspricht der Wille zum Machbaren, zur Macht über das Seiende, das nicht in einer ursprünglichen *poiesis* sich selbst hervorbringt oder dem zu seinem Hervorbringen verholfen wird, sondern das nach dem Willen des Menschen und mit Hilfe der Technik produziert und als dem Menschen gegenüberstehender, von ihm abgelöster Gegenstand verfügbar wird.

Die Technik wird so zur Vollendung der Geschichte der Metaphysik (Bes 173). Sie ist Heidegger zufolge als ein spezifisches Seinsverständnis zu begreifen, das allerdings dadurch gekennzeichnet ist, dass es zur extremsten Form von Verstellung eines Seinsverständnisses führt, indem das Seiende zur absoluten Herrschaft über das Sein ermächtigt wird. Das zugrundeliegende Seinsverständnis dieser letzten Phase der Geschichte der Metaphysik kennzeichnet Heidegger wie folgt:

“Erst wo das Sein des Seienden aus der Vor- und Hergestelltheit des Gegen- und Zuständlichen begriffen wird, kommt die Technik zur Herrschaft.” (Bes 174)

Die Herrschaft der Technik ist nur verstehbar aus der Geschichte der Metaphysik, insofern als die Subjekt-Objekt-Spaltung und die Bestimmung des Seienden als eines dem Subjekt Entgegenstehenden die Voraussetzung dafür ist, dass das Entgegenstehende nicht nur als Objekt, sondern als *verfügbarer* Stoff für ein Machen aufgefasst wird. Das ursprüngliche Wesen der griechisch gedachten *techne* wird aufgrund der seinsgeschichtlichen und metaphysikgeschichtlichen Entwicklung in spezifisch reduzierter Form gedacht, nämlich nicht als Hervorbringen, was sich dem Hervorgebrachten auch anpasst und fügt, sondern was ‘rücksichtslos’ dem puren Machen unterworfen wird. Diesem Machen entsprechen ‘Tätigkeiten’, die die deutsche

Sprache in auffälliger Weise in den Wortfamilien des *Stellens* und *Stehens* zum Ausdruck bringt. Das *Stellen*, so Heidegger, drückt das Bestreben aus, alles Anwesende als *Bestand* zu sichern (UzS 263) und *bestellbar* im Sinne einer unbeschränkten Verfügbarkeit zu machen. Das Seiende muss sozusagen unbeweglich, starr werden, es muss zum *Stehen* gebracht werden (WhD 30), es muss sicherbar und steuerbar werden (VA 17). Die in der Geschichte der Metaphysik erkennbare Mutation des Verstehens von Wahrheit als Richtigkeit erfährt nun noch ihre Steigerung, Richtigkeit wird zu Berechenbarkeit, sie wird als solche selbst herstellbar. Wissenschaft wird zum großangelegten ‘betrieblichen’ Unternehmen, das Vorhandene als Wirklichkeitsstoff zu ‘stellen’, d.h. nicht nur als Bestand verfügbar, berechenbar und modulierbar zu machen, sondern es so zu stellen, wie man einen Verbrecher stellt. Dem Wirklichen wird ‘nachgestellt’ (VA 50), es wird der unbedingten Herrschaft des Machens, der herrschenden *Machenschaft*, die nichts anderes als das (verbal verstandene) Wesen des unbedingten Machens ist, ‘unterstellt’. Heidegger fasst das im Wesen der Technik sich offenbarende Seinsverstehen des ‘ungezügelter’ *Stellens* mit dem Terminus *Ge-stell* / *Ge-Stell* (VA 23). Gerade weil dieses Seinsverstehen aber das Seiende zum allein Seienden ermächtigt, und das Seinsverstehen zu einem solchen wird, welches Sein nicht mehr verstehen kann oder will, wird es zu einem Seinsverstehen, in welchem der von Heidegger so benannte ‘Fehl’ des Verstehens von Sein sich als fehlendes Verstehen der *Differenz* von Sein und Seiendem und damit als Tendenz zu einer uneingeschränkten *Indifferenz* bekundet. ‘Uneingeschränkt’ ist die Indifferenz in zweierlei Hinsicht, sie erfasst *jedes* Seiende, also auch das Seiende, was ein Seinsverstehen hat, das Dasein, und sie strebt ihrem eigenen Wesen gemäß danach, ubiquitär zu werden. Schon jetzt ist nach Heidegger ersichtlich, dass der Mensch wie jedes andere Seiende auch zum planbaren *Bestand* geworden ist, der möglichst immer berechenbarer werden soll. Der Mensch ist heute der “wichtigste Rohstoff” (VA 91) geworden, seine künstliche Verfertigung nur noch eine Frage der Zeit. Die Vernutzung und Verplanung des Subjekts, in Kriegszeiten offensichtlich, wird nach Heidegger global, die totale Instrumentalisierung des Menschen lässt es unsinnig werden, zwischen Krieg und Frieden noch zu unterscheiden, da die Grundeinstellung zu allem Seienden sich im Kern nicht mehr von derjenigen zum Menschen unterscheidet (VA 88f.).⁴⁸⁴ Die totale

⁴⁸⁴ Es ist klar, dass besonders dieses Argument Anlass zu heftigen Moraldebatten gibt, da Heidegger hier die Indifferenz in heutiger freiheitlich-demokratischer Gesellschaft mit der Indifferenz in ‘Kriegszeiten’, also auch der im Nationalsozialismus praktizierten gleichschaltet. Solche Einwände, deren Berechtigung nicht angezweifelt werden soll, müssen meiner Ansicht nach aber nicht dazu

Indifferenz, die alles und jedes verfüg-, bestell- und berechenbar macht, verstellt damit in immer zwingenderer Form einen Ausstieg, der in einer Überwindung des herrschenden – abwesenden – Seinsverständnisses läge. Als Ersatz schafft die ‘machenschaftliche’ Indifferenz Schein- oder Pseudoausstiege, nämlich die “Jedermann [sic] zugängliche Öffentlichkeit des Geheimnisvollen, d.h. Aufregenden, Aufreizenden, Betäubenden und Verzaubernden” (BzP 109), die als “Erlebnis” (BzP 109) gesucht wird und in ihrer Suche zur Sucht wird.⁴⁸⁵ Die seinsvergessene Indifferenz, 1946 im Vortrag *Wozu Dichter?* noch mit Amerika und der ‘wesenlosen’ reproduzierbaren Einheitsware in Verbindung gebracht, betitelt Heidegger später auch als “Europäisierung” (Sem 437), die über kurz oder lang auf das andere, östliche Denken Chinas und Japans übergreifen und ihre Herrschaft ubiquitär einrichten werde.

Obwohl die skizzierte Vollendung der Metaphysikgeschichte in der Errichtung des ‘Ge-stells’ ein seinsgeschichtlich ‘geschick’- oder schicksalhafter ‘Ereignis’ ist, ist der Mensch dieser nicht wie einem unausweichlichen Verhängnis ausgeliefert. Es besteht nach Heidegger die Möglichkeit, aus dem herrschenden ‘ab-wesenden’ Seinsverständnis auszubrechen. Dazu ist es aber notwendig, überhaupt erst wieder in ein Seinsverständnis ‘einzuspringen’, und das heißt zunächst einmal, die “Not der Notlosigkeit” (GP 182), d.h. die Verstricktheit in die Welt des ‘Gestells’ und ihren Verblendungszusammenhang wahrzunehmen und als *Gefahr* zu erfahren (vgl. dazu auch Hw 248ff.). Im Vortrag *Die Frage nach der Technik* kennzeichnet Heidegger diese Gefahr als einzige wirklich wesentliche Gefahr (“Das Geschick der Entbergung ist in sich nicht irgendeine, sondern *die* Gefahr.” (VA 30)), und dies in zweierlei Hinsicht, zunächst ganz allgemein auf den Menschen bezogen,

“Waltet [...] das Geschick in der Weise des Ge-stells, dann ist es die höchste Gefahr. Sie bezeugt sich uns in zwei Hinsichten. Sobald das Unverborgene nicht einmal mehr als Gegenstand, sondern ausschließlich als Bestand den Menschen angeht und der Mensch innerhalb des Gegenstandlosen nur noch der Besteller des Bestandes ist, – geht der Mensch am äußersten Rand des Absturzes, dorthin nämlich, wo er selber nur noch als Bestand genommen werden soll. Indessen spreizt sich gerade der so bedrohte Mensch in die Gestalt des Herrn der Erde auf.” (VA 30f.)

führen, Heideggers Gegenwartsanalyse kategorisch zurückzuweisen. In ihrer Prognostik, die hier nur ansatzweise dargestellt wird und die ja immerhin schon ca. 50 Jahre zurückliegt, hat sie sich in zahlreichen Punkten als überaus treffsicher erwiesen.

⁴⁸⁵ Eine kleine ‘Phänomenologie’ des Erlebens findet sich u.a. in den *Beiträgen zur Philosophie* (BzP 120-124).

andererseits aber auch auf die immer stärkere Verstellung und Verunmöglichung von ‘Entbergung’ überhaupt (die wir aus Daseinsperspektive durchaus berechtigt auch als ‘eigentliches Seinsverstehen’ kennzeichnen können) bezogen:

“Allein, das Ge-stell gefährdet nicht nur den Menschen in seinem Verhältnis zu sich selbst und zu allem, was ist. Als Geschick verweist es in das Entbergen von der Art des Bestellens. Wo dieses herrscht, vertreibt es jede andere Möglichkeit der Entbergung. Vor allem verbirgt das Ge-stell jenes Entbergen, das im Sinne der ποιήσις das Anwesende ins Erscheinen her-vor-kommen läßt.” (VA 31)

Das Gefährliche, so Heidegger, ist nicht die Technik als solche, sondern nur ihr Verstellungscharakter, insofern das Wesen der Technik als ‘Gestell’ ‘waltet’. Die Technik als solche ist keineswegs ‘dämonisch’ oder ein böses Geschick (VA 31f.), vielmehr ist es durchaus möglich, sie in ihrem eigentlichen Wesen zu erfahren und ‘dienstbar’ (ID 25) zu machen. Dies ist aber für Heidegger nicht durch Entscheidungen und Maßnahmen möglich, die ihren Grund im herrschenden Seinsverständnis des Gestells haben.⁴⁸⁶ Ebenso wenig gibt es für Heidegger den Weg zurück in die “Dorfidylle” (WhD 54), die Heidegger selbst aber oft heranzieht, wenn es darum geht, einen noch (halbwegs) unverstellten Zugang zu den zuhandenen Dingen, die die in ihnen liegenden natürlichen Möglichkeiten berücksichtigt, zu schildern. Rettung und Ausstieg aus der im Gestell sich manifestierenden Seinsvergessenheit ist nach Heidegger *allein* durch die Sprache möglich. Schon 1936, im Vortrag *Europa und die deutsche Philosophie* wird die Rettung des Abendlandes an die ‘Eigentlichkeit’ von Sprache gebunden (EP 41), 1946 im Vortrag *Wozu Dichter?* wird betont, dass eine Umkehr “*allein in diesem Bezirk*” (Hw 286), nämlich im Bezirk der Sprache, geschehen könne, und auch im Vortrag *Die Frage nach der Technik* kann das eigentliche Wesen der Technik nur dann erfahren werden, wenn Technik als *techne* wieder in ihrem ursprünglich weiten Sinne als *poiesis*, und zwar als höchste Form der *poiesis*, als sprachliches (eigentliches und ‘ereignetes’) Dichten und Denken verstanden und praktiziert wird (VA 38f.). Sprache ist demnach für Heidegger der herausgehobene Ort, an dem der oben genannte andere Anfang seinen Ursprung hat.

⁴⁸⁶ Wie weiter unten noch deutlich wird, sind deswegen auch Ansätze, die Heidegger im Sinne einer Öko-Ethik interpretieren wollen (vgl. dazu Ketterings (1987: 380ff.) Diskussion des Ansatzes von Schirmacher), zu kurz greifend, da es sich bei den Postulaten der Öko-Ethik aus der Perspektive Heideggers eher nur um Makulatur handelt, in der die grundlegende Seinsweise des Daseins nicht berührt wird.

4.2.3. Sprache und ‘Sein’, Sprache und ‘Ereignis’

Die Rettung in und durch Sprache ist allerdings Heidegger zufolge ein schwieriges Unternehmen, da Sprache nicht *per se* rettet. In Sprache selbst ‘west’ die Gefahr. Gefahr ist zunächst und vor allem⁴⁸⁷ die Gefahr der *Zweideutigkeit*, des *Geredes*, die auch nach *Sein und Zeit* immer wieder genannt wird.⁴⁸⁸ Das Phänomen der Zweideutigkeit gewinnt aber in seinsgeschichtlicher Perspektive eine neue Dimension. In der alltäglichen Ausgelegtheit verfestigt sich auch die metaphysische Ausgelegtheit des jeweiligen metaphysikgeschichtlichen Zeitalters. Am deutlichsten wird dies nach Heidegger in der jeweiligen paradigmatischen Prädominanz bestimmter Grundwörter, wobei der Wechsel der Prädominanzen insbesondere eine Frage der bedeutungsverändernden und bedeutungsverengenden Übersetzung ist (vgl. exemplarisch VA 45ff.). So ist beispielsweise die Rede von *Subjekt* und *Objekt* heutzutage ganz selbstverständlich auf das Individuum und sein vorstellendes Bewusstsein einerseits, auf die wahrgenommenen und vorgestellten Gegenstände andererseits bezogen. Ganz aus dem Blick geraten ist, dass das Subjekt als *hypokeimenon* in der griechischen Philosophie noch das Zugrundeliegende ganz allgemein bezeichnete. Nicht nur die metaphysischen Grundwörter, auch die Verwendung des Wortes *sein* ist dadurch gekennzeichnet, dass die mögliche ‘Referenz’ aufs Sein in der Geschichte der Metaphysik von Anfang an aus dem Blick gerät und in eine ausschließliche, ganz und gar unbemerkte ‘Referenz’ auf Seiendes mündet. Die Diskussionen um die Funktion der Kopula gehen deswegen für Heidegger an der eigentlichen Frage vorbei, sie gründen einerseits in der Spaltung von objekthaftem Seienden und aussagemäßiger Erfassung desselben durchs Subjekt, wobei dann untersucht wird, welche Aussagen welchen logischen Geltungsanspruch aufstellen und ob dieser dem Verhältnis von Objekt und subjektivem Urteil gerecht wird.⁴⁸⁹ Sprache selbst wird deswegen in der Metaphysikgeschichte notgedrungen selbst zu etwas Seiendem, zu einem ontisch Vorhandenen, das zum Objekt gemacht wird und danach untersucht und analysiert werden kann. Diese Auffassung kennzeichnet nach Heidegger die gesamte Tradition von Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie (UzS 160f.).

⁴⁸⁷ In der Hölderlin-Interpretation von 1934/35 wird auf eine doppelte Gefahr hingewiesen, einerseits die des zweideutigen ‘Geredes’, andererseits die des den Göttern Zu-Nahe-Kommens. Diese zweite Gefahr lassen wir an dieser Stelle noch außer Acht.

⁴⁸⁸ ([1934/35] HHG 63; [1935] EiM 131; [1936-38] BzP 83; [1946] Wm 174)

⁴⁸⁹ Diese Thematik wird in der Vorlesung Einführung in die Metaphysik von 1935 ausführlich diskutiert, vgl. insbesondere (EiM 78ff.). Mehrfach wurde darauf hingewiesen (u.a. Kettering 1987: 276ff.), dass die Kritik an Heidegger aus sprachanalytischer Perspektive (u.a. Tugendhat 1967a; 1967b) von Heidegger aus gesehen gar nicht den zentralen Punkt, grob gesagt die Differenz von Sein und Seiendem, trifft.

Sprache ist für Heidegger weder etwas rein Ontisches, noch ist sie ein Instrumentarium zur Bezeichnung von Ontischem (Her 34)⁴⁹⁰ oder ein Vermögen des Subjekts (Her 53). All diese Auffassungen von Sprache führen Heidegger zufolge vielmehr dazu, dass Sprache vollständig an die rein ontische Dimension des Seienden, aufgespalten in subjektives und objektives Seiende, gebunden wird und somit wie alles andere einer ubiquitären Technisierung zum Opfer fällt. Es ist für Heidegger deswegen auch eine mehr als 'logische' Konsequenz, dass Sprache im Zeitalter des 'Gestells' möglichst berechenbar und komplett formalisierbar werden soll, dass sie in berechenbare Informationseinheiten verfestigt wird, deren Informationswert eindeutig verfügbar wird und zu eindeutigen Übersetzungen benutzbar wird (UzS 263f.; ED 149).

Diese Kritik an der durch und durch metaphysisch befangenen Auffassung von Sprache bemisst sich letztendlich daran, wie das 'andere' Verständnis von Sprache nach Heidegger auszusehen hat, wie es überhaupt möglich sein soll. Dabei ergänzt das späte Sprachdenken Heideggers dasjenige von *Sein und Zeit* insofern, als in der Thematisierung von *Sprache* und *Sein* und *Sprache* und *Ereignis* das Verhältnis von *Dasein* und *Sprache* nicht verschwindet, sondern weiterhin präsent bleibt. Dennoch hebt die Hinwendung zur Seinsproblematik das 'Sein' und die 'Geschichte des Seins' nun viel stärker hervor. Seinsgeschichte ist zwar für Heidegger notwendig an die jeweiligen Daseinsverständnisse von Sein geknüpft, sie geht aber nicht in 'Daseinsgeschichte' auf. Und ebenso scheint das Sein eine eigene 'Sphäre', eine eigene 'Instanz' auszumachen, die nicht auf Dasein reduzierbar ist und nicht allein aus der Perspektive der Daseinsanalytik zu erfassen oder zu erfahren ist. Und da sich nach Heidegger das Sein in Sprache 'ausspricht' und in Sprache 'zeigt', gewinnt auch Sprache eine 'Seinsdimension', sie wird zum "Haus des Seins" (Wm 313, 358).

In der Spaltung von Seiendem und Sein, und in der scheinbar so unproblematischen Rede von 'Sphären', 'Instanzen' oder 'Dimensionen' liegt allerdings nach Heidegger wiederum die Gefahr beschlossen, dass die von ihm so benannte *ontologische Differenz* ontisch gedeutet wird, dass dem Menschen ein ihn transzendierendes übermächtiges Sein gewissermaßen als objektive Instanz gegenübersteht. Der dieser Gefahr begegnende, fast aporetisch anmutende Versuch, der Ausfaltung der Sinnfrage nach Sein, Seiendem und Dasein ihre Missdeutung als dialektisches Wechselverhältnis autonomer, unabhängiger Instanzen, die geradezu

⁴⁹⁰ Die in einem Oberseminar 1939 durchgeführte Auseinandersetzung (Her) mit Herders *Ursprung der Sprache* führt dieses Argument detailliert aus.

zwanghaft oder ‘automatisch’ in das spezifisch metaphysische Denken einer Subjekt-Objekt-Spaltung münden würde, zu verweigern, führt Heidegger ab 1936, in dem erst 1990 veröffentlichten zweiten Hauptwerk *Beiträge zur Philosophie* (BzP) dazu, im Terminus *Ereignis* die grundlegende, aber dennoch unergründliche Einheit und Zusammengehörigkeit aller ‘Ausfaltungen’, nicht nur derjenigen von Sein und Seiendem oder Dasein und Sein, zu denken und zu ‘sagen’.

Diese vorgeschobenen Hinweise sind bei der nun folgenden Skizzierung der verschiedenartigen ‘Ausfaltungenverhältnisse’ zu berücksichtigen, in denen Heidegger unter anderem das Verhältnis des Daseins zur ‘Sprache des Seins’ entwirft, wobei dieses Verhältnis nach Heidegger eben nicht als Relation zwischen zwei unabhängigen Instanzen gedeutet werden soll, sondern als ‘sich ereignendes’, als im ‘Ereignis’ gegründetes. Die Frage, wie diese Aporetik auf verborgener Ebene sprachlich ‘bewältigt’ wird, wird dann erst in Kapitel 4.3. behandelt.

Wir thematisieren nun in der Folge vier Fragen: (i) Wie ist Heidegger zufolge ein Zugang zum Sein bzw. zur ‘Sprache des Seins’ möglich? (ii) Wer sind die daseinsmäßigen ‘Agenten’ dieses Zugangs? (iii) Was ‘ereignet’ sich, wenn dieser Zugang eröffnet wird? (iv) Was bedeutet in diesem Zusammenhang ‘Ereignis’?

(i) Der Zugang zur ‘Sprache des Seins’ bedarf sozusagen einer Vorbereitung, eines Rückzugs aus der ‘Geworfenheit’ in die gewöhnliche Sprache, der im *Schweigen* mündet:

“Die Sprache selbst hat ihren Ursprung im Schweigen. Erst muß in diesem dergleichen wie >Seyn< sich gesammelt haben, um dann als >Welt< hinausgesprochen zu werden. [...] Wir Menschen werden immer schon in eine gesprochene und gesagte Rede hineingeworfen und können nur mehr noch schweigen im Rückzug aus dieser Rede, und selbst dieses gelingt selten.” (HHG 218)

Diesem Rückzug entspricht die urphilosophische Fähigkeit zum *Erstaunen*, dem das scheinbar Offensichtlichste zum Fragwürdigen – im Sinne von ‘des Fragens würdig’ – wird und welches bei Heidegger ab 1936 als seinsbezogene ‘Grundstimmung’ fungiert (GP 165-181). Die im Erstaunen hervortretende Fragwürdigkeit ist dort gesteigert, wo sie nicht an etwas Offensichtlichem ansetzt, sondern einen ‘Fehl’ bemerkt. Heidegger thematisiert einen solchen ‘Fehl’ als ‘sprachlichen Fehl’ insbesondere in seiner Interpretation des Gedichtes *Das Wort* von Stefan George, in welchem dem Dichter das Wesen der Sprache dadurch fragwürdig wird, dass ihm das Wort für das Wesen der

Sprache fehlt und er diesen Fehl bemerkt.⁴⁹¹ Verbunden mit dem Fehl des Wortes ist das Schweigen, das nicht als Einhalten im Sprechvorgang, als privativer Modus des Sprechens (vgl. von Herrmann 1999: 291) verstanden werden soll, sondern als Bereitschaft für einen ‘Dimensionswechsel’. Das Schweigen ist ein Heraustreten nicht nur aus Sprache, sondern auch aus der mit der gewöhnlichen Sprache verbundenen ‘gewöhnlichen’ Logik des Aussagens und Prädizierens. Noch vor der Verfassung der *Beiträge* ab 1936, in der die Substitution der Logik durch die *Sigetik* (nach griech. *sigan*, schweigen) proklamiert wird (BzP 78f.), hatte Heidegger in seiner Vorlesung im Sommersemester 1934 die traditionelle Logik in das “Fragen nach dem Wesen der Sprache” (Log 169)⁴⁹² transformiert. Dem Schweigen korrespondiert die “Stille des Seyns” (Her 90), stimmungs- und seinsmäßiges Moment der ‘Sammlung’ und ‘Einkehr’, nach Heidegger nicht zufällig auch der ursprüngliche Sinn der griechischen Worte *legein* und *logos*.

In einer stark an meditative Praxis erinnernden ‘Logik’ ist erst durch das Schweigen, das Heraustreten aus dem ‘Getöne’ der gewöhnlichen Sprache, die Fähigkeit gegeben, die ‘Stimme des Seins’ zu hören. Die *conjunctio* von Schweigen und Hören, die in *Sein und Zeit* noch auf der Dimension der Daseinsanalyse verblieb, wird nun auf die ‘Kommunikation’ (Her 120) von Dasein und Sein bezogen. Die Stimme des Seins vermag nur aus dem Schweigen heraus in einem ausgezeichneten Hören vernommen werden, welches die Charakteristika eines ‘Horchens’ (Her 117-128) hat, eines angestrengt-konzentrierten Aufmerkens auf einen spezifischen ‘Laut’, der aus der Stille kommt. In Abgrenzung zu Herder, der das Hören als sprachspezifisches *sensorium (commune)* ansah, ist für Heidegger das Hören nur in der Weise des Horchens ausgezeichnetes *sensorium* (Her 128). Die ‘Stimme des Seins’, die in diesem Horchen gehört werden kann, bezeichnet Heidegger mit dem Oxymoron “Geläut der Stille” (u.a. Her 90; UzS 252, 262). Der Rückgriff auf diese paradoxe Redeform liegt darin begründet, dass Sein und Dasein einander wechselseitig bedürfen, das Sein ‘läutet’, ‘lautet’ und spricht eigentlich erst dann, wenn es vom Dasein ‘gesagt’ wird, und das Dasein ‘sagt’ nur, wenn es zuvor das Sein gehört hat. Somit ist das Horchen keine reine Rezeptivität (Her 119), sondern eine Art ‘Entsprechung’ von Dasein und Sein. Typisch für Heideggers Denken ist, dass diese Entsprechung als intrinsisch zusammengehörige ‘Gegenwendigkeit’ in einem ‘einfältigen’ Ort zusammenfließt, im

⁴⁹¹ Die George-Interpretation wird von Heidegger mehrfach ‘durchgespielt’, vgl. u.a. (UzS 159-238).

⁴⁹² Vgl. zudem die entsprechende später geäußerte Einschätzung dieser Vorlesung in (WhD 100).

‘Inzwischen’, im ‘Da’, als ‘Ortschaft’, an dem sich Sein ‘lichtet’ und als Wahrheit ‘aufgehen’ kann, im Sinne einer ursprünglichen *physis* und *poiesis* zugleich (vgl. hierzu u.a. EiM 66, Hw 70, Anm. a; Her 35, 72, 93; GP 161; ÜA 131ff.).

(ii) Das Sein kann also nur gesagt, d.h. zur Sprache gebracht werden, wenn es, so Heidegger, aus einem ‘versammelnden Schweigen’ heraus gehört wird. Schweigen und hören oder horchen vermag nur der Mensch als Dasein, nur er vermag also das Sein aus dem Schweigen heraus auch zu sagen. Hier kommt nun wiederum der wesentliche Unterschied von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit ins Spiel, indem Heidegger die Wörter *sagen* und *die Sage*⁴⁹³ für das ‘eigentliche’ Sagen des Seins gebraucht, in Abgrenzung vom ‘uneigentlichen’ *Sprechen* bzw. *Reden* (vgl. u.a. UzS 252ff.). Für Heidegger gibt es jedoch nur zwei potentielle ‘Agenten’ des Sagens, nämlich Dichter und Denker.⁴⁹⁴ Dichtung wurde, wie schon erwähnt, von Heidegger schon sehr früh als Möglichkeit eines ‘eigentlichen Sagens’ in Betracht gezogen (PGZ 375), aber erst die in den 30er Jahren einsetzende intensive Auseinandersetzung mit Hölderlin führt Heidegger zur Überzeugung, dass dieser der einzige Dichter sei, der dieses ‘Prädikat’ wirklich verdiene. Hölderlin interpretierend sieht Heidegger das Spezifische am Dichten darin, dass es ein Verhältnis zum ‘Heiligen’, zu den ‘Göttern’ herstellt. Dichten ist “das ursprüngliche Nennen der Götter” (EH 42) ist ‘Sagen des Heiligen’ (EH 98). Die Dichter als ‘Halbgötter’ (EH 43) stehen zwischen Menschen und Göttern. Heideggers Interpretation von Dichtung, die sich neben Hölderlin insbesondere auf Werke Georges, Rilkes, Trakls, Hebels konzentriert, sucht in diesen Dichtungen nach dem dichterischen Sagen dessen, was er, Heidegger, selbst ‘denkerisch’ sagt.⁴⁹⁵ Obwohl das dichterische ‘eigentliche’ Sagen vom denkerischen grundverschieden ist, gibt es aufgrund der ‘Gleichwesentlichkeit’ dieses Sagens auch Parallelen zwischen beiden Sageweisen. Beide sagen etwas ‘Wesentliches’ bzw. das Wesen und sagen zugleich dessen ‘Fehl’. Hölderlin ist für Heidegger deshalb ein ‘sagender’ und vor anderen ausgezeichneter Dichter, ein oder *der* “Dichter der Entscheidung” (Her 5), und zwar “»[e]ntscheidend« im seynsgeschichtlichen Sinne” (EH 44), weil er “das Wesen der Dichtung” (EH 44) dichtet, während der Denker die Aufgabe hat, das Wesen von Sprache zu denken und zu sagen. Zudem dichtet Hölderlin, Heidegger zufolge, den “Fehl Gottes” (Hw 248; vgl.

⁴⁹³ Vgl. (UzS 252ff.) und die dort präsentierte ‘etymologische’ Begründung durch Rückführung von *sagen* auf die Bedeutungen *zeigen*, *erscheinen lassen*, *sehen lassen*.

⁴⁹⁴ Im radikalen Sinne gibt es und gab es für Heidegger nicht einmal nur zwei Spezies von die Sage Vermögenden, sondern nur zwei ‘Einzelexemplare’: Heidegger und Hölderlin.

⁴⁹⁵ Bekanntlich hat dieses Interpretationsverfahren Heidegger viel Kritik eingebracht, auf die wir hier aber nicht einzugehen brauchen.

u.a. auch EH 44), das Ausbleiben und ‘Ab-wesen’ der Götter, welches in einen direkten Zusammenhang mit dem Ausbleiben und ‘Ab-wesen’ der Frage nach dem Sein gestellt wird (Hw 248ff.). Eine weitere Parallele ergibt sich daraus, dass Heidegger, im Rekurs auf eine Hölderlin-Passage, die Götter sozusagen in zwei Klassen aufteilt, diejenigen des ‘Hauses’ und die des ‘Jahres’ (EH 19), und hiermit eine implizite Verbindung des Göttlichen zum Dichten von *Sprache* (als ‘Haus des Seins’) und zum Dichten von *Zeit* und die weitere Parallele dieses Dichtens zum Denken von *Sein* und *Zeit* schafft. Dennoch spricht Heidegger immer wieder davon, dass Denken und Dichten sich zwar (wesens-)nah seien, in Nachbarschaft wohnen, aber wie auf getrennten Bergen, die durch eine tiefe Kluft voneinander getrennt sind⁴⁹⁶:

“Das Ungewöhnliche öffnet sich und öffnet das Offene nur im Dichten (oder abgründig davon verschieden und zu seiner Zeit im »Denken«).” (EH 97)

Obwohl also beide, Dichten und Denken, das Wesen der Sprache ins Wort bringen, obwohl beide sich “im Element des Sagens” (UzS 188) bewegen, obwohl beide dieses Wort aus diesem Wesen ‘erhalten’, sei es vom Sein selbst, sei es von den Göttern (EH 42), so gibt es nach Heidegger doch einen ‘abgründigen’ Wesenunterschied zwischen beiden Sageweisen. Dieser Unterschied liegt in erster Linie darin, dass das Denken, im Gegensatz zum Dichten, *bildlos*⁴⁹⁷ sein muss:

“Weil die Philosophie das Seyn *sagt*, und deshalb nur als Wort im Wort ist, und weil ihr Wort nie das Zusagende nur bedeutet oder bezeichnet, sondern im Sagen das Seyn selbst ist, möchte sie alsbald den Übertritt in die *Dichtung* als Nothilfe und als Gefäß zumal suchen. Und doch bleibt dies immer eine Verstrickung in die Wurzeln eines Gleichgeordneten, das ob seines aus sich waltenden Eigenwesens von jeher unendlich dem Denken des Seyns ausgewichen. Denn die Dichtung ist auch anderen geschichte-gründenden Wesens; ihre »Zeiten« decken sich nicht mit jenen des Denkens. Die Angleichung der Philosophie an die Dichtung und somit an die Kunst gefährdet das denkerische Wissen nicht deshalb, weil es durch sie die Strenge der »Wissenschaftlichkeit« einbüßte, die ihm ja doch anfänglich ungemäß bleibt. Die Zuflucht zur Dichtung ist die Flucht vor der kalten Kühnheit der Seinsfrage, die stets ein Zerschneiden der Machenschaft des Seienden, ihrer Verleugnung des Seyns, vollbringt und in der Unruhe und Zerklüftung eines Bruches verharren muß, so daß ein Denken des Seyns nie in die Ruhe des »Werkes« einkehren darf. Der Philosophie gehört die Ruhe der Herrschaft des bildlosen Wissens.” (Bes 51)

⁴⁹⁶ Zur ‘Nachbarschaft von Dichten und Denken’ vgl. insbesondere (Hw 184-216).

⁴⁹⁷ Vgl. außer dem folgenden Zitat auch (Bes 23, 64).

Unserer Meinung nach handelt es sich in diesem Zitat um eine Schlüsselstelle, die einen Hinweis darauf gibt, in welcher Weise Heidegger zufolge das ‘eigentliche’ Denken und Sagen ‘strukturiert’ sein muss. Diesem Hinweis wird in Kapitel 4.3. nachgegangen, so dass die Frage einer näheren Bestimmung des Unterschieds von Dichten und Denken erst einmal aufgeschoben wird. Stattdessen soll zunächst dargestellt werden, in welcher Weise Heidegger dasjenige sprachlich zu fassen sucht, was sich ‘ereignet’, wenn Sprache Sein und, *vice versa*, Sein sich in Sprache aufschließt.

(iii) Das folgende Zitat steckt den Horizont ab, in welchem die Frage, was sich ‘ereignet’, wenn Sprache Sein bzw. Sein sich in Sprache aufschließt, von Heidegger entwickelt wird:

“Das Da-sein ist die Übernahme der Not einer Gründung der Wahrheit des Seyns, ist ein Anfang der historiellen Geschichte. Die Bereitschaft zu solcher Übernahme vorbereiten in der Gestalt eines Wissens des Seyns, nennt sich Besinnung in der Bahn des *Denkens*; weil das Denken die Wahrheit des Seyns erfragt im bildlosen Sagen des Wortes. Das *Wort* aber ist die Stimme des Kampfes zwischen Entgegnung und Streit, angestimmt aus dem Ereignis, durchstimmend die Lichtung und abgestimmt auf den Abgrund des Seyns.” (Bes 22f.)

In diesem Zitat sind drei thematische Bereiche in innerer Zusammengehörigkeit auf Sprache bezogen, der *Kampf zwischen Entgegnung und Streit*, das darin sich manifestierende *Wahrheitsgeschehen* und das diese beiden ‘abgründig gründende’ *Ereignis*. Wir beginnen unsere Erläuterung mit dem erstgenannten thematischen Bereich.

Die drei Termini *Kampf*, *Entgegnung* und *Streit* bezeichnen bei Heidegger drei differente Verhältnisse eines gegenseitigen, wechselseitigen Geschehens, in welchem die jeweiligen ‘Teilnehmer’ am Geschehen in ihr eigenes Wesen gelangen. Das Geschehen des *Streits* betrifft das gegenwärtige Verhältnis von *Erde* und *Welt*, das der *Entgegnung* dasjenige von *Mensch* und *Gott* (*Sterblichen* und *Göttlichen*), das des *Kampfes* die beiden vorherigen Verhältnisse in ihrer Zusammengehörigkeit, die auch graphisch von Heidegger als vierelementiges Überkreuzungsverhältnis gekennzeichnet wird (GS 27). Schon 1935 (im Vortrag zum *Ursprung des Kunstwerks* (Hw 7-68)) finden sich entscheidende Passagen zu diesen Verhältnissen, weitere dann in den Schriften im Umkreis der *Beiträge zur Philosophie* (BzP), bevor ab 1950 (obwohl auch hier schon vorbereitet durch die frühe Hölderlinrezeption der 30er Jahre) eine Spezifizierung und Modifikation dieses Vierungsverhältnisses einsetzt, insbesondere

durch die Hinsicht auf das Spezifische der Dichtung, die dann zur Einführung des Terminus des *Gevierts* führt. Die Diskussion dieser Verhältnisse ist deswegen wichtig, weil sie die wesentlichen Weltbereiche bzw. 'Weltgegenden' nennt, die Heidegger zufolge durch Sprache aufgeschlossen (ereignet) werden können.

Kampf, *Streit* und *Entgegnung* sollen als Termini keine kriegerisch-antagonistische Opposition indizieren, sondern das "wechselweise sich verschenkende Verhelfen in das Wesen" (Bes 84). Im *Streit* ist dieses Verhelfen "die Zueignung des Wesens von Welt und Erde" (Bes 84). Obwohl Heidegger das Wort *Dialektik* aufgrund seiner philosophischen Vorbelastetheit scheut, manifestiert sich doch eine Art ontologischer Dialektik in diesem Zueignungsgeschehen. Die Frage, was mit den Termini *Erde* und *Welt* gemeint ist, lässt sich nur beantworten, wenn ihr wechselseitiges Verhältnis berücksichtigt wird. *Erde* benennt auf den ersten Blick alles Naturhaft-Sinnliche, Holz, Stein, Wasser, Farbe, Ton, Licht etc., das Erdige der Sprache ist der *Laut*. *Welt* ist auf den ersten Blick die poetische Verarbeitung von Erde zu etwas Ding- oder Werkhaftem, sprachbezogen kann dies z.B. ein Sprachwerk oder eine einfache Rede sein. *Streithaft* ist dieses Verhältnis, weil allererst im ursprünglich poetischen 'Herstellen' Erde als Erde zum Vorschein kommt (Hw 34f.). Erde als solche ist das "wesenhaft Sichverschließende" (Hw 36) was erst ins Offene tritt, wenn es zu Welt, d.h. wenn es in einem poetischen Zusammenhang herausgestellt ist. Dieser poetische Zusammenhang muss im weitesten Sinne verstanden werden. Metalle und ihr Blitzen kommen erst eigentlich zum Vorschein bei Axt oder Sichel, ein Stein und seine Schwere und Textur, wenn er zum Bau etwa eines Tempels verwendet wird etc. (Hw 31ff.). Selbst Naturhaftes als solches (Berge, Tiere, Wiesen etc.) gewinnt erst in Abhebung und Zuordnung zur gestalteten Landschaft sein spezifisches Aussehen, es tritt ins Offene hervor, wird also allererst *in Welt als Erde* sichtbar. Andererseits fordert die Erde sozusagen ihren Tribut, sie neigt dazu, "als die Bergende jeweils die Welt in sich einzubeziehen und einzubehalten" (Hw 37), Welt gleichsam wieder zu verschließen und in 'Natur' einzusaugen. Dieses streithafte Geschehen ist also ein immer neu entbergendes und verbergendes, welches konstitutiv ist für ein jegliches 'Ding', sei es 'Naturding' oder 'Gebrauchsding' oder Kunstwerk (vgl. von Herrmann 1980: 176). Der im *Kunstwerk*-Aufsatz entwickelte entscheidende Unterschied zwischen Ding und Kunstwerk besteht darin, dass im Kunstwerk dieses Verhältnis als solches, also in abgehobener und ausgezeichneter Weise bedacht werden bzw. sich offenbaren kann, wohingegen in der 'zeughaften' Dingkonstitution dieses Verhältnis unbedacht bleibt.

Das dabei grundlegende ‘Streit’-Verhältnis ist aber dasselbe. *Erde* ist also für Heidegger nicht etwa vorhandene Substanz, Rohmaterial, Seiendes unter anderem Seiendem, sondern zeigt oder ereignet sich im streithaften Wechselverhältnis zu Welt. In Bezug auf Sprache heißt dies, dass das Erdige an Sprache, ihre Lauthaftigkeit, nur aus dem Streit mit Welt begriffen werden kann. Fasst man das phonetische Material der Sprache(n) als separates Inventar, das kombiniert werden kann, wobei dann in der Folge bestimmten Lautkombinationen eine Bezeichnungs- oder Bedeutungsfunktion zugewiesen wird, so verfehlt man Heidegger zufolge das eigentliche Wesen des Lautes (Her 34; UzS 208), der nur dann Laut ist, wenn er gleichursprünglich mit Bedeutung gedacht wird. Der Laut, so könnte man sagen, ist zugleich ‘geerdete Welt’ und ‘welthafte Erde’: “Laut kommt nicht zu Bedeutung hinzu, sondern die Bedeutung *lautet*” (Her 111).

Die Tendenz des im ‘Gestell’ befangenen heutigen Menschen, das Erdhafte als bloßes Material anzusehen, das vollständig messbar, zerlegbar und in seinen Urbestandteilen berechenbar sein soll, ist Heidegger zufolge nicht nur der erste Schritt zur Zerstörung des Erdhaften, sondern scheitert auch an der immer neu sich diesem Machtanspruch verschließenden Erde (Hw 35f.). Auch wenn diese Grundohnmacht durch jeweils neue Forschungserfolge scheinbar immer wieder überwunden werden kann, so manifestiert sich hier nur ein sich vertiefendes Nichtverstehen des eigentlichen Erde-Welt-Zusammenhangs. Der eigentliche ‘Verblendungszusammenhang’ beschränkt sich Heidegger zufolge aber nicht nur auf das ‘Vergessen’ des Erde-Welt-Streits, sondern auch auf das des *Entgegnungsverhältnisses*.

Beim *Entgegnungsverhältnis* bereitet vor allem die Reichweite und Bedeutung des *Göttlichen* Schwierigkeiten. Die ‘Entgegnung’ wird zunächst als die zwischen Mensch und Gott (u.a. GS 27), später dann⁴⁹⁸ als die zwischen Sterblichen und Göttlichen bzw. Göttern gekennzeichnet. Der Terminus *Sterbliche* weist im Sinne von *Sein und Zeit* darauf hin, dass das Dasein im ‘Vorlaufen zum Tode’ die Möglichkeit des ganzen Sein-könnens hat, also nicht nur ‘eigentlich’ Sein verstehen kann, sondern auch aus diesem eigentlichen Seinsverständnis heraus ‘eigentlich’ Welt hervorbringen kann. Der Terminus *das Göttliche* sträubt sich aber einem einfachen Zugang, was nach Heidegger kein Zufall ist, sondern, wie noch zu sehen sein wird, seinsgeschichtlich bedingt ist. Meiner Ansicht nach findet sich schon im *Kunstwerk*-Vortrag ein entscheidender Hinweis auf den Charakter des Göttlichen. In der frühen griechischen

⁴⁹⁸ Zur differenzierten Untersuchung dieser Frage vgl. von Herrmann (1999: 267f.).

Kultur, so Heidegger, war das Göttliche in jedem Werk als zu beachtende 'Instanz' anwesend. Werke waren Göttern geweiht, und

“Weihen heißt heiligen in dem Sinne, daß in der werkhafte Erstellung das Heilige als Heiliges eröffnet und der Gott in das Offene seiner Anwesenheit herbeigerufen wird. Zum Weihen gehört das Rühmen als die Würdigung der Würde und des Glanzes des Gottes. Würde und Glanz sind nicht Eigenschaften, neben und hinter denen außerdem noch ein Gott steht, sondern in der Würde, im Glanz wohnt Gott an. Im Abglanz dieses Glanzes glänzt, d.h. lichtet sich jenes, was wir Welt nannten. Er-richten sagt: Öffnen das Rechte im Sinne des entlang weisenden Maßes, als welches das Wesenhafte die Weisungen gibt.” (Hw 33)

Als Wesenszug des Göttlichen wird also herausgestellt, dass es als *Maß* des gelungenen poetischen Weltentwurfs erscheint, dessen Gelungenheit, und damit Vollkommenheit oder Würde, in der Geschichte des Seins immer schon an Gott oder Göttern gemessen wurde (VA 177; ID 46). Fehlen die Götter, bleiben sie in ihrem Wesen unberücksichtigt, so fehlt auch das Maß des gelungenen poetischen Weltentwurfs. Diese Interpretation wird auch dadurch bekräftigt, dass in den *Beiträgen zur Philosophie* sich der Betrachtung zum Fehlen der Götter unmittelbar die Diskussion des *Riesenhaften* anschließt (BzP 441ff.), welches eine Art Kompensation des 'Fehls der Götter' in der heutigen 'profanen' Zeit der technisierten Welt darstellt. Mit der Herrschaft des berechenbaren Raum- und Zeitmaßes ist das Richtmaß des Göttlichen gänzlich verdrängt und Vollkommenheit wird in dem messbaren Übermaß gesucht, in der riesenhaften Zahl. Daraus leiten sich dann die bekannten Phänomene ab, dass Außergewöhnliches, scheinbar Vollkommenes mit horrenden Summen entlohnt, als quantitativer Rekord verzeichnet wird etc., wobei die Ohnmacht gegenüber dem unerreichbaren quantitativen Pendant des Vollkommenen sich noch selbst auf der Ebene des Rechenmaßes als nie zu überwindende Differenz zum Infiniten zeigt. Das Dichten des 'Heiligen' und 'Göttlichen' ist Heidegger zufolge nur dann wesentlich, wenn es zunächst einmal dieses wesentlich entscheidende Geschehen des 'Fehlens der Götter' dichtet und damit zeigt. Der Rekurs auf das Göttliche heißt für Heidegger nicht, dass Götter als 'Personen', als Seiende oder, wie es in der Geschichte der Metaphysik der Fall war, als höchste Seiende, wieder zu Ehren gebracht werden sollten, sondern dass statt im Seienden im Sein ein neues Maß des Sagens gefunden werden muss (vgl. ÜA 65).

Schon 1935, im *Ursprung des Kunstwerks*, werden die zwei Verhältnisse *Erde - Welt* und *Menschen - Götter* als sich überkreuzende Verhältnisse, und somit als aufeinander bezogene gedacht, und terminologisch dann, wie wir im oben angegebenen Zitat sahen, als *Kampf* bezeichnet. Ab 1950 verwendet Heidegger dann erstmals den Terminus *Geviert* (VA 166, 144) für dieses vierstellige Überkreuzungsverhältnis, wobei jedoch die Gewichte des ab 1935/36 gedachten Gevierts *qua* *Kampf* verschoben werden. Im 'neuen' Geviert, das nun aus dem Überkreuzungsverhältnis der vier 'Weltgegenden' *Erde, Himmel, Sterbliche* und *Göttliche* besteht, erscheint *Welt* nicht mehr als Element des Gevierts, sondern als übergeordneter Fokus. *Welt* 'weltet' im 'Spiegel-Spiel' dieser vier Elemente (VA 172). Es scheint aber so, als würde die neue Fassung des Gevierts keinesfalls dasjenige außer Kraft setzen, was Heidegger im *Erde-Welt-Streit* gedacht hatte, vielmehr konzentriert sich Heidegger mit Hilfe des neueingeführten Terminus des Gevierts darauf zu zeigen, wie eine *eigentliche* poetische Weltkonstitution⁴⁹⁹ und vor allem eine poetische *Dingkonstitution*⁵⁰⁰ auszusehen hätte und wieso sie im Rahmen der gestellhaften Weltkonzeption nicht gelingt. Damit *Welt* und Dinge eigentlich, und d.h. in ihren Wesensmöglichkeiten aufgehen und erscheinen können, darf keines der Elemente des Gevierts fehlen. Das Zeitalter des Gestells beginnt aber gerade mit der endgültigen Flucht der Götter (ÜA 65), die Hölderlin voraussehend schon angekündigt und gedichtet hatte (Hw 248ff., 294f.), und es setzt sich, so Heidegger, fort in der Zerstörung, d.h. Wesensverhinderung auch der restlichen Elemente. Die heute sich immer deutlicher anzeigende Zerstörung der Erde (vgl. u.a. schon Bes 247f.) ist für Heidegger nur eine logische Folge der gestellhaften metaphysischen Grundhaltung und des fehlenden Seinsverständnisses des Menschen.⁵⁰¹ Wieder also stellt sich die Frage, wie ein Ausweg, eine Rettung aus dieser Situation möglich sein soll. Wir gelangen also wieder zum Ausgangspunkt unserer Darstellung zurück, an dem als einzige Rettungsmöglichkeit aus dieser Situation schon

⁴⁹⁹ Vgl. hierzu insbesondere Kettering (1987: 235, Anm. 14), der auf die verschiedenen Perspektivierungen des Weltbegriffs hinweist und der Auffassung ist, dass der Weltbegriff des so benannten 'Geviert' tatsächlich synthetisierend-übergeordnete Züge erhält. Obwohl diese Ansicht durchaus berechtigt ist, würde ich behaupten, dass diese Verschiebung als eine Verschiebung der Betrachtungsperspektive angesehen werden kann, und zwar als eine Erweiterung des 'Zooms'. Das einzige neue Element, der *Himmel*, hat aus früherer Perspektive deutlich *erdhaften* Charakter, da die 'Natur' nun in das, was auf der Erde ist, und das, was oben, in der Luft, im Himmel ist, geschieden wird (u.a. VA 144), wobei der erweiterte 'Zoom' neue Verbindungslinien, die im ehemaligen Geviert 'unsichtbar' waren, ans Licht befördert. So wird zum Beispiel einerseits an 'erdhaften' Himmels- und Lufterscheinungen (am Wetter, an den Gestirnen, am Sonnenlauf etc.) eine präreflexive, unmittelbare, naturhafte Zeitlichkeit und Zeitlichkeitsorientierung sichtbar, die im ersten Geviert nicht unmittelbar deutlich wurde. Andererseits weist das Himmelelement auf eine ebenfalls nicht manifest in Erscheinung getretene 'direkte' Verbindung von Erde und Göttlichem hin. Der Himmel ersetzt also nicht die frühere Elementstelle *Welt*, sondern schiebt sich in den Erde-Welt-Streit ein, was auch dadurch plausibel wird, dass Heidegger nie von einem Streit zwischen 'Erde' und 'Himmel' spricht.

⁵⁰⁰ Nicht zufällig wird der Begriff *Geviert* in dem Vortrag *Das Ding* (VA 157-175) eingeführt.

⁵⁰¹ Die Zerstörung des 'Himmels' wird, passend zur 'erdhaften' Interpretation des 'Himmels', mit der technischen Eroberung und Instrumentalisierung des Weltraums verbunden (ED 151-154).

die Sprache genannt wurde. Sprache ist nicht nur, im Ausgang von *Sein und Zeit*, (neben der ‘Befindlichkeit’) der primordiale Modus unserer Existenz, sondern auch Modus und Medium des Seinsverstehens. In gegenwärtiger Perspektive ist das Wort, die Sprache, wie wir zitiert hatten, für Heidegger dann auch die ‘Stimme des Kampfes von Entgegnung und Streit’, und in der Folge die ‘Stimme der geviertlichen Welt- und Dingkonstitution’. Durch Sprache und in Sprache wird Heidegger zufolge erst der ‘geviertliche’ Ort geschaffen, an dem Dinge und Welt in ihrem Wesen und in ihrer Eigentlichkeit erscheinen können. Dieses Erscheinungsgeschehen, wenn es gelingt, ist für Heidegger ein bzw. *das* einzige Wahrheitsgeschehen. Wahrheit geschieht, ‘west’ oder ‘ereignet’ sich, wenn Dinge und Welt in ihrer ‘Eigentlichkeit’ aufgehen und erscheinen können.

Dieses Aufgehen muss also nach Heidegger als ‘geviertliche’ Ausfaltung einer ursprünglichen Einheit begriffen werden, als Beseitigung einer Verhinderung und Befreiung für je eigene Seinsmöglichkeiten. In Heideggers Philosophie nach der ‘Kehre’ flankiert ein weiteres zentrales ‘Theorem’ die Befreiungsfunktion von Sprache und vernetzt sich mit dieser: das ‘Theorem’ der *Gelassenheit*. Das Lassen ist nicht herstellbar oder arrangierbar, es ist grundverschieden vom Machen (Sem 101 [363]) und somit nicht als faktitives Lassen zu verstehen. Gleichwohl ist es auch kein unbeteiligt zuschauendes Lassen, sondern eines mit ‘Rettungsfunktion’, indem es nämlich ‘zulässt’ oder besorgt, dass etwas ‘in sein Wesen freigelassen’ wird. Diesen Modus des Lassens bringt Heidegger in einen Zusammenhang zum Geviert:

“Die Rettung entreißt nicht nur einer Gefahr, retten bedeutet eigentlich: etwas in sein eigenes Wesen freilassen. Die Erde retten ist mehr, als sie ausnützen oder gar abmühen. Das Retten der Erde meistert die Erde nicht und macht sich die Erde nicht untertan, von wo nur ein Schritt ist zur schrankenlosen Ausnutzung.

Die Sterblichen wohnen, insofern sie den Himmel als Himmel empfangen. Sie lassen der Sonne und dem Mond ihre Fahrt, den Gestirnen ihre Bahn, den Zeiten des Jahres ihren Segen und ihre Unbill, sie machen die Nacht nicht zum Tag und den Tag nicht zur gehetzten Unrast.” (VA 144f.)

Die ‘höhere Tonart’ des Lassens, und damit auch seine eigentliche Rettungsfunktion, ist aber dann wieder an Sprache geknüpft, und zwar in zweierlei Hinsicht. Es ist die im Schweigen und Hören vorbereitete ‘Zulassung’ der ‘Sage’ des Seins, die, und dies ist der zweite Aspekt, nur dadurch möglich wird, dass der Mensch *qua* Dasein in diese Sage des Seins schon von vornherein ‘eingelassen’ ist, diese

Eingelassenheit aber verborgen und verstellt ist und demnach selbst einer ‘Freilassung’ bedarf:

“Wenn das Sprechen als Hören auf die Sprache sich die Sage sagen läßt, dann kann dieses Lassen sich nur er-geben, insofern und insonah unser eigenes Wesen in die Sage eingelassen ist. Wir hören sie nur, weil wir in sie gehören.” (UzS 255)

Das eigentliche Problem mit der Sprache setzt aber hier erst an. Eine jegliche Rede von ‘Sein’ und ‘Dasein’, vom ‘aufgehenden Geviert’, von ‘Streit und Entgegnung’ suggeriert das Bestehen, den substanziiell seienden Bestand von getrennten Seinsphären und dialektischen Prozessen, die in ihnen ablaufen und die rekonstruierbar und repräsentierbar sind. Diese Suggestion gründet in der notwendigen *Zweideutigkeit* von Sprache, in ihrem ‘Geredecharakter’, der alles Gesagte in die Netze der gängigen, metaphysisch bedingten Ausgelegtheit einspannt. Heideggers eigentliche Anstrengung in seiner Spätphilosophie ist der Versuch, sich dieser öffentlichen Ausgelegtheit zu entziehen. Dieser Versuch nimmt sich den Terminus *Ereignis* zum Leitwort, in welchem in Kontrast zur bisher dargestellten Konturierung des möglichen Ausfaltungsprozesses einer eigentlichen Wesentlichkeit von ‘Sein’, ‘Dasein’ und ‘Welt’ der Gegenpol der ‘Einfaltung’ oder des einfachen, ursprünglichen und verborgenen Unsagbaren erscheint.

(iv) Zunächst darf natürlich nicht übersehen werden, dass der Terminus *Ereignis*, der mit Heideggers zweitem ‘Hauptwerk’, den *Beiträgen zur Philosophie*, die 1936 bis 1938 entstanden, zum ‘Leitwort’ seines Denkens wurde, *auch* und sogar sehr betont sich auf den beschriebenen Ausfaltungsprozess bezieht, in ihm findet Heidegger sozusagen den passenden ‘Begriff’ für das ja auch schon vorher, unter anderem im *Ursprung des Kunstwerks*, entwickelte *Bezogensein* der Elemente des Gevierts, die nur dann in ihr Eigenes finden, wenn sie das Eigene der anderen Elemente wahren, so dass ein jedes Eigenwerden in ein mehrfältiges, aufeinander bezogenes Eigenwerden anderer einbehalten ist. Das ‘Ereignis’ ist also das, “was jegliches in seinem Eigenen anwesen, in sein Gehöriges gehören läßt” (UzS 259).

Zum anderen ist *Ereignis* primär als Verbalsubstantiv aufzufassen, als, wie man im Deutschen sagt, substantiviertes *Zeitwort*, nach Heidegger müsste man eigentlich sagen: ein *Zeitigungswort*. Es entwirft die Möglichkeit einer eigentlichen *Zeitigung*, die

sowohl als geschichtliche Zeitigung des Seins als auch als daseinsmäßiges, dichterisch und denkerisch zeitigendes Sagen des Seins geschieht.

Drittens aber ist, wie gesagt, *Ereignis* auch der Terminus für die ursprüngliche *Einheit* und *Zusammengehörigkeit* aller dieser wesenhaften Ausfaltungen und Differenzierungen. Nicht nur das Geviert ist ursprüngliche “Einfalt der Vier” (VA 172) und ‘ereignend-ereignet’, auch das Ereignis ist das “Verhältnis aller Verhältnisse” (UzS 267), das selbst nicht mehr als Beziehung gedacht werden soll, die *Zusammengehörigkeit* von Sein und Dasein⁵⁰², das *Zusammengehören* von Sein und Zeit (ZSD 20). Das *Zusammengehören* wiederum ist das ‘Hören aufeinander’ und die einheitliche *Bezogenheit* aller der ‘Elemente’, die aufeinander ‘hören’. Dementsprechend wird auch Sprache als “das Selbe im Einigenden des *Zueinandergehörens*” (UzS 265f.) bezeichnet. Sprache ist sozusagen der *Tauto-Logos*, das ‘Heraus-legen’ des Selben und zugleich die *Sigetik* des Selben, dessen Schweigen. ‘*Tauto-logische*’ ‘*Aussagen*’ finden sich deshalb bei Heidegger zuhauf, sie bilden eine Art *kreisartigen Verweis* (vgl. dazu Kap. 4.3.3.2.): “Das Seyn ist das *Er-eignis*” (BzP 470), “*Sage* und *Wort* sind [...] *Wesung* des Seins” (ÜA 117) und zugleich “*eigenste Weise* des Ereignens” (UzS 266). Mithin sind es *Worte* (‘*eigentliche*’ oder aus dem ‘*Ereignis*’ *gesprochene*), die das Ereignis ‘*sagen*’, und andererseits ‘*west*’ das Ereignis in ihnen (Bes 100). Sprache, Sein und Denken sind nicht drei verschiedene ‘*Dinge*’, sondern gehören in der *Einfachheit* und *Einfalt* des Ereignisses zusammen (BFV 165). *Tautologie* ist also für Heidegger etwas sehr *Wesentliches* und im Ereignis begründet, birgt aber dennoch ihre *Gefahren*, da sie einerseits natürlich die *Kritik* einer leeren *Zirkularität* heraufbeschwört, andererseits als *sprachlich formulierte Sequenz*, als in der *Form* des Urteils *formulierte Aussage* schon immer aus der *anvisierten* und ‘*gemeinten*’ *Einfachheit* *herausspringt*. Das Ereignis als *Einfalt* verweist also einmal mehr auf die *Problematik*, die schon mit der *Bildlosigkeit* des Denkens indiziert worden war, und die uns in Kapitel 4.3. dann beschäftigen wird.

Die zunehmende *Konzentration* auf die *Einfalt* und ihre *Aporien* lässt sich auch am *Wandel* des *Wahrheitsverständnisses* bei Heidegger ablesen. Im *Seminarbericht* zum Seminar in Le Thor 1969 (Sem 82f.) wird dieser Wandel als *Weg* gekennzeichnet, der mit dem Projekt von *Sein und Zeit* beginnend zuerst das herrschende *Verständnis* von *Wahrheit* als *Richtigkeit* von *Aussagen* bzw. ihre *metaphysikgeschichtlichen Vorläufer* durch die *Frage* nach dem *Sinn* von *Sein* ablösen wollte. Nach *Sein und Zeit*

⁵⁰² Vgl. dazu die Analyse von von Herrmann (1964 : 194).

beginnt eine lange Phase, in der die 'Entfaltung des Seins als geviertliches Entbergungsgeschehen' im Mittelpunkt stand und Wahrheit als 'Entbergung', als Offenlegung und 'Lichtung' verstanden wurde, im Rückbezug auf das griechische Wort *aletheia* im Sinne von 'Unverborgenheit'. Aber schon früh wird das Entbergungsgeschehen nicht nur in dem Sinne verstanden, dass es nur darum gehe, Dinge, Erde, Welt etc. sehen zu lassen, ihnen den verbergenden Schleier wegzuziehen, da schon im Kunstwerkvortrag die Verbergung eine doppelte ist: "Die Verbergung kann ein Versagen sein oder nur ein Verstellen" (Hw 42). Das 'Versagen' wird schon hier als grundlegende und ursprüngliche 'Verbergung des Grundes', aus dem heraus Wahrheit 'anwest', angeführt. In den *Beiträgen zur Philosophie* wird dieser verborgene, einfältige 'Abgrund' des Wahrheitsgeschehens intensiver 'bedacht'. Wie im *Kunstwerk*-Vortrag wird 'Verbergung' als zweifache ausgewiesen, nun als "Verstellung und Verhüllung" (BzP 354), als selbst verborgene Entbergung (BzP 350), die aus dem und als Ereignis 'west'. Die 'Ur-Verborgenheit' als 'Verhüllung' wird, frühere Versuche, Wahrheit als Grund zu denken, revidierend (BzP 351) als 'Ab-grund des Grundes' genannt (BzP 354). Bezeichnend ist, dass in den *Beiträgen* erste Versuche unternommen werden, diesen ursprünglichen 'Ab-grund' als *Ort* zu denken. Neben dem schon bekannten *Da* als 'Ort der Lichtung' (BzP 328) wird der Ort des Ursprungs des Wahrheitsgeschehens auch als "*hohle Mitte*" (BzP 339) bezeichnet. Ein eigentlicher Schritt nach vorne aber ist dann der Abschnitt zu "Der Zeit-Raum als der Ab-grund" (BzP 371-388), in welchem vor allem der Begriff *Zeit-Raum*, oder auch *Zeit-Raum* als *Augenblicksstätte* (BzP 371), zu einer deutlichen Topologisierung des ereignenden Ursprungs nicht nur des Wahrheitsgeschehens, sondern einer jeglichen 'Er-eignung' führt. Dieser *topos*-Begriff ist es auch, der nach dem oben genannten Seminarbericht von Le Thor die zwischenzeitliche aletheiologische Wahrheitskonzeption in der 'spätesten' Spätphilosophie ablöste (vgl. auch ZSD 77ff.). Der Ort als *topos* wird nun zum Ursprung, Brennpunkt und Sammelpunkt aller Entfaltung (UzS 37, 258; VA 148f.), zur vorgängigen Einfalt, aus der *auch die Zeitekstasen* allererst entspringen. Heidegger spricht gar im späten Vortrag *Zeit und Sein* (ZSD 1-25) von einer vierten Zeitdimension:

"Die eigentliche Zeit ist vierdimensional.

Was wir jedoch in der Abzählung die vierte nennen, ist der Sache nach die erste, d.h. das alles bestimmende Reichen." (ZSD 16)

Dieses (ereignende) 'Reichen', welches der vierten Dimension entspringt bzw. diese ist, ist aber prinzipiell nicht mehr fassbar, obwohl oder gerade deswegen, weil es so einfach ('ein-fältig') ist. Irreführend sind deswegen auch die gerade vorgenommenen Paraphrasierungen mit Punktbegriffen (Brennpunkt, Sammelpunkt), da sie immer noch präntendieren, 'Einfalt' zu veranschaulichen. Zentral bleiben daher eher Paraphrasierungen dieser Ortschaft als 'Entzug' oder 'Ab-grund', die Heidegger gewöhnlich auch bevorzugt. Auch der aletheiologische Lichtungsbegriff erfährt einen Wandel, 'Lichtung' ist nicht primär als 'Sehenlassen', sondern auf vorgängiger Stufe als 'Freiräumen eines Ortes', um danach sehen lassen zu können, gedacht (ZSD 72).

Die Ereignisphilosophie, die also auch einen Wandel des Wahrheitsverständnisses nach sich zieht, führt an die Schwelle eines scheinbar unüberwindlichen Dilemmas, nämlich etwas sagen, denken und bestimmen zu wollen, was sich als unsagbar, undenkbar und unbestimmbar erweist, da es sich genau in dem Moment entzieht, in dem es (scheinbar) bestimmt wird. Dennoch ist ja Heideggers späte Philosophie eine einzige, und zwar äußerst umfangreiche diskursive 'Präsentation' dieses Problems, und es lässt sich auch als solches darstellen. Auch wenn dies in der Tat so ist, heißt das Heidegger zufolge noch lange nicht, dass damit der ursprüngliche Entzug des Ereignisses *verstanden* wäre. Um einem solchen Missverständnis vorzubeugen, lanciert Heidegger immer wieder *overtes* 'Vetos' in seinen Diskurs, d.h. er recurriert auf *offene und diskursive* 'Strategien'⁵⁰³, die den Umgang mit der Aporie, das Unsagbare zu sagen, betreffen.

Eine erste Strategie ist, dass immer wieder betont wird, dass die Ebene der *Eigentlichkeit* nicht in Aussagen einfangbar ist: "die Sage [lässt sich] in keine Aussage einfangen" (UzS 266). Weiterhin wird der Anspruch bestritten, die Begriffe der 'Eigentlichkeitsdimension' durch Worterläuterung (erschöpfend) *erklären* zu können, weder den Begriff – nach Heidegger besser: das Wort – *Dasein* (Bes 325), noch den des *Seins* (Bes 268) noch irgend einen anderen wesentlichen Begriff (Bes 127).

Eine zweite Strategie, die sich als Konsequenz aus der ersten ergibt, ist der Versuch, den Verzicht auf den aussagenden Diskurs diskursiv durch Reduktion einzufangen. Die Sage wird (auch etymologisch (UzS 253)) als *Zeige*, und damit lexikalisch als Reduktion des irreführenden Modus des Aussagens auf den

⁵⁰³ Für Heidegger handelt es sich nicht um instrumental eingesetzte Strategien, sondern – im Sinne der Übersetzung von *methodos* als Weg – um notwendige methodische Wegweisungen; hier sind Strategien die Wegweiser auf dem 'kehrigen' Weg 'zurück oder vor' in die 'Einfalt des Ereignisses'.

angemesseneren und ursprünglicheren paragesischen Akt des stummen (schweigenden) Sagens ausgewiesen:

“*Das Wesende der Sprache ist die Sage als die Zeige. Deren Zeigen gründet nicht in irgendwelchen Zeichen, sondern alle Zeichen entstammen einem Zeigen, in dessen Bereich und für dessen Absichten sie Zeichen sein können.*” (UzS 254)

Dem entspricht auch, dass das Erklären durch ein bloßes *Nennen* (als sprachgestisches Zeigen) ersetzt wird.⁵⁰⁴ Zu beachten ist allerdings, dass diese Gestik für Heidegger auch eine des ‘Seins’ ist, das sich in der ‘Zeige’ zeigt oder ‘etwas’ durch ‘Zeige’ erscheinen lässt. Auch die *Winke Gottes* (u.a. BzP 400; UzS 272), die Dichter und Denker wahrnehmen sollen, gehören hierher.

Eine dritte Strategie ist das weitergehende Veto, das besagt, dass die in den früheren Denkphasen aufgestellten Differenzen, insbesondere die *ontologische Differenz*, im Ereignis wieder zum Verschwinden gebracht werden:

“Es wird einem nicht gelingen, das Ereignis mit den Begriffen von Sein und Geschichte des Seins zu denken; ebensowenig mit Hilfe des Griechischen (über das vielmehr »hinauszugehen« ist). Mit dem Sein verschwindet auch die ontologische Differenz. Vorausgreifend müßte man nämlich auch die fortgesetzte Bezugnahme auf die ontologische Differenz von 1927 bis 1936 als notwendigen Holzweg sehen.” (Sem [Seminar in Le Thor]104)⁵⁰⁵

Die hier von Heidegger gemachte Zeitangabe zeigt, dass beginnend mit den (damals unveröffentlichten) Werken im Umkreis der *Beiträge* diese methodische Rückwendung in die Einfalt des Ereignisses für notwendig erachtet wurde. Entsprechend finden sich auch zahlreiche Stellen in diesen Werken, die dies betonen. Schon hier betont Heidegger, dass das Sein selbst (ÜA 20f.) und das “Quälende und Zwiespältige” (BzP 250) der ontologischen Differenz überwunden werden müsse. Die Unterscheidung von Sein und Seiendem laufe evidentermaßen Gefahr, so gedeutet zu werden, dass sich hier zwei ontische Ebenen gegenüberstehen bzw. die Seinsebene im Sinne einer apriorischen Transzendenz die Seiend-Ebene bedinge (BzP 217, 222, 250, 466). Die Unterscheidung von Sein und Seiendem gründe vielmehr in dem abgründig einfältigen Ursprung des ‘einfachen Unter-Schieds’, des völligen Abschieds von jeder metaphysisch gedachten

⁵⁰⁴ Da hier auch verborgene Strategien mit eingreifen, werden die Aspekte des Zeigens und Nennens ausführlich in Kapitel 4.3. besprochen.

⁵⁰⁵ Gleichlautende Stellen finden sich auch im Vortrag *Zeit und Sein* von 1962 (ZSD 22) und im mit Eugen Fink gegebenen Heraklit-Seminar 1966/67 (Sem 18).

Unterscheidung (ÜA 68-73). Im Ereignis gelte es, diese Unterscheidung zu überwinden, zu 'verwinden' (ÜA 68). Auch die Ausfaltungsfunktion des *Als* wird auf einen dieses Als begründenden Ursprung zurückbezogen (ÜA 82f.). Die Zwei-Wegigkeit des Diskursiven versucht Heidegger also diskursiv zu unterminieren, wobei die gelegte Mine selbst einerseits den Charakter eines 'Erwas' zu haben scheint, andererseits aber auch als abgründiges Loch erscheint.

In einer 'letzten' 'Kehre', einer vierten Strategie, findet sich dann die 'Wegweisung', dass wir, um das Ereignis zu erfahren, lernen müssten, im "Namenlosen zu existieren" (Wm 150), wir müssten "den Glauben an die »gesunde Vernunft« verlernen" (Bes 248), oder, wie es an anderer Stelle heißt:

"Die Sage des Denkens wäre erst dadurch in ihr Wesen beruhigt, daß sie unvermögend würde, jenes zu sagen, was ungesprochen bleiben muß." (ED 83)

Das Wort muss, so Heidegger, 'zerbrechen':

"Ein »ist« ergibt sich, wo das Wort zerbricht.

Zerbrechen heißt hier: Das verlautende Wort kehrt ins Lautlose zurück, dorthin, von woher es gewährt wird: In das Geläut der Stille, das als die Sage die Gegenden des Weltgeviertes in ihre Nähe bewägt.

Dieses Zerbrechen des Wortes ist der eigentliche Schritt zurück auf dem Weg des Denkens." (UzS 216)

Das orthographisch verfremdete *be-wägen*, das Heidegger zufolge im Schwäbischen⁵⁰⁶ soviel wie *einen Weg bahnen* bedeuten soll (UzS 197f.), zeigt aber noch einmal, dass das Ereignisdenken nicht nur in der Konzentration auf die Zeit und Raum gewährende 'Räumlichkeit' des ursprünglichen Ortes mündet, sondern dass der Zugang zu und vielleicht sogar 'Weitergang' in diesem Unbengenen *örtlich* gedacht wird. Die 'Metaphorik' (als solche will Heidegger natürlich sein Denken nicht verstanden wissen) des unbengenen, tief verschneiten (UzS 198), weglos weiten Feldes, in das hinein ein Weg 'be-wägt', gebahnt wird, das Steckenbleiben und nicht mehr Weiterkommen auf den Holzwegen etc. zeigt, dass die Räumlichkeit für Heidegger zum die Zeit verdrängenden 'Medium' wird, sozusagen um Breschen in den leeren Raum, in die

⁵⁰⁶ Die Schreibweise soll Heidegger zufolge die schwäbische Aussprache des *ë* als [ε] graphisch angemessener repräsentieren.

‘leere Mitte’ des Ereignisses zu schlagen. Diese Einsicht wird sich in Kapitel 4.3. in anderer Hinsicht bestätigen.

Die Darstellung der späten Sprachphilosophie Heideggers hat auf dem bisherigen Stand der Untersuchungen gezeigt, dass es Heidegger um eine Überwindung der geläufigen Sprache geht, und zwar auf allen Ebenen bzw. hinsichtlich aller Erscheinungsweisen von Sprache. Die in *Sein und Zeit* aus der Perspektive der Daseinsanalytik sich ergebende ‘Gefahr’ der sich im ‘Gerede’ manifestierenden ‘Zweideutigkeit’, die sich als eine der Sprache als *langue* und Muttersprache herausstellte, zeigt sich in der Spätphilosophie nur noch deutlicher. Die *langue* transportiert das jeweilige epochegebundene metaphysische Denken, welches geschichtlich in die Herrschaft des ‘Gestells’ mündet. Die ‘eigentliche’ Sprache (und das auf sie hörende eigentliche Sprechen, das als ‘Sage’ gekennzeichnet wird) ist eine solche, die sich im Hören und Schweigen einen Zugang zu ‘Sein’ und ‘Ereignis’ verschafft bzw. sich diesem Zugang zu öffnen vermag. Schweigen und Hören signalisieren den Abschied von der geläufigen Sprache. Auffällig ist natürlich, dass Heidegger den Eigentlichkeitsbereich von Sprache durch willkürlich anmutende terminologische Festschreibungen abgesteckt, die seiner eigenen Ansicht zufolge allerdings keineswegs willkürlich sind, sondern vom ‘Sein’ oder ‘Ereignis’ ‘zugesprochen’. In diesem Sinne zeigt sich Heideggers Verhältnis zu den von uns zuvor herausgestellten Erscheinungsweisen von Sprache als durch den Unterschied von *Eigentlichkeit* (in einem über *Sein und Zeit* hinausgehenden Sinn) bzw. ‘Ereignetheit’ und *Uneigentlichkeit* bestimmt. Bezogen auf jede einzelne Erscheinungsweise zeigt sich dies wie folgt:

Langage als individuelles Sprachvermögen ist nach Heidegger eine zu überwindende metaphysische Vorstellung, wie besonders in der 1939 durchgeführten Auseinandersetzung mit Herders *Ursprung der Sprache* (Her) gezeigt wird.⁵⁰⁷ Sprachvermögen ist kein im Subjekt verankertes individuelles Vermögen, sondern ergibt sich in letzter Konsequenz daraus, dass Sein und Dasein sich ‘ereignen’ und in dieser ‘Ausfaltung’ Sein verstanden werden kann und Dasein Sein verstehen kann.

Parole muss demnach aus Sprache als gewöhnlicher *langue* ausbrechen. Diesen Ausbruch muss sich das Dasein aber vom Sein sagen lassen, er ist keine Sache eines rein subjektiven Vermögens. Der Ausbruch ist notwendig ‘gewalt-tätig’, wie auch nach *Sein und Zeit* weiterhin betont wird (u.a. EiM 115ff., 120ff.; Log 127). Interessant ist in

⁵⁰⁷ Vgl. zu *langage* u.a. (Her 53).

diesem Zusammenhang, dass Heidegger in seiner Humboldt-Rezeption, nach der Humboldt im Prinzip als in der Geschichte der Metaphysik befangen gedeutet wird, Humboldt gerade dort “tiefdunkle Blicke in das Wesen der Sprache” (UzS 268) haben lässt, wo Humboldt die Möglichkeit in Betracht zieht, durch einen radikal-utopischen Gebrauch der Gewalt der *parole* eine Änderung des gesamten Gefüges der *langue* zu bewirken (UzS 268).⁵⁰⁸

Dialogizität ist für Heidegger entsprechend ein Kennzeichen der wesentlichen oder eigentlichen Sprache selbst. Besonders in den Hölderlin-Vorlesungen kommt Heidegger immer wieder auf das Hölderlinsche Wort von der Sprache als *Gespräch* zu sprechen. ‘Gespräch’, so deutet Heidegger Hölderlin, ist keine “Vollzugsform von Sprache. Das Gespräch ist seinem ursprünglichen Wesen nach jenes Einigende in der Entgegnung, durch das die Menschen und die Götter ihr Wesen einander zu-sagen.” (And 157).⁵⁰⁹ Das Gespräch ist also auf fundamentaler Ebene für Heidegger dasjenige zwischen Menschen und Göttern, d.h. die gelungene Dichtung des Wesens der Sprache bzw. der Einsprung ins Wesen des Seins. Weiterhin gibt es auch den wesentlichen Dialog zwischen Dichtern und Denkern (u.a. Hw 332), und im Prinzip zwischen all denen, die sich auf dem Weg des wesentlichen Sagens befinden:

“Zueinandersprechen heißt: einander etwas sagen, gegenseitig etwas zeigen, wechselweise sich dem Gezeigten zutrauen. Miteinandersprechen heißt: zusammen von etwas sagen, einander solches zeigen, was das Angesprochene im Besprochenen besagt, was es von sich her zum Scheinen bringt.” (UzS 252)

Dialogizität entspringt also Heidegger zufolge im Eigentlichkeitsbereich von Sprache und muss von ‘gewöhnlicher’ Dialogizität geschieden werden, die, wenn auf Sprache allgemein bezogen, nur als aus dem Eigentlichkeitsbereich ‘abkünftig’ gedacht werden darf.

Was nun die *langue als Muttersprache* angeht, so versuchen Dichten und Denken, wie wir sahen, auch zu einer Eigentlichkeit zu gelangen, die die gewöhnliche Sprache ‘durchbricht’. Andererseits hat die *langue als Muttersprache*, und zwar als gewöhnliche Sprache, einen etwas anderen Status als die anderen Erscheinungsweisen von Sprache. Noch in späten Schriften betont Heidegger des öfteren, dass es keine andere Möglichkeit gebe als bei der geläufigen Sprache anzusetzen, um das Ungeläufige

⁵⁰⁸ Vgl. dazu ausführlicher Kap. 4.4.1.

⁵⁰⁹ Vgl. auch (EH 38ff.).

zu sagen (u.a. ZSD 54f.). Der unverzichtbare Ausgang von Sprache, und zwar von Muttersprache, scheint diese selbst in ihrer metaphysischen Verfangenheit zu 'veredeln'. So schreibt Heidegger 1960, also in seiner späten Phase:

“Sprache ist indes noch immer die jeweilige Sprache, in die Völkerschaften und Stämme geschickhaft hineingeboren werden, worin sie aufwachsen und wohnen. Insgleichen: Die Heimat gibt es nicht auf dieser Erde. Heimat ist jeweilen diese und als solche Schicksal. Sprache ist, aus ihrem Walten und Wesen gesprochen, jeweils Sprache einer Heimat, Sprache, die einheimisch erwacht und im Zuhause des Elternhauses spricht. Sprache ist Sprache als Muttersprache.” (ED 156)

Dies wird dann noch weiter eingekreist: Sprache ist eigentlich Mundart, Dialekt als ursprüngliches *dialegesthai*, Dialogieren, da ein jeder Mensch die eigentliche Vertrautheit mit Sprache in ihrer mundartlichen Version gewinnt, Sprache also primär als Dialekt zur ersten Heimat wird (ED 156). Das Befangensein in Sprache und ihrer 'Zweideutigkeit' wird also hier unter seinem positiven Aspekt gesehen, als natürlicher und unvermeidbarer Beginn des Weges nach 'draußen', der seine Juwelen nur dort finden kann, wo sie abgelagert sind, nämlich in der 'heimatlichen Erde'. Diese Bedingungsfunktion des Mundartlichen pflanzt sich dann auch auf 'höherer Ebene' fort, und zwar als eines der wenigen wirklich gewichtigen 'Gegengewichte', die Heidegger seiner eigenen Konzeption von Einfaltszugang noch einräumt, dadurch nämlich, dass er mehrfach die Anschauung vertritt, dass den verschiedenen Sprachen ein je eigener Zugang und Weg zum Ereignis vorbehalten ist. Dies betrifft besonders die ostasiatischen Sprachen, wie unter anderem *Aus dem Gespräch mit einem Japaner* im Sammelband *Unterwegs zur Sprache* (UzS 85-155) hervorgeht. Zumindest der Zugang ('Weg') zum Wesen der Sprache wird hier mehrfach als sprachspezifisch unterschiedlicher gekennzeichnet (UzS 112ff.). Auch in *Identität und Differenz* (ID) aus dem Jahr 1957 heißt es:

“Unsere abendländischen Sprachen sind in je verschiedener Weise Sprachen des metaphysischen Denkens. Ob das Wesen der abendländischen Sprachen in sich nur metaphysisch und darum endgültig durch die Onto-Theo-Logik geprägt ist, oder ob diese Sprachen andere Möglichkeiten des Sagens und d.h. zugleich des sagenden Nichtsagens gewähren, muß offen bleiben.” (ID 66)

Im letzten Beitrag von *Unterwegs zur Sprache*, der Druckfassung des 1959 gehaltenen Vortrags *Der Weg der Sprache* (UzS 240-268), kann man als in der

Erstveröffentlichung nicht publizierte Randbemerkung Heideggers zum *Der* des Titels lesen: “weshalb nicht »ein« Weg unter anderen?” (UzS 240). Damit wird also eine muttersprachbedingte plurale Zugänglichkeit zur ‘eigentlichen’ Sprache (zu ‘eigentlichen’ Sprachen) in Betracht gezogen, die somit die *muttersprachliche langue*, selbst in ihrer metaphysisch befangenen Form, gegenüber den anderen Erscheinungsweisen von Sprache auszeichnet. Das heißt natürlich nicht, dass Heidegger hier nun zum Weisgerber der Philosophie wird, denn das grundlegende Phänomen der ‘Zweideutigkeit’ ist damit nicht ‘vom Tisch gewischt’.

Aus der Sprachverschiedenheit und ihrem nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Möglichkeiten wesentlichen Sagens ergibt sich die dritte Form eines ‘eigentlichen’ Dialogs, desjenigen zwischen differenten Sprachwelten, wobei Heidegger in der Regel nur die Auseinandersetzung der okzidentalen, aus der griechischen Sprache entstandenen Welt mit der ‘ostasiatischen’, wohl insbesondere japanischen Denk- und Sprachwelt in Betracht zieht (u.a. Red 779; VA 41; UzS 85-155).

Die bisherigen Überlegungen setzen uns nun in den Stand, der ebenfalls im Horizont der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung situierten Frage nachzugehen, wann und in welcher Weise Heidegger die Verbindung von Muttersprache und ‘Volk als Sprachgemeinschaft’ in seine Philosophie einbezog.

4.2.4. Sprache und ‘Volk als Sprachgemeinschaft’ bei Heidegger

Die Verbindungslinie von *Sprache* zu *Volk* wird von Heidegger meines Wissens besonders in der Zeitspanne von 1934 bis 1936 entwickelt. In der Vorlesung des Sommersemesters 1934, die in der *Gesamtausgabe* unter dem Titel *Logik als die Frage nach dem Wesen der Sprache* publiziert wurde (Log), hatte sich Heidegger nach *Sein und Zeit* erstmals explizit mit der Thematik *Sprache* auseinandergesetzt. Die Sprachthematik wird dann in der angegebenen Zeitspanne noch in der Vorlesung aus dem Sommersemester 1935, der *Einführung in die Metaphysik* (EiM), und im Ende 1935 (erstmalig) gehaltenen Vortrag *Der Ursprung des Kunstwerks* (Hw 7-68) behandelt. Mit den *Beiträgen zur Philosophie* rückt der Volksgedanke langsam wieder ins Abseits der Sprachphilosophie Heideggers, ohne jedoch ganz zu verschwinden.

Die Aufnahme der Verbindungslinie *Sprache - Volk* koinzidiert mit der Niederlegung des Rektorats, also mit dem Akt und öffentlichen Signal der ersten Distanzierung vom Nationalsozialismus. Heidegger selbst betont in seiner nach dem

Zweiten Weltkrieg verfassten Selbstverteidigung, dass die Logik-Vorlesung von 1934 insbesondere von Nazi-Spitzeln als Widerstand aufgefasst wurde⁵¹⁰:

“Im ersten Semester nach der Amtsniederlegung (S.S. [sic] 1934) las ich »Logik« und behandelte unter dem Titel der Lehre vom logos das Wesen der Sprache. Es galt zu zeigen, daß die Sprache nicht ein Ausdrucksgebilde des biologisch-rassisch gedachten Menschenwesens sei, sondern daß umgekehrt das Wesen des Menschen in der Sprache als der Grundwirklichkeit des *Geistes* gründe. Jeder fähige Kopf unter den Studierenden hat diese Vorlesung und ihre grundsätzliche Absicht verstanden. Sie wurde aber auch verstanden von den Beobachtern und Spitzeln, die seitdem laufend über meine Lehrtätigkeit nach Heidelberg zu Krieck und nach Berlin zu Baeumler, dem Leiter des Amtes für Wissenschaft in der Reichsleitung Rosenberg, berichteten. Sogleich setzte dann auch in der von Krieck herausgegebenen Zeitschrift »Volk im Werden« eine üble Polemik gegen meine Philosophie und gegen meine Person ein.” (Red 401f.)

Bevor wir ein Urteil über die Glaubwürdigkeit dieser Verteidigung Heideggers fällen, soll zunächst einmal, unter dieser vorläufigen groben Kontextualisierung, der Verbindung von *Sprache* und *Volk* in den entsprechenden Texten nachgegangen werden. Dabei weisen meiner Ansicht nach eine Reihe von Textstellen darauf hin, dass es Heidegger selbst gar nicht primär um den in der Selbstverteidigung genannten Gegensatz von völkischer Sprach- und geistiger Muttersprachideologie ging, in welchen Weisgerber mit ‘Haut und Haaren’ verstrickt war. Heidegger ging es vielmehr um etwas anderes. Insbesondere die Recherchen Bernd Martins⁵¹¹ haben gezeigt, dass Heidegger zu Beginn seines nationalsozialistischen Engagements davon überzeugt war, zur Führer- und Leitfigur einer geistigen Volkserziehung werden zu können, d.h. einer Art von Erziehung oder Anleitung zur ‘Wesentlichkeit’ im Sinne seiner Philosophie, die, wie unter anderem auch die Rektoratsrede zeigte, an einer Reform der Universität und ihrer Idee anzusetzen habe. Liest man Heideggers Texte genau, so scheint es, als habe er trotz des Rückzugs aus der Universitätspolitik und der schon 1934 recht deutlichen Distanzierung zum Nationalsozialismus noch bis etwa 1938 die noch aus den Jahren um 1933 stammende ‘utopische’ Idee zumindest nicht ganz aufgegeben, dass eine *Volkserziehung* zur *Wesentlichkeit* prinzipiell *möglich* wäre. Deutlichster Beleg hierfür ist der am 30. November 1934 gehaltene Vortrag *Die gegenwärtige Lage und die künftige Aufgabe der deutschen Philosophie* (Red 316-334), in dem eine Wandlung des Volkes explizit mit einer gewandelten Stellung zur Seinsfrage in Verbindung gebracht

⁵¹⁰ Ähnlich noch heute Vietta (2006) anlässlich der 2006 gefundenen Vorlesungsmanuskripte eben dieser Vorlesung.

⁵¹¹ Vgl. besonders Martin (1989: 3-50, 165-176).

wird. Dabei wird deutlich, dass Heidegger in wesentlichen Punkten schon entscheidend von der nationalsozialistischen Ideologie abgewichen war, wie folgendes Zitat zeigt:

“Durch das *echte Wissen* um die Wahrheit des geschichtlichen Seins und *nur* durch dieses kann ein Volk und können Völker erst zurückwachsen in das Wollen ihrer *wahren Selbständigkeit*, d.h. der *Freiheit*. Die Selbständigkeit gegen den Andern besteht ja nicht darin, daß der Andere beseitigt oder zum Knecht gemacht wird; denn so wird je gerade das weggeschafft, wogegen der Selbständige als ein solcher sich bewähren kann. Wahre Selbständigkeit geschieht nur im gegenseitigen sich Anerkennen, dergestalt, daß die Anerkennenden sich als die sich Anerkennenden anerkennen und damit sich gegenseitig in die höchste Entfaltung ihres Wesens hinaufsteigern.” (Red 332f.)⁵¹²

Für die Texte von 1934 bis 1936 ist meiner Meinung nach kennzeichnend, dass sie (in Konsequenz des Rücktritts vom Rektorat) einerseits den politischen Kontext recht stark ausblenden⁵¹³ und sich auf die eigene Sache konzentrieren wollen, andererseits aber zeigen, dass Heidegger den Traum einer möglichen Breitenwirkung im Sinne eines *kollektiv sich durchsetzenden anderen Zugangs zum Sein* noch nicht aufgegeben hatte. *Breitenwirkung* heißt dabei dann auch, dass ein gewandeltes Dichten und Denken einiger ‘Weniger’ zur Entwicklung einer ‘neuen Sprache’ und damit zur Entwicklung einer neuen Sprach- *qua* Volksgemeinschaft führt.

Heideggers Argumentation ist dabei auf eine bezeichnende Weise, und, wie wir vermuten, ganz bewusst, *verdeckend*. Denn die erste Voraussetzung zur Bildung des Volksbegriffs, die gemeinsame Muttersprache, in die jedes Dasein nach *Sein und Zeit* ‘geworfen’ ist, wird von Heidegger in der Regel nicht explizit benannt, ist aber zwischen den Zeilen immer gegenwärtig. So werden in der genannten Logikvorlesung von 1934 die Themen *Sprache*, *Mensch* und *Geschichte* verknüpft, wobei noch durchaus im Sinne von *Sein und Zeit* das Ich und das Wir, Dasein und Volksdasein, im Selbst gründen (Log 35ff.). In der anschließenden breiten Diskussion des Volksbegriffs werden die üblichen und implizit auch nationalsozialistischen Auffassungen von *Volk*

⁵¹² Es soll nicht verschwiegen werden, dass einige Zeilen später die *Dringlichkeit* der zu erringenden deutschen Selbständigkeit aus der Konkurrenz zum ‘Asiatischen’ abgeleitet wird, was wiederum zweifache Bedeutung hat, indem einerseits *im Sinne* der nationalsozialistischen Ideologie argumentiert wird, andererseits aber sich auch schon die erst später deutlich werdende wirkliche Hochschätzung des asiatischen, insbesondere japanischen Denkens und Dichtens bekundet.

⁵¹³ Wobei natürlich nicht übersehen werden darf, dass Heidegger einerseits einige bekannte und berüchtigte Euphemismen zum nationalsozialistischen Regime, andererseits aber auch zum Teil gewagte kritische Untertöne in die Vorlesungen einstreute. Was die Euphemismen betrifft, so zeigt aber beispielsweise gerade der Kontext des so oft zitierten Satzes zur “inneren Wahrheit und Größe” (EiM 152) der “Philosophie des Nationalsozialismus” (EiM 152), dass Heidegger noch 1935 davon überzeugt war, dass *seine* Philosophie zu einer Philosophie des (bzw. eines anderen) Nationalsozialismus hätte werden können (bzw. noch werden könne).

als Körper, Seele oder Geist⁵¹⁴ abgelehnt (Log 65ff.). Diese Ablehnungen münden dann in die These, dass nur eine wahrhaft seinsbezogene Entschlossenheit (Log 76f.), also ein Einsprung ins seineröffnende Denken und Dichten, Dasein als Volk gründen könne. Damit, und auch durch den gesamten Gang der Vorlesung, der mit der Thematik *Sprache* beginnt und am Ende wieder zu ihr zurückkehrt, wird *Sprache* im Sinne von seineröffnender Sprache zum Kriterium der Volks‘neugründung’. *Implizit* wird damit aber nahegelegt, dass die ‘Volkswerdung’ aus der noch uneigentlichen Sprache-Volk-Beziehung ihren Ausgang nehmen muss. Auf Sprache als gemeinsame *langue* wird meiner Ansicht nach aber nur in *einem* Text dieser Werkepoche Bezug genommen, und zwar in der frühen Hölderlin-Vorlesung vom Wintersemester 1934/35:

“Die Gefährlichkeit der Sprache ist so eine wesentlich gedoppelte, in sich wieder grundverschieden: einmal die Gefahr der höchsten Nähe zu den Göttern und damit zur übermäßigen Vernichtung durch sie, zugleich aber die Gefahr der flachsten Abkehr und Verstrickung in das vernutzte Gerede und seinen Schein. Das innige Beieinander dieser beiden widerstreitenden Gefahren, der Gefahr des schwer auszuhaltenden Wesens und der Gefahr des spielerischen Unwesens, erhöht die Gefährlichkeit der Sprache bis aufs höchste. Die Gefährlichkeit der Sprache ist ihre *ursprünglichste Wesensbestimmung*. Ihr reinstes Wesen entfaltet sich anfänglich in der Dichtung. Sie ist *Ursprache eines Volkes* [...]. Das dichterische Sagen aber verfällt, wird zur echten und dann zur schlechten >Prosa< und diese schließlich zum Gerede. [...] Auch dann, wenn die Sprache als künstlerisches Gestaltungsmittel gefaßt wird, bleibt es im Grunde bei der werkzeuglichen Auffassung der Sprache als Ausdruck. [...] Das scheinbar am nächsten Faßbare an ihr, Laut und Schrift, ist Zeichen für Bedeutung und diese Zeichen für die Sache. So möchte man es fast für hoffnungslos ansehen, je eine wesentliche Wandlung der Erfahrung des Wesens der Sprache im geschichtlichen Dasein eines Volkes zur Durchsetzung zu bringen. Und doch muß das geschehen, wenn anders überhaupt noch ein Wandel des Daseins zurück in die Urbereiche des Seyns erwirkt werden soll.” (HHG 63f.)⁵¹⁵

Dieses Zitat setzt ‘gemeinsame’ Sprache in ihren zwei Versionen, als uneigentliche und eigentliche, in einen Bezug zum ‘Volksdasein’. Nur in ihrer zweiten, eigentlichen Form ist sie zu einer ‘Volksneugründung’ fähig. Muttersprache als ‘Gemeinsprache’ gibt vielmehr Anlass zu Hoffnungslosigkeit, aufgrund ihrer schon in *Sein und Zeit* herausgearbeiteten Verfallenheitsstruktur als ‘Gerede’. Zum anderen zeigt das Ende des Zitats, dass Heidegger sich die ‘Erwirkung’ eines Wandels des geschichtlichen Daseins

⁵¹⁴ Dabei lässt sich Heidegger auf die These von der Muttersprache als spezifisch *geistiger* ‘Kraft’ nicht ein, sondern weist alle drei Vorstellungen als metaphysisch begründete, fraktionierende Sichtweisen zurück, ohne sich auf eine ausführliche Diskussion bestimmter philosophischer oder sprachwissenschaftlicher Standpunkte einzulassen.

⁵¹⁵ Die schon einmal erwähnte zweite Gefahr von Sprache, zu nahe an die Götter heranzuführen, wird von Heidegger in dieser Werkperiode öfters herausgearbeitet, insbesondere in der Interpretation des sophokleischen Chorliedes der Antigone (u.a. EIM 110-126).

des (deutschen) Volkes zum Ziel setzt, obwohl er an deren Durchführbarkeit schon zweifelt. Obwohl also dieser Text etwas deutlicher spricht, vermeidet Heidegger es strikt in diesen zwei Jahren von 1934 - 1936, den Terminus *Muttersprache* als 'Ort' des Beginns der 'Vereigentlichung' des Volkes zu nennen. Nach dem Krieg wird die Muttersprache als 'Ausgangsort' für das eigentliche Seinsverstehen wieder genannt.⁵¹⁶

Dass Heidegger die Funktion der Muttersprache nicht explizit nennt oder behandelt, wird dadurch verständlich, dass Muttersprache für ihn *nicht der entscheidende* ontologische Faktor dafür ist, dass ein Volk sein Dasein übernimmt. Der Verzicht auf eine Erörterung der dennoch bestehenden, wenn auch eben nicht entscheidenden Funktion von Muttersprache scheint aber in allererster Linie dadurch motiviert zu sein, dass Heidegger es vermeiden wollte, in den uns schon bekannten ideologischen Streit um die Funktion und Rolle der Muttersprache als 'geistige Kraft' und ihre Opposition zur rassistisch-biologischen Sprachauffassung einbezogen zu werden, den er nur zu gut kannte, wie der oben zitierte Ausschnitt aus seiner Selbstverteidigung zeigt. Ein solcher Einbezug hätte nicht nur unangenehme persönliche Folgen haben können, er hätte in Heideggers Selbstverständnis auch noch nicht einmal seiner eigenen Sprachauffassung entsprochen. Konsequenz dieser Entscheidung ist aber, dass der Volksbegriff unterdeterminiert bleibt, und nur im Bezug auf das Ziel, nicht im Bezug auf den Ausgang bestimmt wird.

Diese Zielbezogenheit eines *eigentlichen* Sprache-Volk-Bezugs findet sich dann in allen wichtigen Werken der Jahre 1934 und 1935 und läuft auf die Formulierung von synthetisierenden Kernthesen hinaus:

“Die Sprache ist das Walten der weltbildenden und bewahrenden Mitte des geschichtlichen Daseins des Volkes.” (Log 169) [1934]

“Weil das Schicksal der Sprache in dem jeweiligen *Bezug* eines Volkes zum *Sein* gegründet ist, deshalb wird sich uns die Frage nach dem *Sein* zuinnerst mit der Frage nach der *Sprache* verschlingen.” (EiM 39) [1935]

“Die jeweilige Sprache ist das Geschehnis jenes Sagens, in dem geschichtlich einem Volk seine Welt aufgeht und die Erde als das Verschlussene aufbewahrt wird.” (Hw 61) [Ende 1935]⁵¹⁷

⁵¹⁶ Vgl. u.a. die Stelle im Anaximander-Text [1946] in den *Holzwegen* (Hw 328) und insbesondere die Elogien auf Hebels Mundartdichtung, die ein Loblied auf die Muttersprache als Mundart, als Dialekt, darstellen (u.a. Red 155-180, 491-515).

⁵¹⁷ Diesen Satz wird Weisgerber als Zeugnis für seine Vermutung anführen, dass Heidegger im Grunde auch die Auffassungen und Ziele der Sprachinhaltsforschung vertritt. Schon hier wird also deutlich, dass nach Heideggers Auffassung Weisgerber eben *die* Interpretation vornimmt, die Heidegger als mögliche Fehlinterpretation schon antizipiert hatte und vor der er sich 'schützen' wollte.

Die Abwendung vom Volksbegriff vollzieht sich meiner Ansicht nur allmählich, wobei eine deutliche Skepsis sich erst Ende der 30er Jahre, im Umkreis der Ausarbeitung der *Beiträge zur Philosophie* 1936-1938, bemerkbar macht. Am Anfang der *Beiträge*, im Paragraphen 15 mit dem Titel *Die Philosophie als »Philosophie eines Volkes«*, ist diese Abwendung noch nicht erkennbar, denn ‘Volkswerdung’ steht immer noch (als Folgeerscheinung, als Bewirktes) im Horizont der durch die ‘Einzigsten’ herbeigeführten Wende zur eigentlichen, geschichtlichen Seinsgründung:

“Das Volk wird erst Volk, wenn seine Einzigsten kommen, und wenn diese zu ahnen beginnen. So wird das Volk erst frei für sein zu erkämpfendes Gesetz als die letzte Notwendigkeit seines höchsten Augenblicks. Die Philosophie eines Volkes ist jenes, was das Volk zum Volk der Philosophie macht, das Volk geschichtlich in sein Da-sein gründet und zur Wächterschaft für die Wahrheit des Seyns bestimmt.” (BzP 43)

Der Text des Paragraphen 45 spezifiziert dann, wie eine Implantation der ‘eigentlichen’ Philosophie ins Volk auszusehen hätte. Den Ausgang schaffen die “*wenigen Einzelnen*” (BzP 96), Dichter und Denker, die überhaupt erst einen Zugang zum Sein schaffen. Die “*zahlreicheren Bündischen*” (BzP 96) sind diejenigen, die die Ausnahmeleistung der wenigen Dichter und Denker verstehen, nachvollziehen können, und die bereit sind, die daraus entstehenden praktischen Konsequenzen auch in die Tat umzusetzen. Das eigentliche Volk sind dann

“*[j]ene vielen Zueinanderverwiesenen*, gemäß ihrer gemeinsamen geschichtlichen (erdhaft-welthaften) Herkunft, durch die und für die die Umschaffung des Seienden und damit die Gründung der Wahrheit des Ereignisses Bestand gewinnt.” (BzP 96)

Dann wird dieser Topos in den *Beiträgen* nicht mehr aufgenommen.⁵¹⁸ Betont wird nur noch (die an sich nicht widersprechende These), dass der Zugang zu Sein oder Ereignis nur von ganz wenigen vorbereitet werden könne (u.a. BzP 236). In der damals ebenfalls unveröffentlicht gebliebenen Abhandlung *Besinnung* von 1938/39 lässt sich Heidegger abschätzig und resigniert über Fehlinterpretationen seines Volksbegriffs aus, Anzeichen und Signal eines langsamen Rückzugs aus der Utopie der Breitenwirkung:

⁵¹⁸ Beginnend mit dem 1936 in Rom gehaltenen Vortrag *Europa und die deutsche Philosophie* (EP) hat Heidegger für kurze Zeit die Utopie einer Auseinandersetzung unter verschiedenen ‘eigentlich’ gewordenen Völkern ins Auge gefasst (Schwan 1989: 606f.), aber auch diese verschwindet dann wieder, zumindest in der Bindung an den *Volksbegriff*.

“Weil man die Seinsfrage noch nicht begreift und damit auch nicht das Da-sein, weil man dieses doch immer noch als »Subjekt« nimmt, gelangt man zu den komischen Forderungen, das Einzelsubjekt (in »Sein und Zeit«) müßte jetzt durch das Volkssubjekt ersetzt werden. Die armen Tröpfe!” (Bes 144)

Es dauert also doch recht lange, bis Heidegger sich von seiner Utopie resignativ verabschiedet, die dann in eine Art elitäre Aristokratie mündet. Im Spiegel-Interview von 1966 drückt Heidegger dann auch seine Überzeugung aus, dass die Philosophie “keine unmittelbare Veränderung des jetzigen Weltzustandes bewirken” (Red 671)⁵¹⁹ könne. Dennoch deutet der im *uns* ausgesprochene Kollektivbezug im (im Text direkt folgenden) berühmten Satz “Nur noch ein Gott kann uns retten” (Red 671) darauf hin, dass Heidegger die Überzeugung von der grundsätzlichen Verwirklichungsmöglichkeit seiner Utopie nie vollkommen aufgegeben hat.

4.2.5. Die Radikalität der Sprachfrage

Die nun folgenden Überlegungen dienen dem Zweck, einerseits eine Brücke zwischen den bisher vorgelegten Untersuchungen zu Heideggers zwei sprachphilosophischen Phasen und dem folgenden Kapitel zu schlagen, andererseits auch über den möglichen Sinn und die Motivation des folgenden Kapitels Aufschluss zu geben.

Rückblickend kann man feststellen, dass vor allem die Verfallenheitsstruktur des menschlichen Seinsverständnisses und der menschlichen Sprache(n) nach Heidegger dazu führt, dass wir heute vor einer Art Zersplitterung alles Seienden in technisch dominierbare, manipulierbare und beherrschbare Seiend-Partikel stehen, wobei in letzter Konsequenz sogar die Schranken von Subjekt und Objekt verschwinden, d.h. der Mensch so wie anderes Seiende auch einer ubiquitären technischen Manipulierbarkeit anheimfällt. Dieser Teil des Heideggerschen Denkens ist sozusagen radikale ontologische ‘Gesellschaftskritik’.

Der Ausstieg aus dieser ontologischen Blindheit ist nach Heidegger nicht innerhalb des Denkrahmens bzw. Organons des damit verbundenen Denkens und Sprechens möglich. Heidegger wendet sich damit im Prinzip auch gegen die

⁵¹⁹ Vgl. auch (ED 18).

Möglichkeit, im Rekurs auf einen rationalen Diskurs und seine Logik dieser Blindheit begegnen zu können.

Erschwert wird der anvisierte Ausstieg dadurch, dass Denken und Sprache nicht nur in dieser rationalen Diskursivität gefangen sind, sondern an sich den Charakter des reihenhaft, als Sprach- und Denksequenz sich Entfaltenden haben, das immer schon notwendig die eigentlich zu erfahrende Einfachheit und intrinsische Zusammengehörigkeit von 'Dasein' und 'Sein' im 'Ereignis' verstellt. Von daher ist die Frage, wie ein nicht-diskursives Sagen dieser Erfahrung möglich ist, für Heidegger eine eminent wichtige, ja geradezu entscheidende Frage.

Interessant wird eine Diskussion um Heidegger eigentlich erst dann, wenn dieser Hintergrund begriffen ist. Dies ist, zumindest in wichtigen Hinsichten, bei Habermas' Kritik an Heidegger der Fall. Dies soll hier nicht umfassend erläutert werden, vielmehr kommt es mir nur auf die Herausstellung der wesentlichen Gesichtspunkte an. In der Einführungsrede zur Frankfurter Konferenz aus Anlass des 100. Geburtstages von Wittgenstein sieht Habermas besonders in zwei Hinsichten Parallelen im Denken von Wittgenstein, Adorno und Heidegger. Die erste Parallele betrifft die kritische Richtung dieses Denkens:

“Heidegger und Adorno führen ihre Kritik am vorstellenden und identifizierenden Denken mit jeweils anderen Mitteln durch, aber sie zielen doch auf Ähnliches. Hier wie dort pendelt das philosophische Denken ruhelos zwischen Metaphysik und Wissenschaft, um einen ortlos gewordenen Wahrheitsgehalt, den jene nicht mehr festhalten und diese nicht aneignen kann, auf paradoxe Weise gleichwohl zu bergen. Wittgenstein, Heidegger und Adorno folgen demselben intuitionistischen Erkenntnisideal des sprachlosen Sehenlassens.” (Habermas 1992: 87)

Die zweite Parallele sieht Habermas in der bei allen drei Philosophen erkennbaren Heilssuche im Ästhetischen:

“Es sind ähnliche Motive, die zur Umkehr nötigen: ob die Erfahrungswissenschaften ihre Normativität zugunsten eines Sprachspielpluralismus verlieren, oder ob eine sich selbst behauptende Subjektivität zugunsten der neuen Gelassenheit, die instrumentelle Vernunft zugunsten des mimetischen Eingedenkens der Natur überwunden wird – immer ist es jene »seltsame Ähnlichkeit einer philosophischen Untersuchung mit einer ästhetischen«, die in den verschiedenen Anläufen zu Bewußtsein gebracht werden soll [...].

Es geht Wittgenstein wie Heidegger und Adorno um die heilende Klärung des in der profanen Präsenz Verdeckten und Verpuppten, also um die Analyse eines Hintergrundes, der als solcher

unaussprechlich ist. [...] Allein Heidegger zieht daraus Konsequenzen eines erklärten Antihumanismus [...].” (ebd. 89)

Habermas selbst markiert seine eigene Position dann wie folgt:

“Die zeitgenössischen Debatten zeigen, welche Einsichten wir der Konzentration auf die weltbildende und augenöffnende, zugleich vorenthaltende Funktion der Sprache verdanken. [...] So sehr wir in dieser Tradition stehen und uns ihr verpflichtet fühlen, haben bei einigen von uns ebenso spezifische Erfahrungen dieses Jahrhunderts auch Spuren der Skepsis hinterlassen. Diese Skepsis richtet sich gegen eine Abdankung des problemlösenden philosophischen Denkens vor der poetischen Kraft der Sprache, der Literatur und der Kunst. Deshalb empfiehlt sich die Erinnerung an gewisse Einsichten des Pragmatismus, allgemein an Einsichten einer Praxisphilosophie, die die innerweltliche Produktivität handelnder Subjekte ernstnimmt.” (ebd. 90)

Meiner Ansicht nach bezeichnend an dieser Kritik ist Folgendes: Sie sieht deutlich die in den drei Denkrichtungen Wittgensteins, Adornos und Heideggers liegende Kritik am rational geprägten vorstellenden Denken und den Fallen ihrer radikalen ‘Ermächtigung’. Dennoch plädiert Habermas für ein Ausharren und eine ‘interne’ Bewältigung des szientifisch-technischen Denkens, vor allem aufgrund der geschichtlich negativen Erfahrungen mit den Folgen eines wie immer gearteten, vor allem aber politisch-radikalen ‘Eskapismus’. Der Deutung der ultimativen Hinwendung zu einer Art eskapistischen Ästhetizismus hätten sich Adorno und Heidegger aber vehement erwehrt. Für Heidegger ist die Transformation des Denkens keine Sache eines ästhetischen Eskapismus, sondern beansprucht, theoretische, praktische und ästhetische Relevanz zu haben. Und Adorno beharrte zeitlebens darauf, dass keine Flucht vor der unendlichen und unabschließbaren *begrifflichen* Vermittlung gesucht werden dürfe (u.a. Adorno 1996b : 298f.), es vielmehr gelte, die permanente Anstrengung des negativ dialektischen Denkens auszuhalten. Nur dieses Ausharren bietet die Gewähr und das Gegengewicht, aufblitzende Erfahrungen einer ursprünglich ästhetischen Mimesis vor einer falschen Vernutzung zu schützen. Auch den Vorwurf des fehlenden Pragmatismus hätten beide, Adorno und Heidegger, zurückgewiesen. Für Adorno ist die negativ dialektische Denkanstrengung ein permanente denkpraktische Herausforderung, für Heidegger ergibt sich ein Verhältnis zu ‘Sein’ und ‘Ereignis’ in jedem interpretatorischen, jedem seinsverstehenden, jedem noch so unscheinbaren Akt menschlichen Handelns. Auch den Antihumanismusvorwurf würde Heidegger zurückweisen, da nach ihm wahre Humanität überhaupt erst entstehen kann, wenn die Befreiung aus der

Vergegenständlichung, aus der Überzeugtheit von der Dominier- und Machbarkeit alles Seienden, gelingt. Die teilweise 'böse' Kritik Adornos an Heidegger ist im Kern dadurch motiviert, dass Heidegger Adorno zufolge nicht im unendlichen Leiden der negativen Dialektik auszuharren bereit ist, sondern das Unausdrückbare doch ausdrücken möchte (Adorno 1988 : 116), dass er zurück möchte in eine "eleatische Geschlossenheit" (ebd. 107) und somit eine Heilslösung suggeriert, die es ohne die Anstrengung negativ dialektischen Denkens nicht geben kann. Da diese Suggestion sozusagen auf 'höchster Ebene', nämlich an dem entscheidenden Punkt der Sehnsucht nach einer Befreiung aus der ubiquitären Instrumentalität einsetzt, muss sie für Adorno auch am gefährlichsten sein, da sie den Kernpunkt seiner eigenen Philosophie an der entscheidenden Stelle aus den Angeln hebt und eine damit 'ir-rationale', gewöhnliche Rationalität abstreifende Befreiung vorschlägt. Und sie muss totalitär sein, da sie die Ebene der negativen Dialektik, des Ausharrens in der Anklage an die Vernunft, verlässt und ein 'vernunft-loses' Folgen fordert. Für Heidegger wiederum, so müsste man folgern, verbleiben beide, Adorno und Habermas, in der Herrschaft des gestellhaften Denkens befangen, sie scheuen sich vor dem wirklichen Ausstieg und suggerieren eine medikamentöse Kur, die die Immunkraft des 'gestellhaften' Virus aber letztlich nur stärken kann.

Meiner Ansicht nach kennzeichnet sich diese hier skizzierte Auseinandersetzung dadurch, dass alle Beteiligten das Problemfeld der Befangenheit in Zwängen, sei es die Verfallenheit im 'Gestell', sei es die in den Fängen der instrumentellen Vernunft, nicht nur vergegenwärtigen, sondern auch aus der Geschichte des metaphysischen Denkens ableiten und es damit nicht allein als zeitgenössisches, sondern als geschichtlich gewachsenes Problem verdeutlichen. Den Horizont dieses Problemfeldes im Blick zu behalten, ist wesentlich, und damit auch die Resistenz gegen sein Verschwinden. Dabei sollten vom philosophischen Standpunkt aus sowohl die internen als auch die ins Externe gehenden 'Befreiungstheorien' von Interesse bleiben. Aus Heideggers Perspektive gesehen sollte man sich vergegenwärtigen, dass die entscheidenden Einschnitte in der Metaphysikgeschichte aus jeweiliger zeitgenössischer Perspektive überraschend und unvorhersehbar waren, obwohl sie nach Heidegger nachträglich als logische, fortschreitende Differenzierungen gewisser ursprünglicher Spaltungen (und zugleich Verdeckungen) des Seinsbegriffs verstanden werden können.⁵²⁰ Theoretisch wäre es also durchaus möglich, dass die bisherige Verfallsgeschichte der Metaphysik

⁵²⁰ Vgl. hierzu etwa die gesamte *Einführung in die Metaphysik* (EiM).

einen anderen, eventuell gar wieder aufsteigenden Verlauf nimmt, den vorauszusehen die Befangenheit in der zeitgenössischen Perspektive verhindert (wie es ja schon bei vielen Philosophen der Fall war, man denke nur an Hegel), obwohl Heidegger das kategorisch ausschließt (u.a. BzP 101). Andererseits verdienen die ‘externen’⁵²¹ Lösungen auch ihre Aufmerksamkeit. Die Gefahr des ‘irrationalen’ Folgeleistens, die evidentermaßen mal verketzert, mal aber auch geflissentlich übersehen wird, wie etwa auch bei anderen Ausstiegsverheißungen, u.a. der Heidegger nahe stehenden Zen-Philosophie, ist philosophisch und auch erfahrungsmäßig noch längst nicht bewältigt, ihre Facetten bedürften einer andersartigen philosophischen Behandlung, als es bis jetzt der Fall war. Dazu bedürfte es vor allem einer Auseinandersetzung mit anderen Varianten eines ‘Ausstiegsdenkens’, anderer ‘externer’ Wege, denen gegenüber die heutige Philosophie ein tiefes Misstrauen hegt. Dass Heidegger in den *Beiträgen zur Philosophie* selbst den Horizont in diese Richtung öffnet, zeigt die folgende Passage:

“Hier ist nur erlaubt die *Verfügung* über *einen* Weg, den ein Einzelner bahnen kann, unter Verzicht darauf, die Möglichkeiten anderer und vielleicht wesentlicherer Wege zu überschauen.” (BzP 81)

Diesem Zitat folgend wäre es also verkehrt, wollte man Heidegger unterstellen, dass er einen Ausschließlichkeitsanspruch auf die Zwingendheit seiner Version von ‘Therapie’ vertritt.

Nach diesen kurzgehaltenen Reflexionen auf die ‘harte Basis’ möglicher interpretatorischer Stellungnahmen zu Heidegger soll aber nun zunächst untersucht werden, wie diese ‘Therapie’, das heißt das Sagen des eigentlich Unsagbaren, von Heidegger ‘inszeniert’ wird.

4.3. Heideggers sprachliche Strategien: Das Sagen des Unsagbaren

4.3.1. Vorbemerkungen

Aus den beiden vorangegangenen Kapiteln ging hervor, dass die Suche nach der ‘eigentlichen’ Sprache ein oder sogar *das* zentrale Thema der Heideggerschen Philosophie ist. Aufgrund des Phänomens der ‘Zweideutigkeit’ und der mit ihr

⁵²¹ *Extern* also im Sinne des Herauspringens aus dem ‘gestellverhafteten’ Denken, aus der uns gewohnten Art des ‘rationalen’ Denkens und Handelns.

verbundenen notwendigen metaphysischen Befangenheit von Sprache ergibt sich als Konsequenz, dass die ‘eigentliche’ Sprache aus der gewöhnlichen Sprache ‘ausbrechen’ muss, d.h. von Normverstößen gegen die Regeln der gewöhnlichen Sprache gekennzeichnet sein muss. Diese Einsicht ist nicht neu, obwohl sie nicht immer auf ihre systematische Begründetheit in Heideggers Denkansatz zurückgeführt wird. In forschungsgeschichtlicher Hinsicht schon weitaus seltener ist der Versuch, zu zeigen, dass Heidegger bei dieser Destruktion der *langue* nicht stehengeblieben ist, sondern versucht hat, Sprache konstruktiv zur ‘Erörterung’ des ‘Ereignisses’ zu verwenden. Da Sprache für Heidegger kein Ausdrucksmittel ist, ist seine Wahl sprachlicher Strategien in diesem konstruktiven Sinne auch ein ‘Hören auf Sprache’, und zwar eine Selektion bestimmter Wesenszüge in Sprache – und zwar besonders in der deutschen – selbst. Die verdecktesten Wesenszüge von Sprache aber sind ihre grammatischen Besonderheiten, auf die Heidegger nicht nur besonders geachtet hat, sondern die er auch konstruktiv-selektiv einsetzt. In dieser letzteren Hinsicht wird dieses Kapitel Thesen erarbeiten, die forschungsgeschichtlich *neu* sind.

Arbeiten, die Heideggers Sprache von sprachwissenschaftlicher Warte aus und zugleich unter Berücksichtigung seiner Philosophie untersuchen, sind immer noch eine Rarität. Über Jahrzehnte war die 1962 publizierte Arbeit Schöfers (1962) zur Sprache Heideggers das einzige Werk in dieser Richtung. Noch 1996 wird es nicht nur als *einzig*e umfassende sprachwissenschaftliche Untersuchung der Sprache Heideggers angeführt, sondern zugleich suggeriert, dass kaum mehr neue Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet zu erwarten seien (Saffer 1996: 99, Anm. 77). Schöfers Arbeit ist aber, trotz zahlreicher wichtiger Einzelergebnisse und ihres forschungsgeschichtlichen Protagonismus, meines Erachtens unzureichend. Schöfer hat erstens nur die Sprache Heideggers *vor* der ‘Kehre’ untersucht, also die Sprache, mit der Heidegger nach eigenem Bekenntnis im *Humanismusbrief* in der Fortsetzung des Projekts von *Sein und Zeit* “nicht [mehr] durchkam” (Wm 159), was dann allererst zur verstärkten Hinwendung zur Sprachthematik Anlass gab. Insofern *kann* sie gar nicht zur entscheidenden Frage gelangen, wie Heidegger das Unsagbare habe sagen wollen. Dem Urteil Saffers, dass Schöfers Ziel nicht gewesen sei, seine Sprachanalyse mit der Frage nach den philosophischen Intentionen Heideggers zu verbinden (Saffer 1996: 99, Anm. 77), ist zwar nicht zuzustimmen, da Schöfer diese Ausklammerung weder explizit ausweist noch sich entsprechender Urteile enthält. Andererseits nimmt Schöfers Arbeit den spezifisch heuristischen Standpunkt ein, die Besonderheiten von Heideggers

Sprache an der Sprachnorm zu messen. Dabei kommt das konstruktive Moment der Heideggerschen Normverstöße nicht in den Blick, was man daran erkennt, dass bei über ein bestimmtes Maß hinausgehenden Normverstößen das Verständnis für sie fehlt.⁵²² Viele Wortbildungen haben nach Schöfer nichts mit der “Qualität des Denkens” (Schöfer 1962: 112) zu tun, sind “geboren nicht auf der Suche nach Tiefsinn, sondern nach neuen eindrucksvollen Wörtern und vielleicht aus einem gewissen Gefallen an den kapriziösen Freiheiten, die unsere Sprache läßt.” (ebd. 110). Schöfers Arbeit bietet deswegen unserem Ansatz keine wesentliche Hilfe. Interessant wird sie für uns aber noch einmal im folgenden Kapitel 4.4., da sie als Dissertation von Weisgerber betreut wurde.

Neben Schöfers Arbeit stellt meines Wissens nur die 1997 publizierte Arbeit von Botet (1997) den Versuch einer umfangreichen sprachwissenschaftlichen Analyse von Heideggers Sprache dar. Botet kommt vom französischen sprachwissenschaftlichen Strukturalismus (Benveniste, Greimas, Ducrot) und versucht vor allem zu zeigen, dass Heidegger auf lexikalischer, morphosyntaktischer und textstruktureller Ebene einen doppelten Diskurs aufbaut, den der ‘Verfallenheit’ und den der ‘Eigentlichkeit’. Dabei geht es Botet in der Hauptsache um eine Desambiguierung dieser Ebenen (ebd. 35), die Heidegger Botets Ansicht nach durch verschiedene linguistische Strategien wie lexikalische Kontaminationen oder Aufhebung der Autorenrolle verschleiern wollte, da es sein Ziel gewesen sei, die These von der Autoperformativität von Sprache ohne Autor/ohne Subjekt (ebd. 2) auch sprachlich zu manifestieren. Botet geht in seinen Analysen aber immer wieder von einem zum Teil vollkommen falschen Vorverständnis aus. So wird zum Beispiel noch vor Beginn der lexikalischen Analysen ein duales Schema zweier ‘thematischer’ Bereiche als heuristisch-methodischer Leitfaden vorgestellt, in dem etwa das thematische Merkmal *violence/Gewalt* der Verfallenheitsebene zugeordnet wird (ebd. 89). Falsch ist beispielsweise auch die Ansicht, dass die Präfixe *be-* und *er-* generell Objektivierungs- oder Instrumentalisierungsfunktion (ebd. 93, 98) haben oder der Gebrauch des Wortes *Maß* negativ konnotiert sei (ebd. 116). Formulierungen wie *auch dann, sogar dann*, die sich auf normalsprachlicher Diskursebene situieren, werden als verdeckte strategische Mittel gedeutet, die eine Totalisierungsfunktion ausüben sollen (ebd. 104). Die Angabe dieser wenigen Beispiele, die noch beliebig erweitert werden könnten, zeigt schon, dass Botets

⁵²² Vgl. u.a. die Bemerkungen zur Bildung *Un-Fug* (Schöfer 1962: 113), zu *gewesende Zukunft* (ebd. 190f.), zu falschen Superlativen wie *einzigste* (ebd. 225f.), zum ‘unerhörten Satz’ *das Dasein ist sein eigenes Da* (ebd. 92).

Vorverständnis von Heidegger zum Teil große Mängel aufweist, die dann die Qualität und Aussagekraft der Analysen selbst stark beeinträchtigen. Botets These, dass Heideggers Strategien beabsichtigten, das Dasein zu totalisieren (ebd. 422, 479, 491), zeigt zudem, dass er die Spannung von 'Dasein', 'Sein' und 'Ereignis' und die damit verbundene dilemmatische Problematik, Einfalt und Ausfaltung zugleich sprachlich manifest werden zu lassen, nicht verstanden hat bzw. vor allem in Anlehnung an Meschonnic (Meschonnic 1990) nur in ihrer 'negativen' Wirkung als Totalisierung der *langue* und Auslöschung des Subjekts beachtet. Wichtig an Botets Arbeit ist aber meiner Ansicht nach, dass er überhaupt die Unterscheidung der zwei Diskursebenen des Eigentlichkeits- und Uneigentlichkeitsdiskurses bei Heidegger aufwirft und sie nicht nur, wie vielfach üblich, einfach nur nennt, sondern davon ausgeht, dass sie von Heidegger mit Hilfe linguistischer Strategien inszeniert wird.

Wichtig für einen Teilbereich dieses Kapitels ist die Arbeit von Grotz (2000) zum Umgang mit Tautologien, die als Monographie im Schnittfeld von Sprachwissenschaft und Philosophie angesiedelt ist und Heideggers Umgang mit Tautologien ein umfangreiches Kapitel widmet. Das Besondere an dieser Arbeit ist, dass sie in den Analysen selbst von einer wertenden Grundhaltung zur Philosophie Heideggers, die bei der überwiegenden Mehrzahl der Forschungsliteratur zu Heidegger immer wieder zu vorentscheidenden Ausblendungen führt, absehen möchte und dies auch schafft. Die Analysen Grotz' decken wesentliche Züge der philosophischen 'Intention' des Umgangs mit Tautologien auf, weil sie zunächst einmal Heideggers Absichten ernstnehmen. Legitim ist dann, dass Grotz in die Auswertung der Ergebnisse seine kritische Einstellung zu Heidegger einfließen lässt.

In einer Vielzahl weiterer Arbeiten gibt es immer wieder Hinweise und kurze Kommentare zu bestimmten Besonderheiten von Heideggers Sprache, ohne aber den Charakter detaillierter Analysen anzunehmen.

Beim eigenen methodischen Vorgehen werde ich, obwohl die Analysen einen sprachwissenschaftlichen Ausgang nehmen, mich in der Gliederung dieses Kapitels nicht wie Schöfer und Botet an sprachwissenschaftlichen Kategorisierungen ausrichten. Das hat damit zu tun, dass sie quer zu den Intentionen Heideggers stehen. Vielmehr geht es mir darum zu zeigen, dass und wie Heidegger *drei* wesentliche Intentionen sprachstrategisch umsetzt, wobei jeweils mehrere grammatikalische Ebenen von Sprache beteiligt sind. Da der Umgang mit Sprache und Grammatik bei Heidegger

wesentlich von diesen philosophischen 'Intentionen' abhängt, ist es einfacher und im Argumentationsverlauf deutlicher, diesen Weg einzuschlagen.

Nach einer ersten Klärung von Vorbedingungen (4.3.2.), die (i) Heideggers Verhältnis zu Grammatik und Linguistik/Sprachwissenschaft allgemein und (ii) die schon von Botet herausgestellte Wichtigkeit der doppelten Diskursebene betreffen, werden im daran anschließenden Unterkapitel (4.3.3.) die Sprachstrategien an sich untersucht. Dabei stehen zunächst (4.3.3.1.) diejenigen im Vordergrund, die sich *gegen die Zweideutigkeit und Unzureichendheit der Aussage* (1. Intention Heideggers) richten. Der Einsatz dieser Strategien bewirkt jedoch mehr als nur eine Dissoziation der Aussage, er bewirkt auch eine Dissoziation der Normativität des Systems *langue*. Da diese Funktion von Heideggers Sprachverwendung im Mittelpunkt nicht nur der Arbeiten Schöfers, Botets und Grotz', sondern im Grunde *aller* Kommentare zu Heideggers Sprache steht, wird dieser Abschnitt vorrangig schon vorgelegte Analysen berücksichtigen und diskutieren. Danach (4.3.3.2.) sollen Sprachstrategien untersucht werden, die eine Art *tiefengrammatische Selektion* vorstellen, entsprechend der Forderung (2. Intention) Heideggers, *auf Sprache zu hören*. Sie versuchen, 'Eigentlichkeitsentscheidungen', die die 'Sprache selbst' auf coverter Ebene trifft, systematisch zu nutzen. Diese Untersuchungen sind neu und stützen sich demnach nicht auf schon vorliegende Forschungsliteratur, ebensowenig wie die dann folgenden Analysen (4.3.3.3. und 4.3.3.4.), die zeigen möchten, dass das zuvor analysierte Verfahren als solches als auch mit Einbezug weiterer Strategien dazu führt, dass *die scheinbar so unzugängliche und aporetische Einfalt des sich ausfaltenden Ereignisses in gewisser Weise 'er-örtert' werden kann* (3. Intention), dass also deren *Ort* durch die Nutzung tiefengrammatischer Strategien 'skizzierbar' wird.

In unseren Analysen konzentrieren wir uns auf die deutsche Sprache, in der Heidegger ja auch seine Texte verfasste. Möglich wäre es gewesen, noch *besonders* den Umgang mit der griechischen Sprache oder auch mit dem Alemannischen als Dialekt zu untersuchen. Dies hätte aber bezüglich des Griechischen, in fokussierter Form, von der Absicht dieses Kapitels zu weit fortgeführt. In Einzelfällen wird Heideggers Umgang mit dem Griechischen aber berücksichtigt. Der Rückgriff auf das Alemannische wiederum spielt keine *systematische* Rolle, sondern macht sich nur hier und da bemerkbar.

Den Hauptanalysen des Abschnitts 4.3.3. folgt dann in 4.3.4. eine durch die erzielten Ergebnisse fundierte Reflexion auf die zentrale Forderung Heideggers, dass

das eigentliche Denken ‘bildlos’ zu sein habe. Zum Abschluss (4.3.5.) geht es dann noch einmal um die Frage, welche neuen Aufschlüsse die Ergebnisse dieses Kapitels für die Beurteilung möglicher Kritik an Heideggers Ansatz liefern.

4.3.2. Vorbedingungen zur Analyse der Sprachstrategien

Wie angekündigt, werden wir kurz auf zwei Vorbedingungen zur Analyse der Sprachstrategien eingehen, (i) Heideggers Verhältnis zu Grammatik und Linguistik / Sprachwissenschaft allgemein und (ii) den Aspekt der doppelten Diskursebene.

(i) Heideggers Kritik an Wissenschaft, Sprachwissenschaft und Grammatik ist bekannt. Sie ist in Heideggers Sicht darauf zurückzuführen, dass wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Methodik an die durch die metaphysische Verfallsgeschichte vorgegebenen Paradigmen gebunden bleiben. Auch das berühmte Verdikt “Die Wissenschaft denkt nicht” (WhD 4), das Heidegger an anderen Stellen entpolemisiert und erläutert (u.a. VA 127f.; Red 705), ist in diesem Sinne zu verstehen. ‘Eigentliches’ Denken bedarf, so Heidegger, einer gewandelten Logik, die, wie wir gesehen haben, sich in Sighetik wandeln soll, bedarf einer neuen Grammatik und einer neuen Sprachauffassung.

An ‘metaphysisch’ gegründeter Sprachwissenschaft kritisiert Heidegger zahlreiche Einzelaspekte. Die zentrale Kritik richtet sich gegen die “fatale[n]” (Wm 96) grammatischen Kategorien *Subjekt* und *Objekt* (vgl. u.a. auch Wm 314, Bes 425) und den undifferenzierten, nur aufs Seiende verweisenden Gebrauch der Kopula (vgl. bes. EiM 40-56). Die grammatischen Kategorien sind durch ihren permanenten Gebrauch derart dominant, Sprache “fesselt” (Log 21) so stark an hergebrachte Logik, dass es zweifelhaft bleiben muss, ob überhaupt eine Lösung aus ihr möglich ist. Neben der Gebundenheit an grammatische Kategorien ist es vor allem noch die Tendenz zur Desambiguierung, zur Eindeutigkeit, die kritisiert wird. Diese mache sich einerseits im Lexikalischen bemerkbar, insofern die Tendenz bestehe, Homonyme und Polyseme zu identifizieren und als Varianten im Wörterbuch aufzulisten, so dass sie als Einheiten handhabbar werden (And 15f.; N I 145f.). Vieldeutigkeit darf nach Heidegger aber nie zu gleichrangiger Nebenordnung führen, sondern sei einerseits Zeichen für die Reichhaltigkeit von Wörtern, andererseits Herausforderung zur Detektion der wesentlichen ‘Semantik’. Diese Dimension werde von Wörterbüchern unterschlagen, die Sprache als fixierbares Material behandelten. Wörterbücher bewahrten nur

“Knochen und Knochenreste” (Log 23) auf, sie seien die ‘Gebeinhäuser’ der Sprache, ihr Tod und ihre Zerstörung. In späten Texten der 70er Jahre, also in der Zeit des Aufkommens der ‘Linguistik’ und der starken Chomsky-Rezeption in Deutschland, sieht Heidegger in der wachsenden Bedeutung der sprachlichen Informationsverarbeitung, der Entwicklung möglichst eindeutiger Computersprachen eine Intensivierung der Bemühung, Ambiguität möglichst aus Sprache zu entfernen bzw. sie in den Griff zu bekommen (u.a. ED 219, 227). Nach Heidegger kündigt sich hier die Tendenz zur Uniformisierung und Internationalisierung, wenn nötig per Dekret, von Sprache an. Der zunehmende Gebrauch von Abkürzungen wird als Entleerung und Zerstörung von Sprache verstanden, als Strategie, Verstehen von gesellschaftlichen Normsetzungen abhängig zu machen (WhD 18; And 10, 34f.).

Auf sprachtheoretischer Ebene wird die Aufstellung von Zeichen- und Bedeutungstheorien abgelehnt:

“Das Wort »Uhr« z.B. erlaubt die bekannte dreifache Unterscheidung 1. hinsichtlich der hörbaren und sichtbaren Wortgestalt; 2. hinsichtlich der Bedeutung dessen, was man sich dabei überhaupt vorstellt; 3. hinsichtlich der Sache: eine, diese einzelne Uhr. Dabei ist (1) das Zeichen für (2) und (2) der Hinweis auf (3). [...] Wenn wir gar meinen wollten, durch bloße Erörterungen des Wortes oder der Wortbedeutung schon die Sache und das Wesen der Sache [...] zu erfassen, dann wäre dies ein offenkundiger Irrtum.” (EiM 66)

Diese Auffassung vertritt Heidegger auch an anderen Stellen, u.a. schon 1927 (GdP 293) und in seinem Oberseminar 1939 zu Herder. Dort heißt es:

“Das alles zu äußerlich und zu eng und vom gegenständlichen Vorstellen her gesehen.” (Her 54)

Einmal mehr wird deutlich, dass nach Heideggers Auffassung die entscheidende Differenz von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit auf herkömmlicher zeichen- und bedeutungstheoretischer Ebene verdeckt wird. Zudem ‘ereignet’ sich nach Heidegger die Sache im ‘Sagen’ und Verlautbaren des wesentlichen Worts, so dass Lautung, Wort, Bedeutung und Gemeintes ‘gleichursprünglich’ (Her 54) zusammengehören.

Es scheint also, als seien Sprachwissenschaft und Grammatik für Heidegger funktionslos für das von ihm intendierte neuanfängliche Denken und ‘Sagen’. Dem ist aber wiederum nicht so. Einerseits ist es für Heidegger ausgeschlossen, irgendwelche ‘Urworte’ oder ehemalige Sprachstadien zu reaktivieren (WhD 99), zumal eine solche

Reaktivierung ja auch gar nicht aus der metaphysischen Befangenheit hinausführen könnte. Andererseits kann das neue ‘Sagen’ auch nicht auf der Erfindung einer ganz neuen Sprache aufbauen, da hier der Versuch vorläge, aus der Seinsgeschichte einfach auszusteigen und die notwendige, aber verdeckte geschichtliche Gebundenheit der Seinsfrage zu ignorieren (UzS 267). Erfundene Sprache kann nach Heidegger nicht ‘hören’ (BzP 78).

Obwohl Heidegger dies nicht explizit so benennt, könnte man sagen, dass es ihm auf unterschiedlichsten Sprachebenen um eine *selektive* Hermeneutik der *langue* geht, und das heißt auch um eine *selektive* Hermeneutik der Grammatik, insofern es um die Frage geht, wo und in welchen Bereichen Sprache Wesentliches bietet. Dies Wesentliche kann überall gefunden werden, in Etymologie, Morphologie, Lexik oder Syntax. Dementsprechend kann nach Heidegger die Sprachwissenschaft auch ‘Winke geben’ (WhD 91). Dass Heidegger grammatischen Phänomenen gesteigerte Aufmerksamkeit widmet, wird in allen seinen Texten deutlich, angefangen von den frequenten etymologischen Ableitungen über explizite Hinweise auf den Kasustyp (u.a. Bes 41, 95, 210, 322) bis zu den Erörterungen griechischer Verbalformen (u.a. Wm 261). Falsch ist mit Sicherheit die Ansicht, wie sie etwa Meschonnic geäußert hat, dass Heidegger die Linguistik vollkommen ignoriert habe (Meschonnic 1990: 265, 278, 280). Andererseits aber ‘eröffnet’ Heidegger seine eigene Hermeneutik der *langue* vorrangig zeigend-demonstrativ, und die begrifflich-terminologischen oder diskursiv-explizierenden Hinweise allein decken die ‘Logik’ dieser Hermeneutik noch nicht auf. Man könnte sich sogar fragen, ob sich Heidegger der Komplexität seiner Hermeneutik der *langue* überhaupt voll und ganz bewusst war. Das hat zur Folge, dass sie selbst einer Hermeneutik bedarf.

(ii) Heidegger wollte mit seinem Versuch eines Neuanfangs des Denkens verstanden werden und hat sich deswegen auch *diskursiv* geäußert. In die Diskursebene des verständlichen, normalsprachlichen Diskurses interferiert eine zweite Diskursebene⁵²³, die *zumeist* an Normverstößen gegen die herrschende Sprachnorm erkennbar ist, aber eben nicht *immer*. Somit wird nicht in allen Fällen am Sprachmaterial selbst (über normverstoßenden Gebrauch) die Diskursebene der ‘Eigentlichkeit’ markiert, so dass sich Heidegger in diesen Fällen der seiner Ansicht

⁵²³ Heidegger selbst spricht von zwei ‘Sagearten’, dem ‘metaphysischen Sagen’ und dem ‘seynsgeschichtlichen Sagen’ (Bes 343). Das seynsgeschichtliche Sagen kann erst freigelegt werden, wenn das metaphysische Sagen destruiert, das heißt abgebaut wird. Abgebaut werden muss nach Heidegger das, “was den Sinn von Sein verdeckt, die übereinander angesammelten Strukturen, die den Sinn von Sein unkenntlich machen” (Sem 75 [Sem. in Le Thor 1969]).

nach ohnehin nicht zu beseitigenden ‘Zweideutigkeit’ aussetzt. Das Sprachmaterial als solches ist also nicht *per se* alleinige und ausreichende Anzeige der Diskursebene, sondern bedarf in allen Fällen der hermeneutischen Vorklärung, in welche Diskursebene die Diskursintention verweist. *Dass* es diese zwei Diskursebenen gibt, ist im Grunde der gesamten Heidegger-Rezeption bewusst. Der Umgang mit dieser Einsicht ist allerdings sehr unterschiedlich. In kritischer Absicht wurde immer wieder der Normverstoß, im weitesten Sinne des Wortes, als untragbar, unzulässig, gewaltsam etc. verurteilt.⁵²⁴ Normverstöße im weiten Sinne des Wortes betreffen unter anderem auch die von Botet (1997: 425-477) und vielen anderen Kritikern herausgestellte ‘Anonymisierung’ oder Verfremdung der Autorschaft anderer Autoren, die in der Hauptsache darin begründet liegt, dass die Norm des von der überwiegenden Mehrheit der Forscher festgestellten Koordinatennetzes von Autorintention und Werkkontext missachtet wird.⁵²⁵ Bezüglich der im engeren Sinne ‘linguistischen’ Normverstöße (auf lexikalischer, morphologischer oder syntaktischer Ebene) gehen die Meinungen, nicht nur auf Seiten der Kritiker, recht weit auseinander. Eine generelle Unsicherheit besteht nicht nur hinsichtlich der Intentionen Heideggers⁵²⁶, sondern auch hinsichtlich der Funktion und Art der Normverstöße und ihres ‘Erfolgs’. So betonen beispielsweise sowohl Allemanns wohlwollende Interpretation als auch Schweppenhäusers kritische Auseinandersetzung mit Heidegger, dass seine Normverstöße bis auf geringfügige Ausnahmen die Syntax des Deutschen *nicht* betreffen (Allemann 1954: 106f.; Schweppenhäuser 1988: 89f.). Ortega y Gassetts früher Artikel zu Heideggers Sprache reduziert seine Sprachstrategien auf die selektiven Etymologisierung (Ortega y Gasset 1952: 901). Und viele, die Heideggers ‘Spracherneuerungsversuche’ ernst nehmen, bezweifeln, dass sie ihren Zweck erfüllen.⁵²⁷

Diese generelle Unsicherheit hängt sicher auch mit dem bisher eher stiefmütterlichen Interesse für die sprachlichen Strategien Heideggers zusammen. Die nun folgenden Untersuchungen verstehen sich deswegen als Versuch, dieser Unsicherheit ein wenig gegenzusteuern.

⁵²⁴ Vgl. mit Bezug auf die zwei Diskursebenen u.a. Schweppenhäuser (1988: 89f.), Bourdieu (1988: 107), Perrefort (1990: 129).

⁵²⁵ Hierzu gehört vor allem die Kritik an Heideggers Umgang mit Literatur, besonders seine Hölderlin- und Trakl-Interpretationen, aber auch die Kritik am Umgang mit Fragmenten der Vorsokratiker. Dieser Aspekt kann in dieser Arbeit nicht eigens behandelt werden.

⁵²⁶ Allein schon die referierten Ansichten Schöfers, der Heidegger zumindest in einigen Fällen kapriziöse Gefallsucht unterstellt, und Botets, der von einer Einschreibung des totalen Daseins in die Texte ausgeht, zeigen die mögliche Bandbreite der Interpretationen zu dieser Frage.

⁵²⁷ Vgl. etwa das Gadamer-Zitat bei Grotz, in dem Gadamer vom “tragischen Ringen [...] gegen den Rückfall in die Sprache der Metaphysik” spricht, welches “mehr Ausdruck seiner [Heideggers] Sprachnot als deren Überwindung” (zit. nach Grotz 2000: 158, Anm. 284) sei. Auch Saffer (1996: 120) gelangt zum pauschalen Urteil, dass Heidegger gegen die Sprache nicht ankomme.

4.3.3. Sprachliche Strategien Heideggers

4.3.3.1. Destruktion der Funktion von *ist*-Prädikationen

Heidegger selbst verwendet, sogar gehäuft in den ‘esoterischen’ Schriften, in denen er das ‘Sein selbst’ zu denken versucht, Aussagen der Struktur *S ist p*. Diese Aussagen ‘legitimieren’ sich aber allererst über ‘flankierende’ Maßnahmen, die allesamt den Zweck haben, die geläufige Funktion bzw. Leistung der *ist*-Prädikation zu usurpieren, und die somit als Verstehens- oder Interpretationshinweise verstanden werden müssen. Zu beachten ist, dass diese Usurpation nicht die ursprüngliche *Als*-Funktion des seinsverstehenden Daseins außer Kraft setzt, sondern sich dagegen wehrt, dass diese *Als*-Funktion in der apophantischen Aussage ihr *Fundament* hat. Die *ist*-Prädikation mit ihren grundlegenden Funktionen der Existenzaussage (die umgangssprachlich allerdings nur in den seltensten Fällen durch *ist*-Prädikation, sondern durch die alternativen Formulierungen mit *es gibt* oder *existiert* ausgedrückt wird), der Identitätssaussage und der intensionalen (Eigenschaftszuweisung) oder extensionalen (Element einer allgemeineren Klasse) Feststellung einer Klassenbeziehung (vgl. Gipper 1969: 138ff.) setzt Heidegger zufolge das im Subjekt Genannte als vorhanden voraus, und setzt weiterhin voraus, dass *über* dieses Vorhandene als etwas (real oder dem Denken) ‘Gegenständlichen’ (als ‘Objekt’) etwas ausgesagt werden kann und dieses Etwas durch das Aussagen, und somit durch das aussagende Subjekt und dessen subjektiv begriffliches Vermögen näher bestimmt werden kann. Der grammatischen Subjekt-Prädikat-Struktur liegt Heidegger zufolge also eine epistemologische Subjekt-Objekt-Zision voraus, indem das grammatische Subjekt zum logischen Objekt wird, das dem denkenden Subjekt gegenübersteht oder vorliegt. Um überhaupt ‘anwesen’ zu können (und um in eine ‘Beziehung’ zur ‘authentischen’ Verstehensleistung des Daseins zu gelangen), bedarf Heidegger zufolge ein jegliches Ding der Möglichkeit, sich von sich her zu *zeigen*, d.h. vor aller über es verfügenden Aussage in seiner Eigenheit zu erscheinen. Dieses Sich-Zeigen ist nach Heidegger also fundamentaler als das Aussagen und wird durch das Aussagen unterbunden, sozusagen erstickt. Um die Vorgängigkeit und Aussageermöglichung dieses Sich-Zeigens zu ‘sagen’, rekurriert Heidegger auf zwei unterschiedliche Strategien der Abstinenz: (i) die Vermeidung der *ist*-Prädikation durch die Beschränkung aufs *Zeigen*, (ii) die Vermeidung, Restriktion und Transformation der *ist*-

Prädikation durch die Beschränkung aufs *Nennen*, die sich in unterschiedlichen Formen tautologischer Selbstnennung bzw. Selbstprädikation ausgestaltet.

(i) Nur an wenigen Stellen seines Werks ersetzt Heidegger die *ist*-Prädikation durch das Interpunktionszeichen des *Doppelpunkts*.⁵²⁸ Im 1969 gehaltenen Seminar in Le Thor erläutert Heidegger die Intention dieser Substitution dahingehend, dass die Doppelpunktversion “besser” (Sem 85) sei, um angesichts der Unmöglichkeit, die ontologische Differenz von Seiendem und Sein *als solche selbst* zu sagen, die Zweideutigkeit einer jeden *ist*-Prädikation zu verdeutlichen. Dieser dissoziierenden Abwehrfunktion gesellt sich aber eine zusätzliche, fast ikonisch zu nennende aufschließende Funktion bei, die von Heidegger an einer Stelle explizit erläutert wird:

“Das Wesen der Sprache : Die Sprache des Wesens.

Zwei Wendungen, durch einen Doppelpunkt auseinander gehalten, die eine die Umkehrung der anderen. Soll das Ganze ein Leitwort sein, dann muß das Zeichen des Doppelpunktes andeuten, daß, was vor ihm steht, sich öffnet in das, was auf ihn folgt. Im Ganzen des Leitwortes spielt ein Eröffnen und Winken, das auf solches weist, was wir, von der ersten Wendung herkommend, in der zweiten nicht vermuten.” (UzS 200)

Neben der von Heidegger angegebenen Funktion, dass der Doppelpunkt auf ein Spiel und einen Austausch zweier sich aus ursprünglicher Einfalt entfaltender Ausfaltungen (*zeigend*) hinweist, lässt die Abrückung des Doppelpunkts vom letzten Wort der vorgängigen syntaktischen Sequenz das Bild der symmetrisch sich aus dem Doppelpunkt entfaltenden ‘Elemente’ *Sprache* und *Wesen* erscheinen. Der Doppelpunkt wird somit zum (zeigenden) Zeichen einer Ausfaltung aus einer vorgängigen Einfalt.

Zeigefunktion hat ebenfalls die besonders in der Phase der Verfassung der *Beiträge zur Philosophie* häufig verwendete Strategie der *typographisch verfremdeten*, veralteten, und wohl durch die Hölderlin-Rezeption motivierte (Allemann 1954: 176) *Schreibweise* des Wortes *Sein* mit *y* (*Seyn*). Wieder ist es Heidegger selbst, der aus dieser Strategie kein Geheimnis macht und sie selbst erläutert:

“Mit solchem Entwurf kommt dieses Fragen [das seynsgeschichtliche Erfragen des Seyns; B.S.] überhaupt ins Außerhalb jener Unterscheidung von Seiendem und Sein; und sie schreibt deshalb auch das Sein jetzt als »Seyn«. Dieses soll anzeigen, daß das Sein hier nicht mehr metaphysisch gedacht wird.” (BzP 436)

⁵²⁸ Gehäuft finden sich Beispiele vor allem im Text der Vorlesung aus dem Jahr 1955/56 *Der Satz vom Grund*, etwa: “Sein und Grund: das Selbe. Sein: der Ab-Grund” (SvG 77). Vgl. hierzu auch Schöfer (1962: 218f.).

An anderer Stelle erläutert Heidegger auf mehreren Seiten (Bes 199-204), dass mit *Seyn* der sich entziehende vorgängige (abgründige) Grund für die Unterscheidung von *Sein* und *Seiendem* angezeigt werden soll, die selbst wieder Basis für alle kategorialen Unterscheidungen, für *ist*-Prädikationen und das Denken in Subjekt-Objekt-Kategorien sei. Die typographisch verfremdete Schreibweise soll also *Indikator* einer auf diskursivem Weg nicht wirklich zu leistenden, nur als Desiderat *anzeigbaren* anderen ‘Seyns-Prädikation’ sein. Auffallend ist, dass Heidegger die Verfremdung der Schreibweise von *Sein* nicht systematisch durchführt.⁵²⁹ Dies passt aber zu der Tatsache, dass Heidegger auch die Strategie der Doppelpunktverwendung nur selten verwendete und auch sonst keinen Wert darauf legte, seine Zeigestrategien systematisch zu verwenden. Ihr unsystematischer Einsatz scheint den didaktischen Zweck zu verfolgen, dem Leser die Aufgabe des ‘Denkens des Unsagbaren’ nicht abzunehmen und nicht zu erleichtern, und sie durch immer wieder variierte Zeigestrategien je neu anzuregen.

Besonders häufig, insbesondere seit den *Beiträgen zur Philosophie*, verwendet Heidegger die Strategie der *typographischen Akzentuierung* durch Schrägdruck. Diese Strategie ist nun textgrammatisch nichts Ungewöhnliches und kann zwei verschiedene Funktionen erfüllen, nämlich entweder unterschiedliche metasprachliche Verwendungsebenen kennzeichnen oder als schriftliches Surrogat für die fehlende Möglichkeit einer akustisch akzentuierten Betonung dienen. Kombiniert wird Schrägdruck von Heidegger zudem oft durch normwidrigen Bindestrich, durch den bei Worttrennungen einzelne Wortmorpheme typographisch abgesetzt werden. Dieser Bindestrichgebrauch wird im Gegensatz zu vielem anderen von Heidegger nie erklärt, was als Indiz dafür genommen werden kann, dass er eine Sonderfunktion einnimmt. Dass dies tatsächlich der Fall ist, und dass die typographische Akzentuierung in den Fällen der Worttrennung mehr als nur Vermeidung der *ist*-Prädikation anzeigt, soll in Kapitel 4.3.3.3. gezeigt werden.

Zeigefunktion übernimmt auch die von Heidegger 1955 im Beitrag zur Ernst-Jünger-Festschrift (*Zur Seinsfrage* (Wm 212-253)) vorgenommene *kreuzweise Durchstreichung* des Wortes *Sein* (~~Sein~~). Wie in den ersten beiden Strategien erläutert auch hier Heidegger deren Funktion:

⁵²⁹ Vgl. dazu u.a. die Bemerkungen zweier Herausgeber der Heideggerschen Gesamtausgabe: von Herrmann (BzP 516) und Ziegler (Ger 295).

“Die kreuzweise Durchstreichung wehrt zunächst nur ab, nämlich die fast unausrottbare Gewöhnung, »das Sein« wie ein für sich stehendes und dann auf den Menschen erst bisweilen zukommendes Gegenüber vorzustellen. [...]

Das Zeichen der Durchkreuzung kann nach dem Gesagten allerdings kein bloß negatives Zeichen der Durchstreichung sein. Es zeigt vielmehr in die vier Gegenden des Gevierts und deren Versammlung im Ort der Durchkreuzung.” (Wm 239)

Bei dieser Variante der Vermeidung der *ist*-Prädikation wird nach Heideggers Erläuterung deutlich, dass zum Moment der Abstinenz, der Verweigerung von *ist*-Prädikation das Durchkreuzungszeichen die Funktion eines *Ikons* (im Sinne der von Morris und Peirce eingeführten terminologischen Bedeutung) erfüllt, indem das Zeichen (so wie etwa Piktogramme) selbst Eigenschaften des durch es Bezeichneten aufweist. Die Durchstreichung des Wortes *Sein* als Durchkreuzung des ‘Seins’ soll also auf die ‘geviertliche Ausfaltung des Seins’ *hinzeigen*.⁵³⁰

Alle vier aufgeführten Zeigestrategien⁵³¹ arbeiten mit *typographischen* Mitteln, wobei die Neigung, dem Medium des Graphischen eine ‘esoterische’ ikonische Zusatzfunktion zu verleihen, in zwei Fällen deutlich wurde, beim Einsatz des Doppelpunkts und bei der Durchstreichung des Wortes *Sein*. Diese Einsicht ist meiner Ansicht nach wichtiger, als sie auf den ersten Blick erscheint. Sie zeigt auf der bisherigen Untersuchungsebene, dass Heidegger nicht abgeneigt war, das *bildhafte* Moment des Graphischen zu Zwecken des ‘anderen’ Sagens zu nutzen.

(ii) Weitaus systematischer und radikaler als die vier besprochenen Zeigestrategien ist Heideggers Umgang mit Tautologien. Wir hatten eingangs gesagt, dass sich im Umgang mit Tautologien die Strategie der Vermeidung, Restriktion und Transformation von *ist*-Prädikationen manifestiert. Dies ist in einem sehr weiten und komplexen Sinne gemeint, der in der Folge schrittweise erläutert werden soll. Dabei wird auch schon deutlich, wie aus der *destruktiven* Funktion dieser grammatischen Strategie ihr grundlegendes und zentrales *konstruktives* Moment entsteht. Dass der Umgang mit Tautologien eine *grammatische* Strategie darstellt und dass sie sich primär ans *Nennen* knüpft, wird im Laufe der Darstellungen evident.

⁵³⁰ Vollkommen unzutreffend ist meiner Ansicht nach das Urteil Schwans, dass die Durchstreichung des Wortes *Sein* “der unter allen späteren Äußerungen schärfste Widerruf des in den «Beiträgen» versuchten Denkens des Seyns «selbst»” (Schwan 1989: 609) darstelle.

⁵³¹ In dieser Arbeit wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, was die Anzahl der Strategien angeht. So behandelt etwa Schöfer auch die Verwendung von drei Punkten (...), den “Pünktchen-Typ” (Schöfer 1962: 220ff.) als syntaktische Besonderheit. Da keine Strategie nach ihrer Einführung systematisch verwendet wird, ist es vollkommen ausreichend, sich auf die Diskussion der charakteristischsten Strategien zu beschränken.

Tautologien werden gemeinhin als Untersuchungsobjekt entweder der Logik oder der Stilistik behandelt. In der Logik ist die Tautologie oder das tautologische Urteil ein Identitätsurteil ($A=A$), ein analytisches Urteil, also ein lediglich erläuterndes und kein erkenntniserweiterndes Urteil. In der Stilistik wird die Tautologie als Redefigur behandelt, und zwar schon früh als *figura etimologica* (vgl. dazu Grotz 2000: 160ff.). Heideggers Ansatz lässt sich am besten darstellen, wenn man von seiner Kritik am Identitätsurteil ausgeht und die Verwendung der *figura etimologica* bzw. ihrer Varianten erst einmal ausblendet. Im 1957 gehaltenen Vortrag *Der Satz der Identität* (ID 9-30) ‘instauriert’ Heidegger eine entscheidende Opposition:

“Die Formel $A = A$ spricht von Gleichheit. Sie nennt A nicht als dasselbe. Die geläufige Formel für den Satz der Identität verdeckt somit gerade das, was der Satz sagen möchte: A ist A, d. h. jedes A ist selber dasselbe.” (ID 10)

In Opposition gesetzt werden hier also *Gleichheit* und *das Selbe*. Schon in *Sein und Zeit* fungierte das *Selbst* als *eigentliches* ‘Subjekt’ des Seinsverstehens, sowohl des möglichen eigentlichen Seinsverstehens des sich selbst in seinem vollen ‘Sein-können’ ergreifenden Daseins als auch des durch das ‘Man-Selbst’ gelenkten uneigentlichen Seinsverstehens. Nach der ‘Kehre’ verweist das *Selbe* auf die erweiterte Möglichkeit des eigentlichen Daseins *und* eigentlichen Seins. Der erste Schritt in die Richtung, dass Selbigkeit als *Eigensein* überhaupt erscheinen kann, liegt darin, dass das Eigensein nicht durch Barrieren versperrt ist und sich überhaupt zeigen kann. Der zweite Schritt liegt darin, dass Eigensein sich in ‘Bezüglichkeit’ ausfaltet, die Heidegger unterschiedlich perspektiviert, mal als ‘geviertliche Ausfaltung’, mal, und so auch im zitierten Vortrag, als “Zusammengehörigkeit” (ID 14). Wie sich in der Folge zeigen wird, setzt Selbigkeit bei Heidegger Gleichheit außer Kraft. Diese Usurpation wird von Heidegger systematisch in Gang gesetzt, und betrifft in *grammatischer* Hinsicht *Gleichheit* als homogenitätsstiftendes und Homogenität garantierendes Moment des *Systems langue*. Somit wird ein ganz entscheidendes ‘Herzstück’ von *langue* getroffen. Außer Kraft gesetzt wird unter anderem auf lexikalischer Ebene die *Gleichwertigkeit* der im Wörterbuch als Varianten aufgelisteten Polyseme, die *annähernde Gleichheit* der in Normalsprache geltenden Synonyme, die in einer Klasse von *ist*-Prädikationen prädierte *partielle Gleichheit* im Sinne einer (extensionalen) Klassenzugehörigkeit (Ein Baum ist nicht ein Lebewesen, ein Haus ist nicht ein Gebäude, sondern ein Baum

und ein Haus *sind* nach Heidegger nur, wenn sie im ‘geviertlichen Bezug’ stehen). Wie erst im folgenden Kapitel gezeigt werden kann, wird auch die *Gleichheit grammatischer Klassen* mithilfe des Kriteriums der Selbigkeit auf die in ihnen sich offenbarende Ungleichheit hin ‘abgeklopft’. Desweiteren wird *Gleichheit* im Sinne der *Zugehörigkeit zu einer historischen Sprachentwicklungsphase* als Beurteilungsmaßstab dissolviert und *interlinguale (annähernde) Gleichheit*, die sich etwa im Versuch der Fixierung von Übersetzungskonstanten im zweisprachigen Wörterbuch manifestiert, unterminiert. Im Gegenzug wird die gewöhnlich störende Gleichheit der *Homonyme* von Heidegger als Chance und latenter Hinweis auf Selbigkeit aufgefasst. Heideggers Verwendung tautologischer Strategien ist also Destruktion des in Sprache offen oder verdeckt proponierten (prädizierten) Gleichseins, sozusagen der in Sprache(n) sich manifestierenden möglichen ‘Menge’ der okzidentalen *ist*-Prädikationen. Auf der Basis dieser Destruktion ist es möglich, mit der Konstruktion einer neuen Sprachordnung zu beginnen, die sich nach Heidegger am *Selben* auszurichten hat.

Bei Heidegger lassen sich unterschiedliche Verwendungsweisen von Tautologie finden, in denen die Opposition zur Gleichheit sich je anders manifestiert. Einfachste Form der Tautologie als des Selbst-Sagens ist das *Nennen*: “[E]ine echte Tautologie: nur einmal das Selbe nennt sie und zwar als es selbst.” (Sem 135 [Sem in Zähringen 1973]). Ähnlich wie in der spekulativen Mystik Meister Eckharts ist das eigentliche Nennen ein Beim-Namen-Nennen, wobei der Name als Eigenname Aufschluss über das Eigene, über das Wesen geben soll (vgl. Grotz 2000: 65). Auch Heidegger schafft die Verbindung von Nennen und Name (“Etwas nennen – das ist: beim Namen rufen. Noch ursprünglicher ist nennen: ins Wort rufen.” (WhD 85)), wobei der Akt des Nennens nicht aufs nennende Subjekt beschränkt werden soll (“Das so Geheißene, in ein Anwesen gerufene, heißt dann selber” (WhD 85)), sondern als Anspruch und Aufforderung zum Denken, als etwas, was sich zeigt und gibt, oder als ‘Gabe’ verstanden werden soll. Zudem impliziert das Nennen für Heidegger ein Lassen, und zwar ein Zulassen, dass etwas sich in seiner Eigenheit zeigt, oder ein Hören auf seine Eigenheit (vgl. u.a. ED 52). Oft wurde mit Recht darauf hingewiesen, dass Heidegger in vielen Aspekten der Denkweise Meister Eckharts nahesteht.⁵³² Bezüglich der Funktion des Namens für Eckhart schreibt Grotz :

⁵³² Vgl. z.B. Pöggeler (1992: 387), Schöfer (1962: 124), Grotz (2000: 118). Eine kritische Analyse der Nähepostulate bzgl. Meister Eckhart legte Beierwaltes (1998) vor.

“Nach Eckhart impliziert ein Name (nomen) stets das jeweilige Wesen der benannten Sache (essentia rei). Als >Name< versteht sich von daher eine jede sprachliche Bezeichnung, die die eigentümliche, unveräußerliche Washeit (quiditas) der bezeichneten Sache, die sie »von keinem anderen hat«, anzeigt.” (Grotz 2000: 65)

Heidegger selbst erwähnt an einer Stelle seines Werks, dass das Verhältnis vom “Wort der Heiligen Schrift und dem theologisch-spekulativen Denken” und dasjenige “zwischen Sprache und Sein” “dasselbe” (UzS 96) sei, d. h. in einem Wesensbezug stünden. Dennoch sollte man vorsichtig sein, zu weitgehende Parallelen zu vermuten. Inhaltlich gesehen bewirkt die Konzentration auf die Gottesproblematik und z.B. auch das Trinitätsproblem bei Eckhart eine ganz eigene Perspektive auf Sprache, die sich auch im Formalen von Heidegger unterscheidet.⁵³³ An anderer Stelle werden wir noch einmal kurz auf diese Unterschiede zu sprechen kommen, die hier ansonsten nicht weiter analysiert werden können.

Wie wir sahen, ist also die einfachste Tautologie für Heidegger das einfache Nennen des wesentlichen oder eigentlichen, ‘treffenden’ Worts. Die erste Ausfaltung dieser ‘ursprünglichen’ Tautologie in eine zweigliedrige, die dann auch schon Satzform annimmt, ist, so könnte man sagen, ‘gleichwesentlich’ für Heidegger und wird von ihm, mitunter mit Hilfe von Neologismen, oft verwendet: “Die Sprache spricht” (UzS 32), “das Ereignis ereignet” (ZSD 24), “die Welt weltet” (VA 178), “das Ding dingt” (VA 172), “der Raum räumt” (UzS 213), “die Stille stillt” (UzS 30), “die Götter göttern” (BzP 244), “die Nacht nachtet” (And 88) etc.⁵³⁴ Insbesondere Grotz hat festgestellt, dass es sich hier um eine “Umkehrung” (Grotz 2000: 160) der in der *Ars rhetorica* aufgeführten *figura etymologica* handelt, da bei dieser einem häufig intransitiven Verb ein eigentlich überflüssiges Akkusativobjekt gleichen Wortstammes (gleicher etymologischer Abstammung, daher die Bezeichnung *figura etymologica*) hinzugefügt wird, etwa *einen Schlaf schlafen, einen Gang gehen, einen Gesang singen* etc. Zwar findet sich bei Heidegger auch die Form eines Satzes mit zwei- oder sogar mehrstelliger syntaktischer Ergänzung (“Sie [die Bedingnis; B.S.] bedingt das Ding zum Ding” (ED 59)), die Grundform mit einstelliger Ergänzung ‘A at’ (so Grotz 2000: 160) überwiegt jedoch. Sowohl Schöfer (1962: 202-208) als auch Grotz (2000: 161f.) haben meiner

⁵³³ Beispielsweise spielt die *Wiederholung* (wie in *Ego sum qui sum*) bei Heidegger nicht die Rolle der Selbstaffirmation oder *negatio negationis* (vgl. Grotz 2000: 58f.). Grotz (ebd. 118, Anm. 130) hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Heidegger die berühmte Eckhartsche Wortschöpfung *worten* (als *creatio in verbo* bei Eckhart), die ja auch Weisgerber aufgriff, wohl bewusst vermieden hat, um zu verhindern, dass zu weitgehende Parallelen zwischen seiner Denkweise und der christlichen Logosmystik vermutet werden. Zu weiteren Unterschieden vgl. auch weiter unten Kap. 4.3.3.2.2.

⁵³⁴ Weitere Beispiele bei Schöfer (1962: 204) und Grotz (2000: 160). Angeführt wurde jeweils nur ein einziger Textbeleg.

Ansicht nach zu Recht betont, dass diese Form der Tautologie die intrinsische Zusammengehörigkeit von Nomen und Verbum, den von der im Subjekt genannten ‘Sache’ untrennbaren im Verb genannten ‘Selbstvollzug’ sprachlich angemessen fassen möchte. Mehr noch, Vollzug und Sache sind nicht zwei Elemente, die sich verbinden, sondern sind ‘das Selbe’. Während also die Selbigkeit von Sache und Vollzug sich nach Heidegger scheinbar in der Form ‘A at’ am angemessensten manifestiert, arbeitet die Satzform des Identitätssatzes mit einer *Gleichung*, in der das Nomen zweimal genannt wird, wodurch es dem Verb gegenüber, das zudem als Kopulaverb rein grammatische Funktion übernehmen kann (nach Heidegger: ‘entwesentlich’ werden kann), aufgewertet wird. Dadurch wird das Nomen vom verbal anzeigbaren Vollzug gelöst und nimmt als Abgetrenntes Gegenstandscharakter an.⁵³⁵ Heidegger wendet sich deswegen entweder in polemischem Ton (ID 10) gegen diese Form von Tautologie oder ersetzt sie durch die seiner Meinung nach angemessenere (UzS 12).

Auch wenn Heidegger an einer Stelle betont “Was bleibt zu sagen? Nur dies: Das Ereignis ereignet.” (ZSD 24), so zeigt doch der erläuternde Anschlussatz “Damit sagen wir vom Selben her auf das Selbe zu das Selbe.” (ZSD 24), dass der prädierte ‘Selbstvollzug’ eine spezifische ‘Veranschaulichung’ erfährt, nämlich keinen ‘einspurigen’ Entwicklungsprozess darstellt, sondern eine ‘kehrige’ Hin-und-Her-Bewegung. Jaeger (1971: 120, 126) und Anz (1967: 481) haben meiner Ansicht nach durchaus richtig diese Selbst-Bewegung mit dem Phänomen der Zeitigung in Verbindung gebracht, demgemäß auch das Dasein bei Heidegger sein volles Selbst nur im ‘ganzen’ Durchgang durch die Zeitekstasen gewinnt. Von der Spätphilosophie her gesehen kommt aber noch ein wichtiges Moment hinzu. Der Parameter *Zusammengehörigkeit* (vgl. auch Hw 306) öffnet und erweitert die ‘Extension’ dessen, was mit dem *Selben* gedacht wird. Die Tautologie wird *thematisch* mehrstellig. Der kehrige Selbstvollzug der Struktur ‘A at’ soll sich zu einer kehrigen Bewegung zweier ‘Sachen’ in einem *Selben* erweitern. Dies wurde schon hinsichtlich der Erörterung der Doppelpunktstrategie deutlich. Formulierungen wie *Das Wesen der Sprache : die Sprache des Wesens* oder “Der Satz des Grundes ist der Grund des Satzes” (SvG 20) beanspruchen, in der Form der Kommutabilität eine *synonymische* (und *ikonisch symmetrische*) *Tautologie* als Ausdruck einer ‘kehrigen Zusammengehörigkeit im Selben’ zu schaffen. Dies ist ein ganz entscheidender Schritt in eine andere strategische

⁵³⁵ Im Gegensatz zu Schöfer und Grotz hat Anz (1967: 480f.) dies nicht bemerkt.

Dimension, die mehr verdeckten als offenen Charakter hat, und erst sie entfaltet eine eigentlich 'sprachzersetzende' Funktion. Eben diese These vertritt Grotz:

“Heideggers In-Frage-Stellung des tautologischen *Satzes* der Identität >A ist A< entspricht bei seinem sprachlichen Vollzug die Aushebelung von *lexikalischen* Identitäten – so wenn er etwa die geläufige intrasprachliche Identität der Lexeme »das Selbe« und »das Identische« oder die geläufige intersprachliche Identität des griechischen »ἀλήθεια« mit dem deutschen »Wahrheit« untergräbt. Mit Hilfe einer derartigen intra- und intersprachlichen >Übersetzungsverweigerung< schafft sich Heidegger einen Idiolekt, der offensichtlich anderen als den herkömmlichen lexikalischen Identitäten den Vorzug gibt.“ (Grotz 2000: 95)

Grotz hat meiner Ansicht nach vollkommen Recht mit der Behauptung, dass Heidegger sich einen eigenen Idiolekt schafft, der anderen (idiolektalen) lexikalischen Identitäten den Vorzug gibt.⁵³⁶ Diese *anderen* lexikalischen Identitäten werden einzeltextübergreifend im Gesamtwerk Heideggers 'hergestellt'. Obwohl es ganz so wie bei herkömmlichen Synonymen legitim und erforderlich ist, ihre subtilen Bedeutungsdifferenzen aufzudecken, ist dies auch bezüglich Heideggers Idiolekt möglich und bestimmt oft implizit die Arbeit der heideggerfreundlichen Forschungsliteratur. Unbestritten bleibt jedoch, dass zum Beispiel die Heideggerschen Lexeme (das) *Zwischen*, (das) *Inzwischen*, *Unterschied*, *Schied*, *Abgrund* oder (das) *Offene*, (das) *Da*, die späte *Lichtung*, *Ur-sache*, *Gegnet*, *Augenblicksstätte* neue Identitäten im Sinne tautologischer Synonymik schaffen. Und in *dieser* Funktion greift Heidegger auch geradezu exzessiv auf die zuvor kritisierte tautologische *Satzform* des Identitätssatzes zurück. Ein Beispiel stehe für unzählige andere:

“Seyn ist Er-ignis und *so* der Ab-grund und *als* dieser der »Grund« des Grundes und deshalb Freiheit.“ (Bes 101)

Wenn Heidegger selbst bemerkt, es sei nötig, “fünfzig und hundert Mal das Selbe [zu] er-denken und auf die Stelle des Selben zu kommen [zu] versuchen“ (GdS 30), so findet das vorrangig in dieser, man könnte sagen, *paratautologischen* Form statt, die bisweilen auch den Stil der zirkelhaften Litanei⁵³⁷ annimmt (“Das Ereignis des Anfangs ist der

⁵³⁶ Während Grotz in seiner Analyse bestrebt ist, sich vorschneller Werturteile zu enthalten, wird bei heideggerkritischer Einstellung die Konstitution neuer lexikalischer Identitäten sofort pejorativ kommentiert (vgl. u.a. Perrefort 1990: 91).

⁵³⁷ Auch dies wird dann gern polemisch kommentiert, vgl. u.a. Minder (1966: 22), Meschonnic (1990: 199).

Untergang. Der Untergang ist der Abschied. Der Abschied ist die Innigkeit des anfänglichen Er-eignens [...]” (ÜA 24)⁵³⁸.

Wie Grotz’ Zitat zeigte, erstreckt sich die synonymische Tautologie aber auch aufs Intersprachliche, und zwar im Grunde ausschließlich auf den Einbezug des Griechischen⁵³⁹. Hier betont Grotz etwas einseitig, dass Heideggers Versuche des ‘wörtlichen Übersetzens’ gewöhnliche ‘konstante’ Übersetzungsäquivalenzen unterminieren (Grotz 2000: 123ff., 142), obwohl er sich dessen bewusst ist, dass Heidegger Übersetzung als ‘Übersetzen’ (u.a. Hw 318) in einen Eigentlichkeitsbereich, als auswählende Auslegung (u.a. WhD 107) versteht, die versucht, diejenigen Bedeutungselemente sozusagen zu ‘isolieren’, die dasjenige ‘sagen’, was am Wort wesentlich ist. Gemeinhin wird Heidegger deshalb auch nicht vorgeworfen, dass er falsch übersetze, sondern nur, dass er bestimmte, oft nur selten verwendete oder wenig belegte Bedeutungsvarianten favorisiert und auf die Lesart anderer Kontexte überträgt.⁵⁴⁰ Zu Heideggers Gunsten muss ihm jedenfalls darin zugestimmt werden, dass die Übersetzungen zentraler Begriffe der griechischen Philosophie ins Lateinische ebenfalls ein Auswahl- und Transformationsverfahren darstellen, in welchem bestimmte Bedeutungsvarianten eine vollkommen neue Gewichtung erhalten, die als der eigentliche Motor der Veränderungen der Metaphysikgeschichte angesehen werden können (EiM 10f.; Hw 13)⁵⁴¹. Zudem begründet Heidegger seine Wahl mit zum Teil ausgedehnten, fast Buchform annehmenden Erläuterungen, die auch nicht in allen Fällen das griechische Wort mit allen Mitteln ins Deutsche transferieren wollen, sondern es als unübersetzbar auch stehen lassen.⁵⁴² Die von Grotz im Grunde implizit beanspruchte Prämisse, dass Wörterbücher den Maßstab für Äquivalenzen liefern, verschleiert Heidegger zufolge nur, dass auch dieser Maßstab auf einem Auslegungsverfahren beruht (Ist 74ff.).

Nach Grotz bricht Heidegger nicht nur im Rekurs aufs Griechische, sondern auch auf frühere Entwicklungsstadien der deutschen Sprache den uns geläufigen historischen Rahmen für gewöhnliche Fixierungen von Bedeutungsidentität.

⁵³⁸ Vgl. ähnliche Stellen u.a. (ÜA 46f.; Hw 294).

⁵³⁹ In Betracht käme außer dem Griechischen nur noch das Japanische, wie einige Ansätze in diese Richtung (u.a. UzS 101f.) zeigen.

⁵⁴⁰ Vgl. u.a. die längere Diskussion Friedländers (1964) zum Begriff *ἀλήθεια* und dessen Verständnis und Übersetzung bei Heidegger, ebenso auch Grotz (2000: 149).

⁵⁴¹ Offensichtlich wird die in Übersetzungen entstehende Diskrepanz von Ausgangsbedeutung und Zielbedeutung, wenn man heutige Übersetzungen etwa von Platon- oder Aristoteles-texten liest, in denen Wörter wie *Begriff* oder *Wissenschaft* oder *Definition* viel zu unvermittelt in heutige Denkkontexte hineinführen, obwohl natürlich das gewaltige Korpus an Forschungsliteratur diesen Kurzschlüssen vorzubeugen trachtet.

⁵⁴² Vgl. u.a. den Text zum Aristotelischen *φύσις*-Begriff (Wm 309-371).

“Mit der übersetzerischen Entdeckung einer diachronischen Dimension sucht Heidegger eine bloß synchrone, d. h. eine eindimensionale und statische Perspektive auf die *Bedeutsamkeit* des eigenen Sprachgebrauchs aufzugeben: Der sonst als synchron erfahrene eigene Sprachhorizont wird transzendiert in Richtung einer >polyphonen< *Simultaneität*, indem Heidegger die »ausgestorbenen« Stadien der deutschen Sprache sowie die >toten< Sprachen des Altgriechischen und des Lateinischen in den eigenen Sprachhorizont mit einbezieht und dort auf eine bestimmte Weise reaktiviert: »Das Wort >Verzicht< gehört zum Zeitwort verzeihen; eine alte Wendung lautet: >sich eines Dinges verzeihen<, etwas aufgeben, darauf verzichten. Zeihen ist das selbe Wort wie das lateinische dicere, sagen, das griechische δείχνει, zeigen, althd. sagan: unser sagen.«” (Grotz 2000: 139f.)

Heidegger, so Grotz, schaffe ‘Wort-Spektren’ (ebd. 143)⁵⁴³, die also interlingual und intralingual die Normen des ‘normalen’, geläufigen Sprachgebrauchs usurpierten. Über Grotz hinausgehend muss man sogar sagen, dass nicht nur Wörter unterschiedlicher Sprachepochen und unterschiedlicher Sprachen *dasselbe* (entsprechend heißt es im Zitat auch ‘das *selbe* Wort’) sagen sollen, sondern auch Wörter unterschiedlicher Sprachepochen, die gewöhnlich als gänzlich bedeutungsheterogen aufgefasst werden. So deuten nach Heidegger die Worte *ruoche* (Hw 332), *rühmen* (EH 191), *Friede*, *wunian* (VA 143) *ring* und *Gering* (VA 173) alle auf eine Art ‘Archilexem’, nämlich die Bedeutung *lassen, etwas in seinem Wesen belassen*.⁵⁴⁴ Schon Schöfer hatte aus der Perspektive der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung einige Inhaltsverschiebungen in Wortfeldern besprochen (Schöfer 1962: 81-88), natürlich gemessen an der herrschenden Sprachnorm, wobei die Analysen Schöfers in einigen Fällen von einem sehr engen Normverständnis ausgehen.⁵⁴⁵ Für Grotz münden geradezu alle seine Untersuchungen zu Heideggers Gebrauch der Tautologie in der Quintessenz, dass die polyphone Simultaneität den “inneren Bezug (*internal relation*) zum lexikalischen Code

⁵⁴³ An dieser Stelle führt Grotz noch mehrere Beispiele von Wortspektren an. Weniger ausführlich und eher in essayistisch-polemischen Ton hatte Meschonnic in der Sache schon 1990 das Phänomen der ‘Wortspektren’ bzw. ‘polyphonen Simultaneität’ thematisiert (Meschonnic 1990: 311, 330).

⁵⁴⁴ Die entsprechenden Stellen lauten wie folgt: “Das mittelhochdeutsche Wort »ruoche« nennt die Sorgfalt, die Sorge. Sie kehrt sich daran, daß ein anderes in seinem Wesen bleibe. Dieses Sichdarankehren ist, von den Je-Weiligen her in Beziehung auf das Anwesen gedacht, die τῆσις, der Ruch. Unser Wort »geruhen« gehört zu Ruch und hat mit der Ruhe nichts zu tun; geruhen bedeutet: etwas schätzend, erlaubend es selber zulassen.” (Hw 332); “Ruhm und rühmen sind hier im pindarischen, griechischen Sinne zu denken als Erscheinenlassen.” (EH 191); “Das altsächsische »wunon«, das gotische »wunian« bedeuten ebenso wie das alte Wort bauen das Bleiben, das Sich-Aufhalten. Aber das gotische »wunian« sagt deutlicher, wie dieses Bleiben erfahren wird. Wunian heißt: zufrieden sein, zum Frieden gebracht, in ihm bleiben. Das Wort Friede meint das Freie, das Frye, und fry bedeutet: bewahrt vor Schaden und Bedrohung, bewahrt – vor ... d.h. geschont. Freien bedeutet eigentlich schonen. Das Schonen selbst besteht nicht nur darin, daß wir dem Geschonten nichts antun. Das eigentliche Schonen ist etwas *Positives* und geschieht dann, wenn wir etwas zum Voraus in seinem Wesen belassen [...]” (VA 143); “Schmiegsam, schmiedbar, geschmeidig, fügsam, leicht heißt in unserer alten deutschen Sprache »ring« und »gering«. Das Spiegel-Spiel der weltenden Welt entringt als das Gering des Ringes die einigen Vier in das eigene Fügsame, das Ringe ihres Wesens. Aus dem Spiegel-Spiel des Gerings des Ringes ereignet sich das Ding des Dinges. [...] Wenn wir das Ding in seinem Ding aus der weltenden Welt wesen lassen, denken wir an das Ding als das Ding. Dergestalt andenkend lassen wir uns vom weltenden Wesen des Dinges angehen. [...] Denken wir das Ding als Ding, dann schonen wir das Wesen des Dinges in den Bereich, aus dem es west.” (VA 173)

⁵⁴⁵ Die Analysen behandeln ca. 20 Wörter, wobei z. B. das Wort *horizontal* nach Schöfers Ansicht “nur” (Schöfer 1962: 88) eine Lagebezeichnung ausdrückt und der ‘Abstraktionsschub’ bei Heidegger als Normverstoß gedeutet wird.

einer Sprache” (Grotz 2000: 144)⁵⁴⁶ auflöse. Schöfer und Grotz hätten für diese zutreffende These sogar noch radikalere Beispiele finden können. Außer den bekannten Bedeutungsverschiebungen, die durch eine Engführung heutiger und ehemaliger Bedeutungsspektren erreicht werden, indem etwa das *Andenken* zur *Andacht* wird (WhD 7), das *Gedachte* zum *Dank* (WhD 91), die Kausalsubjunktion *weil* wieder ihre vergessene temporale Bedeutung des *Weilens* erhält (SvG 186f.), nehmen einige Lexeme sogar die antonymische Bedeutung an, *einsam* wird zu *zusammengehörig*⁵⁴⁷, *Feindseligkeit* wird zur ‘*Seligkeit* des im Streit Zueinandergehörens im Geviert’ (Ger 245). Sprachlich gesehen sind diese Normverstöße weit ‘gravierender’ als etwa die oft genannten paradoxalen Konstruktionen⁵⁴⁸ wie etwa *das Geläut der Stille*, die einem jeden literarisch gebildeten Leser gewiss nicht sonderlich schockierend vorkommen.

Die Strategien der Destruktion von *langue*-Paradigmen stiften aber zusätzlich noch dadurch Verwirrung, dass die Verwendung eines bestimmten Lexems in der synonymischen Tautologie nicht schon für sich als Garant aufgefasst werden kann, dass es fortan immer in diesem Sinne verwendet wird. Die synonymische Tautologie wird also nicht am Lexem markiert. So wird etwa *hörig* von Heidegger in einigen Kontexten in normalsprachlicher Bedeutung (u.a. SvG 177; VA 28) verwendet, in anderen in idiolektaler Bedeutung (u.a. EiM 99). Dieser ko-textlichen Mischung der Bedeutungs- und Diskursebenen stehen auch kontextliche Mischungen zur Seite, etwa wenn Heidegger in einem Abschnitt des Textes *Wozu Dichter?* das orthographisch verfremdete Wort *Wage* von Satz zu Satz zwischen den Bedeutungen der Lexeme *Waage* und *Wagnis* hin und her pendeln lässt (Hw 259). Dieser Art ‘Verschleierung’ der Diskursebenen entsprechen andere Merkmale Heideggerschen Diskursverhaltens, die tatsächlich einen autoritär-elitären Gestus annehmen. Dazu gehört etwa die Laxheit, d.h. fehlende Systematik in der Markierung des Wortes *Sein* mit *y*, die für Heidegger-‘Apologeten’ sicher etwas schockierende Bemerkung anlässlich einer Interpretation einer Hölderlin-Stelle (“Ob jedoch das eine Gewesenheit und das andere Vergangenheit oder umgekehrt genannt wird, ist in gewissen Grenzen willkürlich und Sache des Sprachgefühls.” (Ger 108)), die die gesamte in *Sein und Zeit* geleistete Arbeit mit einem Handstreich zur Nebensache abzustempeln scheint, oder die Bemerkung zu einer

⁵⁴⁶ Grotz stützt sich hier auf Jakobsons Unterscheidung von *contextual meaning* und *internal relation* (Grotz 2000: 144), wobei die Aushebelung der Beziehungen der *internal relations* von Grotz auf synchrone paradigmatische Strukturen der *langue* bezogen wird.

⁵⁴⁷ „»Sam« ist das gotische sama, das griechische ἀμα. Einsam besagt: das Selbe im Einigenden des Zusammengehörens.” (UzS 265f.).

⁵⁴⁸ Vgl. u.a. Schöfer (1962: 192ff.), Saffer (1996: 104).

falschen etymologischen Ableitung⁵⁴⁹ Abrahams a Santa Clara, die auf der Basis einer Lautassoziation durchgeführt wurde, dass sie von der Sache her berechtigt sei (Red 606f.). Dieses Diskursverhalten entzieht dem Leser im Grunde auch die Stützen einer festen, ‘logischen’ Orientierung am anderen, an sich schon ideologischen Diskurs und verlangt, um zum Verstehen zu gelangen, eine intensivierete Aufmerksamkeit und Bereitschaft, die ins Willkürliche abgleitenden Volten auch alle mitzumachen.

Wir hatten schon eingangs darauf hingewiesen, dass die Wendung gegen die in der Norm der *langue* begründeten Gleichheitsbeziehungen und die Favorisierung des Selben Heidegger (bisweilen) dazu führt, in heute feststellbaren *Homonymen* die Spuren des Selben zu verfolgen. Hier handelt es sich um eine weitere Variante der synonymischen Tautologie, die in diesem Falle also Homonyme synonymisiert. So werden, um nur zwei Beispiele zu nennen, *wohnen*, *gewohnt*, *ungewohnt*, *gewöhnlich* und *ungewöhnlich* auf den tautologischen Nukleus *Wohnen in der Sprache* bezogen (WhD 82f.), und der *Satz* als Aussagesatz wird zum *Satz* als Sprung und zum musikalischen *Satz*, der zudem als *gefügt* die musikalische *Fuge* ins Spiel bringt, wobei alle Versionen im Nukleus der Bedeutung des *Einsprungs in den Fug des anderen Denkens* vereinigt werden (SvG 79f., 132f.).

Die bisher dargestellten Strategien Heideggers zur Destruktion der *langue* sind also durchaus komplex und arbeiten auf unterschiedlichen Ebenen. Sie destruieren aber eigentlich nicht die *langue* an sich, sondern die herrschende Sprachnorm. Für viele Kritiker Heideggers ist dies der zentrale Punkt des Anstoßes. So kritisiert Botet (1997: 2) die Aufhebung der nach Saussure untrennbaren Einheit von *signifiant* und *signifié*, Perrefort (1990:129) den Normverstoß als “Machtstrategie” gegen die “konventionelle, weitgehend anerkannte Semantik”, für Minder (1966: 23) wird Heideggers Sprache “total objektlos”, Meschonnic (1990: 336) wirft Heidegger “la méconnaissance complète de la valeur, au sens de Saussure, du discours” vor, wobei man sich nicht so sicher ist, ob Meschonnic selbst Saussure verstanden hat, da Saussure den *valeur*-Begriff nicht auf den Diskurs bezieht (s. Kap. 2.2.). Zudem verwendet Meschonnic den Feldbegriff (*champ lexical*) für Wortfamilien (ebd. 254). Auch die Kritik aus der Perspektive der Frankfurter Schule setzt am Normverstoß an, sowohl bei Adorno selbst (1996a: 417ff., 451f., 477, 495) als auch bei Schweppenhäuser (1988: 90), da sich in ihm, und zwar besonders in den tautologischen Strategien, die für Adorno ein Akt der

⁵⁴⁹ Solche falschen etymologischen Ableitungen waren lange Zeit gang und gäbe, vgl. dazu die schöne Beispielsammlung bei Arens (1969: 39f.). Bei der Ableitung handelt es sich um die Bezeichnung *Lobvögele* (d.h. *Gottes Lob singender Vogel*) für *Lerche* (Red 606f.).

puren Gewalt sind, die Verweigerung eines rationalen Diskurses manifestiert, für die “alle Reflexion und Vermittlung tabu ist” (ebd. 92) und die zur totalen “Abdankung der Vernunft” (ebd. 91) führt. Dieses Argument beherrscht eine ganze Legion heideggerkritischer Literatur.⁵⁵⁰ Ich möchte dagegen Heideggers Versuch, über die Verletzung der Norm zu einem anderen Sagen zu gelangen, weiter untersuchen und das heißt, insbesondere der These nachgehen, dass die Aushebelung der *Norm* nicht die Aushebelung der gesamten *langue* impliziert. Schon die tautologischen Strategien zeigten den Versuch, in einer sprachsystemische Synchronizität transzendierenden Weise intra- und intersprachliche Eigentlichkeitsbezüge zu ‘entdecken’. Diese ‘Entdeckung’ knüpfte sich bisher primär an eine lexematische, übersetzende und etymologisierende Hermeneutik. Sie wird ergänzt durch eine weit weniger beachtete ‘tiefen’grammatische Hermeneutik der *langue*, die in den nun folgenden Abschnitten thematisiert werden soll.

4.3.3.2. Strategien der grammatischen Selektion – Heideggers Umgang mit Affixen

Der Umgang mit Tautologien war natürlich auch schon ein ‘grammatisches’ Phänomen, nicht nur durch den Bezug auf Syntax und Semantik der *ist*-Prädikationen, sondern auch durch die destruierende oder destabilisierende Wirkung auf die Normativität des *Systems* der Lexik, sei es die Normativität *synchroner* paradigmatischer Feldbezüge im Sinne Weisgerbers, sei es die Normativität der *diachronen* Determiniertheit von Bedeutung, oder sei es die damit verbundene Konstanz von *interlingualen* Übersetzungsäquivalenzen. Diese Erkenntnisse waren aber weitgehend an ‘offenen’ Sprach- und Bedeutungseinheiten ablesbar, primär eben am Umgang mit Worten oder philosophisch relevanten Satzmodellen. Heidegger nutzt aber auch grammatische Phänomene der deutschen Sprache, deren Semantik nicht offen zutage liegt, da sie nicht in der ‘gewöhnlichen’ Form, nämlich gebunden an Lexeme oder Lexemkombinationen, auftritt. Heidegger geht hierbei *selektiv* vor, wobei die Selektion eine zweifache sein kann. Die erste Selektion besteht darin, dass Heidegger die Semantik bestimmter grammatischer Phänomene insbesondere dann nutzt, wenn diese ein Entsprechungsverhältnis, eine Affinität zur ‘Semantik’ seiner Philosopheme aufweist. Bisweilen ist es dabei notwendig, dass das Bedeutungsspektrum grammatischer Phänomene *reduziert* werden muss, dass also innerhalb des selektierten

⁵⁵⁰ Diese braucht hier nicht und kann wohl auch gar nicht mehr lückenlos dokumentiert werden.

Phänomens eine zweite, bedeutungsreduzierende Selektion stattfindet. Im Folgenden wird zunächst (4.3.3.2.1.) der strategische Umgang mit *nicht verbal möglicher* Affigierung an vier Beispielen erläutert. Danach (4.3.3.2.2.) wird der Umgang mit *verbal möglicher* Affigierung analysiert.

4.3.3.2.1. *Nicht verbal mögliche Affigierung*⁵⁵¹

Der strategische Umgang mit nicht an Verben vollziehbarer Affigierung soll an der Verwendung der Affixe (i) *un-* (*Un-*), (ii) *Ge-*, (iii) *-nis* und (iv) *-e* erläutert werden.

(i) Nach Auskunft des *Duden-Wörterbuchs der deutschen Sprache*⁵⁵² drückt das Formans⁵⁵³ *un-* mit Adjektiven oder Partizipien *Verneinung*, das *Un-* mit Substantiven *Verneinung* oder ein *pejoratives Urteil* oder eine *Verstärkung* aus. Formal aufgefasst scheint die verneinende Funktion des *un-/Un-* einer Verneinung mit *nicht* zu entsprechen (*fruchtbar* vs. *unfruchtbar* = *nicht fruchtbar*), besonders wenn sie die Stelle eines fehlenden Gegenworts einnimmt (*gerecht* vs. *ungerecht*). Dass *un-/Un-* formal verneinen kann, sieht man daran, dass es auch zu einer Negation der Negation fähig ist, wobei sozusagen zwei Minuszeichen zu einem Pluszeichen werden (*schuldig* vs. *unschuldig*). Meiner Ansicht nach hat Brinkmann die Spezialstudie von Weiss, der zum Ergebnis kam, dass die Verneinung mit *un-* fast immer ein Werturteil ausdrücke (Weiss 1960: 336), dadurch auf ein abstrakteres Niveau gehoben, dass er als generelles inhaltliches Merkmal der Verwendung von *un-/Un-* den *Einbezug einer subjektiven Erwartungshaltung* (Brinkmann 1971: 111) angibt.⁵⁵⁴ Dieses inhaltliche Merkmal bedeutet auf abstraktestem Niveau den Einbezug des Subjekts als potenziellen Beurteilers bzw. den Horizont der potenziellen Aktivierung der subjektiven Urteilsfunktion. Besonders deutlich wird dies in Fällen, in denen ein alternatives Gegenwort vorhanden ist (*schön* vs. *unschön* vs. *hässlich*). Dieses Merkmal hat zugleich die Fähigkeit, als ‘Hyposem’ für die alternativen semantischen Varianten *pejoratives Urteil* und *Verstärkung* fungieren zu können, da im ersten Fall die enttäuschte Erwartung zu einem abschätzigen Urteil führt (*ungebildet*, *unverschämt*), im zweiten der Erwartungsrahmen gesprengt wird. In diesen Fällen (der *Augmentativa*)

⁵⁵¹ Zur Begründung der Wahl dieser Kapitelüberschriften Anm. 574.

⁵⁵² Bd. 7 (1995: 3540).

⁵⁵³ In der Terminologie richte ich mich nach Erben (1993). Ein *Formans* ist ein nicht wort- oder basisfähiges (Wortbildungs-)Morphem (ebd. 26).

⁵⁵⁴ Hier und im Folgenden sind die Analysen vom Ansatz der Sprachinhaltsforschung aus für unsere Belange am aufschlussreichsten, da Heidegger, wie man sehen wird, mit Sprachinhalten im Sinne der Sprachinhaltsforschung operiert und im Ausgang von ihnen seine Transformationen vornimmt.

führt die Affigierung mit *un-/Un-* nicht zu Negation, sondern zu einer maßüberschreitenden Steigerung (*endlich* vs. *unendlich*, *Summe* vs. *Unsumme*). Aus dieser Perspektive erscheinen die *un-*Bildungen also als Abweichung, entweder im Sinne eines Mangels oder eines Überschusses, der aufgrund eines erwarteten oder angesetzten Maßstabs festgestellt wird.

Diese Ergebnisse scheinen kaum etwas mit Heideggers Verwendung des *un-/Un-* zu tun zu haben. Auch Schöfers Analysen führen eher auf Abwege. Schöfer stellt zwar richtig fest, dass die Affigierung mit *un-/Un-*, da sie von Heidegger an sehr vielen zentralen Termini vorgenommen wird (*Eigentlichkeit* vs. *Uneigentlichkeit*, *Wahrheit* vs. *Un-Wahrheit*, *Verborgenheit* vs. *Unverborgenheit*, *Fug* vs. *Un-Fug* etc.), eine wichtige Rolle in seinem Denken spielt. Schöfer sieht aber in der Verwendung dieser Affigierung ein Anzeichen dafür, dass Heidegger sich in den Fällen, in denen ein von ihm positiv markiertes Basissubstantiv oder -adjektiv affigiert wird, ebenso wie Nietzsche “gegen die philosophische Tradition und viele der geläufigen Denkinhalte” (Schöfer 1962: 44) gewandt habe, oft auch mit bewusst pejorativer Emphase (ebd. 44, 46), die im Falle von *Un-Fug* so übertrieben wirke, dass sie schon als Selbstpersiflage aufgefasst werden könne (ebd. 113). Dies entspricht meiner Ansicht nach nicht Heideggers Verwendungsentention.

Am ehesten kommt man dieser nahe, wenn man Heideggers Auslegung des aristotelischen Begriffs der *steresis* (στέρησις) beachtet (Wm 364ff.). Die *steresis* zeigt und offenbart demnach den grundsätzlich zwiefachen Charakter eines jeden Hervorbringens, dass “zugleich *in* der Anwesenung eine Abwesenung anwest” (Wm 367), dass ‘Abwesenung’ und ‘Anwesenung’ zusammengehören als anwesende *Zweideutigkeit*. Schon die Übersetzung von στέρησις mit *privatio* verschiebt den Wortinhalt. Nicht mehr die *Zweideutigkeit* als solche wird gesehen, sondern das Fehlen (oder nach Heidegger: der ‘Fehl’) wird an der Vollkommenheit des Gegenwortes gemessen. Die generelle ‘*Zweideutigkeit*’ besagt, dass alles Verstehen sowohl Seinsverstehen als auch Seiend-Verstehen sein kann, oder aus der Perspektive des Seins, dass Sein sowohl ‘anwesen’ als auch ‘abwesen’ kann. Die Parallele zum gewöhnlichen, von Brinkmann herausgestellten Gebrauch von *un-/Un-* liegt darin, dass Affirmation und Negation in einer ‘*Zusammenschau*’, einem gemeinsamen Horizont erscheinen können, der Heidegger zufolge in der heutigen deutschen Sprache natürlich nicht zufällig an das Subjekt und seine Urteilsfunktionen, an den subjektiven Erwartungshorizont gebunden ist. Der ‘*eigentliche*’ Gebrauch versucht demgegenüber das, was aus subjektiv-

metaphysischer Perspektive als *Affirmation* und *Negation* erscheint, ontologisch als *An-* und *Abwesenung* zu deuten. Heideggers Beharren darauf, dass die ‘Abwesenung’ nichts Negatives sei, sondern die nie bezwingbare ontologische Zweideutigkeit ausdrücke, zeigte sich schon in den Analysen etwa des *Man in Sein und Zeit* oder des Phänomens der sprachlichen Zweideutigkeit. Selbst die Affigierung scheinbar ‘negativer’ Basiswörter (*Verborgenheit* vs. *Unverborgenheit*) zeigt dasselbe Grundphänomen, obwohl in zunächst einmal ‘kehriger’ Version. Das Unverborgene als ins Offene Gelangendes, ins Offene ‘Her-gestelltes’ bedarf Heidegger zufolge der Verborgenheit und kann sie nie ganz abstreifen, und zwar aus zwei Gründen. Einmal ist alles ins Offene Gestellte ein *geschichtliches* Phänomen und deshalb der grundsätzlichen ‘Zweideutigkeit’ (von ‘Verstehen’ und ‘Un-Verstehen’) nie enthoben. Andererseits verbirgt jedes Unverborgene seinen eigenen Grund (oder ‘Ab-grund’), indem dieser als Unsagbares der wesentliche Entzug der Einfalt des ‘Ereignisses’ ist. Obwohl also die Verwendung des *un-/Un-* sich auf zwei Arten von Abwesenheit beziehen kann, diejenige der Verfallenheit ans Seiende und diejenige des grundsätzlichen Entzugs des ‘urgründlich-abgründlichen Ereignisses’, scheint es mir hinsichtlich der zweiten Art von Abwesenung angemessener, zu sagen, dass dieser grundsätzliche Entzug *am un-/Un-deutlich wird*, da Heidegger es meiner Ansicht nach vermeidet, diesen letzten Entzug, der radikal und unaufhebbar ist, mit Hilfe von *un-/Un-*Affigierungen direkt zu bezeichnen. Hier macht sich übrigens ein entscheidender Unterschied zu Eckhart bemerkbar, der zahlreiche Neubildungen mit *un-/Un-* schafft, um mit ihnen, in einer Amalgamierung von Negation und Augmentation, das unerreichbare Sein Gottes *direkt* zu ‘worten’ (Nix 1963: 59). Im Gegensatz dazu hat der strategische Einsatz der Affigierung mit *un-/Un* bei Heidegger meiner Meinung nach die Funktion, das zusammengehörige Phänomen von An- und Abwesenung, sprachlich markiert durch das gleiche (oder ‘selbe’) Basiswort, zu *zeigen*.⁵⁵⁵ Dadurch, dass (wie etwa bei *Un-Fug*) in fast allen Fällen sich ein Kontrast zur Normativität der *langue* ergibt, wirkt der Einsatz dieses Affigierungstyps auch normdestruierend.

(ii) Diese zusätzlich destruisierende Funktion ist auch bei Heideggers Verwendung der Nominalaffigierung mit *Ge-* feststellbar. Wir können uns hier kurz halten, da die Funktion dieser Affigierung keine Rätsel aufgibt und auch in der Heidegger-Forschung ‘registriert’ wurde. Das *Ge-* bei Heidegger betont, wie oft

⁵⁵⁵ Vgl. zu den zwei Arten von ‘Abwesenung’, der ‘Verbergung’ und der ‘Verweigerung’, die Analysen von Herrmanns (1980: 208).

beiläufig, d.h. ohne nähere Analyse⁵⁵⁶, festgestellt wird, das *Zusammengehörige*, *Versammelnde*, wobei also auch ein Bezug zur ‘sammelnden’ Funktion des Logos bzw. der Sprache bei Heidegger hergestellt wird. Heidegger hat darauf selbst deutlich aufmerksam gemacht.⁵⁵⁷ Das *Ge-* erfüllt seine versammelnde Funktion auf Seins- und Seiend-Ebene. Während auf Seinsebene das *Geviert* für die Versammlung und Einfalt der ‘vier Weltgegenden’ (VA 143ff.) steht oder das *Geklüfte* (BzP 486f.) für die Versammlung der ‘Klüfte’ als Seinsmöglichkeiten, sind das *Gerede* oder das *Gestell* Formen eines kollektiven Versammelns, welche sich sozusagen auf der anderen Seite der ontologischen Zweideutigkeit ansiedeln. Schon an diesen vier Beispielen wird deutlich, dass die zusätzliche Suffigierung mit *-e*, die insbesondere bei *nomina agentis* in der Regel einen “Überdruss” (Erben 1959: 222), eine subjektiv ablehnende Haltung kennzeichnet, bei Heidegger keine systematische Funktion erhält.

Die Selektion, die Heidegger in seiner Verwendung des *Ge-* vornimmt, wird aber meines Wissens nicht reflektiert wahrgenommen. ‘Eigentlich’ aus der Perspektive Heideggers ist nicht nur das Merkmal des *Versammelns* und *Zusammengehörens*, sondern auch die sich darin manifestierende *Vorgangshaftigkeit*. Tatsächlich diene das Präfix *Ge-* als Nominalpräfix, wie Erben und Brinkmann⁵⁵⁸ gezeigt haben, vorwiegend zur Bildung von deverbalen Vorgangskollektiva, die als *nomina actionis* eine Prädikation thematisieren (vgl. Erben 1993: 87). Heideggers Konfrontation mit der Normativität der *langue* ergibt sich nun in *den* Fällen, in denen in der Sprachnorm das *Ge-* resultativ (sozusagen als eingefrorener Vorgang) und damit in Opposition zum Merkmal der Vorgangshaftigkeit gebraucht wird. Das ist vor allem der Fall bei der produktiven Wortbildungsalternative der *nomina acti*, die auf einer Nominalisierung einer Partizip II-Form beruhen (*gesetzt – Gesetz; gedichtet – Gedicht; geflochten – Geflecht*) (vgl. Erben 1980: 125). *Gesetz*, *Gedicht* und *Geflecht* zeigen also nicht die Eigentlichkeitsmerkmale, auf die es Heidegger ankommt. Entsprechend werden sie, wenn Heidegger sie in seinen Eigentlichkeitsdiskurs einspannt, transformiert, indem das Moment des Resultativen wieder in dasjenige (‘ursprünglichere’) des Vorgangshaften zurückverwandelt wird. So wird das *Gesetz* an einer Textstelle zu einem ‘tautologischen Synonym’ fürs ‘Ereignis’, indem es als Versammlung eines ursprünglichen Setzens als poetisches Gelangenlassen ‘ausgelegt’ wird (UzS 248), das *Gedicht* wird zur

⁵⁵⁶ Vgl. u.a. Allemann (1954: 122), Kettering (1987: 233), von Herrmann (1999: 286).

⁵⁵⁷ Vgl. das Protokoll zum Seminar in Zähringen 1973, nach welchem Heidegger die Funktion des *Ge-* im Kompositum *Ge-stell* wie folgt kommentiert: “Im *Ge-* spricht die Versammlung, Vereinigung, das Zusammenbringen aller Weisen des Stellens.” (Sem 129)

⁵⁵⁸ Vgl. Erben (1959: 222), Brinkmann (1971: 27f.)

Versammlung des eigentlichen Dichtens und den vielen *Dichtungen* (*qua* normalsprachlichen *Gedichten*) entgegengesetzt (UzS 37f.), das *Ge-birg* zum versammelnden Bergen (VA 248).

(iii) Auffallend in den Schriften nach der ‘Kehre’ sind die frequenten substantivischen Wortbildungen mit dem Suffix *-nis*. Viele dieser Bildungen sind Neubildungen und werden normalsprachlich nicht verwendet, wie z. B. die *Nahnis* (UzS 214)⁵⁵⁹, die *Vergegnis* (ED 56), die *Bedingnis* (ED 59), die *Gewährnis* (ED 232), die *Gestellnis* (ED 232), die *Irrnis* (ED 254), das *Zeignis* (Sem 136 [Sem. in Zähringen]), die *Anfängnis* (ÜA 11), das *Beständnis* (BzP 101), die *Geschiednis* (BzP 379), die *Wahrnis* (BFV 168), die *Schiednis* (ÜA 75), andere konkurrieren mit normalsprachlicher Verwendung, wie z. B. die *Befugnis* (UzS 267), das *Geschehnis* (BzP 320), das *Ereignis* (BzP 385), die *Eignis* (ED 254), das *Behältnis* (BFV 168), wobei die Zuordnung zum Eigentlichkeitsdiskurs bzw. die Distanz zum normalsprachlichen Diskurs bisweilen durch Bindestrichtrennung, wie z. B. das *Verhältnis* (BFV 168), oder durch archaisierende Genusänderung, wie z. B. *die Gedächtnis* (WhD 6) markiert wird.

Die *nis*-Bildungen sind in der Forschung nur von Schöfer beachtet worden, der jedoch die Frage des Motivs für diese Bildungen nicht stellt, sondern nur feststellt, dass es sich oft um Neubildungen, und zwar Verbalnomina, handelt (Schöfer 1962: 42f.). Brinkmanns Versuch, den inhaltlichen Nenner der *nis*-Ableitungen zu finden, kommt zu keinem klaren Ergebnis (Brinkmann 1971: 28f.). Nach Brinkmann können *nis*-Ableitungen sowohl als Objekts- bzw. Resultatsbegriffe fungieren als auch als Vollzugsbegriffe. An Beispielen wie *Geständnis*, *Verlöbnis*, *Vermächtnis*, *Bündnis* und auch *Zeugnis* wird deutlich, dass hier der Kontext der Verwendung entscheidet, ob der Vollzug oder das zumeist in einem Objekt fixierte Resultat gemeint ist.⁵⁶⁰ Auch der Aufteilung in zwei Genusgruppen, Neutra und Feminina, entspricht keine klar erkennbare inhaltliche Distinktion. Es lässt sich eher eine Art Cluster von Inhaltsmerkmalen angeben: das *Unabänderliche*, das ‘objektifiziert’ einfach nur die ‘*Verbindlichkeit*’ bzw. *Faktizität* eines Hergestellten besagt (das *Verzeichnis*, das *Zeugnis*, das *Erzeugnis*), andererseits aber auch die nicht-objektifizierbare, nicht verfügbare Verbindlichkeit eines Außerpersönlichen (das *Verhängnis*, die *Verdammnis*, das *Ärgernis*), was sich auch als etwas, was über uns kommt, was nie ganz unserem

⁵⁵⁹ Ich gebe jeweils nur eine Textstelle an.

⁵⁶⁰ Weisgerber (1964d: 39) und Henzen (1981: 75) reduzieren meiner Ansicht nach zu Unrecht die *nis*-Bildungen auf den Inhaltswert *Ergebniswörter*.

Einfluss unterliegt, ihm also zumindest teilweise entzogen ist (das *Bedürfnis*, das *Geheimnis*, das *Hindernis*, die *Hemmnis*, die *Wildnis*, die *Finsternis*), was uns in nicht mehr kontrollierbare Bereiche führt (das *Wagnis*, das *Besäufnis*) oder uns einfach geschieht (das *Ereignis*, das *Erlebnis*, das *Vorkommnis*, das *Geschehnis*, das *Begebnis*, das *Begräbnis*).

Dieses Cluster an Inhaltsmerkmalen wird aber bezüglich Heideggers *nis*-Bildungen dann interessant, wenn man den Bezug auf dessen Schlüsselbegriff *Ereignis* berücksichtigt. Zu diesem Aspekt, nämlich dem *Sinnbezirk der Geschehenswörter*, hat (wie es das Schicksal so will) Weisgerber (1964d) eine kleine Studie vorgelegt. Sie kommt zu einigen in unserem thematischen Zusammenhang interessanten Ergebnissen. Nach Sichtung des Wortmaterials hinsichtlich der Verben bleiben nach Weisgerber sechs Verben als “Stammwörter” (ebd. 38) übrig: *sich begeben*, *begegnen*, *sich ereignen*, *sich ergeben*, *geschehen* und *vorkommen*. Auffallend ist für Weisgerber nach lautbezogener Durchsicht des Rohmaterials, dass zu allen sechs Verben, wenn auch zum Teil veraltet, substantivierte *nis*-Bildungen existieren (*Begebnis*, *Begegnis*, *Ereignis*, *Ergebnis*, *Geschehnis*, *Vorkommnis*). Bei allen sechs Verben bestehe auch die Tendenz zu impersonalen syntaktischen Konstruktionen, u.a. Beschränkung des Aktivs auf die dritte Person Singular.⁵⁶¹ In der weiteren Folge seiner Analysen sondiert Weisgerber nun einerseits den Kernbereich der Stammwörter nach inhaltlichen Kriterien, andererseits will er von diesem Kernbereich aus auch Erkenntnisse über die Gliederung der Peripherie gewinnen. In erstgenannter Hinsicht stellt Weisgerber fest (ebd. 39f.), dass vor allem das Paar *sich begeben/Begebnis* kaum mehr verwendet wird, vom Paar *begegnen/Begegnis* nur noch das Verb im Sinnbezirk der Geschehnisse Verwendung finde, *sich ergeben/Ergebnis* eine starke ‘Rationalisierung’ erfahren hätten⁵⁶², *vorkommen/Vorkommnis* auf weniger Bedeutsames bezogen bleibe, so dass als wirkliche Kernwörter nur noch *geschehen/Geschehnis* und *sich ereignen/Ereignis* übrig bleiben. Das aus dem Französischen entlehnte *passieren*, zu dem es ja auch keine korrespondierende *nis*-Bildung gibt, wird auch deshalb aus dem Kernbereich ausgesondert, weil es das inhaltlich restriktive Merkmal aufweist, sich nur auf Alltägliches zu beziehen. Die Kernwörter weisen demgegenüber das Merkmal auf, dass

⁵⁶¹ Bezüglich *sich begeben*, das zum Bewegungsverb geworden ist, und *begegnen* ist diese Feststellung allerdings schwer nachvollziehbar, hier hätte Weisgerber wenigstens darauf hinweisen können, dass schon an der Ausweitung des aktivischen Gebrauchs auf alle Personalformen deutlich wird, dass sie im Begriff sind, aus dem Kernbereich des ‘Sinnbezirks des Geschehens’ herausgedrängt zu werden.

⁵⁶² Dadurch, dass Weisgerber, wie schon festgestellt, die *nis*-Bildungen als *Ergebniswörter* kennzeichnet, fehlt ihm hier das eigentlich auffallende Unterscheidungskriterium, dass nämlich *Ergebnis* aus dem Kreis der Stammwörter die Nische des objektifizierbaren Resultats besetzt.

sie zum einen keine Anwendungsrestriktion aufweisen, also auf Geschehnisse aller Art angewandt werden können, wobei das Paar *sich ereignen/Ereignis* das zusätzliche Merkmal aufweist, geeignetster Kandidat zur Bezeichnung unbewältigter, undurchschaubarer und besonders eindrucksvoller Phänomene (ebd. 39) zu sein. Um den Kernbereich, der also recht ‘ausgedünnt’ erscheint, legen sich nach Weisgerber zwei weitere ‘Wortstandsringe’, zunächst diejenigen Geschehenswörter, bei denen das Geschehen grammatikalisch nicht nur durchs *es*, sondern durch ein anderes Subjekt bezeichnet werden kann, dann diejenigen, bei denen das Geschehen arrangiert, vom Menschen selbst organisiert oder in Szene gesetzt ist.

Das Bild dieser sprachinhaltlichen ‘Einkreisung’ der *nis*-Bildungen komplettiert sich auf kuriose Weise, wenn man zwei andere Texte Weisgerbers berücksichtigt, in denen er den eigenen Vorschlag zur Einführung der zwei Neubildungen *Erdatner* für *Computer* und *Erdatnis* für *durch Computerarbeit erzielte Resultate* rechtfertigte (Weisgerber 1969b; 1971a). Hier erscheint das Suffix *-nis* als angemessener sprachinhaltlicher Indikator dafür, dass sich die Geltungsansprüche der durch Computerarbeit erzielten Resultate dem gemeinen Urteilsvermögen entzögen (Weisgerber 1969b: 250), woraus Weisgerber den Schluss ableitet, dass die von ihm vorgeschlagene *nis*-Bildung *Erdatnis* eine Art ethische Funktion erfüllen könne, indem sie angemessener darauf hinweise, dass Computerleistungen kein zu großes Vertrauen geschenkt werden dürfe (Weisgerber 1971a: 170). Wiederum erhält also das Suffix *-nis* das Inhaltsmerkmal des uns entzogenen, übermächtigen Geschehens.

Fassen wir kurz zusammen: Während die Bemühungen der Sprachinhaltsforscher bezüglich der *-nis*-Bildungen zu keinen ‘heideggerrelevanten’ Ergebnissen kamen, zeigten die erwähnten Einzelstudien Weisgerbers, dass er nicht nur dem Wort *Ereignis* eine Vorrangstellung zur ‘Wortung’ von der verfügenden Macht des Subjekts entzogenen Geschehnissen einräumte, sondern bei einem seiner Wortneubildungsversuche auch auf die besondere Signifikanz des inhaltlichen Merkmals *der Macht des Subjekts entzogen* bezüglich des Suffixes *-nis* vertraute. Sieht man nun auf Heideggers frequente Neubildungen mit *-nis*, so fällt natürlich auf, dass Heidegger eben diese beiden, im heutigen deutschen System *langue* sozusagen schon herrschenden Strategiebedingungen, tatsächlich nutzte. Alle *nis*-Bildungen ⁵⁶³ Heideggers flankieren, umkreisen und gründen in dem, was das Wort *Ereignis* sagt

⁵⁶³ Genau genommen sind es nicht alle, da sich in Heideggers Diskurs immer auch ‘falsche Freunde’ finden lassen, die nur über die vorgängige hermeneutische Methode der Diskursidentifikation (Eigentlichkeits- und Uneigentlichkeitsdiskurs) ‘ausgesiebt’ werden können. *Erlebnis* ist einer dieser ‘falschen Freunde’.

(*Nahnis* ist *Nähe* als ‘Ereignis’, *Wahrnis* ist *Wahrheit* als ‘Ereignis’, etc.). Auffallend ist, dass Heidegger in diesem Fall jedoch nicht, wie sonst üblich, an irgendeiner Stelle seines Werks ‘metasprachlich’ auf diese grammatische Strategie hinweist. Dass sich Heidegger aber der von ihm praktizierten Inhaltsselektion bewusst war, zeigt eine Textstelle, in der der große Konkurrent auf der Ebene der Inhaltsmerkmale, nämlich das Merkmal *Ergebnis/Resultat* (evtl. in Objektform) deutlich als aus dem möglichen Bedeutungsspektrum des Wortes *Ereignis* ausgegrenzt wird:

“Es gibt nichts anderes, worauf das Ereignis noch zurückführt, woraus es gar erklärt werden könnte. Das Ereignen ist kein Ergebnis (Resultat) aus anderem, aber die Er-gebnis, deren reichendes Geben erst dergleichen wie ein »Es gibt« gewährt, dessen auch noch »das Sein« bedarf, um als Anwesen in sein Eigenes zu gelangen.” (UzS 258)

Die Abwehrgeste bedient sich hier also gleich zweier Strategien, nämlich der Worttrennung und der Genusänderung, um ihr Ziel zu erreichen und den ärgsten Widersacher auf der Ebene der normativen *langue*-Inhalte zu bekämpfen.

(iv) In Zusammenhang mit der strategischen Verwendung der *nis*-Bildungen ist die von Schöfer gemachte, allerdings nicht ausgewertete Bemerkung aufschlussreich, dass sprachgeschichtlich die Bildungen auf *-nis*, *-e* und *-tum* von den produktiveren Suffixen *-heit*, *-keit* und *-igkeit* stark zurückgedrängt wurden (Schöfer 1962: 48). Schöfer bemerkt nicht, dass in dieser Feststellung implizit die Bildungen auf *-nis* und *-e* auf das Inhaltsmerkmal des Resultativen begrenzt werden bzw. dass im Falle der Ersetzung dieser Aspekt unbewusst favorisiert wurde. Deswegen entgeht es Schöfer auch, dass Heidegger auch einige *-e*-Bildungen in ihrer Funktion als *Vorgangsnomina* terminologisch nutzt, während die noch in *Sein und Zeit* feststellbaren recht häufigen Verwendungen der Abstrakta auf *-heit* und *-keit* in der Spätphilosophie kaum noch eine Rolle spielen.⁵⁶⁴ Obwohl, nicht nur wegen der nicht allzu häufigen Verwendung, hier die Gefahr einer Überinterpretation besteht, sei doch auf Inhaltsmerkmale dieses Ableitungstyps hingewiesen, die auf interessante Weise mit Heideggers Absichten koinzidieren. Brinkmann stellt bezüglich der *Vorgangsnomina*⁵⁶⁵ auf *-Ø/-e* folgende Inhaltsunterschiede zwischen Maskulina (*-Ø*) und Feminina (*-e*) fest (Brinkmann 1971: 25f.): Maskulina beziehen sich in zeitlicher Hinsicht auf einmalige Vorgänge (der *Wurf*), Feminina auf wiederholte oder auf Dauerndes (die *Lehre*, die *Sage*, die *Sprache*, die *Sorge*, die *Lage*). In räumlicher Hinsicht implizieren Maskulina eine Bewegung, die

⁵⁶⁴ Richtig scheint mir aber die nur als Vermutung geäußerte Bemerkung Schöfers, dass Heidegger in späteren Schriften den Ableitungstyp auf *-e* häufiger verwendet habe (Schöfer 1962: 50).

⁵⁶⁵ Der nominale Ableitungstyp auf *-Ø/-e* kann auch andere Funktionen übernehmen (vgl. Erben 1993: 87).

in gerader Richtung ausgeführt wird, Feminina eine nicht-gerade Bewegung, z. B. eine Drehung (die *Winde*, die *Walze*), ein Hin und Her (die *Waage*, die *Schlange*, die *Schere*), ein Auf und Ab (die *Waage*, die *Flosse*) oder einen Bewegung ermöglichenden Raum (die *Stiege*, die *Traufe*, die *Rinne*). Den meisten dieser Nominalisierungen sieht man ihren Ursprung im Vorgangshaften nicht mehr an, sie werden zu Bezeichnungen von konkreten oder abstrakten Objekten (oder Lebewesen).

Es scheint so, als habe Heidegger vor allem die Distinktion der räumlichen Hinsicht in seinen Reaktivierungen dieser Verbalnomina genutzt. Während die terminologisch gebrauchten Maskulina der Spätphilosophie wie z. B. der *Satz*, der *Sprung* (wie im folgenden Kapitel aus anderer Perspektive noch deutlicher wird) den Einstieg, das ‘Hineinragen’ und somit das ‘gerade Hineinbrechen’ in den Eigentlichkeitsbereich ausdrücken sollen (vgl. SvG 79f., BzP 227ff.), oder wie in der *Riss*, der *Schied*, der *Fug* das einlinige, einfältige Aufreißen der ‘Kluft’ des ‘Nichts’ und des ‘Abgrunds’ zwischen metaphysischem Denken und Ereignisdenken (vgl. UzS 24; Hw 51f., 327ff.⁵⁶⁶), ordnen sich die terminologisch gebrauchten Feminina der Spätphilosophie wie z.B. die *Sage*, die *Zeige* oder die *Kunde* in einen Raumkontext des Hin und Her, des Gebens und Nehmens ein und signalisieren ein Oszillieren. ‘Sage’, ‘Zeige’ und ‘Kunde’ sind immer zugleich poetisches Hervorbringen und ‘Zuspruch’⁵⁶⁷ des Seins (vgl. UzS 254, 267).

Alle vier besprochenen sprachlichen Strategien versuchen, wie eingangs behauptet, auf Sprache zu hören und die grammatische Funktionalität und Semantik der besprochenen Affixe strategisch zu nutzen. Bei den ersten beiden Strategien hatte dies durch den stärkeren Kontrast zur Sprachnorm zusätzlich auch einen normdestruierenden Effekt, bei den letzten beiden wird das Hören auf Sprache mehr als Verfremdung und eigensinnig altertümliche Sprachverwendung empfunden, wobei die Strategien und ihr Sinn auch weniger offen zutage liegen und demgemäß von der Forschung übersehen wurden. Die nun folgende Untersuchung der an Verbalaffigierungen geknüpften grammatischen Strategien wird besonders die hier in der vierten Strategie erkennbare

⁵⁶⁶ An dieser Stelle (Hw 327ff.) könnte eine Spezialuntersuchung einsetzen, da Heidegger hier auf mehr als zwei Seiten die beiden Worte *der Fug* und *die Fuge* erläutert, wobei zwar *die Fuge* als das *Zwischen* benannt wird, aber dennoch durchgehend als wechselseitiges ‘Hin- und Herwesen’ von Herkunft und Hingang charakterisiert wird, wohingegen der *Fug* die *Fuge* ‘verfügt’, das ‘Zwischen’ sozusagen ‘in einem Schlag’ erst ermöglicht. Der gleichzeitige Einsatz der synonymisch-tautologischen Strategie “Die Fuge ist der Fug” (Hw 329) erschwert natürlich die Interpretation, lässt sich aber als *tautologisches Zusammengehören im Selben* lesen.

⁵⁶⁷ Hier fällt natürlich auf, dass das Wort *Zuspruch* dann in die maskuline, einlinige Kategorie fallen würde, was nicht falsch wäre, da das Wort *Zuspruch* die Richtung Sein ► Dasein betont.

Nutzung räumlichkeitsbezogener Inhaltsmerkmale aus anderer Perspektive stärker profilieren.

4.3.3.2.2. Verbal mögliche Affigierung

Etwa ab 1936, im Umkreis der Schriften, in denen Heidegger die eigentliche 'Kehre' zum Ereignisdenken vollzieht, macht sich eine geradezu abundante Verwendung der Worttrennung durch Bindestrich bemerkbar, die in den späten Schriften beibehalten wird.⁵⁶⁸ Man könnte durchaus sagen, dass diese Worttrennung um so häufiger angewandt wird, je 'esoterischer' und 'eigentlicher' sich die Schriften um das zentrale Problem des 'Sagens des Ereignisses' bemühten und je weniger die Instanz des zeitgenössischen Lesers oder Hörers zu berücksichtigen war, wie in den unveröffentlichten Schriften. Die überwiegende Mehrzahl der Worttrennungen betrifft die Abtrennung des Präfixes⁵⁶⁹ bei *Verben*, die dann aber auch bei den entsprechend aus diesen Verben gebildeten Substantiv- oder Adjektivkomposita vollzogen wird. Nach Schöfer⁵⁷⁰ war Heidegger der Protagonist dieser Bildungen, die in der Nachkriegszeit in Deutschland geradezu zur Mode wurden. Die Strategie der Trennung von Präfix und Basisverb (bzw. dann Präfix und Basissubstantiv oder Basisadjektiv) führt zu einer Remotivierung unmotiviert gewordener Kompositionsbildungen, vor allem bei Kompositionsbildungen mit Formantien, die nicht wortfähig sind und entsprechend keinen eigenen lexikalischen Status haben. Die derart durch Destruktion erreichte Remotivierung führt also zur Aufgabe einer von Heidegger beabsichtigten und vom Leser zu vollziehenden neuen Konstruktionsleistung, in der die Kompositionsteile einen Lexikalisierungsschub, also den Quasi-Status eines Lexems, erhalten. Wie schon erwähnt, verstärkt Heidegger diesen Anspruch oft noch dadurch, dass die abgetrennten Präfixe typographisch akzentuiert werden.

⁵⁶⁸ Dass Heidegger schon vor *Sein und Zeit* diese Strategie ganz bewusst anwendete, zeigt u.a. die eine ganze Seite füllende Erläuterung der Trennung (*das Ent-fernen* (=Nähern) (PGZ 313). In den frühen Schriften bleibt es aber bei Einzelfällen (vgl. dazu auch BZ 23 und Kisiels (1993: 23) Hinweis auf den Text der Kriegsnotsemestervorlesung von 1919, in dem Heidegger schon die Trennung *er-west* verwendet).

⁵⁶⁹ Was die Terminologie anbelangt, so gibt es keinen einheitlichen Usus in der Linguistik. Wichtig ist, dass zwischen wortfähigen und nicht-wortfähigen präfigierenden Morphemen unterschieden wird und ein Oberbegriff festgelegt wird. Hier gibt es in der Fachliteratur oft unglückliche Interferenzen (vgl. Mungan 1986: 15ff.). Ich werde den Terminus *Präfix* in übergeordnetem Sinn verwenden, wenn es nicht darauf ankommt, zwischen Wortfähigkeit und Nicht-Wortfähigkeit zu unterscheiden. Wenn dies notwendig ist, sollen nicht wortfähige Präfixe mit dem Terminus *Formantien*, wortfähige Präfixe mit dem Terminus *Partikel* bezeichnet werden.

⁵⁷⁰ Schöfer (1962: 106) zitiert Moser, der damals Leiter des *Instituts für deutsche Sprache* war und in Heidegger den Protagonisten dieser linguistischen Strategie sah, die in Literatur und Presse zu einer Modeerscheinung wurde. Erben hat zu dieser Modeerscheinung einen eigenen Beitrag verfasst, der einen Einblick in Umfang und Auswüchse neologistischer Wortbildungsstrategien gibt, die zwar auch hinter Heidegger zurückreicht (auch Schöfer (ebd.) bemerkt, dass diese Technik schon bei Nietzsche und Hegel zu finden ist), aber als Modeerscheinung tatsächlich erst in der Nachkriegszeit einsetzte (vgl. Erben 1981).

Diese Strategie Heideggers, die man als *Dekonstruktion* bezeichnen könnte, verdient schon allein deshalb verstärkte Aufmerksamkeit, da die “wesentliche Leistung [der semantischen Modifizierung] der Präfixe [...] das Herstellen räumlicher und zeitlicher Bezüge der Basisverbhandlung” (Erben 1993: 76) ist, oder, allgemein gesehen, Verbpräfigierungen “unterschiedliche Denkweisen” bzw. “neue semantische Inhalte” (Mungan 1986: 26) aktivieren. Heideggers Worttrennungen sind so auffällig, dass es eher verwundern müsste, wenn sie in der Heideggerforschung *nicht* bemerkt worden wären. Um so mehr überrascht es aber, dass sie bis heute noch nicht systematisch untersucht wurden. So finden sich zwar in fast allen Forschungsbeiträgen zur Sprache Heideggers vereinzelte kurze Kommentare oder Hinweise auf die Worttrennungen, die aber entweder ganz allgemein bleiben (vgl. u.a. Allemann 1954: 111; Grotz 2000: 155, 157) oder sich nur kurz auf einzelne Beispiele einlassen.⁵⁷¹ Auch Schöfer bemerkt richtigerweise den Charakter des Destruierens und Neu-Konstruierens dieser Trennungen (Schöfer 1962: 109f.), verbaut sich aber weitere Einsichten dadurch, dass er, wie schon erwähnt, davon ausgeht, dass es Heidegger dabei nicht um die “Suche nach Tiefsinn” (ebd. 110) gegangen sei, sondern dass er sich von einem “gewissen Gefallen an den kapriziösen Freiheiten, die unsere Sprache uns läßt” (ebd.), habe leiten lassen. Meiner Ansicht nach ist jedoch die Verwendung dieser Strategie für Heideggers Denken wesentlich. Dies zu zeigen, ist die Absicht der folgenden Analysen. Zwar können sie nicht in wirklich umfassendem Sinn systematisch sein, da Analysen mit diesem Anspruch ein ganzes Buch füllen würden.⁵⁷² Dennoch bin ich der Überzeugung, dass sie aussagekräftig genug sind, um den strategischen ‘Wert’ der Worttrennungen deutlich werden zu lassen und somit eine plausible Arbeitshypothese möglicher (‘quantitativ exakter’) corpuslinguistischer Untersuchungen abzuliefern.⁵⁷³

Unter Berücksichtigung des hier zur Verfügung stehenden Rahmens sollen nur *die* Präfixabtrennungen untersucht werden, die für die philosophisch interessante Frage der ‘Erörterung des Ortes des Ereignisses’ funktional wichtig werden⁵⁷⁴, und zwar

⁵⁷¹ Diese Kommentare werden an gegebener Stelle angeführt.

⁵⁷² Zu einer systematischen Durchführung wäre es unter anderem erforderlich, corpuslinguistische Methoden auf eine ganze Reihe von Schriften Heideggers anzuwenden, *alle* Präfixabtrennungen zu berücksichtigen und bezüglich der Diskussion der Semantik der Präfixe die unübersichtbaren Differenzen in der Herausarbeitung und Fixierung der “Bedeutungsgruppen” (Mungan 1986: 52) bzw. der aus ihnen ableitbaren “Funktionsstände” (Erben 1993: 12) (d.h. Bedeutungsgruppen gleicher Funktionsrichtung bzw. gleicher Leistung) ausführlich zu diskutieren.

⁵⁷³ Natürlich gilt dies auch für alle anderen in dieser Arbeit thematisierten Strategien, fällt aber dort längst nicht so sehr ins Gewicht, da Heidegger, wie wir sahen, entweder den Sinn seiner Strategien selbst erläuterte bzw. die durch corpuslinguistische Verfahren zu erwartenden Erkenntnisse keine wesentlichen Erkenntnisgewinne zu bringen versprechen. Zum Beispiel ist die Strategie der Durchstreichung des Wortes *Sein* von Heidegger versuchsweise nur in einer Schrift (konsequent) durchgeführt worden, dennoch ist der Versuch an sich signifikant.

⁵⁷⁴ Da der Einsatz dieser Präfixe wortartübergreifend ist und die Heideggersche Intention nicht an *eine* Wortart gebunden ist, würde ein Ansatz der Analyse unter der Prämisse der Distinktion der Wortarten diese Intention nicht angemessen aufdecken können bzw.

insbesondere ihre *semantische* Modifikationsleistung. Da die semantische Modifikationsleistung von Präfixen in der Regel nicht unidirektional ist⁵⁷⁵, muss an Heideggers Worttrennungen auch der Aspekt der semantischen Interaktion von Präfix und Simplex berücksichtigt werden. Neben den entscheidenden Abtrennungen der beiden Präfixe (ii) *ent-* und (iii) *er-*, die zentrale Funktion übernehmen, werden noch die weniger frequenten Abtrennungen von (i) *ab-* und (iv) *be-* etwas ausführlicher untersucht, da sie signifikante Züge aufweisen. Die Reihenfolge der Analysen ist so gewählt, dass die ‘Erörterungsfunktion’ der jeweiligen Präfixe im Denken Heideggers möglichst deutlich erfasst werden kann.

(i) Zunächst sei kurz zusammengefasst⁵⁷⁶, welche semantischen Modifikationsleistungen das Präfix *ab-* übernehmen kann. Mungan (Mungan 1986: 58-62) kommt zu fünf Modifikationsgruppen:

ab¹: Hier herrscht die Bedeutung *von ... weg* vor, meistens handelt es sich um ein *Entfernen* von etwas durch ein Subjekt (*abwaschen, abbürsten, abnehmen*), wobei Mungan die von anderen als Eigengruppe aufgeführte Variante von *weg* im Sinne von *verschwinden, nicht mehr da sein* (*abschalten, absperren, ablehnen*) zu dieser Gruppe zählt, ebenso wie das *von ... weg* im Sinne von *Herkunft* oder *Basis für Duplikationen* (*abschreiben, abmalen, abstammen*).

ab²: Hier dominiert die Bedeutung *allmählich zu Ende gehen* (*abklingen, abzahlen, abkühlen*).

ab³: Gemeinsamer Bedeutungsnehmer ist hier die *Verringerung*, mit den Varianten *nach unten* oder *Geringschätzung* (*abflauen, abgleiten, abfallen, aburteilen, abwerten*).

ab⁴: Die Hauptbedeutung ist: *rückgängig machen, stornieren* (*abbestellen, abmelden*).

Die letzte Modifikationsgruppe ist bei Mungan bei allen Präfixen immer die der *Intensivierung*, in der das Präfix die Bedeutung des Basisverbs nur unterstreicht und

der Analyse eine unangemessene Fokussierung ihres Gegenstandes aufzwingen. Da die Tatsache, dass die hier besprochenen produktiven Wortbildungsmuster, im Gegensatz zu den zuvor besprochenen, *verbal* mögliche Affigierungen darstellen, ist aber wiederum nicht ohne Belang, da hiermit, zumindest bzgl. ihrer Verwendung durch Heidegger, das Bedeutungsmoment des Geschehens (oder, wenn man so will, des ‘Energetischen’) zumindest als Potenzialität aktiviert ist.

⁵⁷⁵ Dies stellen sowohl Erben (1993: 30) als auch Mungan (1986: 46) klar heraus. In Mungans Arbeit erhält der Aspekt der Interaktion von Verbpräfix und Basiswort formale Berücksichtigung in der Subkategorisierung der Hauptbedeutungen, die von uns in gewisser Auswahl in die Wiedergabe der Hauptbedeutungen integriert wird. Wie wir sehen werden, ist eine Berücksichtigung des Interaktionsaspekts bei Heidegger nicht an Wortklassen gebunden, sondern eine Frage der hermeneutischen Auslegung seiner Philosophie.

⁵⁷⁶ Dabei orientiere ich mich an der Arbeit Mungans (Mungan 1986), vor allem deshalb, weil sie eine schematische Übersicht sowohl über die diachronische Entwicklung von Funktion und semantischem Inhalt der Präfixe als auch über die forschungsgeschichtlich wichtigsten Kategorisierungen gibt. Die unübersehbaren Differenzen dieser Kategorisierungen zeigen, dass es eine Frage der Hermeneutik und bedeutungslogischen Differenzierung ist, zu welcher Gruppeneinteilung man gelangt.

kein neues Bedeutungsmoment ins Spiel bringt. Da hier Beispiele exemplare aus vorherigen Gruppen oft wieder neu angeführt werden (z. B. zu *ab*⁵ -: *abkühlen*, *abflachen*), ist die Kategorie der *Intensivierung* an sich problematisch und wird in der Folge nicht mehr eigens aufgeführt.

Dass überhaupt die Komposita mit *ab-* bei Heidegger berücksichtigt werden, bedarf einer besonderen Begründung, da es nur ganz wenige Abtrennungen des *ab-* bei Heidegger gibt. Das *ab-* ist bei Heidegger meiner Ansicht nach durchgängig bezogen auf den Bereich des ‘Metaphysischen’ bzw. der ‘Verfallenheit ans Seiende’, wobei aber der im *ab-* sich manifestierende Bezug unterschiedlich ist. Das *ab-* steht generell (1) für die vollkommene *Abkoppelung vom Seiendbezug*, die wie in einer Art kathartischen Reinigungsprozesses den Einstieg in den Bereich des ‘Nichts’, des ‘Schweigens’ und den Zugang zum Ereignisdenken eröffnet. Besonders unterstrichen werden kann an dieser generellen inhaltlichen Markierung (2) das Merkmal des *Sich-Abwendens* oder (3) das *Fehlen des Seinsbezugs*.

Das abgetrennte *ab-* verwendet Heidegger im Sinne von (1) in *ab-setzen/Absetzung*, als *Absetzung des Seienden* und *Absetzung vom Seienden* (BzP 483), weiterhin im zentralen, überaus frequent verwendeten Terminus *Ab-grund*, wobei Heidegger an einer Textstelle sogar das *Ab-* selbst erläutert: “Im folgenden sei jedoch das »Ab« als das völlige Abwesen des Grundes gedacht.” (Hw 248), bzw. in der abgeleiteten Variante *Ab-gründigkeit* (BzP 245).

In zumeist an Literaturinterpretationen gebundenen Texten drücken die Varianten *Ab-schied* (Hw 271), (der) *Ab-geschiedene* (mit Trennung Hw 51), *Abkehr* (Hw 277) Bedeutung (2) aus.

Das *Fehlen des Seinsbezugs* (Bedeutung (3)) wird im Schlüsselbegriff *abwesen/Abwesen* genannt. Schon in der Diskussion des Affixes *Un-* wurde herausgestellt, dass das ‘Abwesen’ nach Heidegger als ‘Anwesen des *Ab-*’ aufgefasst wird, als ‘Anwesen eines grundlegenden Fehls’ (vgl. Wm 387).

Bezüglich der normalsprachlichen Bedeutungsgruppen lässt sich also erkennen, dass Heidegger die Leistung des *ab-* reduziert. Die Varianten (Funktionsstände) *ab*², *ab*³, und *ab*⁴ fallen weg, bei *ab*¹ fällt die Subkategorie *Basis für Duplikationen* weg. Die Interaktion von Präfix und Simplex muss interpretatorisch erschlossen werden und bestimmt sich letztlich aus dem Kontext des Heideggerschen Denkens. Das *ab-* kann demnach z.B. das verbal gedachte Wesen (‘wesen’) des reinen *weg-* bedeuten

(*Abwesen*), oder die Abwendung von diesem *weg*-Zustand (*Abschied*), oder den *weg*-Zustand als Voraussetzung für den Eintritt in einen neuen ‘Zustand’ (*Ab-grund*).

Heideggers Verwendung des *ab*- lässt eine gewisse Parallele zu Meister Eckhart erkennen. Nach den umfangreichen Analysen von Nix ist Eckhart ebenso wie Heidegger *selektiv* vorgegangen, indem er die Bedeutung des *ab*- auf eine einzige Leistung, und zwar ebenfalls die *ab*¹-Variante, beschränkt hat, nämlich auf die Abwendung von allen ‘weltlichen’ Dingen und den auf sie gerichteten seelischen Haltungen, als Vorbedingung des mystischen Zugangs zur Gotteserfahrung (Nix 1963: 165). Zu den vielen Neubildungen mit *ab*- bzw. *abe*-, die Eckhart in die deutsche Sprache eingeführt hat (u.a. *abwerfen*, *abetuon*, *abescheiden*, *abelegen* etc. (vgl. ebd. 166)) gesellen sich bei Eckhart noch viele Neubildungen mit *ent*- (*entwerden*, *entglichen*, *entbilden* etc.; vgl. ebd.), die die gleiche Funktion erfüllen und somit zusammen mit dem *abe*- einen einzigen Funktionsstand bilden. Auch bei Heidegger spielt das *ent*- eine wichtige Rolle, und wird als abgetrenntes Präfix zudem sehr häufig verwendet.

(ii) Nach Mungan (Mungan 1986: 174-177) gibt es, unter Abzug der Intensivierungskategorie, 4 Modifikationsgruppen der *ent*-Präfigierung.

*ent*¹: Hauptbedeutung ist hier das *Entfernen*, *Beseitigen*, oft des Gegenstands, der im vom Basisverb ableitbaren Substantiv genannt wird (*entehren*, *entkörnen*, *enthaupen*), manchmal wird auch nur die *Durchführung der* im Basisverb genannten entfernenden *Handlung* bedeutet (*entringen*, *entführen*, *entwinden*), manchmal handelt es sich um keine aktiv durchgeführte Beseitigung, sondern um den *Verzicht*, *Wegfall* oder *Entzug* eines Objekts (*entsagen*, *entraten*, *entäußern*).

*ent*²: Hauptbedeutung ist hier das *Rückgängigmachen* oder *Stornieren* (*entadeln*, *entwerten*). Man sieht leicht, dass dieser Modifikationstyp eigentlich in *ent*¹ enthalten ist, weshalb andere Autoren diesen Typ nicht eigens ansetzen (vgl. ebd. 173).

*ent*³: Hauptbedeutung ist hier das *Sichtbarmachen*, *Öffnen*, *Befreien*, oft durch Beseitigung eines Hindernisses, welches von dem vom Basisverb ableitbaren Substantiv genannt wird (*entriegeln*, *entdecken*, *entschlüsseln*).

*ent*⁴: Hauptbedeutung ist hier die inchoative Funktion des Präfixes, die Signalisierung eines *Beginns*, *Anfangs* (*entfalten*, *entstehen*, *entbrennen*).

Zudem weist Mungan darauf hin, dass die ursprüngliche Bedeutung des *ent*- einen spezifischen Doppelcharakter hatte, sowohl *von etwas weg* als auch *zu etwas hin* bedeuten konnte (ebd. 168).

Heidegger lässt den Modifikationstyp *ent*² fallen und amalgamiert alle anderen Modifikationstypen. Das *ent-* entfernt aus einem und versetzt in einen anderen Bereich (*ent*¹), es befreit (gewöhnlich) zum inchoativen *Selbst-Aufgehen* (*ent*⁴), lässt etwas *ins Offene treten* (*ent*³) und lässt damit auch einen *Neuanfang* zu (*ent*⁴). Eine Eigenfunktion hat die Subvariante *Verzicht, Entzug* von *ent*¹.

Diese Amalgamierungsgruppe teilt sich, je nach dem ‘Denkinhalt’ des Simplex und der dadurch entstehenden Interaktion, in neue Heideggersche Subtypen: (1) Befreiung aus dem Bereich der metaphysischen Verfallenheit und Ermöglichung eines ‘eigentlichen’ Erscheinens; (2) ‘Bergung’ von etwas, das aus dem Ereignis- oder Seinsbereich kommt und durch Schweigen, Hören, Sagen etc. zur Erscheinung, zum Aufgehen gebracht und gelassen wird; (3) Die Beraubung der Eigentlichkeitsdimension und Rückversetzung in den metaphysischen Bereich der Verfallenheit.

Schon hier kann gesagt werden, dass die spezifische Funktion des *Entzugs* im Wort *Entzug* selbst ausgedrückt wird und sagen soll, dass das Ereignis als solches nie ganz zugänglich wird, immer also das Moment einer letzten Verborgenheit bewahrt. Dieser Entzug wird auch *Enteignis* benannt (ZSD 23).

Im Sinne von (1) verwendet Heidegger u.a. *Ent-stand* (KuM 31) als *ins Offene Gelangen des Stehens*; *Ent-wurf* (BzP 56) als *Befreiung und Eröffnung des Entworfenen*; *Ent-gegnung* (BzP 470) als *frei werden fürs Gegnen*, als Bezug von Menschen und Göttern, *ent-fügen* (BzP 308) als *frei werden und eintreten in die Fuge*; *Ent-setzung* (BzP 470) als *Befreiung vom metaphysischen Setzen und als Heraus-setzen aus dem Verfallenheitsbereich*; *Ent-scheidung* (BzP 88) als *Scheidung vom metaphysischen Bereich* und ‘*ins Spiel kommen lassen*’; *Ent-menschung* (BzP 510) als *frei werden fürs eigentliche Menschsein*. Die Variante *Ent-zug* (BzP 470) mit abgetrenntem *Ent-* bedeutet an einer Stelle der *Beiträge zur Philosophie* das *Herausziehen aus dem Bereich der metaphysischen Verfallenheit*. Häufig verwendet Heidegger auch das Wort *Ent-rückung* (GdS 116) in dieser Modifikationsrichtung, nämlich als *Befreiung aus dem metaphysischen in den Eigentlichkeitsbereich* (BzP u.a. 34, 70, 191, 375).

Im Sinne von (2) findet man u.a. *ent-fangen* (UzS 262) als *Empfang der Sage aus dem Ereignisbereich* oder als *Zuspruch des Seins*; *ent-sagen* (N II 445) als *‘Bergung’ der Sage aus dem Eigentlichkeitsbereich des Ereignisses*.⁵⁷⁷

Im Sinne von (3) findet sich *ent-eignen* und *Enteignis* (N II 427) auch – im Kontrast zur *‘Enteignis’ qua Entzug des Ereignisses selbst* – im Sinne von *Beraubung des Eigenen* und *‘Rückversetzung’ in den metaphysischen Bereich*.

Das *ent-* spielt also bei Heidegger nicht die gleiche Rolle wie bei Meister Eckhart, Parallelen gibt es formal nur bei Bedeutungsrichtung (1). Es übernimmt also anders als bei Eckhart *mehrere* Funktionen und hat eine hochgradig bereichsabsteckende oder bereichsentwerfende Funktion, indem es als osmotischer Katalysator die Transition zwischen den aufgezeigten Bereichen *‘erwortet’*.

(iii) Nach Mungan (Mungan 1986: 184-188) gibt es, unter Abzug der Intensivierungskategorie, 8 Modifikationsgruppen der *er-*Präfigierung. Wir werden diesmal die Hauptbedeutungen stichwortartig aufführen:

er¹: *vollständiger Erwerb* von etwas (*erfassen, ergreifen*) oder *Streben danach (erhoffen, erträumen)*

er²: *in Erfahrung bringen, zugänglich machen (eröffnen, erklären, erkennen)*, bei entsprechendem Basiswort auch *mit befreiender Wirkung (erretten, erlösen)*

er³: *Beginn und Zustandekommen eines Zustands*, bei Komposita mit Basisadjektiv (*erkranken, erröten, ergrauen*)

er⁴: *ganz und gar, vollständig durchführen (erfüllen, erlöschen, erledigen)*

er⁵: *Todesarten*, im Prinzip also auch ein *ganz und gar Durchführen (erdrosseln, erwürgen, ermorden)*

er⁶: *inchoative Funktion* mit entsprechendem Basisverb, *Beginn oder Neubeginn (erblühen, eröffnen)*⁵⁷⁸

er⁷: *Wiederholung als anderer oder Neuanfang (erfrischen, erstatten)*

er⁸: *Betonung der Richtung nach oben (erbauen, errichten)*

Mungan dokumentiert zudem⁵⁷⁹, dass das *er-* ursprünglich auch dem *ur-* entsprach (ebd. 178), dass es die *Spanne von leisem Beginn über das Wachsen bis zur Vollendung*

⁵⁷⁷ Ansetzend an diesem Beispiel weist Kurasch-Paslick auf die Funktion des Präfixes *ent-* hin, das ihr zufolge *aus ... heraus* bedeutet, und zwar als Empfang aus dem Ereignis- oder Seinsbereich (Kurasch-Paslick 1997: 83). Mir sind ansonsten keine weiteren Kommentare zur Funktion des *ent-* bei Heidegger bekannt.

⁵⁷⁸ Die Problematik im Prinzip aller Klassifikationsversuche macht sich hier besonders bemerkbar, da er³ und er⁶ (Inchoation) bzw. er⁴ und er⁵ (*ganz und gar durchführen*) auch in einer Gruppe zusammengefasst werden könnten. Dass die Klassifikationskriterien heterogen sind und nicht immer angemessen reflektiert werden, zeigt sich hier ebenso: einmal dient die Wortart des Basisworts als Kriterium, ein anderes Mal die Art des mit dem Wort bezeichneten Vorgangs.

⁵⁷⁹ Hier handelt es sich um Forschungsergebnisse oder alternative Klassifikationsversuche anderer Forscher.

anzeigt (ebd. 179), dass es *in Besitz bringen* bedeuten kann (ebd. 180), was aber in vielen Interaktionen von Präfix und Simplex nicht nur als *zum Eigentum machen*, sondern auch als *Eigentümlichkeit* erscheint (*ergrauen*) oder etwas als 'Eigenes' und 'Ganzes' erst *erscheinen lässt* (*erbauen*).

In der Heideggerforschung wurde die Getrennschreibung des Schlüsselbegriffs *Er-eignis* natürlich bemerkt, bisweilen wurde auch darauf aufmerksam gemacht, dass das *Er-* im Sinne von *Ursprung*, *Aufgang* und *Erscheinenlassen* zu deuten sei (vgl. von Herrmann 1964: 193; Jaeger 1971: 105, Anm. 22; Kettering 1987: 320)⁵⁸⁰ und durch die Verbindung mit *-eignis* oder *-eignen* das *Eigenwerden im ursprünglichen Aufgang der Lichtung* bedeute (vgl. von Herrmann 193f.).⁵⁸¹ Dies ist alles richtig, dennoch zeigt sich, dass dies noch immer sehr reduktionistisch gedacht ist. Auffallend ist vielmehr, dass das Spektrum der Bedeutungen oder Modifikationsfunktionen des *er-* eine überraschende Ähnlichkeit oder Homomorphie zu zentralen Termini und mit diesen verbundenen Theoriesegmenten der Heideggerschen Spätphilosophie aufweist: dem *Öffnen* (der *Lichtung*), dem *Aufgehen* der *physis*, der *Gelassenheit*, dem *wesen* und *wachsen* lassen sich die Modifikationsrichtungen *er*², *er*³ und *er*⁶, der Vollständigkeit des *Ganz-sein-könnens* des Daseins, der antizipierten *Vollendung* im Ereignis die Modifikationsrichtungen *er*¹, *er*⁴ und *er*⁵, der *Anfängnis* als *Wieder-holung* und *Neuanfang* die Modifikationsrichtungen *er*⁶ und *er*⁷ zuordnen. Es ist sicher nicht übertrieben, wollte man behaupten, dass Heidegger im Präfix *er-* so etwas wie eine Wesensmatrix dessen sah, was er in seiner Spätphilosophie denken wollte. Daraus erklärt sich auch der auffallend häufige strategische Einsatz des *er-*. Wenn ich richtig recherchiert habe, treten in den *Beiträgen zur Philosophie*, dem Hauptwerk, in dem Heidegger seine Ereignis-Philosophie entwickelt, folgende verbale Bildungen mit abgetrenntem *er-* auf, die zudem frequent verwendet werden: *er-ahnen*, *er-bauen*, *er-breiten*, *er-denken*, *er-eignen*, *er-gründen*, *er-fahren*, *er-fügen*, *er-kennen*, *er-klüften*, *er-leben*, *er-leiden*, *er-lösen*, *er-mitteln*, *er-nötigen*, *er-öffnen*, *er-proben*, *er-reichen*, *er-sagen*, *er-scheinen*, *er-schrecken*, *er-schweigen*, *er-schwingen*, *er-sinnen*, *er-springen*, *er-staunen*, *er-stehen*, *er-streiten*, *er-warten*, *er-wesen*, *er-winken*, *er-zittern*; dazu kommen dann noch die entsprechenden nominalen Varianten, oft noch in sich

⁵⁸⁰ Nach Botet (1997: 98) üben Formulierungen wie *Die Sprache erwirkt und er-gibt erst den Menschen* einen unbeabsichtigten Gegeneffekt aus, sie bewirken durch die (nach Botet scheinbar einzig relevante) *resultative* Modifikationsfunktion des *er-*, dass Heidegger hier unwillkürlich zugibt, dass die Sprache den Menschen manipuliere und zum Objekt, zu ihrem Besitz mache.

⁵⁸¹ Ein Sonderfall ist die Getrennschreibung *Er-eignis/er-eignen* noch insofern, als wortgeschichtlich keine Ableitung vom Adjektiv *eigen* vorliegt, sondern von *Auge* (*eräugen*), es sich also nicht um eine Remotivierung, sondern um die eigenmächtige Nutzung einer Abstammungsverdunkelung handelt.

differenziert (z.B. *Er-eignis*, *Er-eignung*). Ob die Aushebelung der Sprachnorm offensichtlich ist (wie etwa bei *er-schweigen*, das als Neubildung zu klassifizieren wäre, da ihm kein normalsprachliches *erschweigen* korrespondiert), ob sie als ‘falsche’ Remotivierung auftritt (wie bei *er-eignen*) oder ob sie verdeckt ist (wie bei *er-schrecken*), ist aus Heideggers Sicht gar nicht das entscheidende Faktum, da das *er-* in allen Fällen die Funktion hat, das besagte Bedeutungsspektrum des ‘Eigentlichkeitsdenkens’ zu evozieren. Bei vielen *er-*Bildungen greift Heidegger oft auch gar nicht mehr auf die Strategie der Getrennschreibung zurück, da das Präfix *er-* durch seinen frequenten Einsatz schon für sich genommen eine so starke Signalfunktion ausübt, dass diese nicht permanent und wiederholt herausgestrichen werden muss.

Obwohl also das *er-* schon für sich allein sozusagen als ‘Ereignisindikator’ fungiert, lassen sich in seiner Verwendung durch Heidegger auch differenziertere Bedeutungs- oder Modifikationsgruppen erkennen:

(1) eine Gruppe von Verben/deverbale Substantiven, die bezeichnen, durch welche im Basisverb genannte ‘*Tätigkeit*’ etwas ‘ereignet’ wird. Dabei ist aber zugleich, wie Heidegger immer wieder betont (u.a. SvG 68, ID 24f.), zu beachten, dass diese ‘*Tätigkeit*’ impliziert, dass sie sozusagen vom ‘Sein’ oder vom ‘Ereignis’ ‘gegeben’ oder ‘geschenkt’ wird, also nie vom ‘Subjekt’ allein initiiert werden kann. In diese Gruppe gehören Wörter wie *er-denken* (Bes 357), das alte *er-äugen* (*ir-ougen*) (ID 24), *er-blicken* (SvG 69) *er-sehen* (GP 86), *Erschweigung* (BzP 78), *er-staunen* (GP 169), *er-schrecken* (BzP 46), *er-fragen* (GdS 158), *er-finden* (GdS 171), *er-stimmen* (GdS 117), *er-fahren* (BzP 391).

(2) eine Gruppe von Verben/deverbale Substantiven, bei denen das im Basissubstantiv genannte ‘*Etwas*’ ‘ereignet’ wird, wobei die Interpretation des Basisworts als Basisverb das jeweilige Wort oft auch in Gruppe (1) transferiert. Hierzu gehören Wörter wie *ernötigen* (BzP 46), *Er-gründung* (BzP 307), *Erklüftung* (BzP 311), *Erstreitung* (BzP 322), *Erörterung* (UzS 37f.), *er-öffnen* (GP 155), *erwesen* (GdS 116), *Erzeitigung* (GdS 117).

(3) eine Gruppe von Verben/deverbale Substantiven, bei denen kontrapunktisch zur Gruppe (1) *in betonter Weise* das ‘Agens’ der im Basisverb genannten Handlung auf das ‘Sein’, die ‘Sprache’ oder das ‘Ereignis’ als solches verlagert wird, (obwohl dies in (1) immer schon mitgemeint sein soll). Hierzu gehören u.a. *er-geben* (UzS 255), *er-eignen* selbst (Bes 357), *er-blitzen* (UzS 264, Anm. b).

(4) eine Gruppe von Verben/deverbale Substantiven, bei denen die Art und Weise einer Bewegung angegeben wird, und zwar als Oszillation bzw. Raumschaffung. Hierzu gehören *erbreiten* (BzP 239), *Erzitterung* (BzP 239), *Er-schwingung* (BzP 342). Die Modifikationsrichtungen (1) - (3) zeigen im Prinzip das, was Heidegger auch diskursiv vermitteln möchte. Die Modifikationsrichtung (4) wird uns aber noch im folgenden Unterkapitel eigens beschäftigen.

Nicht uninteressant ist sicherlich, dass die *er*-Bildungen bei Meister Eckhart überhaupt keine Rolle spielen. Hier darf man deshalb den entscheidenden Unterschied zwischen Heidegger und Eckhart vermuten. Während bei Eckhart der Mensch nur danach streben kann, *in* Gott seine Vollendung zu suchen, sich auf ihn voll und ganz einzulassen, was bei Eckhart in der Auszeichnung des Präfixes *in* sichtbar wird (vgl. Nix 1963: 167), ist bei Heidegger das seinsverstehende Dasein mitverantwortlich dafür, dass es das 'Ereignis' gibt (dass das 'Ereignis' 'sich gibt'). Gegenüber der Superiorität des Eckhartschen Gottes trägt bei Heidegger das 'Ereignis' also eine Art 'profane' Note und ist an die erdhafte Aporie des lassenden Konstituierens gebunden.

(iv) Bezüglich der *be*-Präfigierung stellt Mungan in Übereinstimmung mit der dokumentierten Forschungsliteratur (Mungan 1986: 154ff.) fest, dass die wichtigste Modifikationsleistung des *be*- im *syntaktischen* Bereich liegt. Da die syntaktische Modifikation sich insbesondere in den Fällen zeigt, in denen das Basiswort ein Verb ist, teilt Mungan die Modifikationsgruppen nach der Wortart des Basisworts ein und gelangt so zur Einteilung in drei Gruppen (ebd. 165-168):

be¹: Bei verbalem Basiswort steht die syntaktische Modifikation im Vordergrund, die darin besteht, dass intransitive Basisverben durch die *be*-Präfigierung transitiviert werden (*begehen*, *bedienen*, *beliefern*). Dabei berücksichtigt Mungan auch die Auffassung Weisgerbers (ebd. 156ff.), dass die hierbei vollzogene 'Akkusativierung' dazu führt, dass Personen ihre Stellung im Dativ verlieren und in sachliche Distanz rücken (ebd. 165), so dass also mit der syntaktischen Modifikation eine semantische Modifikation (als Folgewirkung) verbunden ist. Dieser semantische Grundzug zieht sich durch alle drei Gruppen hindurch.

be²: Bei substantivischem Basiswort handelt es sich in den meisten Fällen um Ornativa, d.h. um ein *Ausstatten*, *Versehen* mit dem im Basissubstantiv Genannten (*beampeln*, *berenten*, *beschriften*), manchmal auch ein *Versehen mit* im Sinne des aktiven Ausübens (*beaufsichtigen*, *beeinflussen*, *beobachten*).

be³: Bei adjektivischem Basiswort besteht die semantische Modifikation in der Bedeutung *etwas zum Basisadjektiv machen (befreien, befähigen, beruhigen)*.

Wir haben die *be*-Präfigierung in unsere Auswahl von Präfigierungen besonders deswegen aufgenommen, weil hier der größte Kontrast zur Sprachnorm vorliegt und Heidegger allem Anschein nach hier gar nicht auf Sprache hört. Berücksichtigt man allerdings, dass eine der ursprünglichen Bedeutungen des *be*- diejenige des *nahe bei, in der Nähe von* (ebd. 153) ist, und, wie Kettering in einer thematischen Monographie zum Terminus *Nähe* bei Heidegger gezeigt hat (Kettering 1987), *Nähe* pauschal gesagt so viel wie *Zusammengehörigkeit im Ereignis* bedeutet, so werden die nicht selten verwendeten Abtrennungen des *be*- bei Heidegger durchsichtiger. Sie signalisieren fast durchgängig⁵⁸², und *formal* in Übereinstimmung mit Weisgerbers Merkmal der *Macht*- oder *Gewaltausübung* über das im Akkusativobjekt Genannte, dass etwas sich der natürlichen *Macht* des Zueinandergehörens, des Naheseins überlässt, wobei jeder der potenziellen Teilhaber am Eigentlichkeitsbezug (das *Sein*, die *Sagenden*, die *Dinge* etc., bzw. auch das *Ereignis* als dieser Bezug selbst) die Stelle der 'Machtinstanz' einnehmen kann. Dementsprechend *be-langt* uns die Sprache (UzS 215), wird im Sagen der Zeit-Spiel-Raum *be-wägt* (UzS 213f.), sind wir die von den Dingen *Be-dingten* (VA 182), *be-irrt* das Sein das Seiende mit der Irre (Hw 310), ist das *Be-ruhende* dasjenige, was die Ruhe des Zusammengehörens gewährt (UzS 256), ist Erde allererst dann, wenn wir sie *be-wohnen*, d.h. im Wohnen als Erde erscheinen und sein/'wesen' lassen (VA 195), ist der *Be-reich* der Ort, an dem sich das Reichen des Seins ereignet (BFV 168) etc. Das zumeist abgetrennte *be*- signalisiert also als *Nähe* eine Art *ursprüngliche Macht des Zusammengehörens*, wobei das Moment des Ornativen zur *Gabe* transformiert wird, die ein Eigentlichkeitsverhältnis zu stiften vermag.

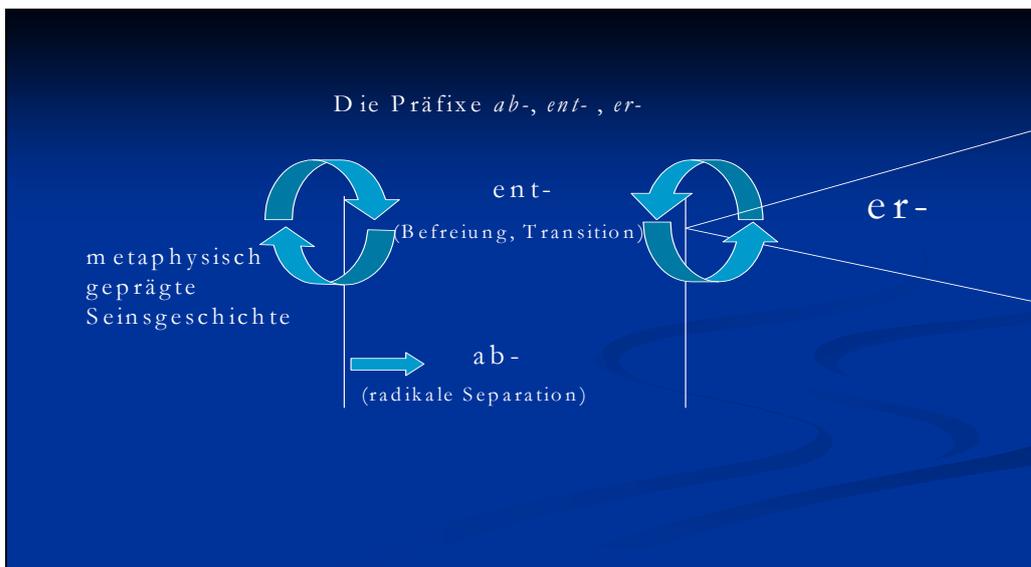
4.3.3.3. Die 'Er-örterung' des Ereignisorts – Die Feldhaftigkeit der Präfixe und der 'Zeit-Spiel-Raum'

Ohne dass es nötig wäre, die Modifikationsfunktion oder Bedeutung *aller* Präfixabtrennungen bei Heidegger zu untersuchen⁵⁸³, zeigt sich im Zusammendenken

⁵⁸² Wie schon bei *ent-*, so lässt sich auch beim Präfix *be-* eine konträre Verwendung finden (UzS 250: *be-griffen* als *vom Subjekt in den Griff genommen*). Obwohl diese 'falschen Freunde' sehr rar sind, zeigen sie die anfangs betonte Notwendigkeit auf, dass auf die hermeneutische Vorleistung der Trennung der Diskursarten nicht verzichtet werden kann.

⁵⁸³ Sie fügen meiner Ansicht nach keine grundlegend neuen 'Instanzen' in das nachfolgend skizzierte 'Ortsfeld' hinzu, sondern betonen darin inbegriffene Bezüge oder Verhältnisse, die hier nicht unbedingt analysiert werden müssen. Dabei scheint etwa beim *an-* der Bezug *Dasein* ► *Sein*, beim *zu-* der Bezug *Sein* ► *Dasein*, beim *ver-* die Vollständigkeit einer Verankerung in einem Bereich (entweder *dem Ereignis* oder *dem Sein vereignet sein*, oder *dem Seienden verfallen sein*) angezeigt zu sein.

der Funktionen der drei Präfixe *ab-*, *ent-* und *er-*, dass sie ein raumhaftes Feld aufspannen, indem sie Transitionen oder Abgrenzungen zwischen drei wesentlichen Raumbereichen und damit diese Raumbereiche selbst ‘zeigen’. Figur 14 möchte diese raumentwerfende Funktion der Präfixbedeutungen veranschaulichen bzw. ‘diagrammatisieren’:



FIGUR 14

Dreht man die Perspektive der Betrachtung um 90° und legt mehr Wert auf die Veranschaulichung der drei thematischen Bereiche und ihres Verhältnisses zueinander auf der Basis unseres gewöhnlichen historischen Geschichts- und Zeitverständnisses, so gelangt man zu folgender alternativer Darstellung:



FIGUR 15

Dabei könnte der Bereich der 'Stille', des 'Schweigens' und 'Ab-grunds', der hier 'Raum' einnimmt, auch 'punkthaft' als Ursprung gedacht werden. Bevor wir noch näher auf diesen Aspekt eingehen, sei aber zunächst festgehalten, dass unserer Überzeugung nach das feldhafte Zusammenspiel der Präfixe sozusagen unbewusst raumkonstituierend wirkt. Dabei ist zu beachten, dass dieses Heideggersche Feld der Präfixbedeutungen nicht dem der Sprachnorm entspricht. Der Feldgedanke, der ja im Ausgang von der Sprachinhaltsforschung in die Wortbildungslehre Einzug gehalten hatte, hatte dazu geführt, Wortstände oder Funktionsstände ausfindig zu machen, die es erlaubten, gleiche Modifikationsfunktionalität bzw. gleiche inhaltliche Gerichtetheit bei *verschiedenen* Präfixen herauszuarbeiten.⁵⁸⁴ Dieser Sichtweise folgend gehören z.B. *aufrichten* und *errichten* zur gleichen Funktionsgruppe. Sobald, wie schon Nix bzgl. Meister Eckhart festgestellt hatte, Präfixleistungen selegiert und inhaltlich ganz spezifisch 'aufgeladen' werden, funktioniert die normhafte Funktionssynonymie nicht mehr. *Aufrichten* kann bei Heidegger niemals als Ersatz für *errichten* fungieren. Die Verbpräfixe sind demnach bei Heidegger so stark autonomisiert⁵⁸⁵, dass sie lexikalischen Status erhalten und somit befähigt werden, in paradigmatisch-lexematischen Feldern die Funktion von Elementen mit eigenem Stellenwert zu

⁵⁸⁴ Vgl. die Aufstellung der grundlegenden Funktionsstände der Verbpräfixe bei Kühnhold/Wellmann (1973: 155).

⁵⁸⁵ In formaler Hinsicht könnte man sagen, dass Heidegger hier von der Feldlehre der Sprachinhaltsforschung einen 'de-struktiven' Schritt zurück zur Variante der Saussureschen *rappports associatifs* (Saussure, 1916: 173ss.) macht. Saussures Einführung der Begriffe *rappports* und *valeur* ist wenig restriktiv und erlaubt es, auf verschiedensten Ebenen Feldhaftigkeit anzunehmen.

übernehmen. Nur so erfüllen sie die spezifisch raumgründende Funktion, die Heidegger ihnen durch seine Bedeutungsselektion und -transformation gibt (oder abliest). In der Heideggerliteratur findet sich meines Wissens nur ein einziger, allerdings nicht weiter ausgeführter und deshalb eher intuitiv in diese Richtung denkender Kommentar, und zwar bei Pöggeler:

“Das «Ereignis» tritt zusammen mit Worten wie Erdenken, Ergründen, Erschweigen, Erzitterung, Erschwingung; dieses Wortfeld⁵⁸⁶ verbindet sich mit Worten wie Entscheidung, Entgegnung, Entsetzung. Im Er- und Ent- werden das Erste und das Letzte, der Ur-sprung und die «Endherrschaft» gesucht, damit ein ursprünglicherer «Grund».” (Pöggeler 1992: 46)

Hier wird also angedeutet, dass die *er*-Wörter und die *ent*-Wörter als Sub-Felder sich zu einem grösseren Zusammenhang ‘verbinden’. Dass dieser Zusammenhang selbst wieder ein Feldzusammenhang ist und raumgründende Funktion hat, wird nicht explizit in Erwägung gezogen.

Nicht unbemerkt aber blieb der Heideggerforschung, dass Räumlichkeit in Heideggers Spätphilosophie ein immer stärkeres Gewicht erhält und zumindest der Zeitlichkeit gegenüber als gleichgewichtig auftritt (vgl. Kettering 1987: 303). Dabei fällt natürlich auf, dass, wie Kettering bemerkt hat, “eine großangelegte Auseinandersetzung mit dieser Problematik [...] in systematischer oder in philosophiegeschichtlicher Hinsicht” (ebd.) fehlt. Dieser Mangel ist aber in Heideggers Denklogik ein notwendiger, da die Raumproblematik eben gerade nicht auf offen diskursiver Ebene abgehandelt werden kann, sondern dadurch, dass sie in die unsagbare Einfalt des Ereignisgrundes verweist, nur auf verborgener Ebene thematisiert wird. Dies sagt Heidegger an einer Stelle auch deutlich:

“Hier erkennen wir, weshalb jedes Sagen dieser Art [=des Eigentlichen; B.S.] sich im Unbeholfenen weiterbemüht. Immer geht es durch die wesenhafte Mehrdeutigkeit des Wortes und seiner Wendungen hindurch. Die Mehrdeutigkeit der Sage besteht keineswegs in einer bloßen Anhäufung beliebig auftauchender Bedeutungen. Sie beruht in einem Spiel, das, je reicher entfaltet, um so strenger in einer verborgenen Regel gehalten bleibt.” (Wm 251)

⁵⁸⁶ Der Terminus *Wortfeld* wird hier, wie übrigens sehr oft in philosophischer Fachliteratur, ‘unreflektiert’ gebraucht, da sein Gebrauch vom heute dominierenden linguistischen Verständnis signifikant abweicht, was mit keinem Wort kenntlich gemacht wird, so dass man vermuten muss, dass sich Pöggeler über die eigentliche Tragweite dessen, was er hier anspricht, gar nicht bewusst ist.

Interessant ist in dieser Hinsicht auch, dass Herder, den Heidegger 1939 intensiv behandelt hatte (Her), in seiner *Metakritik* eine Anmerkung macht, die Heidegger als Leitmotiv für die Entfaltung dieses einer verborgenen Regel gehorchenden Spiels hatte auffassen können:

“So sind die Wörter *vor, nach, zu, in, über, unter u. f.*, die nicht nur allein-stehend, sondern auch zusammengesetzt mit Namen und Worten (nominibus und verbis) die ganze Rede, also auch die Welt der Begriffe in ihr, gleichsam *malen*. Auch die kleinen Verkürzungen, z. B. *er-, ent-, gen-, ab-, zu-*, die dem Verstande so viel sagen, waren ursprünglich *Erörterungen*, d. i. Bezeichnungen des Orts im Raume.” (Herder 1998: 351, Anm. 12)

Herder verwendet hier den Begriff *Erörterung* fast in dem Sinne, in dem Heidegger ihn dann verwenden wird. *Erörterung* ist für Heidegger *Sagen des Ortes, Topo-logie* (ED 84), und in diesem *Sagen* geht auch wirklich ein *Topos*, ein Ort, und eine Topologie, eine Landschaft, auf. Zentral für dieses Aufgehen ist der Terminus *Spiel* bzw. das dreigliedrige Kompositum *Zeit-Spiel-Raum*.

In einer 1965 gehaltenen Rede erläutert Heidegger den Zusammenhang von Raum, Zeit und Spiel wie folgt:

“Der Raum räumt. Er räumt ein. Er gibt frei, nämlich Nähe und Ferne, Enge und Weite, Örter und Abstände. Im Räumen des Raumes spielt Lichtung.

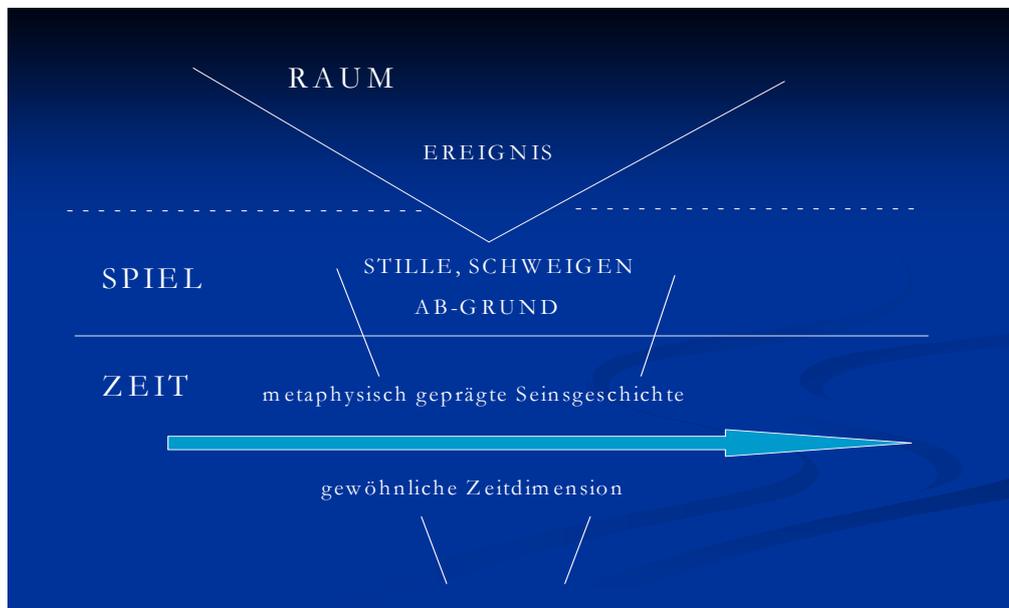
Die Zeit zeitet. Sie befreit in das Freie der Einheit des Ekstatischen von Gewesenheit, Zukunft und Gegenwart. Im Zeiten der Zeit spielt Lichtung.

Und erst die Einheit von Raum und Zeit? Das Zusammengehören beider ist weder raum- noch zeithaft. Aber vermutlich waltet in ihrem Zusammengehören die Lichtung.” (Red 630f.)

Lichtung ist hier im Sinne der ‘späten Denkens’ verstanden als “Gewährnis des Freien für Anwesen und Verweilen” (Red 630), ihr Spiel ist das des sich öffnenden Spielraums, also im Grunde die Ermöglichung des anderen, oben genannten Spiels der Bedeutungen nach einer verborgenen (Spiel)Regel. Spiel im Sinne dieser Ermöglichung ist auch der ‘Nicht-Ort’ des Abgrunds, des puren Inzwischen, aus dem sich Zeit und Raum entfalten (Bes 22).⁵⁸⁷ Aus diesen ‘Markierungen’ des ‘Zeit-Spiel-Raums’ können

⁵⁸⁷ Im Vortrag *Zeit und Sein* von 1962 wendet sich Heidegger explizit gegen seine früheren Versuch in *Sein und Zeit*, Räumlichkeit aus der Zeit abzuleiten (ZSD 24) und spricht von einer vierdimensionalen Zeit, wobei die vierte Dimension als “vorräumliche Ortschaft, durch die es erst ein mögliches Wo gibt” (ZSD 16) gekennzeichnet wird. Die oben zitierte Rede von 1965 präzisiert dies dadurch, dass die vierte Dimension nicht mehr als Zeitdimension benannt wird, sondern diejenige Dimension ist, die die dreidimensionale Zeit und den geräumten Raum aus der Dimensionalität erst ermöglichenden ‘Freie der Lichtung’ aufgehen lässt, wodurch ein wechselseitiges Bedingungs-spiel zwischen der ‘Freie der Lichtung’ und der ‘vierten Dimension’ qua raum- und zeiteinbegreifender Dimensionalität schlechthin entsteht.

wir zwei Topologien ableiten, wobei die erste ‘unpräzise’, die zweite aber wesentlich ist. Die erste Topologie bestände darin, dass wir die ‘Trinität’ des Kompositums *Zeit-Spiel-Raum* auf die drei Bereiche von Figur 15 übertragen, das Kompositum in dieser Figur sozusagen ‘aus-legen’:



FIGUR 16

Diese Topologie ist ‘unpräzise’ darin, dass sie zwar richtig die Verbindung von *Raum* und *Ereignis*, *Spiel* und *Abgrund* verortet, die *Zeit* aber im falschen Bereich situiert. Dennoch fasst diese Topologie einige Wesenszüge des Heideggerschen Denkweges. Dieser begann mit einer neuen, fundamentalontologischen Interpretation der Zeit, die sich als Kritik am linear konzipierten Zeitbegriff verstand. Gerade der Begriff der *Fundamentalontologie* zeigt aber deutlich, dass es Heidegger hier noch um eine Grundlegung ging, die durchaus im Sinne ‘metaphysischer’ Grundlegungen interpretiert werden konnte. Auf diese Phase folgt das Denken der Abgründigkeit, des Verzichts und Entzugs eines ‘zur Verfügung stehenden’ Grundes. In der späten Phase der Philosophie nach der ‘Kehre’ gewinnt dann die Topologisierung von ‘Sein’ und ‘Ereignis’ immer mehr Bedeutung. ‘Eigentliche’ Zeit und ‘eigentlicher’ Raum finden ihren ‘theoretischen’ Ort im sich öffnenden Raum des ‘Ereignisses’. Die in Figur 16 dargestellte Topologie stellt damit eine Art räumlicher Synopse entscheidender Momente des Heideggerschen Denkwegs dar.

Die zweite Topologie ist wesentlich und entfaltet eine Art Topologie des Ereignisses oder einen ‘Ereignisraum’. In der Traklinterpretation *Die Sprache im Gedicht* erläutert Heidegger den Terminus *erörtern* wie folgt:

“Erörtern meint hier zunächst: in den Ort weisen. Es heißt dann: den Ort beachten. [...] Ursprünglich bedeutet der Name »Ort« die Spitze des Speers. In ihr läuft alles zusammen. Der Ort versammelt zu sich ins Höchste und Äußerste. Der Ort, das Versammelnde, holt zu sich ein, verwahrt das Eingeholte, aber nicht wie eine abschließende Kapsel, sondern so, daß er das Versammelte durchscheint und durchleuchtet und dadurch erst in sein Wesen entläßt.” (UzS 37)

Das ‘Punkthafte’ der Speerspitze ist nicht nur ‘Ziel’ der Versammlung, sondern in dieser Versammlung zugleich der Anfang dafür, dass etwas in sein Wesen ‘entlassen’ wird. Die ‘extreme’ konzentrische Versammlung, die in ihrer Negation der Peripherie dem Schweigen und der Stille entspricht, ist also zugleich Ort des Neuanfangs, Ort für die Entfaltung (‘Räumung’) des neuen Raums und Ort für die Entfaltung (‘Zeitung’ und ‘Zeitigung’) der neuen Zeit. An dieser Stelle setzt nun auch die Funktion der vierten Heideggerschen Modifikationsgruppe der *er*-Bildungen (*erzittern/Erzitterung*, *erschwingen/Erschwingung*, *erbreiten/Erbreitung*) ein, die alle durch die Interaktion des *er*- mit der Semantik des Basisverbs eine oszillierende Ausfaltung entwerfen. Wie die folgende Textstelle zeigt, kann dabei alles ‘Eigentliche’ ‘erzittern’ oder ‘erzittert werden’, sei es das ‘Sein’, sei es der ‘letzte Gott’ oder der ‘Zeit-Spiel-Raum’ selbst:

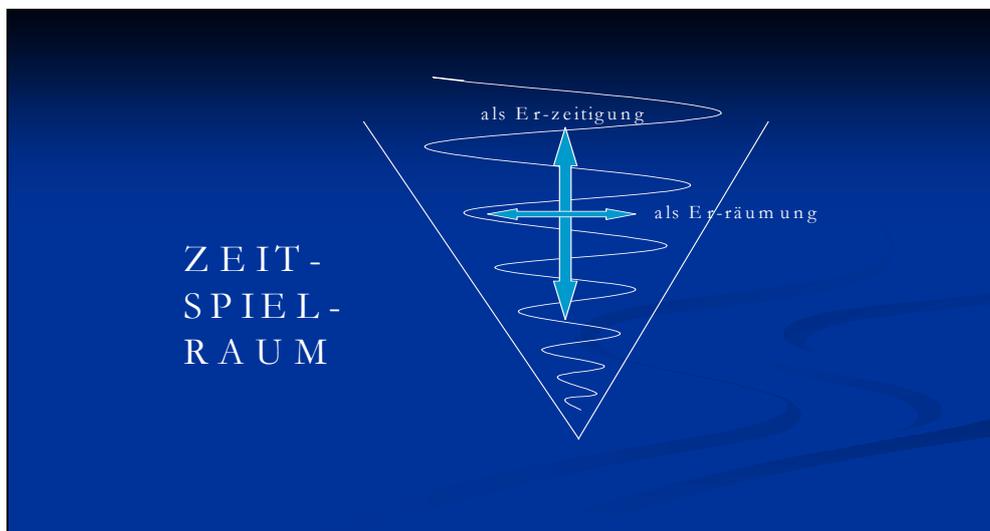
“Das Seyn ist die Erzitterung des Götterns (des Vorklangs der Götterentscheidung über ihren Gott).

Diese Erzitterung erbreitet den Zeit-Spiel-Raum, in dem sie selbst als Verweigerung ins Offene kommt. So »ist« das Seyn das Er-eignis der Er-eignung des Da, jenes Offenen, in dem es selbst erzittert.” (BzP 239)

Das Kompositum *Zeit-Spiel-Raum* könnte man als ‘elliptisches’ Determinativkompositum interpretieren. Da ‘eigentliche’ *Zeit* und ‘eigentlicher’ *Raum* – als erstes und drittes Kompositionsglied – erst in einem sich wie aus dem Nichts entfaltenden *Spiel* ergeben und *Spiel* als ‘Bewegung ermöglichender Zwischenraum’ oder eben ‘Spielraum’⁵⁸⁸ verstanden werden kann, wäre das zweite Kompositionsglied *Spiel(raum)* “Determinatum” (Erben 1993: 30) der Determinantien *Raum* und *Zeit* (als

⁵⁸⁸ Dazu passt dann sowohl Heideggers Rede von *Kluft* und *Erklüftung* (u.a. BzP 311), sowie die Rede von der “offene[n] Mitte” (Hw 41) im *Ursprung des Kunstwerks*, aus der heraus das Spiel der geviertlichen Bezüge seinen Ausgang nimmt.

‘Spielraum für Raum und Zeit’). Andererseits kann das zweite Kompositionsglied *Spiel* auch als sich in der Folge erst entwickelndes Spiel von Bezügen in der entstehenden ‘eigentlichen’ Zeit und im entstehenden ‘eigentlichen’ Raum verstanden werden, wobei es dann als ‘Spiel von Raum und Zeit’ oder ‘Spiel von Bezügen in Raum und Zeit’ interpretiert werden könnte. Während also sowohl *Spiel* als auch *Raum* als Determinata fungieren können, ist dies für das erste Kompositionsglied *Zeit* eine eher unwahrscheinliche Interpretation.⁵⁸⁹ Obwohl man, wie in Figur 17 dargestellt, durchaus behaupten kann, dass ‘eigentlicher’ Raum und ‘eigentliche’ Zeit gleichursprünglich entstehen, scheint doch *Raum* in der Spätphilosophie Heideggers eine Doppelfunktion zu übernehmen, da ‘Erräumlichungen’ und ‘Erzeitlichungen’ auf der Folie des Raumhaften, einer Art Ur-Topologie des ‘Ereignisses’, konzipiert werden.



FIGUR 17

Da auch das Wesen der Sprache als “in sich schwingende[s] Spiel der Ortschaft” (BFV 173) bezeichnet wird und “jedes echte Wort seine verborgenen und vielfältigen Schwingungsräume” (And 15) hat, wird auch von hier aus verständlich, dass das Orthafte in synonymischer Tautologie mehrfach benannt (oder ‘ausgelegt’) wird. Mit den Wörtern *Gegnet*⁵⁹⁰, *Lichtung*, *Kluft* und *Zerklüftung*, *Abgrund*, *Weg* etc. sucht (oder findet) Heidegger seine tautologischen Kandidaten im semantischen Umfeld der von

⁵⁸⁹ Hier scheint Heidegger einerseits auch bewusst die Wirkung der Sprachnorm einzusetzen, nach der erste Kompositionsglieder im Deutschen in der Regel nicht die Funktion des Determinatums übernehmen.

⁵⁹⁰ Als alemannische Version von *Gegend*.

ihm geliebten Bergwelt bzw. Welt der schwäbischen Felder in einer Konjunktion von Sprache, Heimat und Ortschaft, was ihm oft verübelt wurde (vgl. u.a. Minder 1966).

Wenn wir nun zum Abschluss der Analysen auf die Funktion und den strategischen Einsatz der Kasusverwendungen bei Heidegger zu sprechen kommen, so könnte diesen Untersuchungen eine Art esoterischer ‘Vorbemerkung’ nützlich sein. Im Gegensatz (oder, womöglich, in einer Art Steigerung) zur mittelalterlichen Logosmystik, für die die Spiegelung des Trinitätsproblems in Sprache ein wichtiges Motiv war (vgl. Grotz 2000: 63f.), lässt sich bei Heidegger ein fast pythagoreisch anmutender zahlenmystischer Pyramidalaufbau topologischer Dimensionen ausmachen. Während das Ereignis als ursprüngliche *Einfalt* gedacht ist, entfaltet sich in der ontologischen Differenz von Sein und Seiendem, im Dialog von Dasein und Sein die *Zwiefalt*, die sich in der Topologie des Zeit-Spiel-Raums und der Feldhaftigkeit der ‘Wesens’präfixe zur ‘*Dreifaltigkeit*’ ausdehnt. Dieser Dreifaltigkeit gesellt sich aus anderer Perspektive die *Vierfalt* des Gevierts hinzu, der Entfaltungsform von Welt, Erde, Gott und Mensch. Ihre ‘Summe’ und gegenseitige Verflochtenheit ergibt die Zehn, deren Quersumme wieder zurück in die Eins führt, den Ursprung und Ausgang der Vielfältigkeit. Auch wenn Heidegger dies nicht beabsichtigt haben sollte, so zeigt doch das Panorama der Mehrfältigkeit, dass Heideggersche ‘Er-örterungen’ und die jeweils beachteten Ortungsfunktionen noch zusätzlich in ihrem Bezug auf die komplexe Dimensionalität der Topologien gesehen werden müssen.

4.3.3.4. Heideggers ungewöhnliche Kasusverwendung

In diesem letzten Unterkapitel geht es nicht mehr um die Aufdeckung einer neuen Intention Heideggers, sondern darum, dass Heidegger auch auf andere, alternative sprachliche Strategien zurückgreift, die meiner Ansicht nach die bisher herausgearbeiteten Intentionen flankierend unterstützen. Hierbei konzentriere ich mich auf (4.3.3.4.1.) Fälle von ungewöhnlicher Verwendung des Akkusativs in Lokaladverbialen und (4.3.3.4.2.) Heideggers Verständnis des von ihm so benannten ‘seynsgeschichtlichen Genitivs’.

4.3.3.4.1. Fälle von ungewöhnlicher Verwendung des Akkusativs in Lokaladverbialen

Bezüglich der Fälle von ungewöhnlicher Verwendung des Akkusativs in Lokaladverbialen möchte ich die These aufstellen, dass Heidegger durch den Rekurs auf ein tiefengrammatisches Phänomen, das eine spezifische Besonderheit der deutschen Sprache darstellt, auf verdeckter (weil tiefengrammatischer) Ebene die indentierte Topologisierung desjenigen, was bisher als ‘Ereignisraum’ bezeichnet wurde, stärker profiliert. In einer früheren Arbeit (Sylla 2006) habe ich in Anlehnung an Arbeiten aus dem Bereich der kognitiven Linguistik zu zeigen versucht, dass die Dativ-/Akkusativkonkurrenz bei den deutschen ‘Wechselpräpositionen’ auf der mit diesen Rektionen verbundenen Aktivierung unterschiedlicher kognitiver *räumlicher* Basiskonzepte beruht. Insbesondere im Fall der Lokaladverbialien mit präpositionalem Objekt, möglicherweise aber auch nicht nur auf diese beschränkt, kann man in der Terminologie der kognitiven Linguistik davon ausgehen, dass der Akkusativ nach Wechselpräpositionen dann gebraucht wird, wenn ein kognitives räumliches *Schema* aktiviert wird, demzufolge der *präpositionale Trajektor* die Grenze des *Suchbereichs* der *Landmarke* überschreitet, wobei das kognitive räumliche Schema durch die besonderen Merkmale [PATH + CROSSING BOUNDARY] charakterisiert werden kann. Beim Beispielsatz *Paul schiebt das Auto auf die Straße* fungiert das direkte Objekt des Satzes *das Auto* als *präpositionaler Trajektor*, das Nomen der Präpositionalphrase (= *Straße*) als *Landmarke*, die als Bezugsinstanz des mit ihr verbundenen *Suchbereichs* dient, dessen Konfiguration von der Semantik der Präposition abhängt und im genannten Beispiel als *auf*-Bereich der Straße vorgestellt wird. Bezogen auf den Beispielsatz impliziert der Gebrauch der Akkusativrektion in der Äußerung dieses Satzes die Vorstellung des Vorgangs, dass das von Paul geschobene Auto sich zunächst außerhalb des *auf*-Bereichs der Straße befand und nun in diesen *auf*-Bereich hineingeschoben wird, dass es mithin die Grenze des *auf*-Bereichs überschreitet. Der konkurrierende Gebrauch der Dativrektion aktiviert demgegenüber die Vorstellung, dass der präpositionale Trajektor schon im Suchbereich ist bzw. die Grenze dieses Suchbereichs *nicht* überschreitet.

Betrachtet man in diesem Zusammenhang Heideggers normwidrige Verwendung der Akkusativrektion in Syntagmen, die als ‘Lokaladverbiale’ interpretierbar sind, so kann vermutet werden, dass der Leser (oder ehemals Hörer) solcher Konstruktionen das entscheidende kognitive Schema der akkusativischen Rektion aktiviert, das auch zur

Orientierung der Entscheidung zwischen Dativ- und Akkusativreaktion dient, nämlich das Konzept eines Vorgangs, der eine *Grenzüberschreitung* impliziert. Auch wenn Heidegger diese ‘tiefengrammatische’ Distinktion sicher nicht in exakt dieser theoretischen Version bewusst war, so hatte er als muttersprachlicher Sprecher der deutschen Sprache doch ‘automatisch’ ein Gefühl für die mit dieser Distinktion verbundenen Implikationen. Entscheidend ist nun zunächst einmal ganz allgemein, dass beim Gebrauch der Akkusativreaktion (nach Wechselpräposition und in Lokaladverbialen) durch die kognitive Aktivierung einer *Grenze zwei* Raumausschnitte vorgestellt werden müssen, wobei etwas von einem Raum in einen anderen ‘transitiert’. Hinsichtlich Heideggers ungewöhnlicher und zumeist auch ungrammatischer Verwendungen der Akkusativreaktion in besagten Zusammenhängen ist nun in besonderer Hinsicht auffallend, dass diese besonders in den ‘esoterischen’ Texten Heideggers (u.a. UzS 257ff.) zu finden sind, wobei die Nomen, die als Kandidaten für die Rolle der *Landmarke* in Betracht kommen, auffallend häufig aus dem Kreis derjenigen Wörter stammen, die zur Terminologie der ‘Ereignisphilosophie’ gehören. Als *Landmarken* stellen diese Wörter somit verdeckte *Bereichsbezeichnungen* bzw. ‘Entitäten’ dar, mit denen die Vorstellung einer Räumlichkeit verknüpft wird. Dies lässt den Schluss zu, dass Heidegger den Rekurs auf dieses tiefengrammatische Phänomen nutzt, um zu einer verdeckten Profilierung einer anderen, zweiten, ‘eigentlichen’ Räumlichkeit zu gelangen, die als ‘Ereignisraum’ bezeichnet werden kann. Der im Rekurs auf die Akkusativreaktion nahegelegte *Transfer* in den ‘Ereignisraum’ lässt sich so interpretieren, dass hier ein Ort entsteht oder als Raum skizziert wird, in dem ‘Eigentlichkeit’ geschehen kann, und dass dasjenige, was in diesen Ortsbereich eintritt, einen andere ‘Räumlichkeit’ definitiv verlässt. Dies soll an einer Reihe von Beispielen veranschaulicht werden.

(1) [Das Eignen] “er-gibt das Freie der **Lichtung, in die Anwesendes anwähren** [...] kann.” (UzS 258)

(2) “Also **in ihr eigenes Freies entbunden**, kann **die Sprache** sich einzig um sich selbst kümmern.” (UzS 262)

(3) “Diese Lichtung **befreit alle Wesung der Ereigneten in den Ab-grund des Er-ignisses**.” (Bes 22)

(4) “»Das Seyn ist« - das Wissen dieser Sage verlangt die Inständigkeit im Seyn dergestalt, daß dieses **das Strittige des Streitens und die Gegis der Entbergung in ihr Eigentum ereignet.**” (Bes 343)

(5) “Die Sage durchwaltet und fügt das **Freie der Lichtung** [...], **dahin jegliches An- und Abwesen sich hereinzeigen, sich einsagen** muß.” (UzS 257)

(6) [Die Sage] “**befreit Anwesendes in sein jeweiliges Anwesen, entfreit Abwesendes in sein jeweiliges Abwesen.**” (UzS 257)

(7) “Die Vereignung des Menschen als des Hörenden in die Sage hat dadurch ihr Auszeichnendes, daß sie **das Menschenwesen in sein Eigenes entläßt.**” (UzS 260)

Beim Kommentar dieser Beispiele konzentriere ich mich auf fünf Aspekte, wobei es um keine erschöpfende grammatische Analyse geht, sondern darum, die philosophischen Implikationen der normwidrigen Kasusverwendungen anhand dieser fünf Aspekte hinreichend zu verdeutlichen: (i) die Ungrammatizität der Kasusverwendungen, (ii) die semantische Füllung der *Landmarken*, (iii) die semantische Füllung des *präpositionalen Trajektors*, (iv) die Selektion hinsichtlich des *Suchbereichs*, (v) die Interferenz der Verbsemantik. Zur schnelleren Identifikation der besprochenen Größen sind die kommentarrelevanten Einheiten in den Beispielsätzen von mir durch Dickdruck hervorgehoben worden.

(i) Es wurde schon die Behauptung aufgestellt, dass die Ungrammatizität der akkusativischen Kasusverwendungen den Leser geradezu dazu zwingt, diese ungewohnten Verwendungen mit Rekurs auf das zugrundeliegende kognitive Basismuster zu interpretieren. Der Effekt der Ungrammatizität ist in erster Linie der einer Denkaufgabe, eines Stockens oder Innehaltens beim Lesen, wodurch auf die dahinterliegende Intention (den ‘anderen Raum’ zu ‘denken’) sozusagen markiert aufmerksam gemacht wird. Ungrammatisch sind die Sätze (1) bis (6) schon allein deswegen, weil die syntaktische Bindungsmöglichkeit der akkusativischen Lokaladverbialien an die entsprechenden Verben von der Sprachnorm her nicht gegeben ist, zum Teil liegt sie (ungeachtet anderer Faktoren) auch schon dadurch vor, dass das entsprechende Verb eine Neubildung darstellt (*anwähren* (?) (1); *ereignen** (statt *sich ereignen*) (4); *sich hereinzeigen** (statt *hereinzeigen*) (5); *sich einsagen** (statt (?) *einsagen*); *entfreien** (6).)

(ii) Die *Landmarke* wird in den Beispielsätzen mit folgenden semantischen Elementen gefüllt: *Lichtung* (1), das *Freie* (der Sprache) (2), *Abgrund* (des Ereignisses) (3), *Eigentum* (des Strittigen und der Gegnis) (4), das *Freie* (der Lichtung) (5), das *Anwesen* (des Anwesenden) (6), das *Abwesen* (des Abwesenden) (6), das *Eigene* (des Menschenwesens) (7). Auffallend ist zunächst, wie schon erwähnt, dass die semantischen Füllungen, wie im Falle von *Lichtung*, *Abgrund*, *Eigentum*, das *Eigene*, Termini der Ereignisphilosophie bzw. Derivationen dieser Termini darstellen, andererseits in einigen Fällen, wie bei *Lichtung*, das *Freie*, *Abgrund*, den ‘leeren’, noch zu füllenden Raum auch lexemsemantisch anzeigen. Abstrakta wie *Eigentum*, das *Eigene*, die aus normalsprachlicher Perspektive lexemsemantisch kaum geeignet sind, als Räumlichkeitsbezugspunkte zu dienen, bekommen diese Funktion aber implizit durch den ungewöhnlichen Gebrauch zugewiesen.⁵⁹¹

(iii) Für die Rolle des *präpositionalen Trajektors* bestehen im Prinzip keine Beschränkungen hinsichtlich der semantischen Füllung, da nach Heidegger nicht nur ‘Daseine’, sondern auch Dinge im weitesten (philosophischen) Sinne des Wortes ‘Eigentlichkeitsstatus’ gewinnen können. Entsprechend findet sich auch der Einsatz des (prädikatenlogischen) Allquantors (*alle* Wesung der Ereigneten (3), *jegliches* An- und Abwesen (5)) und der Einsatz unmarkierter Partizipialabstrakta, die auf eine unbestimmte Anzahl referieren (*Anwesendes*, *Abwesendes* (6)). Andererseits wird zumindest in den ausgewählten Beispielen bei all den ‘Entitäten’, die zum Eintritt in den ‘Ereignisraum’ durch die Besetzung der Stelle des *präpositionalen Trajektors* prädestiniert erscheinen, die ‘Geeignetheit’ für diesen Eintritt semantisch markiert, da neben der *Sprache* (2), die, wie ja ausführlich gezeigt wurde, von Heidegger in zahlreichen Texten als ‘Eigentlichkeitskatalysator’ und als ‘eigentlichkeitsgeeignet’ herausgestellt wird⁵⁹², vor allem dasjenige, was in irgendeiner Weise schon ‘west’, als ‘Wesendes’, ‘Wesung’ oder ‘Wesen’ (1), (3), (5), (6), (7) – was also ‘wesend’ und nicht bloß ‘seiend’ ist –, die ‘Lizenz’ für den Eintritt in den Ereignisraum schon mitbringt.

(iv) Auffallend ist, dass in allen von mir gefundenen und dementsprechend auch in den angegebenen Beispielen zu dieser normwidrigen Kasusverwendung von den neun deutschen Wechselpräpositionen nur Präpositionalphrasen mit der Präposition *in* von Heidegger benutzt werden. Entsprechend evoziert diese Selektion die (wohl) fast

⁵⁹¹ Das Interpretationsdetail, ob *Abwesen* in Satz (6) als ‘eigentliches oder ‘uneigentliches’ verstanden werden sollte, kann hier in diesem Zusammenhang übergangen werden.

⁵⁹² In den Beispielsätzen (2), (5), (6) und (7) wird *Sprache* oder *Sage* zudem explizit als bewirkendes Agens des ‘Eintrittsgeschehens’ benannt.

ausschließliche Aktivierung des kognitiven Konzepts des *in*-Suchbereichs. Dies verwundert aber wiederum gar nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Semantik der anderen Wechselpräpositionen keinen Einstieg *in* den ‘Ereignisraum’, sondern einen Einstieg in dessen *Peripherie* bedeuten würden (man vergleiche *vor*, *hinter*, *über*, *unter* etc.), was Heideggers Intention nicht entsprechen würde.

(v) Da die ungewöhnlichen Kasusverwendungen, wie schon erwähnt, besonders in den ‘esoterischen’ Texten Heideggers zur ‘Ereignisphilosophie’ eingesetzt werden, ist es auch nicht verwunderlich, dass sie im syntagmatischen Verbund mit verbalen Neubildungen oder mit Verben, deren Semantik durch Getrennschreibung dekonstruiert wurde, stehen. Dadurch kann sich ein Redundanzphänomen ergeben, wenn das entsprechende Verb mit dem Präfix *er-* oder *ent-* ausgestattet ist (2), (4), (7) (bei (6) ist diese Frage ein Interpretationsproblem). Die durch Dekonstruktion sich ergebenden Simplicia, die durchaus für sich gesehen Neuschöpfungen darstellen können, bestätigen noch zusätzlich, also in einer weiteren ‘Redundanzschleife’, die anderwärts terminologisch markierte Heideggersche Auswahl von möglichen ‘Eigentlichkeitshandlungen’ oder ‘-vollzügen’: *währen* (1), *freien* (3), (6), *eignen* (4), *zeigen* (5), *sagen* (5), *lassen* (7).

Aus den kommentierten Beispielen wird zudem ersichtlich, dass in den ‘esoterischen’ Textpassagen, in denen Heidegger das ‘Unsagbare’ des ‘Ereignisraums’ und des ‘Eintritts’ in diesen sagen möchte, die Häufung normwidrigen Sprachgebrauchs zur Konstruktion von Sätzen führt, die einem ‘Normalsterblichen’ kaum mehr verständlich erscheinen, die also einen extrem hermetischen Charakter annehmen. Andererseits lässt sich diese ‘Häufung’ auch so lesen, dass die hier zum Vorschein kommende ‘Redundanz’ als konzentrische Bündelung sprachlicher Strategien verstanden werden kann, die deshalb Redundanz aufweist, weil sie nur auf eine einzige Intention und auf das eine einzige ‘Ereignen’ bezogen sein *kann*. Von hier aus könnte man auch in differenzierterer Perspektivik sagen, dass die beschriebenen Sprachstrategien Heideggers sich als eine einzige Strategie in unterschiedlichen Ausführungen und Varianten auffassen lässt, die sich (konzentrisch) auf die ‘Aufgabe’ konzentrieren, das ‘unsagbare Ereignis’ und den Zugang zu ihm zu sagen.

4.3.3.4.2. Heideggers Verständnis des 'seynsgeschichtlichen Genitivs'

Der Genitiv, von lateinischen Grammatikern fälschlich als der 'zeugende Fall' verstanden (Erben 1980: 138), ist eigentlich der Fall der *Zugehörigkeit*, und zwar im aristotelischen Sinne der Zugehörigkeit zu einer Gattung (ebd.). Entsprechend spielt in der Klassifikation der Genitive die *Gattungszuordnung* die entscheidende Rolle. Dies wird in Erbens Auflistung der Genitive (ebd. 153) deutlich. Der *genitivus possessivus* ordnet in der Variante des *genitivus subiectivus* dem Merkmalsträger, der die Rolle des Besitzers, des Schöpfers oder Agens einnehmen kann, oder dem Merkmalserleider Merkmale zu, der in dieser subjektivischen Funktion im Genitiv genannt ist (*Vaters Hut, Vaters Reise, die Mauern Roms*), oder nennt im *genitivus obiectivus* das Objekt einer Handlung, die im *nomen actionis* oder *agentis* des Bezugsworts genannt ist (*der Entdecker/die Entdeckung Amerikas*). Gattung ist im ersten Falle das Subjekt, eingeordnet wird alles, was dieses Subjekt besitzen, machen etc. kann, Gattung ist im zweiten Fall die Handlung (*entdecken*), eingeordnet wird alles, was Objekt/Ziel einer solchen Handlung sein kann (*Amerika, Schatz* etc.). Der *genitivus qualitatis*, alternativ auch *genitivus definitivus* oder *genitivus explicativus* genannt (ebd.), nennt im Genitiv qualitative oder akzidentelle Merkmale, die das Bezugswort näher bestimmen oder erklären bzw. definieren (*Jahre der Not, ein Held der Arbeit, das Laster des Rauchens*). Der *genitivus rei* bzw. *genitivus materiae* gibt eine Teil-Ganzes-Beziehung an (*ein Viertel des Vermögens, eine Gruppe deutscher Ärzte*) wobei der Genitiv zumeist das Ganze nennt, das Bezugswort den Teil, so dass der alternative Terminus *genitivus partitivus* nicht die Funktion des Genitivs, sondern die des Bezugsworts nennt, obwohl Konstruktionen wie *die Sammlung wertvoller Instrumente*, wenn als *genitivus partitivus* und nicht als *genitivus qualitatis* oder *genitivus obiectivus* aufgefasst, auch die Möglichkeit der Nennung des Teils im Genitiv belegen würde. In den nach Erben (ebd.) erkennbaren drei Hauptrichtungen des Genitivs (*gen. possessivus, qualitatis* und *partitivus*) geht es also um logisch-kategoriale Einordnungen, die alle auf der Voraussetzung beruhen, dass die Welt aus eventuell teilbaren und mit Akzidenzien behafteten Objekten und handelnden und Handlungen erleidenden Subjekten besteht, die vorhanden und in hierarchischen Ordnungen klassifizierbar sind.

Für Heidegger ist dagegen *Zugehörigkeit als eigentliche* keine Sache der Klassifikation auf der Basis von Subjekt-Objekt-Kategorien, sondern eine der 'wechselseitig-kehrigen Ereignung'. Dementsprechend weist Heidegger mehrfach

explizit darauf hin, dass der Genitiv, der, wenn im Sinne der ‘wechselseitig-kehrigen Ereignung’ verwendet, zumeist als *genitivus obiectivus* oder *genitivus subiectivus* missverstanden werden könne. Demgegenüber möchte Heidegger, dass er als “seynsgeschichtlicher” (GdS 170, Bes 41, 322) oder “ureigener” (BzP 428) zu verstehen sei oder, wie es an anderer Stelle heißt, als “Genitiv der Differenz” (ID 55), der nicht die zwei Teile der Differenz nenne, sondern die Differenz als solche. Die ‘seynsgeschichtlichen’ Genitivkonstruktionen stützen damit die zuvor analysierte Strategie der synonymischen Tautologie, und zwar die mehrstellige, die sowohl in der Doppelpunktstrategie (die ja zugleich mit diesen ‘seynsgeschichtlichen’ Genitiven arbeitet) als auch in den thematisch mehrstelligen synonymisch tautologischen *ist*-Prädikationen verwendet wird. Sie heben allerdings nicht das Moment der Grenzüberschreitung in den ‘Ereignisraum’ hervor. Vielmehr ergänzen sie, und zwar in gleichgerichteter Funktionalität wie der Einsatz des Präfixes *be-* (in den Fällen, in denen es als ‘Eigentlichkeitspräfix’ verwendet wird) die Funktion des Präfixes *er-* (und zwar insbesondere des *er-* der Heideggerschen Modifikationgruppe (4)) und profilieren die Ausfaltung des ‘Ereignisraumes’ oder sozusagen das Geschehen in seinem ‘Inneren’ dadurch, dass nun die zusammengehörigen ‘Elemente’ des ‘wechselseitig kehrigen Erzitterns’ oder ‘Erschwingens’ genannt werden. Beispiele für den seynsgeschichtlichen Genitiv wurden schon angegeben, als die Doppelpunktstrategie analysiert wurde (wie etwa *das Wesen der Sprache : die Sprache des Wesens* etc.). Da es sich hier also auch um eine Redundanzstrategie handelt, beschränken wir uns demzufolge nur noch auf die Angabe einer Stelle, in der Heidegger sein Verständnis eines *seynsgeschichtlichen Genitivs* expliziert und zugleich damit eine Art Gebrauchsanweisung für dessen Interpretation gibt.⁵⁹³ In direkter Bezugnahme auf den Titel des Textabschnitts “*Das Da-sein »des« Menschen*” heißt es da:

“Auch hier ist der Genitiv seynsgeschichtlich zu denken. Das Da-sein ist »des« Menschen, seinem Wesen im Sinne einer vom Seyn zuvor und einzig bestimmten Wesenswandlung zu-geeignet; der Mensch in dieser Wesensweise in das Seyn, von diesem *ereignet*.” (Bes 322)

Auch der scheinbar widersprechende Fall einer ‘Eigentlichkeits’-Passage der *Beiträge zur Philosophie*, in der Heidegger überraschenderweise einen auf den ersten Blick

⁵⁹³ Weitere Stellen, in denen Heidegger auf die Interpretation des seynsgeschichtlichen Genitivs zu sprechen kommt bzw. genitivische Konstruktionen mit dem Hinweis versieht, dass es sich um seynsgeschichtliche Genitive handle: (u.a. Bes 41, 145, 210, 213; BzP 428; ID 55; GdS 170).

‘eigentlichen’ Genitiv als *genitivus obiectivus* klassifiziert, zeigt in der ausführenden Erläuterung, dass *de facto* der *genitivus obiectivus* sich in den ‘seynsgeschichtlichen Genitiv’ ‘auflöst’, da das ‘Ereignis der (Da)-Gründung’ zur ‘Gründung des Ereignisses’ wird:

“Ereignis *der* Dagründung will gemeint sein als *genitivus obiectivus*, das Da, Wesung der Wahrheit in seiner Gründung (das Ursprünglichere des Da-seins) wird er-eignet, und die Gründung selbst *lichtet das Sichverbergen*, das Ereignis.” (BzP 247)

4.3.4. Die Bildlosigkeit des Denkens

Wenn wir die sprachlichen Strategien Heideggers, insbesondere natürlich diejenigen, die zur ‘Erörterung des Ereignisraums’ dienen, Revue passieren lassen, so ist an ihnen das Entscheidende, dass sie eine Topologie entwerfen, die in grammatischer Konzeptualität *verborgen* ist und somit nicht zu *offener, anschaulicher Präsenz* gelangt. Sie ist demnach auf verborgener Ebene bildhaft, auf offener Ebene bildlos. Meiner Meinung nach bedient sich Heidegger der herausgestellten, der Grammatik der deutschen Sprache inhärenten kognitiven Räumlichkeitsschemata, um sie für sein Ereignisdenken nutzbar zu machen. Grammatisch-kognitive räumliche Basisschemata werden als *ontologische* Bildhaftigkeit interpretierbar, wodurch sich auch ihr Status ändert. Bringt man hier Weisgerber ins Spiel, so geht es Heidegger nicht darum, Inhaltlichkeit von Sprache, und dazu gehören auch in Sprache verborgene kognitiv-räumlich Basisschemata, in ihrer einzelsprachspezifischen Besonderheit zu registrieren und in möglichst umfassender Weise zu identifizieren, sondern darum, ausgewählte Inhaltsmomente besonders der deutschen Sprache für seine Intention des Sagens des Unsagbaren, zu nutzen. Hinsichtlich der ‘ontologischen Bildhaftigkeit’ sind es vor allem die morphologische und lexematische Semantik sowie die Kasussemantik, die in allerdings selegierender Form für diesen Zweck eingesetzt werden. Dabei beachtet Heidegger besonders stark diejenigen semantischen ‘Momente’, die mit Räumlichkeit zu tun haben bzw. sich in ihrer abstrakt-relativen (feldartigen) Koordination (wie es bei den Präfixen der Fall war) für das Schaffen auch neuartiger verborgener Räumlichkeitskonzepte eignen.

Dennoch bedarf die These der ‘ontologischen Bildhaftigkeit’ einer ausführlicheren Rechtfertigung, da sie auf den ersten Blick mit der öfters

ausgesprochenen Forderung Heideggers kollidiert, dass das Denken im Vergleich zum Dichten *bildlos* zu sein habe (u.a. Bes 23, ED 33). Diese Rechtfertigung sei im Folgenden gegeben.

Bildloses Denken heißt zunächst einmal bei Heidegger, dass etwas *im Sagen gezeigt* wird, wie Heidegger im gemeinsam mit Eugen Fink 1966/67 gegebenen Seminar zu Heraklit deutlich macht:

“Die Philosophie kann nur sprechen und sagen, sie kann nicht malen. [...] Es gibt einen alten chinesischen Spruch, der lautet: Einmal gezeigt ist besser als hundertmal gesagt. Dagegen ist die Philosophie genötigt, gerade durch das Sagen zu zeigen.” (Sem 32)

Konzentriert man sich bei diesem Zitat auf das Moment von Bildhaftigkeit/Bildlosigkeit, so scheint hier eine Art Spiralargumentation vorzuliegen, die vereinfacht so lautet: (1) Malen ist *bildhaft*, das Sagen und Sprechen der Philosophie nicht (= ist *bildlos*); (2) Implizit: Das Zeigen (als Orientierung in einer ‘Bildwelt’) ist einfacher und besser (= effektiver) als das Sagen; (3) Zwar kann die Philosophie (trotz des hypostasierten etwaigen Vorteils) nicht zum bildhaften Zeigen übergehen, sie ist zum Sagen verdammt, kann aber dennoch in diesem Sagen auf andere Weise zeigen. Da *Zeigen* und *Bildhaftigkeit* im von Heidegger geschaffenen Kontext stark konnotieren, wäre diese Stelle so interpretierbar, dass das ‘Sprachzeigen’ dann eben doch wieder das Moment von Bildhaftigkeit aufweist, aber eben in transformierter Form. Das hieße also, dass *Bildlosigkeit* auf einer verborgeneren Ebene durchaus bildhaft sein kann. Dies legt auch eine Passage aus den *Beiträgen zur Philosophie* nahe:

“Dem Denken bleibt nur das einfachste Sagen des schlichtesten Bildes in reinsten Verschweigung.” (BzP 72)

Bildhaftigkeit ist dementsprechend nicht von vornherein negativ (denk- und ‘philosophieungemäß’) konnotiert. Dieser Interpretation käme auch entgegen, dass für Heidegger nicht das ‘Bildhafte an sich’ etwas der ‘Eigentlichkeit’ Widerstrebendes ist, da ja auch Dichter über das Bildhafte ins Eigentliche gelangen können (vgl. VA 194ff.); allerdings setzt sich die verborgene Bildhaftigkeit des Denkens als ‘schlichte’, ‘reine’ Bildhaftigkeit von der des Dichtens ab, aber nicht nur von diesem (das, wie gesagt, *auch* ‘eigentlich’ sein kann), sondern insbesondere von allem, was Heidegger als *uneigentliche* Bildhaftigkeit versteht. Im Bereich des Denkens sondert Heidegger also einmal mehr

Eigentliches von Uneigentlichem, ‘eigentliche’ *qua* ‘schlichte und reine Bildhaftigkeit’ von ‘uneigentlicher Bildhaftigkeit’. Diese Sonderung wird unterschiedlich vollzogen. Zum einen weist Heidegger mehrfach darauf hin, dass *Bild* noch in der griechischen Philosophie nicht das einem Subjekt gegenüberstehende Vorstellungsobjekt gewesen sei, sondern das von sich her Aufgehende (φύσις), das sein Aussehen (εἶδος) darbietet (N I 454; ED 171). Erst im Laufe der Geschichte der Metaphysik werde Bild zum vorgestellten Objekt, zum Bild, was man sich von der Welt macht (Hw 83-87, N I 454f.), im Gegensatz zum Bild, als welches Welt erscheint, wenn es von sich her erscheint, wenn es ‘ereignet’ wird bzw. wenn seine Erscheinung im ‘eigentlichen Seinsverstehen des Da-seins’ zugelassen wird. In einer zweiten Linie, die an der Schwelle zum Ereignisdenken in Auseinandersetzung mit Kant entwickelt wurde, hatte Heidegger gerade *die* Stellen in Kants Schematismuskapitel hervorgehoben, die mit den Begriffen der Bildlichkeit und des Bildes operierten (KuM 110-113; Wm 45 [*Vom Wesen des Grundes*]). So markiert Heidegger Aussagen Kants, unter anderem diejenige, in der Kant selbst das transzendente Schema, welches aller empirischen Anschauung enthoben nur als transzendente Vermittlungsinstanz, als Bedingung der Möglichkeit der Vermittlung zwischen Anschauungsvermögen und Verstandesvermögen fungiert, als “das reine Bild aller Größen” (KuM 112 [KrV A 142, B 181]) bezeichnet, als entscheidende Schlüsselstellen. Wenn auch die Absicht zu diesem frühen Zeitpunkt (1929) des Heideggerschen Denkens noch anders gelagert war⁵⁹⁴, so zeigt sich hier doch, dass Heidegger den Aspekt der reinen Bildhaftigkeit nicht nur schon früh intensiv bedacht hatte, sondern ihn auch mit Denkschemata, die nicht direkt auf Anschauung bezogen sind, in Verbindung gebracht hatte. Dasjenige, was nach Kant als transzendentaler ‘Ursprung’ der Möglichkeit nicht nur der Verknüpfung von Anschauung und Verstand, sondern auch der Verknüpfung von Ideen (als auf synthetischen Urteilen a priori beruhenden Begriffen) diene, sucht Heidegger meiner Ansicht nach nicht in einem transzendentalen Niemandsland, sondern in den ‘Eingeweiden’ der Sprache, und zwar in grammatischen Konzeptualisierungen, die ja ihrerseits für die Verknüpfung von Anschauung und Verstand sowie für Begriffsverknüpfungen zuständig sind. Diesen ‘*linguistic turn*’ vollzieht Heidegger allerdings erst viel später. Dennoch hat sich in dieser Arbeit schon mehrfach gezeigt,

⁵⁹⁴ Nämlich zu zeigen, dass die Einsicht in die Funktion der Einbildungskraft als eigentlich einheitlichen Stammes von Anschauung und Verstand den Weg zu einem ontologisch angemessenen Seinsverständnis hätte bahnen können, den Kant sich nach Ansicht Heideggers selbst verwehrt hatte.

dass Heidegger die Tragweite vieler Philosopheme erst langsam für sich entdeckt und selten ‘Angedachtes’ unentwickelt zu den Akten gelegt hatte.

Wenn man nach dem Dargelegten nun der entwickelten These folgt, dass Heidegger durch Selektion und inhaltliche Transformation grammatischer Basiskonzepte mit lokalistischer ‘Erörterungs’funktion sich die Bildlosigkeit einer reinen Bildhaftigkeit zu erarbeiten suchte,⁵⁹⁵ dann ist natürlich die Frage von Interesse, wie Heidegger selbst die Erfolgsaussichten dieses bildhaft-bildlosen Sagens beurteilt hat, und dies um so mehr, als gelegentlich die verständliche Ansicht geäußert wird, dass Heideggers Sprache nach der ‘Kehre’ eine reichere ‘Metaphorik’ entwickelt habe (Pöggeler 1992: 140) und ‘anschaulicher’⁵⁹⁶ geworden sei. Verständlich ist diese Ansicht schon allein dadurch, dass eine nicht unerhebliche Anzahl der späten Termini dem ‘Sinnbezirk’ der Berg-, Wald- und Feldwelt entstammen. Heidegger selbst schreibt dazu im Jahr 1941 folgendes:

“Das Sagen des Denkens ist im Unterschied zum Wort der Dichtung bildlos. Und wo ein Bild zu sein scheint, ist es weder das Gedichtete einer Dichtung noch das Anschauliche eines »Sinnes«, sondern nur der Notanker der gewagten, aber nicht geglückten Bildlosigkeit.” (ED 33)

Heidegger scheint hier sagen zu wollen, dass der Rückgriff auf Wörter, die der Sprachnorm zufolge auf etwas referieren, das in sinnlicher Anschauung wahrnehmbar ist, sozusagen immer der Gefahr ausgesetzt bleibt, dass die Intention des Gebrauchs dieser Wörter nicht verstanden wird. An einer anderen Stelle, die ebenfalls aus dem Jahr 1941 datiert, heißt es:

“Wenn wir nicht mehr der Zeichen bedürfen und kein Bezeichnetes mehr zu erhaschen trachten als wirkenden Halt, dann treten wir in den Beginn der Bereitschaft zum Anfang.

⁵⁹⁵ In der Forschungsliteratur zu Heidegger wird das Problem der Bildlosigkeit meiner Ansicht nach nicht gelöst. Oft wird es übergangen oder nur benannt, Kuhrasch-Paslick ist da schon konsequenter, indem sie es letztendlich für nicht lösbar erklärt (Kuhrasch-Paslick 1997: 173). Einen substanziellen Erklärungsversuch legt von Herrmann (1999: 302-314) vor, der ausgehend von einer Textstelle der *Beiträge zur Philosophie*, in der Heidegger der Bildhaftigkeit des Dichtens den “*Gang des Fragens*” (BzP 19) entgeggestellt, darauf schließt, dass der Denkweg als Methode und seine mit keinem direkten Referenzobjekt verbindbare Aufdeckung eines Strukturgefüges das bildlos-bildhafte Moment des Heideggerschen Denkens sei (vgl. ebd. 310ff.). Diese Interpretation deckt sich nicht mit unserer, ist aber interpretatorisch durchaus auch einleuchtend. Da sie unserer Interpretation nicht widerspricht, sondern ein anderes mögliches ‘Denotat’ der bildlosen Bildhaftigkeit präsentiert, kann sie als mögliche und plausible Ergänzung angesehen werden.

⁵⁹⁶ Allemann schreibt, dass Heideggers Sprache, “die sich in Sein und Zeit noch durch einen extremen Mangel an Bildhaftigkeit auszeichnet, nun wieder »anschaulicher« wird, wobei es freilich mißlich bleibt, von »Bildern« und »Bildhaftigkeit« sprechen zu müssen.” (Allemann 1954: 113). Derrida (1987) weist zwar, auch in Auseinandersetzung mit Ricœur, in einer sehr eigenwilligen und subtilen Diskussion der Rolle der Metapher bei Heidegger darauf hin, dass Heidegger die Strategie verfolge, eine Deutung seiner Metaphern *als* Metapher radikal zu ‘sabotieren’. Dies führt bei Derrida aber zu der Konsequenz, dass dieser Entzugsversuch letztlich nicht verhindern kann, in die unendliche Fortsetzung einer permanenten ‘Gewebeveränderung’ und Metastasik von Metaphorik eingegossen zu werden (vgl. bes. ebd. 344).

Aber immer noch brauchen dann die Vielen mancherlei »Bilder«. Nur selten schöpfen Einzelne einmal aus dem bildlosen Wort das Seyn.

Und zuweilen kann sich dieses Wort unter die Bilder verlieren. Dort weilt es dann mit in der gleichen Gegenwart und ist wie ein Stern, der uns zugewendet, doch sich für eine unendliche Spanne in das Dunkel des Anfänglichen verwendet.” (ÜA 92)

Heidegger scheint also das Problem der Bildlosigkeit eher an *Wörter* und ihr *Verständnis* zu knüpfen, wobei der ‘Notanker’ der Bildhaftigkeit damit in Verbindung gebracht wird, dass den ‘Vielen’, die wir schon als ‘die Bündischen’ kennen gelernt haben, aufgrund ihres unzureichenden Grades an Initiationswissen der bildhafte Halt eine notwendige Stütze bleibt. Insofern bleibt es fraglich, in welchem Umfang sich Heidegger der Reichweite seiner spezifisch grammatischen Strategien bewusst war. Andererseits zeigen unsere Untersuchungen sehr deutlich, dass Heidegger nicht nur immer wieder die Wichtigkeit einer transformierten ‘Grammatik’ betont, sondern grammatische Strategien als solche auch markiert oder kommentiert. Man könnte daraus schließen, dass er, wie es ja auch gerade in griechischer Philosophie üblich war, seine eigenen Strategien nicht vollständig aufdecken wollte, sondern einen Rest ‘geheimen’ Insiderwissens zurückhalten wollte, zumal er ja mit der seinsbedingten unausräumbaren Gefahr rechnete, dass alles und jedes dem Phänomen der Zweideutigkeit anheimfallen muss. Andererseits sollte die Bedeutung der hier in dieser Arbeit vollzogenen verbildlichenden Veranschaulichung von in grammatischen Phänomenen beinhalteten Räumlichkeitskonzepten auch nicht überbewertet werden. Die bildhafte Veranschaulichung oder ‘Auslegung’ dieser verborgenen Bildhaftigkeit bedeutet ja nicht, dass damit die *Bildlosigkeit* von *Bildhaftigkeit* ‘übertrumpft’ wird. Auch wenn in Sprache oder ihren grammatischen Besonderheiten verborgene Bildhaftigkeit nicht als solche, d.h. auf bewusster (‘ontischer’) Ebene wahrgenommen werde sollte, bedeutet ihre Erkenntnis Heidegger zufolge keineswegs, dass dadurch auch schon ‘eigentliches’ oder ‘ereignetes’ Sein oder Dasein erreicht wäre, vielmehr führt diese Einsicht allein und für sich genommen keinen Schritt weiter. Wichtig für Heidegger wäre vielmehr, dass jedes einzelne Dasein den ‘Einsprung ins Ereignis’ selbst vollzieht, so dass also auch die Auslegung der verborgenen grammatischen Bildhaftigkeit nicht mehr als nur ein Wegweiser in eine letztlich auf bildliche Repräsentation nicht mehr angewiesene einfache ‘Ereignung’ wäre.

4.3.5. Der Ausstieg aus dem ‘Gestell’ – Verblendung oder Heilslehre?

Schon zum Abschluss von Kapitel 4.2. wurde die Frage diskutiert, wie Heideggers Ausstieg aus dem ‘Gestell’ zu beurteilen sei. Im Rekurs auf Habermas und Adorno ergab sich, dass die harten Punkte der Kritik Heidegger einerseits die Verweigerung eines rationalen Diskurses vorwerfen, andererseits, in logischer Folge, den nicht nur negativ markierten Ausstieg aus dem ‘Gestell’ als Täuschung bzw. Aufruf zur ‘totalen’ Folgeleistung entlarven wollen. Täuschung wäre Heideggers Versuch des Ausstiegs deswegen, weil die ‘Ereigniswelt’ sich in solipsistischer Selbstreferenz begründet und die *ratio* ihre Funktion als Kontrollinstanz nicht mehr erfüllen kann. Tritt diese Täuschung mit dem Anspruch auf, auch für andere gültig zu sein, dann verlangt sie eine irrationale, blinde Nachfolge und ist deswegen totalitär. Dies ist die Grundaussage einer heute kaum mehr überschaubaren Flut an heideggerkritischer Literatur. Am anderen Ende des Spektrums der Heideggerinterpretation findet man so etwas wie Faszination an Heideggers Ausstiegsversuch, die einerseits durch die Originalität von Heideggers Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition motiviert sein kann, andererseits mit einem mehr empfundenen als reflektierten Staunen über die radikale Sprachverwandlung Heideggers verbunden ist. So spricht etwa Ortega y Gasset vom “Genuß” (Ortega y Gasset 1952: 900), den ihm Heideggers Wortumdeutungen bereiten, während Schweppenhäuser Heideggers Vergötzung der tautologischen Äquivokationen als fetischistische “Abdankung der Vernunft” (Schweppenhäuser 1988: 91) geißelt, und auch der möglichst auf neutraler Ebene bleiben wollende Grotz es für legitim hält, “Heideggers Sprache [...] als *das* Symptom [...] für die politischen >Fehlkonstruktionen< seines Seinsdenkens begreifbar” (Grotz 2000: 87) zu machen.

Die Analysen dieses Kapitels geben meiner Ansicht nach keinen Anlass zu einer grundlegenden Revision der am Ende des vorigen Kapitels vorgelegten Stellungnahme. Vielmehr geben sie beiden Lagern Daten zur Stützung und Verstärkung ihrer jeweiligen Argumente in die Hand. Zum einen verschaffen die Untersuchungen einen Einblick in die Komplexität und Extension derjenigen von Heidegger verwendeten sprachlichen Strategien, die zu einer *Destruktion* der Sprachnorm führen. Obwohl wir in der Erörterung dieser Strategien Heideggers die Gesichtspunkte der Destruktion und Konstruktion aus methodischen Gründen mit der Absicht getrennt haben, Heideggers doppelte Intention klarer zu profilieren, wird im Laufe der Untersuchung immer wieder

darauf verwiesen, dass beide Intentionen in allen Strategien *de facto* immer zusammenwirken und nicht wie unter dem Seziersmesser sauber zu trennen sind. Damit wird auch das Ausmaß der destruierenden Wirkung viel deutlicher zu Tage befördert, so dass diejenigen, die Heidegger eine Diskursverweigerung als Folge der Usurpation der Sprachnorm vorwerfen, mit weiterem Belegmaterial beliefert werden. Andererseits zeigt sich, dass Heideggers Idiolekt der Eigentlichkeit weit systematischer und ‘kunstvoller’ ausgearbeitet ist, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Schon Schweppenhäuser hatte in kritischer Absicht die nicht unzutreffende Bemerkung vorgebracht, dass Heideggers Idiolekt den Charakter einer “Fremdsprache” (Schweppenhäuser 1988: 89) annimmt. Tatsächlich trägt er Züge einer Fremdsprache, die eigene Bedeutungen, eigene Wortfelder, eigene syntaktische Regelmäßigkeiten oder wie natürliche Sprachen redundante Markierungen bestimmter ‘Inhalte’ kreiert, einer Sprache also, die man langsam erlernt und in der man sich auszukennen lernt. Aus heideggerfreundlicher Perspektive könnte man diesem Kunstwerk allerdings vorwerfen, dass die Fülle der Strategien und ihre filigrane Ausdifferenzierung immer wieder in wenige einfache Grundaussagen mündet, was Heidegger zufolge natürlich in der Natur der Sache begründet liegt, die in das Selbe oder die ‘Einfalt des Ereignisses’ verweist. Wollte man Heidegger vorwerfen, dass er keine ‘substanziellere’ ‘Phänomenologie des Ereignisses’ und somit auch keine ‘Dogmatik des heilen Lebens’ vorlegen wollte, so wäre zu antworten, dass eine solche für Heidegger eben ein Ding der Unmöglichkeit ist, da sie fälschlicherweise vorgeben würde, das Phänomen der Zeitlichkeit und Geworfenheit einer jeden Entscheidung durch die althergebrachte Dominanz überzeitlicher religiöser Wegweisungen aufheben zu können. Seine unverzichtbare Begründung findet der Ausstiegsversuch Heideggers also immer noch und immer wieder in der Kritik an der Befangenheit unseres Denkens und Handelns in den Parametern der ‘gestellhaften’ Zurichtung von Welt. Auf ein Neues fühlt man sich deshalb, wenn man der radikalen Kritik an der Instrumentalisierung der Welt, komme sie von Adorno, von Heidegger oder anderswoher, etwas abzugewinnen vermag, verwiesen auf das grundlegende ‘Schisma’, ob dieser ‘gestellhaften’ oder ‘instrumentalisierten’ Welt durch ‘internen’, negativ-dialektisch leidenden Widerstand oder ‘extern’, durch die Suche nach einer eigentlicheren Welt, zu begegnen ist.⁵⁹⁷ Die

⁵⁹⁷ Abseits dieser radikalen Positionen gibt es natürlich die weniger radikalen Positionen, die z. B. wie bei Habermas oder Apel im Vertrauen auf die Kraft des Diskurses eine rationale Reform der ‘gestellhaften’ Züge unserer (Lebens-)Welt für möglich halten.

Antwort auf dieses Schisma, so ist zu vermuten, wird die Philosophie noch lange beschäftigen.

4.4. Vertritt Heidegger die These vom ‘Weltbild der Sprache’ im Sinne Weisgerbers?

Nach den Darlegungen der Kapitel 4.1. bis 4.3. muss diese Frage einerseits negativ beantwortet werden, und zwar insbesondere aufgrund der Tatsache, dass Heidegger in seiner Philosophie nach der ‘Kehre’ den Entwurf der ‘eigentlichen Sprache des Seins’ bzw. ‘Sprache des Ereignisses’ über eine zumindest teilweise betriebene Destruktion der Norm der *muttersprachlichen langue* entwickelt, bei der, wie wir sahen, unterschiedlichste Strategien zusammenarbeiten und zu einer weit systematischeren Aushebelung dieser Norm führen, als es auf den ersten Blick erscheint. Die frequent geäußerte These, dass Heidegger als ‘Weltbildphilosoph’ zu verstehen sei, entbehrt andererseits auch nicht jeglicher Motivation, da der Exodus in die ‘eigentliche’ Sprache seinen Ausgang von der Muttersprache nehmen muss. Diese Zwiespältigkeit in der Einschätzung Heideggers bildet den oft undurchschauten Background für die aus unterschiedlichsten Theoriehorizonten stammenden Antworten auf die hier im Titel genannte Frage. Da diese Antworten in vielen Fällen auch auf einer Einschätzung von Heideggers Rezeption Weisgerber nahestehender Sprachphilosophen, und zwar insbesondere Humboldts und Cassirers, beruhen, sollen zunächst (4.4.1.) die wesentlichen Stellungnahmen Heideggers zu Humboldt und Cassirer geklärt werden, die für die im Titel genannte Frage relevant sind. In einem zweiten Abschnitt (4.4.2.) geht es dann um die Dokumentation derjenigen Positionen, die eine Gleichsinnigkeit zwischen Heideggers Position und Weisgerbers oder Humboldts These von der Sprache als Weltansicht vertreten. Es wird sich herausstellen (4.4.3.), dass all den Vertretern dieser These Heideggers Ausstieg aus Sprache zum Stein des Anstoßes wird. Für diese fast durchgehend feststellbare Mischung der Ja-Aber-Stellungnahme ist zudem in der Regel kennzeichnend, dass der Grund für diese Zwiespältigkeit nicht voll durchschaut wird. Im abschließenden Abschnitt (4.4.4.) wird noch kurz auf einen kuriosen Fall verwiesen, nämlich die Sprachphilosophie Johannes Lohmanns, der einerseits als ‘Heidegger der Sprachwissenschaft’ galt, andererseits enge Bezüge zur Sprachinhaltsforschung aufweist. Dieser Fall ist deswegen interessant, weil er geradezu

symptomatisch für jegliche Postulierungen einer Weisgerber-Heidegger-Nähe steht, die aufgrund der fehlenden direkten Auseinandersetzung zwischen Heidegger und Weisgerber immer über den Rekurs auf andere Positionen zu Stande kamen.

4.4.1. Heidegger und die Weltbildthese

Zunächst sei in Ergänzung der Kapitel 4.1 bis 4.3. gezeigt, dass Heideggers Stellungnahme zu den sprachphilosophischen Hauptgaranten von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung, zu Humboldt (und Herder) und Cassirer keinesfalls Indizien dafür liefern, dass Heidegger insgeheim der Weltbildthese doch mehr Gewicht eingeräumt hätte, als es die zuvor erzielten Ergebnisse nahelegen. Wir beginnen (i) mit einer kurzen Erörterung der wesentlichen Gesichtspunkte von Heideggers Humboldt- und Herderrezeption, kommen dann (ii) auf die entscheidenden sprachtheoretischen Differenzen zu Cassirer zu sprechen und fassen am Ende (iii) die Ergebnisse dieser Untersuchungen zusammen.

(i) Wie schon in Kapitel 4.1. zur Sprache kam, hatte Heidegger sich schon in der fundamentalontologischen Phase von *Sein und Zeit* mit Humboldt auseinandergesetzt, was sich insbesondere in der Diskussion der Humboldtschen These zur Rolle der Personalpronomina und ihrer sprachgeschichtlichen Entstehung aus Ortsadverbien niederschlug. In dieser frühen Phase wendet Heidegger gegen Humboldt ein, dass eben diese Pronomina bzw. die mit ihnen intrinsisch verbundenen Ortsadverbien eigentlich ‘Daseinsadverbien’ seien, d.h. fundamentalontologisch aus der Analyse des Daseins verstanden werden müssten (PGZ 344, SuZ 166). Der spätere ‘seinsgeschichtliche’ Blick auf Humboldt rückt diesen zunächst einmal in die gleiche Kategorie wie Herder. Beide sehen Heidegger zufolge Sprache einerseits als das entscheidende und auszeichnende (*anthropologische*) Merkmal des Menschseins, und beide versuchen das Ursprungsproblem von Sprache, dessen Aporie – da Mensch und Sprache ‘gleichursprünglich’ entstehen – sie klar sehen, im Rekurs auf einen entwicklungsgeschichtlichen Theorierahmen zu überwinden, d.h. beide verlagern ihren Forschungsschwerpunkt auf die Verzahnung von Menschheits- und Sprachentwicklung (vgl. Her 35f., 56, 213). Beiden wird, aber auf je unterschiedliche Weise, vorgeworfen, dass sie befangen sind in der Tradition Descartes’ und Leibniz’, indem sie das Ich als vorstellendes Subjekt unhinterfragt voraussetzen, wobei das Neue an ihren Sprachtheorien ist, dass die aktive Tätigkeit des Vorstellens sprachgeleitet ist. In Bezug

auf Herder zeigt sich dies an seiner Konzeption der wesentlichen Momente der ‘Besonnenheit’ und Merkmalsabhebung:

“Was ist nun diese Besonnenheit, die Herder als Wesensmerkmal des Menschen ansetzt? Sie ist ein Vermögen des Menschen, und zwar das der Besinnung, die als Grundkraft alle Kräfte des Menschen durchherrscht. [...] Darin liegt, daß der Mensch Eins gegen das Andere *unterscheidet*. Das unterscheidende Vorstellen setzt das Eine gegen das Andere, was in der Aufhellung, die das Wesen der Helle beim Menschen ausmacht und die ihm mehrere Seiten zeigt, möglich ist. Und dadurch wird das Eine gegen das Andere *merkbar*. Dies Merkbare kann nun genommen werden als *Zeichen*, als *Merkmal*. Besinnung ist also das Vermögen, Merkmale zu bilden, merkmalsmäßig vorzustellen. [...] Hier wird Herders Rückgang auf die Leibnizsche Philosophie deutlich. [...] Vernunft ist für Herder abhebendes Unterscheiden. Dies ist der Schritt, den Leibniz bewußt gegen Descartes [...] vollzogen hat.” (Her 174f.)

Die wechselseitige Entwicklung von Sprache durch Vernunft und Vernunft durch Sprache wird sodann als *historische* Entwicklung von Menschheit und Sprache zu erfassen versucht, wobei das Vermögen zu Sprache, d.h. die menschliche Sprachfähigkeit als *langage*, sich in die multiplen Entwicklungsstränge verschiedener *langues* verzweigt. Die “vier treibenden Gesetze der Sprachentfaltung” (Her 213) bei Herder sind nach Heidegger folgende:

“1. Der Mensch als freistehendes, d.h. freidenkendes Wesen bleibt nicht stehen, sondern schreitet fort. Im Gebrauch der Vernunft entwickelt sich auch Sprache.

2. Der Mensch ist ein Geschöpf der Herde. Das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein erweist sich als Antrieb der Sprachentfaltung.

3. Die Menschenherde kann nicht *eine* bleiben (warum, sagt Herder nicht). Es kommt zur Bildung der verschiedenen Nationen und damit zu der Mannigfaltigkeit der Nationalsprachen.

4. Diese verschiedenen Sprachen schreiten in sich stufenweise fort und gelangen zu einem immer höheren Grade der Bildung.” (Her 213f.)⁵⁹⁸

Auch Humboldts Sprachauffassung gründet Heidegger zufolge auf der typisch ‘metaphysischen’ Kombination von anthropologischem und historischem Ansatz. Humboldts Zwischenwelt-Passage, nach welcher Sprache die wahre Welt ist, die der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Kraft seiner Arbeit setzen muss, kommentiert Heidegger wie folgt:

⁵⁹⁸ Die Textfassung beruht auf Seminarprotokollen, in diesem Fall auf dem Protokoll von Paul Wettach.

“Die Arbeit des Geistes ist gemäß der Lehre des neuzeitlichen Idealismus das Setzen. Weil der Geist als Subjekt begriffen und so im Subjekt-Objekt-Schema vorgestellt wird, muß das Setzen (Thesis) die Synthesis zwischen dem Subjekt und seinen Objekten sein. Das so Gesetzte gibt eine Ansicht vom Ganzen der Gegenstände. Was die Kraft des Subjektes erarbeitet, durch die Arbeit zwischen sich und die Gegenstände setzt, nennt Humboldt eine »Welt«. In solcher »Weltansicht« bringt sich das Menschentum zu seinem Ausdruck.

Weshalb faßt nun aber Humboldt die Sprache als Welt und Weltansicht in den Blick? Weil *sein* Weg zur Sprache nicht so sehr von der Sprache als der Sprache her bestimmt wird, sondern von dem Bestreben, das Ganze der geschichtlich-geistigen Entwicklung des Menschen in seiner Totalität, zugleich aber in seiner jeweiligen Individualität, historisch darzustellen.” (UzS 248f.)

Das anthropologische Moment des subjektiven Vorstellungs- und Sprachvermögens wird zwar von Humboldt durch Rekurs auf den dynamischeren *Energiea*-Begriff anders gefasst als bei Herder, entgeht Heidegger zufolge dadurch aber nicht der metaphysikgeschichtlichen Umdeutung des *Energiea*-begriffs, demzufolge *energeia* als Wirkτικότητα des Subjekts und Erwirktes im Objekt verstanden wird. Dies zeige sich darin,

“daß Humboldt das Wesen der Sprache als *Energiea* bestimmt, diese jedoch ganz ungriechisch im Sinne von Leibnizens Monadologie als die Tätigkeit des Subjektes versteht. Humboldts Weg zur Sprache nimmt die Richtung auf den Menschen, führt durch die Sprache hindurch auf anderes: das Ergründen und Darstellen der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechtes.” (UzS 249)

Der Hinweis auf Leibniz’ Monadologie ist dabei gar nicht einmal das allein Entscheidende, da nach Heidegger die Umdeutung des *Energiea*-Begriffs ein Geschehen ist, welches schon in der klassischen griechischen Philosophie bei Aristoteles ansetzt und über die lateinische Übersetzung von ἐνέργεια als *actus/actualitas* in das Verständnis von Wirklichkeit als *Wirksamkeit (causa efficiens)* und *Erwirktes* (Effekt, Resultat) *qua Gegenständlichkeit* (als erwirkte Wirklichkeit) mündet. Auch die Vorstellung von *Wechselwirkung* beruht auf der Trennung von Subjekt und Objekt und der Ansetzung von zwischen diesen Instanzen wirkenden Kräften:

“Die beiden Bedeutungen von Wirklichkeit und Wirklichem, auf das Subjekt Einwirkendes oder auf anderes sich Auswirkendes, setzen die erste Bedeutung, welche die ontologisch primäre ist, voraus, d.h. Wirklichkeit verstanden mit Rücksicht auf Verwirklichung und Gewirktheit. Das Einwirkende auf das Subjekt muß selbst schon wirklich sein im ersten Sinne des Wortes, und Wirkungszusammenhänge sind nur möglich, wenn das Wirkliche vorhanden ist.” (GdP 147)

An zahlreichen Stellen seines Werks erläutert Heidegger je andere Nahtstellen der Umdeutung des *Energeia*-Begriffs (u.a. Bes 187, 195; VA 43ff.; Hw 68f., 342ff.; BzP 281; Wm 354ff.), wobei der Umdeutungsprozess oft auch in synoptischer Kurzfassung präsentiert wird, wie etwa in folgender Passage:

“Indessen kommt bald eine Epoche des Seins, in der die *ἐνέργεια* durch *actualitas* übersetzt wird. Das Griechische wird verschüttet und erscheint bis in unsere Tage nur noch in der römischen Prägung. Die *actualitas* wird zur Wirklichkeit. Die Wirklichkeit wird zur Objektivität.” (Hw 342)⁵⁹⁹

Verschüttet wird nach Heidegger die ursprüngliche Abkunft der *ἐνέργεια* aus der “unentfalteten φύσις” (BzP 281), nämlich als “Anwesenung im »Werk« und als Werk, d.h. Anwesenung im Her-gestellten und solcher Art Ständigen und Beständigen” (Bes 187), d.h. als von sich aus aufgehendes Erscheinen des ‘Seins’, welches sich als Unerwirktes, d.h. Gelassenes (im Werk) zeige.⁶⁰⁰

Erst auf dem Boden der Interpretation des *Energeia*-Begriffs als vorgestellte und erwirkte Wirklichkeit kann nach Heidegger so etwas wie ein Weltbild als Bild von der Welt entstehen, was nach Heidegger also ein typisches Merkmal der Metaphysik der Neuzeit ist:

“Die Redewendungen »Weltbild der Neuzeit« und »neuzeitliches Weltbild« sagen zweimal dasselbe und unterstellen etwas, was es nie zuvor geben konnte, nämlich ein mittelalterliches und ein antikes Weltbild. Das Weltbild wird nicht von einem vormals mittelalterlichen zu einem neuzeitlichen, sondern dies, daß überhaupt die Welt zum Bild wird, zeichnet das Wesen der Neuzeit aus. [...] das Neue dieses Vorgangs liegt keinesfalls darin, daß jetzt die Stellung des Menschen inmitten des Seienden lediglich eine andere ist gegenüber dem mittelalterlichen und antiken Menschen. Entscheidend ist, daß der Mensch diese Stellung eigens als die von ihm ausgemachte selbst bezieht, sie willentlich als die von ihm bezogene innehält und als den Boden einer möglichen Entfaltung der Menschheit sichert. Jetzt erst gibt es so etwas wie eine Stellung des Menschen. Der Mensch stellt die Weise, wie er sich zum Seienden als dem Gegenständlichen zu stellen hat, auf sich selbst. Jene Art des Menschseins beginnt, die den Bereich der menschlichen Vermögen als den Maß- und Vollzugsraum für die Bewältigung des Seienden im Ganzen besetzt.” (Hw 83f.)

⁵⁹⁹ Andere, etwas ‘vollständigere’ Synopsen fügen Leibniz’ *vis primitiva activa* (GdS 26f.) ein, oder die Momente von *Wille* und *Vernunft* (GdS 26f.), oder die Mündung in das neuzeitliche *Erleben* von Wirklichkeit (Hw 69).

⁶⁰⁰ Zu Heideggers Auffassung bzgl. der ‘authentischen’ Bedeutung von *ἐνέργεια* vgl. u.a. (Wm 354-358; N II 368f.; BzP 281; Bes 187).

Deutlich wird also, dass Heideggers Kritik der Interpretations- und Übersetzungsgeschichte des *Energieia*-Begriffs sich sowohl gegen Humboldts Dialektik von *ergon* und *energeia* als Dialektik von *Sprache* und *Sprechen* als auch gegen Weisgerbers Konzept einer *Bewältigung des Seienden* durch Aufdeckung der wechselwirkenden Kräfte von *sprachgemeinschaftlicher Sprachverwendung* und *Muttersprachwirkung auf den Einzelnen* richtet.

Was Heidegger an Herder und Humboldt schätzt, sind also nicht deren theoretische Konzeptionen als solche, sondern vielmehr die 'tiefdunklen Ahnungen' eines eigentlicheren Geschehens, die im Rahmen der von ihnen befolgten metaphysischen Paradigmen allerdings keine Entwicklungsmöglichkeiten hatten. Während bezüglich Herder hier insbesondere die ungewöhnliche Rolle des *Horchens auf Sprache* (Her 117) herausgestrichen wird, ist es bei Humboldt ein weit grundlegenderer Zug von Sprache, nämlich die Eröffnung des Horizontes für dasjenige Verfahren, das Heidegger selbst als einzig wesentliches und 'eigentliches' verfolgte, die *Umwandlung der gewöhnlichen Sprache* in eine *andere*, 'ursprünglichere' und 'eigentliche'. Die zwei Humboldt-Zitate, die Heidegger emphatisch am Ende von *Unterwegs zur Sprache* aufführt, seien hier vollständig mit Heideggers typographischen Hervorhebungen wiedergegeben:

«Wilhelm von Humboldt, dessen tiefdunkle Blicke in das Wesen der Sprache zu bewundern wir nicht ablassen dürfen, sagt:

»Die *Anwendung* schon vorhandener Lautform auf die inneren Zwecke der Sprache ... läßt sich in mittleren Perioden der *Sprachbildung* als möglich denken. Ein Volk könnte, durch innere Erleuchtung und Begünstigung äußerer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andere Form ertheilen, daß sie dadurch zu einer ganz anderen und neuen würde.« (§ 10, S.84).

An anderer Stelle (§ 11, S. 100) heißt es:

»Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwicklung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besaß. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der *Litteratur* eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der *Dichtung* und *Philosophie*.«» (UzS 268)

Im Seminar von Le Thor 1969 hat Heidegger den in *Unterwegs zur Sprache* fehlenden Kommentar zur Bedeutung dieser zwei Zitate nachgeliefert:

“Dieser Text⁶⁰¹ zeigt die Möglichkeit an, daß die metaphysische Sprache ohne Änderung der Ausdrücke eine nichtmetaphysische Sprache werden kann.” (Sem 88)

Zudem heißt es im Seminarbericht, dass Heidegger es eigentlich erst durch Hölderlin verstanden habe⁶⁰², wie nutzlos es sei, neue Worte zu prägen und wie notwendig, zur “Einfachheit der Sprache” (Sem 89) zurückzukehren. Die Verbindung von Hölderlin zu Humboldt ergibt sich dadurch, dass Humboldts Rede von der ‘mittleren Periode der Sprachbildung’ sich, wie Grotz (2000: 168) richtig angegeben hat, auf Phasen der Sprachentwicklung bezieht, in denen es keine Neubildungen von Lautformen mehr gibt, sondern Sprachentwicklung primär über die Ausschöpfung von Wortbildungsmustern vonstatten geht. Aus diesen Zusammenhängen heraus wird also deutlich, dass der positive Rekurs Heideggers auf Humboldt ausschließlich in Bezug auf die Erarbeitung (bzw. Art und Weise dieser Erarbeitung) der *eigentlichen langue*, der ‘Sprache des Seins’ bzw. ‘Sprache des Ereignisses’ erfolgt. Humboldt und Hölderlin fungieren also als die zwei ‘Zeugen’, die es als möglich ansehen, eine ganz andere Sprache zu ‘schaffen’, *ohne dabei* die herrschende Sprache über Bord zu werfen. Die Änderung der Sprache, die also auf offener Sprachebene eher unscheinbar ist (oder sein kann), auf verborgener Ebene aber systemverändernd ist, ist sowohl bei Heidegger als auch bei Humboldt (und Hölderlin) terminologisch als ‘Gewalt-tätigkeit’⁶⁰³ begriffen, so dass die schon zuvor vermutete Naheführung der *Gewalt*-Begriffe bei Humboldt und Heidegger zusätzliche Legitimation erfährt. Zwar ist sprachliche ‘Gewalt-tätigkeit’ nach Heidegger als ‘Ausfahrt ins Unheimliche’ nie auf ein rein subjektives Vermögen gegründet und möchte sich jenseits der Dialektik von sprachlicher Gewalt und Macht bei Humboldt

⁶⁰¹ Eigentlich müsste es heißen: *diese zwei Textstellen*, da Heidegger sich auf die *beiden* angegebenen Zitate bezieht (vgl. Sem 87f.).

⁶⁰² Richtig erkannt wird die Rolle Humboldts in der Sekundärliteratur von Grotz (2000: 168ff.) und von Kettering (1987: 24), wobei von beiden die flankierende Rolle Hölderlins in dieser Frage nicht zusätzlich thematisiert wird.

⁶⁰³ Schon in der Phase von *Sein und Zeit* ist ‘Gewalt’ oder ‘Gewaltsamkeit’ für Heidegger das Kennzeichen von *sprachlicher Auslegung*, die sich nicht an der (Macht der) Norm ausrichtet, sondern an Sprache als ‘eigentlicher’ (“Die existenziale Analyse hat daher für die Ansprüche bzw. die Genügsamkeit und beruhigte Selbstverständlichkeit der alltäglichen Auslegung ständig den Charakter einer *Gewaltsamkeit*. Dieser Charakter zeichnet zwar die Ontologie des Daseins besonders aus, er eignet aber jeder Interpretation, weil das in ihr sich ausbildende Verstehen die Struktur des Entwerfens hat.” (SuZ 311)). In späteren Schriften wird *Gewaltsamkeit* dann systematisch mit dem hermeneutischen Akt der ungewohnten Textinterpretation und der ungewohnten Übersetzung (als Auslegungsakt) verbunden. Hermeneutik ist aber für Heidegger nicht nur Textinterpretation, sondern eben auch Hermeneutik der *langues* (als ‘Auslegung’ oder ‘Herauslegen’ der ‘Sprache des Seins oder Ereignisses’). Diese beiden Aspekte verbinden sich nicht nur in Bezug auf den Gesichtspunkt der *Übersetzung*, sondern eben auch auf die Hermeneutik der eigenen muttersprachlichen und anderer *langues*, auf das ‘Hören’ des in ihr ‘eigentlich Gesagten’. In diesem Sinne ist ‘Gewalt’ dann in verlängerter Linie auch das ‘Ausrücken ins Ungesagte’: “Der *Gewalt-tätige*, der Schaffende, der in das Un-gesagte ausdrückt, in das Un-gedachte einbricht, [...] steht jederzeit im Wagnis. [...] Die eigentliche Auslegung muß jenes zeigen, was nicht mehr in Worten dasteht und doch gesagt ist. Hierbei muß die Auslegung notwendig Gewalt brauchen.” (EiM 123f.). Der Rekurs auf Humboldts Sprachformveränderung durch die ‘Gewalt’ der *parole*, die ihre ‘Gewalt’ nur dadurch entfalten kann, dass sie mit einem ‘tieferen Empfangungsvermögen’ in *langue* und ihre faktische Normativität ‘eindringt’, passt exakt in diesen Zusammenhang.

ansiedeln, behält aber den typisch Humboldtschen Zug des verändernden Eingriffs in das System und Regelwerk der *langue*.⁶⁰⁴

(ii) Heideggers Auseinandersetzung mit Cassirer wirft – gewissermaßen als Ersatz für die fehlende direkte Auseinandersetzung mit Weisgerber – ein deutlicheres Licht auf Heideggers Stellung zu der auch für Weisgerber (wie wir sahen, im Rekurs auf Cassirer vertretenen) zentralen These von der Sprache als *Objektivierung des Geistes* bzw. *objektiver Geist*. Wir werden uns in der Folge nur auf die in dieser Auseinandersetzung thematisierte Sprachfrage konzentrieren und ihren zweiten Pol, die Kantrezeption, da hierfür nicht unmittelbar von Belang, ausklammern.

Wie allgemein in der Forschungsliteratur betont (u.a. Krois 1983: 147ff.; Kaegi 2002: 72; Friedman 2004: 135ff.), vollzog sich der Disput zwischen beiden Philosophen auf der Basis von gegenseitiger Achtung und Respekt, obwohl die Differenzen von Beginn an offenkundig waren. Wie eine Fußnote in *Sein und Zeit* (also von 1927) nahelegt, hatte Heidegger nach der ersten Begegnung mit Cassirer 1923 aber wohl noch einige Jahre die Hoffnung, dass sich eine “Übereinstimmung in der Forderung einer existenzialen Analytik” (SuZ 51, Anm.1), die Heidegger auf dem Kongress in Hamburg lanciert hatte, ergeben würde. Heideggers Hoffnung beruhte aber wohl eher auf der Vorstellung, dass er mit seiner fundamentalontologischen Daseinsanalyse im Stande sei, Cassirer zu überzeugen und auf seine Seite zu bringen. Dies wird besonders deutlich in den vorbereitenden Arbeiten zu *Sein und Zeit*, in denen Heidegger zum einen klar herausstellt, dass Cassirers Ablösung des Substanzbegriffs durch den Funktionsbegriff nicht dasselbe leiste, was der von ihm herausgestellte Bedeutungs- (später: Bewandnis-)zusammenhang des In-der-Welt-seins leisten wollte (PGZ 272ff.). Die Zurückweisung Cassirers lässt aber zu wünschen übrig, da Heidegger die Unzureichendheit des Funktionsbegriffs nur durch den Verweis auf seine Provenienz aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich begründen möchte. Auch die Verweise auf die aktuellere Schrift Cassirers, den 1923 erschienenen ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* zur Sprache machen deutlich, dass Heidegger sich über den eigentlichen Kern der Differenz zu Cassirer noch nicht hinreichend bewusst war. Zwar heißt es programmatisch an einer Stelle

⁶⁰⁴ Insofern sind Untersuchungen zu Heideggers Gewaltbegriff, die diesen Bezug zu Humboldt außer Acht lassen, wie beispielsweise diejenige von Durst (1998), im Ansatz systematisch unvollständig.

“Vor der Frage, wie die Sprache »die Zeit« selbst thematisch ausdrückt, liegt die ursprünglichere, wie in der Sprache als solcher sich das Zeitlichsein des Inseins *zeigt*.” (BZ 74),

andererseits aber deutet eine andere Passage an, dass Heidegger Cassirers Philosophie der symbolischen Formen in ihrem Anspruch als Kultur-, Geist- und Logosphilosophie *regional*, also in Bezug auf ‘Seinsregionen’, durchaus als möglicherweise gerechtfertigt ansieht:

“Zuletzt hat Cassirer in der Schrift »Philosophie der symbolischen Formen« die verschiedenen Lebensgebiete Sprache, Erkenntnis, Religion, Mythos unter der Grundorientierung als Ausdrucksphänomene des Geistes zu deuten gesucht. Er hat zugleich versucht, die *Kritik der Vernunft*, die Kant gegeben hat, zu einer *Kritik der Kultur* zu erweitern. [...] Die universale Verwendbarkeit solcher formaler Leitfäden wie >Gestalt<, >Zeichen<, >Symbol< täuscht dabei leicht über die Ursprünglichkeit und Nichtursprünglichkeit der damit erreichten Interpretation hinweg. **Was für ästhetische Phänomene angemessener Ansatz sein kann**, kann für andere Phänomene gerade das Gegenteil einer Aufklärung und Interpretation bewirken.” (PGZ 277; Hervorhebung durch Dickdruck B.S.)

Weitaus klarer und bestimmter ist Heidegger dann in der 1928 erschienenen Rezension des zweiten Bandes der *Philosophie der symbolischen Formen* zum Mythos, in der mehrfach kategorisch festgestellt wird, dass eine jegliche historische Erscheinungsform eines bestimmten Denkens oder von Sprache der *vorgängigen* Fundamentalanalyse des Daseins bedürfe:

“In der Mana-Vorstellung bekundet sich nichts anderes als das zu jedem Dasein überhaupt gehörige Seinsverständnis, das sich je nach der Grundart des Seins des Daseins – also hier des mythischen – in spezifischer Weise abwandelt und im Vorhinein Denken und Anschauen erhellt.

[...]

[Es bleibt zu beachten], daß dergl. Verhaltungen des mythischen Daseins immer nur Weisen sind, gemäß denen die Transzendenz des Daseins zu seiner Welt enthüllt, aber nie erst hergestellt wird.” (Heidegger 1928: 1009f.)

Die Volte gegen den Aspekt des Herstellens und die Betonung der kategorischen Vorgängigkeit des jeweiligen Daseinsverstehens zeigt, dass Heidegger sich hier der Differenzen zu Cassirer schon weitaus klarer bewusst ist.

Ebenfalls in das Jahr 1928 fällt Cassirers deutliche Erfassung der Unterschiede zu Heidegger, die er besonders klar nach der Lektüre von *Sein und Zeit* im Entwurf einer Kritik an Heidegger in Notizen angefertigt hatte, die aber unveröffentlicht blieben

und erst 1983 von Krois publiziert wurden (Krois 1983: 164-166). Zwei Passagen aus diesem Text zeigen, wo Cassirer die entscheidenden Differenzen sieht:

“Alles «Allgemeine», Hingabe an das Allgemeine ist für H. ein «Verfallen» – ein Wegblicken vom «eigentlichen» Dasein – eine Hingabe an die Uneigentlichkeit an das «Man» – Hier wesentlich scheidet sich sein Weg von dem unseren – Das Ontologische läßt sich nicht vom Ontischen, das Individuelle nicht vom «Allgemeinen» in der Weise trennen, wie H. es versucht – sondern das eine findet sich erst am anderen – Wir fassen das Allgemeine nicht als blosses Man, sondern als «*objektiver* [sic!] Geist u. objektive *Kultur* – »

[...]

die «Rede» wird nicht als *logos* als Vernunftgehalt erfasst, sondern sie erstarrt zum blossen «Darüber-Sprechen», zum oberflächlichen «Gerede». 160ff., 167ff., – Die Hingabe an die Welt des «Allgemeinen» gilt auch hier als ein blosses *Wegsehen* von sich, als eine Art »Sündenfall».

Hier wesentlich trennen wir uns von ihm – denn der objektive-Geist [sic] geht uns nicht in der Struktur der Alltäglichkeit auf und unter – Das «Unpersönliche» besteht nicht nur in der abgeblassten sozialen Form der Durchschnittlichkeit, Alltäglichkeit des «Man» – sondern in der Form des *überpersönlichen* Sinnes – für dieses Über-Persönliche hat Heideggers Philosophie kein Organ –” ([Cassirer in]Krois 1983: 164f.)

Aus diesen kritischen Bemerkungen Cassirers geht hervor, dass seine Konzeption der Geist- und Logosgenese nicht nur mit Heideggers fundamentalontologischer Daseinsanalyse unvereinbar ist, da nach Cassirer jegliches Denken immer ‘objektiver’ wird, insbesondere die ‘Begriffe’ von Raum und Zeit in ihrer Tendenz, über die schon fortgeschrittene Form der homogenen naturwissenschaftlichen Raum- und Zeitvorstellung zu gänzlich reinen Relationsbegriffen zu werden.⁶⁰⁵ Gerade diese Raum- und Zeitvorstellung kritisiert Heidegger als metaphysisch dekadente. In der späteren seinsgeschichtlichen Phase seines Denkens wird dies noch deutlicher als in der Phase von *Sein und Zeit*, da nun die ‘Spätphasen’ von Logos und Sprache noch ‘unbarmherziger’ und radikaler als in der ‘Gestellhaftigkeit’ einer ubiquitären Verrechnung alles Seiendes verfangen gesehen werden. Mit Sicht auf Weisgerber wird damit auch klar, dass nach Heidegger die Vertreter der These von Sprache als

⁶⁰⁵ Aus Cassirers Perspektive gab es zur Zeit der Abfassung dieser kritischen Kommentare aber (noch?) die Möglichkeit von Vereinbarkeit: “[...] es gibt zuletzt ein Losreißen vom *bloss*-Ontologischen, ohne daß doch das Band mit ihm *zerrissen* wird.” ([Cassirer in] Krois 1983: 165). Die Erkenntnisse der Heideggerschen Daseinsanalyse hätten demzufolge eine Funktion für die Erklärung von Prozessen der mittleren Phase der Logosgenese, würden aber bezogen auf die Endphase der Logosgenese stark an Gewicht verlieren.

Objektivierung des Geistes, egal ob bezogen auf die – aus Cassirers Sicht – mittlere Phase der *langues*-Weltbilder oder die Endphase der Logos- und *langage*- (*qua hyperlangue*-)Konstitution, es schlicht und einfach vergessen, auf den (im Sinne Heideggers) ‘metaphysischen’ Fundierungszusammenhang dieser These zu reflektieren.

Zu einer intensiven Auseinandersetzung um die Sprachthematik kommt es – trotz Davos – nach 1928 nicht, vielmehr bleibt es bei einigen wenigen Hinweisen und Anspielungen auf diese zentrale Thematik. Auf den Davoser Hochschulkursen im Frühjahr 1929, bei denen es zur berühmten ‘Podiumsdiskussion’ zwischen Cassirer und Heidegger kommt, klingt die Sprachthematik zwar an, wird aber nicht eigens diskutiert. Thematisch wird sie an den Diskussionsstellen, an denen die beiden Philosophen auf die grundlegenden Differenzen ihrer Positionen Bezug nehmen. Heidegger wirft Cassirer vor, dass bei ihm zwar der *terminus ad quem* seines Ansatzes deutlich artikuliert sei und in dem Entwurf des Ganzen einer Kulturphilosophie liege, der *terminus a quo* aber “vollkommen problematisch” (KM 288) bleibe, d.h. in Heideggers Sicht von gängigen metaphysischen Voraussetzungen ausgehe und ontologisch vollkommen unzureichend, nämlich nicht daseinsanalytisch, fundiert sei. Bezüglich seines eigenen *terminus ad quem* möchte Heidegger das in ihm notwendig beschlossene Prekäre nicht als Evidenz ausgeben, und bleibt bei einer Charakterisierung desselben als Frage: “Was heißt überhaupt Sein?” (KM 288). Implizit verbirgt sich hier das tiefere Problem, wie überhaupt ein sprachlicher Zugang zu diesem Sein gewonnen werden kann, das für Heidegger gerade zu dieser Zeit das entscheidende Problem seines Denkens war. Cassirer hat demgegenüber die Antwort auf dieses Problem schon parat, die Heidegger natürlich nicht akzeptieren konnte, da sie kein Organ für die ‘metaphysische Verfallenheit’ von Sprachen und Sprache hat:

“Es gibt so etwas wie *die* Sprache. Und so etwas wie eine Einheit über der Unendlichkeit der verschiedenen Sprechweisen. Darin liegt der für mich [Cassirer; B.S.] entscheidende Punkt. Und darum gehe ich von der Objektivität der symbolischen Form aus, weil hier das Unbegreifliche getan ist. Die Sprache ist das deutlichste Beispiel. Wir behaupten, daß wir hier einen gemeinsamen Boden betreten. Wir behaupten das zunächst als Postulat. Und trotz aller Täuschungen werden wir an dieser Forderung nicht irre. Das ist das, was ich die Welt des objektiven Geistes nennen möchte. Vom Dasein aus spinnt sich der Faden, der durch das Medium eines solchen objektiven Geistes uns wieder mit anderem Dasein verknüpft. Und ich meine, es gibt keinen anderen Weg von Dasein zu Dasein als durch diese Welt der Formen.” (KM 293)

Im dritten Band der *Philosophie der symbolischen Formen*, der 1929 erschien, bezieht sich Cassirer, da der Text schon ausgearbeitet war, nur in einigen nachgetragenen Fußnoten auf Heideggers *Sein und Zeit*. Sie demonstrieren insbesondere im Bezug auf das Problem der Konstitution der Begrifflichkeit von *Raum*

“Unsere eigene Betrachtung und Aufgabe unterscheidet sich von derjenigen Heideggers vor allem darin, daß sie nicht bei dieser Stufe des »Zuhandenen« und seiner Art der »Räumlichkeit« verweilt, sondern daß sie, ohne sie irgend zu bestreiten, über sie hinausfragt. Sie will den Weg verfolgen, der von der Räumlichkeit als einem Moment des Zuhandenen zum Raum, als der Form des Vorhandenen, hinführt, und sie will weiter aufzeigen, wie dieser Weg mitten durch das Gebiet der symbolischen Formung [...] hindurchführt.” (Cassirer 1997b: 173f., Anm.1)⁶⁰⁶

und *Zeit*

“Wie beim Raume, so bildet auch bei der Zeit dieser Übergang, diese μετάβασις vom Seinssinn des Daseins zum «objektiven» Sinn des »Logos« ihr [der Philosophie der symbolischen Formen; B.S.] eigentliches Thema und ihr eigentliches Problem.” (ebd. 190, Anm. 1)

die unüberwindbaren Differenzen zu Heidegger. Bei diesen bleibt es dann auch, weder Cassirers berühmte Rezension des Heideggerschen Kantbuches (Cassirer 1931) fügt hier etwas Wesentliches hinzu, noch verwirklichte Heidegger sein Vorhaben (Krois 1983: 148f.), den dritten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* zu rezensieren. Wenn man so will, dann lassen sich einige Passagen Heideggers ab der Zeit der *Beiträge zur Philosophie*, die sich gegen das Konzept einer Kulturphilosophie⁶⁰⁷ bzw. (man beachte hier wieder die implizite Kritik an Weisgerber) von Philosophie als Kulturgut (BzP 38) richten, auch als Kritik an Cassirer lesen. Dass Cassirer aber weiterhin, trotz aller Differenzen, ernst genommen wurde, zeigt eine Stelle aus den *Beiträgen zur Philosophie*, bei der der nicht namentlich genannte Adressat wohl (auch?) Cassirer ist:

⁶⁰⁶ Auch in Cassirers Vortrag auf den Hamburger Sprachtagen 1931 findet sich eine ähnliche Stelle mit explizitem Bezug auf Heideggers Terminologie, in der Cassirer mit Bezug auf aphasische Kranke behauptet, sie verblieben in der mit dem Zuhandenen gegebenen Raumvorstellung und gelangten nicht zur homogenen Raumvorstellung des Vorhandenen (Cassirer 1995: 133). Dass darin, wie die Herausgeber insinuieren (ebd. 158, Anm. 19), eine unterschwellige Ironisierung Heideggers zu sehen ist, würde ich eher bezweifeln, vor allem wegen der Parallele zur hier angeführten Fußnote und der Tatsache, dass es sich um ein sehr grundlegendes Problem handelte.

⁶⁰⁷ So heißt es etwa an einer Stelle: “»Kultur« ist metaphysisch desselben Wesens wie die »Technik«. Kultur ist die Technik der Historie, die Art, wie das historische Wert-rechnen und Güter-schaffen sich einrichtet und damit die Seinsvergessenheit ausbreitet.” (Bes 170)

“Das leiblich-seelisch-geistige Wesen des Menschen wird in der Sprache wiedergefunden: der Sprach-(Wort)-Leib, die Sprach-Seele (Stimmung und Gefühlston und dergleichen) und der Sprach-Geist (das Gedachte-Vorgestellte) sind geläufige Bestimmungen aller Sprachphilosophie. Diese Auslegung der Sprache, man könnte sie die anthropologische nennen, gipfelt darin, in der Sprache selbst ein Symbol des Menschenwesens zu sehen. Wenn hier die Fragwürdigkeit des Symbolgedankens (ein echter Sproß der in der Metaphysik waltenden Verlegenheit zum Seyn) zurückgestellt wird, müßte demgemäß der Mensch als jenes Wesen begriffen werden, das in seinem eigenen Symbol sein Wesen hat [...]. Offen bleibe, wie weit diese metaphysisch zu Ende gedachte symbolhafte Deutung der Sprache im seinsgeschichtlichen Denken über sich hinausgeführt werden kann und dabei Fruchtbare erwächst.” (BzP 502)

Diese Stelle spiegelt sehr schön den Versuch Heideggers, an dem er sich vermutlich in der Zeit um 1929 vergeblich abarbeitete, Cassirers *methodischem Weg* der Logosgenese durch ‘Entmetaphysizierung’ etwas abzugewinnen, wobei der verwandelte, ‘eigentliche’ und utopische Logos zum Symbol, Wort und Zeichen des menschlichen Wesens wird.

(iii) Heideggers Humboldt-, Herder- und Cassirerrezption bestätigt die bisher erarbeiteten Ergebnisse aus erweiterter Perspektive. Zugleich zeigen diese Diskussionen deutlicher als zuvor, dass Heidegger der Standardthese vom sprachlichen Weltbild unmöglich zustimmen konnte. Dies betrifft nicht nur die These vom muttersprachlichen Weltbild, sondern auch ihre energetische Fassung, die eine Wechselwirkung von Mensch und Sprache ansetzt. Auch die Ansicht, dass Sprache objektiver Geist bzw. Objektivation des Geistes ist, ist für Heidegger keine wesentliche Einsicht. Sätze wie “[W]ir sind an unsere Muttersprache [...] gebunden” (Hw 302), die auf scheinbar frappierende Ähnlichkeiten zu den Positionen der Weltbildphilosophen verweisen, müssen also mit Vorsicht gelesen werden. Richtig ist, dass nach Heidegger unser Weltverstehen in muttersprachlicher Vermittlung geschieht und von Geburt an ansetzt. Wir sind also nach Heidegger in Muttersprache ‘geworfen’. Dies führe aber geradewegs in die Alltäglichkeit des vom Man geleiteten Verstehens und in die unhinterfragte Übernahme der seinsgeschichtlich jeweils dominanten metaphysischen Denkform, d.h. heute in die Dominanz des ‘gestellhaften’ Verstehens von Mensch und Welt. In eben *dieser* Hinsicht unterschreibt Heidegger also durchaus die These von der sprachlichen Weltansicht. Der entscheidende Ausstieg aus den Fesseln der Muttersprache besteht aber dann in einer Destruktion ihrer als Norm und einer selektierenden Hermeneutik der Muttersprache. In ihrem konstruktiven Teil schafft diese Hermeneutik eine eigene Sprache, einen Idiolekt, der den Verbindungsfaden zur Muttersprache zwar nicht verliert und nicht verlieren will, aber ein derart eigenes ‘Regelwerk’ schafft, dass der

Boden der geteilten Weltansicht sich nicht mehr von der Muttersprache her bestimmt, sondern vom Idiolekt.

In der Forschungsliteratur zu Heidegger, Humboldt und Weisgerber gibt es einige wenige Stellungnahmen, die eben diese Position vertreten, sie aber in keinem einzigen Fall wirklich begründen, sondern nur als Hinweis bzw. Hypothese in den Raum stellen. Sie seien kurz referiert.

In seiner umfangreichen Studie zu Weisgerbers Sprachauffassung stellt Peter Hartmann 1958 zu Recht fest:

“An dieser Stelle [das Menschheitsgesetz der Sprache bei Weisgerber betreffend; B.S.] zeigt sich auf den ersten Blick eine gewisse Nähe zu Heidegger, der die Sprache für ein ‘Existenzial’ hält, d.h. für einen die Existenz des Daseins (des Menschen) als ‘Dasein’ im ‘In-Sein’ begründenden Faktor (s. *Sein und Zeit* 160ff.). Sieht man aber genauer zu, so bleibt diese grundsätzliche Konzeption der Zentralität alles Sprachlichen die fast einzige Übereinstimmung in den beiden Systemen, die sich ansonsten eher überkreuzen anstatt parallel laufen. Das bestätigt auch eine (mündliche) Auskunft Prof. Weisgerbers selbst, daß Heidegger nicht bewußt auf ihn eingewirkt habe, seine Konzeptionen dagegen stark durch de Saussure und Cassirer angeregt worden seien.” (Hartmann 1958: 19, Anm. 9)

Dennoch ‘expandiert’ dann diese Überkreuzungsstelle bei Hartmann dadurch, dass er an späterer Textstelle betont, dass Heideggers sprachliches ‘In-Sein’ in der Welt dem ‘Sich-Befinden’ in der sprachlichen Zwischenwelt Weisgerbers entspreche (ebd. 43), was aber durchaus ebenfalls vertretbar ist. Diesen Einsichten, die beiläufig und ohne weiteren Kommentar geäußert werden, entspricht die gleichfalls richtige Bemerkung, dass Heidegger sich mit dem letzten Beitrag in *Unterwegs zur Sprache, Der Weg zur Sprache*, in welchem die oben besprochenen zentralen Humboldtzitate stehen, von anderen Zugängen zur Sprachthematik klar absetze, wobei Hartmann in Klammern hinzufügt: “speziell Humboldts” (Hartmann 1960: 277).

Überraschend klar ist auch der kurze Kommentar Leonhard Josts, der die Sprachauffassungen Humboldts und Weisgerbers über die Fokussierung des Energiebegriffs vergleicht und zu der schon erwähnten berüchtigten Auffassung gelangte, Weisgerber sei ein *Humboldt redivivus*. Jost schreibt nach einem kurzen Seitenblick auf Heidegger:

“Gelegentlich scheint eine Verwandtschaft mit Anschauungen Humboldts und Weisgerbers vorzuliegen. Doch bestehen wesentliche Unterschiede. Die Energieia der Sprachkraft, ihre Wirklichkeit erschließt sich bei Weisgerber primär die Welt des Seienden (freilich «Sein» genannt), für Heidegger aber

kommt in der Sprache das Sein des Seienden zur Sprache. Ferner: Humboldts Identifikation der Sprache mit dem «Volksgeist» und Weisgerbers Wirklichwerden der Sprachkraft in der Muttersprache einer Sprachgemeinschaft bleiben ebenfalls (zu) menschbezogen. Für Heidegger ist die Sprache eine Energieia, die ihre Kraft und Erfüllung herleitet aus *dem Sein*.” (Jost 1960: 133)

Darüberhinaus projiziert Jost einen Ort möglicher gemeinsamer ‘Forschung’ im Sinne Heideggers, Weisgerbers und Humboldts:

“In Heideggers (aber gewiß auch Humboldts und Weisgerbers) Sinn können die verschiedenen Sprachen der Erde daraufhin untersucht werden, wie in ihnen das «Sein» erscheint und wie es die Menschen anspricht in einer ihr ganzes Denken und Handeln (mit-)bestimmenden Weise.” (ebd. 134)

Hier also wäre Sprachinhaltsforschung zur ‘Seinsinhaltsforschung’ umgewandelt, und würde ihr Projekt eines universalen Sprachenvergleichs als universale Hermeneutik der *langues* betreiben, die zur Entwicklung einzelsprachspezifischer Seinsidialekte führen würde.

Von kritischer Warte aus kommt Tomus, die im Gefolge Knoblochs die reaktionär-totalitäre Ideologie des ‘neuen deutschen Sprachbegriffs’ der Weimarer Zeit entlarven möchte, nach einer kurzen Analyse der Heideggerschen Sprachauffassung in *Sein und Zeit* zum ebenfalls richtigen Schluss:

“Man muss sich nun vor Augen führen, was Heideggers theoretische Bestimmungen auf Weisgerbers Muttersprachideologie angewendet bedeuten würden: *Muttersprache* als Verfallserscheinung; Befreiung aus den Klauen der *Muttersprache* nicht nur möglich, sondern sogar anzustreben, ganz abgesehen davon, dass bei Heidegger der erkenntnistheoretische Wert der Sprache (wegen der ihr innewohnenden Tendenz Seiendes [müsste heißen: *Sein*; B.S.] zu *verdecken*) äußerst zweifelhaft erscheint. Weisgerbers *Eingliederung ins muttersprachliche Weltbild* wäre demnach *Verfallenheit* an das *Gerede*, das *Man*. Der elitäre Charakter von Heideggers Lehre konterkariert Weisgerbers massendemokratisch-egalisierende Muttersprachideologie.” (Tomus 2004: 251f.)

Die daran anschließenden Sätze gehen, wie wir weiter unten noch deutlicher sehen werden, zu weit. Weisgerber hat Heidegger in der Weimarer Zeit entweder nicht rezipiert oder nicht verstanden:

“Dass die «Neuerer» die Auseinandersetzung mit Heidegger meiden, ist vermutlich ein taktischer Zug. Angesichts der Wirkung, die *Sein und Zeit* Ende der 20er Jahre bereits entfaltet, wäre es

unklug sich gegenüber der neuen existenzphilosophischen Welle in Frontstellung zu begeben, zumal es um die eigene Akzeptanz in der Fachphilosophie nicht gerade bestens bestellt ist.” (ebd. 252)

Zudem sei verwiesen auf eine Stelle bei Derrida, in der dieser betont, dass die Muttersprachbestimmtheit der Seinsprache bei Heidegger nicht verwechselt werden dürfe mit einem kultursprachlichen Relativismus, den man legitimerweise mit den nicht explizit genannten Humboldt und Weisgerber verbinden darf:

“Nein; ein solcher Gedanke, der einem kultursprachlichen und anthropologischen Relativismus entsprechen kann – jede einzelne Gemeinschaft denkt und denkt zugleich und auf gleiche Weise in ihrer Sprache – entspricht nicht dem Heideggerschen Denken, gehört ihm nicht an. Heidegger würde sagen, daß er nicht dem *Denken* entspricht oder angehört: dem Denken, das einzig (mit) dem Sein *korrespondiert, entspricht*, einzig in dem Maße, in dem es – als singuläres Ereignis – eine Sprache gibt, die es vermag, das Sein zu benennen, oder, besser noch, die es vermag, sich vom Sein anrufen zu lassen.” (Derrida 2000: 83)

In der Regel kommt es aber gar nicht erst zu solchen Einsichten. In der Folge seien zunächst die verschiedenen Forschungspositionen dokumentiert, die eine Gleichsinnigkeit Heideggers mit Weisgerber bzw. Humboldt behaupteten.

4.4.2. Behauptete Nähe von Heidegger zu Weisgerber oder Humboldt

In diesem Unterkapitel empfiehlt es sich, drei unterschiedliche zeitgeschichtliche und ‘ideologische’ Kontexte zu unterscheiden, in denen die These von einer Nähe Heideggers zu Weisgerber bzw. Humboldt vorgebracht wurde. (i) Für den Kontext unserer Arbeit zentral ist dabei die Zeit von 1954 bis 1964, in der diese These vorrangig von einer ganzen Reihe von Personen im näheren Umfeld des Weisgerberschen Wirkungskreises vertreten wurde. Dabei empfiehlt es sich, diesen Rezeptionskomplex als Einheit zu fassen und chronologische Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Nach 1974 verliert diese Rezeptionslinie Präsenz und Relevanz, wird nur noch durch verstreute ‘Nachlesen’ Gippers am schwachen Leben erhalten, und ansonsten im Prinzip nicht mehr diskutiert. (ii) In der neueren Forschung wird bisweilen die Nähe Heideggers zu Humboldt thematisiert. Dieser Kontext steht mit dem ersten in keiner direkten Verbindung. (iii) Parallel hierzu wurde und wird eine Nähe Heideggers zu Weisgerber, manchmal auch mit direktem Einbezug Humboldts, in ideologiekritischer Absicht

postuliert, wobei die in diesem Kontext vorgebrachten Meinungen aus unterschiedlichen zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Perspektiven stammen, die die gesamte Spanne von den 30er Jahren bis heute umfassen.

(i) Bis auf einen kurzen Hinweis auf die Habilitationsschrift Heideggers zu Duns Scotus (Weisgerber 1930a: 32), der über die Funktion einer bibliographischen Angabe nicht hinausgeht, wird Heidegger meines Wissens von Weisgerber bis 1954 nie in seinen Schriften auch nur erwähnt.⁶⁰⁸ Man darf einerseits vermuten, dass Weisgerber sich nie richtig mit Heidegger befasst hat⁶⁰⁹ bzw. keinen Zugang zu Heideggers Denken fand, andererseits vielleicht auch die These einer Nähe zu Heidegger besonders in der frühen Nachkriegszeit scheute, um nicht wie Heidegger in die öffentliche Diskussion um nationalsozialistische Tendenzen zu geraten. Als dies dann, unabhängig von einem eventuellen Heidegger-Bezug, doch geschah, mag Weisgerber diese Scheu auch aufgegeben haben. Wie dem auch sei, 1954 jedenfalls formuliert Weisgerber in einer Fußnote einen ersten scheuen Versuch, dieses Thema als Forschungsdesiderat herauszustellen:

“Es wäre an der Zeit, ihre Auswirkungen [die der sprachphilosophischen Grundeinsicht der Sprachinhaltsforschung; B.S.] namentlich für die Philosophie (im Anschluß an *E. Cassirer*, *R. Höningwald* [...] auch manche orakelhaften Sätze von *M. Heidegger*) zu überblicken.” (Weisgerber 1954a: 572, Anm. 4)

Scheu ist dieser Versuch, weil er im Wort *orakelhaft* einerseits die Distanzierung zu Heidegger markiert, andererseits aber auch das eigene Nicht-Verstehen kundgibt. Das Forschungsdesiderat wird also eher an andere adressiert. 1955 lancierte dann Apel, der beim Weisgerber befreundeten und ebenfalls in Bonn lehrenden Rothacker habilitierte, einen ersten Hinweis auf Heideggers eventuelle Nähe zur Sprachinhaltsforschung (Apel 1955: 199), wobei aber bei Apel in dieser Phase die Konzentration auf ein Zusammendenken der Ansätze Rothackers und Heideggers vorherrschte (vgl. u.a. Apel 1955/57: 68). 1957 veröffentlichte der katholisch orientierte Neunheuser in Weisgerbers Publikationsorgan *Wirkendes Wort* dann einen kurzen Aufsatz zu Heideggers Sprachauffassung, in der sowohl die *Sein und Zeit*-Phase als auch die nach dem Krieg veröffentlichten *Holzwege*, der *Humanismusbrief* und *Was heißt Denken?* berücksichtigt

⁶⁰⁸ Im Weisgerber-Archiv in Kassel fand sich nach Einsicht in den Bestand der allerdings nicht vollständigen (!) Privatbibliothek Weisgerbers von Heideggers Schriften nur ein Exemplar der Rektoratsrede Heideggers.

⁶⁰⁹ Dies bestätigt ja auch das in 4.4.1. angeführte Zitat Hartmanns, dass Weisgerber ihm mündlich mitgeteilt habe, dass er von Heidegger nicht ‘bewusst’ beeinflusst worden sei.

werden. Dabei stellt Neunheuser die Vermutung auf, dass Weisgerbers sprachliche Zwischenwelt eine Analogie aufweise zur Stellung von Sprache zwischen Denken und Sein bei Heidegger (Neunheuser 1957: 3, Anm. 13). Einige Seiten später wird dann eine Parallele zwischen Weisgerber und Heidegger mit Rekurs auf je einen Satz der beiden Protagonisten konstruiert. Zunächst heißt es im Text:

“Von der «Muttersprache» (Weisgerber) aber heißt es «Die jeweilige Sprache ist das Geschehnis jenes Sagens, in dem geschichtlich einem Volk seine Welt aufgeht.» (ebd. 6)

In der dazugefügten Fußnote, die die bibliographische Angabe (Hw 61; Passage aus *Der Ursprung des Kunstwerks*) liefert, wird dann dem Leser ein Weisgerber-Satz zum Vergleich angeboten:

“Eine Muttersprache ist der Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft.” (ebd. Anm. 23)

Den Heidegger-Satz hatte schon Apel 1955 in die Nähe der Sprachinhaltsforschung gerückt⁶¹⁰, die Parallelisierung zum Weisgerber-Satz scheint aber das ‘Verdienst’ Neunheusers zu sein. Seine Anregung wird von Weisgerber wenig später dann dankend aufgenommen, denn er wiederholt die Gegenüberstellung genau dieser zwei Sätze und das Postulat einer sich hier indizierenden Nähe zu Heidegger in der Rothacker-Festschrift 1958 (Weisgerber 1958b: 281), jedoch nur mit Hinweis auf Apel und Rothacker, nicht auf Neunheuser. Neu ist die strategisch geschickte Zusatzbemerkung, dass sich in diesen beiden Sätzen zwei “sich deutlich treffende Bestimmungen ergaben” (ebd.), die auf “völlig verschiedenen wissenschaftlichen und terminologischen Voraussetzungen” (ebd.) beruhten, geschickt deswegen, weil hier eine Gemeinsamkeit *nur im Ergebnis* postuliert wird und die Hypostasierung *völlig anderer Voraussetzungen und Termini* sozusagen ein Alibi dafür liefert, dass Gemeinsamkeiten in der Entwicklung und Gestaltung der jeweiligen Konzeptionen gar nicht erst untersucht zu werden brauchen und womöglich auch gar nicht existieren. Möglich ist, dass sich Weisgerber hier am oben schon angegebenen Urteil P. Hartmanns in seiner Arbeit über Weisgerber, ebenfalls aus dem Jahr 1958, orientierte.

⁶¹⁰ Der Satz erscheint bei Apel als vorletztes Glied einer wahren Kadenz (für Apel ansonsten untypisch) von Heideggerzitat, woran sich dann der ganz kurze Schluss des Aufsatzes mit dem kurzen Hinweis auf Weisgerber anschließt (Apel 1955: 198f.).

1959 überrascht dann sicherlich Apel in seinem Beitrag zur Weisgerber-Festschrift mit einer erstmals wirklich argumentativ ausgearbeiteten Durchführung der bisher nur als Vermutung geäußerten These von der Nähe Heideggers zu Weisgerber. Wir brauchen die schon in Kap. 3.2.4. vorgelegten Untersuchungen und Zitatangaben hier nicht im Einzelnen zu wiederholen. Apels Argumentation, die ihren Ausgang vom philosophischen Wahrheitsbegriff nimmt, konstruiert den Zusammenhang zwischen Weisgerber und Heidegger wie folgt: Heidegger habe in *Sein und Zeit* vollkommen zu Recht das falsche Verständnis von Wahrheit als Richtigkeit seines falschen Geltungsanspruches überführt (Apel 2002a: 117f.; 130) und gezeigt, dass sich im präreflexiven, leibhaften und immer schon sprachlichen Umgang mit Zuhandenem Welt konstituiere, wobei jegliche Feststellung von Tatsachen in diesem sprachlichen Umgang mit Zuhandenem *als Schein* entlarvt und zurecht auf die eigentlich zugrundeliegende sprachlich-hermeneutische Auslegung von Welt gegründet worden sei. Ebenfalls wurde schon gezeigt, dass Apel dabei die tieferliegende Differenz von ‘eigentlicher Sprache’ und ‘Gerede’ nicht berücksichtigt, sondern sein Hauptaugenmerk darauf richtet, dass Welt im Komplex von drei ineinandergreifenden Aneignungsbahnen, von leibhaftem Welteingriff, hermeneutischer Auslegung von Welt und muttersprachlicher Prägung dieser Auslegungen, konstituiert wird. Entsprechend werden von Heidegger die Theoreme des präreflexiven Umgangs mit Zuhandenem und des hermeneutischen Zirkels aufgegriffen und in der Folge mit dem Muttersprachapriori Weisgerbers verbunden. Dem ebenfalls entsprechend wird dann das Heideggersche ‘Haus des Seins’ zum “muttersprachlich gefügten »Haus des Seins«” (ebd. 118), und unter dem Lemma “MUTTERSPRACHLICH ERSCHLOSSENE WAHRHEIT ALS SEINSGESCHICHTLICHE, ENTDECKEND-VERDECKENDE WELTKONSTITUTION” (ebd. 126) könne es Aufgabe der Sprachinhaltsforschung sein, “eine historisch-hermeneutische Kritik der Voraussetzungen unseres Denkens” (ebd. 130) zu entwickeln, wobei “Heideggers Begriff der Wahrheit die notwendige philosophische Voraussetzung” (ebd.) abgebe. Diese Position vertritt Apel explizit bis 1963 (Apel 2002a [1962]: 252, 263f.; Apel 1963: 55ff., 61). Dass Apel zumindest 1959 dem Konstitutionsvektor *Sprachapriori* sogar *entscheidende* Bedeutung einräumte, und das heißt Weisgerber Heidegger noch vorordnete, zeigt sich in folgender Passage:

“Alle »Richtigkeit« des Bezeichnens der zeughaft verwendeten Worte bzw. der aus ihnen gebildeten Urteile setzt seinerseits die Wahrheit als Offenbarkeit eines Soseins und damit letztlich die

Offenbarkeit des Seins überhaupt im Dasein voraus. Diese Offenbarkeit aber ist selbst wieder konstituiert in der Sprache. Somit würde also aller pragmatisch verifizierbare Sprach-»Gebrauch« noch eine poetisch-inkarnative Wahrheitsfunktion der Sprache voraussetzen? – So scheint es mir in der Tat zu sein: in eben dem Sinne, in dem der Durchschnittsmensch bzw. der Mensch in seiner behavioristisch erforschbaren Durchschnittlichkeit bereits zur Miete wohnt in dem »Haus des Seins«, das in geisteswissenschaftlich relevanten Sinnereignissen der Sprachgeschichte entstanden ist.” (Apel 2002a: 166)

Hier wie auch an anderer, schon genannter Stelle (Apel 2002a: 264) wird deutlich, dass Apel die Differenz von eigentlicher und uneigentlicher Sprache bei Heidegger in diesem Argumentationszusammenhang nicht berücksichtigt, und *nur deswegen* die Verbindung zu Weisgerber überhaupt herzustellen vermag.

Kontrapunktisch hierzu erschienen dann 1960 die beiden erwähnten, weitaus angemesseneren Einschätzungen des Verhältnisses Heidegger - Weisgerber/Humboldt von Jost und Hartmann, die Weisgerber mit Sicherheit zur Kenntnis genommen hatte⁶¹¹ und die aufgrund der Disparität der Meinungen eigentlich zu einer intensiveren Beschäftigung mit dieser Frage hätten Anlass geben können. Dies unternahm aber nicht Weisgerber selbst, sondern Schöfer in seiner Dissertation bei Weisgerber zur Sprache Heideggers, die 1962 erschien. Schon erwähnt wurde, dass Schöfer Heideggers Sprache, unter diesen Voraussetzungen nicht verwunderlich, unter den Prämissen der Sprachinhaltsforschung untersuchte. Im Textkorpus seiner Dissertation enthält sich Schöfer allerdings, bis auf eine nebenbei fallengelassene Bemerkung, jeglicher Parallelisierungsversuche. In dieser Bemerkung allerdings wird nahegelegt, dass das hermeneutische *Als* Heideggers sich “in der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis von der >sprachlichen Zwischenwelt< (Weisgerber) zwischen dem Menschen und den >Dingen an sich< niedergeschlagen hat.” (Schöfer 1962: 210). Wichtiger aber ist der im Anhang der Arbeit abgedruckte offene Brief an Heidegger, datiert auf den 4.4.1962 (ebd. 288-298), in dem Schöfer, sich ganz offensichtlich des Kontrastes der Ansätze der zwei ‘Adressaten’ seiner Arbeit, Weisgerber und Heidegger, bewusst, eine heideggerorientierte Erläuterung seines Unternehmens versucht. Durchweg merkt man das Unbehagen Schöfers, dass der wissenschaftliche Charakter seiner Untersuchung bei Heidegger – erinnert sei an sein Diktum *Die Wissenschaft denkt nicht* aus dem zu jener Zeit schon publizierten *Was heißt Denken?* – auf kategorische Ablehnung stoßen müsse.

⁶¹¹ Josts Arbeit wird von Weisgerber rezensiert (Weisgerber 1962d) und Hartmann gehörte anfangs zum engsten Kreis der Sprachinhaltsforscher, die erwähnte Rezension Heideggers von 1960 (Hartmann 1960) wurde im *Bibliographischen Handbuch der Sprachinhaltsforschung* veröffentlicht.

In diesem Zusammenhang bemüht sich Schöfer darum, den impliziten philosophischen Background der Sprachauffassung Weisgerbers *und* Humboldts Heidegger schmackhaft zu machen. Zwei Stellen fallen hier besonders ins Auge. Zunächst vertritt Schöfer die Ansicht, und zwar im Problemkontext einer Hermeneutik der dichterischen Sprache, dass Weisgerbers und Humboldts Ansicht von Sprache positiv aus der Norm der geläufigen Wissenschaftlichkeit herausfielen und zu einer tieferen und unmittelbareren Spracherfahrung führen könnten:

“Aber erst die ihrer inneren Verhältnisse zum Dichtwerk bewußte Hermeneutik erreicht einen wirklichen Zugang zu ihm. Diese [Hermeneutik; B.S.] in sich nehmend müßte eine Sprachkunde, die im Titel und in der Methode Verzicht auf wissenschaftliche Verfahren leistet, aus der Sprachwissenschaft hervorgehen, aufbauend auf derart unmittelbare Spracherfahrung wie die Wilhelm von Humboldts und Leo Weisgerbers, sich den Bereichen der Sprache öffnen, denen das wissenschaftliche Verfahren unangemessen ist. In den von Weisgerber entwickelten Methodenbegriffen der >Sprachwissenschaft im vollen Sinne< liegt ja tatsächlich, gemessen an früheren Zugängen, sehr viel Sprachgemäßes, und es wird häufig deutlich, wie die sprachlichen Phänomene selbst den Wissenschaftler drängen, die Zwangsjacke abzulegen, die ihm die Institution >Wissenschaft< angezogen hat.” (ebd. 294f.)⁶¹²

In den letzten Abschnitten des offenen Briefes stellt Schöfer dann einige Fragen, die so geschickt formuliert sind⁶¹³, dass ihr Adressat sowohl Weisgerber als auch Heidegger sein könnte. Nach der Feststellung, dass er selbst zunächst Lautformen und dann Inhalte von Heideggers Sprache untersucht habe, resümiert Schöfer dann, dass zum Schluss in der Arbeit gefragt worden sei, was denn diese zweischichtigen Sprachelemente leisteten. Dem wird angefügt:

“Aber leisten wofür? Für den Ausdruck des Gedankens, der philosophischen Sache, für das >Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes<, für den Zugriff des Menschen als Sprachgemeinschaft auf das >objektiv< Seiende und sein Verfügbarmachen, wie Weisgerber sagen würde?” (ebd. 296)

Schöfer räumt dann selbst ein, dass Sprache hier doch wieder in Gefahr gerate, zum bloßen Mittel für eine bestimmte Leistung angesehen zu werden (ebd. 296) und liefert damit implizit ein Argument gegen Weisgerber. Dann aber folgt eine lange Passage (ebd. 296f.), in der diesem Argument wieder entgegnet wird, dass Humboldt und

⁶¹² In diesen Formulierungen macht sich die merkwürdige Gratwanderung Schöfers bemerkbar, denn zu direkt darf er nicht werden, etwa in der Frage, wie weit Weisgerber das ‘Wissenschaftliche’ verlasse, ohne wiederum Gefahr zu laufen, Weisgerber zu brüskieren.

⁶¹³ Wiederum eine geschickte Strategie, um unliebsame Identifizierungen seiner eigenen Position zu vermeiden.

Weisgerber gerade nicht von dieser Mittelfunktion der Sprache ausgingen, sondern von der Überzeugung, dass es vielmehr die Muttersprache sei, die die Welt (und damit auch die philosophische ‘Sache’) auslege, und dies auch nicht von Einzelnen, sondern von der jeweiligen ganzen Sprachgemeinschaft vollzogen würde. Dann wird dies aber wieder in Frage gestellt:

“Aber auch wenn der Mensch als *Sprachgemeinschaft* [sic] gesehen wird und dieser dann die Sprache untergeordnet oder beigeordnet wird, wenn sie die >Umschaffung der Welt in das Eigentum des Geistes<, wie Humboldt sagte, in der Gestalt eines Sprach-Welt-Bildes leistet, indem sie >das Ganze der Vorstellungen enthält, welche die Nation sich von der Welt macht<, ist nur eine Eigentümlichkeit des Sprachwesens angesprochen, und wieder vornehmlich vom Menschen her, nicht aber ist die Sprache aus ihr selbst her deutlich geworden.” (ebd. 297)

Dieses Hin- und Herschlingern, in dem mal Weisgerber/Humboldt, mal Heidegger das letzte Wort bekommen, endet in einem kataraktischen Fragenfluss, der sichtlich zur Seite Heideggers hinneigt:

“Wie geschieht sie [Sprache; B.S.], woher kommt sie? Wie gibt es überhaupt Sprache, das heißt, so etwas wie Sinn? Was gibt den Sinn? Aus welcher Stille bricht die Sprache auf?” (ebd. 298)

Schöfer überreichte Heidegger ein Exemplar seiner Schrift im November 1962 auf einem von Heidegger gehaltenen Seminar in Todtnauberg.⁶¹⁴ Schöfer verzichtete dann wenig später auf eine wissenschaftliche Karriere, moderierte noch 1969 eine Sendung des SWF zu Heideggers 80. Geburtstag (Red 813) und wurde freischaffender Schriftsteller. Gelöst hat er das aufgeworfene Problem der Nähe Heideggers zu Weisgerber/Humboldt nicht, obwohl man vermuten kann, dass er sich der Differenzen doch weit bewusster war, als er öffentlich zur Schau tragen wollte. Fast hat es den Anschein, als sei Schöfers Entscheidung, einen neuen beruflichen Weg einzuschlagen, auch darauf zurückzuführen, dass er den Konflikt Weisgerber - Heidegger auf wissenschaftlicher Ebene nicht lösen konnte oder wollte, zumal der vorgeschlagene Vermittlungsversuch ihm auch von keiner der beiden Seiten Zustimmung versprochen hätte.

Weisgerber selbst wird durch die Betreuung der Arbeit Schöfers Heidegger nicht sonderlich nähergebracht. In der neubearbeiteten Auflage eines seiner Hauptwerke mit

⁶¹⁴ Dies geht aus einer Notiz im Exemplar Heideggers hervor. Ich danke Dr. Hermann Heidegger sehr herzlich für die freundliche Genehmigung einer Einsicht in dieses Exemplar, das sich in der Privatbibliothek Heideggers befand.

dem neuen Titel *Die sprachliche Gestaltung der Welt* von 1962 findet sich nur *ein* substantieller⁶¹⁵ Hinweis auf Heidegger, der, allerdings jetzt schon etwas ‘forscher’, diesem ein zunehmende energetische Grundauffassung von Sprache attribuiert und zugleich lapidarisch auf Schöfer verweist:

“Angesichts der deutlich energetischen Grundauffassung, mit der M. Heidegger zunehmend die Sprache in seine Überlegungen einordnet, müßte eine ausführliche Darlegung die nicht einfache, aber sicher lohnende Verbindung mit seinen Gedankengängen herzustellen suchen (vgl. E. Schöfer).” (Weisgerber 1962c: 62)

Im gleichen Jahr beklagt sich der eifrige Gipper, der wohl ‘Nägel mit Köpfen’ machen wollte und Heidegger um eine Stellungnahme zur Sprachinhaltsforschung gebeten hatte, in einer Rezension von Heideggers *Unterwegs zur Sprache* darüber, dass Heidegger nicht gesprächsbereit sei, d.h. also auf diese Bitte nicht reagiert hatte:

“Mit den Zeitgenossen ist H. leider nicht ins Gespräch zu bringen. Unsere Bitte, er möge einmal die auffällige gedankliche Nähe seines Satzes: “Die jeweilige Sprache ist das Geschehnis jenes Sagens, in dem geschichtlich einem Volk seine Welt aufgeht und die Erde als das Verschlussene aufbewahrt ist” (Holzwege, S. 61) zu dem Satze L. WEISGERBERS: “Eine Muttersprache ist der Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft, das gesellschaftliche Wirksamwerden der sprachlichen Gestaltungskraft einer Menschengruppe” (WW 7, 1956/57), 66) zum Anlaß nehmen, sich mit der inhaltbezogenen Sprachauffassung auseinanderzusetzen, hat leider keine Gegenliebe gefunden. Gemeinsame Grundtendenzen sind sicherlich vorhanden, aber eine echte Begegnung ist noch nicht gelungen.” (Gipper 1962: 925)

Die Wiedergabe Gippers legt allerdings auch nahe, dass die Bitte eher den Charakter einer Aufforderung hatte, so dass Heideggers Stillschweigen nicht gerade unverständlich ist.

Zwei Jahre später, 1964, erscheint die meines Wissens letzte (positive), nun leicht erweiterte Referenz Weisgerbers auf Heidegger:

“Stehen bei Hegel im Hintergrund die vielfältigen Probleme des Geistes, so rückt für M. Heidegger in den überraschenden Sprachbemühungen vor allem seines späten Werkes die Sprache in unmittelbare Nähe des Seins. Gewiß erscheinen die Sätze, die Heideggers Deutung der Sprache am einprägsamsten formulieren, auf den ersten Blick recht eigenwillig (vgl. E. Schöfer). Aber wer

⁶¹⁵ Zwei weitere Stellen liefern einmal einen ganz unbestimmt gehaltenen Hinweis auf Heidegger (Weisgerber 1962c: 138), ein anderes Mal die Anführung von Heideggers Wortfügung *ver-fügendes Ge-schick* als Beispiel für ‘überraschende’ Wortneubildungen (ebd. 203).

eindringlich genug mit den Rätseln der Sprache gerungen hat, wird sie nicht mehr so rätselhaft finden: daß die Sprache «das Haus des Seins» ist, und daß sie als «lichtend-verbergende Ankunft des Seins selbst» dem Menschen «Seins-eröffnung» ist, will von der ontologischen Seite her auf die gleichen Grundtatsachen hinführen, die von der menschlichen Seite her mit dem Gedanken von der sprachlichen Weltgestaltung angezielt sind.” (Weisgerber 1964a: 192)

Dem folgt dann eine erneute Gegenüberstellung der zwei nun schon bekannten Sätze Heideggers und Weisgerbers mit der erneuten Forderung, dass es sich lohnen würde, diese Gemeinsamkeiten einmal näher zu untersuchen.⁶¹⁶ Ebenso wie Schöfer vertritt Weisgerber die Ansicht, die Sprachinhaltsforschung gehe vom Menschen bzw. der Sprachgemeinschaft aus und Heidegger vom Sein, und beide könnten sich in der Mitte, der *Zwischenwelt Sprache*, im Ergebnis treffen und so ergänzen. Dass diese Instanz *Sprache* mit der *Muttersprache* und zwar als *Norm* zu identifizieren sei, wird dabei einfach vorausgesetzt, und das heißt, Heideggers Verständnis von Sprache bleibt in seinen wesentlichen Zügen vollkommen unverstanden. Dazu passt auch, dass Erich Rothacker, Weisgerbers Sprachinhaltsforschung eng verbundener früher Mentor Apels, auf einem Festvortrag in der Bonner Universität 1964 (Rothacker 1973: 3) eine Heidegger-Interpretation vorlegt, die diesen zum Kulturanthropologen (ebd. 27) macht, und dies mit dem selben Argument wie Weisgerber, dass “sich eine Verwandtschaft vieler ihrer Thesen mit bestimmten eigenen Überzeugungen” (ebd. 4) “unter einer völlig anderen Terminologie” (ebd.) verberge.⁶¹⁷

Nach 1964 ist es aus dem Bonner Umfeld nur noch Gipper, der immer wieder, bis in späte Veröffentlichungen, verstreute Hinweise auf eine Nähe Weisgerbers und Heideggers vorbringt. Neben einer Reihe unspezifischer Verweise auf Heidegger⁶¹⁸ lässt sich die Tendenz erkennen, dass Gipper anfangs noch zeigt, dass er sich der Problematik des Nähepostulats bewusst ist, insofern er in den zuerst 1963 erschienenen *Bausteinen zur Sprachinhaltsforschung* anmerkt, dass es Heidegger zufolge zwar problematisch sei, das sprachliche ‘In-der-Welt-sein’ als “Subjekt-Objekt-Verhältnis zu denken” (Gipper 1969: 17), dass die empirische Sprachforschung aber auf “solche analysierenden Fragestellungen” (ebd.) deswegen nicht einfach verzichten könne. In der Folge macht sich ein starker Apel-Einfluss bemerkbar, der bis in die 70er Jahre reicht.

⁶¹⁶ Im Prinzip natürlich auch ein Hieb gegen Schöfer, der diese Untersuchung ja gerade durchgeführt hatte.

⁶¹⁷ Dass Heidegger von Rothacker nicht viel hielt, kommt schon 1930 in einem Brief an Stenzel (Heidegger 2000: 24) klar zum Ausdruck, in dem er Rothacker als das klassische Beispiel eines ‘Betriebs’-Philosophen anführt, der es hauptsächlich auf das Wiederkäuen von Philosophie in Zeitschriften abgesehen habe und Philosophie als Kulturbetrieb verstehe.

⁶¹⁸ U.a. Gipper (1992/93, Bd. 1: 33, 55 [1965]; Bd. 4: 87 [1977]).

Auf dem von Gadamer⁶¹⁹ organisierten Kongress zum *Problem der Sprache* (1966) möchte Gipper in seinem Vortrag zeigen, dass die Sprachinhaltsforschung im Verein mit den Ansätzen Apels, Heideggers, Gadammers, Lohmanns etc.⁶²⁰ zu einer “Kritik der historischen Vernunft” (Gipper 1967: 425) dadurch beitragen könne, dass sie die “transzendental-hermeneutischen Dimensionen der natürlichen Sprachen” aufzudecken in der Lage sei. In seiner Arbeit zum sprachlichen Relativitätsproblem (Gipper 1972) soll das explizit mit Heidegger verbundene Problem des hermeneutischen Zirkels durch die Zusammenarbeit Apelscher und Weisgerberscher Prämissen gelöst werden: Jede Reflexion auf Sprache verweist als Metasprache doch wieder auf Objektsprache und damit auf Einsichten der Sprachinhaltsforschung, die jedoch zusätzlich “stets Stützung durch die kontrollierbare Erfahrung und durch die ständig wachsenden Einsichten der »Interpretationsgemeinschaft« der Forscher” (ebd. 83) empfangen. In späteren Arbeiten ist der eigene Standpunkt dann so ge- oder verfestigt, dass Allusionen an den Heideggerschen Standpunkt diskussionslos einverleibt werden können, wie etwa in der Kennzeichnung von Sprache als “ein Humanum, ein Anthropinum, als ein Existenzial (M. Heidegger) [...], das Welt erst geistig verfügbar macht” (Gipper 1992/93, Bd. 3: 161 [1975]), wodurch Heideggers Sicht auf Sprache durch die beigeordneten Charakteristika systematisch verstellt wird.⁶²¹

Die Darlegungen dieses Abschnitts zeigen also, dass es besonders im Jahrzehnt von 1954 bis 1964 und besonders im Bonner Umfeld Weisgerbers kollektive Anstrengungen gab, die philosophischen Prämissen der Sprachinhaltsforschung mit Heideggers Sprachauffassung in Verbindung zu bringen. Dies scheiterte daran, dass der eigentliche Anspruch Heideggers meiner Ansicht nach nicht erkannt wurde und dass Heidegger auch nicht bereit war, in einen Dialog mit dieser Interpretationstendenz zu

⁶¹⁹ Der aufmerksame Leser wird sicherlich vermissen, dass die Funktion Gadammers in dieser Arbeit nicht thematisiert wird. Dies hat damit zu tun, dass Weisgerber sich mit Gadamer so gut wie gar nicht beschäftigt hat und unsere Untersuchung von der Sprachinhaltsforschung ausgeht und von diesem Ausgang her ihren Bezug zu anderen philosophischen Positionen thematisiert. Deswegen mussten Grenzen gezogen werden. Interessante Verbindungen gäbe es zur Genüge, sie sind allerdings auch wieder so komplex, dass sie eine eingehendere Analyse erforderten. So hat beispielsweise Lafont Gadamer als Weltbildphilosophen aufgefasst, der ihr als Vorläufer einer ausgearbeiteteren Version der kommunikationstheoretischen Weltbildphilosophie Apels und Habermas' galt, zudem gilt Gadamer natürlich als einer der wichtigsten Heidegger-Schüler. In diesen Kontext interferiert dann noch Gadammers Humboldt-Rezeption, die zwar von der Heidegger-Lektüre stark beeinflusst ist, vom Weg der uns entscheidenden Differenz der Weisgerberschen und Heideggerschen Humboldt-Rezeption aber eher abbringt, was damit zusammenhängt, dass Gadamer eine Art uneingeschränktes Vertrauen in die grenzüberschreitende und grenzensprengende Kraft der Hermeneutik und des hermeneutischen Gesprächs propagiert, welches den fundamentalen Befangenheiten, die Weisgerber und Heidegger thematisieren, in hermeneutisch-idealistischer Manier ihren Stachel nimmt.

⁶²⁰ Eine ähnliche synoptische Reihenbildung von Sprachinhaltsforschern und Philosophen findet sich dann 1966 bei Christmann (1966: 442). Hier werden Weisgerber, Porzig und Trier mit Cassirer, Wittgenstein und Heidegger in eine Reihe gesetzt, unter der Oberkategorie ‘Vertreter der deutschen Tradition der Weltbildthese’, mit stützendem bibliographischen Hinweis auf Gipper.

⁶²¹ Ganz ohne Nennung Heideggers kommt die Kennzeichnung von Sprache 1988 aus: “Die Sprache, genauer: **jede natürliche Sprache ist eine existenziale Bedingung menschlichen In-der-Welt-Seins.**” (Gipper 1992/93; Bd. 2: 177 [1988]; Fettdruck im Original).

treten. Mitgewirkt haben mag auch, dass sich in diesem gleichen Umfeld auch Kritik an Heidegger zu Wort meldete. Dieser Aspekt soll in Kap. 4.4.3. behandelt werden.

(ii) In diesem Abschnitt können wir uns kurz halten. Er dient im Prinzip nur dazu, zu dokumentieren, dass die Sicht auf Heidegger von Seiten der Sprachinhaltsforschung, ganz unabhängig von ihr, in späteren Jahren und von anderen Forschungsperspektiven aus quasi unverändert wieder auftaucht, nun aber nur noch in Bezug auf Humboldt. Grundtenor ist dabei, dass der zentrale Anspruch von Heidegger, die Entwicklung einer 'eigentlichen' Sprache, in seinem systematischen Anspruch nicht berücksichtigt wird und Heideggers Sprachbegriff mit dem der normhaften *langue* identifiziert wird. Dies ist schon der Fall bei Hennigfelds Aufsatz über Heideggers Sprachauffassung, wo es unmissverständlich heißt:

“In diesem Zusammenhang [Sagen als Entwerfen der Lichtung; B.S.] hat für Heidegger auch Humboldts Einsicht über die Sprache als einer bestimmten Art der Weltansicht ihren Ort. Wenn Sprache überhaupt als das Sagen der Unverborgenheit des Seienden aufgefaßt wird, dann sind die einzelnen Sprachen der konkrete Vollzug des entwerfenden Sagens, dann gehen in diesem Sagen verschiedene Welten auf, in denen sich die Geschichte eines Volks gründet.” (Hennigfeld 1982: 245)

Auch für Glauner steht Heidegger eindeutig in der sprachphilosophischen Traditionslinie Hamanns, Herders, Humboldts und Cassirers (Glauner 1998: 28f.), da er mit ihnen die These von der Gleichursprünglichkeit von Sprache und Welt teile sowie das daraus resultierende Votum gegen die sprachanalytische Philosophie, “daß das Wesen der Bedeutung von der irreduziblen Offenheit und Öffentlichkeit des Sprache-Weltbezugs und nicht von der designativen, wahrheitsfunktionalen Struktur des Urteils her bestimmt werden muß.” (ebd. 29).

Der schon öfters genannte Ansatz Lafonts schließlich, der heute deswegen sehr stark beachtet wird, da er versucht, die kontinentale hermeneutische Richtung von Sprachphilosophie in einen fruchtbaren Dialog mit der angloamerikanischen analytischen Sprachphilosophie und ihren späten Ausläufern zu bringen, widmet einen umfangreichen Teil seiner Studien der Rechtfertigung der These, dass es Heidegger selbst gar nicht bewusst war, wie sehr er dem HHH-(Hamann-Herder-Humboldt-) Paradigma verhaftet war (Lafont 1999: XIVff.; 7, 11). Dies werde besonders durch eine eingehende Analyse von *Sein und Zeit* deutlich, wobei Lafont zur Erkenntnis gelangt:

“Discourse is defined by Heidegger as «the articulation of intelligibility of being-in-the-world ... according to significations» (BT, p. 206). In this way there emerges a perspective on the analysis of language that is oriented rigorously toward Humboldt’s views, a perspective in which the *constitutive* character of language (discourse) for the «disclosedness of Dasein» is taken into account.” (Lafont 1999: 67)

Wie schon erwähnt, dient dann eine Stelle aus *Sein und Zeit*, die sich auf die alltägliche Ausgelegtheit im ‘Gerede’ bezieht⁶²², als letzter und unumstößlicher Beweis für die Richtigkeit dieser These. Heideggers Kritik an Humboldt beruhe auf einem falschen Verständnis desselben. Sie gehe fälschlicherweise davon aus, dass Humboldt Sprache als Mittel verstanden habe (ebd. 76), merke nicht, dass Sprache und Weltansicht bei Humboldt intrinsisch aneinander gekoppelt seien (ebd. 103) und verstehe Humboldt falsch, wenn davon ausgegangen werde, dass Sprache bei ihm einseitig an die Tätigkeit des Subjekts gebunden sei (Lafont 2000: 71).⁶²³

(iii) Eher der Vollständigkeit halber und mit Blick auf die schon zu Beginn unserer Arbeit erwähnte Tatsache, dass Heidegger und Weisgerber weit häufiger als allgemein angenommen in eine direkte Beziehung gebracht wurden, seien nun noch kurz vier mir bekannte ‘Nähepostulate’ dokumentiert, die allesamt stark ideologiekritisch motiviert sind. Dabei bieten diese vier Beispiele einen schönen Einblick in die je zeitgeschichtlich wechselnden ideologischen Motivationshorizonte.

An erster Stelle sei Glässers 1939 erschienene *Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung* genannt, in der, wie wir schon berichtet hatten, Weisgerber als Genosse Schmidt-Rohrs verurteilt wurde, da seine Sprachauffassung gegen den Primat des Rassegedankens gerichtet sei (Glässer 1939: 53ff.). Wenige Seiten später wird dann auch Heidegger desselben Vergehens bezichtigt, da auch er der “idealischen Sprachform” (ebd. 60) huldige und den “Fatalismus einer ornamentalen Denkformenkunde” propagiere (ebd. 12).

1966 steht man vor einer Kritik unter antipodischen Vorzeichen. Minder zieht direkte Parallelen zwischen Heideggers und Weisgerbers Sprachstil und darin sich bekundender antidemokratischer, nazifreundlicher Gesinnung.

⁶²² Sie lautet in der englischen Version mit den graphischen Hervorhebungen Lafonts wie folgt: “This everyday way in which things have been interpreted is one into which Dasein has grown in the first instance, with never a possibility of extrication. In it, from out of it, and against it, all genuine understanding, interpreting, and communicating, all re-discovering and appropriating anew, are performed. In no case is a Dasein, untouched and unseduced by this way in which things have been interpreted, set before the open country of a ‘world-in-itself’ so that it just beholds what it encounters.” (Lafont 1999: 79)

⁶²³ Die daraus abgeleitete Kritik an Heidegger wird in Kap. 4.4.3. besprochen werden.

“«Die entscheidenden Kräfte des Volkstums wirken in der Tiefe, mit der Ruhe des Zeitlosen und der Sicherheit des Selbstverständlichen» – das könnte wörtlich in Heideggers *«Hebel»* stehen, und wie Heidegger greift auch Weisgerber pathetisch in die Höhen und in die Tiefen aus, verbindet die Nornen und Siegfried, die Mütter und Faust: die «weltweite deutsche Sprache» ist zugleich «uralte Haupt- und Heldensprache», die den Gehalt an Urworten am getreuesten bewahrt und damit dem kosmischen Geheimnis am nächsten geblieben sei.” (Minder 1966: 19)

Obwohl die Grundaussage des pathetisch-urdeutschen Sprachgestus Heideggers und Weisgerbers sicher zutreffend ist, überzieht Minder in seinem Parallelisierungsstreben in einigen weiteren Aspekten deutlich, nur noch in der Absicht, seiner Kritik den nötigen Effekt zu verleihen. Dass beide das Fronterlebnis von 1918 “sakralisierten” (ebd. 20) und die Weimarer Republik “diabolisierten” (ebd.), dürfte jedenfalls schwer zu belegen sein.⁶²⁴

1973 startet dann Albrecht aus marxistisch-leninistischer Perspektive einen ‘Angriff’ auf die Personalunion Heidegger-Weisgerber. Er geht von der Grundthese aus:

“Weisgerber diene ebenso wie Heidegger mit seinen sprachphilosophischen Auffassungen den reaktionären Kräften des deutschen Monopolkapitals und rechtfertigte deren imperialistische Expansionen mit den Mitteln der Sprachphilosophie.” (Albrecht 1973: 102)⁶²⁵

Bezüglich Weisgerber wird dann herausgestellt, dass dieser eine “offen nationalistische” und “agnostizistische” Sprachauffassung vertrete (ebd. 104), wobei Albrecht bezüglich der nationalistischen Tendenzen ganz generell auf Weisgerbers Beitrag *Sprache* zum *Handwörterbuch der Soziologie* (Weisgerber 1931d) verweist, wo beim besten Willen keine diesbezüglichen Aussagen zu finden sind. Diese hätte er in anderen Texten aber leicht finden können. Dass zwischen Heideggers und Weisgerbers Konzeption vom Weltbild der Sprache ‘enge Beziehungen’ bestehen, steht für Albrecht außer Frage, dies zeige sich daran, dass Heidegger in *Unterwegs zur Sprache* betont habe, dass Europäer und Japaner in einem ganz anderen ‘Haus der Sprache’ wohnten (ebd. 117). Nach einer kurzen Diskussion Heideggers kommt Albrecht dann zum Fazit, dass es vor allem dessen *theologische* Grundposition sei, die in schärfstem Gegensatz zur Position des dialektischen Materialismus stehe und strikt abgelehnt werden müsse (ebd. 119f.).

⁶²⁴ Durchaus legitim ist es ja, Heidegger und Weisgerber eine national-konservative und auch reaktionäre Grundeinstellung nachzuweisen, die auch zuließ, das beide sich mit dem Nationalsozialismus arrangierten. Für die ‘Sakralisierung von Fronterlebnissen’ und die ‘Diabolisierung der Weimarer Republik’ hatte sich zur Zeit der Weimarer Republik aber nicht nur eine Art eigenes Literatur‘genre’ herausgebildet, sondern auch die Praxis eines offen agitatorischen Diskurses, in die meiner Ansicht nach weder Weisgerber noch Heidegger einzuordnen sind, was Minder hier aber insinuiert.

⁶²⁵ Weisgerber wehrt sich dann in einer ebenfalls 1973 veröffentlichten Replik gegen Albrecht und zitiert auch diesen Satz (Weisgerber 1973d: 272), geht aber mit keinem (weiteren) Wort auf die Parallelisierung mit Heidegger ein.

Die Argumentation Albrechts beruht ebenso wie 20 Jahre später diejenige Jürgen Roths auf einer unbefragten Übernahme stereotyper Vorurteile. Selbst wenn bedenkenswerte Aspekte, wie derjenige der zwei ‘Sprachhäuser’ Heideggers, in die Argumentation einfließen, so kann aufgrund der Befangenheit in Vorurteilen deren systematischer Stellenwert gar nicht als solcher zum Tragen kommen. Roth hat in der von Ivo 1994 herausgegebenen Anthologie der Weisgerber-Kritiken mehrfach eine Parallelität der Denkansätze Weisgerbers und Heideggers insinuiert. Wenn auch vom Ansatz her auf einem weitaus höheren Reflexionsniveau als Albrecht, so weisen doch die Argumentationsstellen, die eine solche Parallele behaupten, eine von Albrecht kaum distinkte Art des Diskurses auf. Neben sehr allgemein gehaltenen und in der Sache sehr fragwürdigen Pauschalurteilen wie denjenigen, dass Weisgerbers frühes Theorem von der beherrschenden Dominanz der Muttersprache im “Dunst- und Begünstigungsklima der Heideggerschen Existenzialhermeneutik” (Roth 1994: 76) entstanden sei oder dass Weisgerber “in der Tradition der Heideggerschen Seinsmystik” (ebd. 103) und dem damit verbundenen ‘absurden Fetischismus’ stehe, liegt Roth dann vollkommen falsch, wenn er auf sachliche Argumente zurückgreifen möchte. So habe sich Weisgerber schon früh “der von Heidegger her bekannten Distinktion in Reales versus Wirkliches bedient” (ebd. 96), wobei das Wirkliche, bei Heidegger wie auch bei Weisgerber, als ontologisch Distinktes zwischen Reales und Abstraktes trete und eine eigene Seinsform ausmache (ebd.). Hier verkennt Roth nicht nur die wesentlichen Unterschiede des Energiebegriffs bei Weisgerber und Heidegger, sondern stellt zudem auch unhaltbare Konjekturen auf, indem er eine direkte Beeinflussung Weisgerbers durch Heidegger für die frühen Schriften Weisgerbers einfach als gegeben voraussetzt. An anderer Stelle wird eine Stelle aus *Sein und Zeit*, die die Gemeinsamkeit des Mitseins in Sprache betrifft, zitiert, um die bei Heidegger und Weisgerber gleichermaßen vertretene schicksalhafte Gefangenheit in Sprache zu belegen, ohne dass aber der Unterschied von ‘eigentlicher Rede’ und ‘Gerede’ bei Heidegger beachtet würde. Dass dieser Gesichtspunkt wesentlich ist und das stereotype Argumentationsschema durchbricht, hat in heideggerkritischer Absicht, wie schon erwähnt, erst Tomus richtig festgestellt und damit indirekt gezeigt, dass eine Parallelisierung der Ansätze Heideggers und Weisgerbers aus ideologiekritischer Absicht selbst einer ideologiekritischen Revision bedarf.

4.4.3. Heideggerkritik unter den Prämissen der Sprachinhaltsforschung

Der Titel dieses Kapitels ist so zu verstehen, dass *der Bezug zur Sprachnorm*⁶²⁶ als *Ausgangspunkt oder Maß* der Kritik an Heidegger ein signifikanter gemeinsamer Grundzug ansonsten sehr heterogener Kritiken an Heidegger ist. Dabei wird in der Folge zunächst (i) die an Heidegger geäußerte Kritik von Seiten der Sprachinhaltsforschung selbst dokumentiert. (ii) Daran anschließend soll noch einmal kurz auf die im Grunde schon erarbeitete Erkenntnis verwiesen werden, dass auch die dem Apelschen Paradigma folgenden Kritiken auf den Bezug zur Sprachnorm nicht verzichten können. (iii) Auch aus der sprachanalytischen Sicht Lafonts fehlt der Bezug zur Sprachnorm nicht, obwohl er argumentationslogisch ganz anders verwertet wird. Hier wird Heidegger mitsamt den anderen ‘Weltbildhermeneutikern’ vorgeworfen, dass die normkonstituierende Funktion von Sprache überbewertet und der Referenzbezug vergessen werde.

(i) Das bis auf eine Ausnahme⁶²⁷ *einzig* von Sprachinhaltsforschern gegen Heidegger vorgebrachte Argument ist das des *zu weitgehenden Verstoßes gegen die Sprachnorm*. Durch den Verweis auf die Überschreitung eines Maßes wird zugleich deutlich, dass die Rolle der Sprachnorm bei Heidegger, d.h. des ‘Geredes’, nicht erkannt wird. Dies betrifft zunächst mehrere von Sprachinhaltsforschern publizierte Kritiken aus dem Jahr 1962. So schreibt Hans Schwarz, der zusammen mit Gipper das *Bibliographische Handbuch der Sprachinhaltsforschung* herausgegeben hatte, in einer dort veröffentlichten Rezension von Heideggers *Die Frage nach der Technik*:

⁶²⁶ Der Begriff der Sprachnorm, auf den sich die in dieser Frage diskutierten Auseinandersetzungen implizit oder explizit beziehen, ist der deskriptive Normbegriff und nicht der präskriptive. Sprachnorm ist in diesem Sinne eine Instanz, die sich, individuellen Willensakten entzogen, in Sprachentwicklung konstituiert (und langsam verändert) und als ‘natürliche’ bestimmt, was ‘normal’ ist.

⁶²⁷ Diese Ausnahme betrifft Gippers Diskussion von Heideggers in der *Einführung in die Metaphysik* (EiM 67-70) aufgeführten und besprochenen Beispielsätzen zur vieldeutigen Verwendung des *ist* (Gipper 1969: 175-177). Heidegger geht es dabei darum zu zeigen, dass die vieldeutigen Verwendungen des *ist* einerseits darauf hinweisen, dass sich ‘Sein’ mannigfaltig zeigen kann, andererseits aber auch Indiz dafür sind, dass die Differenz von Sein und Seiendem und der Sinn von Sein dem metaphysisch befangenen und ‘bornierten’ Sprecher verborgen bleibt, was sich eben in der diffusen Verschwommenheit der *ist*-Bedeutungen zeige. Diese Intention Heideggers berücksichtigt Gipper nicht. Die Kritik an Heideggers Diskussion der *ist*-Beispielsätze steht bei Gipper im systematischen Rahmen einer 80-seitigen Diskussion der Interpretationen der Kopula-Funktion, die das Ziel hat zu zeigen, dass die entscheidende Funktion der Kopula die Indikation des Prädikationsaktes als solchen ist, wobei sprachinhaltlich entscheidend nicht die Kopula selbst, sondern die Inhaltswerte der durch die Kopula verbundenen Elemente sind (ebd. 210ff.). Dieses Argument richtet sich aber in erster Linie gegen sprachanalytische Auffassungen der Prädominanz der logischen Funktion der Kopula, insbesondere die Auffassung Stegmüllers (ebd. 138ff., 205ff.). Heidegger wird, unter diesen Prämissen verständlicherweise, vorgeworfen, dass eben nicht das *ist* vieldeutig sei, sondern die jeweilige Kollokation des *ist* unterschiedliche Prädikationen induziere, in denen Sprachelemente mit jeweils unterschiedlichem inhaltlichen Stellenwert auf muttersprachlich signifikante Weise in Beziehung gesetzt werden. Um diese Bezugsetzung und die inhaltlichen Stellenwerte der Bezugsglieder aber richtig zu beurteilen, müssten nach Gipper zunächst einmal die Beispielsätze Heideggers, die verschiedenen Sprachregistern entstammen, in *normgerechte* Formulierungen umgewandelt werden.

“Ob die dabei [bei Heideggers Umdeutungen; B.S.] benutzten Anschlüsse sprachgeschichtlich (etymologisch oder volksetymologisch) gerechtfertigt sind oder nicht, spielt für ihren Erkenntniswert keine Rolle.” (Schwarz 1962: 923)

Diese richtige Einsicht stellt sich dann aber im direkten Anschluss schnell als Scheineinsicht heraus:

“H. ist also, soweit er seine Verknüpfungen nicht als Sprachgegebenheiten hinstellt oder behandelt, für den Einzelfall durchaus im Recht, wenn er die Ergebnisse und die Einwände der Sprachinhaltsforschung als irrelevant beiseite schiebt. Eine andere Frage dagegen ist es, wieweit sich die Sprache selbst in dieser Weise beiseite schieben läßt: So erhellend die Anspielung und Umdeutung oft für den Augenblick sein mag, so zweifelhaft bleibt doch immer, in welchem Maße die von ihr gestiftete Verknüpfung sich gegen den Druck der wirklichen Wortinhalte, der in diesen angelegten begrifflichen Trennungen und Verbindungen auf die Dauer zu behaupten vermag. Die Aussichten hierfür sinken jedenfalls mit der Anzahl der gleichzeitig ins Spiel gebrachten Neudeutungen, und zwar ungefähr im Quadrat zu dieser; [...] Ein Denken, das sich derart übermäßig wie das H.s auf die oft mit Hilfe gewaltsamer Anschlüsse belebten Aufschlußwerte der Sprachmittel statt auf deren Begrifflichkeit stützt, ja das Gleiten von Anspielung zu Anspielung geradezu zu seinem Prinzip erhebt, ist immer in Gefahr, in die Unverbindlichkeit bloßer Wortspielerei abzurutschen.” (ebd.)

Maßvolle Verstöße also wären durchaus noch zu billigen, sobald aber das Gefüge der Sprachnorm als solches verschoben wird, droht die Unverbindlichkeit, und das heißt ja nichts anderes als Normaufhebung, die als Gefahr bzw. gewaltsamer Eingriff markiert wird.

Nur eine Seite weiter unten im besagten Handbuch findet sich dann Gippers Rezension von *Unterwegs zur Sprache* mit dem schon erwähnten enttäuschten Hinweis auf Heideggers fehlende Reaktion auf die Bitte um Stellungnahme zur Sprachinhaltsforschung. In ebendieser Rezension findet sich auch schon eine erste kritische Stellungnahme zu Heideggers Wortneudeutungen, die besonders im Falle von Heideggers Trakl-Deutungen “die Grenzen des Zumutbaren überschritten” (Gipper 1962: 924). So bedeute *verwesen* bei Trakl nicht *sein Wesen verlieren*, sondern eindeutig *verfaulen* (ebd.). Dabei gibt Gipper (ebd.) auch der in erster Auflage 1956 publizierten Kritik Muschgs an Heidegger Recht, der sich über Heideggers Trakl-Deutung empört geäußert hatte (Muschg 1958, bes. 221) und Heideggers Sprache als “Abakadabra” (ebd. 223) und “Attentat auf die deutsche Sprache” (ebd.) angegriffen hatte.

Weisgerber selbst hat zu dieser Frage nur einmal, und zwar auch 1962, allerdings weit zurückhaltender als Gipper und Schwarz Stellung genommen. Mit direktem Verweis auf Heidegger und Schöfer gibt Weisgerber zum Stichpunkt "Eigenwilliger Gebrauch eines bestehenden Wortes" (Weisgerber 1962c: 240) zu bedenken, dass erstens die eigenwillige, normabweichende Verwendung erklärt werden sollte, dass sie zweitens in ihrer Intention als Diskussionsanregung grundsätzlich zu beachten sei, führt dann aber als entscheidendes Gegenargument an:

"Im Ergebnis läßt sich allenfalls eine vorübergehende Verunklärung, selten eine Abänderung der Gerichtetheit eines Wortes feststellen. Willkürliche Besonderheiten wenden sich durchweg gegen ihren Urheber selbst. Das gilt auch für dichterische Eigenwilligkeit, wo eine geglückte und dann folgenschwere Neuerung erkaufte ist durch Hunderte von wieder versinkenden Ansätzen." (ebd.)

Für Weisgerber erledigt also die Muttersprache selbst den Akt der Verurteilung zu gewaltsamer Neudeutungen und Normverstöße. Dieses 'Vertrauen' in die 'bereinigende' Kraft der Muttersprache ist es aber gerade, welches für Heidegger unter anderen Vorzeichen Anlass für sein grundsätzliches *Misstrauen* in die Macht der Muttersprache *qua* 'Gerede' war. Auch wenn sich Weisgerber also einer expliziten Kritik an Heidegger weitgehend enthält, so wird doch deutlich, dass er 'unerschütterlich' am Fundament der Norm der Muttersprache festhält und nur im Ausgang und im Horizont dieses Fundaments argumentiert.

Gipper kommt in späteren Publikationen immer wieder auf Heideggers Wortinhaltsneu- und -umdeutungen zu sprechen, ändert aber in der Sache seine schon 1962 vorgetragene Position nicht mehr.⁶²⁸

Die Kritik der Sprachinhaltsforscher an Heidegger zeigt also einerseits, dass man sich in deren Lager der vermuteten Gleichsinnigkeit der Positionen nicht recht sicher war, dass man ihr selbst nicht so recht trauen wollte. Sie zeigt zudem, dass man an der *prinzipiellen* Unhintergebarkeit der muttersprachlichen Norm festhielt und eine Veränderung dieser Norm für zwecklos, gewaltsam und nur in Einzelfällen, d.h. als minimale Normverschiebung, für sinnvoll hielt. Damit zeigt sich noch einmal deutlich, dass an dieser Argumentationsstelle auch die größte Diskrepanz zwischen Heidegger und der Sprachinhaltsforschung besteht.

⁶²⁸ Vgl. Gipper (1971: 45ff.; 1972: 242). In einem Aufsatz aus dem Jahr 1985 findet sich eine sechsseitige Neuaufnahme der Auseinandersetzung mit Heideggers Traktat-Deutung (Gipper 1992/93, Bd. 5: 142-147), die im Resultat unverändert bleibt.

(ii) In der Phase, in der Apel durch die profiliertere Ausarbeitung seines eigenen geltungspragmatischen Ansatzes sich vom Umfeld Rothackers und der Sprachinhaltsforscher, unterstützt auch durch den Ortswechsel 1962 nach Kiel, löst, gewinnt auch seine Haltung zu Heidegger (und Wittgenstein) klare Konturen. In der Antrittsvorlesung in Kiel von 1962 wird schon die notwendige Ergänzung der Einsichten Heideggers und Wittgensteins im transzendentalpragmatischen Sinne deutlich formuliert:

“Es zeigt sich nämlich, daß alles »Verstehen« menschlichen Verhaltens, im Gegensatz zum bloßen Erklären von Naturvorgängen, zweierlei voraussetzt: 1. daß die Regel des zu verstehenden Verhaltens im Kontext einer gesellschaftlichen Lebensform, die zugleich ein Sprachspiel ist, intersubjektiv kontrollierbar sein muß, 2. daß der Interpret des regelgeleiteten Verhaltens an diesem Sprachspiel prinzipiell muß teilnehmen können.” (Apel 2002a: 266)

Wie schon zuvor herausgearbeitet, arbeiten hier also in Konjunktion das transzendente Prinzip der Geltungsüberprüfung im *rationalen Diskurs* und das transzendente Prinzip der notwendigen Bedingung der Möglichkeit eines solchen Diskurses durch die ‘Geworfenheit’ in eine Muttersprache *als Norm* zusammen. Schon in dieser Antrittsvorlesung (ebd. 271f.) und in der 1963 veröffentlichten Habilschrift (Apel 1963: 54f.) wird dann in der Kritik an Heidegger durchgehend das Prinzip der Geltungsüberprüfung im rationalen Diskurs als entscheidendes Argument herangezogen, was natürlich auch dadurch verständlich ist, dass dieses Theoriemoment die *differentia specifica* des Apelschen Ansatzes ausmacht. Entsprechend bemängelt Apel an Heidegger, dass er den hermeneutisch-pragmatischen Ansatz von *Sein und Zeit* in der Spätphilosophie nicht entfaltet habe (Apel 2002a: 271). Das Prinzip der durch sprachliche Normativität garantierten Teilnahme am *allgemeinen* Sprachspiel wird aber von 1963 an, wie auch schon herausgestellt wurde, argumentativ nicht mehr in signifikanter Weise benutzt, obwohl es untergründig in Funktion bleibt. Deutlich macht sich dies besonders auch angesichts der Gelegenheit des Festschrift-Beitrags für Gipper 1979 bemerkbar, bei der die vorgelegte Heideggerwürdigung und -kritik das Prinzip des ‘Sprachapriori’ nicht eigens herausstellt und nur auf Heideggers ungenügende Berücksichtigung des Prinzips des rationalen Geltungsdiskurses verweist:

“Ich bin [...] zu der Überzeugung gekommen, daß die *normativen* Probleme der Bedingungen der Möglichkeit von *intersubjektiver Gültigkeit* im Bereich der theoretischen und praktischen Vernunft

nicht thematisiert, geschweige denn gelöst, werden können auf der Linie einer Heideggerschen Philosophie des «Seinsgeschicks», die die abendländische Philosophie der «Subjektivität», eingeschlossen den transzendentalen Autonomie-Anspruch der menschlichen Vernunft, durch ein «andächtiges» Denken zu ersetzen sucht, das seine Geltungsansprüche durch «Zugehörigkeit» (oder auch «Hörigkeit») zum Seinsgeschick rechtfertigt. Ich bin eher besorgt, daß diese Art von Denken [...] es dahin bringen könnte, daß, zusammen mit der «bürgerlichen Illusion» (Foucault) einer theoretischen und praktischen Autonomie des solipsistischen Subjekts, auch die Idee des menschlichen Subjekts der theoretischen und praktischen Geltungsansprüche und die damit unlöslich verbundene Idee der solidarischen Verantwortung des Menschen für die von ihnen [sic!] fortzusetzende Geschichte als obsolet erscheint.” (Apel 1979 132f.)

Die weitgehende Ausblendung des Sprachaprioriarguments führt dann auch dazu, dass Apel zu späterer Gelegenheit (Apel 1998 [1991]: 479), bei der er Heidegger vorwirft, einen performativen Selbstwiderspruch zu begehen, indem er für seine seinsgeschichtliche Philosophie allgemeine Geltung beanspruche, andere Ansätze aber durch das Argument der Metaphysikverfallenheit in ihrer Geltung relativiere, nicht zwischen illokutionärem und perlokutionärem ‘Sprachakt’ Heideggers unterscheidet, d.h. nicht eigens die Frage thematisiert, warum das, was Heidegger sagen will, (nach Heidegger) nicht mehr auf dem Boden der Allgemeinverständlichkeit gesagt werden kann und somit den konsensbegründenden Fundus von Umgangssprache aus den Angeln hebt. Für Heidegger, wie gesagt, wäre so etwas wie eine ‘intersubjektive Geltungsdiskussion’ wenn dann überhaupt nur auf dem Boden einer neuen Sprache sinnvoll und bedürfte von vornherein nicht des faktischen Horizonts von Allgemeinheit und Norm. Die Diskussion dieser tieferliegenden und wohl kaum aufhebbaren Diskrepanz bedarf also notwendigerweise der *expliziten* Berücksichtigung des Sprachaprioriarguments, die Apel aber scheut bzw. aus den schon erwähnten Gründen auch gar nicht möchte.

Diese Diskussionskonstellation kann man meiner Ansicht nach durchaus als paradigmatisch bezeichnen. So wirft etwa Habermas Heidegger eine “Entwertung des diskursiven Denkens” (Habermas 2001: 182) vor, Saffer bemängelt, dass Heidegger nicht der “Verpflichtung” (Saffer 1996: 217) nachgekommen sei, dass “der, der eine neue Sprache konstruiert, sein Prinzip angeben [muss], will er von anderen verstanden werden und will er sich selbst verstehen” (ebd. 216f.), Glauner schreibt:

“Heidegger verläßt mit seiner am Wort orientierten Vorstellung der ‘Sprache des Wesens’ nicht nur den Bereich der propositional organisierten Philosophie, sondern mißachtet im Übergang zum

seinshermeneutischen ‘Dichten und Denken’ den gerade skizzierten Zusammenhang von alltäglicher Sprachpraxis und ‘Sprache des Wesens’.” (Glauner 1998: 85)

Auch für Glauner muss es also eine jede ‘Sprache des Wesens’ in einem Zusammenhang mit “alltäglicher Sprachpraxis” stehen, und dass dies im Sinne Apels auch als Forderung aufgestellt wird, wird daran deutlich, dass er die Herausforderung der heutigen Philosophie darin sieht, dass Argumente zu finden seien,

“wie dieses sprachkonstitutiv Sprachtranszendente anhand einer modifizierten Theorie der Erfahrung und des Urteils in seinem jeweils konkret empfundenen ‘Mehr’ **näher bestimmbar wäre**. Sozusagen im Sinn eines de-transzendentalen Kantischen ‘quid juris’ müsste hierzu gezeigt werden, wie über Adornos und Heideggers sprachkritische Argumentationen hinaus die **Geltung** der Vorstellung eines urteilstranszendenten Mehrbestandes im Zusammenhang einer modifizierten Theorie der Erfahrung und **des Urteils begründet** werden könnte.” (Glauner 1998: 284; Hervorhebung durch Dickdruck B.S.)

In der Heideggerkritik, die nach dem Muster des Apelschen Argumentationsparadigmas funktioniert, macht sich also der Tatbestand bemerkbar, dass man in der Ablehnung des Heideggerschen Idiolekts und seiner bei Heidegger präbendierten ‘Funktionalität’ nicht daran vorbeikommt, das Prinzip des Sprachapriori als Garant eines funktionierenden Geltungsdiskurses in Anspruch zu nehmen. Damit argumentiert diese Linie der Heideggerkritik implizit *auch* unter den Prämissen der Sprachinhaltsforschung, andererseits will sie dies aber nicht (mehr) offen zugeben.

(iii) Dass wir in diesem Kapitel nur noch auf Lafonts Argumentation aus der Phalanx der sprachanalytischen Heideggerkritik verweisen, liegt daran, dass Lafont gerade den Finger auf die eben herausgestellte ‘Wunde’ der Argumentation nach Apelschem Muster legt. Sie wirft Heidegger vor, dass er *mitsamt seinen Kritikern*, die die mangelnde Berücksichtigung des rationalen Geltungsdiskurses einklagen, dem Prinzip des Sprachapriori verschrieben sei. Insofern argumentiert also auch sie zumindest im Rekurs auf die Prämissen der Sprachinhaltsforschung (bzw. vor allem auf Humboldt, der fast sogar übertrieben im Sinne der Sprachinhaltsforschung verstanden wird). *Sowohl* Heideggers frühe Existenzialhermeneutik *als auch* seine Spätphilosophie ruhen für Lafont auf dem Boden eines faktischen, detranszendentalisierten Sprach’apriori’, welches *allein* der Sprache weltkonstituierende Leistungen zuschreibt. Aus Lafonts Perspektive unterscheidet sich Heideggers Spätphilosophie von seiner frühen Philosophie nur dadurch, dass nun durch die Verlagerung des Fokus auf die

Leistung der Sprache das sprechende ‘Subjekt’ und damit der kommunikative Aspekt von Sprache verschwindet (Lafont 1999: 55f., 71), was einen Immunisierungs- und Totalisierungsschub zur Folge hat und in die unrechtmäßige Normativierung einer “*absolute authority*” mündet (Lafont 2000: 286, 111). Insofern stellt Heideggers Spätphilosophie für Lafont nur einen um den kommunikativen Aspekt gekappten, defizienten Modus bedeutungsholistischer Sprachphilosophie dar.⁶²⁹

Gegenüber *allen* Vertretern des von ihr so verstandenen *meaning holism*, d. h. sowohl gegenüber Heidegger als auch gegenüber Apel, Habermas, Gadamer, Humboldt etc. klagt Lafont die fehlende Berücksichtigung des ‘Geltungskriteriums’ der *Referenz* bzw. die Autonomie des im sprachlich Referierten sich immer schon zeigenden und immer auch vorausgesetzten Ontischen ein. Lafonts zentrale Argumente für eine solche Autonomie des Ontischen stützen sich hierbei insbesondere auf die Theorien der *direct reference*, wie sie in Auseinandersetzung mit Quine vor allem von Donnellan und Putnam entwickelt wurden (vgl. Lafont 1999: 236-274). Lafonts Vorwurf an die Bedeutungsholisten lautet, dass sie den besonders in Lernprozessen sich zeigenden kognitiven Aspekt von Sprache, der auf einem Abgleich von sprachlichem Akt und ontisch Realem beruhe, und ineins damit das Ontische als solches ignorieren, und zwar sowohl in ihrer ontologischen als auch in ihrer gnoseologischen Funktion. Dennoch möchte Lafont ihren Ansatz, und das ist sicherlich das entscheidend Neue daran, als Diskussionsanregung eines möglichen Dialogs zwischen kontinental-hermeneutischer und angloamerikanisch-analytischer Sprachphilosophie verstanden wissen und strebt eine Art fruchtbarer Ergänzung beider Traditionsstränge von Sprachphilosophie an (vgl. Lafont 1999: xi). Da aber in letzter Konsequenz doch an das an logische Analyse der Sprache und den prekären Begriff des Ontischen geknüpfte grundlegende Prinzip des Fallibilismus appelliert wird, was besonders in der Heideggerinterpretation deutlich wird (vgl. Lafont 2000: 286f., 111, Anm. 2), bleibt fraglich, ob Lafont den Bedeutungsholisten nun wirklich entgegenkommt und eine begehbare Brücke des Verständnisses schafft. Dass dies bezweifelt werden kann, zeigt unter anderem der Kommentar Apels zu Lafont (Apel 1998: 549-559), der deutlich macht, dass Apel keineswegs bereit ist, seine eigene Position aufgrund der Arbeit Lafonts einer Revision zu unterziehen. Dabei versteht Apel durchaus, dass Lafonts Heideggerkritik, und das

⁶²⁹ Dadurch, dass Lafont dieses ihr Argument insbesondere dadurch begründet, dass Heidegger das subjektive Moment von Humboldts *Energiea*-Begriff falsch interpretiert habe und dann schließlich jeden Akt eines kommunikativen Handelns als Akt der individuellen *parole* aus seiner Spätphilosophie ausgeschlossen habe (Lafont 1999: 71), in der nur noch die Sprache (als *langue*) spreche, trifft sie sich hier mit der beiläufig vorgebrachten Heidegger-Kritik Borsches an Heidegger (Borsche 1981: 65, Anm. 15) aus dem Lager derjenigen, die den *parole*-Aspekt zum Schwerpunkt von Humboldts Sprachphilosophie machen wollen.

heißt ihr entscheidendes Moment der Kritik der Absolutsetzung des weltkonstituierenden Sprachapriori, sich über Heidegger hinaus ausweitend auch auf seine eigene Position bezieht (ebd. 552), und antwortet darauf mit einer emphatischen Bekräftigung der transzendentalen und wahrheitsstiftenden Funktion des rationalen Diskurses der Abklärung von Geltungsansprüchen (ebd. 558ff.). Auch Glauner weist Lafonts Heideggerkritik mit dem Argument zurück, dass Lafont verkenne, dass Heideggers Sprachphilosophie nach der ‘Kehre’ “als eine Kritik an der intensionalen Semantik – sowohl Frege’scher [sic!] als auch einer lebensweltlichen Prägung (Idealismus der Lebenswelt) – begriffen werden muß” (Glauner 1998: 46, Anm. 47). Im Fazit lautet das Urteil Glauners:

“Auf den Punkt gebracht lautet damit das Argument gegen Lafont: Liest man die ‘Kehre’ als eine «Verabsolutierung der Welterschließungsfunktion und der damit einhergehenden Ausblendung der Bezeichnungsfunktion der Sprache» [...], dann verfehlt man die sprachkritische Pointe von Heideggers Ereignisontologie.” (ebd.)

Dass Glauner selbst diese sprachkritische Pointe im Grunde möglicherweise aber auch nicht zureichend versteht⁶³⁰, da er als letztes Korrektiv (nach Apelschem Muster) eine Geltungsabklärung auf dem Fundament der unhintergehbaren *Umgangssprache* einfordert, wurde schon erwähnt. Der Einwand Glauners zeigt, vielleicht deutlicher noch als derjenige Apels, dass man bezweifeln darf, dass es Lafont gelingen sollte, den Graben zwischen den zwei großen Paradigmenblöcken der Sprachphilosophie überbrücken zu können. Glauners Hinweis auf Frege und damit auf den Anfang der analytischen Sprachphilosophie macht deutlich, dass trotz deren unübersehbarer Transformationen Grundargumente der sprachanalytischen Tradition in Lafonts Ansatz als paradigmatisches Gepäck fortwirken. Damit würde sich natürlich auch die Frage stellen, inwieweit sich Lafont von der bei Carnap beginnenden und besonders über Tugendhat, Stegmüller etc. sich fortsetzenden Kritik Heideggers aus ‘traditionell’ sprachanalytischer Sicht distanziert. Dieser Frage können wir im Rahmen dieser Arbeit nicht nachgehen, ebensowenig wie derjenigen der Auseinandersetzung Heideggers mit dieser Kritik. Für unsere Belange reichte es herausgestellt zu haben, dass der Umgang mit Heideggers Sprachdenken, und insbesondere mit dem nach der ‘Kehre’, einerseits

⁶³⁰ Man könnte natürlich auch behaupten, dass Glauner Heideggers Sprachpointe versteht, ihr aber aus guten Gründen nicht folgen möchte. Dann müsste aber deutlicher werden, dass es sich bei der Geltungsabklärung auf dem Fundament der Umgangssprache um kein *bloßes Korrektiv*, sondern um eine *konträre* Position handelt.

von der Schwierigkeit geprägt ist, sich auf das ‘irrationale’ Moment dieses Denkens einzulassen bzw. es in seiner Intentionalität und ‘technischen’ Verfasstheit zu verstehen, andererseits in besonders markanter Form und paradigmengreifend mit der Diskussion des Sprachapriori als Sprachnormapriori verknüpft ist. Dass dabei das Postulat der Nähe Heideggers zur Sprachinhaltsforschung sich problemlos mit einer Kritik an Heidegger verschwistern kann, dürfte klar geworden sein, ebenso wie die Gründe hierfür, die in der jeweils anderen paradigmatischen Verortung des besprochenen Argumentationskomplexes liegen.

4.4.4. Johannes Lohmann – der Heidegger der Sprachinhaltsforschung?

Fast so wie im Skript so manches Kriminalromans wird am Ende dieser Arbeit eine neue Person ins Spiel gebracht, die unvermuteterweise eine Nähe zwischen Weiserber und Heidegger *in persona* zu verkörpern scheint. Die im Titel geäußerte Vermutung ist weder aus der Luft gegriffen noch stammt sie von mir selbst. Sie ergibt sich durch einfache Kollationierung zweier ‘Daten’, zum einen die Formulierung Willems’, Lohmann sei der “Heidegger der Sprachwissenschaft” (Willems 1995: 27, Anm. 55), zum anderen die Feststellung Dittmanns, Lohmann sei einer der “Adepten” (Dittmann 1980: 62, Anm. 30) Weiserbers, die seine radikalen und einseitigen Positionen voll und ganz unterstützten. Beziehungen Lohmanns zu Heidegger und Weiserber gibt es nun in der Tat, mehr jedoch zu Heidegger als zu Weiserber.

Zur Person Lohmanns (1895-1983) sei soviel gesagt, dass er 1921 in Berlin im Fach Slavistik promovierte und sich 1930 dort in Vergleichender Sprachwissenschaft habilitierte. 1933 erfolgte eine Umhabilitation nach Freiburg, hier und zugleich in Basel hatte er dann bis 1939 einen Lehrauftrag, bevor er 1940 ein Extraordinariat in Rostock erhielt. 1943 kam er wieder nach Freiburg und vertrat dort bis zu seiner Emeritierung 1963 als Indogermanist das Fach der Vergleichenden Sprachwissenschaft. In Lohmanns Auffassung von den Aufgaben der Vergleichenden Sprachwissenschaft liegt, wie noch zu sehen sein wird, begründet, dass er sich schon früh auch der Allgemeinen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie zuwandte, was dann seinen systematischen Niederschlag im späten Hauptwerk *Philosophie und Sprachwissenschaft* fand, das 1965 erschien (Lohmann 1965).

Lohmanns Hochschätzung Heideggers ist unverkennbar, sie zeigt sich unter anderem darin, dass er in der Freiburger Philosophischen Fakultät 1950 den Antrag

stellte, Heidegger auf seinen Lehrstuhl zurückkehren zu lassen (Red 807) und in der Folge nicht nur eine Ausgabe der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Lexis* (1951, Band II,1), sondern auch sein spätes Hauptwerk Heidegger widmete. Lohmann war auch einer der wenigen eingeladenen Teilnehmer an dem 1966/67 von Fink und Heidegger gemeinsam gehaltenen Heraklit-Seminar.⁶³¹ Am deutlichsten zeigt sich die Hochschätzung Heideggers aber in Lohmanns Versuch, Heideggers Denken für die allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft fruchtbar zu machen.

Die Beziehung zu Weisgerber ist dagegen weitaus blasser. Sie gewinnt vor allem dadurch an Gewicht, dass Lohmann einen Beitrag für die 1959 erschienene Festschrift Weisgerbers lieferte und in seinen Schriften Stellung zur Sprachinhaltsforschung bezog. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit Lohmann findet sich allerdings nicht bei Weisgerber, sondern nur bei Gipper, der nicht nur Lohmanns Hauptwerk ausführlich rezensiert, sondern auch auf die kritischen Einwände Lohmanns gegen Thesen der Sprachinhaltsforschung antwortet.

Im Folgenden wird so vorgegangen, dass zunächst (4.4.4.1.) eine kurze Synopse der in unserem Zusammenhang interessierenden theoretischen Positionen Lohmanns vorgetragen wird. Da Lohmann explizit und bewusst Termini der Heideggerschen Philosophie aufnimmt und sie auf sein Konzept von Sprachwissenschaft anwenden will, wird zunächst mit der Darstellung der Lohmannschen Positionen auch dessen Heidegger-Rezeption diskutiert. Dass der Bezug zu Weisgerber erst danach (4.4.4.2.) behandelt wird, bietet sich vor allem auch deswegen an, weil Lohmann erst auf der Basis seiner Grundthesen zu Weisgerber Stellung bezieht. Dokumentiert werden soll, dass Lohmann dabei zu einer recht markanten Abgrenzung gegenüber Weisgerber gelangt, worauf dann schließlich vor allem Gipper reagiert.

4.4.4.1. Lohmanns Konzept von Sprachwissenschaft und sein Rekurs auf Heidegger

Die aus einem eine Druckseite füllenden Text bestehende, schon erwähnte Widmung der *Lexis*-Ausgabe von 1951 an Heidegger nutzt Lohmann, um dem Leser den entscheidenden Punkt der Anknüpfung seines Denkens an Heidegger zu präsentieren. Der wichtige Satz Humboldts, dass Sprache kein Werk, sondern eine Tätigkeit ist, sei von der auf Humboldt folgenden Sprachwissenschaft nicht verstanden worden. Erst Heideggers Sprachdenken mit den zentralen Einsichten, dass Sprache das

⁶³¹ Dies geht aus dem Nachwort von Herrmanns zur Veröffentlichung des entsprechenden Textes hervor (Sem 265).

‘Haus des Seins’ sei und dass dieses Sein sich als geschichtliches offenbare, habe den Weg dazu geöffnet, Sprache in ihrer eigentlichen Geschichtlichkeit zu erkennen. Lohmann beschließt diese Widmung mit einer Skizzierung der Aufgabe, die in diesem Zusammenhang der Sprachwissenschaft als ‘positiver’ Wissenschaft zukomme:

“Vermag uns so die Philosophie einen Weg zu weisen, der von der bloßen äußerlichen ἰστορίη des Faktums «Sprache» zu ihrer eigentlichen Geschichtlichkeit zurückführt, so können die «positiven» Wissenschaften von der Sprache der Philosophie diesen Dienst vergelten, indem sie ihr von sich aus den Zugang zu den geschichtlichen Horizonten eröffnen, aus denen heraus «Sein» dem Menschen bisher begegnete, um über ihn zu verfügen. Als ein erster praktischer, mit allen Unvollkommenheiten eines ersten Versuchs naturgemäß behafteter Anfang einer solchen «Seins-Geschichte», unternommen in Gemeinschaftsarbeit von Philosophen, Philologen und Linguisten, wollen die folgenden Blätter gelten.” (Lohmann 1951a: 1*)

Die Hoffnung Lohmanns auf eine Gemeinschaftsarbeit von Philosophen, Philologen und Linguisten unter diesem Motto ist wohl eher enttäuscht worden, die Publikation der Zeitschrift *Lexis* wurde schon zu Beginn ihres 4. Jahrgangs 1954 wieder eingestellt. Nach über 10jähriger Einzelarbeit legte Lohmann dann eben erst 1965 die ausgearbeitete Version dieses seines 1951 proklamierten Projekts vor. Dabei wird schon im Vorwort deutlich gemacht, dass Lohmann seinen Ansatz als ‘kopernikanische Wende’ und d.h. als potenziell paradigmengestaltend einschätzt. Zugleich wird auch schon hier ein grundlegendes Moment seines Verständnisses von Sprach- als Seinsgeschichte angeführt:

“Der hier vorgelegte Band behandelt die grundsätzliche Frage der Rolle der Sprache in der Geschichte des Menschen und für die Form des Menschseins [...]. Das eigentliche Ziel ist es dabei, eine Art «kopernikanischer Wendung» (im Sinne Kants) herbeizuführen, in dem Erweis der Notwendigkeit, nicht mehr wie bisher die Sprache als Ausdruck des »Denkens« (im Sinne des Gedachten und Vorgestellten), sondern vielmehr umgekehrt das reine «Denken» Descartes’ als eine im Verlaufe der menschlichen Geschichte (die von Anfang an Sprachgeschichte ist) erst nach und nach sich bildende Ausscheidung, und sozusagen «Abfall» des natürlichen Miteinanderredens der Menschen zu erklären; [...].” (Lohmann 1965: 7)

Diese Lohmannsche These erinnert stark an Cassirers Konzept der sprachlichen Logogenese, das aber von Lohmann mit keinem Wort erwähnt wird. Wie bei Cassirer entwickeln sich logische Möglichkeiten des Denkens unbewusst in einem mühsamen Sprachentwicklungsprozess, und wie bei Cassirer wird die Richtung der sprach- und denkgeschichtlichen Entwicklung mit dem Konzept des ‘reinen’ Denkens verbunden. Auch Lohmanns Postulierung des grundlegenden *Gesetzes* dieser Entwicklung ist mit Cassirers Ansatz kompatibel:

“Wir stellen hier zunächst als das Grund-Gesetz dieser Geschichte [...] den Satz auf, daß die menschliche Geschichte, als Sprach-Geschichte, einen Prozeß darstellt, bei dem die zunächst sehr konkreten Kategorien des Miteinander-Redens der Menschen sich [...] schließlich an bestimmten Punkten der Erde zu «reinen» Kategorien geläutert haben, und daß diese immer noch unbewußten Kategorien der Sprache dann endlich, nachdem sie eine bestimmte Stufe der Läuterung erreicht haben, dazu tendieren, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen dem günstig sind, in das bewußte Denken «umzuspringen», um dort neue geistige Formen hervorzubringen.” (ebd. 49)

Ähnlich wie bei Cassirer ist es also ein stetig zunehmendes, sich aus der Sprachentwicklung herauswindendes gesteigertes Objektivierungs- und Reflexionsvermögen, was zu höheren Formen des Denkens und zu höheren Formen des Bewusstseins führt. Der obige Hinweis auf Descartes ist also nicht zufällig, er ist vielmehr ein offensichtliches Indiz dafür, dass Lohmann, im Gegensatz zu Heidegger (und dessen starker Descarteskritik), das Moment des Bewusstseins als Schlüsselmoment seiner Theorie braucht. Dies wird im folgenden Zitat noch deutlicher:

“Die Sprache ist, in paradoxer, aber deshalb nicht weniger exakter Formulierung, das (individuell noch) «unbewußte Bewußtsein» der Menschheit, aus dem dann, in einem langen Ausscheidungsprozeß, das «bewußte Bewußtsein» hervorgeht, aber so, daß dieser Prozeß auch bis heute noch keineswegs vollendet ist (auch diese Ausführungen jetzt hier sind zu verstehen als eine – und zwar keineswegs letzte! – Etappe auf dem Wege dieses «zu-sich-selbst-Kommens» des im Miteinander-Reden der Menschen sich entfaltenden, zunächst bloß faktisch existierenden, aber sich nicht selbst wissenden «Bewußtseins überhaupt»).” (ebd. 62)⁶³²

Wie Lohmann nun aus dieser Konzeption heraus eine Brücke zu Heideggers ‘Seinsgeschichte’ schlagen möchte, wird erst an späterer Stelle deutlich. Dort heißt es:

“Daraus [aus der Einsicht, dass Bewusstsein aus Sprache heraus sich bildet; B.S.] ergibt sich für die semantische Logik das eben erwähnte fundamentale Prinzip, daß sie *nicht* auszugehen hat von der Idee einer *an sich* vorhandenen Wirklichkeit (als deren Abspiegelung dann das Bewußtsein fungiert [...]), sondern vielmehr von der Praxis der phonetischen Artikulation der Sprache (als dem Mutterboden aller anderen Ausdruckssysteme). Dieses wäre dann zugleich die *wirklich vollzogene* kopernikanische Wendung Kants, in der [...] das individuelle, sich seiner selbst bewußt gewordene Bewußtsein aus dem Mittelpunkt der Geschichte des Bewußtseins (d. i. sinngemäß interpretiert, Heideggers «Seins-Geschichte») entfernt wird!” (ebd. 158)

⁶³² Natürlich wird man hier auch sofort an Hegel erinnert. Ein kurzer, etwas später angeführter Hinweis (ebd. 62) macht klar, dass Lohmann diese Parallele nicht kategorisch zurückweisen würde, wenn das Sich-Wissen des Bewusstseins als *sprachgeistiges* und in Sprachgeschichte sich empirisch entwickelndes konzipiert wird.

Lohmann vermeint also, Heidegger dadurch gerecht zu werden, dass die These (und darauf dann aufbauende Theorie) der sprachgeschichtlichen Bewusstseinsgenese einerseits durch den Aspekt der radikalen Sprachabhängigkeit des Bewusstseins dazu verhilft, vom Descartesschen Paradigma der Vorstellung des Objekts durch ein Subjekt Abstand zu nehmen, andererseits das Subjekt dieser Geschichte vom individuellen Bewusstsein zum überindividuellen reinen Sprachbewusstsein verlagert, wobei dieses reine Sprachbewusstsein mit dem *Sein* Heideggers identifiziert wird. Nach all unseren Ausführungen zu Heideggers Sprachphilosophie ist klar, dass Heidegger einer solchen Identifikation niemals zustimmen konnte. Für Heidegger kann die geschichtlich sich profilierende Konzentration auf das *Bewusstsein als Reflexionsvermögen* kein Motor der ‘Seinsgeschichte’ sein, vielmehr ist sie das Kennzeichen einer Phase der Metaphysikgeschichte, die zudem zu einer stärkeren Verdeckung des Seins beiträgt. Vollkommen unberücksichtigt bleibt auch die für Heidegger entscheidende Frage der Unterscheidung von ‘eigentlicher’ und ‘uneigentlicher’ Sprache, die in Lohmanns Konzept keinen Platz hat.

Bisher haben wir aber nur die Grundprämissen von Lohmanns Ansatz beachtet. In der Ausarbeitung dieses Ansatzes sind nun vor allem zwei Momente zentral, deren zweites einen fundamentalen terminologischen Rekurs auf Heidegger beinhaltet.

Das erste dieser Momente hat einen stark methodischen Charakter. Lohmann stellt die Forderung auf, dass die sprachwissenschaftliche Untersuchung des von ihm hypostasierten Sprachentwicklungsprozesses sich auf die *entscheidenden* Formen der Bewusstseins- und Wirklichkeitskonstitution zu konzentrieren habe. Diese fallen Lohmann zufolge erst dann ins Auge, wenn nicht einzelne Sprachen, sondern *Sprachtypen* untersucht werden. Zudem darf nicht nur eine Auswahl von Sprachtypen Forschungsgegenstand sein, sondern es müssen *alle* Sprachtypen berücksichtigt werden. Denn die Erkenntnis, welche spezifischen Differenzen es zwischen den verschiedenen Sprachtypen gibt, ist nach Lohmann nur möglich, wenn der Stellenwert eines jeden Sprachtypus im System aller Sprachtypen beachtet wird. Eine solche universalvergleichende Sprachwissenschaft darf sich nach Lohmann “Panlinguistik” (ebd. 59) nennen.

Dieses erste Moment findet aber seine Begründung erst im zweiten, nämlich dem Ergebnis seiner panlinguistischen Untersuchungen. Dieses stellt nämlich zwei *sprachtypologische* Besonderheiten als *entscheidende* Katalysatoren des

Bewusstwerdungsprozesses heraus. Die *erste* Besonderheit findet Lohmann in drei Sprachtypen, die geographisch auf einer Nord-Süd-Achse ‘übereinanderliegen’, nämlich dem Indogermanischen, dem Hamitosemitischen und dem Bantu. Im Gegensatz zu den (nach Lohmann) restlichen drei Sprachtypen der Welt, dem Uralaltaischen, dem Indochinesischen und dem Malaiopolynesischen⁶³³, die der westlichen Typentrias auf einer zweiten Nord-Süd-Achse gegenüberliegen, ist für die westlichen Sprachtypen Lohmann zufolge das Entscheidende, dass hier zwischen einem Begriffskern (Stamm oder Wurzel), der für ihn das übersituative, unbezogene ‘Sein’ verkörpert, und grammatischen Fügungsmitteln, insbesondere Flexionselementen unterschieden wird, die den Bezug zum ‘Seienden’, d. h. für Lohmann zur je konkreten Situation herstellen. Die Herausarbeitung dieses Ergebnisses nimmt in Lohmanns Hauptwerk mehr als ein Drittel des Gesamttextes ein (Lohmann 1965: 136-235). Die These, dass in diesem sprachtypischen Merkmal sich eine ‘ontologische Differenz’ manifestiere, hatte Lohmann aber schon 1948 aufgestellt (Lohmann 1948a: 69). Ebenso findet sich schon hier und in anderen Schriften vor 1965 die These Lohmanns zur *zweiten* entscheidenden sprachlichen Besonderheit, die unter den Sprachen der westlichen Typentrias ausschließlich dem Indogermanischen zukomme, nämlich der *ist*-Prädikation, d. h. der Verwendung der Kopula in Urteilen, in welcher die ontologische Differenz⁶³⁴ sprachlich repräsentiert erscheine und damit erst eigentlich als solche hervortrete. Lohmann betont immer wieder, dass die im Satz jeweils konstruierten syntaktischen Beziehungen als solche, und ebenso das strukturalistische Paar von *signifiant* und *signifié* (Lohmann 1965: 98) erst durch das *ist*-Sagen und dessen jahrhundertelange Einübung vom sagenden Subjekt sich zu trennen vermochten und diesem als Gegenüberliegendes, als Objekt bzw. objektives Beziehungsgefüge bewusst werden konnten. Das Subjekt wird sich nicht nur bewusst, dass ihm ‘etwas’ gegenüberliegt, sondern zudem auch der Tatsache, dass dieses Etwas Verhältnischarakter hat, zu dem es selbst in Beziehung steht, zu dem es urteilend Stellung beziehen kann, und dass es als Urheber eines jeden Formulierungsaktes selbst verantwortlich ist für das ‘Design’, den grammatisch-syntaktischen Aufbau dieser Verhältnisse. Über das katalysatorische Moment des *ist*-Sagens wird also der ersten Dimension der ontologischen Differenz, der

⁶³³ Die amerikanischen Sprachen werden von Lohmann nicht systematisch berücksichtigt und in schematischen Übersichten wie ein etwas störender Appendix (vgl. Lohmann 1948a: 91) behandelt.

⁶³⁴ Vgl. zur Entwicklung dieser These insbesondere Lohmann (1948a: 69), wo die ontologische Differenz nur auf das Indogermanische bezogen wird, und Lohmann (1965: 143), wo alle drei westlichen Sprachtypen Typen der ontologischen Differenz sind; allerdings wird dann auch hier das Indogermanische zum einzigen Typus, in dem die ontologische Differenz voll ausgebildet erscheint.

durch Stamm-, Wurzel- oder Gruppenflexion erfolgenden ‘Applikation’ des Seins auf Seiendes (oder Bezüglichwerdung des Seins im Seienden) eine zweite hinzugefügt, in der sich das Subjekt als eigener Instanz gegenüber der objektiven Sphäre (die also auch eine der Bezüglichkeiten sein kann) allererst voll und ganz bewusst wird (vgl. bes. ebd. 105f.).

An Lohmanns Verständnis von ‘ontologischer Differenz’ fällt auf, dass *einerseits* der *Seins*begriff doppelt besetzt wird, als unflektiertes Wurzel- oder Stammelement von Wörtern, und als sich durch sprachliche Entwicklung aller Sprachtypen manifestierender (sprachlich indizierter) Entwicklungsgrad und -zustand von Bewusstsein überhaupt. *Andererseits* ist das Bewusstsein im Sinne eines sich selbst bewussten Urteilsvermögens und die dadurch indizierte bewusste Subjekt-Objekt-Trennung der herausragende Indikator der Lohmannschen ontologischen Differenz. Lohmann macht dann auch keinen Hehl daraus, dass er hier prätendiert, Heidegger und Kant zu fusionieren:

“«Ontologische Differenz» (Heidegger) [...] und «synthetische Einheit der Apperzeption» (Kant, Kritik der reinen Vernunft B 134 Anm.) sind nur andere Namen für den «höchsten Punkt» (Kant, a.a.O.), der dem menschlichen Denken erreichbar ist – d. i. ES SELBST, sich selbst *durchsichtig* geworden. Auf diesen End-Zustand hin ist also dieses System der 6 «großen Typen», das die Sprach-Typologie Humboldt’scher Prägung gefunden hat, ohne es selbst zu bemerken (!), als Ganzes gerichtet und angelegt. Und zwar sind im Grunde dann alle Einzelheiten dieses großen «Organismus» ebenso wunderbar, wie das System als Ganzes.” (Lohmann 1965: 145)

Die Ausführungen zu Lohmanns Verständnis von ontologischer Differenz zeigen einerseits hinsichtlich unserer obigen Naheführung mit Cassirer, dass Lohmann bezüglich der Entwicklungslogik der Logosgenese zwar andere Wege einschlägt als Cassirer, indem er anders als Cassirer ausschließlich die *ist*-Prädikation und die Funktion des Ich-Bewusstseins in urteilstheoretischer Hinsicht als logosgenetische Katalysatoren zulässt, andererseits aber ebenso wie Cassirer die Vision eines sich durchsichtigen Logos als Endzustand der Menschheitsgeschichte aufstellt. Bezüglich Heidegger gilt unser oben schon angeführter Kommentar in noch pertinenterer Weise. Die Interpretation der ontologischen Differenz als Reflexions- und Urteilsvermögen und ihre Basierung auf dem sich selbst wissenden Bewusstsein und der Subjekt-Objekt-Trennung kann für Heidegger nur eine eklatante Fehlinterpretation seines Begriffs von ontologischer Differenz bedeuten.

Heidegger hat meines Wissens in keiner öffentlichen Publikation auf Lohmanns Rekurs auf ihn reagiert. Man könnte vermuten, dass Heidegger sich einer öffentlichen Entgegnung bewusst enthalten hat, da Lohmann sich nicht nur persönlich für ihn eingesetzt hatte, sondern ihm auch sehr viel Hochachtung entgegenbrachte. Zudem zeigte Heidegger gewöhnlich in solchen Fällen auch eine sehr weitgehende Toleranz, was von ihm abweichende Meinungen anging. Außerdem hatten beide durch ihren gemeinsamen Lehr- und Wohnort Freiburg sicher auch ausreichend Gelegenheit, sich mündlich auszutauschen. Wie dem auch sei, meiner Ansicht nach rückt Lohmann von Heideggers Verständnis der zentralen Begriffe des ‘Seins’ und der ‘ontologischen Differenz’ stark ab und verlegt sie in die Sphäre der Heideggerschen Metaphysikgeschichte.

4.4.4.2. Lohmanns Kritik an Weisgerber und Gippers Entgegnung

Wie eingangs erwähnt, resultiert Lohmanns Kritik an Weisgerber auf dem Hintergrund seiner Grundposition. Dabei nimmt Lohmann zentrale Begriffe von Weisgerbers Sprachinhaltsforschung auf, um diesen dann aber einen neuen Gehalt und Sinn zuzuweisen. Hauptanlass einer Kontrastierung seiner Thesen mit denen Weisgerbers war sicherlich Lohmanns Beitrag für die Weisgerber-Festschrift 1959.⁶³⁵ Sechs Jahre vor der Veröffentlichung seines Hauptwerks kennzeichnet Lohmann hier, meines Wissens erstmals, seine eigene Sprachforschung auch als *inhaltbezogene* (Lohmann 1959: 126f.). Weisgerbers Fokussierung des Sprachinhalts wird als richtige Einsicht gelobt, und erwähnt werden seine Arbeiten zur “sprachlichen Aufgliederung des Bereiches der Farbe oder des Geruchs” (ebd. 127). Die Abgrenzung zu Weisgerber bleibt vorsichtig und suggeriert, dass sie auf dem Boden eines grundlegenden Konsens geschieht. Sie beschränkt sich auf die Forderung, dass die diachronische Entwicklung von ‘Inhalt’, ‘Leistung’ und ‘wirkender Kraft’ der Sprache wesentlich sei und nicht vergessen werden dürfe (ebd.), und dass die Geschichte des ‘Wortens der Welt’ “eine Geschichte der sukzessiven Entfaltung der «Bedingungen seiner Möglichkeit»” (ebd.) sei.

Die Kennzeichnung seiner ‘Panlinguistik’ als *inhaltbezogen*, genauer als “der Methode nach «inhaltbezogene» Sprachforschung der Zukunft” (Lohmann 1965: 59),

⁶³⁵ Wie Gipper mir in einem persönlichen Gespräch 2004 mitteilte, hatte Lohmann immer eine distanzierte Haltung zu den Sprachinhaltsforschern bewahrt und wirkte auf diese wie ein schwer zugänglicher Eigenbrödlerr. Die Einladung zum Festschrift-Beitrag hatte nicht die wohl erwartete engere Kooperation zur Folge.

behält Lohmann dann 1965 bei. Die Abgrenzung gegenüber Weisgerber tritt aber nun profilierter heraus:

“Der Begriff einer «inhalt-bezogenen» Sprachforschung oder Grammatik, zugleich mit der Charakterisierung der bisherigen Sprachforschung als «laut-bezogen», ist zuerst von Leo Weisgerber aufgestellt worden, und zwar mit dem Anspruch, damit eine Humboldts Begriff der «inneren Form» entsprechende Sprachforschung in die Wege zu leiten. In unserer Interpretation ist das Ziel, das sich eine solche inhalt-bezogene Sprachforschung stecken muß, nämlich den sprachlichen Akt als Ganzes (und nicht bloß in der skeletthaften Gestalt der mumienhaften Aufbewahrung Humboldts) zu erfassen, aber nur ganz zu erreichen als Sprach-Geschichte – Sprach-Geschichte nun allerdings (im Gegensatz zur «Indogermanistik») der «inneren», und nicht bloß der äußeren (Laut-)Form der Sprachen. [...] Das *eigentliche* und primäre Interesse der Sprachforschung muß [...], vor dem «Worten der Welt», dem Werden des «Wortes» *selbst* gelten, das in der Gestalt, wie wir es denken – d. h. als das, wenn auch in der natürlichen Sprache noch «unvollkommene», sprachliche Korrelat des «Begriffes» der Wissenschaft –, erst ein spätes Produkt der allgemeinen Sprach-Geschichte ist und sein konnte.

Die von uns geforderte Interpretationsmethode [...] bezieht sich dementsprechend (in dieser geschichtlichen Sicht des Werdens des «Wortes») der Intention nach auf die (menschliche) Sprache (Singular!), wenn auch praktisch dieses natürlich auf dem Wege über je ausgesuchte Sprachen und Sprachformen geschieht, wie das die von uns geschilderte Sprach-Typologie zuerst systematisch praktiziert hat [...].” (ebd. 54)

Diese Abgrenzung bekräftigt also den Vorrang des Diachronischen vor dem Synchronischen, fügt aber eine, wenn auch nicht ganz direkte, Kritik an Weisgerbers Humboldt-Rezeption dazu und betont den Vorrang von *langage* oder *hyperlangue* vor den *langues*, der in Zusammenhang gebracht wird mit der Entwicklung des ‘Begriffs von Wissenschaft’. Was mit letzterem Argument gemeint ist, wird aber erst richtig deutlich durch Lohmanns Umdeutung des *Zwischenwelt*-Begriffs.

Zwischenwelt entsteht Lohmann zufolge eigentlich erst mit dem “im ‘*ist*’ konzentrierten Entscheidungs-Akt” (ebd. 106):

“Im Handeln ist die Beziehung Entscheidung/Situation oder Situation/Entscheidung eine unmittelbare, und das Wesen des Menschen besteht gerade darin, daß er zwischen diesen beiden im Handeln unmittelbar verbundenen Momenten etwas eingeschoben hat. Eben dieses ist in Wirklichkeit diese «Zwischen-Welt», als welche Humboldt und Weisgerber die Sprache bestimmen, und nicht etwa die Sprache als Umdeutung einer an sich «vorhandenen» Welt, welche Idee es ja erst seit dem Bestehen der «Wissenschaft» gibt.” (ebd.)

An anderer Stelle wird diese Behauptung, dass ‘Zwischenwelt’ erst mit dem Auftreten der Kopula entsteht, wiederum auf Kant und den frühen Heidegger bezogen. Zunächst, so heißt es da (ebd. 99), gebe es gar keine Zwischenwelt, vielmehr “ist sie für den IN [sic] der betreffenden Sprache Lebenden die Welt selbst” (ebd. 98). Erst dadurch, dass durch die (explizite) *ist*-Prädikation der Mensch aus diesem Zustand heraustrete, erscheine ihm Welt als Anderes und Fremdes, als

“[...] «Illusion» oder besser noch als «Fiktion», aber zugleich (nicht anders, wie das transzendente Selbstbewußtsein Kants – das «Ich denke», das alle meine Vorstellungen muß begleiten können – die Bedingung der Möglichkeit aller Erfahrung ist) als die Bedingung der Möglichkeit des menschlichen Daseins als «in-der-Welt-sein».” (ebd. 105f.)

Für Lohmann wird also in einem bestimmten Stadium der Entwicklung des indogermanischen Sprachtyps das unmittelbare ‘In-der-Welt-Sein’ des Menschen zu einem mittelbaren, in welcher die Distanz zwischen Subjekt und Objekt als solche für die Reflexion fassbar oder darstellbar wird, wodurch das ‘Zwischen’ – als ‘ontologische Differenz’ bzw. als ‘Zwischenwelt’ – allererst aus der Latenz in die “Illatescenz” (ebd. 108) tritt. Den Prozess dieses Heraustretens versteht Lohmann wiederum als ‘Seinsgeschichte’, die aber eben in einem Sich-durchsichtig-Werden des reflektiven Bewusstseins gipfelt.

Noch ließe sich diese Position Lohmanns durchaus mit Weisgerbers Ansatz vereinbaren, da sich dessen synchrone Sprachanalysen auf diachroner Achse ja an einem Zeitpunkt ansiedeln, an dem die *ist*-Prädikation schon ‘geboren’ wurde, an dem also Sprache durchaus ihre Vermittlungsfunktion von Subjekt und Objekt und ihre Konstitutionsfunktion von Welt übernehmen kann. Gegen diesen Einwand bringt Lohmann zwei Argumente vor, deren erstes sich gegen Weisgerbers Wortfeldtheorie wendet, und deren zweites die Nachteile und Irrwege einer ethnisch konzipierten, d. h. auf Einzelsprachen sich konzentrierenden Sprachwissenschaft herausstellt.

Die Wortfeldtheorie der Sprachinhaltsforschung, und auf den ersten Blick überrascht dies natürlich, wird von Lohmann scharf kritisiert. Sie sei ein “vollkommen mißverständener Humboldt” (ebd. 201), Wortfelder und Sinnbezirke gebe es nicht (ebd.). Begründet wird dies damit, dass mit dem Gedanken des Wortfeldes suggeriert werde, dass es eine vorgegebene, gegliederte Objektivität in Sprache gebe (ebd.). Dies sei nicht der Fall, vielmehr spiele sich das wesentliche Geschehen der

Sprachentwicklung *nach* dem Erscheinen der *ist*-Prädikation auf der Ebene der “«poetischen»”(ebd.) Begriffsbildung ab, die primär (wieder im Blick auf Heidegger) eine Geschichte der Übersetzung der zentralen, denkleitenden Schlüsselbegriffe wie *φύσις*, *persona*, *voluntas* etc. sei (ebd. 202ff.). Schon früh hatte Lohmann, da allerdings ohne Referenz auf Weisgerber, behauptet, dass das System der *λεκτά* nicht “die von Humboldt so genannte «innere Form» der Sprache” (Lohmann 1948b: 160) erschöpfe.

Zudem, und dies ist das zweite Argument Lohmanns, verliere eine Interpretation von Sprache durch “soziologisch-ethnologische Kategorien [...] das Phänomen der Sprache an sich fast ganz aus dem Auge” (Lohmann 1965: 55). Gravierend hinzu komme noch, wie Lohmann ein Jahr später ausführt, dass die “Idee der Reziprozität von Sprache und Volk [...] zu dem Weltbilde einer effizierenden Kausalität” (Lohmann 1966: 81) gehöre,

“ein Weltbild, dessen letztlich bestimmende Wahrheitsidee man folgendermaßen definieren kann: wahr ist das, was ich [...] jederzeit selbst machen kann!” (ebd.)

Dies habe nicht nur zur “politischen Idee des Sprachen-Nationalismus” (ebd.) geführt, sondern auch zur Fiktion eines “Volkes der «Indogermanen» [...], das dann unter Hitler sogar die Rolle eines auserwählten Volkes [...] übernehmen mußte.” (ebd.). Dies alles sei schlechte Metaphysik und habe mit Sprachwissenschaft nicht das Geringste zu tun (ebd.).

Obwohl Weisgerber in dem Aufsatz von 1966 nicht direkt genannt wird, richtet sich die Spitze dieses Arguments doch in der Sache eindeutig (auch) gegen ihn. Die eher nüchterne Argumentation von 1965, dass die Fokussierung von Einzelsprachen entscheidende sprachübergreifende bzw. in Sprachtypen sich vollziehende Geschehnisse außer Acht lasse, wird hier also mit Blick auf ideologische Konsequenzen dieser Sprachauffassung in politischer Hinsicht, und hier in markiertem Bezug auf die Nazi-Zeit, emotional aufgeladen. Ineins mit der Kritik an der Wortfeldtheorie wird damit der Kontrast zu Weisgerber deutlich profiliert und erhält eindeutig konfliktuösen Charakter. Ob Weisgerber und Gipper Lohmanns Aufsatz von 1966 überhaupt zur Kenntnis genommen haben, ist allerdings fraglich, Gipper gibt ihn in keiner Auseinandersetzung mit Lohmann an.

In einem seiner Hauptwerke von 1962 erwähnt Weisgerber, dass er mit Lohmann (also nach dessen Festschrift-Beitrag) zur Frage der mittelalterlichen

Suppositionslehre in brieflichen Kontakt getreten war (Weisgerber 1962c: 68). Ansonsten bleibt Lohmann, auch nach Erscheinen seines Hauptwerks 1965, von Weisgerber unberücksichtigt. Selbst anlässlich der Diskussion des Panlinguismus-Vorwurfs von Betz in *Zweimal Sprache* 1973 wird Lohmann mit keinem Wort erwähnt (vgl. Weisgerber 1973: 134ff.). Zu vermuten wäre, dass Weisgerber ab Ende der 60er Jahre an zu vielen anderen Konflikt‘fronten’ zu kämpfen hatte und es nur verwirrend und von Nachteil gewesen wäre, das vertrackte und wenig Übereinstimmung versprechende Verhältnis zu Lohmann in dieser Phase für seine Sache einspannen zu wollen.

Im Gegensatz zu Weisgerber hat sich Gipper auf eine Auseinandersetzung mit Lohmann eingelassen. Gippers Reaktion auf Lohmanns Hauptwerk spiegelt das vielleicht auch für Weisgerber geltende Zusammenspiel von Erwartung und Enttäuschung deutlich wider. Gippers kurze Kommentare zu Lohmann, die aus dem gleichen Jahr der Veröffentlichung von Lohmanns Schrift datieren (1965), erwähnen Lohmann als neue, interessante Veröffentlichung zur Frage des weltweiten Sprachinhaltsvergleichs (Gipper 1966a [1965]: 402) und geben sogar eine einseitige Kurzskeizze seiner Position mit Hinweis auf deren Fruchtbarkeit für die Sprachinhaltsforschung (Gipper 1992/93 [1965], Bd.1.: 50f.). 1968 lässt Gipper dann eine neunseitige Rezension von *Sprachwissenschaft und Philosophie* folgen (Gipper 1992/93 [1968]: Bd. 3: 201-209), in der er Lohmanns Ansatz detaillierter referiert und dann kritisch Stellung bezieht. Gippers Einschätzung Lohmanns zeigt nun schon deutliche Spuren von Ernüchterung, der Kontrast zur Sprachinhaltsforschung wird nun auch explizit genannt:

“Lohmann fordert immer wieder ausdrücklich eine inhaltbezogene Sprachwissenschaft, erwartet jedoch überraschenderweise von der völlig in der Humboldttradition stehenden Sprachinhaltsforschung Trier-Weisgerberscher Prägung keinerlei Hilfe. Vielmehr lehnt er z. B. die Wortfeldforschung mit meines Erachtens unhaltbaren Argumenten ziemlich radikal ab” (ebd. 206)

Da es sich um einen Konflikt grundlegender Anschauungen handele und nicht um eine Auseinandersetzung, die nur Einzelfragen betreffe, hält Gipper auch einen jeden Versuch zu einer kurzgehaltenen Rechtfertigung der Wortfeldthese für nutzlos und verweist stattdessen auf einschlägige Schriften der Sprachinhaltsforscher, die eine ausführliche theoretische Begründung derselben leisteten (ebd.). Indem damit evident

wird, dass hier Theorie gegen Theorie steht, fällt auch die Evokation gemeinsamer Bestrebungen und ähnlicher Ziele weg. Im Einzelnen wendet Gipper sich dann unter anderem gegen Lohmanns Polemik gegen den biologisch-naturwissenschaftlichen Evolutionsgedanken (ebd. 207f.), gegen ideologisch-polemische Ausfälle gegenüber marxistisch-leninistischer Sprachwissenschaft (ebd. 208f.), die nach Gipper zumindest in Schaff einen respektablen Vertreter sprachwissenschaftlich-philosophischer Provenienz aufzuweisen hat, und vor allem gegen die starre Klassifikation der Sprachtypen. Lohmann nehme auch neuzeitliche Veränderungen in Sprachen, die sprachtypologische Relevanz aufwiesen, gar nicht zur Kenntnis. So entgehe ihm das wichtige Faktum, dass ehemals distinkte Sprachtypen sich heute einander immer mehr annäherten, wie es etwa in der "Auflockerung des isolierenden Typs" (ebd. 208) im Chinesischen und dem stärkeren "Hintendieren zur Isolierung" (ebd.) des Englischen sichtbar werde. All diese Argumente, die nicht unwichtig sind, allerdings einer intensiveren Diskussion bedurft hätten, führen allerdings auf Nebenschauplätze der eigentlichen Auseinandersetzung und werden in der Folge weder von Gipper noch von Lohmann nochmal aufgegriffen. Das kurze Kapitel einer versuchten Annäherung ist deshalb spätestens Ende der 60er Jahre abgeschlossen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass auch Lohmann, neben Apel und Schöfer der dritte Fall einer sehr direkten Vernetzung von Theoremen der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung und Heideggers Sprachdenken, zum Indikator der Schwierigkeiten einer solchen Vernetzung wird. In allen drei Fällen führt der Vernetzungsversuch auf Abwege, weil das Heidegger- und Weisgerber-Verständnis nicht zureichend geklärt ist, was bei Apel und Lohmann auf die Dominanz der je eigenen sprachphilosophischen Prämissen zurückzuführen ist. Während man Apel noch so interpretieren kann, dass er Heideggers Versuch des Sagens des Unsagbaren bewusst das Vertrauen auf die Kraft der kommunikativen Vernunft entgegengesetzt, macht sich nicht nur bei Lohmann und Schöfer, sondern in *allen* anderen dieser Vernetzungsversuche, das fehlende Verständnis für die Radikalität und spezifische Ausarbeitung der Heideggerschen Flucht aus der Sprachnorm bemerkbar, das eine Sicht auf die wirklichen Vernetzungsmöglichkeiten weitgehend verstellt. Dass diese auf jeden Fall prekär bleiben und sich im Prinzip auf die formale Forderung einer sensiblen Hermeneutik des verborgenen 'Wirkens' oder 'Sagens' der Muttersprache beschränken, wobei die Konzepte von *langue* bei Heidegger und Weisgerber weit auseinanderklaffen, ist in dieser Arbeit meiner Ansicht nach zureichend deutlich geworden.

5. Schlussbemerkungen

Angesichts der jeweiligen kurzen Resümees oder Zwischenbilanzen, die in dieser Arbeit immer wieder eingeschoben wurden, scheint es mir nicht mehr nötig zu sein, die Ergebnisse, zu denen diese Arbeit gelangt ist, detailliert aufzulisten. Demgegenüber möchte ich mich darauf beschränken, den weiteren Rahmen anzugeben, in den sich die wichtigsten dieser Ergebnisse aus meiner Sicht einordnen lassen.

Betonen möchte ich zunächst, dass sich durch die Untersuchungen in Kap. 2.1. gezeigt hat, dass Weisgerber mit seinen frühen Schriften aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg in eine intensive Auseinandersetzung mit der frühen strukturalistischen Sprachwissenschaft trat und sich hier durch vielfältige, zum Teil subtile Abgrenzungen eine eigene Position erarbeitete, die womöglich sogar weitere Auswirkungen hatte, als gemeinhin angenommen wurde, denkt man etwa nur an die in dieser Arbeit herausgestellte durchaus hohe Wahrscheinlichkeit eines Einflusses auf Sapir (und indirekt über Sapir auf Whorf). Weisgerber wurde zudem gleich zu Beginn seiner Laufbahn von wichtigen Vertretern der disziplinär viel stärker als heute verschränkten Bereiche von Sprachwissenschaft, Soziologie und Philosophie als Vertreter eines eigenen Standpunkts wahrgenommen und ernstgenommen. Schon in Kapitel 2.1. wurde auch zumindest ansatzweise deutlich, dass es Weisgerber von früh an im Grunde genommen in erster Linie um Fragen ging, die entweder die Grundlegung von Sprachwissenschaft betrafen oder aus ihrem engeren Rahmen hinausführten, in Soziologie, Philosophie, aber auch in konkrete Gesellschaftspolitik.

Dabei wurde schon zu Beginn dieser Arbeit festgestellt, dass Weisgerbers Bedürfnis, breitere, über die Fachgrenzen der Sprachwissenschaft hinausgehende gesellschafts- oder bildungspolitische Wirkung zu entfalten, ihm im Laufe seiner Karriere zum Verhängnis wurde, nicht nur dadurch, dass er sich in den Jahren der Hitler-Diktatur mit den Nazis arrangierte und auch nach dem Krieg an extremen Positionen seiner Sprachinhaltsforschung festhielt – wie dem Vorrang der ‘Gemeinschaft’ vor dem ‘Individuum’, einer markanten Idealisierung alles ‘Deutschen’, dem Widerwillen gegen Zwei- oder Mehrsprachigkeit etc. –, denen er zudem auch in gesellschafts- oder wissenschaftspolitischer Hinsicht Nachdruck verleihen wollte. Obwohl in dieser Arbeit in Kap. 2.3. auch neue Fakten für ein möglicherweise besseres Verständnis der Verstrickung Weisgerbers in den Nationalsozialismus und der späteren

Auseinandersetzung um diese Verstrickung aufgedeckt wurden, sollte Weisgerber in dieser Hinsicht durch die in dieser Arbeit eingenommene Position nicht ‘entschuldet’ werden. Andererseits hatte sich die Arbeit auch zum Ziel gesetzt zu untersuchen, inwiefern es zu einseitig ist, Weisgerber nur unter dem Gesichtspunkt der Kritik an den ideologischen Momenten seiner Sprachinhaltsforschung zu sehen. Dabei hatte sich schon in Kap. 2.2. angedeutet, dass es wohl sinnvoller ist, Weisgerber nicht nur unter dem Blickwinkel der Sprachwissenschaft zu betrachten. Gerade des ‘Ideologische’ an Weisgerber zeigt, dass es ihm zeit seines Lebens um die ‘Logik seiner Hauptideen’ ging. In sprachwissenschaftlicher Hinsicht zeigte sich daher auch, dass Weisgerbers Bedeutung eher darin zu sehen ist, dass er forschungsheuristische Weichen gestellt hat, die in der Lage waren, für konkretere sprachwissenschaftliche Forschungsansätze die Richtung vorzugeben. Schon die Kapiteleinteilung in Kap. 2.2. weist darauf hin, dass in dieser Hinsicht das bedeutungs- und zeichentheoretische Konzept des ‘Sprachinhalts’ und die Idee der Feldgesetzlichkeit, an deren Entwicklung Weisgerber maßgeblich beteiligt war, für die Entwicklung insbesondere der Semantik fruchtbar und wichtig war, auch wenn die Grundpositionen der Sprachinhaltsforschung in dieser Hinsicht später ergänzt, modifiziert und vor allem viel stärker methodisiert und operationalisiert wurden. Daran, dass Weisgerber selbst nur sehr wenig zu dieser Operationalisierung beitrug – und oft in Situationen einer möglichen fruchtbaren Auseinandersetzung mit konkurrierenden Theoriemodellen zu starr an seiner Position festhielt –, und an der Tatsache, dass die weiteren Schwerpunkte seiner Theorie – die Thesen vom ‘Muttersprachapriori’, vom sprachlichen Weltbild und der ‘Wirkungsmacht Muttersprache’ – auch ‘schnurstracks’ wieder aus dem engeren Gebiet der Sprachwissenschaft ausbrechen, zeigte sich einmal mehr die starke Orientierung Weisgerbers an primär soziologisch bzw. philosophisch virulenten Thematiken.

Hier setzte nun der vielleicht interessanteste Aspekt dieser Arbeit ein. Meiner Ansicht nach wurde im Laufe von Kap. 3 gezeigt, dass Weisgerbers ‘Philosophie der Muttersprache’ durchaus in einem Fragekontext verortet werden kann, der philosophisch und sprachwissenschaftstheoretisch interessant ist. Weisgerber vertritt meiner Ansicht nach eben kein plattes ‘Muttersprachapriori’, sondern eine Position, die Sprache in recht subtiler Reflexion einen prototypischen Stellenwert sowohl in gnoseologischer als auch ontologischer Hinsicht beimisst. Diese Erkenntnis wurde aber erst zugänglich einerseits durch den Versuch, Weisgerbers Auseinandersetzungen mit anderen Philosophen (oder Soziologen) ernstzunehmen und zu verstehen, andererseits

durch das Bestreben, diese Auseinandersetzungen, die in einigen Fällen von Weisgerber nur ansatzweise oder implizit durchgeführt wurde, selbst als Dialog zu entfalten. Dabei erwies sich die vornehmlich aus der Sprachwissenschaft stammende Differenzierung der von mir so benannten ‘Erscheinungsweisen von Sprache’ als meiner Ansicht nach heuristisch interessanter und fruchtbarer Ansatz, dessen Ausführung den Vorteil hatte, dass durch diese Differenzierung ein theoretisches Gerüst bereitgestellt wurde, auf dessen Basis die komplexen Interdependenzen und transversalen Verflechtungen zwischen einer ganzen Reihe wichtiger sprachphilosophischer Konzepte nach dem *linguistic turn* in ihrer Differenziertheit weitaus deutlicher zum Vorschein kommen konnten, als es etwa die Lafontsche Kategorie des *Meaning Holism* nahelegt. Zugleich wurde in diesem Vorgehen auch deutlich, dass Weisgerbers sprachphilosophische Position einen spezifischen Stellenwert im System dieser Konzepte einnimmt und als solcher auch explizit, etwa bei Apel oder der evolutionären Erkenntnistheorie Vollmers, Berücksichtigung fand. Zudem scheint der Einbezug des Weisgerberschen Konzepts rückwirkend auch zusätzliche Aufschlüsse über die jeweils besprochenen anderen sprachphilosophischen Konzepte zuzulassen, was in besonderem Maße sicherlich wieder für Apels Ansatz gilt, aber sicher nicht auf diesen beschränkt bleibt.

Die Kontrastierung mit dem Ansatz Heideggers und dessen Versuch, aus der Sprachnorm auszubrechen, ohne dass dieser Ausbruchsversuch einer ‘normativen’ Interpretation zugänglich ist, führte zunächst zu einem neuen und sicher etwas eigenwilligen Versuch, den Idiolekt Heideggers bzw. verborgene Regeln seiner Konstruktion verständlich zu machen. Systematisch muss jedoch in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden, dass sich die mögliche Überzeugungskraft des Heideggerschen Unternehmens aus der von ihm behaupteten Tatsache ableitet, dass unser Denken, Sprechen und Handeln von metaphysischen Vorentscheidungen geprägt ist, die dem Einfluss einer menschlichen ‘Steuerung’ und Manipulation weitgehend entzogen sind und dazu führen, dass wir in ein ‘machenschaftliches’ Seins- oder Weltverständnis gezwängt sind, das über kurz oder lang zum Verlust der Möglichkeit eines ‘eigentlich-authentischen’ bzw. erfüllten Umgangs mit Dingen, Welt und anderen Menschen führt. Dadurch, dass Heidegger den Irrtum beging, die Verwirklichung der ‘Eigentlichkeitsutopie’ im Rahmen der Realpolitik des Nationalsozialismus für möglich zu halten, hat er seiner Philosophie selbst den größten Schaden zugefügt. Dass sein Ansatz dennoch von Bedeutung ist, zeigt meiner Ansicht nach die Tatsache, dass die ja auch von Adorno und anderen herausgestellte zunehmende Instrumentalisierung,

Kontrolle und Fabrikation von 'Welt' und die Tendenz, die so hergestellte Welt 'flächendeckend' beherrschbar zu machen, immer stärker auf jeden Einzelnen, also auf den Menschen, übergreift, – das heißt: dass dieses Problem meines Erachtens unabweisbar ein heutiges Problem *ist*. Da dieses Problem nach Heidegger in proeminentester Weise ein *Sprach*problem ist, weil sich das 'Dasein' seine Existenz über Sprachakte konstituiert, ist ein Wandel der zunehmenden Instrumentalisierung von Welt für Heidegger nur über *Sprach*veränderungen zu erreichen. Setzt man an diesem Punkt an, so liegt der Unterschied zu Weisgerber oder auch Humboldt vor allem darin, dass diese ihre Hoffnungen auf die Utopie eines allerdings nur annähernd zu erreichenden 'absoluten' Sprachvergleichs setzen und darauf, dass eine quasi 'göttliche' Einsicht in die zahlreichen divergenten 'Sprachaprioris' zu einer für jeden Einzelnen fruchtbaren Einsicht beizutragen vermag, die *idealiter* dazu befähigen würde, die jeweils eigene Befangenheit von Weltansicht zu korrigieren oder zu erweitern. Diese Utopie stellt meiner Ansicht nach auch den Gesichtspunkt dar, der in Weisgerbers Konzept das größte heuristische Potenzial besitzt. Besonders die Ausführungen in Kap. 3.1.3. haben meiner Ansicht nach in dieser Hinsicht gezeigt, dass Weisgerber in der (heute wieder sehr aktuellen) Debatte um sprachlichen Universalismus oder Relativismus eine berücksichtigungswürdige Position eingenommen hatte, die es verdienen würde, rezipiert und diskutiert zu werden, zumal die Rolle des Vorreiters der These vom Einfluss der Sprache auf Denken und Handeln heute fast ausschließlich Whorf zuerkannt wird. Von Heideggers Standpunkt aus führt allerdings die Einsicht in die Polyphonie der Sprachaprioris nicht allzu weit, da sie die ubiquitäre metaphysische 'Verhextheit' aller Einzelsprachen nicht zu beseitigen vermag.

Es sei dem Leser dieser Arbeit überlassen, hier seine eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen. Ich persönlich würde mich freuen, wenn der Versuch, Weisgerber und all die anderen in dieser Arbeit behandelten Positionen in einen Dialog zu bringen, der nicht von vornherein unter starker ideologischer Voreingenommenheit zu einem Monolog reduziert wird, als Dialogangebot aufgenommen würde.

Bibliographie

Benutzte Schriften von Leo Weisgerber

Weisgerber, Leo (1924), *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform. Eine Untersuchung über das Wesen der Sprache als Einleitung zu einer Theorie des Sprachwandels*, Bonn [ungedruckte Habilitationsschrift]

Weisgerber, Leo (1926), “Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache”, in *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 14, 241-256

Weisgerber, Leo (1927a), “Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?” in *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 15, 161-183

Weisgerber, Leo (1927b), Rez. v. <Faust. 4. Jahrgang, Heft 6, «Sprache»>, in *Indogermanische Forschungen* 44, 310-314

Weisgerber, Leo (1928a), “Der Geruchssinn in unseren Sprachen”, in *Indogermanische Forschungen* 46, 121-150

Weisgerber, Leo (1928b), “Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung”, in *Indogermanische Forschungen* 46, 305-325

Weisgerber, Leo (1929a), “Adjektivische und verbale Auffassung der Gesichtsempfindungen”, in *Wörter und Sachen* 12, 197-226

Weisgerber, Leo (1929b), *Muttersprache und Geistesbildung*, Göttingen

Weisgerber, Leo (1930a), “Sprachwissenschaft und Philosophie zum Bedeutungsproblem”, in *Blätter für deutsche Philosophie* 4, 17-46

Weisgerber, Leo (1930b), “‘Neuromantik’ in der Sprachwissenschaft”, in *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 18, 241-259

Weisgerber, Leo (1930c), “Zur Erforschung des Sprachwandels”, in *Indogermanische Forschungen* 48, 25-45

Weisgerber, Leo (1930d), “Die Zusammenhänge zwischen Muttersprache, Denken und Handeln”, in *Zeitschrift für deutsche Bildung* 6, 57-72; 113-126

Weisgerber, Leo (1931a), Rez. v. Gunther Ipsen, <Sprachphilosophie der Gegenwart> Berlin 1930, in *Blätter für deutsche Philosophie* 5, 351-352

Weisgerber, Leo (1931b), “Sprachpsychologie nebst Sprachpathologie und Sprachpädagogik”, in *Indogermanisches Jahrbuch* 15, 70-87

Weisgerber, Leo (1931c), “Vom Sinn des Unterrichts in fremden Sprachen”, in *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 7, 438-451

Weisgerber, Leo (1931d), “Sprache”, in *Handwörterbuch der Soziologie*, in Verbindung mit G. Briefs, F. Eulenberg, F. Oppenheimer, W. Sombart, F. Tönnies, A. Weber, L. v. Wiese hrsg. v. Alfred Vierkandt, Stuttgart, 592-608

Weisgerber, Leo (1932a), Rez. v. Ferdinand de Saussure, <Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft>, Berlin/Leipzig 1931, in *Teuthonista* 8, 248-249

Weisgerber, Leo (1932b), Rez. v. Jost Trier, <Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes>, Bd.1, Heidelberg 1931, in *Zeitschrift für deutsche Bildung* 8, 219

Weisgerber, Leo (1932c), “Sprachvergleichung und Psychologie”, in *Bericht über den XII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg vom 12. bis 16. April 1931*, hrsg. v. Gustav Kafka, 193-201

Weisgerber, Leo (1932d), “Weiteres über das Zusammenarbeiten von Sprachwissenschaft, Psychologie, Physiologie und Chemie an den Problemen der Sinnesempfindungen”, in *Wörter und Sachen* 14, 99-106

- Weisgerber, Leo (1932/33), "Zweisprachigkeit", in *Schaffen und Schauen* 9, 5-10
- Weisgerber, Leo (1933a), "Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft", in *Muttersprache* 48, 225-232
- Weisgerber, Leo (1933b), Rez. v. Georg Schmidt-Rohr, <Die Sprache als Bildnerin der Völker>, Jena 1932, in *Zeitschrift für deutsche Bildung* 9, 58
- Weisgerber, Leo (1933c), *Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur*, Heidelberg
- Weisgerber, Leo (1934a), "Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft und die Bildungsaufgabe unserer Zeit", in *Zeitschrift für deutsche Bildung* 10, 289-303
- Weisgerber, Leo (1934b), "Die Sendung der deutschen Sprache für die Volksgemeinschaft", in *Die Deutsche Schule* 38, 357-365
- Weisgerber, Leo (1935a), "Der Beitrag der Sprachforschung zur Volkswissenschaft", in *Volksspiegel* 2, 237-244
- Weisgerber, Leo (1935b), *Deutsches Volk und deutsche Sprache*, Frankfurt/M.
- Weisgerber, Leo (1938a), "Vom Aufbau des deutschen Sprachraumes", in *Zeitschrift für Deutschkunde* 52, 135-140
- Weisgerber, Leo (1938b), "Die Macht der Sprache im Leben des Volkes", in *Mitteilungen des Universitätsbundes Marburg*, Heft 3, 43-51
- Weisgerber, Leo (1939), *Die volkhafte Kräfte der Muttersprache*, Frankfurt/M.
- Weisgerber, Leo (1948), *Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken*, Lüneburg

Weisgerber, Leo (1949a), *Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins*, Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1949b), *Der Sinn des Wortes «Deutsch»*, Göttingen

Weisgerber, Leo (1950a), *Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache*, Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1950b), *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur*, Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1950/51), Rez. v. Walter Porzig, <Das Wunder der Sprache>, München 1950, in *Wirkendes Wort* 1, 249

Weisgerber, Leo (1951/52a), “Die fruchtbaren Augenblicke in der Spracherziehung”, in *Wirkendes Wort* 2, 257-268

Weisgerber, Leo (1951/52b), “Zur innersprachlichen Umgrenzung der Wortfelder (*veranstalten* und *stattfinden*)”, in *Wirkendes Wort* 2, 138-143

Weisgerber, Leo (1952a), “Die Wiedergeburt des vergleichenden Sprachstudiums”, in *Lexis*, Bd. II, 3*-22*

Weisgerber, Leo (1952b), *Muttersprache als Schicksal und Aufgabe*. Vortrag bei der Jahreshauptversammlung des Rheinischen Heimatbundes am 28.6.1952, Neuss

Weisgerber, Leo (1952/53), Rez. v. Bruno Snell, <Der Aufbau der Sprache>, Hamburg 1952, in *Wirkendes Wort* 3, 245-247

Weisgerber, Leo (1953), *Die sprachliche Zukunft Europas*, Lüneburg

Weisgerber, Leo (1953/54a), “Zum Energieia-Begriff in Humboldts Sprachbetrachtung”, in *Wirkendes Wort* 4, 374-377

Weisgerber, Leo (1953/54b), Rez. v. Hans Glinz, <Die innere Form des Deutschen>, Bern 1952, in *Wirkendes Wort* 4, 116-117

Weisgerber, Leo (1954a), "Innere Sprachform als Stil sprachlicher Anverwandlung von Welt", in *Studium Generale* 7, 571-579

Weisgerber, Leo (1954b), "Die Sprachfelder in der geistigen Erschließung der Welt", in *Festschrift für Jost Trier zu seinem 60. Geburtstag am 15. Dezember 1954*, hrsg. v. Benno von Wiese u. Karl Heinz Borck, Meisenheim/Glan, 34-49

Weisgerber, Leo (1954c), *Das Tor zur Muttersprache*, 2. Aufl., Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1954/55), Rez. v. Fritz Tschirch, <Weltbild, Denkform und Sprachgestalt>, Berlin 1954, in *Wirkendes Wort* 5, 242-243

Weisgerber, Leo (1955a), "Der Begriff des Wortens", in *Corolla Linguistica*, Festschrift für Ferdinand Sommer, hrsg. v. Hans Krahe, Wiesbaden, 248-254

Weisgerber, Leo (1955b), "Das Wort der Welt als sprachliche Aufgabe der Menschheit", in *Sprachforum* 1, 10-19

Weisgerber, Leo (1955c), "Sprachliche Begegnungen der Völker", in *Sprachforum* 1, 10-19

Weisgerber, Leo (1955d), "Das Dolmetschen und die sprachliche Anverwandlung von Welt", in *Babel* 1, 7-9

Weisgerber, Leo (1955/56a), "Von den Grenzen des Irrtums und der Verantwortung einer Schriftleitung", in *Wirkendes Wort* 6, 158-160

Weisgerber, Leo (1955/56b), "Sprache und Gemeinschaft. Ein neues Schwerpunktvorhaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft", in *Wirkendes Wort* 6, 376-378

Weisgerber, Leo (1956), "Die Diktatur der Schrift", in *Erziehung und Unterricht* 106, 193-205

Weisgerber, Leo (1956/57), “Die Erforschung der Sprach«zugriffe» I. Grundlinien einer inhaltbezogenen Grammatik”, in *Wirkendes Wort* 7, 65-73

Weisgerber, Leo (1957), “Sprachwissenschaftliche Methodenlehre”, in *Deutsche Philologie im Aufriß*, unter Mitarb. zahlreicher Fachgelehrter hrsg. v. Wolfgang Stammler, Bd. 1, 2. überarb. Aufl., Berlin, 1-38

Weisgerber, Leo (1958a), *Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen*, Köln/Opladen

Weisgerber, Leo (1958b), “Die Gerichtetheit der Sprachzugriffe”, in *Konkrete Vernunft*, Festschrift für Erich Rothacker, hrsg. v. Gerhard Funke, Bonn, 281-287

Weisgerber, Leo (1959), *Sprachenrecht und europäische Einheit*, Köln/Opladen

Weisgerber, Leo (1960a), “Die vier Schauplätze des Wortens der Welt”, in *Erkenntnis und Verantwortung*, Festschrift für Theodor Litt, hrsg. v. Josef Derbolav u. Friedhelm Nicolin, Düsseldorf, 11-24

Weisgerber, Leo (1960b), “Das Wagnis der Grammatik”, in *Wirkendes Wort* 10, 312-334

Weisgerber, Leo (1960c), Rez. v. Johannes Erben, <Abriß der deutschen Grammatik>, Berlin 1958, in *Wirkendes Wort* 10, 372-374

Weisgerber, Leo (1961a), *Vertragstexte als sprachliche Aufgabe, Formulierungs-, Auslegungs- und Übersetzungsprobleme des Südtirolabkommens 1946*, mit Beiträgen von A. J. W. Hilgers und G. Kandler, Bonn [= *Sprachforum*, Beiheft Nr. 1]

Weisgerber, Leo (1961b), “Zur Entmythologisierung der Sprachforschung”, in *Festschrift Hennig Brinkmann*, hrsg. v. Felix Arends, Düsseldorf, 30-50

Weisgerber, Leo (1962a), *Die ganzheitliche Behandlung eines Satzbauplanes. Er klopfte seinem Freunde auf die Schulter*, Düsseldorf [*Wirkendes Wort*. Beihefte. 1]

Weisgerber, Leo (1962b), *Grundzüge einer inhaltbezogenen Grammatik*, 3., neubearb. Aufl., Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1962c), *Die sprachliche Gestaltung der Welt*, 3., neubearb. Aufl., Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1962d), Rez. v. Leonhard Jost, <Sprache als Werk und wirkende Kraft>, Bern 1960, in *Wirkendes Wort* 12, 57-60

Weisgerber, Leo (1962e), "Werner Betz und die Kritik. Das Ende eines Versuchs", in *Wirkendes Wort* 12, 372-374

Weisgerber, Leo (1963a), *Grundformen sprachlicher Weltanschauung*, Köln/Opladen

Weisgerber, Leo (1963b), *Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen*, Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1963c), "Die Welt im «Passiv»", in *Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung. Methoden, Probleme, Aufgaben*, Festschrift für Friedrich Maurer, hrsg. v. Siegfried Gutenbrunner, Hugo Moser, Walter Rehm, Heinz Rupp, Stuttgart, 25-59

Weisgerber, Leo (1963d), "Die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung", in *Wirkendes Wort* 13, 264-276

Weisgerber, Leo (1964a), *Das Menschheitsgesetz der Sprache als Grundlage der Sprachwissenschaft*, 2., neubearb. Aufl., Heidelberg

Weisgerber, Leo (1964b), "Die Zusammenhänge zwischen Muttersprache, Denken und Handeln", in *Die Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung. Aufsätze 1925-1933*, zur Vollendung des 65. Lebensjahres Leo Weisgerbers hrsg. v. Helmut Gipper, Düsseldorf, 175-206

Weisgerber, Leo (1964c), "Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung", in *Die Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung. Aufsätze 1925-1933, zur Vollendung des 65. Lebensjahres Leo Weisgerbers* hrsg. v. Helmut Gipper, Düsseldorf, 122-137

Weisgerber, Leo (1964d), "Zum Sinnbezirk des *Geschehens* im heutigen Deutsch", in *Festschrift für Jost Trier*, hrsg. v. William Foerste, Karl Heinz Borck, Köln/Graz, 23-46

Weisgerber, Leo (1965), "Die Lehre von der Sprachgemeinschaft", in *Frankfurter Hefte* 20, Heft 3, 197-205

Weisgerber, Leo (1966), "Vorteile und Gefahren der Zweisprachigkeit", in *Wirkendes Wort* 16, 73-89

Weisgerber, Leo (1967), *Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung*, Köln / Opladen

Weisgerber, Leo (1968a), "Wort und Ware", in *Die Ware in Wirtschaft und Technik*, Festschrift zum 65. Geburtstag von Artur Kutzelnigg, hrsg. v. Udo Koppelman, 187-195

Weisgerber, Leo (1968b), "Wissenschaft und Sprachpflege", in *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1966/67, Düsseldorf, 204-210

Weisgerber, Leo (1969a), "Die inhaltliche Geltung verbaler Kompositionstypen (synchronisch und diachronisch)", in *Sprache. Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und Diachronie*. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1968, Düsseldorf, 187-206

Weisgerber, Leo (1969b), "Die sprachliche Bewältigung des Computers", in *Festschrift für Hugo Moser*, hrsg. v. Ulrich Engel, Paul Grebe, Heinz Rupp, Düsseldorf, 233-262

Weisgerber, Leo (1970a), “Das Wortfeld – energetisch gesehen”, in *Studien zur Syntax des heutigen Deutsch*, Paul Grebe zum 60. Geburtstag, Düsseldorf, 275-292

Weisgerber, Leo (1970b), “Hat das Wort «Muttersprache» ausgedient?”, in *Muttersprache* 80, 163-171

Weisgerber, Leo (1970c), “Muß die LINGUISTIK die SPRACHWISSENSCHAFT bekämpfen?”, in *Linguistische Berichte* 9, 58-63

Weisgerber, Leo (1971a), “Der Erdatler und die Sprachzugriffe”, in *Grammatik, Kybernetik, Kommunikation*, Festschrift für Alfred Hoppe, hrsg. v. Klaus Günther Schweisthal, Bonn, 167-178

Weisgerber, Leo (1971b), “N. Chomsky am Wendepunkt?”, in *Wirkendes Wort* 21, 106-112

Weisgerber, Leo (1971c), “Von der Untheoretisierbarkeit und der sprachlichen Kreativität des Menschen”, in *Muttersprache* 81, 98-102; 105-106

Weisgerber, Leo (1971d), [Eintrag zum Stichwort] “Artikulation”, in *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. v. Joachim Ritter, Band I: A-C, Sp. 535-536

Weisgerber, Leo (1971e), [Eintrag zum Stichwort] “Bedeutungswandel”, in *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. v. Joachim Ritter, Band I: A-C, Sp. 761-762

Weisgerber, Leo (1971f), [Eintrag zum Stichwort] “Bezeichnungswandel”, in *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. v. Joachim Ritter, Band I: A-C, Sp. 908-909

Weisgerber, Leo (1971g), “Was zu einem Lehrstuhl (Institut, Fachbereich) für allgemeine Sprachwissenschaft gehört”, in *Linguistische Berichte* 13, 61-66

Weisgerber, Leo (1972a), "Spracheinsicht über Fernstudium und Medienverbund", in *Muttersprache* 82, 65-75

Weisgerber, Leo (1972b), "Nennenswerte Sprachprobleme", in *Festschrift für Hans Eggers zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. Herbert Backes, Tübingen, 223-252

Weisgerber, Leo (1972c), "Fünfspännige Linguistik", in *Muttersprache* 82, 129-143

Weisgerber, Leo (1972d), "Die sprachlichen Zugriffe in der Erkenntnislehre", in *Sprache und Erkenntnis*, Eine Sendereihe des Österreichischen Rundfunks, Studio Salzburg, hrsg. v. Heinrich Starke, Meisenheim/Glan, 28-43

Weisgerber, Leo (1972e), "Zum Ausgleich von generativer und energetischer Sprachbetrachtung", in *Wirkendes Wort* 22, 145-159

Weisgerber, Leo (1973a), *Zweimal Sprache. Deutsche Linguistik 1973 – Energetische Sprachwissenschaft*, Düsseldorf

Weisgerber, Leo (1973b), "Aus der Schublade der Popanze", in *Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik*, Festgabe für Hans Glinz, Düsseldorf, 268-280

Weisgerber, Leo (1973c), "Gefärbte Brillen", in *Linguistische Studien III*, Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 1, Düsseldorf, 9-23

Weisgerber, Leo (1973d), "Sprache in der kopernikanischen Wende", in *Muttersprache* 83, 120-135

Weisgerber, Leo (1974a), Rez. v. Eugenio Coseriu, <Zur Lage der Linguistik>, in *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 41, 188-189

Weisgerber, Leo (1974b), "Treffpunkt Wort-Sach-Forschung", in *Antiquitates Indogermanicae*, Innsbruck, 353-359

Weisgerber, Leo (1974c), “Fünf Jahrzehnte sprachforschung”, in *Wirkendes Wort* 24, 16-21

Weisgerber, Leo (1974d), “Erlernen von Bedeutungen oder Ausschöpfen von Geltungen? Hugo Moser zum 65. Geburtstag”, in *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 41, 257-270

Weisgerber, Leo (1975a), “Die anthropologische Tragweite der energetischen Sprachbetrachtung”, in *Neue Anthropologie*, hrsg. v. Hans-Georg Gadamer, Paul Vogler, Bd. 7: Philosophische Anthropologie, Zweiter Teil, München/Stuttgart, 168-203

Weisgerber, Leo (1975b), “Aus dem Vermächtnis von Jost Trier”, in *Gedenkschrift für Jost Trier*, hrsg. v. Hartmut Beckers u. Hans Schwarz, Köln/Wien, 13-22

Weisgerber, Leo (1975c), “Sprachenkampf – Sprachenrecht – Sprachenfriede”, in *Studien der Erwin von Steinbach-Stiftung*, Bd. 4, 1-27

Weisgerber, Leo (1977), “Zum Ausbau der energetischen Sprachbetrachtung”, in *Wirkendes Wort* 27, 71-81

Weisgerber, Leo (1979), “Sprachpsychologie an ihrem richtigen Platz”, in *Integrale Linguistik*, Festschrift für Helmut Gipper, hrsg. v. Edeltraud Bülow u. Peter Schmitter, Amsterdam, 763-784

Weisgerber, Leo (1981a), “Die Muttersprachapostel”, in *Logos Semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921-1981*, Vol. II: *Sprachtheorie und Sprachphilosophie. Teoría y filosofía del lenguaje. Théorie et philosophie du langage. Language Theory and Language Philosophy*, ed. by Harald Weydt, Berlin/New York/Madrid, 193-199

Weisgerber, Leo (1981b), “Die Seinsweise der Geltung“, in *Wirkendes Wort* 31, 287-290

Weisgerber, Leo (1981c), “Vierstufige Wortbildungslehre”, in *Wortbildung*, hrsg. v. Leonhard Lipka u. Hartmut Günther, Darmstadt, 36-54

Weisgerber, Leo (2000), “Sprache und Begriffsbildung”, in (Weisgerber, B. 2000), 27-36

Benutzte Schriften von Martin Heidegger

In der Gesamtausgabe erschienene Werke

Bd. 1: *Frühe Schriften*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1978 [FS]

Bd. 2: *Sein und Zeit*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1977 [SuZ]

Bd. 3: *Kant und das Problem der Metaphysik*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1991 [KM]

Bd. 4: *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1981 [EH]

Bd. 5: *Holzwege*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1977 [Hw]

Bd. 6.1: *Nietzsche I*, hrsg. v. Brigitte Schillbach, Frankfurt/M. 1996 [N I]

Bd. 6.2: *Nietzsche II*, hrsg. v. Brigitte Schillbach, Frankfurt/M. 1997 [N II]

Bd. 7: *Vorträge und Aufsätze*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 2000 [VA]

Bd. 9: *Wegmarken*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1976 [Wm]

- Bd. 10: *Der Satz vom Grund*, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt/M. 1997 [SvG]
- Bd. 12: *Unterwegs zur Sprache*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1985 [UzS]
- Bd. 13: *Aus der Erfahrung des Denkens*, hrsg. v. Hermann Heidegger, Frankfurt/M. 1983 [ED]
- Bd. 15: *Seminare*, hrsg. v. Curd Ochwadt, Frankfurt/M. 1986 [Sem]
- Bd. 16: *Reden und andere Zeugnisse eines Lebenswegs*, hrsg. v. Hermann Heidegger, Frankfurt/M. 2000 [Red]
- Bd. 20: *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs*, hrsg. v. Petra Jaeger, 3. durchges. Aufl., Frankfurt/M. 1994 [PGZ]
- Bd. 24: *Grundprobleme der Phänomenologie*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1989 [GdP]
- Bd. 38: *Logik als die Frage nach dem Wesen der Sprache*, Freiburger Vorlesung Sommersemester 1934 auf der Grundlage der Vorlesungsnachschrift von Wilhelm Hallwachs hrsg. v. Günter Seubold, Frankfurt/M. 1998 [Log]
- Bd. 39: *Hölderlins Hymnen «Germanien» und «Der Rhein»*, hrsg. v. Susanne Ziegler, 2. durchges. Aufl., Frankfurt/M. 1989 [HHG]
- Bd. 40: *Einführung in die Metaphysik*, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt/M. 1983 [EiM]
- Bd. 45: *Grundfragen der Philosophie. Ausgewählte «Probleme» der «Logik»*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1992 [GP]
- Bd. 52: *Hölderlins Hymne «Andenken»*, hrsg. v. Curd Ochwadt, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1992 [And]

Bd. 53: *Hölderlins Hymne «Der Ister»*, hrsg. v. Walter Biemel, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1993 [HHI]

Bd. 59: *Phänomenologie der Anschauung und des Ausdrucks. Theorie der philosophischen Begriffsbildung*, hrsg. v. Claudius Strube, Frankfurt/M. 1993 [PAA]

Bd. 64: *Der Begriff der Zeit*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 2004 [BZ]

Bd. 65: *Beiträge zur Philosophie. (Vom Ereignis)*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, 2. durchges. Aufl., Frankfurt/M. 1994 [BzP]

Bd. 66: *Besinnung*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M. 1997 [Bes]

Bd. 69: *Die Geschichte des Seyns*, hrsg. v. Peter Trawny. Frankfurt/M. 1998 [GdS]

Bd. 70: *Über den Anfang*, hrsg. v. Paola-Ludovika Coriando, Frankfurt/M. 2005 [ÜA]

Bd. 77: *Feldweg-Gespräche*, hrsg. v. Ingrid Schüßler, Frankfurt/M. 1995

Bd. 79: *Bremer und Freiburger Vorträge*, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt/M. 1994 [BFV]

Bd. 85: *Vom Wesen der Sprache. Zu Herders Abhandlung «Über den Ursprung der Sprache»*, hrsg. v. Ingrid Schüßler, Frankfurt/M. 1999 [Her]

Benutzte andere Werkausgaben / Artikel Martin Heideggers

Heidegger, Martin (1928), Rez. v. Ernst Cassirer, <Philosophie der symbolischen Formen. Bd. 2: Das mythische Denken> Berlin 1925, in *Deutsche Literaturzeitung* 21, 1000-1012

Heidegger, Martin (1993), "Europa und die deutsche Philosophie", in *Europa und die Philosophie*, hrsg. v. Hans-Helmuth Gander, Frankfurt/M., 31-41 [EP]

Heidegger, Martin (1954), *Was heißt Denken?*, Tübingen [WhD]

Heidegger, Martin (1999), *Identität und Differenz*, 11. Aufl., Stuttgart, [ID]

Heidegger, Martin (1969), *Zur Sache des Denkens*, Tübingen [ZSD]

Heidegger, Martin (1990), “Das Wort. Die Bedeutung der Wörter”, in (Papenfuss / Pöggeler 1990), 13-19

Heidegger, Martin (2000), “Briefe Martin Heideggers an Julius Stenzel (1928-1932)”, in *Heidegger Studies* 16, 11-33

Weitere Literatur

Adorno, Theodor W. (1988), *Negative Dialektik*, 5. Aufl., Frankfurt/M.

Adorno, Theodor W. (1996a), “Jargon der Eigentlichkeit”, in Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften*, Bd. 6, hrsg. v. Rolf Tiedemann, 5. Aufl., Frankfurt/M., 413-523

Adorno, Theodor W. (1996b), “Drei Studien zu Hegel”, in Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, hrsg. v. Rolf Tiedemann, 5. Aufl., Frankfurt/M., 247-381

Ahlzweig, Claus (1989), “Die deutsche Nation und ihre Muttersprache”, in *Sprache im Faschismus*, hrsg. v. Konrad Ehlich, Frankfurt/M., 35-57

Albrecht, Erhard (1972), *Bestimmt die Sprache unser Weltbild? Zur Kritik der gegenwärtigen bürgerlichen Sprachphilosophie*, Frankfurt/M.

Albrecht, Jörn (2000), *Europäischer Strukturalismus: ein forschungsgeschichtlicher Überblick*, 2., völlig überarbeitete u. erw. Aufl., Tübingen/Basel

Allemann, Beda (1954), *Hölderlin und Heidegger*, Zürich

Ammann, Hermann (1925), *Die menschliche Rede*. 1. Teil: *Die Idee der Sprache und das Wesen der Sprachbedeutung*, Lahr i.B.

Ammann, Hermann (1928), *Die menschliche Rede*. 2. Teil: *Der Satz*, Lahr i.B.

Ammann, Hermann (1934), "Vom Sinn der Sprachgeschichte", in *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 10, 530-537

Anz, Wilhelm (1967), "Die Stellung der Sprache bei Heidegger", in (Gadamer 1967), 469-482

Apel, Karl-Otto (1955), "Das Verstehen (eine Problemgeschichte als Begriffsgeschichte)", in *Archiv für Begriffsgeschichte*, Bd. I, 142-199

Apel, Karl-Otto (1955/57), "Die beiden Phasen der Phänomenologie in ihrer Auswirkung auf das philosophische Vorverständnis von Sprache und Dichtung in der Gegenwart", in *Jahrbuch für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, Bd. 3, 54-76

Apel, Karl-Otto (1958), "Technognomie, eine erkenntnis-anthropologische Kategorie", in *Konkrete Vernunft*, Festschrift für Erich Rothacker, hrsg. v. Gerhard Funke, Bonn, 61-78

Apel, Karl-Otto (1959), "Sprache und Wahrheit in der gegenwärtigen Situation der Philosophie", in *Philosophische Rundschau*, 7. Jg., 161-184

Apel, Karl-Otto (1963), *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico* (= *Archiv für Begriffsgeschichte* Bd. 8), Bonn

Apel, Karl-Otto (1972), "Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart", in *Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch*, Düsseldorf, 9-54 [= *Sprache der Gegenwart* Bd. XX; Schriften des Instituts für deutsche Sprache; Jahrbuch 1971]

Apel, Karl-Otto (1974), "Zur Idee einer transzendentalen Sprachpragmatik", in *Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie*, hrsg. v. Josef Simon, Freiburg/München, 283-326

Apel, Karl-Otto (1975), "Das Leibapriori der Erkenntnis", in *Neue Anthropologie*, hrsg. v. Hans-Georg Gadamer u. Paul Vogler, Bd. 7: *Philosophische Anthropologie*, Zweiter Teil, München/Stuttgart, 264-288

Apel, Karl-Otto (1979), "Transzendente Semiotik und die Paradigmen der Prima Philosophia", in *Integrale Linguistik*, Festschrift für Helmut Gipper, hrsg. v. Edeltraud Bülow und Peter Schmitter, Amsterdam, 101-138

Apel, Karl-Otto (1998), *Auseinandersetzungen in Erprobung des transzendentalpragmatischen Ansatzes*, Frankfurt/M.

Apel, Karl-Otto (2002a), *Transformation der Philosophie*, Bd. 1: *Sprachanalytik, Semiotik, Hermeneutik*, 6. Aufl., Frankfurt/M.

Apel, Karl-Otto (2002b), "Diskursethik als Antwort auf die Situation des Menschen in der Gegenwart" in Karl-Otto Apel / Marcel Niquet, *Diskursethik und Diskursanthropologie: Aachener Vorlesungen*, Freiburg/München

Arens, Hans (1969), *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*, 2., durchges. u. stark erw. Aufl., Freiburg/München

Bahner, Werner (1962), "Grundzüge der Feldtheorie von Jost Trier", in *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe*, 11. Jg., Heft 3, 593-598

Bahner, Werner / Neumann, Werner (Hg.) (1985), *Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung*, Berlin 1985

Banniza von Bazan, Heinrich (1933), "Grenzen der Sprachgemeinschaft", in *Muttersprache* 12, 420-424

- Banniza von Bazan, Heinrich (1934), Brief an Leo Weisgerber v. 23.2.1934, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]
- Bar-Hillel, Yehoshua (1967), "Dictionaries and Meaning Rules", in *Foundations of Language*, Vol. 3, N° 4, 409-414
- Bartschat, Brigitte (1990), "Anton Marty (Zur Einordnung seines sprachphilosophischen Werkes)", in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 43, Heft 3, 397-411
- Basilus, Harold (1952), "Neo-Humboldtian Ethnolinguistics", in *Word* 8, N° 2, 95-105
- Baudouin de Courtenay, Jan (1929), *Einfluss der Sprache auf Weltanschauung und Stimmung*, Warszawa
- Baumann, Hans-Heinrich (1970), "Sprachwissenschaft oder Sprachwesenschaft?", in *Linguistische Berichte* 10, 84-87
- Baumann, Hans-Heinrich (1977), "Deutsche Frankreichlinguistik bis 1945. Eine soziogenetische Skizze", in *Kritik der Frankreichforschung: 1871 - 1975*, hrsg. v. Michael Nerlich unter Mitarbeit v. Gilbert Badia, Karlsruhe, 133-143
- Baumgärtner, Klaus (1966), "Die Struktur des Bedeutungsfeldes", in *Satz und Wort im heutigen Deutsch. Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung*, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1965/66, Düsseldorf, 165-197
- Baumgärtner, Klaus (1967), "Forschungsbericht <Syntax und Semantik>", in *Deutschunterricht für Ausländer*, Heft 2/3, 49-67
- Bausewein, Karin (1990), *Akkusativobjekt, Akkusativobjektsätze und Objektsprädikate im Deutschen. Untersuchungen zu ihrer Syntax und Semantik*, Tübingen

Beierwaltes, Werner (1998), "Heideggers Gelassenheit", in *Amicus Plato magis amica veritas*, Festschrift für Wolfgang Wieland zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Rainer Euskat, Berlin/New York

Betz, Werner (1954), "Zur Überprüfung des Feldbegriffes", in *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen* 71, 189-198

Betz, Werner (1960), "Sprachlenkung und Sprachentwicklung", in *Sprache und Wissenschaft*, Göttingen, 85-100

Betz, Werner (1962a), "Zwei Sprachen in Deutschland?", in *Merkur*, Jg. 16, Heft 9, 873-879

Betz, Werner (1962b), "Aufgaben Deutscher Wortforschung", in *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 18 (Neue Folge Bd. 3), 1-15

Betz, Werner (1962c), "<Authentisch> oder <autoritär>? Zu Weisgerbers Auffassung von Sprache und Kritik", in *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 19, Heft 1/2, 117-118

Biemel, Walter (1969), "Dichtung und Sprache bei Heidegger", in *Man and World* 1, 487-514

Bierwisch, Manfred (1966), "Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden", in *Kursbuch* 5, 77-152

Bierwisch, Manfred (1982), "Sprache als kognitives System – Thesen zur theoretischen Linguistik", in *Deutsch als Fremdsprache* 3/82, 139-144

Bierwisch, Manfred (1987), "Linguistik als kognitive Wissenschaft – Erläuterungen zu einem Forschungsprogramm", in *Zeitschrift für Germanistik* 6/87, 645-667

- Bierwisch, Manfred (1993), "Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen", in *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12, 107-112
- Blutner, Reinhard (1995), "Prototypen und Kognitive Semantik", in *Die Ordnung der Wörter: kognitive und lexikalische Strukturen*, hrsg. v. Gisela Harras, Berlin/New York, 227-271
- Boas, Franz (1911), *Introduction to the Handbook of American Indian Languages*, Washington
- Bock, Irmgard (1966), *Heideggers Sprachdenken*, Meisenheim am Glan
- Boehlich, Walter (1955), Rez. v. Leo Weisgerber, <Vom Weltbild der deutschen Sprache>, Düsseldorf 1953/54, in *Merkur*, Jg. 9, Heft 9, 892-893
- Boehlich, Walter (1964a), "Irrte hier Walter Boehlich?", in *Frankfurter Hefte* 19, Heft 10, 731-734
- Boehlich, Walter (1964b), Widerruf von Walter Boehlich unter der Rubrik "Mitteilungen", in *Frankfurter Hefte* 19, Heft 12, 894
- Boehm, Max Hildebert (1934), Brief an Leo Weisgerber v. 10.4.1934, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]
- Bondzio, Wilhelm (1971), "Valenz, Bedeutung, Satzmodelle", in *Beiträge zur Valenztheorie*, hrsg. v. Gerhard Helbig, Halle/Saale, 85-103
- Bondzio, Wilhelm (1976), "Abriß der semantischen Valenztheorie als Grundlage der Syntax (1. Teil)", in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 29, Heft 4, 354-363
- Borges Duarte, Irene (2002), *La presencia de Kant en Heidegger: Dasein – transcendencia – verdad*, Madrid

Borsche, Tilman (1981), *Sprachansichten: der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts*, Stuttgart

Borsche, Tilman (1989), "Die innere Form der Sprache. Betrachtungen zu einem Mythos der Humboldt-Herme(neu)tik", in *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken*, hrsg. v. Hans-Werner Scharf, Essen, 47-65

Borsche, Tilman (1990), *Wilhelm von Humboldt*, München

Botet, Serge (1997), *Langue, langage et stratégies linguistiques chez Heidegger*, Bern/Berlin/Frankfurt/M./New York/Paris/Wien

Bourdieu, Pierre (1988), *Die politische Ontologie Martin Heideggers*, Frankfurt/M.

Braun, Edmund (1996), "Der Paradigmenwechsel in der Sprachphilosophie und seine Genese", in *Der Paradigmenwechsel in der Sprachphilosophie: Studien und Texte*, hrsg. v. Edmund Braun, Darmstadt, 3-65

Brinkmann, Hennig (1949), "Die sprachliche Gestalt", in *Muttersprache* 59, 2-25

Brinkmann, Hennig (1953), "Der Umkreis des persönlichen Lebens im deutschen Dativ", in *Muttersprache* 63, 104-111

Brinkmann, Hennig (1971), *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*, 2. neubearb. u. erw. Aufl., Düsseldorf

Brown, Roger Langham (1967), *Wilhelm von Humboldt's Conception of Linguistic Relativity*, The Hague/Paris

Buch, Alois J. (Hg.) (1982), *Nicolai Hartmann 1882-1982*, mit einer Einleitung v. Josef Stallmach und einer Bibliographie der seit 1964 über Hartmann erschienenen Arbeiten, Bonn

- Buchmann, Oskar (1961), "Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers. Kritische Randbemerkungen zu dem Aufsatz von Gerhard Helbig in DU 61'3", in *Der Deutschunterricht*, Heft 5/61, 116-120
- Bühler, Karl (1922), "Vom Wesen der Syntax", in *Idealistische Neuphilologie*, Festschrift für Karl Vossler zum 6. Sept. 1922, hrsg. v. Victor Klemperer u. Eugen Lerch, Heidelberg, 54-84
- Bühler, Karl (1933), "Die Axiomatik der Sprachwissenschaften", in *Kant-Studien* 38, 19-90
- Bühler, Karl (1935), Rez. v. Gunther Ipsen, <Sprachphilosophie der Gegenwart>, Berlin 1930, in *Kant-Studien* 40, 333-334
- Bühler, Karl (1999), *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, 3. Aufl., ungekürzter Neudruck der Ausg. v. 1934, mit einem Geleitwort v. Friedrich Kainz, Stuttgart
- Bünting, Karl-Dieter (1971), *Einführung in die Linguistik*, 2. durchges. Aufl., Frankfurt/M.
- Carmo Silva, Carlos Henrique de (1977), "O Mesmo e a sua indiferença temporal – o Parmenianismo de Heidegger perspectivado a partir de «Zeit und Sein»", in *Revista Portuguesa de Filosofia*, Tomo XXXIII, 4, 299-349
- Carnap, Rudolf (1931), "Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache", in *Erkenntnis* 2, 219-241
- Carnap, Rudolf (1992), "Empiricism, Semantics, and Ontology", in (Rorty 1992a), 72-85
- Cassirer, Ernst (1909), Rez. v. Richard Höningwald, <Beiträge zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre>, Leipzig 1906, in *Kant-Studien* 14, 91-98

Cassirer, Ernst (1923), "Die Kantischen Elemente in Humboldts Sprachphilosophie", in *Festschrift für P. Hensel*, hrsg. v. Julius Binder, Erlangen, 105-127

Cassirer, Ernst (1926), Postkarte an Leo Weisgerber v. 26.10.1926, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Manuskript]

Cassirer, Ernst (1931), "Kant und das Problem der Metaphysik", in *Kant-Studien* 36, 1-26

Cassirer, Ernst (1933), "Le langage et la construction du monde des objets", in *Journal de Psychologie normale et pathologique*, XXXe Année, 18-44

Cassirer, Ernst (1942), "The Influence of Language upon the Development of Scientific Thought", in *Journal of Philosophy* 39, 309-327

Cassirer, Ernst (1945), "Structuralism in Modern Linguistics", in *Word* 1, N° 2, 99-120

Cassirer, Ernst (1974), *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, Darmstadt

Cassirer, Ernst (1990), *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*, aus dem Englischen von Reinhard Kaiser, Frankfurt/M.

Cassirer, Ernst (1993), *Erkenntnis, Begriff, Kultur*, hrsg., eingeleitet sowie mit Anm. u. Reg. versehen v. Rainer A. Bast, Hamburg

Cassirer, Ernst (1995), "Die Sprache und der Aufbau der Gegenstandswelt", in *Symbol, Technik, Sprache: Aufsätze aus den Jahren 1927-1933*, hrsg. v. Ernst Wolfgang Orth und John Michael Krois unter Mitw. v. Josef M. Werle, 2. im Textbestand unveränd. Aufl., Hamburg, 121-160

Cassirer, Ernst (1997a), *Philosophie der symbolischen Formen*, Erster Teil: *Die Sprache*, Darmstadt

- Cassirer, Ernst (1997b), *Philosophie der symbolischen Formen*, Dritter Teil: *Phänomenologie der Erkenntnis*, Darmstadt
- Cassirer, Ernst (1997c), *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*, 8. unveränderte Aufl., Sonderausg., Darmstadt
- Chomsky, Noam (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge, Mass.
- Chomsky, Noam (1966), *Cartesian Linguistics. A Chapter in the History of Rationalist Thought*, New York
- Chomsky, Noam (1973), *Sprache und Geist*, deutsch v. Siegfried Kanngießer, Gerd Lingrün und Ulrike Schwarz, Frankfurt/M.
- Christmann, Hans-Helmut (1966), "Beiträge zur Geschichte der These vom Weltbild der Sprache", in *Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse*, Jahrgang 1966, Nr. 7, Mainz, 441-468
- Christmann, Hans-Helmut (1985), *Filología Idealista y Lingüística Moderna*, vers. esp. de Francisco Meno Blanco, Madrid
- Coseriu, Ernst (1969), *Einführung in die Strukturelle Linguistik*, Tübingen
- Coseriu, Eugenio (1970), "Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur", in *Folia Linguistica* 4, 53-63
- Coseriu, Eugenio (1973), *Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes*, 2. Aufl., Tübingen
- Coseriu, Eugenio (1988), *Schriften von Eugenio Coseriu: (1965-1987)*, hrsg. v. Jörn Albrecht, Tübingen (= *Energeia und Ergon*, Bd. 1)
- Coseriu, Eugenio / Ezawa, Kennosuke / Kürschner, Wilfried (Hg.) (1996), *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*, Tübingen

Derrida, Jacques (1987), "Der Entzug der Metapher", [übers. v. Alexander García Düttmann u. Iris Radisch], in *Romantik. Literatur und Philosophie. Internationale Beiträge zur Poetik*, hrsg. v. Volker Bohn, Frankfurt/M.

Derrida, Jacques (2000), *Vom Geist. Heidegger und die Frage*, übers. v. Alexander García Düttmann, 2. Aufl., Frankfurt/M.

Dittmann, Jürgen (1980), "Sprachtheorie der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft", in *Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation*, Teil I: 8. Jahrgang, Heft 1, 40-74, Teil II: 8. Jahrgang, Heft 2, 157-176

Dobrunova, Olga (2000), "Ideen von L. Weisgerber bei der kognitiv-linguistischen Forschung", in (Dutz 2000), 213-218

Dornseiff, Franz (1938), "Das <Problem des Bedeutungswandels>", in *Zeitschrift für deutsche Philologie*, 119-138

Droescher, Hans-Michael (1980), *Grundlagenstudien zur Linguistik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen der sprachphilosophischen Konzeptionen Humboldts, Chomskys und Wittgensteins*, Heidelberg

Duden »Das große Wörterbuch der deutschen Sprache«, 8 Bde., hrsg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski, 2. völlig neu bearb. und erw. Aufl., Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, 1995

Dürbeck, Helmut (1975), *Neuere Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*, in *Linguistics* 145, 5-45

Durkheim, Emile [s.a.], *Sociologia, Pragmatismo e Filosofia*, Trad. de Evaristo Santos, Porto

Durst, David C. (1998), "Heidegger on the Problem of Metaphysics and Violence", in *Heidegger Studies* 14, 93-110

Dutz, Klaus D. (1984), *Schriftenverzeichnis Leo Weisgerber. Leo Weisgerber zum 85. Geburtstag*, hrsg. v. Helmut Gipper, Münster

Dutz, Klaus D. (Hg.) (2000), *Interpretation und Re-Interpretation*, aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899-1985) mit einem historiographischen Anhang und dem Schriftenverzeichnis Weisgerber, Münster

Ehlers, Klaas-Hinrich (1997a), "«daß ich an der Förderung aller phonologischen Probleme lebhaften Anteil nehme». Leo Weisgerbers 'unwahrscheinliche' Beziehung zur Prager Schule der Linguistik", in *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 7, 233-264

Ehlers, Klaas-Hinrich (1997b), "Vom gestörten Gleichgewicht. Modelle des Sprachwandels im Prager Strukturalismus und der frühen Sprachinhaltsforschung", in *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 25, 255-272

Ehlers, Klaas-Hinrich (2000), "Saussure-Lektüre in Weisgerbers Habilitationsschrift", in (Dutz 2000), 51-66

Ehlers, Klaas-Hinrich (2006), "Nachkriegslinguistik. Ein Überblick über die bundesdeutsche Sprachforschung der fünfziger und sechziger Jahre", in *Themenheft Wissenschaftsgeschichte der Zeitschrift Deutsche Sprache*, [Seitenangabe der online-Version unter http://viadrina.euw-frankfurt-o.de/~sw1www/Kontakt_Portraits/ehlers.htm]

Eichinger, Ludwig M. (1994), *Deutsche Wortbildung*, Heidelberg

Eisen, Walter (1929), *Fritz Mauthners Kritik der Sprache*, Wien/Leipzig

Engelkamp, Johannes (1986), "Sprache, Wahrnehmen und Denken", in *Perspektiven auf Sprache*, hrsg. v. Hans-Georg Bosshardt, Berlin/New York, 111-129

- Erben, Johannes (1953), Rez. v. Hans Glinz, <Die innere Form des Deutschen>, Bern 1952, in *Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft* 7, 413-416
- Erben, Johannes (1959), “Zur Geschichte der deutschen Kollektiva”, in (Gipper 1959a), 221-228
- Erben, Johannes (1966), Rez. v. Hans Glinz, <Grundbegriffe und Methoden inhaltbezogener Text- und Sprachanalyse>, Düsseldorf 1965, in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache* 88, 233-236
- Erben, Johannes (1968), “Synchronische und diachronische Betrachtungen im Bereiche des Frühneuhochdeutschen”, in *Sprache – Gegenwart und Geschichte*, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, 220-237
- Erben, Johannes (1979), “Bemerkungen zur «inhaltbezogenen» Wortbildungslehre”, in *Wirkendes Wort* 29, 158-164
- Erben, Johannes (1980), *Deutsche Grammatik. Ein Abriß*, 12. Aufl., München
- Erben, Johannes (1981), “Neologismen im Spannungsfeld von System und Norm”, in *Logos Semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921-1981*, Vol. V: *Sprachtheorie und Sprachphilosophie. Teoría y filosofía del lenguaje. Théorie et philosophie du langage. Language Theory and Language Philosophy*, ed. by Harald Weydt, Berlin/New York/Madrid, 35-43
- Erben, Johannes (1987), “Geben und Nehmen. Zur Geschichte eines Modells geistig-sprachlicher Wirklichkeitserfassung”, in *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften* 1986, Göttingen, 59-77
- Erben, Johannes (1991), “Ein Rückblick”, in *Wege in der Sprachwissenschaft. Vierundvierzig autobiographische Berichte*, Festschrift für Mario Wandruszka, hrsg. v. Hans-Martin Gauger u. Wolfgang Pöckl, Tübingen, 81-86

- Erben, Johannes (1993), *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*, 3. neubearb. Aufl., Berlin
- Feudel, Günter (1976), "Baudouin de Courtenay und F. de Saussure – zwei Traditionslinien in der Entwicklung der Sprachwissenschaft", in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 29, Heft 5/6, 529-533
- Fillmore, Charles (1977a), "The Case for Case Reopened", in *Syntax and Semantics*, Vol. 8: *Grammatical Relations*, ed. by P. Cole and J. M. Sadock, New York/San Francisco/London, 59-81
- Fillmore, Charles (1977b), "Scenes-and-frames semantics", in *Linguistic Structures Processing*, ed. by Antonio Zampolli, Amsterdam/New York/Oxford, 55-81
- Fillmore, Charles (1985), "Frames and the Semantics of Understanding", in *Quaderni di Semantica* 6, 222-254
- Fink, Eugen (1948), "Philosophie als Überwindung der Naivität", in *Lexis*, Bd. I, 107-127
- Fourquet, Jean (1959), "Strukturelle Syntax und inhaltbezogene Grammatik", in (Gipper 1959a), 134-145
- Frank, Manfred (1997), *Was ist Neostrukturalismus?*, 5. Aufl., Frankfurt/M.
- Frege, Gottlob (1892), "Über Sinn und Bedeutung", in *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, N.F. 100, 25-50
- Freyer, Hans (1928a), *Theorie des objektiven Geistes. Eine Einleitung in die Kulturphilosophie*, 2. durchges. u. teilw. veränd. Aufl., Leipzig/Berlin
- Freyer, Hans (1928b), "Sprache und Kultur", in *Die Erziehung* 3, 65-78
- Freyer, Hans (1929), *Gemeinschaft und Volk*, Berlin

Friedländer, Paul (1964), *Platon*, Bd. 1, 3., durchges. u. ergänzte Aufl., Berlin, 233-243

Friedman, Michael (2004), *Carnap, Cassirer, Heidegger. Geteilte Wege*, aus dem Engl. von der Arbeitsgruppe <Analytische Philosophie> am Institut für Philosophie der Universität Wien, Frankfurt/M.

Funke, Otto (1924), *Innere Sprachform. Eine Einführung in A. Martys Sprachphilosophie*, Reichenberg

Funke, Otto (1927a), *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie*, Bern

Funke, Otto (1927b), “Von den semasiologischen Einheiten und ihren Untergruppen”, in *Englische Studien* 62, 35-63

Funke, Otto (1927c), Rez. v. Hermann Ammann, <Die menschliche Rede, Teil 1>, Freiburg 1925, in *Anglia* 38, Beiblatt, 369-378

Funk-Kolleg Sprache. Eine Einführung in die moderne Linguistik, Bd. I, Frankfurt/M. 1973

Gabelentz, Georg von der (1889), “Stoff und Form in der Sprache”, in *Berichte der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften*, 41. Sitzung, 185-216

Gadamer, Hans-Georg (1962), Rez. v. Richard Hönigswald, <Analysen und Probleme. Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Schriften aus dem Nachlaß, Bd. II>, Stuttgart 1959, in *Philosophische Rundschau* 10, 155-156

Gadamer, Hans-Georg (Hg.) (1967), *Das Problem der Sprache* [8. Deutscher Kongress für Philosophie, Heidelberg 1966], München

Gadamer, Hans-Georg (1990), *Gesammelte Werke, Band 1: Hermeneutik I, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, 6. durchges. Aufl., Tübingen

Gadamer, Hans-Georg (1993), *Gesammelte Werke*, Band 2: *Hermeneutik II, Wahrheit und Methode. Ergänzungen, Register*, 2. durchges. Aufl., Tübingen

Gadamer, Hans-Georg (1995), *Gesammelte Werke*, Band 10: *Hermeneutik im Rückblick*, Tübingen

Geckeler, Horst (1971), *Zur Wortfelddiskussion. Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes «Alt – Jung – Neu» im heutigen Französisch*, München

Geckeler, Horst (2002), “Anfänge und Ausbau des Wortfeldgedankens”, in *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*, hrsg. v. Alan Cruse, Franz Hundsnurscher, Michael Job u. Peter Rolf Lutzeier, 1. Halbband, Berlin/New York, 713-728

Geeraerts, Dirk (1983), “Prototype Theory and Diachronic Semantics. A Case Study”, in *Indogermanische Forschungen* 88, 1-32

Gelb, Adhémar und Goldstein, Kurt (1925), “Psychologische Analysen hirnpathologischer Fälle. X. Über Farbennamenamnesie nebst Bemerkungen über das Wesen der amnestischen Aphasie überhaupt und die Beziehung zwischen Sprache und dem Verhalten zur Umwelt”, in *Psychologische Forschungen* 6, 127-186

Giesecke, Michael (1992), *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*, Frankfurt/M.

Gipper, Helmut (1956), “Muttersprachliches und wissenschaftliches Weltbild”, in *Sprachforum* II, 1-10

Gipper, Helmut (Hg.) (1959a), *Sprache – Schlüssel zur Welt*. Festschrift für Leo Weisgerber, Düsseldorf

Gipper, Helmut (1959b), “Sessel oder Stuhl? Ein Beitrag zur Bestimmung von Wortinhalten im Bereich der Sachkultur”, in (Gipper 1959a), 271-292

Gipper, Helmut (1960), Rez. v. Peter Hartmann, <Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers>, Heidelberg 1958, in *Indogermanische Forschungen* 65, 56-65

Gipper, Helmut (1962), Rez v. Martin Heidegger, <Unterwegs zur Sprache>, Pfullingen 1959, in (Gipper /Schwarz 1962), 923-925

Gipper, Helmut (1967), “Der Beitrag der inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft zur Kritik der historischen Vernunft”, in (Gadamer 1967), 407-425

Gipper, Helmut (1969), *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung. Neuere Sprachbetrachtung im Austausch mit Geistes- und Naturwissenschaft*, 2. verb. Aufl., Düsseldorf

Gipper, Helmut (1970), “Der Satz als Steuerungs- und Regelsystem und die Bedingungen der Möglichkeit seines Verstehens”, in *Studien zur Syntax des heutigen Deutsch*, hrsg. v. Hugo Moser, Düsseldorf, 26-44

Gipper, Helmut (1971), *Denken ohne Sprache?*, Düsseldorf

Gipper, Helmut (1972), *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*, Frankfurt/M.

Gipper, Helmut (1974), “Inhaltbezogene Grammatik”, in *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*. Bd. 2: *Sprachwissenschaft*, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold und Volker Sinemus, München, 133-150

Gipper, Helmut (1976), “Die Sapir-Whorf-Hypothese, Verbalismus oder Wissenschaft? Eine Entgegnung auf die Kritik Helmut Dürbecks”, in *Linguistics* 178, 25-46

Gipper, Helmut (1978), “Sprachliches Weltbild, wissenschaftliches Weltbild und ideologische Weltanschauung”, in *Sprache und Welterfahrung*, hrsg. v. Jörg Zimmermann, München, 160-176

Gipper, Helmut (1987), *Das Sprachapriori. Sprache als Voraussetzung menschlichen Denkens und Erkennens*, Stuttgart-Bad Cannstatt

Gipper, Helmut (1992/93), *Theorie und Praxis inhaltsbezogener Sprachwissenschaft. Aufsätze und Vorträge 1953-1990*. 5 Bde., Münster

Gipper, Helmut (1995), "Jost Trier und das sprachliche Feld. Was bleibt?", in *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 23, 326-341

Gipper, Helmut (1998), "Das sprachliche Feld in Jost Triers und in heutiger Sicht", in *Über Jost Trier*, Vorträge anlässlich des Jost-Trier-Gedenktags am 15. Dezember 1994, hrsg. v. Werner Zillig, Münster, 28-53

Gipper, Helmut (2000), "Leo Weisgerber – Leben und Werk", in (Dutz 2000), 21-30

Gipper, Helmut (2001), "Eigenwelt und Sprachwelt. J. v. Uexkülls Lehre als Grundlage ganzheitlicher Sprachforschung", in *Lingua et Linguae*, Festschrift für Clemens-Peter Herbermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ulrich Hermann Waßner, Aachen, 143-158

Gipper, Helmut / Schwarz, Hans (Hg.) (1962), *Bibliographisches Handbuch zur Sprachinhaltsforschung. Teil I: Schrifttum zur Sprachinhaltsforschung in alphabetischer Folge nach Verfassern mit Besprechungen und Inhaltsverweisen*, Opladen

Glässer, Edgar (1939), *Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung*, Heidelberg

Glauner, Friedrich (1998), *Sprache und Weltbezug: Adorno, Heidegger, Wittgenstein*, 2. unver. Aufl., Freiburg/München

Glinz, Hans (1949), "Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philosophie", in *Studia Philosophica. Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft*, Vol. IX, Basel, 19-34

Glinz, Hans (1957), *Der deutsche Satz*, Düsseldorf 1957

Glinz, Hans (1961), *Die innere Form des Deutschen*, 2. Aufl., Bern/München

Glinz, Hans (1965), *Grundbegriffe und Methoden inhaltbezogener Text- und Sprachanalyse*, Düsseldorf

Glinz, Hans (1967), *Deutsche Syntax*, 2. durchges. und erg. Aufl., Stuttgart

Glinz, Hans (1992), "Die philosophischen Grundlagen der Sprachinhaltsforschung", in *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, hrsg. v. Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle, 1. Halbband, Berlin/New York, 810-825

Glinz, Hans (2000), "Zwei Grundphänomene in den Sprachen: Text-Bestandstücke auf verschiedener gedanklicher Ebene, dominante Teile und Inhaltsteile – verbale Semanteme, als semantisch-syntaktische Grundmuster, die eigentlichen »Satzbaupläne«", in (Dutz 2000), 31-50

Glinz, Hans (2002), "Das Wort im Kontext verschiedener Sprach- / Grammatiktheorien", in *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*, hrsg. v. Alan Cruse, Franz Hundsnurscher, Michael Job u. Peter Rolf Lutzeier, 1. Halbband, Berlin/New York, 129-138

Gloning, Thomas (2002), "Ausprägungen der Wortfeldtheorie", in *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*, hrsg. v. Alan Cruse, Franz Hundsnurscher, Michael Job u. Peter Rolf Lutzeier, 1. Halbband, Berlin/New York, 728-737

Göller, Thomas (1986), *Ernst Cassirers kritische Sprachphilosophie. Darstellung, Kritik, Aktualität*, Würzburg

Graeber, Eberhard (1976), "Bürgerliche Positionen der deutschen Germanistik nach 1945", in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 29, 591-594

Graffi, Giorgio (2001), *200 Years of Syntax: A Critical Survey*, Amsterdam/Philadelphia

Grebe, Paul (1966a), "Der Inhalt des Wortes und die Gliederung des Wortschatzes", in *Duden*, Bd. 4: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, bearb. v. Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler, 2. vermehrte und verbesserte Aufl., Mannheim/Zürich, 419-464

Grebe, Paul (1966b), "Der Satz", in *Duden* Bd. 4: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, bearb. v. Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler, 2. vermehrte und verbesserte Aufl., Mannheim/Zürich, 465-652

Grebe, Paul (1979), "Dank an Leo Weisgerber und Walter Porzig", in *Wirkendes Wort* 29, 180-183

Greimas, Algirdas J. (1966), *Sémantique structurale. Recherche de méthode*, Paris

Grewendorf, Günter (1993), "Der Sprache auf der Spur", in *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12, 113-132

Grondin, Jean (1997), "Der junge Gadamer und Richard Höningwald", in (Schmied-Kowarzik 1997), 159-169

Grosse, Siegfried (1964), "Methoden inhaltbezogener Sprachforschung", in *Wirkendes Wort* 14, 73-83

Grotz, Stephan (2000), *Vom Umgang mit Tautologien: Martin Heidegger und Roman Jakobson*, Hamburg

Grueneberg, Horst (1933), Rez. v. Georg Schmidt-Rohr, <Die Sprache als Bildnerin der Völker>, Jena 1932, in *Kant-Studien* 38, 283-285

Habermas, Jürgen (1989), "Heidegger – Werk und Weltanschauung", in Víctor Farías, *Heidegger und der Nationalsozialismus*, Frankfurt/M., 11-29

Habermas, Jürgen (1992), *Texte und Kontexte*, 2. Aufl., Frankfurt/M.

Habermas, Jürgen (1998), *Philosophisch-politische Profile*, 3. Aufl., Frankfurt/M.

Habermas, Jürgen (2001), *Der philosophische Diskurs der Moderne*, 7. Aufl., Frankfurt/M.

Hamann, Johann Georg (1951), *Sämtliche Werke. Bd. 3: Schriften über Sprache / Mysterien / Vernunft 1772 - 1788*, hrsg. v. Josef Nadler, Wien

Hampshire, Stuart (1992), "J. L. Austin", in (Rorty 1992a), 239-247

Hartmann, Nicolai (1949), *Das Problem des geistigen Seins. Untersuchungen zur Grundlegung der Geschichtsphilosophie und der Geisteswissenschaften*, 2. Aufl., Berlin

Hartmann, Nicolai (1964), *Der Aufbau der realen Welt*, 3. Aufl., Berlin/New York

Hartmann, Peter (1957), *Probleme der sprachlichen Form*, Heidelberg

Hartmann, Peter (1958), *Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers*, Heidelberg

Hartmann, Peter (1959a), "Offene Form, leere Form und Struktur", in (Gipper 1959a), 146-157

Hartmann, Peter (1959b), "Die Sprachbetrachtung Leo Weisgerbers – System und Kritik", in *Der Deutschunterricht*, Jahrg. 11, Heft 1, 104-124

Hartmann, Peter (1960), Rez. v. Martin Heidegger, <Unterwegs zur Sprache>, Pfullingen 1959, in *Germanistik* 1, 276-278

- Hartmann, Peter (1961), *Zur Theorie der Sprachwissenschaft*, Assen
- Hartmann, Peter (1972), *Zur Lage der Linguistik in der BRD*, Frankfurt/M.
- Heeschen, Claus (1972), *Grundfragen der Linguistik*, Stuttgart
- Heeschen, Claus / Kegel, Gerd (1972), "Zum Autonomiegedanken der Linguistik oder Das Verhältnis von Psychologie und Linguistik im Selbstverständnis der Linguistik", in *Linguistische Berichte* 21, 42-54
- Heeschen, Volker (1972), "L. Weisgerber", in (C. Heeschen 1972), 54-69
- Heintel, Erich (1952), "Sprachphilosophie", in *Deutsche Philologie im Aufriss*, Bd. I, hrsg. v. Wolfgang Stammer, Berlin/Bielefeld, 453-498
- Heinz, Sabine / Albrecht, Belinda (2000), "Warum trat Weisgerber nicht Pokornys Nachfolge an?", in (Dutz 2000), 131-144
- Helbig, Gerhard (1961), "Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers. Zum Problem der «funktionalen» Grammatik", in *Der Deutschunterricht*, Heft 3/61, 90-122
- Helbig, Gerhard (1963), "Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers", in *Der Deutschunterricht*, Heft 1/63, 117-120
- Helbig, Gerhard (1974), *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*, Reinbek
- Helbig, Gerhard (1976), "Zu einigen philosophischen Fragen der gegenwärtigen Sprachwissenschaft (Kritische Bemerkungen zu bürgerlichen Sprachauffassungen)", in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 29, Heft 5/6, 571-576
- Helbig, Gerhard (1990), *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*, 2. Aufl., Opladen

- Hempel, Carl (1978), [Eintrag zum Stichwort] “Energeia”, in Carl Hempel, *Linguistisches Wörterbuch*, 3., völlig neu bearb. Aufl., München
- Henne, Helmut / Kaiser, Christine (Hg.) (2000), *Fritz Mauthner – Sprache, Literatur, Kritik: Festakt und Symposion zu seinem 100. Geburtstag*, Tübingen
- Hennigfeld, Jochen (1976), “Sprache als Weltansicht. Humboldt – Nietzsche – Whorf”, in *Zeitschrift für philosophische Forschung* 30, 435-451
- Hennigfeld, Jochen (1982), *Die Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts. Grundpositionen und -probleme*, Berlin/New York
- Henzen, Walter (1959), Rez. v. Leo Weisgerber, <Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen>, Köln/Opladen 1958, in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 81, 203-217
- Henzen, Walter (1981), “Inhaltbezogene Wortforschung”, in *Wortbildung*, hrsg. v. Leonhard Lipka u. Hartmut Günther, Darmstadt, 55-81
- Herbermann, Clemens-Peter (1995), “Felder und Wörter”, in (Hoinkes 1995), 263-292
- Herbig, Gustav (1896), “Aktionsart und Zeitstufe. Beiträge zur Funktionslehre des idg. Verbums”, in *Indogermanische Forschungen* 6, 157-269
- Herder, Johann Gottfried (1985a), “Über die neuere deutsche Literatur”, in Johann Gottfried Herder, *Werke*, Bd. 1: *Frühe Schriften 1764-1772*, hrsg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt/M., 161-650
- Herder, Johann Gottfried (1985b), “Abhandlung über den Ursprung der Sprache”, in Johann Gottfried Herder, *Werke*. Bd. 1: *Frühe Schriften 1764-1772*, hrsg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt/M., 695-810

Herder, Johann Gottfried (1998), "Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft", in Johann Gottfried Herder, *Werke*, Bd. 8: *Schriften zu Literatur und Philosophie 1792-1800*, hrsg. v. Hans-Dietrich Irmscher, Frankfurt/M., 313-491

Herrmann, Friedrich-Wilhelm von (1964), *Die Selbstinterpretation Martin Heideggers*, Meisenheim am Glan

Herrmann, Friedrich-Wilhelm von (1980), *Heideggers Philosophie der Kunst*, Frankfurt/M.

Herrmann, Friedrich-Wilhelm von (1997), *La «segunda mitad» de Ser y Tiempo. Sobre Los problemas fundamentales de la Fenomenologia de Heidegger*. Trad. [y introd.] de Irene Borges Duarte, Madrid

Herrmann, Friedrich-Wilhelm von (1999), *Die zarte, aber helle Differenz: Heidegger und Stefan George*, Frankfurt/M.

Herrmann, Friedrich-Wilhelm von (2000), *Hermeneutik und Reflexion. Der Begriff der Phänomenologie bei Heidegger und Husserl*, Frankfurt/M.

Hjelmslev, Louis (1969), *Prolegomena to a Theory of Language*, transl. by Francis J. Whitfield, revised edition, Madison/Milwaukee/London

Hjelmslev, Louis (1991), *Ensaaios lingüísticos*, trad.: Antônio de Pádua Danesi, São Paulo

Hoberg, Rudolf (1970), *Die Lehre vom sprachlichen Feld*, Bonn

Hockett, Charles (Hg.) (1970), *A Leonard Bloomfield Anthology*, Bloomington/London

Höllerer, Walter (1962), "Zur Sprache im technischen Zeitalter", in *Sprache im technischen Zeitalter* 4, 280-297

- Hönigswald, Richard (1912), "Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Kritische Bemerkungen zu Ernst Cassirers gleichnamigem Werk", in *Deutsche Literaturzeitung* 33, 2821-2843, 2885-2902
- Hönigswald, Richard (1930), Brief an Leo Weisgerber v. 24.7.1930, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]
- Hönigswald, Richard (1937), "Ueber Philosophie als Wissenschaft von der Sprache", in *Theoria* 3, 247-266
- Hönigswald, Richard (1965), *Die Grundlagen der Denkpsychologie. Studien und Analysen*, unveränd. reprograf. Nachdr. der 2., umgearb. Aufl. Leipzig 1925, Darmstadt
- Hönigswald, Richard (1967), *Philosophie und Kultur*, im Auftrag des Hönigswald-Archivs hrsg. v. Günter Schaper u. Gerd Wolandt, Bonn
- Hönigswald, Richard (1970), *Philosophie und Sprache*, Darmstadt
- Hönigswald, Richard (1997), *Grundfragen der Erkenntnistheorie*, hrsg. v. Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Hamburg
- Hoijer, Harry (1954), "The Sapir-Whorf Hypothesis", in *Language in Culture*, Conference on the Interrelations of Language and Other Aspects of Culture, ed. by Harry Hoijer, Chicago, 92-105
- Hoinke, Ulrich (Hg.) (1995), *Panorama der lexikalischen Semantik*. Thematische Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstags von Horst Geckeler, Tübingen
- Holenstein, Elmar (1985), *Menschliches Selbstverständnis. Ichbewußtsein – Intersubjektive Verantwortung – Interkulturelle Verständigung*, Frankfurt/M.
- Hoppe, Alfred (1967), "Die maschinelle Übersetzung von sprachlichen Inhalten, die nicht ausgesprochen werden", in *Sprache im technischen Zeitalter* 23, 266-284

Hörmann, Hans (1970), *Psychologie der Sprache*, verbess. Neudruck, Berlin/Heidelberg/New York

Humboldt, Wilhelm von (1996), *Werke in fünf Bänden*, Bd. III: *Schriften zur Sprachphilosophie*, hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, 8. Aufl., Darmstadt

Hundsniurscher, Franz (1995), "Das Gebrauchsprofil der Wörter. Überlegungen zur Methodologie der wortsemantischen Beschreibung", in (Hoinkes 1995), 347-360

Husserl, Edmund (1993a), *Logische Untersuchungen*, Bd. 1, 6. Aufl., unveränderter Nachdruck der 2., teilweise umgearbeit. Aufl. von 1913, Tübingen

Husserl, Edmund (1993b), *Logische Untersuchungen*, Bd. 2, 1. Teil, 7. Aufl., unveränderter Nachdruck der 2., teilweise umgearbeit. Aufl. von 1913, Tübingen

Husserl, Edmund (1993c), *Logische Untersuchungen*, Bd. 2, 2. Teil, 7. Aufl., unveränderter Nachdruck der 2., teilweise umgearbeit. Aufl. von 1913, Tübingen

Hutton, Christopher (1999), *Linguistics and the Third Reich: mother-tongue fascism, race and the science of language*, London

Ikegami, Yoshihiko (1996), "Sprachtypologie und Struktur des Textes", in (Coseriu / Ezawa / Kürschner 1996), 47-68

In memoriam Leo Weisgerber. Reden gehalten am 15. Januar 1986 bei der Akademischen Gedenkfeier der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn von Konrad Repgen, Karl-Horst Schmidt, Helmut Gipper, Johannes Erben und Johann Knobloch, Bonn 1986

Ipsen, Gunther (1924), "Der alte Orient und die Indogermanen", in *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft*, Festschrift für Wilhelm Streitberg, Heidelberg, 200-237

Ipsen, Gunther (1927), "Besinnung der Sprachwissenschaft", in *Indogermanisches Jahrbuch* 11, 1-32

Ipsen, Gunther (1928), Rez. v. <Language. Journal of the Linguistic Society of America>, in *Indogermanische Forschungen* 46, 74-75

Ipsen, Gunther (1930), *Sprachphilosophie der Gegenwart*, Berlin

Ipsen, Gunther (1931a), “Das deutsche Volkstum im Zeitalter Napoleons”, in *Blätter für deutsche Philosophie* 5, 47-65

Ipsen, Gunther (1931b), Rez. v. Jost Trier, <Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts>, Heidelberg 1931, in *Blätter für deutsche Philosophie* 4, 349

Ipsen, Gunther (1932), “Der neue Sprachbegriff”, in *Zeitschrift für Deutschkunde* 46, 1-18

Ivo, Hubert (1992), “Verändert Einsicht in Grammatik den Menschen? Zur Grammatik als <Logik der Zunge, als erste Philosophie der Reflexion>”, in *Der Deutschunterricht* 4, 34-49

Ivo, Hubert (1994a), *Muttersprache – Identität – Nation. Sprachliche Bildung im Spannungsfeld zwischen einheimisch und fremd*, Opladen

Ivo, Hubert (1994b), “Wilhelm von Humboldt: Sprache heftet, leitet und bildet”, in *Technik in Sprache und Literatur*, hrsg. v. Rudolf Hoberg, Darmstadt

Ivo, Hubert (Hg.) (1994c), *Leo Weisgerber. Engagement und Reflexion*, Frankfurt/M.

Ivo, Hubert (1994d), “Leo Weisgerbers Sprachdenken: kein Denken im Geiste oder Buchstaben Humboldts”, in (Ivo 1994c), 195-274

Jaeger, Hans (1971), *Heidegger und die Sprache*, Bern und München

- Jäger, Ludwig (1993a), “‘Language, what ever that may be’. Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes”, in *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12, 77-106
- Jäger, Ludwig (1993b), “‘Chomsky’s problem’. Eine Antwort auf Bierwisch, Grewendorf und Habel”, in *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12, 235-260
- Jäger, Siegfried (1970), “Über die Frage: Hat das Wort Muttersprache ausgedient?”, in *Muttersprache* 80, 395-396
- Jakobson, Roman (1971), *Selected Writings II: Word and Language*, The Hague/Paris
- Jakobson, Roman (1974), *Relações entre a ciência da linguagem e as outras ciências*, trad. por Maria Fernanda Bacelar Nascimento, Amadora
- Jespersen, Otto (1975), *The Philosophy of Grammar*, London [Reprint der ersten Aufl. 1924]
- Jolles, André (1973), “Antike Bedeutungsfelder”, in *Wortfeldforschung*, hrsg. v. Lothar Schmidt, Darmstadt, 104-115
- Jost, Leonhard (1960), *Sprache als Werk und wirkende Kraft*, Bern
- Junker, Heinrich F. J. (1924), “Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft”, in *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft*, Festschrift für Wilhelm Streitberg, Heidelberg, 1-64
- Junker, Klaus (1986), “Zur Kritik der Humboldt-Adaptation der Neuhumboldtianer”, in *Sprache – Bewußtsein – Tätigkeit. Zur Sprachkonzeption Wilhelm von Humboldts*, hrsg. v. Klaus Welke, Berlin, 68-93
- Kaegi, Dominic (2002), “Davos und davor – Zur Auseinandersetzung zwischen Heidegger und Cassirer”, in *Cassirer – Heidegger: 70 Jahre Davoser Disputation*, hrsg. v. Dominic Kaegi u. Enno Rudolph, Hamburg, 67-105

Kainz, Friedrich (1937), "Entwurf eines Systems der Sprachphilosophie", in *Kant-Studien* 41, 380-402

Kainz, Friedrich (1946), *Einführung in die Sprachpsychologie*, Wien

Kameyama, Kenkichi (1996), "Wilhelm von Humboldts Japanisch-Studien", in (Coseriu / Ezawa / Kürschner 1996), 83-86

Kandler, Günther (1959), "Die Lücke im sprachlichen Weltbild", in (Gipper 1959a), 256-270

Kant, Immanuel (1980), *Werkausgabe*, Bd. 3 u. 4: *Kritik der reinen Vernunft*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, 4. Aufl., Frankfurt/M. [KrV]

Kapferer, Norbert (1984), *Denn eigentlich spricht die Sprache: die Fährte Heideggers im Post-Strukturalismus*, Frankfurt/M./Bern/NewYork/Nancy

Kastovsky, Dieter (1995), "Wortbildungssemantik: Ein historischer Lagebericht", in (Hoinkes 1995), 385-398

Katz, Jerrold J. (1992), "The Philosophical Relevance of Linguistic Theory", in (Rorty 1992a), 340-355

Katz, Jerrold J. / Fodor, Jerry A. (1963), "The Structure of a Semantic Theory", in *Language* 39, N° 2, 170-210

Kettering, Emil (1987), *Nähe. Das Denken Martin Heideggers*, Pfullingen

Kilian, Jörg (2000), "«...die Geschichte ist die wahre Kritik jedes Worts». Fritz Mauthner und die klassische Semasiologie", in (Henne / Kaiser 2000), 109-131

Kisiel, Theodore (1993), *The genesis of Heidegger's Being and Time*, Berkeley/Los Angeles/London

Kniesche, Henning (1992), "Ernst Cassirer (1874 – 1945)", in *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, hrsg. v. Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle, 1. Halbband, Berlin/New York, 524-550

Knobloch, Clemens (1988), *Geschichte der psychologischen Sprachauffassung in Deutschland von 1850 bis 1920*, Tübingen

Knobloch, Clemens (2000), "Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik bei Leo Weisgerber", in (Dutz 2000), 145-174

Knobloch, Johann (1961), "Hermann Ammann – Leben und Werk", in Hermann Ammann, *Nachgelassene Schriften zur vergleichenden und allgemeinen Sprachwissenschaft*, Innsbruck, 7-15

Kockelmans, Joseph G. (1972), "Language, Meaning and Ek-sistence", in *On Heidegger and Language*, ed. and transl. by J. Kockelmans, Evanston, 3-33

Köller, Wilhelm (1988), *Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens*, Stuttgart

Kolb, Herbert (1960), "Der inhumane Akkusativ", in *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 3, 168-177

Kolb, Herbert (1962), "Sprache des Veranlassens", in *Sprache im technischen Zeitalter* 5, 372-387

Kolbe, Jürgen (Hg.) (1969), *Ansichten einer künftigen Germanistik*, München

Korn, Karl (1962), "in der verwalteten Welt", in *Sprache im technischen Zeitalter* 5, 365-372

- Koschmieder, Erwin (1951), "Die noetischen Grundlagen der Syntax", in *Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse*, Jahrgang 1951, Heft 4, 3-29
- Kotorova, Elizaveta (1996), "Der qualitative und der quantitative Aspekt vergleichend-typologischer Forschungen im Bereich der lexikalischen Semantik", in (Cosieriu / Ezawa / Kürschner 1996), 173-181
- Krois, John Michael (1983), "Cassirer's Unpublished Critique of Heidegger", in *Philosophy and Rhetoric* 16, 147-166
- Kühnert, Walter (1979), "Sprachunterricht als «Denkschulung»", in (Simon 1979a), 11-152
- Kühnhold, Ingeborg (1969), "Zum «System» der deutschen Verbalpräfixe", in *Duden-Beiträge* 37, 94-98
- Kühnhold, Ingeborg / Wellmann, Hans (1973), *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen der Gegenwartssprache*. Bd. 1: *Das Verb*, mit einer Einführung v. Johannes Erben, Düsseldorf
- Kürschner, Wilfried (1972), "Retour-Quadriga", in *Muttersprache* 82, 337-343
- Kuhrasch-Paslick, Erika (1997), *Heidegger und die Sprache: Aufriss mit Texthinweisen und Kommentar*, Michigan
- Lafont, Cristina (1999), *The Linguistic Turn in Hermeneutic Philosophy*, translated by José Medina, Cambridge, Mass./London
- Lafont, Cristina (2000), *Heidegger – Language and World-Disclosure*, trans. by Graham Harman, Cambridge, Mass.

- Lakoff, George / Johnson, Mark (2000), *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*, aus dem Amerik. übers. v. Astrid Hildenbrand, 2. korrigierte Aufl., Heidelberg
- Langacker, Ronald W. (1987), *Foundations of Cognitive Grammar. Vol. I: Theoretical Prerequisites*, Stanford
- Langacker, Ronald W. (1991), *Foundations of Cognitive Grammar. Vol. II: Descriptive Application*, Stanford
- Lauener, Henri (1992), "Das Formalsprachenprogramm in der Analytischen Philosophie", in *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, hrsg. v. Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle, 1. Halbband, Berlin/New York, 825-859
- Lehrer, Adrienne (1993), "Semantic Fields and Frames: Are They Alternatives?", in (Lutzeier 1993), 149-162
- Leinfellner-Rupertsberger, Elisabeth (1992), "Fritz Mauthner (1849-1923)", in *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, hrsg. v. Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle, 1. Halbband, Berlin/New York, 495-510
- Leinfellner, Elisabeth / Schleicher, Hubert (Hg.) (1995), *Fritz Mauthner: das Werk eines kritischen Denkers*, Wien/Köln/Weimar
- Leisi, Ernst (1967), *Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen*, 3., durchgeseh. und erw. Aufl., Heidelberg
- Lenneberg, Eric H. (1954/55), "A Note on Cassirer's Philosophy of Language", in *Philosophy and Phenomenological Research* 15, 512-522
- Lenneberg, Eric H. (1967), *Biological Foundations of Language*, with appendices by Noam Chomsky and Otto Marx, New York/London/Sydney

Lerchenmüller, Joachim (2000), "Wissenschaft im Weltanschauungskrieg. Weisgerbers Arbeit in der besetzten Bretagne und die Wissenschaftspolitik der SS", in (Dutz 2000), 175-196

Litt, Theodor (1948), *Mensch und Welt. Grundlinien einer Philosophie des Geistes*, München

Löffler, Fritz (1939), Brief an Leo Weisgerber v. 9.9.1939, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]

Lösener, Hans (2000), "Zweimal 'Sprache': Weisgerber und Humboldt", in (Dutz 2000), 197-212

Löther, Burkhard (1962), "Ist die Sprache eine geschichtsbildende Kraft?", in *Weimarer Beiträge* 8, 587-613

Löwith, Karl (1960), *Der Weltbegriff der neuzeitlichen Philosophie*, Heidelberg

Lohmann, Johannes (1948a), "Martin Heideggers ontologische Differenz und die Sprache", in *Lexis*, Bd. I, 49-106

Lohmann, Johannes (1948b), "Was ist und was will die Sprachwissenschaft?", in *Lexis*, Bd. I, 128-168

Lohmann, Johannes (1951a), "Widmung", in *Lexis* Bd. II,1, 1*

Lohmann, Johannes (1951b), "SEIN und ZEIT, SEIN und WAHRHEIT in der Form der Sprache", in *Lexis*, Bd. II,1, 105-143

Lohmann, Johannes (1952), "Das Verhältnis des abendländischen Menschen zur Sprache", in *Lexis*, Bd. III,1, 5-49

Lohmann, Johannes (1959), "Einige Bemerkungen zu der Idee einer «inhaltbezogenen Grammatik»", in (Gipper 1959a), 125-133

Lohmann, Johannes (1964), "Was ist Sprache als »innere Form«?", in *Archiv für Begriffsgeschichte* 9, 173-182

Lohmann, Johannes (1965), *Philosophie und Sprachwissenschaft*, Berlin

Lohmann, Johannes (1966), "Der Sinn der indogermanischen Etymologie", in *Kratylos* 11, 79-98

Lorenz, Wolfgang (1965), *Zu einigen Fragen des Zusammenhangs von Sprache und Gesellschaft. Eine kritische Auseinandersetzung mit Leo Weisgerber*, Leipzig

Lütkehaus, Ludger (2000), "«Im Anfang war das Wort, und Gott war ein Wort». Sprachkritik bei Mauthner und Goethe", in (Henne / Kaiser 2000), 13-32

Lutzeier, Peter Rolf (1988), "Syntaktisch-semantische Relationen: Ein Versuch fürs Deutsche", in *Deutsche Sprache* 16, 131-143

Lutzeier, Rolf Peter (Hg.) (1993), *Studien zur Wortfeldtheorie / Studies in lexical field theory*, Tübingen

Lyons, John (1968), *Introduction to Theoretical Linguistics*, Cambridge 1968

Lyons, John (1977), *Semantics*, 2 vols., Cambridge

Maas, Utz / Wunderlich, Dieter (1972), *Pragmatik und sprachliches Handeln. Mit einer Kritik am Funkkolleg "Sprache"*, 2. korr. u. erg. Aufl., Frankfurt/M.

Maas, Utz (1973), "Linguistik als Legitimationswissenschaft. Zur Diskussion um Linguistik und Lehrer(fort)bildung", in *Linguistik und Didaktik* 13, 34-52

- Maas, Utz (1988), "Die Entwicklung der deutschsprachigen Sprachwissenschaft von 1900 bis 1950. Zwischen Professionalisierung und Politisierung", in *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 16, 253-290
- Malcolm, Norman (1992), "Moore and Ordinary Language", in (Rorty 1992a), 111-124
- Martin, Bernd (Hg.) (1989), *Martin Heidegger und das 'Dritte Reich': ein Kompendium*, Darmstadt 1989
- Martinet, André (1991), *Elementos de linguística geral*, tradução de Jorge Morais Barbosa, tradução adaptada para leitores de língua portuguesa, 11ª ed. portuguesa, Lisboa
- Mathesius, Vilém (1930), Brief an Leo Weisgerber v. 1.5.1930, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]
- Maturana, Humberto / Varela, Francisco (1987), *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, aus dem Spanischen übers. v. Kurt Ludewig, 2. Aufl., Bern/München/Wien
- Mauthner, Fritz (1920), *Muttersprache und Vaterland*, Leipzig
- Mauthner, Fritz (1923), *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, 3 Bde., 3., um Zusätze vermehrte Aufl., Leipzig
- Mauthner, Fritz (1925), *Die drei Bilder der Welt. Ein sprachkritischer Versuch*, Erlangen
- Meier, Georg F. (1954/55), "Einige Bemerkungen zu Johann Knoblocks Vortrag «Die Situation der Sprachwissenschaft unserer Zeit und ihre Möglichkeiten»", in *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig*, 4. Jg., Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 5, 509-515

Meier, Georg F. (1957), Rez. v. Leo Weisgerber, <Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins>, 2. Aufl., Düsseldorf 1954, in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 10, 177-180

Meschonnic, Henri (1990), *Le langage Heidegger*, Paris

Michelsen, Peter (1956), “Völkische Sprachwissenschaft? Kritische Bemerkungen zu Leo Weisgerbers Sprachtheorie”, in *Deutsche Universitätszeitschrift*, Heft XI/4, 10-12

Minder, Robert (1966), “Heidegger, Hebel und die Sprache von Meßkirch”, in *Der Monat* 214, 13-23

Morsbach, Lorenz (1931) ““Innere Sprachform””, in *Anglia* 43, 1-3

Moser, Hugo (1950/51), Rez. v. Leo Weisgerber, <Von den Kräften der deutschen Sprache, Bd. 1: Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins; Bd. 2, Vom Weltbild der deutschen Sprache>, Düsseldorf 1949/50, in *Wirkendes Wort* 1, 250-254

Mueller-Vollmer, Kurt (1991), “Mutter Sanskrit und die Nacktheit der Südseesprachen”, in *Athenäum: Jahrbuch für Romantik* 1, 109-133

Mungan, Güler (1986), *Die semantische Interaktion zwischen dem präfigierenden Verbzusatz und dem Simplex bei deutschen Partikel- und Präfixverben*, Frankfurt/M./Bern/New York

Muschg, Walter (1958), *Die Zerstörung der deutschen Literatur*, 3., erw. Aufl., Bern

“Nachrichten” (1965), in *Wirkendes Wort* 15, 142-143 und 431 [jeweils Notiz der Herausgeber der Zeitschrift]

Neumann, Karl (1981), “Ernst Cassirer: Das Symbol”, in *Grundprobleme der großen Philosophen*, hrsg. v. Josef Speck, 2., erg. Aufl., Göttingen

Neumann, Werner (1961/62), "Wege und Irrwege der inhaltbezogenen Grammatik", in *Weimarer Beiträge* 1, 1961, 126-156, und *Weimarer Beiträge* 2, 1962, 140-167

Neunheuser, Karlheinz (1957), "Heidegger und die Sprache", in *Wirkendes Wort* 8, 1-7

Nix, Udo (1963), *Der mystische Wortschatz Meister Eckharts im Lichte der energetischen Sprachauffassung*, Düsseldorf

Ogden, Charles K. / Richards, Ivor A. (1985), *The Meaning of Meaning. A study of the influence of language upon thought and the science of symbolism*, London [Neudruck der ersten Aufl. 1923]

Öhman, Susanne (1953), "Theories of the Linguistic Field", in *Word* 9, 123-134

Oesterreicher, Wulf (1982), "Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Phänomenologie", in *Sprachwissenschaft in Innsbruck*, hrsg. v. Wolfgang Meid, Hermann Ölberg und Hans Schmeja, Innsbruck, 153-189

Ollig, Hans Ludwig (1979), *Der Neukantianismus*, Stuttgart

Ortega y Gasset, José (1952), "Heidegger und die Sprache der Philosophie", in *Universitas*, Jg. 7, Heft 9, 897-903

Orth, Ernst Wolfgang (1997), *Kultur und Organismus. Studien zur Philosophie Richard Höningswalds*, Bonn

Orth, Wolfgang / Aleksandrowicz, Dariusz (Hg.) (1996), *Studien zur Philosophie Richard Höningswalds*, Würzburg

Papenfuss, Dietrich / Pöggeler, Otto (Hg.) (1990), *Zur philosophischen Aktualität Heideggers*, Bd. 2: *Im Gespräch der Zeit*, Frankfurt/M.

- Papenfuss, Dietrich / Pöggeler, Otto (Hg.) (1992), *Zur philosophischen Aktualität Heideggers*, Bd. 3: *Im Spiegel der Welt: Sprache, Übersetzung, Auseinandersetzung*, Frankfurt/M.
- Pegatzky, Stefan (1994), "Weltansicht. Weltbild. Weltanschauung. Zur Metamorphose eines sprachwissenschaftlichen Begriffs", in (Ivo 1994c), 11-40
- Penn, Julia M. (1972), *Linguistic Relativity versus Innate Ideas*, Paris/The Hague
- Perrefort, Maria (1990), *Opfer und Gehorsam: kritische Untersuchungen zur Struktur von Heideggers Gelassenheitsidee*, Würzburg
- Peschl, Markus F. (1994), *Repräsentation und Kognition. Kognitions- und neuroinformatische Konzepte als Grundlage einer naturalisierten Epistemologie und Wissenschaftstheorie*, Braunschweig/Wiesbaden
- Pinxten, Rik (1976), "Epistemic universals. A contribution to cognitiv anthropology", in *Universalism versus Relativism in Language and Thought. Proceedings of a Colloquium on the Sapir-Whorf Hypotheses*, ed. by Rik Pinxten, The Hague/Paris, 117-176
- Pöggeler, Otto (1985), "Den Führer führen? Heidegger und kein Ende", in *Philosophische Rundschau* 32, 26-67
- Pöggeler, Otto (1992), *Neue Wege mit Heidegger*, Freiburg/München
- Polenz, Peter von (1969), "Gibt es eine germanistische Linguistik?", in (Kolbe 1969), 153-171
- Porzig, Walter (1923), "Der Begriff der inneren Sprachform", in *Indogermanische Forschungen* 41, 150-169
- Porzig, Walter (1926), *Aischylos. Die attische Tragödie*, Leipzig

Porzig, Walter (1928), "Sprachform und Bedeutung. Eine Auseinandersetzung mit A. Marty's Sprachphilosophie", in *Indogermanisches Jahrbuch* 12, 1-20

Porzig, Walter (1957), "Die Methoden der wissenschaftlichen Grammatik", in *Der Deutschunterricht*, Heft 3, 5-12

Porzig, Walter (1971), *Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der Sprachwissenschaft*, 5. durchges. Aufl., hrsg. v. Andrea Jecklin u. Heinz Rupp, München

Porzig, Walter (1973), "Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen", in *Wortfeldforschung*, hrsg. v. Lothar Schmidt, Darmstadt, 78-103

Radčenko, Oleg (1992), "Weisgerberiana Sovietica (1957 – 1990). Versuch einer Metakritik des Neuhumboldtianismus bzw. der Sprachinhaltsforschung", in *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 2, 193-211

Raible, Wolfgang (1980), "Edmund Husserl. Die Universalienforschung und die Regularität des Irregulären", in *Wege der Universalienforschung*, hrsg. v. Gunter Brettschneider u.a., Tübingen, 42-50

Regula, Moritz (1960), "Gedanken zu den Ergebnissen der sprachtheoretischen Forschung von Hans Glinz", in *Indogermanische Forschungen* 65, 221-234

Rensch, K. H. (1966), "Ferdinand de Saussure und Georg von der Gabelentz", in *Phonetica* 15, 32-41

Rockmore, Tom (1997), "Philosophie oder Weltanschauung? Über Heideggers Stellungnahme zu Hönigswald", in (Schmied-Kowarzik 1997), 171-179

Roeder, Philip (1994), "Unstatthafte Bausteine. Leo Weisgerbers Cassirer-Rezeption", in (Ivo 1994c), 157-193

Römer, Ruth (1971), "Mit Mutter Sprache gegen die Nazis?", in *Linguistische Berichte* 14, 68-69

Römer, Ruth (1989), *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*, München

Rorty, Richard (1984), "Heidegger wider die Pragmatisten", in *Neue Hefte für Philosophie* 23, 1-22

Rorty, Richard (1991), *Essays on Heidegger and others, Philosophical Papers*, Vol. 2, Cambridge

Rorty, Richard (Ed.) (1992a), *The Linguistic Turn*, Chicago/London

Rorty, Richard (1992b), "Twenty-five years after", in (Rorty 1992a), 371-374

Rorty, Richard (1992c), "Introduction. Metaphysical Difficulties of Linguistic Philosophy", in (Rorty 1992a), 1-39

Roß, Klaus (2000), ">Sprache< und >Zweimal Sprache<. Weisgerbers Sprachgemeinschaft und Vierkandts Gesellschaftslehre", in (Dutz 2000), 87-106

Roth, Gerhard (1992a), "Das konstruktive Gehirn. Neurobiologische Grundlagen von Wahrnehmung und Erkenntnis", in *Kognition und Gesellschaft*, hrsg. v. Siegfried J. Schmidt, Frankfurt/M., 277-336

Roth, Gerhard (1992b), "Kognition: Die Entstehung von Bedeutung im Gehirn", in *Emergenz: die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*, hrsg. v. Wolfgang Krohn und Günter Küppers, Frankfurt/M., 104-133

Roth, Jürgen (1994), "Leo Weisgerber: Sprache und Objektivität. Zu Form und Intention soziologischer Sprachtheorie", in (Ivo 1994c), 41-138

Roth, Jürgen (2004), *Methodologie und Ideologie des Konzepts der Sprachgemeinschaft. Fachgeschichtliche und systematische Aspekte einer soziologischen Theorie der Sprache bei Leo Weisgerber*, [Dissertation Frankfurt/M.; Publikation online unter http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=971961395&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=971961395.pdf]

Rothacker, Erich (1948), *Probleme der Kulturanthropologie*, Bonn

Rothacker, Erich (1959), "Ontologische Voraussetzungen des Begriffs Muttersprache", in (Gipper 1959a), 39-46

Rothacker, Erich (1973), *Gedanken über Martin Heidegger*, Bonn

Rüter, Angelika (2000), "Re-Interpretation der Interpretation. Ein Bericht", in (Dutz 2000), 11-20

Runggaldier, Edmund (1985), *Zeichen und Bezeichnetes. Sprachphilosophische Untersuchungen zum Problem der Referenz*, Berlin/New York

Rupp, Heinz (1968), "Wortfeld und Wortinhalt", in *Festgabe für Friedrich Maurer*, hrsg. v. Werner Besch, Siegfried Grosse und Heinz Rupp, Düsseldorf, 35-49

Ryle, Gilbert (1963), "Systematically misleading expressions", in *Logic and Language* 1, 11-36

Saffer, Stephan (1996), *Sprachindividualität: Untersuchungen zum Weltansichtstheorem bei Wilhelm von Humboldt und Martin Heidegger*, Aachen

Saleski, Reinhold (1927), Brief an Leo Weisgerber vom 12.1.1927, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]

Saleski, Reinhold (1928), Brief an Leo Weisgerber vom 6.1.1928, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]

Saleski, Reinhold (1950), Rez. v. Leo Weisgerber, <Von den Kräften der deutschen Sprache, Vol. 1, Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins; Vol. 2, Vom Weltbild der deutschen Sprache>, Düsseldorf 1949/50, in *Language* 26.3, 439-441

Sapir, Edward (1929), "The Status of Linguistics as a Science", in *Language* 5, 207-214

Sapir, Edward (1961), *Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache*, aus dem Englischen übertragen und für den deutschen Leser bearbeitet von Conrad Homberger, München

Saussure, Ferdinand de (1967), *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, hrsg. v. Charles Bally u. Albert Sechehaye unter Mitw. v. Albert Riedlinger. Übers. v. Herman Lommel, 2. Aufl., Berlin

Saussure, Ferdinand de (1995), *Cours de linguistique générale*, publié par Charles Bailly et Albert Séchehaye avec la collaboration de Albert Riedlinger, édition critique préparée par Tullio de Mauro, postface de Louis-Jean Calvet, Paris

Saussure, Ferdinand de (1997), *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß*. Texte, Briefe und Dokumente gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr, Frankfurt/M.

Savigny, Eike von / Scholz, Oliver (1992), "Das Normalsprachenprogramm in der Analytischen Philosophie", in *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, hrsg. v. Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle, 1. Halbband, Berlin/New York, 859-872

Schaff, Adam (1964), *Sprache und Erkenntnis*, Wien/Frankfurt/M./Zürich

Scharf, Hans-Werner (1983), "Das Verfahren der Sprache. Ein Nachtrag zu Chomskys Humboldt-Rezeption", in *History of Semiotics*, ed. by Achim Eschbach & Jürgen Trabant, Amsterdam/Philadelphia, 205-250

Scharf, Hans-Werner (1989), "Differenz und Dependenz: Wesen und Erscheinung in Humboldts Sprach-Idee", in *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken. Symposium zum 150. Todestag*, Düsseldorf, 28. – 30.6.1985, hrsg. v. Hans-Werner Scharf, Essen, 125-161

Scheerer, Thomas M. (1980), *Ferdinand de Saussure. Rezeption und Kritik*, Darmstadt

Scherner, Maximilian (1998), "Die sprachtheoretische Position Hermann Ammanns. Ein Beitrag zur Historiographie der Linguistik", in *Poetica* 49, 103-122

Schmidt, Siegfried J. (1968), *Sprache und Denken als sprachphilosophisches Problem von Locke bis Wittgenstein*, Den Haag

Schmidt, Siegfried J. (1969), *Bedeutung und Begriff. Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik*, Braunschweig

Schmidt, Siegfried J. (1971), "Das Kommunikative Handlungsspiel als Kategorie der Wirklichkeitskonstitution", in *Grammatik, Kybernetik, Kommunikation*, Festschrift für Alfred Hoppe, hrsg. v. Klaus Günther Schweisthal, Bonn, 215-227

Schmidt, Walter (1961), "Lexikalische und aktuelle Bedeutung", in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 14, 231-243

Schmidt-Rohr, Georg (1932), *Die Sprache als Bildnerin der Völker*, Jena

Schmidt-Rohr, Georg (1934a), Brief an Leo Weisgerber v. 13.3.1934, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]

Schmidt-Rohr (1934b), Brief an Leo Weisgerber v. 12.11.1934, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]

Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich (Hg.) (1997), *Erkennen – Monas – Sprache*, Internationales Richard-Hönigswald-Symposion Kassel 1995, Würzburg

- Schmitter, Peter (1987), *Das sprachliche Zeichen. Studien zur Zeichen- und Bedeutungstheorie in der griechischen Antike sowie im 19. und 20. Jahrhundert*, Münster
- Schmitter, Peter (1989), "Ein transsemiotisches Modell: Wilhelm von Humboldts Auffassung von Kunst und Sprache", in *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken*. Symposium zum 150. Todestag, Düsseldorf, 28. – 30.6.1985, hrsg. v. Hans-Werner Scharf, Essen, 219-238
- Schnelle, Helmut (1971), "Muß die Sprachwissenschaft die Linguistik bekämpfen?", in *Linguistische Berichte* 11, 75-77
- Schnelle, Helmut (1994), "Welcher Sprachwissenschaft auf der Spur? Plädoyer für größere Klarheit und Toleranz", in *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 13, 110-120
- Schöfer, Erasmus (1962), *Die Sprache Heideggers*, Pfullingen
- Schultheiß, Tassilo (1936), *Sprachwissenschaft auf Schleichwegen*, Berlin-Schöneberg
- Schwan, Alexander (1989), "Heideggers «Beiträge zur Philosophie» und die Politik", in *Zeitschrift für philosophische Forschung* 43, 593-617
- Schwarz, Hans (1962), Rez. v. Martin Heidegger, <"Die Frage nach der Technik" in *Vorträge und Aufsätze*>, Pfullingen 1954, in (Gipper / Schwarz 1962), 923
- Schwarz, Hans (1975), "Von der Wertigkeit der Sprachmittel", in *Gedenkschrift für Jost Trier*, hrsg. v. Hartmut Beckers und Hans Schwarz, Köln, 355-368
- Schweppenhäuser, Hermann (1988), *Studien über die Heideggersche Sprachtheorie*, 2. Aufl., München
- Sechehaye, Albert (1933), "La pensée et la langue, ou: comment concevoir le rapport organique de l'individuel et du social dans ce langue", in *Journal de Psychologie normale et pathologique*, XXXe Année, 57-81

Seidel, Eugen (1958), "Sprachwissenschaft, «Weltbild» und Philosophie", in *Deutschunterricht*, Heft 7, 337-349

Seiler, Hansjakob (1968), "Zur Erforschung des lexikalischen Feldes", in *Sprache der Gegenwart*, Bd. 2: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1966/67, Düsseldorf, 268-286

Simon, Gerd (1979a) (Hg.), *Sprachwissenschaft und politisches Engagement: zur Problem- und Sozialgeschichte einiger sprachtheoretischer, sprachdidaktischer und sprachpflegerischer Ansätze in der Germanistik des 19. und 20. Jahrhunderts*, Weinheim/Basel

Simon, Gerd (1979b), "Materialien über den *Widerstand* in der deutschen Sprachwissenschaft des Dritten Reichs: Der Fall Georg SCHMIDT-ROHR", in (Simon 1979a), 153-206

Simon, Gerd (1979c), "Sprachwissenschaft im Umfeld des Faschismus", in *Muttersprache* 89, 377-379

Simon, Gerd (1982), "Zündschnur zum Sprengstoff. Leo Weisgerbers keltologische Forschungen und seine Tätigkeit als Zensuroffizier in Rennes während [sic] des 2. Weltkriegs", in *Linguistische Berichte* 79, 30-52

Simon, Josef (1971), *Philosophie und linguistische Theorie*, Berlin/New York

Simon, Josef (1974), "Sprachphilosophische Aspekte der neueren Philosophiegeschichte", in *Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie*, hrsg. v. Josef Simon, Freiburg/München, 7-68

Simon, Josef (1981a), *Sprachphilosophie*, Freiburg/München

Simon, Josef (1981b), "Bedeutung als Referenz und als individuelle Relevanz", in *Logos Semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921-1981*, Vol. II:

Sprachtheorie und Sprachphilosophie. Teoría y filosofía del lenguaje. Théorie et philosophie du langage. Language Theory and Language Philosophy, ed. by Harald Weydt, Berlin/New York/Madrid, 275-286

Slobin, Dan I. (2000), “Verbalized events: A dynamic approach to linguistic relativity and determinism”, in *Evidence for Linguistic Relativity*, ed. by Susanne Niemeier and René Dirven, Amsterdam, 107-138

Spalding, Keith (1970), Rez. v. Leo Weisgerber, <Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung>, Köln/Opladen 1967, in *Muttersprache* 80, 67-68

Stechow, Arnim von (1970), “Sprachwissenschaft vs. Linguistik”, in *Muttersprache* 80, 396-399

Stechow, Arnim von (1971), “Unverständnis oder Unverständlichkeit? Replik zu Leo Weisgerber”, in *Muttersprache* 81, 102-105

Stegmüller, Wolfgang (1978), *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*, Bd. 1, Stuttgart

Steiner, George (o.J.), *As idéias de Heidegger*, Trad. de Álvaro Cabral, São Paulo

Steiner, George (1990), *Von realer Gegenwart*, München/Wien

Steiner, Petra (2004), “FrameNet und WordNet. Perspektiven für die Verknüpfung zweier lexikalisch-semantischer Netze”, Berkeley [Text veröffentlicht im Internet unter www.sfs.uni-tuebingen.de], [119-128]

Stenzel, Julius (1929), Rez. v. Leo Weisgerber, <Muttersprache und Geistesbildung>, Göttingen 1929, in *Deutsche Literaturzeitung* 50, 2093-2096

Stenzel, Julius (1969), *Philosophie der Sprache*, München

Stempel, Wolf-Dieter (1978), *Gestalt, Ganzheit, Struktur. Aus Vor- und Frühgeschichte des Strukturalismus in Deutschland*, Göttingen

Stölting, Erhard (1986), *Akademische Soziologie in der Weimarer Republik*, Berlin

Ströbl, Alex (1972), "Ein Exempel zur Freiheit der Wissenschaft in der uns aufgezwungenen Demokratie", in *Linguistische Berichte* 17, 51-57

Stroh, Fritz (1934), "Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie", in *Germanistische Philologie*, Festschrift für Otto Behaghel, hrsg. v. Alfred Goetze, Wilhelm Horn u. Friedrich Maurer, Heidelberg, 229-258

Stroh, Fritz (1937), Rez. v. Leo Weisgerber, <Deutsches Volk und deutsche Sprache>, Frankfurt/M. 1935, in *Bibliographie des Auslandsdeutschtums*, Jg. 1, Nr. 3, 33-34

Sylla, Bernhard (2006), "Raumsensibilität und Binärlogik. Die kognitive Basisstruktur bei Dativ/Akkusativ-Konkurrenz als Besonderheit des Deutschen", in *Studies in Contrastive Linguistics*, (eds.) Cristina Mourón Figueroa y Teresa Moralejo Gárate, Santiago de Compostela, 1013-1023

Talmy, Leonard (1986), *The Relation of Grammar to Cognition*, Duisburg

Thierfelder, Franz (1934a), Brief an Leo Weisgerber v. 16.11.1934, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Typoskript]

Thierfelder, Franz (1934b), Brief an Leo Weisgerber v. 30.11.1934, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Manuskript]

Thilo, Ulrich Ch. M. (1989), *Rezeption und Wirkung des Cours de linguistique générale. Überlegungen zu Geschichte und Historiographie der Sprachwissenschaft*, Tübingen

Thyssen, Johannes (1953), "Die Sprache als «Energeia» und das «Weltbild» der Sprache", in *Lexis*, Bd. III.2, 301-307

Tilitzki, Christian (2002), *Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich*, 2 Teilbände, Berlin

Török, Imre (1979), “Die *Gesellschaft der deutschen Sprache* als Nachfolgeorganisation des *Deutschen Sprachvereins* und ihre gesellschaftliche Funktion vor allem während der Rekonstruktionsperiode. Untersucht anhand der Zeitschriften der *Gesellschaft für deutsche Sprache: Muttersprache* und *Der Sprachdienst*”, in (Simon 1979a), 231-272

Tomus, Alice (2004), *Der neue deutsche Sprachbegriff. Zur Wiederbelebung der Sprachphilosophie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.

Trier, Jost (1930), Brief an Leo Weisgerber v. 11.9.1930, Brüder-Grimm-Museum, Kassel [unveröffentlichtes Manuskript]

Trier, Jost (1934), “Deutsche Bedeutungsforschung”, in *Germanische Philologie*, Festschrift für Otto Behaghel, hrsg. v. Alfred Goetze, Wilhelm Horn u. Friedrich Maurer, Heidelberg, 173-200

Trier, Jost (1972), “Das sprachliche Feld”, in *Aspekte der Semantik. Zu ihrer Theorie und Geschichte. 1662-1970*, hrsg. v. Laszlo Antal, Frankfurt/M., 77-103

Trier, Jost (1973a), *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts*, 2. Aufl., Heidelberg

Trier, Jost (1973b), “Altes und Neues vom sprachlichen Feld”, in *Wortfeldforschung*, hrsg. v. Lothar Schmidt, Darmstadt, 453-464

Trier, Jost (1975), “Meine drei Ansätze zur Wortforschung”, in *Gedenkschrift für Jost Trier*, hrsg. v. Hartmut Beckers und Hans Schwarz, Köln, 1-12

Tugendhat, Ernst (1967a), “Die sprachanalytische Kritik der Ontologie”, in (Gadamer 1967), 483-493

Tugendhat, Ernst (1967b), *Der Wahrheitsbegriff bei Husserl und Heidegger*, Berlin

Uexküll, Jakob von / Kriszat, Georg (1983), *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen: ein Bilderbuch unsichtbarer Welten*, mit e. Vorw. von Adolf Portmann u.e. Einl. von Thure von Uexküll. Beigefügtes Werk: Jakob von Uexküll, *Bedeutungslehre*, Frankfurt/M.

Ullmann, Stephen (1967), *The Principles of Semantics*, 4th ed., Oxford/Glasgow

Urmson, James. O. (1992), "J. L. Austin", in (Rorty 1992a), 232-238

Vahland, Joachim (1995), "Warum Richard Höningwald in der deutschen Nachkriegsphilosophie nicht vorkommt", in *Merkur*, Jg. 49, Heft 12, 1147-1151

van de Velde, R.G. (1969), "Zur Linguistisierung der Philologie", in *Linguistische Berichte* 4, 60-70

Varela, Francisco (o. J.), *Conhecer, as ciências cognitivas, tendências e perspectivas*, trad. por Maria Teresa Guerreiro, Lisboa

Vierkandt, Alfred (1928), *Gesellschaftslehre*, 2., völlig umgearb. Aufl., Stuttgart

Vietta, Silvio (2006), "Wandel unseres Daseins. Eine unbekannte Vorlesung Martin Heideggers von 1934", in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 242, [Seite] N3

Vollmer, Gerhard (1983), *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, 3., verb. Aufl., Stuttgart

Voßler, Karl (1904), *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung*, Heidelberg

Voßler, Karl (1923), *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München

Voßler, Karl (1930), Brief an Leo Weisgerber vom 4.8.1930, Kassel, Brüder-Grimm-Museum [unveröffentlichtes Manuskript]

Wackernagel, Jacob (1920), *Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch*, Erste Reihe, hrsg. vom Philologischen Seminar der Universität Basel, Basel

Wegener, Heide (1985), *Der Dativ im heutigen Deutsch*, Tübingen

Weisgerber, Bernhard (1999), "Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Zu Leo Weisgerbers 100. Geburtstag", in *Wirkendes Wort* 49, 1-13

Weisgerber, Bernhard (Hg.) (2000), *Leo Weisgerber: Leben und Werk*, Kassel

Weiss, Walter (1960), "Die Verneinung mit <un->", in *Muttersprache* 70, 335-343

Welte, Bernhard (1992), *Meister Eckhart. Gedanken zu seinen Gedanken*, mit einem Vorwort v. Alois M. Haas, Freiburg/Basel/Wien

Werlen, Iwar (1989), *Sprache, Mensch und Welt. Geschichte und Bedeutung des Prinzips der sprachlichen Relativität*, Darmstadt

Werlen, Iwar (2002a), *Sprachliche Relativität: Eine problemorientierte Einführung*, Basel

Werlen, Iwar (2002b), "Das Worten der Welt", in *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*, hrsg. v. Alan Cruse, Franz Hundsnurscher, Michael Job u. Peter Rolf Lutzeier, 1. Halbband, Berlin/New York, 380-391

Wetz, Ulrich (1970), "...so traut", in *Muttersprache* 80, 399-402

Weydt, Harald (1996), "Partikelforschung als Universalienforschung", in (Coseriu / Ezawa / Kürschner 1996), 191-204

Whorf, Benjamin Lee (1952), *Collected Papers on Metalinguistics*, Washington D.C.

Whorf, Benjamin Lee (1973), *Language, Thought, and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*, edited and with an introduction by John B. Carroll, foreword by Stuart Chase, tenth printing, Cambridge, Mass.

Wichter, Sigurd (1995), “Überlegungen zu einer vergleichenden Semantik”, in (Hoinkes 1995), 745-756

Wienold, Götz (1970), “Weisgerber-Linguistik und Hochschulreform”, in *Linguistische Berichte* 10, 81-83

Wierzbicka, Anna (1992), *Semantics, Culture, and Cognition. Universal Human Concepts in Culture-Specific Configurations*, New York/Oxford

Willems, Klaas (1994a), *Sprache, Sprachreflexion und Erkenntniskritik: Versuch einer transzendentalphänomenologischen Klärung der Bedeutungsfrage*, Tübingen

Willems, Klaas (1994b), Rez. v. Helmut Gipper, <Wilhelm von Humboldts Bedeutung für Theorie und Praxis moderner Sprachforschung. Aufsätze und Vorträge 1953-1990>, Münster 1992, in *Indogermanische Forschungen* 99, 336-341

Willems, Klaas (1995), “Sprache und Sprachgemeinschaft. Überlegungen zu den Voraussetzungen des ‘Sprachapriori’ in Linguistik und Philosophie”, in *Indogermanische Forschungen* 100, 1-76

Willems, Klaas (1997), *Kasus, grammatische Bedeutung und kognitive Linguistik*, Tübingen

Winograd, Terry / Flores, Fernando (1988), *Understanding Computers and Cognition. A New Foundation for Design*, 3rd Printing, Massachusetts et al.

Wittgenstein, Ludwig (2002a), *Tractatus logico-philosophicus*, 14. Aufl., Frankfurt/M.

Wittgenstein, Ludwig (2002b), *Philosophische Untersuchungen*, 14. Aufl., Frankfurt/M.

Wolandt, Gerd (1973), "Richard Höningwald: Philosophie als Theorie der Bestimmtheit", in *Grundprobleme der großen Philosophen, Philosophie der Gegenwart II*, hrsg. v. Josef Speck, Göttingen, 43-101

Wolski, Werner (1980), *Schlechtbestimmtheit und Vagheit – Tendenzen und Perspektiven*, Tübingen

Wolski, Werner (1994), "Sprache, Denken, Kultur und kognitiv repräsentierte Konzepte", in *Der Deutschunterricht* 46, 94-96

Wotjak, Gerd und Lorenz, Wolfgang (1976), "Zum philosophisch-weltanschaulichen Hintergrund moderner Bedeutungskonzeptionen", in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 29, Heft 5/6, 560-565

Wotjak, Gerd (1987a), "Bedeutung und Wissenskonfiguration – Eine Quadratur des Kreises oder wie löst man den Gordischen Knoten?", in *Zeitschrift für Germanistik* 6/87, 698-708

Wotjak, Gerd (1987b), "Einzelsprachliches und Übereinzelsprachliches in der Bedeutung lexikalischer Einheiten", in *Linguistische Arbeitsberichte* 61, 2-12

Wotjak, Gerd (1997), "Bedeutung und Kognition. Überlegungen im Spannungsfeld zwischen lexikalischer und kognitiver Semantik", in *Kaleidoskop der Lexikalischen Semantik*, hrsg. v. Ulrich Hoinkes und Wolf Dietrich, Tübingen, 31-59

Wunderli, Peter (1995), "Strukturelle Semantik, Polysemie und Architektur der Sprache. Zu einigen Problemen der Bedeutungsanalyse", in (Hoinkes 1995), 791-806

Wunderlich, Dieter (1972), "Kritik einiger Grundbegriffe im Funkkolleg «Sprache»", in *Linguistische Berichte* 20, 56-69

Wundt, Wilhelm (1911), *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*. 1. Bd.: *Die Sprache*, 3. neubearb. Aufl., Leipzig

Wundt, Wilhelm (1912), *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*. 2. Bd.: *Die Sprache*, 3. neubearb. Aufl., Leipzig

Zinsli, Paul (1956), "Bedeutet muttersprachliche Betrachtung Nationalismus?", in *Wirkendes Wort* 6, 154-157